BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Die

Bartholomäus-Nacht.

Geſchichtlicher Roman

von

Proſper Merimée.

Taschenbibliothek

klassischer Romane

des

Auslands.

32—33te Lieferung:

Prosper Merimée's Werke

Erster Band:

Die Bartholomäus-Nacht.

Preis per Lieferung von 7—8 Bogen nur 15 kr. oder 4 Ngr.

Stuttgart & Cannstatt.
Verlag von Becher & Müller.
1845.

Prosper Merimée's

Gesammelte Werke,

übersetzt

von

Dr Heinrich Elsner.

Erster Band.

Die Bartholomäus-Nacht,

geschichtlicher Roman.

Stuttgart & Cannstatt,

Verlag von Becher & Müller.

1843.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
FRESENIUS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Die Bartholomäus-Nacht,

geſchichtlicher Roman.

I.

Die Reuter.

Schwarz fliegen die Horden
Ueber Alpen, haßig!
Mit Bourbon zum Morden
Hin über den Po!
Byron.

Nicht weit von Etampes, in der Richtung von Paris, gewahrt man heute noch ein großes viereckiges Gebäude mit Spitzbogen-Fenſtern, denen einige rohe Bildhauer-Arbeiten zur Zierde dienen ſollen. Ueber dem Thor befindet ſich eine Niſche, welche ehedem eine ſteinerne Madonna enthielt; letztere hatte jedoch in der Revolution das Loos von gar vielen männlichen und weiblichen Heiligen, und wurde von dem Präſidenten des revolutionären Clubbs von Lardy feierlichſt in Stücke geſchlagen. Seither hat man eine andere heil. Jungfrau an ihren Platz geſtellt, freilich nur eine aus Gips geformte; angethan indeß mit einigen ſeidenen Lappen und mit etlichen Korallen geſchmückt, ſtellt ſie ſich noch ziemlich gut dar und gibt der Schenke des Glands Gisant ein reſpektables Anſehen.

Vor beinahe drei Jahrhunderten, d. h. im Jahr 1572, hatte dieſes Gebäude die gleiche Beſtimmung, wie gegenwärtig, nämlich durſtige Reiſende aufzunehmen; aber die Außenſeite war damals eine ganz andere. Auf den Mauern las man eine Menge

Inſchriften, herrührend von den verſchiedenen Kriegsparteien. Neben den Worten: „Es lebe der Herr Prinz!“ *) las man: „Es lebe der Herzog von Guiſe! Tod den Hugenotten.“ An einer andern Stelle hatte ein Soldat einen Galgen und einen Gehenkten mit Kohle gezeichnet, und, damit man ihn ja nicht mißverſtehe, darunter die Inſchrift geſetzt: Gaspar von Châtillon.“ Indeß ſchien es, daß die Proteſtanten bald darauf die Oberhand in dieſen Gegenden gewonnen hatten, denn der Name ihres Oberhaupts war weggekratzt und der des Herzogs von Guiſe an ſeine Stelle geſetzt. Andere, halbverlöſchte, ziemlich ſchwer zu leſende und noch ſchwerer auf anſtändige Weiſe auszudrückende Inſchriften bewieſen, daß der König und ſeine Mutter eben ſo wenig verſchont geblieben waren, als die Partei-häupter. Am allermeiſten ſchien jedoch die arme Madonna unter der Wuth des Bürger- und Religionskriegs gelitten zu haben. Ihre an zwanzig Stellen von Kugeln durchlöcherte Bildſäule zeugte von dem Eifer der hugenottiſchen Soldaten, das, was ſie „heidniſche Götzenbilder“ nannten, zu zerſtören. Indeß der fromme Katholik, wenn er vor dem Bilde vorüber gieng, ehrerbietig ſeine Mütze zog, hielt ſich der proteſtantiſche Reiter für verpflichtet, ihm einen Lanzenſtoß beizubringen, und achtete ſich nach vollbrachter Heldenthat nicht geringer, als wenn er das „apokalyptiſche Thier“ erſchlagen und den Götzendienſt zerſtört hätte.

Allerdings war ſeit mehreren Monden zwiſchen den zwei ſtreitenden Sekten Frieden geſchloſſen worden; aber der Schwur kam aus dem Munde und nicht aus dem Herzen. Mit gleicher Unverſöhnlichkeit dauerte die gegenſeitige Erbitterung fort. Alles mahnte daran, daß der Krieg kaum aufgehört habe, — Alles verkündete, daß der Friede nicht von langer Dauer ſeyn könne.

Die Schenke zum goldenen Löwen ſtrotzte von Solda-

*) Der Prinz Condé.

ten. An ihrer fremdländischen Aussprache und ihrem bizarren Anzug erkannte man sie als deutsche Gavalleristen, Reiter genannt, welche der protestantischen Partei ihre Dienste angeboten hatten, zumal als sie einen guten Sold zu zahlen im Stande war. Wenn die Geschicklichkeit dieser Ausländer in der Handhabung des Pferdes und ihre Gewandtheit im Gebrauch der Feuerwaffen sie an einem Schlachttage furchtbar machten, so standen sie andrerseits in dem vielleicht mit noch größerem Rechte erworbenen Ruf von vollendeten Räubern und unbarmherzigen Siegern. Der Haufen, welcher sich in der Herberge aufgerastet hatte, bestand aus fünfzig Reitern: sie waren Tags zuvor von Paris aufgebrochen und auf dem Wege nach Orleans, wo sie Garnison halten sollten.

Während die Einen ihre an die Mauer gebundenen Pferde besorgten, schürten Andere das Feuer an, drehten den Bratspieß und beschäftigten sich mit der Küche. Der Herbergvater betrachtete, als geschlagener Mann, die Mütze in der Hand und die Thräne im Auge, die Scene der Verwüstung, deren Schauplatz die Küche war. Er sah seinen Hofraum verheert, seinen Keller geplündert, seinen Flaschen, die man zu entpfropfen sich nicht einmal die Mühe nahm, den Hals gebrochen; und was das Schlimmste war, er wußte nur zu gut, daß trotz der strengen Befehle des Königs in Betreff der Kriegszucht er keine Entschädigung von denjenigen zu erwarten habe, welche ihn so feindlich behandelten. Denn in diesen unglückseligen Zeiten galt es als allgemein angenommene Wahrheit, daß eine bewaffnete Truppe, so im Frieden wie im Krieg, auf Unrechtskosten zehrte, wo immer sie sich befinden mochte.

Vor einem eichenen, von Schmutz und Rauch geschwärzten Tische saß der Hauptmann der Reiter. Er war ein großer und gewaltiger Mann von ungefähr fünfzig Jahren, mit breiter Adlernase, flammenden Gesichtszügen, gräulichen und dünn gesäten Haaren, unter welchen eine breite, vom linken Ohr anfangende

und in seinem dichten Schnurrbart ſich verlierende Narbe deutlich durchſchimmerte. Er hatte Panzer und Helm abgelegt und nur ein Wamms von ungariſchem Leder anbehalten, woran die ſchwarzen Spuren ſich abreibender Waffen und ſorgſam geflickte Löcher zu erkennen waren. Auch Säbel und Piſtolen hatte er neben ſich auf die Bank gelegt und nur den breiten Dolch an ſich ſtecken, den ein kluger Mann damals nur im Bette vom Leibe that.

An ſeiner linken Seite ſaß ein hochrother, groſſer und wohlgeſtalteter Jüngling. Sein Wamms war mit Stickereien beſetzt, und man bemerkte in ſeinem Anzug mehr Gewähltheit, als in dem ſeines Genoſſen. Es war indeß nur der Cornett des Hauptmanns.

Zwei junge Dirnen von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren leiſteten, am gleichen Tiſche ſitzend, ihnen Geſellſchaft. Eine Miſchung von Elend und Luxus ſpiegelte ſich in den Kleidern derſelben, die nicht für ſie gemacht und nur durch das Kriegsglück ihnen zugeworfen zu ſeyn ſchienen, ab. Die Eine trug einen damaſtenen, goldgeſtickten, aber ganz vergilbten Spenſer über einem einfachen linnenen Rock. Die Andere hatte ein blaues Atlaskleid nebſt einem grauſilzenen, mit einer Hahnenfeder geſchmückten Männerhut. Beide waren hübſch; aber die Frechheit ihrer Blicke und die Zügelloſigkeit ihrer Rede rochen überlaut nach der Gewohnheit, mit Soldaten zu leben. Der Atlasrock war eine Zigeunerin; ſie konnte Karten und Zither ſchlagen. Die Andere hatte chirurgiſche Kenntniſſe und ſchien ſich eines ausgezeichneten Ranges in der Achtung des Cornetts zu erfreuen.

Dieſe vier Perſonen, jede hinter einer groſſen Weinflaſche, plauderten mit einander und tranken in Erwartung des Eſſens.

Eben begann, wie das bei Hungrigen gewöhnlich der Fall iſt, die Unterhaltung zu ſtocken, als ein junger, ſchlank und hochgewachſener, ziemlich elegant gekleideter Mann vor dem Thor der Herberge ſeinen trefflichen Schweißfuchs anhielt. Der Trompeter

der Reiter ſtand von der Bank, wo er ſich gelagert, auf und faßte, dem Fremden entgegengehend, des Pferdes Zügel. Der Fremde war im Begriff, ihm für den vermeintlichen Höflichkeitsdienſt zu danken; aber er wurde ſogleich enttäuſcht, denn der Trompeter öffnete das Maul des Roſſes und betrachtete deſſen Zähne mit einem Kennerauge; dann beſchaute er ſich, einige Schritte zurücktretend, die Füße und den Rücken des edlen Thiers, nickte mit dem Kopf, als ſehr zufriedener Mann, und ſagte in ſeinem Kauderwälſch: — Schön Gaul, myn Herr, das Ihr da reitet! und fügte noch einige deutſche Worte bei, welche ſeinen Kameraden, in deren Mitte er ſich wieder niederließ, Anlaß zum Lachen gaben.

Dieſe ohne viele Umſtände vorgenommene Prüfung war nicht nach dem Geſchmack des Reiſenden; er begnügte ſich indeß, einen verächtlichen Blick auf den Trompeter zu werfen, und ſtieg ohne Jemands Hülfe ab.

Der jetzt aus dem Hauſe tretende Gaſtwirth nahm ihm ehrerbietig die Zügel ab und flüſterte ihm ſo leiſe, daß die Reiter nichts verſtehen konnten: „Gott ſteh' Euch bei, mein junger Edelherr! Aber Ihr kommt ſehr zur böſen Stunde; denn die Compagnie dieſer Kopfhänger, welchen St. Chriſtoph den Hals umdrehen möge, iſt gar nicht angenehm für gute Chriſten, wie Ihr und ich."

Der junge Mann lächelte bitter. „Dieſe Herren," ſagte er, „ſind alſo proteſtantiſche Cavaliersleute?"

„Und Reiter obendrein," fügte der Gaſtwirth bei. „Unſere liebe Frau ſoll ihnen die ſchwere Noth machen! Seit der Stunde, daß ſie da ſind, haben ſie die Hälfte meines Geräthes zerbrochen. Es ſind lauter unbarmherzige Raubgeſellen, wie ihr Anführer, Herr von Châtillon, der ſaubere Teufelsadmiral."

„Für einen Graubart, wie Ihr," entgegnete der junge Mann, „iſt das ſehr unvorſichtig geſprochen. Wenn nun zufällig Euer neuer Gaſt ein Proteſtant wäre, ſo könnte er Euch gar wohl mit

einem guten Puff darauf dienen.“ Dabei ſchlug er mit ſeiner Reitpeitſche an ſeinen blank gewichſten Stiefel.

„Wie!.... Was!.... Ihr ein Hugenott?.... Proteſtant will ich ſagen!“ rief der erſtarrte Gaſtwirth aus. Dann wich er einen Schritt zurück und betrachtete den Fremden vom Wirbel bis zur Zehe, als ſuche er an deſſen Anzug irgend ein Zeichen, woraus er auf ſeine Religion ſchließen könnte. Dieſe Prüfung und das offene freundliche Geſicht des jungen Mannes beruhigten ihn allmählig und er fuhr leiſer fort: „Ein Proteſtant mit grünem Atlaswamms? ein Hugenott mit franiſchem Halskragen? Ei, das iſt ja nicht möglich! Ah, mein junger Edelherr, ſo viel Fleckitär ſieht man nicht bei den Ketzern. Heilige Maria! Ein feines Atlaskleid iſt allzuſchön für ſolche Schmutzhämmel!“

Augenblicklich riß die Reitpeitſche und der Schlag, den der arme Herbergvater auf die Wange erhielt, war für ihn ein Glaubensbekenntniß deſſen, mit dem er redete.

„Unverſchämtes Läſtermaul! Wart, ich will Dich Deine Zunge zähmen lehren! Fort mit meinem Pferde in den Stall, und daß ihm nichts abgehe!“

Der Gaſtwirth ließ traurig den Kopf hängen und führte das Pferd unter eine Art Schurpen, wobei er ganz leiſe tauſend Flüche gegen die deutſchen und franzöſiſchen Ketzer hervermurrte: und wäre ihm der junge Mann nicht auf dem Fuße gefolgt, um die Behandlung ſeines Pferdes zu überwachen, ſo hätte das arme Thier in ſeiner Eigenſchaft als Ketzer ohne Zweifel den Abend hindurch faſten müſſen.

Der Fremde trat in die Küche und grüßte die dort verſammelten Perſonen, indem er mit Anmuth die Krempe ſeines großen, von einer gelben und ſchwarzen Feder beſchatteten Hutes lüftete. Nachdem ihm der Hauptmann ſeinen Gruß zurückgegeben, betrachteten ſich beide eine Zeit lang wortlos.

„Hauptmann,“ ſagte der junge Fremde, „ich bin ein proteſtantiſcher Edelmann, und es freut mich, hier einigen meiner Glau-

benzugenossen zu begegnen. Ist es Euch genehm, so speisen wir zusammen."

Der Hauptmann, günstig eingenommen von dem ausgezeichneten Benehmen und dem eleganten Anzug des Fremden, erwiderte ihm, daß er sich geehrt fühle. Sogleich machte ihm Jungfer Mila, die junge Zigeunerin, Platz auf ihrer Bank neben sich, und da sie von Natur sehr dienstfertig war, gab sie ihm sogar ihr Glas, welches der Hauptmann sofort füllte.

„Ich heiße Dietrich Hernstein," sagte der alte Haudegen, mit seinem Glas an das des jungen Mannes anstoßend. „Ohne Zweifel habt Ihr von Hauptmann Dietrich Hernstein gehört? Ich war es, der die verlorenen Kinder in der Schlacht von Dreux und darnach in der von Arnay-le-Duc führte."

Der Fremde verstand diesen Umweg, womit man nach seinem Namen forschte, und antwortete: „Ich bedaure, Euch keinen so berühmten Namen nennen zu können, wie der Eurige, Hauptmann; meinen eigenen meine ich, denn der meines Vaters ist wohl bekannt in unsern Bürgerkriegen. Ich heiße Bernhard v. Mergy."

„Wem sagt Ihr diesen Namen!" rief der Hauptmann, sein Glas bis zum Rande füllend. „Ich habe Euren Vater gekannt, Herr Bernhard v. Mergy. Ich habe ihn gekannt von den ersten Kriegen an, wie man einen vertrauten Freund kennt. Auf seine Gesundheit, Herr Bernhard!"

Der Hauptmann hob sein Glas empor und sagte einige deutsche Worte zu seiner Truppe. Im Augenblick, wo der Wein seine Lippen berührte, warfen alle seine Reiter mit lautem Zuruf ihre Hüte in die Luft. Der Wirth meinte, es sey das ein Zeichen zum Gemetzel, und warf sich in die Knie. Bernhard selbst war etwas betroffen von dieser außerordentlichen Ehre; er hielt es indeß für seine Schuldigkeit, diesen ächt germanischen Gruß zu erwidern, indem er auf die Gesundheit des Hauptmannes trank.

Die Flaſchen, welchen man ſchon vor ſeiner Ankunft mächtig zugeſetzt hatte, konnten für dieſen neuen Toaſt nicht zureichen.

„Steh' auf, ſcheinheiliger Ketzer," herrſchte der Hauptmann dem immer noch knieenden Wirthe zu; „ſteh' auf und hole uns Wein! ſiehſt Du nicht, daß die Gläſer leer ſind?"

Und der Cornett warf ihm zum Beweiſe davon eins an den Kopf. Der Wirth eilte in den Keller.

„Dieſer Menſch iſt ein unverſchämter Schuft," ſagte Mergy, „aber Ihr hättet ihm doch mehr Uebels, als Ihr gewollt, zufügen können, wenn ihn dieſe Flaſche traf."

„Bah!" ſagte der Cornett mit rohem Lachen.

„Der Kopf eines Papiſten," bemerkte Mila, „iſt härter als dieſe Flaſche, obgleich noch leerer."

Das Lachen des Cornets ſteckte alle Zuhörer an und ſogar Mergy, der indeß mehr dem hübſchen Munde der Zigeunerin, als ihrem grauſamen Spott zulächelte.

Man brachte Wein, dann das Abendeſſen, und nach kurzem Stillſchweigen fuhr der Hauptmann mit vollen Backen fort:

„Ob ich Herr v. Mergy gekannt habe! Er war Oberſt des Fußvolks zur Zeit des erſten Feldzuges des Herrn Prinzen. Wir wohnten zwei ganze Monate in demſelben Quartier während der erſten Belagerung von Orleans. Und wie befindet er ſich jetzt?"

„Ziemlich gut für ſein hohes Alter, Gott ſey Dank! oft hat er mir von den Reitern erzählt und den ſchönen Angriffen, die ſie in der Schlacht von Dreux machten."

„Auch ſeinen ältern Sohn ... Euren Bruder, den Hauptmann Georg, habe ich gekannt. Das heißt vor ...."

Mergy ſchien verlegen.

„Es war ein gewaltiger Haudegen," fuhr der Hauptmann fort, „aber, Donner und Teufel! ein Hitzkopf. Es thut mir Leid um Euren Vater; daß derſelbe ſeinen Glauben abſchwur, mußte ihm ſehr wehe thun."

Mergy ward roth bis in's Weiße der Augen; er ſtotterte einige Worte zur Entſchuldigung ſeines Bruders; aber unverkennbar beurtheilte er ihn noch ſtrenger, als der Reiterhauptmann.

„Ah, ich ſehe, daß Euch das Kummer macht," ſagte der Hauptmann; gut! ſchweigen wir davon. Es iſt ein Verluſt für die Religion und ein großer Gewinnſt für den König, derwie es heißt, ihn ſehr ehrenvoll behandelt."

„Ihr kommt von Paris," unterbrach Mergy, in der Abſicht, dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben: „Iſt der Admiral dort angekommen? Ihr habt ihn ohne Zweifel geſehen? wie befindet er ſich dermalen?"

„Als wir abzogen, kam er mit dem Hof von Blois an; er befindet ſich trefflich, friſch und ſtark. Er hat noch zwanzig Bürgerkriege im Magen, der theure Mann! Seine Majeſtät behandelt ihn mit ſo viel Auszeichnung, daß alle Papiſten darob vor Aerger platzen möchten."

„Wirklich? nie wird der König ſein Verdienſt nach Gebühr zu erkennen im Stande ſeyn."

„Denkt nur, geſtern ſah ich, wie der König auf der Treppe des Louvre dem Admiral die Hand drückte. Herr von Guiſe, der hinterher gieng, ſah ſo gottserbärmlich aus, wie ein geprelſchter Dachshund; und ich, was meint Ihr, daß ich dachte? Mir kam es vor als ob einer einen Löwen auf den Markt führte; er läßt ihn Patſch geben, wie einen Hund, aber obgleich Hanswurſt zuverſichtlich und freundlich thut, ſo vergißt er doch niemals, daß die Tatze, die er drückt, furchtbare Krallen hat. Ja, bei meinem Bart! man hätte ſagen mögen, der König fühle die Krallen des Admirals."

„Der Admiral hat eine lange Hand," meinte der Cornett. (Es war dies ein bei der proteſtantiſchen Armee gebräuchliches Sprichwort.)

„Für ſein Alter iſt er ein recht ſchöner Mann," meinte Jungfer Mila.

„Ich möchte ihn lieber zum Schatz haben, als einen jungen Pariſten," fiel Trudchen, die Freundin des Cornetts, ein.

„Er iſt die Säule der Religion," ſagte Mergy, der auch ſeinen Senf zu dem Lobe geben wollte.

„Ja, aber verteufelt ſtreng im Punkte der Kriegszucht," agte der Kapitän kopfſchüttelnd. Sein Cornett blinzte ausdrucksvoll mit einem Auge und ſeine dicke Phyſiognomie verzog ſich zu einem Zerrbild, das ein Lächeln vorſtellen ſollte.

„Ich erwartete nicht," ſagte Mergy, „von einem alten Soldaten, wie Ihr, Hauptmann, dem Herrn Admiral über die genaue Kriegszucht, die er in ſeinem Heerlager hält, Vorwürfe machen zu hören."

„Ja freilich muß Ordnung ſeyn; aber man darf auch den Soldaten bei all dem Ungemach, das er ausſteht, nicht vergeſſen und ihm nicht verbieten, von dem guten Wetter, das ihm zufällig lächelt, Vortheil zu ziehen. Bah! jeder Menſch hat ſeine Fehler und wenn er mich gleich hat hängen laſſen, ſo wollen wir doch auf die Geſundheit des Herrn Admirals trinken."

„Der Admiral hat Euch hängen laſſen?" rief Mergy, „Ihr ſeyd ſehr geſund für einen Gehenkten."

„Ja! Sacrement! Er hat mich hängen laſſen; aber ich bin nicht rachſüchtig, darum trinken wir auf ſeine Geſundheit!"

Noch bevor Mergy weiter fragen konnte, hatte der Hauptmann alle Gläſer gefüllt, ſeinen Hut gezogen und ſeinen Reitern ein dreimaliges Hurrah auszuſtoßen befohlen. Nach Leerung der Gläſer und Stillung des Tumultes fuhr Mergy fort:

„Warum ſeyd Ihr denn gehenkt worden, Hauptmann?"

„Um eine Kleinigkeit: die Plünderung eines armſeligen Kloſters in der Provinz Saintonge, das beiläufig in Flammen aufgieng."

„Ja, aber nicht alle Mönche waren herausgegangen," unterbrach mit dem grellen Lachen des grauſamſten Hohns der Cornett.

„Ei was liegt daran, ob eine ſolche Canaille etwas früher oder ſpäter brennt? Jedennoch, könntet Ihr's glauben, Herr

v. Mergy? gerieth der Admiral in schrecklichen Zorn; er ließ mich verhaften und ohne weitere Ceremonien warf sein Großprofeß sein Halfter über mich. Da baten ihn alle Cavaliere und Edelherrn seiner Umgebung, sogar Herr v. La Noue, der wie man weiß, nicht gar zärtlich für den Soldaten ist, und alle Hauptleute um Gnade für mich, er aber schlug es rund ab. Merdelement! was der wüthend war! er zerbiß seinen Zahnstocher vor Grimm; und Ihr kennet ja das Sprichwort: Gott behüte uns vor den Paternostern des Herrn v. Montmorency und dem Zahnstocher des Herrn Admiral! „Gott verzeihe mir's," rief er, „man muß die Mordbrennerei ausretten, so lange sie noch ein Kind ist; lassen wir sie zur großen Dame werden, so wird sie uns erwürgen! — Mittlerweile kommt der Prediger mit seinem Buch unter dem Arm; man führt uns unter eine gewisse Eiche .... mir däucht, ich sehe sie noch, mit ihrem vorgestreckten Aste, der ausdrücklich zu diesem Zweck hervorgeschossen zu seyn schien; man legt mir den Strick um den Hals .... so oft ich an diesen Strick denke, wird meine Gurgel trocken wie Zunder."

„Hier ist etwas zum Anfeuchten," sagte Mila, und füllte des Erzählers Glas bis zum Rand.

Der Kapitän leerte es mit Einem Zug und fuhr fort:

„Schon betrachtete ich mich für nichts mehr, noch minder als eine Eichel, als es mir beigieng, zu dem Admiral zu sagen:

„Gi! gnädigster Herr, henkt man so den Mann, der die verlornen Kinder bei Dreux commandirt hat?" Ich sah ihn seinen Zahnstocher ausspucken und einen neuen nehmen. Das ist, dachte ich, ein gutes Zeichen. Er rief dem Hauptmann Carmier und redete leise mit ihm, dann sagte er zum Profoß: „Mache vorwärts, hinauf mit ihm!" dann drehte er sich um. Man zog mich, mir nichts dir nichts, in die Höhe, aber der wackere Carmier zog den Degen und fuhr augenblicklich durch die Schnur, daß ich von meinem Aste fiel, so roth wie ein gesottener Krebs."

„Ich bringe Euch meinen Glückwunsch," sagte Mergy, „daß Ihr so guten Kaufs davon kamet."

Dabei betrachtete er den Hauptmann mit Aufmerksamkeit und schien sich unbehaglich zu fühlen in der Gesellschaft eines Mannes, welcher mit Fug und Recht den Galgen verdient hatte; doch waren in jener unglücklichen Zeit die Verbrechen so gäng und gebe, daß man sie nicht mit derselben Strenge, wie heut zu Tage, beurtheilen durfte. Die Grausamkeiten einer Partei ermächtigten einigermaßen zu Repressalien, und Religionshaß erstickte fast jedes Gefühl der Nationalsympathie. Zudem, um aufrichtig zu seyn, flößten ihm die geheimen Lockungen der Jungfer Mila, welche er sehr hübsch zu finden begann und die Dünste des Weins, der auf sein junges Gehirn stärker wirkte, als auf die harten Reiterschädel, in diesem Augenblick eine außerordentliche Nachsicht für seine Tischgenossen ein.

„Ich habe den Hauptmann acht Tage lang in einem bedeckten Wagen verborgen," sagte Mila, „und nur Nachts herausgehen lassen."

„Und ich," setzte Trudchen bei, „brachte ihm zu essen und zu trinken: er kann es selbst bezeugen."

„Der Admiral stellte sich sehr zornig gegen Carmier; das war aber nur eine angelegte Comödie zwischen Beiden. Ich meinerseits folgte der Armee lange, ohne daß ich mich dem Admiral zu zeigen wagte; endlich, bei der Belagerung von Langeac, entdeckte er mich in einem Laufgraben und sagte zu mir: ‚Dietrich, mein Freund, da Du nicht gehenkt worden bist, so laß Dich erschießen.' Dabei zeigte er mir die Bresche; ich begriff, was er sagen wollte, lief tapfer Sturm, und trat ihm am andern Tag auf offener Straße entgegen, meinen durchlöcherten Hut in der Hand haltend. — ‚Gnädigster Herr,' redete ich ihn an, ‚ich bin erschossen worden, wie ich gehenkt ward!' er lächelte mir zu und gab mir seine Börse mit den Worten: Da, kauf Dir einen neuen! — Seit der Zeit sind wir immer gute Freunde gewesen. Ah! was war

dieſe Stadt Langeac ein fetter Biſſen! wenn ich nur daran denke, gerinnt mir das Waſſer im Munde!"

„Ah! welch ſchöne Seidenſtoffe!" rief Mila.

„Welche Menge ſchöner Leinwand!" rief Trudchen.

„Wie haben wir uns bei den Nonnen des großen Kloſters erluſtirt!" ſagte der Cornett. „Zweihundert berittene Arkebuſiere im Quartier bei hundert Nonnen! . . ."

„Mehr als zwanzig derſelben ſchwuren das Papſtthum ab," bemerkte Mila, „ſo ſehr fanden ſie die Hugenotten nach ihrem Geſchmack."

„Hier," ſchrie der Kapitän, „mußte man unſere leichten Reiter ſehen, wie ſie mit dem Meßgewand auf dem Rücken zur Schwemme ritten; unſere Gäule fraßen Haber auf dem Altar und wir ſoffen den Firnewein der Pfaffen aus ihren ſilbernen Kelchen!"

Er drehte den Kopf um Trank zu fordern, und ſah den Gaſtwirth mit gefalteten Händen und zum Himmel gerichteten Augen, worin ſich ein unbeſchreiblicher Ausdruck des Entſetzens malte.

„Schwachkopf!" ſagte der tapfere Dietrich Hernſtein achſelzuckend. „Wie kann es doch einen ſo dummen Menſchen geben, der an alle die Abgeſchmacktheiten glaubt, welche die Papiſtenpfaffen auftiſchen! Denkt nur, Herr v. Mergy, in der Schlacht von Montcontour tödtete ich mit einem Piſtolenſchuß einen Edelmann des Herzogs von Anjou; als ich ihm ſeinen Koller auszog, was meint Ihr, daß ich auf ſeinem Magen fand? Ein groß Stück Seide, ganz voll von Heiligen-Namen; er wähnte ſich damit vor den Kugeln zu ſchützen. Ich bewies ihm, daß es kein Scapulier gibt, durch welches eine proteſtantiſche Kugel nicht führe."

„Ja Scapuliere, das laß ich gelten," unterbrach der Cornett; „aber bei mir zu Hauſe verkauft man Pergamente, welche vor Blei und Eiſen bewahren."

„Ich würde doch einen gut geſchmiedeten Stahlharniſch ver-

ziehen," ſagte Mergy, „wie ſie Jakob Leſchet macht, in den Niederlanden."

„Hört doch," fiel der Hauptmann ein, „man darf nicht läugnen, daß man ſich feſt machen kann; ich, wie ich mit Euch ſpreche, habe einen Edelmann bei Dreux geſehen, der von einer Kugel mitten auf die Bruſt getroffen ward; derſelbe aber kannte die Salbe, womit man ſich feſt macht, und hatte ſich unter ſeinem Büffelwamms damit eingeſchmiert; gut! nicht einmal das ſchwarzrothe Mal einer Quetſchung fand man nachher auf ſeinem Leib."

„Aber glaubt Ihr nicht lieber, daß die Büffelhaut, wovon Ihr geredet, hinreichte, die Kugel zu entkräften?"

„O! Ihr Franzoſen, Ihr wollt an gar nichts glauben. Aber was wolltet Ihr ſagen, wenn Ihr, ſo wie ich, geſehen hättet, daß ein ſchleſiſcher Landsknecht ſeine Hand auf einen Tiſch legte und kein Menſch dieſelbe mit Meſſerſtößen durchbohren konnte? Doch Ihr lachet und haltet das für unmöglich? fragt nur Mila. Betrachtet einmal dieſe Dirne! ſie kommt aus einem Land, wo die Hexenmeiſter ſo gemein ſind, wie die Mönche in dieſem; ſie könnte Euch ſchauerliche Geſchichten erzählen. Zuweilen in den langen Herbſtabenden, wenn wir unter freiem Himmel um das Feuer ſitzen, ſträuben ſich mir die Haare auf dem Kopf über die Abenteuer, die ſie zum Beſten gibt."

„Ich wäre entzückt eines davon zu hören," ſagte Mergy; „ſchöne Mila thut mir den Gefallen."

„Ja, Mila," fuhr der Kapitän fort, „erzähl' uns eine Geſchichte, derweil wir dieſe Flaſchen vollends leeren."

„Höret alſo," begann Mila, „und Ihr, mein junger Edelmann, der an nichts glaubt, möget dann Euren Zweifel, wenn's Euch beliebt, für Euch allein behalten."

„Wie könnet Ihr behaupten, daß ich an nichts glaube?" antwortete ihr Mergy mit leiſer Stimme; „mein Wort darauf, ich glaube, daß Ihr mich behext habt, denn ich bin bereits zum Sterben verliebt in Euch."

Mila ſtieß ihn ſanft zurück, denn Mergy's Mund berührte faſt ihre Wange; und nachdem ſie rechts und links einen verſtohlenen Blick geworfen hatte, um ſich von der allgemeinen Aufmerkſamkeit zu verſichern, begann ſie folgender Weiſe:

„Hauptmann, Ihr waret gewiß in Hameln?"

„Niemals."

„Und Ihr, Gernett?"

„Ich auch nicht."

„Wie! werde ich denn Niemand finden, der in Hameln geweſen iſt?"

„Ich war ein Jahr lang dort," ſagte ein Reiter vortretend.

„Gut, Fritz! Du haſt die Kirche in Hameln geſehen?"

„Mehr als hundertmal."

„Und ihre buntfarbigen Scheiben?"

„Das will ich meinen."

„Und was war auf dieſen Scheiben gemalt?"

„Auf dieſen Scheiben? . . . Auf dem Fenſter links iſt, glaube ich, ein großer ſchwarzer Mann, der Flöte ſpielt, und kleine Kinder, die ihm nachlaufen."

„Richtig. Wohlan! Ihr ſollt die Geſchichte dieſes ſchwarzen Mannes und ſeiner Kinder von mir erfahren."

„Es ſind lange Jahre her, daß die Leute von Hameln durch eine unzählige Menge Ratten geqnalt wurden, welche in ſo dichten Haufen vom Norden kamen, daß die Erde davon ganz ſchwarz wurde, und kein Fuhrmann es gewagt hätte, mit ſeinen Pferden über einen Weg, wo dieſe Thiere liefen, hinzufahren. Im Nu war Alles rattenkahl genagt; und wenn dieſe Ratten in einen Speicher fielen, ſo brauchten ſie nicht mehr Umſtände, einen Malter Waizen zu freſſen, als ich, ein Glas dieſes guten Weins zu trinken."

Sie trank, wiſchte ſich den Mund und fuhr fort:

„Fallen, Schlingen, Gift, Alles war vergeblich. Von Bremen hatte man ein mit eilfhundert Katzen beladenes Schiff kommen laſſen; unnütze Mühe! Für tauſend, die man umbrachte,

kamen zehntausend noch hungriger wieder. Kurz, wäre nicht Hülfe gegen diese Plage erschienen, so mußten alle Einwohner Hamelns Hunger sterben, denn kein Körnlein Getraide wäre von den häßlichen Gästen verschont geblieben. Doch an einem gewißen Freitag trat vor den Bürgermeister der Stadt ein großer, verwitterter, dürrer Mann mit großen Augen und sperrangelweitem Maul, das von einem Ohr zum andern reichte, angethan mit rothem Wamms, spitzigem Hut, weiten, mit Bändern besetzten Hosen, grauen Strümpfen und Schuhen mit feuerfarbigen Maschen. Mir ist, als sähe ich ihn noch vor mir."

Unwillkührlich wandten sich alle Augen nach der Mauer, auf welche Mila hinstarrte.

„Ihr habt ihn also gesehen?" fragte Mergy.

„Nicht ich, sondern meine Großmutter; und sie erinnerte sich seines Gesichtes so deutlich, daß sie ihn hätte aus dem Kopf malen können."

„Und was sagte er zu dem Bürgermeister?"

„Er machte ihm das Anerbieten, gegen eine Belohnung von hundert Dukaten die Stadt von der verheerenden Geißel zu befreien. Ihr könnet Euch denken, daß der Bürgermeister und die Bürger sogleich einschlugen. Da zog der Fremdling alsbald eine metallene Flöte aus seinem Sack, und nachdem er sich auf dem Marktplatz, vor der Kirche, aber, wohlgemerkt! ihr den Rücken kehrend, aufgepflanzt hatte, begann er eine seltsame Weise zu spielen, wie nie ein deutscher Flötenspieler auf eine verfallen ist. Kaum hörten die Mäuse und Ratten diese Melodie, als sie von allen Dachböden, allen Mauerlöchern, allen Sparren und Ziegeln der Dächer hervor hundert-, tausendweise zu ihm herbeiliefen. Der Fremdling gieng, immer flötend, zur Weser hin; dort zog er seine Schuhe aus und stieg in's Wasser; ihm nach alle Ratten von Hameln, welche sogleich ersoffen. Nur eine blieb in der ganzen Stadt, und Ihr sollt gleich sehen, warum. Der Zauberer, denn ein solcher war es, fragte eine Nachzüglerin, die

noch nicht in die Weſer gegangen war, warum Klaus, die weiße Ratte, noch nicht gekommen ſey. Herr, antwortete die Ratte, ſie iſt ſo alt, daß ſie nicht mehr gehen kann. Hole ſie alſo ſelbſt, erwiderte der Zauberer. Stracks lief die Ratte zurück nach der Stadt und kam bald mit einer alten, dicken, weißen Ratte wieder, die ſo alt, ſo alt war, daß ſie ſich nicht mehr fortzuſchleppen vermochte. Die beiden Ratten, die alte von der jungen am Schwanze gezogen, giengen nun auch in die Weſer und erſoffen, wie die übrigen. So wurde die Stadt von ihnen gereinigt. Aber als der Fremdling auf dem Rathhauſe erſchien, um den verſprochenen Lohn zu holen, da bedachten der Bürgermeiſter und die Bürger, daß ſie jetzt nichts mehr von den Ratten zu fürchten hätten, und boten ihm, in der Ueberzeugung, mit einem ſchutzloſen Manne leichtes Spiel zu haben, ohne Schaamgefühl ſtatt der verſprochenen hundert Dukaten zehn an. Der Fremdling machte Gegenvorſtellungen; man blies dieſelben über ein Haus hinaus. Darauf drohte er, ſich noch viel theurer bezahlen zu laſſen, wenn man den Vertrag nicht buchſtäblich erfülle. Die Bürger brachen über dieſe Drohung in ein ſchallendes Gelächter aus und warfen ihn vor das Thor des Rathhauſes, ihn einen alten Rattenfänger ſchimpfend. Die Kinder der Stadt griffen dieſes Schimpfwort auf und verfolgten ihn damit durch die Straßen bis zum Neuthor. Am folgenden Freitage erſchien der Fremde wieder auf dem Marktplatz, aber dießmal mit einem purpurnen, ganz wunderlich aufgeſtutzten Hut. Aus ſeinem Sack zog er eine von der erſten ganz verſchiedene Flöte; und ſobald er darauf zu ſpielen angefangen, folgten ihm alle Knaben der Stadt vom ſechsten bis zum vierzehnten Jahr und giengen aus dem Thor mit ihm.“

„Und die Einwohner von Hameln ließen ſie fortführen?“ fragten Mergy und der Hauptmann zugleich.

„Sie liefen ihnen nach bis zum Koppenberg, an eine Höhle, die jetzt verſtopft iſt. Der Flötenſpieler trat in die Höhle und

alle Kinder mit ihm. Eine Zeitlang hörte man den Flötenton; allmählig wurde er ſchwächer; endlich hörte man gar nichts mehr. Die Kinder waren verſchwunden, und ſeitdem hat man keine Kunde von denſelben erhalten."

Die Zigeunerin hielt ein, um den Eindruck in den Geſichtern der Zuhörer zu beobachten, welche ihre Erzählung auf ſie hervorgebracht.

Da nahm der Reiter, welcher in Hameln geweſen war, das Wort und ſagte: „Dieſe Geſchichte iſt ſo wahr, daß, wenn man in Hameln von etwas Merkwürdigem reden will, man zu ſagen pflegt: dieß und das iſt geſchehen zwanzig Jahre, zehn Jahre nach dem Auszug unſerer Kinder .... Der Herr v. Falkenſtein hat unſere Stadt ſechszig Jahre nach dem Auszug unſerer Kinder gepländert."

„Aber das Merkwürdigſte," fiel Mila ein, „iſt, daß um dieſelbe Zeit, weit von da, in Siebenbürgen, gewiſſe Kinder erſchienen, die deutſch redeten und nicht ſagen konnten, woher ſie kamen. Die verheiratheten ſich in dem Land und lehrten ihre Kinder ihre Sprache, daher es kommt, daß man bis auf dieſen Tag in Siebenbürgen deutſch redet."

„Und es ſind die Kinder von Hameln, die der Teufel dorthin verſetzt hat?" fragte Mergy lächelnd.

„Ich rufe den Himmel zum Zeugen, daß das wahr iſt," rief der Hauptmann, „denn ich bin in Siebenbürgen geweſen und weiß gar wohl, daß man dort deutſch redet, während man rund umher ein hölliſches Kauderwälſch balabert."

Das Zeugniß des Hauptmanns mochte ſo viel gelten, als manche andere Beweiſe.

„Soll ich Euch Euer Glück weiſſagen?" fragte Mila Herrn v. Mergy.

„Gerne," antwortete Mergy, ſeinen linken Arm um die Hüfte der Zigeunerin ſchlingend, während er ihr die offene Rechte hinreichte.

Mila betrachtete dieſelbe mehrere Minuten lang ſtumm, von Zeit zu Zeit nachdenklich den Kopf ſchüttelnd.

„Nun! mein ſchönes Kind, wird die, die ich lieb habe, mein werden?“

Mila gab ihm einen Klaps auf die Hand. — „Glück und Unglück,“ ſagte ſie; „blaue Augen thun wohl und wehe. Das Schlimmſte iſt, daß Du Dein eigenes Blut vergießen wirſt.“

Der Hauptmann und Cernett ſchwiegen ſtille, beide ſichtlich bewegt von dem unheilverkündenden Ausgang dieſer Prophezeihung.

Der Gaſtwirth ſchlug in's Geheim große Kreuze.

„Ich werde glauben, daß Du in der That eine Zauberin biſt,“ ſagte Mergy, „wenn Du mir ſagen kannſt, was ich zu thun im Begriff bin.“

„Du wirſt mich küſſen,“ flüſterte ihm die Zigeunerin in's Ohr.

„Sie iſt eine Zauberin!“ rief Mergy, ſie umſchlingend. Er fuhr fort, ſich leiſe mit der ſchönen Prophetin zu unterhalten, und ihr gutes Einvernehmen ſchien mehr und mehr zu wachſen.

Trudchen ergriff eine Art Zither, welche noch faſt alle Saiten hatte, und nahm einen deutſchen Marſch zum Vorſpiel. Dann ſang ſie, als ſie einen Kreis von Soldaten um ſich ſah, in ihrer Sprache ein Kriegslied, in deſſen Refrain die Reiter wie raſend einfielen. Von ihrem Beiſpiel aufgemuntert, begann der Hauptmann mit einer Stimme, von der die Gläſer zerſpringen konnten, ein altes hugenottiſches Kriegslied zu ſingen, deſſen Muſik mindeſtens eben ſo barbariſch war, als der Text:

„Der Prinz von Condé,
„Der liegt im Grunde;
„Herr Admiral jedoch
„ſitzt noch zu Roſſe hoch,
„mit Rochefoucault im Bund,
„jagt die Papiſtenhund',
„Hund', Hund', Hund', Hund.“

Alle Reiter, vom Wein erhitzt, huben jetzt, jeder eine andere

Melodie zu singen an. Schüsseln und Flaschen bedeckten mit ihren Trümmern den Fußboden; die Küche widerhallte von Flüchen, Gelächter und Saufliedern. Bald jedoch ließ der Schlaf, begünstigt von dem Dunst des Orléans-Weines, die Mehrzahl der Helden dieser bachantischen Scene seine Macht fühlen. Die Soldaten warfen sich auf die Bänke. Der Gernett, nachdem er zwei Schildwachen vor die Thüre gestellt, schleppte sich wankend nach seinem Lager hin; der Hauptmann, welcher noch so viel Taktsinn beibehalten, um in gerader Linie zu marschiren, stieg, ohne zu laviren, die Treppe in das Zimmer des Wirthes hinauf, das er, als das beste der Herberge, für sich gewählt hatte.

Und Mergy und die Zigeunerin? Noch vor dem Gesang des Hauptmanns waren beide miteinander verschwunden.

II.

Am andern Morgen, oder: der Katzenjammer.

Ein Träger.
Ich sage, daß ich sogleich Geld haben will,
Molière, die lächerlichen Gezierten.

Es war schon lange hoher Tag, als Mergy aufwachte. Die Vorgänge des gestrigen Abends waren in seinem Kopfe noch keineswegs verdämmert. Seine Kleider lagen zerstreut in der Stube umher und sein Mantelsack gähnte offen am Boden. Sich aufrichtend, betrachtete er eine Weile diese Scene der Verwirrung, indem er sich die Augen rieb, um seine Gedanken zu sammeln. Seine Züge drückten zugleich Ermüdung, Erstaunen und Unruhe aus.

Ein schwerer Schritt machte sich auf der Steintreppe, die in seine Stube führte, vernehmlich. Ohne daß man sich anzuklopfen die Mühe genommen hatte, gieng die Thüre auf, und

herein trat der Wirth mit noch saurerem Geſichte, als Tags zuvor; aber in ſeinen Blicken ließ ſich die Unverſchämtheit, welche an die Stelle der Furcht getreten war, ohne Mühe leſen.

Er warf einen Blick auf die Stube und bekreuzte ſich, als wäre er durch ſolchen Wirrwarr von Entſetzen ergriffen.

„Ei, ei! mein junger Edelmann," rief er, „noch im Bette? Nur aufgeſtanden, denn wir müſſen mit einander rechnen."

Mergy ſetzte einen Fuß aus dem Bette und gähnte erſtaunlich dazu: „Weher," fragte er, „all' dieſe Unordnung? Warum iſt mein Mantelſack offen?" und gebärdete ſich dabei wenigſtens eben ſo ärgerlich, als ſein Wirth.

„Warum? Warum!" erwiderte dieſer; „was weiß ich davon? Ich werde mich wohl um Euren Mantelſack bekümmern? Ihr habt mein Haus in eine noch viel ärgere Unordnung gebracht! aber bei St. Euſtach, meinem guten Schutzpatron, Ihr werdet mir's bezahlen."

Derweil er ſprach, zog Mergy ſeine ſcharlachenen Beinkleider an, und durch eine Bewegung, die er machte, fiel ſeine Börſe aus der offenen Taſche. Der Klang, den ſie von ſich gab, mußte ein ganz anderer ſeyn, als der, den er erwartete, denn er hob ſie ſogleich mit Beſtürzung auf und unterſuchte ſie.

„Man hat mich beſtohlen!" rief er aus, ſich zum Gaſtwirth wendend.

Statt der zwanzig Goldthaler, die darin geweſen, fand er nur noch zwei.

Meiſter Euſtach zuckte die Achſeln und lächelte verächtlich.

„Man hat mich beſtohlen," wiederholte Mergy, raſch ſeinen Gürtel ſchnallend. „Ich hatte zwanzig Goldthaler in dieſer Börſe, und fordere dieſelben zurück: In Eurem Hauſe hat man mir ſie genommen."

„Bei meinem Bart! das freut mich," entgegnete beleidigend der Wirth; „das wird Euch lehren künftig vor Hexen und Diebinnen auf Eurer Hut zu ſeyn. Doch," fügte er leiſer bei,

„Gleich und Gleich gesellt sich gern. All dieses Galgenfutter, Ketzer, Hexen und Diebe sind e i n Kuchen und Mus.“

„Was sagtest Du, Kröte?“ schrie Mergy um so zornicher, als er die innere Wahrheit des Vorwurfs fühlte, und ergriff, wie jeder Unrechthabende, die Gelegenheit zum Streit bei den Haaren.

„Ich erkläre,“ erwiederte der Wirth mit erhobener Stimme, und die Faust in die Hüfte stemmend, „ich erkläre, daß Ihr alles in meinem Hause zerschlagen habt, und fordere Bezahlung bis auf den letzten Heller.“

„Ich werde meine Zeche bezahlen, und keinen Liard weiter. Wo ist der Hauptmann Kern ... Hornstein?“

„Man hat mir,“ fuhr Meister Eustach immer mehr brüllend fort, „mehr als zweihundert Fläschen guten Wein getrunken, aber Ihr haftet mir dafür.“

Mergy hatte eben seinen Anzug beendigt. — „Wo ist der Hauptmann?“ rief er mit Donnerstimme.

„Er ist vor mehr als zwei Stunden abmarschirt; und möge er zum Teufel fahren, gleich allen Hugenotten, einstweilen, bis wir sie sammt und sonders verbrennen!“

Eine tüchtige Ohrfeige war die einzige Antwort, die Mergy in diesem Augenblicke finden konnte.

Dieser unvorhergesehene und kräftige Schlag machte den Wirth zwei Schritte zurücktaumeln. Das hornene Heft eines großen Messers ragte aus einer Tasche seiner Hosen hervor; er legte die Hand daran. Ohne Zweifel wäre ein großes Unglück geschehen, hätte er der ersten Bewegung seines Zornes nachgegeben. Aber die Klugheit that seiner Rachsucht Einhalt, indem sie ihn bemerken ließ, daß Mergy sich über die Hauptes seines Bettes beugte, über dem ein langer Degen hieng. Augenblicklich entsagte er einem ungleichen Kampf, eilte Kopf über Hals die Stiege hinunter und schrie aus Leibeskräften: Mord! Feuer!

Herr des Schlachtfeldes, aber sehr unruhig über die Folgen

ſeines Siegs, legte Mergy ſein Wehrgehäng an, ſteckte ſeine Piſtolen darein, ſchloß ſeinen Mantelſack, nahm ihn in die Hand und entſchied ſich, bei dem nächſten Friedensrichter Klage einzulegen. Kaum hatte er die Thüre geöffnet und ſetzte den Fuß auf die erſte Stufe der Stiege, als unverſehens ein feindlicher Haufe ſich ihm entgegenſtellte.

Der Wirth marſchirte voran, eine alte Hellebarde in der Hand; drei mit Bratſpießen und Stöcken bewaffnete Bengel ſtanden dicht hinter ihm: ein Nachbar mit einer roſtigen Arkebuſe bildete das Hintertreffen. Von beiden Seiten hatte man ſich auf eine ſo ſchnelle Begegnung nicht gefaßt gemacht. Nur fünf bis ſechs Stufen trennten die feindlichen Parteien.

Mergy ließ ſeinen Mantelſack fallen und ergriff eine ſeiner Piſtolen. Dieſe feindliche Bewegung zeigte dem Meiſter Euſtach und ſeinen Kampfgenoſſen, wie ſehr ihre Schlachtordnung fehlerhaft ſey. Gleich den Perſern in der Schlacht bei Salamis, hatten ſie es vernachläſſigt, eine Stellung zu wählen, wo ihre Anzahl ſich vortheilhaft entwickeln konnte. Der einzige von ihrer Truppe, der eine Feuerwaffe trug, durfte ſich derſelben nicht bedienen, weil er ſeine vorangehenden Mitſtreiter verwundet hätte, indeß die Piſtolen des Hugenotten, die ganze Länge der Treppe beſtreichend, alle mit einem Schuß niederſtrecken zu können ſchienen. Das leichte Knattern des Hahns, als Mergy ſeine Piſtole geladen hatte, fand ein Echo in ihren Ohren und ſchien ihnen faſt eben ſo entſetzlich, als die Entladung der Waffe ſelbſt.

Mit unwillkührlichem Drange machte die feindliche Heerſäule links umkehrt euch und eilte der Küche zu, wo ſich ein größeres und vortheilhafteres Schlachtfeld darbot. In der von eiliger Flucht unzertrennlichen Unordnung verwickelte der Gaſtwirth ſeine Hellebarde, da er ſie drehen wollte, zwiſchen ſeine Füße und fiel. Als edelmüthiger Feind mochte Mergy ſeiner Waffen ſich nicht bedienen, und begnügte ſich, ſeinen Mantelſack den Flüchtigen nachzuwerfen, der, gleich einem Felsſtück auf

ſie hinrollend und auf jeder Stufe ſeine Wucht verſtärkend, die Niederlage vollendete. Die Stiege war von Feinden geleert und die zerbrochene Hellebarde blieb als Siegeszeichen.

Mergy flog eiligſt in die Küche hinab, wo ſich der Feind bereits wieder auf einer Linie in Schlachtordnung geſtellt hatte. Der Arkebuſier hielt ſeine Waffe am Backen und blies auf ſeine Lunte. Der blutbedeckte Wirth, denn ſeine Naſe war durch den Sturz ſtark gequetſcht worden, hielt ſich hinter ſeinen Freunden, wie der verwundete Menelaus hinter den griechiſchen Reihen. Statt eines Nachaen oder Podalirius trocknete ihm ſein Eheweib mit verwirrten Haaren und ſchief geſetzter Haube das Geſicht an einem ſchmutzigen Handtuche ab.

Mergy war raſch entſchloſſen. Er trat gerade auf den Arkebuſenträger zu, und ſetzte ihm die Mündung ſeiner Piſtole auf die Bruſt.

„Wirf Deine Lunte weg oder Du biſt ein Kind des Todes!“

Die Lunte fiel zu Boden und Mergy löſchte mit ſeinem Stiefel den brennenden Zünder. Alsbald legten alle Verbündeten zu gleicher Zeit die Waffen nieder.

„Was Euch betrifft,“ ſagte Mergy zum Wirth gewendet, „ſo wird Euch die kleine Züchtigung, die Ihr von mir erhalten, vielleicht lehren, die Fremden etwas beſſicher zu behandeln. Wenn ich wollte, ſo ließe ich Euch den Schild durch den Schultyes des Orts einziehen; aber ich bin nicht böſeartig. Seht einmal, was meine Zeche macht?“

Meiſter Knuſch, der bemerkte, daß er ſeine furchtbare Piſtole abgeſpannt, und während des Sprechens wieder in den Gürtel geſteckt hatte, faßte auf's Neue ein wenig Muth und murmelte, ſich abwiſchend, mürrig:

„Die Schüſſeln zerbrechen, die Leute ſchlagen, guten Chriſten die Naſe zerquetſchen... einen Höllenlärm machen... wie man für alles das einen rechtſchaffenen Mann entſchädigen könnte, weiß ich nicht.“

„Gut," nahm Mergy lächelnd das Wort. „Für Eure gequetschte Nase werde ich Euch zahlen, was sie nach meinem Anschlag werth ist. Wegen Eurer zerbrochenen Schüsseln wendet Euch an die Reiter; das haben sie gethan. Ich verlange nun nur noch zu wissen, was ich Euch für mein gestriges Abendessen schulde."

Der Wirth betrachtete seine Frau, seine Gesellen und seine Nachbarn mit einer Miene, als wollte er sie zugleich um Rath und um Schutz angehen.

„Die Reiter, die Reiter!" sagte er... „von denen Geld sehen, ist keine leichte Sache; ihr Hauptmann hat mir drei Livres gegeben und der Cornett einen Fußtritt."

Mergy nahm einen der Goldthaler, die ihm übrig geblieben. „Wohlan," sagte er, „laßt uns als Freunde scheiden." Dabei warf er das Goldstück dem Meister Enstach zu, welcher es, statt die Hand auszustrecken, verächtlich auf den Fußboden fallen ließ.

„Einen Thaler?" rief er, „einen Thaler für hundert zerbrochene Flaschen, einen Thaler für mein ruinirtes Haus, einen Thaler für abgeprügelte Leute?"

„Einen Thaler, nichts als einen Thaler?" fiel das Eheweib mit ebenso lamentablem Tone ein. „Es kommen katholische Edelleute hierher, die bisweilen ein wenig Geräusch machen; aber sie wissen wenigstens, was es kostet."

Wäre Mergy besser bei Kasse gewesen, so hätte er ohne Zweifel den Ruf der Freigebigkeit seiner Partei aufrecht gehalten.

„Meinetwegen," antwortete er trocken, „aber diese katholischen Edelleute sind nicht bestohlen worden. Entscheidet Euch," fügte er bei, „nehmt diesen Goldthaler, sonst bekommet Ihr gar nichts." Und er that einen Schritt, als wollte er ihn zurücknehmen.

Das Weib hob ihn sogleich auf.

„Wohlan! man führe mein Pferd vor! und Du da, leg' Deinen Bratspieß ab und trage mein Gepäck!"

„Euer Pferd, mein edler Herr!“ sagte einer der Diener des Meisters Eustach, indem er sein Gesicht verzog.

Der Wirth richtete, trotz seines Kummers, den Kopf auf und seine Augen blitzten einen Augenblick von boshafter Schadenfreude.

„Ich gehe, es Euch selbst vorzuführen, mein guter Edelherr! ich führe es Euch selbst vor, Euer gutes Pferd.“ Und er gieng hinaus, immer das Handtuch vor die Nase haltend. Mergy folgte ihm.

Wie groß aber war sein Erstaunen, als er statt des schönen Schweißfuchses, der ihn hergetragen, einen kleinen, alten, spatigen Schecken sah, den außerdem noch eine breite Narbe am Kopf entstellte; statt seines flandrischen Sattels von feinem Sammet sah er einen rindsledernen, mit Eisen beschlagenen, kurz einen gemeinen Soldatensattel.

„Was soll das heißen? Wo ist mein Pferd?“

„Eure Gnaden mögen sich nur die Mühe nehmen, es von den protestantischen Herren Reitern zu verlangen,“ antwortete der Wirth mit erbeuchelter Demuth; „diese würdigen Fremdlinge haben es mit sich genommen; gewiß geschah der Irrthum wegen der Aehnlichkeit.“

„Ein stolzes Roß!“ sagte einer der Gesellen; „ich wette, es ist nicht über zwanzig Jahre alt.“

„Man wird nicht läugnen können, daß es ein Schlachtroß ist,“ sagte ein Anderer; „sehet nur, welchen Säbelhieb es über die Stirne bekommen.“

„Welche prächtige Schabracke!“ sagte ein Anderer bei, „sie gleicht dem Kirchenrock eines Predigers, schwarz und weiß.“

Mergy gieng in den Stall hinein, den er leer fand.

„He! warum ließet Ihr mein Pferd mit fortnehmen?“ schrie er wüthend.

„Traun! mein edler Herr,“ antwortete der Stallknecht,

„der Trompeter hat ihn aufgezäumt; er bedeutete mir, daß das zwischen Euch Beiden abgemachter Tausch sey."

Mergy erstickte fast vor Wuth, und doch wußte er nicht, wen er in seinem Unstern packen sollte.

„Ich werde den Hauptmann aufsuchen," murmelte er zwischen den Zähnen, „er wird dem Spitzbuben, der mich bestohlen, sein Recht anthun."

„O gewiß," sagte der Wirth, „Eure Herrlichkeit haben's getroffen; denn der Hauptmann .... wie heißt er doch? Er sah immer wie ein gar ehrlicher Mann aus."

Bereits hatte sich Mergy selbst die Bemerkung gemacht, daß der Hauptmann den Diebstahl, wenn nicht befohlen, doch wenigstens begünstigt habe.

„Bei derselben Gelegenheit," fuhr der Wirth fort, „werdet Ihr auch Eure Goldthaler wieder von jenem Fräulein haben können: es täuschte sich ohne Zweifel, da es seinen Pack in der Dämmerung machte."

„Soll ich den Mantelsack Eurer Herrlichkeit auf das Roß Eurer Herrlichkeit legen?" fragte der Stallbube in ehrfurchtsvollstem und zur Verzweiflung bringenden Ton.

Mergy sah ein, daß er, je länger er bleibe, um so mehr von dem Hohn dieses Gesindels zu leiden habe würde. Nachdem daher der Mantelsack angeschnallt war, schwang er sich in seinen schlechten Sattel; die Mähre aber, da sie einen neuen Herrn fühlte, faßte den boshaften Wunsch, dessen Kenntnisse in der Reitkunst zu versuchen. Bald jedoch mußte sie empfinden, daß sie es mit einem vortrefflichen Reiter zu thun habe, der weniger als je aufgelegt war, ihre Artigkeiten zu dulden; sie faßte daher, nach einigen Bäumungen, die ihr mit großen, scharf gespitzten Sporen reichlich bezahlt wurden, den weisen Entschluß, zu gehorchen und einen starken Trab anzuschlagen. Aber sie hatte in dem Kampf mit ihrem Reiter einen Theil ihrer Kraft erschöpft; und ihr stieß zu, was in solchem Falle immer den schlech-

ten Gäulen zuſtoßt, ſie ſtürzte, wie man ſagt, mit allen Vieren. Unſer Held erhob ſich ſogleich, zwar nur leicht gequetſcht, aber noch wüthender wegen des Hohngeſchreis, das ſich alsbald hinter ihm erhob. Einen Augenblick ſchwankte er, ob er nicht mit der flachen Klinge Rache holen ſollte; bei beſſerer Ueberlegung jedoch begnügte er ſich, zu thun, als höre er die nachgerufenen Beleidigungen nicht, und ſchlug langſamer den Weg nach Orleans ein, von Ferne verfolgt durch einen Kinderhaufen, deren älteſte das Spottlied auf Hans Wurſt ſangen, indeß die kleineren aus Leibeskräften ſchrieen: Auf den Hugenotten! Holz her! Holz her!

Nachdem er eine halbe Stunde gar traurig einhergetrottet, bedachte er, daß er heute wohl ſchwerlich die Reiter mehr treffen würde, daß ſein Pferd ohne Zweifel verkauft ſey, und endlich, daß es ſehr problematiſch wäre, ob ſie ihm es gutwillig zurückgeben. Allmälig vertraute er ſich mit dem Gedanken, es unwiederbringlich verloren zu glauben; und da er, unter ſolcher Vorausſetzung, nichts auf der Straße von Orleans zu thun hatte, kehrte er auf die nach Paris zurück, ſchlug jedoch einen Querweg ein, um nicht an der verhaßten Herberge, der Zeugin ſeines Unſternes, vorbei zu kommen. Unvermerkt und in Folge einer frühzeitigen Gewohnheit, von allen Lebens-Ereigniſſen die gute Seite zu nehmen, betrachtete er es, Alles zuſammen gerechnet, als ein großes Glück, ſo wohlfeilen Kaufs weggekommen zu ſeyn; möglicherweiſe hätte er ja ganz geplündert, ſogar ermordet werden ſeyn können, während ihm jetzt doch noch ein Goldthaler, faſt ſein ganzes Gepäcke und ein Pferd geblieben war, das, wenn auch häßlich, ihn doch zu tragen vermochte. Ehrlich geſtanden, entlockte ihm auch die Erinnerung an die hübſche Mita manchmal ein freundliches Schmunzeln. Kurz, nach dem Ritte von ein paar Stunden und einem guten Frühſtück war er ſchier gerührt von dem Zartſinn dieſes artigen Mädchens, das ihm aus ſeiner Börſe, die zwanzig Goldſtücke enthielt, nur achtzehn mit

genommen hatte. Schwerer söhnte er sich mit dem Verlust seines schönen Schweißfuchsen aus, aber auch hier konnte er sich nicht verheimlichen, daß ein abgefeimterer Räuber als der Trompeter sein Pferd abgeführt hätte, ohne ihm ein anderes an dessen Stelle zu lassen.

Abends, kurz vor Thorschluß, langte er in Paris an und quartirte sich in einem Gasthof der St. Jacobsstraße ein.

III.

Die jungen Höflinge.

Jachimo: Der Ring ist mein!
Posthumus: Zu schwer ist es, dem Steine beizukommen.
Jachimo: Nicht, da sich eure Frau so leicht erfand!
Shakspeare, Cymbelin.

Als Mergy nach Paris kam, hoffte er, dem Admiral Coligny auf's Dringendste empfohlen zu werden und Dienst in dem Heere zu erhalten, das, wie die Sage gieng, unter den Befehlen des großen Feldherrn nach Flandern in den Krieg zog. Er schmeichelte sich, daß einige Freunde seines Vaters, an welche er Briefe mitbrachte, seine Schritte unterstützen und ihn am Hofe Carls, sowie bei dem Admiral, der gleichfalls eine Art Hof hatte, einzuführen die Gefälligkeit haben würden. Mergy wußte, daß sein Bruder einigen Kredit genoß, doch war er noch sehr unentschieden, ob er ihn aufsuchen sollte. Georg Mergy's Glaubens-Abschwörung hatte ihn fast gänzlich von seiner Familie getrennt, die ihn nur noch als Fremden betrachtete. Es war dies keineswegs das einzige Beispiel einer durch Verschiedenheit der Religionsmeinungen entzweiten Familie. Seit lange schon hatte Georgs Vater verboten, den Namen des Apostaten in seiner Gegenwart auszusprechen, und sich strenge an den Vers im

Evangelium gehalten: Aergert dich dein rechtes Auge, so reiß es aus. Wiewohl der junge Bernhard bei weitem nicht in so hohem Grade dieſe Unbeugſamkeit theilte, ſo erſchien ihm doch der Glaubenswechſel ſeines Bruders als ſchimpflicher Fleck für die Ehre ſeiner Familie, und ſeine brüderliche Zärtlichkeit mußte nothwendig unter einer ſolchen Meinung leiden.

Bevor er ſich über das gegen ſeinen Bruder einzuhaltende Betragen entſchied, ehe er ſogar ſeine Empfehlungsbriefe abgab, hielt er es für zweckdienlich, ſeine leere Börſe wieder zu füllen, und verließ in dieſer Abſicht ſeinen Gaſthof, um zu einem Geldſchmied auf der St. Michelsbrücke zu gehen, der ſeiner Familie eine Summe ſchuldete, welche er zu erheben beauftragt war.

Beim Eingange der Brücke begegnete er einigen jungen, mit großer Zierlichkeit gekleideten Leuten, die einander am Arme haltend, faſt gänzlich den engen Weg verſperrten, welchen die Maſſe von Boutiquen und Bretterverſchlägen, gleich zwei parallellaufenden Mauern ſich erhebend und den Vorübergehenden die Ausſicht auf den Fluß verſperrend, auf der Brücke offen ließ. Hinter dieſen Herrn ſtolzirten die Lakaien, deren jeder einen jener langen zweiſchneidigen Degen, die man Duelle nannte und einen Dolch, deſſen Stichblatt ſo breit war, daß es im Nothfall zum Schild diente, in der Hand trug. Ohne Zweifel ſchien das Gewicht dieſer Waffen den jungen Edelleuten zu ſchwer, oder machte es ihnen vielleicht auch Vergnügen, aller Welt zu zeigen, daß ſie reich gekleidete Lakaien hatten.

Sie ſchienen guter Laune zu ſeyn, zum mindeſten ließ ſich das aus ihrem ununterbrochenen Gelächter ſchließen. Gieng eine wohlgekleidete Frau an ihnen vorüber, ſo machten ſie ihr eine halb höfliche, halb unverſchämte Reverenz; auch kühlten mehrere dieſer Unbeſonnenen ihr Müthchen, indem ſie ernſte, ſchwarz bemantelte Bürger rauh anſtießen, welche dann, tauſend leiſe Flüche gegen den Uebermuth des Hofgeſindels murrend, ſachte

ausweichen. Nur einer von der Gruppe wandelte mit geſenktem Haupt und ſchien an ihren Ergötzlichkeiten keinen Theil zu nehmen.

„Gott verdamm' mich, Georg!“ rief einer der jungen Männer, den Angeredeten auf die Schulter ſchlagend, „Du wirſt raſend widerwärtig. Seit einer dicken Viertelſtunde haſt Du keinen Mund aufgethan. Willſt Du vielleicht Karthäuſer werden?“

Mergy bebte, da er den Namen Georg's hörte, er konnte jedoch die Antwort der Perſon, die mit demſelben angeredet werden war, nicht verſtehen.

„Ich wette hundert Piſtolen,“ nahm der erſtere wieder das Wort, „daß er abermals in irgend einen Drachen von Tugend verliebt iſt. Armer Freund! ich beklage Dich; es heißt in der That Unglück haben, wenn man in Paris einer Spröden begegnet.“

„Geh' zu dem Magiſter Rudbeck,“ ſagte ein Anderer, „und laß Dir einen Zaubertrank geben, daß man Dich lieben muß.“

„Vielleicht,“ meinte ein Dritter, „vielleicht iſt unſer Freund Kapitän in eine Nonne verliebt. Dieſe Teufel von Hugenotten, bekehrt oder nicht, begehren der Bräute des lieben Gottes.“

Eine Stimme, die Mergy ſogleich erkannte, antwortete traurig: „Zum Henker! Ich wäre weniger traurig, wenn es ſich um Liebeleien handelte; aber,“ fügte Georg leiſer hinzu, „Herr v. Pons, dem ich einen Brief an meinen Vater mitgegeben habe, iſt mit der Nachricht zurückgekommen, daß derſelbe nichts von mir hören wolle.“

„Dein Vater iſt von altem Kaliber,“ ſagte einer der jungen Männer; „er iſt einer von den eingefleiſchten Hugenotten, welche Amboiſe nehmen wollten.“

In dieſem Augenblick bemerkte der Kapitän Georg, als er zufällig den Kopf wendete, ſeinen Bruder Mergy. Einen Ausdruck freudiger Ueberraſchung ausſtoßend, eilte er mit offenen Armen auf ihn zu. Ohne eine Secunde zu zaudern, ſtreckte ihm Mergy die Arme entgegen und drückte ihn an die Bruſt. Wäre die

Begegnung nicht ſo unvermuthet geweſen, ſo hätte er es vielleicht verſucht, ſich mit Gleichgültigkeit zu bewaffnen; aber die Ueberraſchung ſetzte die Natur in alle ihre Rechte ein. Sie betrachteten ſich ſofort als Freunde, die nach einer langen Reiſe einander wiederfinden.

Nach den erſten Umarmungen wendete ſich der Kapitän Georg an ſeine Freunde, deren einige ſtehen geblieben waren, um dieſe Scene mit anzuſehen.

„Meine Herrn," ſagte er, „Ihr ſeyd Zeugen dieſes unerwarteten Zuſammentreffens, verzeihet mir daher, wenn ich Euch verlaſſe, um mich zum erſtenmal ſeit beinahe ſieben Jahren mit ihm zu unterreden."

„Zum Henker, nein! Wir geſtatten nicht, daß Du uns heute untreu wirſt. Das Eſſen iſt beſtellt, und Du mußt dabei ſeyn." Dabei hielt ihn der Sprecher an ſeinem Mantel.

„Béville hat Recht," ſagte ein Anderer, „wir laſſen Dich nicht fort."

„Ei! zum Kukuk!" fuhr Béville fort, „Dein Bruder ſoll mit uns zum Mittageſſen kommen; ſo haben wir dann ſtatt eines guten Geſellſchafters deren zwei."

„Entſchuldiget mich," nahm Mergy das Wort, „aber ich habe heut mehrere Angelegenheiten in's Reine zu bringen. Ich muß Briefe abgeben..."

„Kann morgen geſchehen."

„Sie müſſen heute beſtellt werden, ... und," fügte Mergy etwas ſchamroth bei, „ich will Euch nur geſtehen, daß ich ohne Geld bin, und welches holen muß..."

„Ach! meiner Treu! eine ſchöne Anrede!" riefen alle zugleich. „Wir werden nicht geſtatten, daß Ihr das Eſſen anſtändiger Chriſten, wie wir, anſchlaget, um bei Juden zu entlehnen."

„Hier, mein lieber Freund," ſagte Béville, mit einiger Prahlerei eine lange Börſe an ſeinem Gürtel ſchüttelnd, „ſtellet

mich als Euren Schatzmeiſter an. Der Eilferpaſch hat mich ſeit vierzehn Tagen günſtig behandelt."

„Fort! fort! halten wir uns nicht auf und gehen wir zum Eſſen im Mohren," fielen alle aus Einem Halſe ein.

Der Kapitän ſah ſeinen noch unentſchiedenen Bruder an. — „Bah! Du wirſt Zeit genug haben, Deine Briefe abzugeben. Das Geld anlangend, ſo hab' ich: alſo komm mit uns, Du ſollſt mit dem Pariſer Leben Bekanntſchaft machen!" Mergy ließ ſich mitnehmen. Sein Bruder ſtellte ihn allen ſeinen Freunden, einem nach dem andern, vor: der Baron Vaudreuil, der Ritter Reincy, der Vicomte Béville ꝛc. Sie überhäuften den Neuangekommenen, der ſie nach der Reihe küſſen mußte, mit Schmeicheleien. Béville gab ihm zuletzt den Bruderkuß.

„Oh!" rief er, „Gott verdamm mich! Kamerad, ich wittre Ketzergeruch. Ich ſetze meine goldene Kette an eine Piſtole. Ihr ſeyd von der Religion."

„Es iſt wahr, mein Herr, ich bin nicht ſo religiös, als ich ſeyn ſollte."

„Seht einmal, ob ich nicht einen Hugenotten unter Tauſenden herausfinde! Beim heiligen Bauch! was doch die Herrn Kopfhänger für eine ernſte Miene annehmen, wenn ſie von ihrer Religion ſprechen."

„Mir ſcheint, man ſollte niemals über einen ſolchen Gegenſtand ſcherzen."

„Herr von Mergy hat Recht," ſagte der Baron Vaudreuil; „und Ihr, Béville, werdet einmal für Eure ſchlechten Spöttereien über heilige Gegenſtände ein Unglück haben."

„Seht mir doch dieſe Heiligenmiene an;" ſagte Béville zu Mergy, „er iſt der allerärgſte Wüſtling unter uns, und doch fällt es ihm von Zeit zu Zeit ein, uns eine Predigt zu halten."

„Laßt mich, was ich bin, Béville!" ſagte Vaudreuil. „Bin ich ein Wüſtling, ſo bin ich's, weil ich's eben nicht verhalten kann; ſo verehre ich wenigſtens, was zu verehren iſt."

„Was mich betrifft, ſo verehre ich ſehr... meine Mutter; ſie iſt die einzige rechtſchaffene Frau, die ich kennen gelernt habe. Im Uebrigen, mein tapferer Freund, gelten mir Katholiken, Hugenotten, Papiſten, Juden oder Türken alle gleich; um ihre Zwiſtigkeiten kümmere ich mich juſt ſoviel, als um einen abgebrochenen Sporn.“

„Gottloſer,“ murmelte Vaudreuil. Dabei bekreuzte er ſich auf den Mund, verdeckte indeß ſeine Handbewegung, ſo gut er konnte, mit dem Schnupftuch.

„Du mußt wiſſen, Bernhard,“ ſagte der Kapitän Georg, „daß Du unter uns keine ſo gelehrten Diſputatoren finden wirſt, wie unſer Magiſter Theobald Wolfſteinius iſt. Wir kümmern uns wenig um theologiſche Erörterungen und wenden, Gott ſey Dank, unſere Zeit beſſer an.“

„Vielleicht,“ erwiderte Mergy etwas bitter, „wäre es für Dich beſſer geweſen, Du hätteſt dem gelehrten Geſpräche des würdigen Geiſtlichen, den Du eben nannteſt, aufmerkſamer zugehört.“

„Stille über dieſen Punkt, junger Bruder; ſpäter werde ich vielleicht mit Dir daraus reden: ich weiß, daß Du von mir eine Meinung hegſt... doch einerlei... wir ſind nicht hier, um über ſolcherlei Gegenſtände zu reden... ich glaube, ein rechtſchaffener Mann zu ſeyn, und Du wirſt es ohne Zweifel eines Tages erfahren... brechen wir ab, heute wollen wir nur an unſer Vergnügen denken.“

Und er fuhr mit der Hand über die Stirne, als wollte er einen unangenehmen Gedanken verſcheuchen.

„Theurer Bruder!...“ ſagte Mergy ganz leiſe, ihm die Hand drückend. Georg erwiderte den Druck; und beide beeilten ſich, ihren um einige Schritte vorausgegangenen Genoſſen zu folgen.

Als ſie vor dem Louvre, wo eben eine Anzahl reich gekleideter Perſonen heraustrat, vorübergiengen, grüßten oder um-

armten der Kapitän und seine Freunde fast alle ihnen begegnenden Herren. Dabei stellten sie Jeden den jungen Mergy vor, welcher auf diese Weise mit einer Menge in jener Zeit berühmter Leute plötzlich Bekanntschaft machte. Zugleich erfuhr er ihre Spitznamen (denn damals hatte jeder bedeutende Mann den seinigen), nebst den ärgerlichen Geschichten, die auf die Rechnung desselben erzählt wurden.

„Sehet Ihr," sagte man, „diesen wachsgelben Parlamentsrath? das ist Messire **Petrus de Linibus**, verdeutlmetscht: Peter Séguier, der sich in allem, was er unternimmt, so gewaltig und klug umthut, daß er immer seinen **Zweck** erreicht. Sehet dort den **kleinen Kapitän Bank-Brenner**, Thoré von Montmorency; hier den Erzbischof der Flaschen (Erzbischof von Guise), der sich ziemlich aufrecht auf seinem Maulthier hält, maßen er noch nicht bei der Tafel war. — Schaut daneben einen der Helden Eurer Partei, den tapferen Grafen von La Rochefoucault, genannt der **Kohl-Feind**. Im letzten Kriege ließ er ein unglückseliges Kohlbeet mit Flintenkugeln durchlöchern, weil er es, in Folge seines schlechten Gesichtes, für eine Abtheilung Lanzknechte gehalten hatte.

Binnen weniger als einer Viertelstunde erfuhr Mergy die Namen der Liebhaber fast aller Hofdamen und die Anzahl der Duelle, wozu deren Schönheit Anlaß gegeben hatte. Er sah daraus, daß der Ruf einer Dame in gleichem Verhältniß mit den Todten stand, die sie veranlaßt hatte; so war die Frau von Courtavel, deren zeitweiliger Geliebter zwei seiner Rivalen getödtet hatte, weit berühmter, als die arme Gräfin von Pomerande, welche nur zu einem kleinen Duell mit leichter Verwundung Anlaß gegeben hatte.

Eine Frau von schlankem Wuchs und breiten Hüften, auf einem weißen Maulthier in Begleitung eines Stallmeisters reitend und von zwei Lakaien gefolgt, zog Mergy's Aufmerksamkeit auf sich; ihre Kleider waren nach dem neuesten Schnitt und

starrten von Stickereien. Soviel man urtheilen konnte, mußte sie hübsch seyn; um jene Zeit giengen nämlich die Damen nur mit einer Maske vor dem Gesicht aus; die ihrige war von schwarzem Sammt: man sah, oder vielmehr man rieth aus dem, was durch die Augenlöcher schimmerte, daß sie eine Haut von strahlender Weiße und dunkelbraune Augen haben müsse.

Als sie in die Nähe der jungen Herren kam, mäßigte sie den Schritt ihres Maulthiers, und schien Mergy, dessen Gesicht ihr unbekannt war, mit einiger Aufmerksamkeit zu betrachten. Bei ihrem Vorüberreiten sah man, wie alle Federnhüte den Boden kehrten, und sie neigte anmuthig den Kopf, um die zahlreichen Grüße, welche die Reihe der Bewunderer, durch welche sie ritt, ihr spendete, zu erwidern. Als sie vorüber war, hob ein leichter Windhauch den untersten Theil ihres Atlaskleides und ließ Sekunden lang einen kleinen, weißen Sammetschuh und einige Zolle eines rosaseidenen Strumpfes sehen.

„Wer ist diese Dame, die Jedermann grüßt," fragte Mergy mit Neugierde.

„Schon verliebt!" rief Béville. „Uebrigens thut sie es Jedem an; Hugenetten und Papisten, alle sind verliebt in die Gräfin Diana von Turgis."

„Das ist eine der Hofschönheiten," fügte Georg bei, „eine der gefährlichsten Circen für unsere galanten jungen Herrn. Aber hol' mich . . . ! Die Citadelle ist nicht leicht zu nehmen."

„Wie viele Duelle zählt sie?" fragte Mergy lachend.

„Oh! sie rechnet nur nach Dutzenden," antwortete der Baron Baudreuil; „aber das Schönste ist, daß sie sich selbst schlagen wollte; sie hat einer Hofdame, die ihr den Rang ablief, ein förmliches Cartell geschickt.

„Welches Mährchen!" rief Mergy aus.

„Sie wäre nicht die erste," sagte Georg, „die sich in unserer Zeit duellirt hätte: in der That hat sie eine ganz regelmäßige und gut stylisirte Aufforderung an die Sainte-Foix

geſchickt, auf Leben und Tod, auf Degen und Dolch, im Hemd bis an die Hüfte, wie nur ein raffinirter Duelliſt thun könnte."

„Ich wäre gar zu gern der Secundant einer dieſer Damen geweſen, um ſie beide im Hemde zu ſehen," ſagte der Ritter von Reincy.

„Und fand der Zweikampf ſtatt?" fragte Mergy.

„Nein," antwortete Georg; „man ſöhnte ſie wieder aus."

„Er war's, der ſie ausſöhnte," ſagte Vaudreuil; „er war damals der Cicisbeo der Saint-Feir."

„Pfui doch! nicht mehr, als Du," erwiderte Georg äußerſt discret.

„Die Turgis iſt wie Vaudreuil," ſagte Béville; „ſie macht ein Rühram — Styrum aus der Religion und den Sitten der Zeit: will ſich im Zweikampf ſchlagen, was, glaube ich, eine Todſünde iſt, und hört doch täglich zwei Meſſen."

„Laß mich doch mit meiner Meſſe in Ruhe," rief Vaudreuil.

„Ja, ſie geht in die Meſſe," fuhr Reincy fort, „aber um ſich dort ohne Maske ſehen zu laſſen."

„Ich meine, das iſt überhaupt der Grund, warum ſo viele Frauen in die Meſſe gehen," bemerkte Mergy, hocherfreut, eine Gelegenheit zum Spott über die Religion, die er nicht bekannte, gefunden zu haben.

„Und in die Predigt," ſagte Béville. „Wenn die Kanzelrede zu Ende iſt, löſcht man die Lichter aus, und dann Proſit die Mahlzeit! Bei meiner letzten Stunde! das macht mir raſende Luſt, ein Lutheraner zu werden."

„Und Ihr glaubt an ſolche abgeſchmackte Mährchen?" entgegnete Mergy mit verächtlichem Ton.

„Ob ich daran glaube! der kleine Ferrand, den wir alle kennen, gieng in die Predigt zu Orleans, um die Frau eines Notars zu ſehen, eine prächtige Muskel, meiner Treu! mir lief das Waſſer im Munde zuſammen, da er ſie ſchilderte. Nur in

der Predigt konnte er sie sehen; glücklicherweise hatte ihm einer seiner Freunde, ein Hugenott, das Losungswort gesagt: er kam glücklich hinein, und nun laß ich Euch rathen, ob unser Kamrad in der Dunkelheit seine Zeit gut anwendete."

„Das ist unmöglich," sagte Mergy trocken.

„Unmöglich? und warum?"

„Weil nie ein Protestant so niederträchtig wäre, einen Papisten in die Predigt zu führen."

Auf diese Antwort erscholl ein allgemeines Gelächter.

„Aha! Aha!" sagte der Baron Vaudreuil, „Ihr glaubt also, weil Einer Hugenott sey, so könne er weder Dieb, noch Verräther, noch Gelegenheitsmacher werden?"

„Der fällt aus dem Monde," rief Reincy.

„Ich," sagte Béville, „wenn ich einer Hugenottin ein Liebesbriefchen zu überschicken hätte, würde mich an ihren Pfarrer wenden."

„Darum ohne Zweifel," antwortete Mergy, „weil Ihr gewohnt seyd, Euren Priestern dergleichen Aufträge zu geben?"

„Unsern Priestern?..." schrie Vaudreuil zornroth.

„Macht ein Ende mit diesen langweiligen Erörterungen," unterbrach Georg, als er „die beleidigende Bitterkeit jedes Gegenausfalls" bemerkte; „lassen wir die Scheinheiligen aller Sekten bei Seite. Ich schlage vor, daß der Erste, der das Wort: Hugenott, Papist, Protestant, Katholik ausspricht, eine Strafe zahle."

„Topp!" rief Béville; „er soll gehalten seyn, uns mit gutem Wein von Cahors in dem Gasthof, wo wir speisen, zu regaliren."

Jetzt trat eine kurze Stille ein.

„Seit dem Tod des armen Lanney, der vor Orleans fiel, hat die Turgis keinen bekannten Liebhaber," sagte Georg, „der seine Freunde von den theologischen Gedanken abbringen wollte."

„Wer wagt zu behaupten, daß eine Pariser Dame keinen

Liebhaber hat?" rief Béville; „so viel iſt ſicher, daß Comminges ihr ſcharf zuſetzt."

„Eben deßwegen hat der kleine Navarette ſie fahren laſſen," ſagte Vaudreuil; „Er fürchtet einen ſo ſchrecklichen Nebenbuhler."

„Comminges ſpielt alſo den Eiferſüchtigen?" fragte der Kapitän.—„Er iſt eiferſüchtig wie ein Tiger," antwortete Béville, „und ſchwört, Jeden umzubringen, der es wagen würde, die ſchöne Gräfin zu lieben; ſo wird ihr denn nichts übrig bleiben, als den Comminges zu wählen, damit ſie nicht ganz leer ausgehe."

„Wer iſt denn dieſer furchtbare Menſch?" fragte Mergy, der eine lebhafte Neugierde empfand für Alles, was näher oder entfernter die Gräfin Turgis angieng, ohne ſich Rechenſchaft davon ablegen zu können.

„Das iſt," antwortete ihm Reiney, „einer unſerer famöſeſten Raffinirten; und da Ihr aus der Provinz kommt, will ich Euch den ſchönen Ausdruck erklären. Ein Raffinirter iſt das Muſter eines galanten Mannes, er ſchlägt ſich, wenn der Mantel eines Andern den ſeinigen berührt, wenn man vier Fuß weit von ihm ausſpuckt, und aus jedem gleich triftigen Grunde."

„Comminges," erzählte Vaudreuil, „führt eines Tags einen Mann nach dem Pré-aux-Clercs (dem Louvre gegenüber, zwiſchen der Straße der Petits-Auguſtins und du Bac, dem damals für die Duelle claſſiſchen Punkt), ſie ziehen ihr Wamms aus und greifen zum Degen. — „Biſt Du nicht Berny aus der Auvergne?" fragte Comminges. — „Nicht im geringſten," antwortete der Andere; „ich heiße Villequier, und bin ein Normann." — „Deſto ſchlimmer," entgegnete Comminges, „ich nahm Dich für einen Andern; da ich Dich jedoch gefordert habe, müſſen wir uns ſchlagen." Und er machte ihm tapfer den Garaus."

Jeder wußte einen Zug von der Gewandtheit oder der raufluſtigen Laune des Herrn von Comminges anzuführen. Der Stoff war reichhaltig, und dieſe Unterhaltung dauerte, bis ſie

außerhalb der Stadt in dem Gasthof zum Mohren, mitten in einem Garten, nahe dem Ort, wo man das im Jahr 1564 angefangene Schloß der Tuilerien baute, anlangten. Mehrere Edelleute von Georg's und seiner Freunde Bekanntschaft trafen dort zusammen und die Tafel war sehr zahlreich besetzt.

Mergy, der sich neben den Baron von Vaudreuil gesetzt hatte, bemerkte, daß dieser, bevor er sich niederließ, ein Kreuz schlug und mit leiser Stimme und geschlossenen Augen das seltsame Tischgebet hersagte:

Laus Deo, pax vivis, salutem defunctis, et beata viscera Virginis Mariae quae portaverunt aeterni patris filium.

(Lob dem Herrn, Friede den Lebendigen, Heil den Verstorbenen, und selig ist der Leib der Jungfrau Maria, welcher den Sohn des ewigen Vaters getragen.)

„Verstehen Sie Latein, Herr Baron?" fragte ihn Mergy.

„Sie haben mein Gebet gehört?"

„Ja, aber ich gestehe, daß ich es nicht begriffen."

„Aufrichtig gestanden, ich kann nicht lateinisch und weiß nicht gerade, was dieses Gebet sagen will; aber ich habe es von einer meiner Tanten, die sich immer gut dabei befand, und seit ich mich desselben bediene, habe ich nur gute Wirkungen davon erlebt."

„Ich denke mir, das ist ein katholisches Latein, und folglich können wir Hugenotten es nicht verstehen."

„Die Wette! die Wette!" riefen Bévile und Kapitän Georg zugleich. Mergy gab sich ohne Widerrede gefangen, und man bedeckte die Tafel mit neuen Flaschen, welche in Kurzem die Gesellschaft in roßigen Humor versetzten.

Bald wurde die Unterhaltung geräuschvoller, und Mergy benutzte den Lärm, um mit seinem Bruder zu reden, ohne Aufmerksamkeit für das, was um sie her vorgieng.

Sie wurden jedoch gegen das Ende des Nachtisches aus ihrem Privatgespräch durch das Geschrei eines heftigen Streites gerissen, der sich zwischen zweien der Gäste erhoben hatte.

„Das iſt falſch!“ rief der Ritter von Reincy aus.

„Falſch!“ ſagte Vaudreuil und ſein von Natur bleiches Geſicht wurde wachsgelb, wie das eines Leichnams.

„Sie iſt die tugendhafteſte, die keuſcheſte der Frauen,“ fuhr der Ritter fort.

Vaudreuil lachte bitter und zuckte die Achſeln. Alle Augen waren auf die Hauptperſonen dieſer Scene gerichtet, und jeder ſchien in ſtillſchweigender Neutralität den Erfolg dieſes Wortſtreits abwarten zu wollen.

„Von was handelt es ſich, meine Herren, und warum dieſer Scandal?“ fragte der Kapitän, immer beſtrebt, ſich jedem Friedensbruch zu widerſetzen.

„Unſer Freund, der Ritter,“ antwortete Béville ruhig, „behauptet, die Sillery, ſeine Geliebte, ſey keuſch, während unſer Freund Vaudreuil meint, ſie ſey es nicht, und er wiſſe etwas Näheres.“

Ein allgemeiner Ausbruch des Lachens erfolgte und erhöhte noch die Wuth des Reincy, welcher ſowohl Vaudreuil, als auch Béville mit rachefprühenden Augen anſtarrte.

„Ich könnte Briefe von ihr zeigen,“ ſagte Vaudreuil.

„Thue es, wenn Du kannſt!“ ſchrie der Ritter.

„Wohlan!“ ſagte Vaudreuil mit ſehr boshaftem Kichern, „ich werde alſo einen ihrer Briefe dieſem Herrn vortragen. Sie kennen vielleicht ihre Hand ebenſo gut, als ich, denn ich mache nicht Anſpruch darauf, der einzige mit Liebesbriefen und Gunſtbezeugungen von ihr Beehrte zu ſeyn. Hier iſt ein Billet, das ich eben heute von ihr erhalten habe. Dabei ſchien er in ſeiner Taſche zu ſuchen, als wollte er einen Brief herausziehen.

„Du lügſt in Deinen Schlund.“

Der Tiſch war zu breit, als daß die Hand des Barons ſeinen ihm gegenüberſitzenden Gegner hätte berühren können. — „Ich werde Dir Deinen Lügenbezicht zu ſchlucken geben, bis Du daran erwürgſt,“ rief er aus, und er begleitete dieſe Phraſe mit

einer Flasche, die er ihm an den Kopf warf. Reincy wich aus und lief, in der Hast seinen Stuhl umstoßend, nach der Wand, um seinen dort aufgehängten Degen zu holen.

Alle standen auf, einige, um dazwischen zu treten, die meisten, um nicht so nahe dabei zu seyn.

„Haltet ein, Wahnsinnige, die Ihr seyd!“ rief Georg, sich vor den Baron, der ihm der Nächste war, stellend. „Zwei Freunde sollten sich um ein miserables Weibsgesicht schlagen?“

„Eine Flasche an den Kopf gilt gleich einer Ohrfeige,“ sagte Béville kalt. „Auf, Ritter, mein Freund, heraus mit dem Flammberg.“

„Freies Spiel! freies Spiel! Platz gemacht,“ schrieen fast alle Gäste.

„Hollah! hollah! Häuschen, schließ die Thüre zu!“ rief gleichgültig der Gastwirth zum Mohren, der an solche Auftritte gewohnt war; „wenn die Bogenschützen vorüberkämen, so könnten diese Bengel die edlen Herren da unterbrechen und meinem Hause schaden.“

„Wollt Ihr Euch in einem Speisesaal schlagen wie betrunkene Lanzknechte?“ fuhr Georg um Zeit zu gewinnen fort; „wartet wenigstens bis morgen!“

„Auf morgen denn,“ sagte Reincy.“ Dabei machte er eine Bewegung, als wollte er den Degen in die Scheide stecken.

„Er hat Furcht, unser kleiner Ritter,“ sagte Vandreuil.

Augenblicklich warf sich Reincy, alle, die ihm im Weg standen, aus einander stoßend, auf seinen Feind. Beide griffen sich mit Wuth an. Vandreuil hatte jedoch Zeit gehabt, eine Serviette sorgfältig um seinen Arm zu wickeln und bediente sich derselben mit Geschicklichkeit, um die Terzen zu pariren, indeß Reincy, der eine solche Vorsicht vernachläßigt hatte, gleich in den ersten Gängen in die linke Hand verwundet wurde. Dennoch kämpfte er muthig fort und rief seinem Bedienten, von dem er seinen Dolch forderte. Béville hielt den Bedienten auf, mit der

Behauptung, da Vaudreuil keinen Dolch habe, ſo dürfe deſſen Gegner auch keinen nehmen. Einige Freunde des Ritters thaten Einſprache, bittere Worte wurden gewechſelt, und ohne Zweifel wäre der Zweikampf in ein Scharmützel ausgeartet, hatte nicht Vaudreuil ein Ende gemacht, indem er ſeinen Gegner mit einem gefährlichen Stoß in die Bruſt niederwarf. Schnell ſetzte er den Fuß auf Reinen's Degen, damit ihn dieſer nicht wieder aufheben könnte, und hob den ſeinigen, um ihm den Gnadenſtoß zu geben. Die Geſetze des Duells geſtatteten dieſe Abſcheulichkeit.

„Ein entwaffneter Feind!“ rief Georg, und entriß ihm den Degen.

Des Ritters Verwundung war nicht tödtlich, aber er verlor viel Blut. Man verband ihn ſo gut als möglich mit Servietten, während er mit gezwungenem Lachen zwiſchen den Zähnen murmelte, daß die Sache noch nicht zu Ende ſey.

In Kurzem erſchienen ein Mönch und ein Wundarzt, welche ſich den Verwundeten eine Zeit lang ſtreitig machten. Der Wundarzt gewann indeß die Oberhand, ließ den Verwundeten an's Seineufer tragen und führte ihn in einem Boot in ſeine Wohnung.

Indeß Bediente die blutigen Servietten wegnahmen und den gerötheten Eſtrich wuſchen, brachten andere neue Flaſchen. Darauf machte Vaudreuil, nachdem er ſorgfältigſt ſeinen Degen abgewiſcht und in die Scheide geſteckt hatte, das Zeichen des Kreuzes, zog mit unzerſtörbarer Kaltblütigkeit einen Brief aus ſeiner Taſche und las, nachdem er um Stille gebeten, die erſte, ein großes Gelächter erregende Zeile:

„Mein Theurer! dieſer langweilige Ritter, der mich ſtets belagert...“

„Gehen wir von hinnen,“ ſagte Mergy mit einem Ausdruck des Abſcheus zu ſeinem Bruder.

Der Kapitän folgte ihm. Der Brief nahm die ganze Aufmerksamkeit der Gesellschaft in Anspruch, und ihre Abwesenheit wurde nicht bemerkt.

IV.

Der Bekehrte.

Don Juan.
Wie? Du nimmst für baare Münze was ich Dir da gesagt habe, und glaubst, mein Herz sey mit meinem Munde im Einverständniß? Molière.

Der Kapitän Georg gieng mit seinem Bruder in die Stadt zurück und führte ihn in seine Wohnung. Unterwegs wechselten sie kaum einige Worte; die Scene, deren Zeugen sie gewesen, hatte einen peinlichen Ausdruck in ihnen zurückgelassen, dessen Folge ein unwillkührliches Schweigen war.

Uebrigens muß man diesen Hader und den daraus entstandenen unregelmäßigen Zweikampf für nichts Außererdentliches in jener Epoche halten. Von einem Ende Frankreichs zum andern veranlaßte der kitzliche Hochmuth des Adels die allertraurigsten Ereigniße; in solchem Grade war die Duellwuth unter der Regierung Heinrich's III. und Heinrich's VI. gestiegen, daß dieselbe, nach mäßigem Anschlag, mehr Edelleuten das Leben kostete, als zehn Jahre des Bürgerkriegs.

Georg's Wohnung war mit ausgesuchtem Geschmack meublirt. Gleich beim Eintritt zogen seidene, mit Blumen gestickte Vorhänge und bunte Teppiche die Augen des an größere Einfachheit gewohnten Mergy auf sich. Sie giengen in ein Kabinet, das der Kapitän sein Oratorium nannte, da das Wort Boudoir noch nicht erfunden war. Ein eichener, sehr schön gemeiselter Betpult, eine Madonna, das Gemälde eines italienischen

Meiſters und ein mit einem großen Buxbaumzweige verſehener Weihkeſſel ſchienen die fromme Beſtimmung des Zimmers zu erweiſen, während ein Ruhebett mit ſchwarz damaſtenem Ueberzug, ein venetianiſcher Spiegel, ein Damenportrait, Waffen und muſikaliſche Inſtrumente den Beweis für die etwas weltlichen Gewohnheiten des Inhabers ablegten.

Mergy warf einen verächtlichen Blick auf den Weihkeſſel und auf den Buchsbaumzweig, welche ihm traurigſich ſeines Bruders Abfall in's Gedächtniß riefen. Ein kleiner Lakai brachte Confect, Zuckerwerk und weißen Wein: Thee und Kaffee waren noch nicht gebräuchlich, der Wein erſetzte unſern einfachen Verfahren dieſe eleganten Getränke.

Mergy, mit dem Glaſe in der Hand, ließ ſeine Augen unaufhörlich von der Madonna auf den Betpult und von dem Betpult auf den Weihkeſſel hin und her laufen. Er ſeufzte tief auf und ſprach, ſeinen nachläſſig auf dem Ruhebett ausgeſtreckten Bruder anblickend: „So biſt Du alſo wirklich ein ausgemachter Papiſt! Was würde unſere Mutter ſagen, wenn ſie hier wäre?“

Dieſer Gedanke ſchien den Kapitän ſchmerzlich anzuregen. Er runzelte ſeine dichten Augenlieder und machte eine Geberde mit der Hand, als bate er ſeinen Bruder, von einem ſolchen Gegenſtand nicht anzubinden; dieſer aber fuhr ohne Gnade fort:

„Iſt es möglich, daß Du den Glauben unſerer Familie abgeſchworen haſt mit dem Herzen, wie Du es mit den Lippen gethan?“

„Den Glauben unſerer Familie? . . . . . Er iſt nie der meinige geweſen . . . . . Was? Ich? . . . . Glauben an die heuchleriſchen Predigten unſrer näſelnder Wortdiener! . . . Ich! . . .“

„Oh gewiß! Es iſt beſſer, man glaubt an das Fegfeuer, an die Ohrenbeichte, an die Unfehlbarkeit des Papſtes! Es iſt vernünftiger, man wirft ſich vor den ſtaubigen Fußſohlen eines Kapuziners nieder! Ja, ja, es wird noch eine Zeit kommen, wo

Du nicht eſſen zu können glaubſt, ohne das Gebet des Baron von Vaudreuil herzuſagen!“

„Höre, Bernhard, ich haſſe die Disputationen, zumal in Religionsſachen, aber früher oder ſpäter muß ich mich doch mit Dir erklären, und weil wir einmal auf dem Kapitel ſind, ſo wollen wir es zu Ende bringen. Ich werde offenen Herzens mit Dir reden.“

„Alſo glaubſt Du nicht an alle dieſe blödſinnigen Erfindungen der Papiſten?“

Der Kapitän zuckte die Achſeln und flirrte, indem er die Ferſe ſeines Stiefels ſchwer auf den Eſtrich fallen ließ, mit den Sporen, dann rief er aus: „Päpſtlinge! Hugenotten! Aberglauben hier und dort. Ich kann nicht glauben was meiner Vernunft ſich als Unſinn erweiſt. Unſere Litaneien und Eure Pſalmen — Wahnwitz, der eine ſoviel werth als der andere. Nur,“ fügte er lächelnd bei, „gibt es bisweilen gute Muſik in unſern Kirchen, während bei Euch ein Krieg auf Leben und Tod mit zarten Ohren geführt wird.“

„Ein ſchöner Grund der Vorzüglichkeit Deiner Religion und ein treffliches Mittel Proſelyten zu machen!“

„Nenne ſie nicht meine Religion, denn ich glaube ſo wenig daran, als an die Deinige. Seitdem ich denken gelernt, ſeitdem meine Vernunft . . . .“

„Aber . . . .“

„Oh nur keine Predigt! Was Du ſagen willſt, weiß ich auswendig. Auch ich habe gebetet, habe gefürchtet. Glaubſt Du nicht, daß ich mich mächtig anſtrengte, den glücklichen Wahn meiner Kinderjahre beizubehalten? Ich habe alle unſere Doctoren geleſen, um darin Troſt gegen die Zweifel zu finden, die mich erſchreckten; aber dadurch vergrößerte ich ſie nur. Mit einem Wort, ich konnte nicht, und ich kann nicht glauben. Glauben iſt eine köſtliche Gabe, die mir nicht gegönnt ward, aber nicht um

die Welt möchte ich einen Andern deſſelben berauben. Ich beklage Dich!"

„Es ſey, und Du haſt Recht. — Als Proteſtant glaubte ich nicht an die Predigt; als Katholik glaube ich ebenſowenig an die Meſſe. Ei! zum Henker, ſollten die Abſcheulichkeiten unſerer Bürgerkriege nicht hinreichen, auch den ſtärkſten Glauben zu entwurzeln?"

„Dieſe Abſcheulichkeiten ſind nur das Werk der Menſchen, und zwar derer, die Gottes Wort verkehrt haben."

„Dieſe Antwort ſtammt nicht von Dir; aber Du wirſt es natürlich finden, daß ich mich noch nicht überwieſen gebe. Euer Gott, ich begreife ihn nicht, ich kann ihn nicht begreifen .... und ſollte ich je glauben, ſo müßte ich es, wie unſer Freund Jodelle ſagt, unter der Wohlthat des Inventars thun."

„Da beide Religionen Dir gleichgültig ſind, warum alsdann dieſe Abſchwörung, welche Deine Familie und Deine Freunde ſo ſehr betrübt hat?"

„Zwanzigmal habe ich dem Vater geſchrieben, ihm meine Beweggründe darzulegen und mich zu rechtfertigen geſucht; aber er hat meine Briefe unerbrochen in's Feuer geworfen und mich ſchlimmer behandelt, als wenn ich ein großes Verbrechen begangen hätte."

„Meine Mutter und ich mißbilligten dieſe außerordentliche Strenge, und ohne die Befehle ....."

„Ich weiß nicht, was man von mir gedacht hat., Liegt mir auch nichts daran. Mein Entſchluß zu einem Schritte, den ich ſchwerlich wieder thun würde, wenn er nicht ſchon gethan wäre, datirt ſich ....."

„Ach, ich dachte immer, daß es Dich reuen würde."

„Mich reuen! nein; denn ich glaube keine ſchlechte Handlung gethan zu haben. Als Du noch in der Schule warſt, Latein und Griechiſch lerntеſt, hatte ich den Küraß angeſchnallt, die weiße Schärpe, das Zeichen der Reformirten angelegt und focht in unſerm erſten Bürgerkriegen. Euer kleiner Prinz Conté, der für

eure Partei ſo große Fehler gemacht hat, einer Prinz Conde beſchäftigte ſich mit euren Angelegenheiten, wenn ſeine Liebſchaften ihm Zeit ließen. Eine Dame liebte mich, der Prinz forderte, daß ich ſie ihm abtrete; ich ſchlug das aus, er wurde mein Todfeind. Von nun an gab er ſich alle erdenkliche Mühe, mich bei jeder Gelegenheit empfindlichſt zu kränken.

„Der kleine allerliebſte Prinz,“
„Der immer küßt ſein zartes Liebchen,“

bezeichnete mich den Fanatikern der Partei als Ungeheuer an Völlerei und Irreligioſität. Ich hatte nur eine Geliebte und hielt feſt an ihr. Was die Irreligioſität betrifft .... ſo ließ ich die Andern im Frieden: warum alſo mir den Krieg erklären?“

„Nie hätte ich den Prinzen einer ſo ſchwarzen Zunge fähig gehalten.“

„Er iſt todt und Ihr habt einen Helden aus ihm gemacht. So geht es in der Welt. Er hatte ſeine Vorzüge: er ſtarb als Tapferer, ich habe ihm verziehen. Aber damals war er mächtig, und ein armer Edelmann wie ich, der ihm etwas abzuſchlagen wagte, ſchien ihm ein Verbrecher.“

Der Kapitän gieng eine Zeit lang in dem Zimmer auf und ab und fuhr mit einem Tone, der ſeine wachſende Gemüthsbewegung verrieth, fort:

„Bald waren alle Miniſter, alle Duckmäuſer der franzöſiſchen Armee mir auf der Ferſe. Ich kümmerte mich um ihr Gebelle ſo wenig, als um ihre Predigten. Ein Edelmann des Prinzen ſchimpfte mich, um ihm den Hof zu machen, einen Hurenjäger vor allen Hauptleuten. Er gewann eine Ohrfeige, und ich brachte ihn um. Wohl zwölf Duelle fielen täglich in unſerem Heere vor, und unſere Generale thaten, als bemerkten ſie es nicht. Mit mir machte man eine Ausnahme, und der Prinz beſtimmte mich zum abſchreckenden Beiſpiele für die ganze Armee. Nur auf die dringenden Bitten aller vornehmen Herrn und, ich muß es eingeſtehen, die des Admirals, wurde ich begna-

digt. Aber der Haß des Prinzen war noch nicht gestillt. Im Gefechte von Jazeneuil befehligte ich eine Abtheilung Pistolenschützen; ich war einer der Ersten im Getümmel: mein von zwei Flintenkugeln durchlöcherter Harnisch, mein von einem Lanzenstoß gefurchter linker Arm bewiesen, daß ich mich nicht geschont hatte. Ich konnte nur über zwanzig Mann verfügen, und ein Bataillon königlicher Schweizer marschirte gegen uns. Der Prinz Condé befahl mir, einen Angriff zu machen ..... ich forderte zwei Reiter-Compagnieen von ihm ...... und ...... er schalt mich eine Memme!"

Mergy stand auf, und trat mit Rührung auf seinen Bruder zu. Der Kapitän, zornfunkelnden Auges und immer auf und abgehend, fuhr fort:

„Er schalt mich eine Memme vor allen jenen Edelleuten in ihren goldenen Rüstungen, die wenige Monate darnach ihn bei Jarnac verließen und dem Untergang preis gaben. Ich glaubte, sterben zu sollen; ich warf mich auf die Schweizer mit dem Schwur, daß, wenn ich aus Zufall entkäme, ich niemals wieder für einen so ungerechten Prinzen den Degen ziehen würde. Schwer verwundet, vom Pferde geworfen, wollte mir eben ein Schweizer den Gnadenstoß geben, als einer der Edelleute des Herzogs von Anjou, Béville, dieser tolle Junge, mit dem wir gespeist haben, mir das Leben rettete und mich dem Herzog vorstellte. Man behandelte mich gut. Ich dürstete nach Rache. Man schmeichelte mir, man drang in mich, Dienste bei meinem Wohlthäter, dem Herzog von Anjou, zu nehmen; man erinnerte mich an den Vers:

Omne solum forti patria est, ut piscibus aequor.
(Vaterland ist jeder Boden dem Tapfern, wie Fischen die Meerfluth.)

Mit Entrüstung sah ich die Protestanten fremde Truppen in unser Vaterland berufen .... doch warum Dir nicht den einzigen Grund, der mich bestimmte, gerade heraussagen? Ich wollte mich rächen, und wurde katholisch in der Hoffnung, dem Prinzen

Grund auf einem Schlachtfelde zu begegnen und ihn zu tödten. Ein Elender hat es übernommen, ihm meine Schuld zu bezahlen.... Die Art seiner Erwerbung hat mich hier meines Hasses vergessen gemacht.... ich sah ihn hinten, den Beschimpfungen der Soldaten preisgegeben; ich entriß diesen Leichnam ihren Händen und bedeckte ihn mit meinem Mantel. — Ich war also zu den Katholiken übergetreten; ich befehligte eine Schwadron ihrer Reiterei, ich konnte sie nicht mehr verlassen. Glücklicherweise glaube ich, meiner alten Partei einige Dienste geleistet zu haben; ich versuchte, so viel an mir war, die Wuth eines Religionskrieges zu hindern, und es ward mir das Glück zu Theil, mehrere meiner alten Freunde zu retten."

„Olivier von Valleville erklärt ebenfalls, daß er Dir das Leben verdankt."

„So bin ich denn Katholik," sagte Georg mit ruhigerer Stimme. „Diese Religion behagt mir so gut, wie eine andere, denn es ist so leicht, sich mit ihren Frömmlingen zu verständigen! Seh' Dir einmal diese hübsche Madonna an, es ist das Portrait eines italienischen Freudenmädchens; die Dummköpfe bewundern meine Frömmigkeit, indem sie sich vor der angeblichen Jungfrau bekreuzen. Glaube mir, ich komme weit wohlfeileren Kaufs bei ihnen weg, als bei unsern Wortführern. Ich kann leben, wie ich mag, wenn ich dem Vorurtheil der Canaille nur einige sehr leichte Opfer bringe. Schon recht! muß in die Messe gehen: ich gehe drein von Zeit zu Zeit, um schöne Frauen zu betrachten. Ich muß einen Beichtiger haben, heil' mich dieser und jener! ich habe einen braven Franziskaner, weiland Arkebusier zu Pferd, der mir für einen Thaler einen Beichtschein gibt und noch obendrein den Auftrag übernimmt, meine Liebesbriefe seinen hübschen Bäschen einzuhändigen. Gott straf' mich! Es lebe die Messe!"

Margot konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

„Du," fuhr der Kapitän fort, „Seh' Dir einmal mein Meß-

buch an." Und er warf ihm ein reich in Sammet gebundenes und mit silbernem Schloß geschmücktes Buch hin.

„Diese Horen da sind gewiß so viel werth als unsere Gebetbücher."

Mergy las auf dem Rücken: **Horen des Hofes.**

„Der Einband ist schön," sagte er mit verächtlicher Miene das Buch zurückgebend. Der Kapitän machte das Buch nun selbst auf und gab es ihm lachend zurück. Mergy las jetzt auf der einen Seite: Das sehr grausenerregende Leben des großen Gargantua, Vater des Pantagruel, verfaßt von M. Alcofribas, Herausgeber der Quintessenz."

„Das heiß' ich mir ein Buch!" rief der Kapitän lachend: „es gilt mir mehr, als alle theologischen Quartbände der Bibliothek von Genf."

„Der Verfasser dieses Buchs war, sagt man, voll Wissenschaft, aber er hat keinen guten Gebrauch davon gemacht."

Georg zuckte die Achseln.

„Lies diesen Band, Bernhard, und sprich nachher mit mir darüber."

Mergy nahm das Buch und redete nach kurzem Stillschweigen weiter:

„Ich bin betrübt, daß ein, gewiß geringer Unmuth Dich zu einem Geniestreich verleitet hat, den Du ohne Zweifel eines Tags bereuen wirst."

Der Kapitän ließ den Kopf hängen, und seine auf dem unter seinen Füßen ausgebreiteten Teppich geheften Augen schienen die Zeichnungen desselben neugierig zu untersuchen. — „Was geschehen ist, ist geschehen," brach er endlich mit einem erstickten Seufzer aus. „Vielleicht kehre ich einst zur Predigt zurück!" fügte er heiter bei. „Aber brechen wir jetzt davon ab, und versprich mir, nie wieder von so langweiligen Dingen zu reden."

„Ich hoffe, Dein eigenes Nachdenken wird mehr thun als meine Zusprüche und Rathe."

„Gut! reden wir jetzt von Deinen Angelegenheiten! welche Absicht führt Dich an den Hof?“

„Ich hoffe, dem Admiral hinlänglich empfohlen zu seyn, daß er mich unter die Zahl seiner Edelleute für den Feldzug, den er in den Niederlanden zu machen im Begriff ist, aufzunehmen beliebe.“

„Ein schlechter Plan. Ein Edelmann, der Muth in der Brust und einen Degen an der Seite hat, muß sich nicht so freiwillig zur Rolle eines Bedienten herabgeben. Tritt als Freiwilliger in die königlichen Garden, in meine Compagnie leichter Reiter, wenn Du willst. Du wirst den Feldzug, wie wir alle, unter dem Befehle des Admirals mitmachen, aber zum Mindesten Niemands Leibdiener seyn.“

„Ich habe nicht die geringste Lust, unter die Garde des Königs zu treten; es widerstrebt mir sogar. Allerdings wäre ich gern Soldat in Deiner Compagnie, aber mein Vater will, daß ich meinen ersten Kriegsdienst unter den unmittelbaren Befehlen des Admirals thue.“

„Daran erkenne ich Euch, ihr Herrn Hugenotten! Ihr predigt Einigkeit, und mehr als wir, seyd ihr von altem Haß geschwollen.“

„Wie so?“

„Ei nun, der König ist in Euren Augen noch immer ein Tyrann, ein Ahab, wie eure Prädikanten ihn nennen. Was sage ich? er ist nicht einmal ein König, sondern ein Thronräuber; und seit dem Tod Ludwigs XIII. *) ist Kaspar I. für sie König von Frankreich.“

„Schlechter Spaß!“

„Uebrigens hat es nebeneinander feil, ob Du im Dienste des alten Kaspar oder in dem des Herzogs von Guise bist. Herr

*) Der Prinz Ludwig von Condé, welcher bei Jarnac fiel, wurde von den Katholiken angeklagt, daß er nach der Krone strebe. — Der Admiral von Coligny hieß Kaspar.

von Châtillon iſt ein großer Heermeiſter und Du kannſt den Krieg unter ihm lernen."

„Selbſt ſeine Feinde achten ihn."

„Uebrigens exiſtirt ein gewiſſer Piſtolenſchuß, der ihm ſehr viel ſchadete."

„Er hat ſeine Unſchuld bewieſen, und zudem widerlegt ſein ganzes Leben jede Möglichkeit der Theilnahme an dem feigen Meuchelmord eines Poltrot."

„Kennſt Du das lateiniſche Sprichwort: cui prodest (der that's, dem's nützte)? Ohne dieſen Piſtolenſchuß war Orleans gewonnen."

„Alles zuſammen gerechnet, war es doch nur ein Mann weniger in der katholiſchen Armee."

„Ja, aber welcher Mann! haſt Du denn niemals die beiden ſchlechten Verſe gehört, welche es indeß an Güte mit denen unſerer Pſalmen aufnehmen können?

So lang in Frankreich Guiſen ſind,
ein jeder ſeinen Moré *) ſind'.

„Kindiſche Drohungen, weiter nichts. Es gäbe eine lange Litanei, wollte ich alle Verbrechen der Guiſarten anführen."

„Im Uebrigen, wäre ich König von Frankreich, weiß Du wohl was ich thun würde, um den Frieden in Frankreich wieder herzuſtellen? Ich ließe alle Guiſen und Châtillon's in einen guten, wohlgenähten, und feſt geknüpften Ledersack ſtecken; dann ließe ich ſie mit hundert Centnern Eiſen in's Waſſer werfen, daß mir ja keiner entkäme. Auch gibt es noch andere Leute, die ich in meinen Sack ſtecken möchte."

„Ein Glück, daß Du nicht König von Frankreich biſt."

*) Poltrot de Méré, der den großen Herzog Franz von Guiſe, bei der Belagerung von Orleans in dem Augenblick ermordete, wo die Stadt aufs Aeußerſte gebracht war. Coligny rechtfertigte ſich ziemlich ſchlecht gegen den Vorwurf, dieſen Moré, wenn nicht befohlen, doch wenigſtens nicht verhindert zu haben.

Das Gespräch nahm jetzt eine lebhaftere Wendung: Politik und Theologie wurden jetzt bei Seite gelassen, und die beiden Brüder erzählten sich all die kleinen Abenteuer, welche ihnen seit ihrer Trennung begegnet waren. Mergy war aufrichtig genug, seine Geschichte in der Herberge zum goldenen Löwen preis zu geben: sein Bruder lachte darob aus vollem Herzen und zog ihn mit dem Verlust seiner achtzehn Geldthaler und seines schönen Schweißfuchsen gewaltig auf.

Der Glockenton einer benachbarten Kirche ließ sich hören.

„Mordelement!“ rief der Kapitän, „gehen wir heute Abend in die Fastenpredigt! Gewiß, Du wirst Dich amüsiren.“

„Großen Dank, ich habe noch nicht Lust, mich zu bekehren.“

„Komm, mein Theurer, es ist ja der Frater Lubinus, der uns heute Abend predigen soll, ein Franziskaner, der die Religion so vergnüglich macht, daß er immer eine Masse Zuhörer versammelt. Außerdem wird heute der ganze Hof nach St. Jacob kommen; es gibt also was zu sehen.“

„Wird auch die Frau Gräfin v. Turgis dabei seyn, und ihre Maske abnehmen?“

„Ganz gewiß — sie kann nicht ermangeln, sich einzufinden. Willst Du Dich in die Reihe stellen, so vergiß nicht, Dich beim Herausgehen aus der Predigt an der Kirchenthüre aufzupflanzen und ihr Weihwasser anzubieten, abermals eine von den hübschen Ceremonieen der katholischen Kirche. Gott! wie viel niedliche Hände habe ich gedrückt, wie viel Liebesbriefchen habe ich übergeben, indem ich Weihwasser reichte.“

„Mag seyn, aber dieses Weihwasser eckelt mich so sehr an, daß ich glaube, nichts in der Welt könnte mich bewegen, einen Finger darein zu tauchen!“

Der Kapitän fiel mit einer großen Lache ein. Beide warfen jetzt die Mäntel über und begaben sich in die Kirche St. Jakob, wo bereits eine zahlreiche und gewählte Gesellschaft versammelt war.

V.

Die Fastenpredigt.

„Ein guter Maulaufreißer, ein schöner Horenableierer, ein schöner Messenabdrescher, ein schöner Vigilienwegraper; um alles in Summa zu sagen: ein wahrer Mönch, wie je einer gewesen, seit die mönchende Welt Möncherei mönchte.“

Rabelais.

Wie der Kapitän Georg und sein Bruder durch die Kirche giengen, um einen bequemen Platz nahe bei dem Prediger zu finden, wurde ihre Aufmerksamkeit durch lautes, aus der Sacristei her schallendes Gelächter angezogen: sie traten hinein und sahen einen dicken Mann mit jovialem und leuchtendem Gesicht, eingehüllt in die Kutte des St. Franziskus und in sehr belebter Unterhaltung mit einem halben Dutzend junger, reich gekleideter Herren begriffen.

„Nun, meine Kinder,“ sagte er, „beeilt Euch, die Damen werden ungeduldig; gebt mir meinen Text!“

„Haltet uns eine Rede über die köstlichen Streiche, welche diese Damen ihren Männern spielen,“ sagte einer der jungen Herren, in welchem Georg sogleich Béville erkannte.

„Ein reicher Stoff, mein Junge, das laß ich gelten, aber was kann ich sagen, das die Rede des Predigers von Pontoise aufwöge, welcher ausrief: ‘Jetzt werd’ ich meine Kapuze derjenigen unter Euch an den Kopf werfen, welche ihrem Ehegemahl Hörner aufgepflanzt hat!’ in Folge dessen nicht eine Frau in der Kirche war, die sich nicht geduckt, oder den Kopf mit Arm und Mantille gedeckt hätte, um den Wurf zu pariren.“

„Oh! Pater Lubin,“ sagte ein anderer, „nur wegen Euch bin ich in die Predigt gekommen: erzählt uns doch heute etwas Drolliges; sprecht uns ein wenig von der Sünde der Liebe, welche dermalen so stark im Schwange geht.“

„Im Schwange! ja, in Eurem Schwange. Ihr Herrn von unter fünf und zwanzig Jahren: ich aber habe deren fünfzig wohlgezählt. In meinem Alter kann man nicht mehr von Liebe reden. Ich habe diese Sünde durchaus vergeſſen.“

„Macht nicht den Heuchler, Pater Lubin; Ihr könntet über dieſen Gegenſtand jetzt ſo gut reden, als jemals: wir kennen einander.“

„Ja, predigt über die Fleiſchesluſt,“ ſagte Béville bei, „alle Damen werden behaupten, daß Ihr von Eurem Gegenſtande voll ſeyd.“

Der Franziskaner beantwortete dieſen Scherz durch ein ſchelmiſches Augenblinzeln, durch welches der Stolz und das Vergnügen ſchimmerte, das ihm der Vorwurf eines der Jugend eigenthümlichen Laſters gewährte.

„Nein, darüber will ich nicht predigen, weil unſere Hof-Schönen nicht mehr bei mir beichten wollten, wenn ich mich in dieſem Artikel zu ſtrenge zeigte; und auf Gewiſſen, wenn ich davon ſpräche, ſo müßte ich ja nachweiſen, wie man ſich dem Teufel auf ewig in den Rachen wirft . . . wofür? . . . für den Kitzel einer Minute.“

„Alſo denn! . . . Ah! da kommt der Kapitän! geſchwind, Georg, gib uns einen Predigttext, Pater Lubin hat ſich verbindlich gemacht, uns über die erſte beſte Materie, die wir ihm liefern, zu predigen.“

„Ja,“ ſagte der Mönch, „aber Donnerwetter! ſputet Euch, denn ich ſollte ſchon auf der Kanzel ſeyn.“

„Tod und Teufel! Pater Lubin! Ihr fluchet ſo gut, wie der König,“ rief der Kapitän.

„Ich wette doch, daß er in ſeiner Predigt nicht fluchen würde,“ ſagte Béville.

„Warum nicht, wenn mich die Luſt anwandelte?“ antwortete Pater Lubin keck.

„Ich wette zehn Piſtolen, Ihr wagt es nicht.“

„Zehn Piſtolen? Teyy!“

„Béville,“ ſagte der Kapitän, „ich bin Partner in Deiner Wette.“

„Nein, nein,“ entgegnete dieſer, „ich will das Geld des ſchönen Pater allein gewinnen; wenn er aber flucht, meiner Treu! ſo ſollen mich meine zehn Piſtolen nicht gereuen: Flüche eines Predigers auf der Kanzel ſind wohl zehn Piſtolen werth.“

„Und ich, ich erkläre Euch, daß ich bereits gewonnen habe!“ ſagte der Pater Lubin; „ich fange meine Predigt gleich mit drei Flüchen an. Ah! Ihr Herrn Edelleute, weil Ihr einen Stoßdegen an der Seite und eine Feder auf dem Hut habt, ſo wähnt Ihr, allein das Fluchtalent zu beſitzen? Wir wollen gleich ſehen.“

Damit trat er aus der Sacriſtei und ſtand alsbald auf der Kanzel. Sogleich herrſchte die tiefſte Stille in der Verſammlung.

Der Prediger durchlief mit den Augen die Menge, die ſich um ſeine Kanzel drängte, als ſuchte er ſeinen Wettehalter; und nachdem er denſelben an eine Säule gelehnt, juſt ihm gegenüber entdeckt hatte, runzelte er die Stirne, ſetzte die Fauſt in die Hüfte und begann in dem Ton eines zornigen Menſchen, wie folgt:

„Meine theuren Brüder,
bei der Tugend! beim Tod! beim Blut . . .“

Ein Murren des Erſtaunens und der Entrüſtung unterbrach den Prediger, oder füllte vielmehr die Pauſe aus, die er abſichtlich machte.

„ . . . . Jeſu Chriſti,“ fuhr der Franziskaner mit ſehr devotem Naſenton fort, „iſt Rettung und Verſöhnung für „uns aus der Hölle.“

Ein allgemeiner Ausbruch des Lachens unterbrach ihn zum zweitenmal. Béville zog die Börſe aus ſeinem Gürtel, ſchüttelte ſie abſichtlich vor dem Prediger, damit eingeſtehend, daß er verloren habe.

„Ei nun, meine Brüder,“ fuhr der unzerſtörliche Frater „Lubin fort, „nicht wahr? deſſen, deſſen ſeyd Ihr ſehr zufrie„den? Wir ſind gerettet und erlöst von der Hölle. „Herrliche Worte, denkt Ihr! jetzt haben wir nichts mehr zu „thun, als die Hände in den Schooß zu legen und uns zu erin„ſtigen. Mit dem widerwartigen Höllenfeuer wären wir fertig. „Was das Fegfeuer betrifft, ſo macht dieſes nur kleine Kerzen„brandmale, die mit der Salbe von einem Dutzend Meſſen zu „heilen ſind. Edite, bibite! auf, getroffen, geſoffen, zum Mä„del geſtiegen!

„Ha! hart geſetzte Sünder, die Ihr ſeyd! das iſt alſo Eure „Rechnung! Preſt die Mahlzeit! Frater Lubinus ſagt Euch, daß „Ihr die Rechnung ohne den Wirth macht.“

„Ihr glaubt alſo, Ihr Herrn Ketzer, Hugenotten und Hugenotten„genoſſen, Ihr glaubt, daß um Euch von der Hölle zu befreien, „unſer Heiland ſich an's Kreuz ſchlagen ließ? Welcher Unſinn! „Ha! ha! meint Ihr wirklich? Ei, ei! für ein ſolches Pack ſollte „er ſein koſtbares Blut vergoſſen haben! das hieße, mit Reſpekt „zu melden, die Perlen vor die Säue werfen; aber ganz im „Gegentheil, unſer Herr warf die Säue den Perlen vor: „denn die Perlen ſind im Meer, und unſer Herr warf zweitau„ſend Säue in's Meer. Et ecce impetu abiit totus grex „praeceps in mare (und ſiehe die ganze Heerde ſtürzte mit Un„geſtüm in's Meer). Glückliche Reiſe, Ihr Herrn Säue, und „mögen alle Ketzer denſelben Weg nehmen!“

Hier huſtete der Redner und hielt einen Augenblick inne, um die Verſammlung zu betrachten, und ſich der Wirkung zu erfreuen, welche ſeine Beredtſamkeit in den Gläubigen hervorbrachte. Dann fuhr er fort:

„Alſo, Ihr Herrn Hugenotten, bekehret Euch und über „Fleiß, ſonſt ... hinweg mit Euch! Ihr ſeyd weder erlöst, noch „befreit von der Hölle; darum wendet mir der Predigt den Ab„ſatz zu, und es lebe die Meſſe!

„Und Ihr, meine theuren katholiſchen Brüder, Ihr reibt „Euch die Hände und leckt Euch die Finger und träumt Euch „ſchon in die Vorſtadt des Paradieſes hinein. Ehrlich geſtanden, „meine Brüder, von dem Hofe, an dem Ihr lebt, bis zum Pa„radies iſt es, ſelbſt wenn Ihr einen Querweg einſchlaget, wei„ter als von St. Lazarus bis zum St. Dionyſenther.

„**Die Tugend, der Tod, das Blut Jeſu Chriſti,** „haben Euch gerettet und erlöst aus der Hölle . . zu„geſtanden, indem ſie Euch von der Erbſünde befreiten; aber „nehmet Euch wohl in Acht, wenn der Satan Euch wieder in „die Klauen kriegt! und ich ſage Euch: Circuit quaerens quem „devoret (er gehet umher und ſuchet, welchen er verſchlinge.)

„O meine theuren Brüder, der Teufel iſt ein Fintenhauer, „von dem der Grand Jean, der Jean Petit und der „Engländer, ſo gut ſie ſich auf die Klinge verſtehen, noch et„was lernen könnten; und Amen, Amen ich ſage Euch, er macht „mächtige Ausfalle wider uns!

„Denn ſobald wir unſere Flügelkleidchen ablegen, um Ho„ſen anzuziehen, das heißt, ſobald wir das Alter haben, um eine „Todſünde zu begehen, fordert uns Meiſter Satan auf den „Pré-aux-Clercs (Duellplatz) des Lebens. Die Waffen, die „wir mitbringen, ſind die heiligen Sacramente; er aber zieht „mit einem ganzen Arſenal auf, nämlich mit unſern Sünden „ſeinen Angriffs- und Vertheidigungswaffen.

„Ich meine, ich ſehe ihn, wie er in die Schranken tritt, „die Völlerei auf dem Bauch: das iſt ſein Küraß; die Faul„heit dient ihm als Sporn; an ſeinem Gürtel iſt die Geil„heit, ein gefährlicher Stoßdegen; der Neid iſt ſein Dolch; „den Stolz trägt er auf dem Kopf wie ein Waffenknecht ſeine „Pikelhaube; in ſeiner Taſche bewahrt er den Geiz, um ſich deſ„ſelben im Nothfall zu bedienen; und was den Zorn, ſammt „den Beleidigungen und deren Folgen betrifft, ſo hält er ſie in

„feinem Munde: daran ſehet Ihr deutlich, daß er bis an die „Zähne bewaffnet iſt.

„Wenn Gott das Zeichen gibt, ſo fragt Euch Satan nicht, „wie jene höflichen Duellanten: Kamerad, ſeyd Ihr in Parade? „ſondern er ſtürzt ſich jählings auf den Chriſten ohne ihm: ſey „auf der Hut! zuzurufen. Der Chriſt, der bemerkt, daß er ei„nen Stoß Völlerei mitten auf den Magen zu erhalten im „Begriff iſt, parirt mit dem Faſten.“

Hier nahm der Prediger, um ſich verſtändlicher zu machen, ein eiſernes Kruzifix zur Hand und begann damit zu fechten, ſich bald Stöße gebend, bald Parade machend, wie ein Fechtmeiſter mit ſeinem Floret, um einen ſchweren Stoß zu zeigen.

„Satan, einen Schritt zurückweichend, verſetzt ihm einen „ſtarken Hieb Zorn: dann, eine Finte Heuchelei machend, ap„plicirt er Euch eine Quarte Stolz: der Chriſt deckt ſich zuerſt „mit der Geduld, dann haut er dem Stolz eine Schmarre „Demuth nach. Satan, gereizt, gibt ihm zuerſt einen Stoß „Geilheit; da er aber bemerkt, daß derſelbe an einer Parade „Kaſteiungen abprallt, ſo wirft er ſich kopfüber auf ſeinen „Gegner, indem er ihm zugleich mit der Faulheit in die „Kinnkehle haut und einen Dolchſtoß Neid gibt und dabei ver„ſucht, ihm den Geiz in das Herz zu bohren. Dann gilt's, fe„ſtes Auge, feſten Fuß zu haben. Durch die Arbeit vermeidet „man den Kniekehlenſchnitt der Faulheit, den Stoß des Nei„des durch die Nächſtenliebe (eine ſehr ſchwierige Parade, „meine Brüder!); und was die Terze Geiz betrifft, ſo kann „man ſie blos mit der Wohlthätigkeit ablaufen laſſen.

„Aber, meine Brüder, wie viele unter Euch gibt es, welche „ſo, mit Terzen und Quarten, mit Hieb und Stich angefallen, „immer die richtige Parade gegen jeglichen Ausfall des Fein„des finden? Mehr als einen Kämpfer ſah ich zu Boden ge„ſtreckt, und dann, wenn er nicht ſchnell ſeine Zuflucht zur Zer„knirſchung nimmt, iſt er verloren; dieſes letztere Mittel muß

„früher oder ſpäter jedenfalls in Anwendung gebracht werden: „freilich glaubt Ihr Hofleute, ein peccavi ſey gleich heraus. „O weh, meine Brüder, wie viele arme Sterbende wollen pec„cavi ſagen, aber die Stimme bricht ihnen bei dem pecc! „und krak! nimmt der Teufel die Seele fort; hole ſie, wer da „will!“

Der Frater Lubin ließ ſeiner Beredtſamkeit noch eine gute Weile den Zügel ſchießen; und als er die Kanzel verließ, bemerkte ein Liebhaber von Stichworten, daß die anſtändige Predigt ſieben und dreißig Hauptwitze und unzählige Fineſſen, gleich den angeführten, enthalte. Katholiken und Proteſtanten hatten ohne Unterſchied ihren Beifall dem Prediger gezollt, welcher noch eine Zeit lang, umgeben von eifriger Schaar Glückwünſchender, die aus allen Theilen der Kirche zuſammenſtrömten, am Fuße der Kanzel ſich aufhielt.

Während der Predigt hatte Mergy mehrmals gefragt, wo die Gräfin v. Turgis ſey; vergeblich ſuchte ſie ſein Bruder mit den Augen. Die ſchöne Gräfin war entweder nicht in der Kirche, oder barg ſich vor ihren Bewunderern in irgend einer dunkeln Ecke.

„Ich wünſchte nur,“ ſagte Mergy im Herausgehen, „daß Jedermann, der dieſem dummen Gefalbader anwohnte, auf der Stelle die einfachen Ermahnungen eines unſerer Geiſtlichen hören könnte.“

„Hier iſt die Gräfin v. Turgis!“ raunte ihm, den Arm drückend, ſein Bruder in's Ohr.

Mergy wendete den Kopf und ſah durch das dunkle Portal mit Blitzesſchnelle eine ſehr reich geſchmückte Dame gehen, geführt von einem blonden, winzigen, ſchmächtigen, jungen Mann mit weibiſchen Zügen, deſſen Anzug eine vielleicht ſtudirte Nachläßigkeit zur Schau trug. Die Menge ſpaltete ſich vor ihnen mit Furcht beflügelter Eilfertigkeit. Dieſer Ritter war der entſetzliche Gemminges.

Mergy hatte kaum Zeit, einen Blick auf die Gräfin zu werfen. Ohne ſich eine deutliche Vorſtellung von ihren Zügen machen zu können, hatten dieſe doch eines großen Eindrucks auf ihn nicht verfehlt; Comminges aber war ihm unausſprechlich widerwärtig geworden, ohne daß er ſich von dem Warum Rechenſchaft zu geben wußte. Ihn ärgerte es, einen dem Anſchein nach ſo ſchwächlichen Mann bereits im Beſitze eines ſo großen Rufes zu ſehen. — Wenn nun, dachte er, die ſchöne Gräfin zufällig einen aus dieſer Menge liebte, ſo würde der verhaßte Comminges ihn umbringen; er hat geſchworen, Jeden, den ſie liebt, zu tödten. Unwillkührlich legte er die Hand an ſeinen Degengriff; aber augenblicklich ſchämte er ſich dieſes Aufbrauſens wieder. — Was liegt mir überhaupt daran? ich beneide ihn nicht um ſeine Eroberung, die ich ohnehin kaum gehabt habe, dachte er. Dennoch war ihm von dieſem Gedanken ein peinlicher Eindruck zurückgeblieben; auf dem ganzen Wege von der Kirche bis zum Hauſe des Kapitäns beobachtete er ein völliges Stillſchweigen.

Sie fanden den Tiſch gedeckt. Mergy aß wenig und wollte gleich nach aufgehobener Tafel in ſeinen Gaſthof zurückkehren. Der Kapitän ließ ihn weggehen, aber nur gegen die Zuſage, daß er am andern Tage definitiv ſein Haus beziehe.

Ich brauche nicht beizufügen, daß Mergy bei ſeinem Bruder Geld, Pferd u. ſ. w. und ebendrein die Bekanntſchaft des Heffchneiders, ſowie des einzigen Kaufmanns fand, wo ein Edelmann, der von den Damen gut gelitten ſeyn wollte, ſeine Handſchuhe, verwerrene Halskrauſen und ſeine Papageien- oder Zugbrückſchuhe, kaufen konnte.

Endlich da es ſchwarze Nacht geworden war, kehrte er in ſeine Herberge zurück, von zwei mit Piſtolen und Degen bewaffneten Lakaien ſeines Bruders begleitet; denn die Straßen von Paris waren dazumal nach acht Uhr Abends gefährlicher, als die Straße von Sevilla nach Granada heutzutage.

VI.

Ein Parteihaupt.

Jock von Norfolk, ſey nicht zu kühn,
Dran Dickon, Drin Herr, iſt verſchachert und hin!
Shakeſpeare, K. Richard IV.

Bernhard v. Mergy warf, in ſeine demüthige Herberge zurückgekehrt, einen traurigen Blick auf das verbrauchte und vergilbte Meublement. Als er in ſeinem Geiſte die einſt kalkweißen, jetzt berauchten und geſchwarzten Wände ſeiner Stube mit den glänzenden Seideverhängen des Zimmers, das er eben verlaſſen hatte, verglich — wenn er ſich der hübſchen gemalten Madonna erinnerte und an der Mauer vor ſich nur ein altes Heiligenbild hängen ſah, da flog ihm ein ziemlich niederträchtiger Gedanke durch den Kopf. Dieſer Luxus, dieſe Eleganz, dieſe Damengunſt-Bezeugungen, die Gnade des Königs, kurz ſo viele wünſchenswerthe Dinge hatten den Georg nur ein Wort gekoſtet, ein einziges, leicht auszuſprechendes Wort, weil es hinreichte, wenn daſſelbe von den Lippen kam, und wenn man den Herzensgrund nicht befragte. Augenblicklich ſtellten ſich in ſeinem Gedächtniß die Namen mehrerer Proteſtanten ein, welche durch Abſchwörung ihrer Religion ſich zu Ehrenſtellen erhoben hatten; und da dem Teufel jedes Mittel zum Zweck gut genug iſt, ſo fiel dem Bernhard das Gleichniß von dem verlorenen Sohn ein, aber mit der ſeltſamen Nutzanwendung, daß man mit einem bekehrten Hugenotten weit mehr Umſtände machen würde, als mit einem beharrlichen Katholiken.

Dieſe Vorſtellungen, welche ſich wider ſeinen Willen unter allen möglichen Formen ihm aufdrängten, griffen in ihm, trotz ſeinem Ekel, unwillkührlich Platz. Er nahm eine Genferbibel, die ſeiner Mutter gehört hatte, und las eine Zeit lang. Ruhiger geworden, legte er das Buch weg und ehe er die Augen ſchloß,

that er den inneren Schwur, in der Religion ſeiner Vater zu leben und zu ſterben.

Aber was half Lectüre und Eid? ſeine Träume gaukelten ihm die Abenteuer des Tags wieder vor. Er träumte von ſeidenen und purpurnen Vorhängen, von goldenen Geräthſchaften; dann von umgeſtürzten Tiſchen, blitzenden Klingen und mit Blut untermiſchtem Wein. Darauf beſeelte ſich die Madonna; ſie ſprang aus ihrem Rahmen und tanzte vor ihm. Er ſuchte, ihre Züge ſeinem Gedächtniß einzuprägen, und jetzt erſt bemerkte er, daß ſie eine ſchwarze Maske trug. Aber ihre dunkelblauen Augen und zwei Linien weißer Haut drangen durch die Oeffnungen der Maske . . . Mit Einem mal fiel die Larve, eine himmliſche Geſtalt erſchien, aber ohne feſte Umriſſe, gleich einem in der Strömung des Waſſers verſchwimmenden Nymphenbild. Beſchämt ſchlug er die Augen nieder, doch ſchnell ſchaute er wieder auf und ſah nur noch den furchtbaren Comminges mit blutigem Degen in der Hand. —

Er ſtand zeitig auf, ließ ſein leichtes Gepäck zu ſeinem Bruder bringen und begab ſich, nachdem er eine Runde zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt ausgeſchlagen, allein in das Hotel Châtillon, um dem Admiral den Brief zu überreichen, womit ihn ſein Vater beauftragt hatte.

Er fand Vorhof und Hotel von zahlreichen Dienern und Pferden erfüllt, durch die es ihm nur mit Schwierigkeit gelang, bis zu einem mächtig großen Vorzimmer hindurchzudringen, das von Rittern und Pagen wimmelte, welche, obgleich nur mit ihren Degen bewaffnet, fortwährend eine ehrfurchtgebietende Leibwache um den Admiral bildeten. Ein Thürſteher in ſchwarzem Kleid machte, ſobald er einen Blick auf den Spitzenkragen Mergy's und eine von ſeinem Bruder geliehene goldene Kette geworfen, keine Schwierigkeit, ihn alsbald in die Gallerie, worin ſich ſein Gebieter befand, einzuführen.

Hohe und niedere Edelleute und Diener des Evangeliums,

zuſammen über vierzig Perſonen, umgaben, alle mit entblößtem Haupte und in ehrfurchtsvoller Haltung daſtehend, den Admiral. Er war ſehr einfach und ganz ſchwarz gekleidet. Sein Wuchs war hoch, aber etwas gewölbt und die Strapazen des Kriegs hatten auf ſeiner kahlen Stirne mehr Furchen gezogen, als die Jahre. Ein langer weißer Bart wallte auf ſeine Bruſt herab. Seine von Natur eingefallenen Wangen ſchienen es noch mehr wegen einer Wunde, deren hohle Narbe kaum durch ſeinen langen Schnurrbart verdeckt wurde; in der Schlacht von Moncontour hatte ihm ein Piſtolenſchuß die Wange durchbohrt und mehrere Zähne gebrochen. Der Ausdruck ſeines Antlitzes war mehr traurig als ſtreng, und man behauptete, daß ſeit dem Tod ſeines tapfern Bruders Dandelot Niemand ihn habe lächeln ſehen. Er ſtand aufrecht, ſeine Hand ſtützte ſich auf einen mit Karten und Planen bedeckten Tiſch, in deren Mitte ſich eine ungeheure Bibel in Folio erhob. Unter den Karten und Papieren zerſtreute Zahnſtecher erinnerten an eine Gewohnheit, worüber man ihn häufig ſpottete. Ein am Ende des Tiſches ſitzender Sekretär ſchien eifrigſt bemüht, Briefe zu ſchreiben, die er ſofort dem Admiral zur Unterzeichnung überreichte.

Bei dem Anblick dieſes großen Mannes, der für ſeine Glaubensgenoſſen mehr als ein König war — denn in ſeiner Perſon vereinigten ſich ein Held und ein Heiliger — fühlte ſich Mergy von ſolcher Verehrung durchdrungen, daß er hinangehend ein Knie zur Erde beugte. Der überraſchte und von dieſem außerordentlichen Beweiſe von Verehrung unangenehm berührte Admiral gab ihm ein Zeichen aufzuſtehen, und nahm etwas ärgerlich den Brief, welchen ihm der junge Schwärmer darbot. Er warf einen ſchnellen Blick auf die Wappen des Siegels. — „Das kommt von meinem alten Kameraden, dem Baron v. Mergy!“ ſagte er, „und Ihr gleichet ihm ſo ſehr, junger Mann, daß Ihr ſein Sohn ſeyn müſſet?“

„Hoher Herr, mein Vater hätte gewünſcht, daß ſein Alter

ihm erlaubte, ſelbſt zu kommen und Euch ſeine Hochachtung zu erweiſen."

„Meine Herrn," ſagte Coligny, nachdem er den Brief geleſen, zu ſeiner Umgebung gewendet, „ich ſtelle Euch den Sohn des Baron v. Mergy vor, der mehr als zweihundert Stunden gemacht hat, um einer der Unſrigen zu werden. Es ſcheint, daß es uns an Freiwilligen nach Flandern nicht fehlen wird. Meine Herrn, ich bitte um Eure Freundſchaft für dieſen Jüngling: Ihr Alle heget hohe Achtung für ſeinen Vater."

Und augenblicklich empfieng Mergy zwanzig Begrüßungen auf einmal und ebenſoviele Dienſtanerbietungen.

„Habt Ihr ſchon Kriegsdienſte gethan, mein Freund Bernhard?" fragte der Admiral. „Habt Ihr je Kugeln pfeifen gehört?"

Mergy antwortete erröthend, daß er noch nicht das Glück gehabt habe, für die Religion zu kämpfen.

„Wünſchet Euch vielmehr Glück dazu, Jüngling, daß Ihr noch nie Gelegenheit hattet, das Blut Eurer Mitbürger zu vergießen!" ſagte Coligny mit ernſtem Ton; „Gott ſey Dank," fügte er mit einem Seufzer bei, „der Bürgerkrieg iſt beendigt! die Religion athmet neu auf, und glücklicher als wir werdet Ihr Euren Degen nur gegen die Feinde Eures Königs und Eures Vaterlandes ziehen." Dann legte er die Hand auf des Jünglings Schulter: „Ich weiß gewiß, in Euch wird das Blut, von dem Ihr ſtammet, nicht ausarten. Nach der Abſicht Eures Vaters werdet Ihr zuerſt unter meinen Edelleuten dienen: aber wenn wir den Spaniern begegnen, ſo nehmet ihnen eine Fahne ab, und augenblicklich werdet Ihr ein Fähnlein in meinem Regiment haben."

„Ich ſchwöre Euch," rief Mergy mit entſchloſſener Stimme, „daß ich beim erſten Gefecht Gernett ſeyn werde, oder mein Vater keinen Sohn mehr hat."

„Gut, mein tapferer Junge, Du ſprichſt, wie einſt Dein Vater!" Dann rief er ſeinem Intendanten. — „Hier iſt mein

Intendant, Meiſter Samuel; brauchſt Du Geld, um Dich auszurüſten, ſo wendeſt Du Dich an ihn."

Der Intendant verneigte ſich vor Mergy, der ſich beeilte, ſeinen Dank und ſeine Weigerung auszudrücken. — „Mein Vater und mein Bruder," ſagte er, „ſorgen reichlich für meinen Unterhalt."

„Euer Bruder?..... Das iſt der Kapitän Georg Mergy, der nach den erſten Kriegen ſeine Religion abſchwur?"

Mergy ſenkte traurig den Kopf; ſeine Lippen bewegten ſich, aber man hörte ſeine Antwort nicht.

„Es iſt ein tapferer Soldat," fuhr der Admiral fort; „aber was iſt der Muth ohne Gottesfurcht! Junger Mann, Ihr habt in Eurer Familie ein Muſter, dem Ihr folgen, und ein Beiſpiel, das Ihr vermeiden ſollt."

„Ich werde mich bemühen, die ruhmvollen Handlungen meines Bruders nachzuahmen ... aber nicht ſeinen Glaubenswechſel."

„Wohlan, Bernhard, beſuchet mich oft und behandelt mich als einen Freund. Was die Sitten betrifft, ſo ſeyd Ihr hier nicht zum Beſten aufgehoben, aber ich hoffe, Euch bald hinwegzunehmen und dahin zu führen, wo es Ruhm zu erwerben gibt."

Mergy verneigte ſich bedachtungsvoll und zog ſich in den Kreis zurück, welcher den Admiral umringte.

„Meine Herrn," ſagte Coligny, eine durch Mergy's Ankunft unterbrochene Beſprechung wieder aufnehmend, „von allen Seiten empfange ich gute Nachrichten. Die Mörder zu Rouen ſind geſtraft..." — „Die von Toulouſe ſind es nicht," ſagte ein alter Geiſtlicher mit düſterer und fanatiſcher Miene.

„Ihr irret, Herr. So eben iſt mir die Nachricht davon zugekommen. Noch mehr, der paritätiſche Gerichtshof iſt bereits zu Toulouſe eingeſetzt. Jeden Tag beweiſt uns Seine Majeſtät, daß Ihre Gerechtigkeit für alle die gleiche iſt."

Der alte Geiſtliche ſchüttelte ungläubig den Kopf. Ein fil-

derbartiger, in ſchwarzen Sammt gekleideter Greis rief aus: „Seine Gerechtigkeit iſt dieſelbe, ja! die Châtillon, die Montmorency und die Guiſen alle zuſammen möchten Carl und ſeine würdige Mutter mit einem Streiche niederſchlagen.“

„Redet ehrfurchtsvoller von dem König, Herr v. Beniſſan,“ ſagte Coligny mit ernſtem Tone. „Vergeſſen, vergeben wir endlich allen Groll! Man ſoll nicht ſagen, daß die Katholiken beſſer als wir das göttliche Gebot der Verſöhnlichkeit erfüllen.“

„Bei den Gebeinen meines Vaters! das iſt ihnen auch leichter, als uns,“ murrte Beniſſan. „Die dreiundzwanzig Märtyrer unter meinen Blutsverwandten kann ich nicht ſo leicht aus meinem Gedächtniß tilgen.“

So ſprach er mit Bitterkeit, als ein ſehr gebrechlicher Greis von abſtoßenden Zügen, in einen grauen, ganz verbrauchten Mantel gehüllt in die Gallerie trat, den engen Kreis durchſchritt und Coligny ein verſiegeltes Papier einhändigte.

„Wer ſeyd Ihr?“ fragte dieſer, ohne das Siegel zu brechen.

„Einer Eurer Freunde,“ antwortete der Greis mit heiſerer Stimme und gieng augenblicklich hinaus.

„Ich ſah dieſen Menſchen heute am Morgen aus dem Hotel Guiſe herausgehen,“ ſagte ein junger Edelmann.

„Es iſt ein Magiker,“ ſagte ein Anderer.

„Ein Giftmiſcher,“ ſagte ein Dritter.

„Der Herzog von Guiſe ſchickt ihn, um den Herrn Admiral zu vergiften.“

„Mich vergiften?“ ſagte der Admiral achſelzuckend, „mich vergiften mit einem Brief?“

„Erinnert Euch an die Handſchuhe der Königin von Navarra,“ rief Beniſſan.

„Ich glaube eben ſo wenig an die Vergiftung der Handſchuhe, als an die dieſes Briefs; aber ich glaube, daß der Herzog von Guiſe keine Niederträchtigkeit begehen kann!“

Eben wollte er den Brief öffnen, als Beniſſan auf ihn

zuſprang und ihm die Hände mit dem Ausruf hielt: „Oeffnet nicht, oder Ihr athmet ein tödtliches Gift ein!“

Alle Anweſenden drängten ſich um den Admiral, der ſich Boniſſan's zu entledigen ſuchte.

„Ich ſehe einen ſchwarzen Dunſt aus dem Briefe ſteigen,“ rief eine Stimme.

„Werfet ihn weg! Werfet ihn weg!“ ſchrie alles zuſammen.

„Laßt mich, Theren, die Ihr ſeyd!“ ſagte der Admiral, ſich ihrer entledigend, während einer Art Kampf, den er zu dieſem Zweck aushalten mußte, fiel das Papier zu Boden.

„Samuel, mein Freund,“ rief Boniſſan, „zeiget Euch als treuen Diener. Oeffnet mir dieſes Paket, und gebt es Eurem Herrn dann erſt, nachdem Ihr Euch verſichert, daß es nichts Verdächtiges enthält!“

Der Auftrag war nicht nach dem Geſchmack des Intendanten. Ohne Zögern hob Mergy den Brief auf und brach das Siegel. Sogleich fand er ſich gar bequem im Mittelpunkt eines leeren Kreiſes, da ſich Jeder zurückgezogen hatte, als ob eine Bombe im Zimmer platzen ſollte; indeß drang kein bösartiger Dunſt heraus: Niemand ſogar mußte nießen. Ein ziemlich beſchmutztes Papier mit einigen geſchriebenen Zeilen war alles, was dieſer ſo gefürchtete Umſchlag enthielt.

Dieſelben Perſonen, welche zuerſt ſich bei Seite gemacht hatten, kamen auch zuerſt wieder herbei und machten ſich, nachdem jeder Schein von Gefahr verſchwunden war, über die Sache luſtig.

„Was bedeutet dieſe Unverſchämtheit?“ rief Geligny zornig, ſich endlich aus Boniſſan's Umſchlingung losmachend; „einen an mich gerichteten Brief zu öffnen?“

„Herr Admiral!“ rief Mergy, wenn dieſes Papier zufällig irgend ein Gift enthalten hatte, fein genug, um Euch durch Einathmung zu tödten, ſo wäre es beſſer geweſen, wenn ein

junger Menſch, wie ich, das Opfer wurde, als Ihr, deſſen Leben für die Religion von ſo hohem Werthe iſt."

Ein Gemurmel der Bewunderung erhob ſich rings um ihn. Coligny drückte ihm gerührt die Hand, und nach kurzem Stillſchweigen ſagte er mit Güte: „Da Du ſo viel gewagt haſt, dieſen Brief zu entſiegeln, ſo lies uns auch ſeinen Inhalt."

Aisbald las Merzy folgendes:

„Der Himmel iſt im Weſten mit blutigem Scheine erleuchtet. „Sterne ſind am Firmament verſchwunden und flammende „Schwerter werden in den Lüften geſehen. Man muß blind „ſeyn, um nicht zu verſtehen, was dieſe Zeichen weiſſagen. „Kaſpar! gürte Dein Schwert um und ſiege Deine Speren an, „oder in wenigen Tagen werden ſich die Geyer mit Deinem „Fleiſche mäſten."

„Er bezeichnet mit dieſen Geyern die Guiſen," ſagte Beniſſan; „der Name des Raubvogels hat Aehnlichkeit mit dem des verderblichen Stammes."

Der Admiral zuckte verächtlich die Achſeln, und kein Mund that ſich auf; aber es war deutlich zu bemerken, daß die Prophezeihung einen gewiſſen Eindruck auf die Verſammlung gemacht hatte.

„Wie viele Leute gibt es doch in Paris, die ſich nur mit Thorheiten abgeben!" ſagte Coligny kaltblütig. „Heißt es nicht, es befinden ſich nahe an die zehntauſend Scheime in der Hauptſtadt, welche, ohne ein anderes Gewerbe, von der Wahrſagung leben?"

„Die Mahnung, ſo wie ſie iſt, möchte doch nicht zu verachten ſeyn!" ſagte ein Hauptmann vom Fußvolk. „Der Herzog von Guiſe hat es öffentlich genug ausgeſprochen, daß er nicht ruhig ſchlafen würde, bevor er Euch den Degen durch den Leib gerannt hätte."

„Es iſt einem Meuchelmörder ſo leicht, ſich an Euch hin-

zudrängen!“ fügte Benifan bei. „An Eurer Stelle würde ich nur bepanzert ins Louvre gehen.“

„Gebt mir doch, Kamerad,“ antwortete der Admiral; „an alte Soldaten, wie wir, machen ſich die Meuchelmörder nicht. Sie fürchten uns mehr, als wir ſie.“

Er unterhielt ſich hierauf eine Zeit lang von dem bevorſtehenden flandriſchen Feldzug und über Religions-Angelegenheiten. Mehrere Perſonen überreichten ihm Bittſchriften, daß er ſie dem König vorlege: er nahm ſie alle mit Güte an und hatte für jeden Bittſteller ein freundliches Wort. Es ſchlug zehn Uhr und er verlangte Hut und Hautſchuhe, um ſich in's Louvre zu begeben. Jetzt beurlaubten ſich einige Anweſende von ihm: eine große Anzahl bekleidete ihn jedoch, als Ehren- und Schutzgarde zugleich.

VII.

Sobald bei der Heimkehr der Kapitän ſeinen Bruder erblickte, rief er ihm zu: „Nun! haſt Du Kaſpar L. geſehen? Wie hat er Dich aufgenommen?“

„Mit einer Güte, die ich nie vergeſſen werde.“

„Das entzückt mich.“

„O Georg, welch ein Mann!...“

„Welch ein Mann? Ein Mann, ungefähr wie ein Anderer; mit etwas mehr Ehrgeiz und etwas mehr Geduld, abgeſehen von dem Unterſchied der Geburt. Der Urſprung des Herrn von Châtillon hat ſehr viel für ihn gethan.“

„Hat ihn ſein Urſprung die Kriegskunſt gelehrt und den erſten Kriegsmeiſter unſerer Zeit aus ihm gemacht?“

„Wahrhaftig, nein! aber all ſein Verdienſt hat ihn doch nicht gehindert, jederzeit geſchlagen zu werden. — Bah, laſſen wir das. Du haſt jetzt den Admiral geſehen, das iſt ganz gut;

Ehre dem Ehre gebührt! und das Hofmachen mußtest Du bei Herrn von Châtillon anfangen. Nun aber ... willst Du morgen auf die Jagd kommen? dort werde ich Dich Jemanden vorstellen, bei dem sich's wohl auch der Mühe verlohnt, daß man ihn sehe: ich meine Carl, König von Frankreich."

„Ich sollte auf die Jagd des Königs gehen?"

„Ja wohl! und Du wirst dort die schönsten Damen und die schönsten Pferde des Hofes sehen. Die Zusammenkunft ist im Schloß Madrid und wir müssen morgen zu guter Stunde dort seyn. Ich gebe Dir meinen Apfelschimmel und stehe Dir dafür, daß Du ihn nicht zu spornen brauchst, um immer den Hunden auf der Ferse zu seyn."

Ein Livrée-Bedienter händigte Morgan ein Schreiben ein, das ein Page des Königs überbracht hatte. Morgan öffnete es, und seine Ueberraschung, als er darin ein Generalspatent fand, war eben so groß als die seines Bruders. Das königliche Siegel war indeß in bester Form dem Aktenstück beigedrückt.

„Pest!" rief Georg, „das heiß ich einmal eine schnelle Gunst! aber wie Teufel kommt Carl IX., der nicht weiß, daß Du auf der Welt bist, dazu, Dir ein Generalspatent zu schicken?"

„Ich glaube dem Herrn Admiral dafür verbindlich seyn zu müssen," sagte Morgan, und erzählte dann seinem Bruder die Geschichte mit dem geheimnißvollen Brief, den er so mutterseelenallein erhalten hatte. Der Kapitän lachte sehr über den Anfang des Abenteuers und sah ihn unbarmherzig damit auf.

VIII.

Unterredung zwischen dem Leser und dem Verfasser.

Ah! Herr Verfasser, welche schöne Gelegenheit haben Sie da Personen zu zeichnen! und welche Personen! Sie sind im

Begriff, uns in das Schloß Madrit, mitten unter den Hof zu führen. Und welcher Hof! Sie werden ihn uns jetzt zeigen, diesen franzöſiſch-italieniſchen Hof? Machen Sie uns mit den herrſchenden Charakteren, einem nach dem andern, bekannt! was werden wir nicht alles erfahren! und wie intereſſant muß ein in der Mitte von ſo viel wichtigen Perſonen verbrachter Tag ſeyn!

Mein Gott! Herr Leſer, was verlangen Sie da von mir? Ich möchte wohl gerne das Talent haben, eine Geſchichte von Frankreich zu ſchreiben; dann machte ich keine Erzählungen. Aber ſagen Sie mir, warum begehren Sie von mir die Bekanntſchaft mit Leuten, die keine Rolle in meinem Roman ſpielen ſollen?

Sie haben aber das größte Unrecht, daß Sie dieſelben keine Rolle darin ſpielen laſſen. Wie! Sie verſetzen mich in das Jahr 1572, und wollen über die Porträte von ſo vielen ausgezeichneten Menſchen hinweggleiten? nicht doch! Sie dürfen ſich nicht lange beſinnen. Beginnen Sie! ich gebe Ihnen die erſte Phraſe: die Thüre des Salons gieng auf, und man ſah erſcheinen....

Aber, Herr Leſer, im Schloſſe Madrit gab es keinen Salon; die Salons...

Es ſey! der große Saal war erfüllt von einer Menge... u. ſ. w.... unter welcher man unterſchied... u. ſ. w....

Wen wollen Sie, daß man unterſcheide?

Zum Henker! primo, Carl den IX.!...

Secundo?

Halt! beſchreiben Sie mir zuerſt ſeine Tracht, dann entwerfen Sie mir ſein phyſiſches, hierauf ſein moraliſches Bild, das iſt heut zu Tage die Hauptſtraße für alle Romanverfertiger.

Seine Tracht? nun, er war als Jäger gekleidet mit einem großen Jagdhorn um den Hals.

Sie sind kurz.

Was sein physisches Bild betrifft... Warten Sie... meiner Treu, Sie werden gut thun, wenn Sie seine Büste im Musée d'Angoulême betrachten. Es ist ein weiter Saal Nr. 98.

Aber, Herr Verfasser, ich wohne in der Provinz; soll ich etwas nach Paris gehen, um eine Büste von dem Carl IX. zu sehen?

Wohlan! so stellen Sie sich einen ziemlich wohlgebauten jungen Mann vor, den Kopf ein wenig in die Schultern gedrückt; er hebt den Hals und streckt linkisch die Stirne voran; die Nase ist ein wenig dick; er hat schmale lange Lippen, die obere sehr hervorstehend; seine Farbe ist blaß, und seine breiten grünen Augen sehen nie die Personen an, mit der er sich unterhält. Uebrigens steht in seinen Augen keineswegs geschrieben **St. Bartholomäusnacht**, noch etwas Aehnliches. Durchaus nicht. Nur ist der Ausdruck seines Gesichts eher blöde und unruhig, als hart und grausam. Sie können ihn sich am deutlichsten verstellen, wenn Sie sich einen jungen Engländer denken, der allein in einen mächtig großen Salon eintritt, wo Jedermann sitzt. Er läuft durch ein Spalier schön geputzter Frauen, welche verstummen, wenn er vorübergeht. An dem Kleide der Einen hängen bleibend, den Sessel der Andern anstoßend, gelangt er mit großer Mühe bis zur Gebieterin des Hauses; und jetzt erst bemerkt er, daß beim Aussteigen aus dem Wagen am Thore des Hotels der Aermel seines Kleides das Rad streifte und sich mit Koth bedeckte. Gewiß haben Sie schon solche scheue Menschen gesehen; vielleicht haben Sie sich selbst vor einem Spiegel geübt, ehe die Gewohnheit, unter die Leute zu gehen, Ihnen die Taktfestigkeit beim Eintreten erwarb!...

Und Katharina von Medicis?

Katharina von Medicis? Teufel! an die dachte ich nicht. Ich denke, daß ich zum letztenmale ihren Namen schreibe: sie ist eine dicke, noch frische Frau, und wie man sagt, ziemlich

conservirt für ihr Alter, mit einer dicken Nase und geknifenen Lippen, gleich Einem, der eben von der Seekrankheit befallen wird. Sie hat die Augen halb geschlossen: sie gähnt jeden Augenblick; ihre Stimme ist eintönig und sagt mit derselben Modulation: ach! wer wird mich von dieser verhaßten Béarnerin befreien? und: Magdalena, gebet meinem Schooßhund gezuckerte Milch.

Gut, aber legen Sie derselben einige merkwürdigere Worte in den Mund! sie hat kaum erst die Johanna von Albret vergiften lassen, wenigstens lief das Gerücht davon, und das muß zum Vorschein kommen.

Ei, nicht im Mindesten: denn, wenn es zum Vorschein käme, wo bliebe jene so berühmte Verstellung? Zudem sprach sie, wenn ich gut unterrichtet bin, an selbigem Tage von nichts anderem, als vom Wetter.

Und Heinrich IV.? und Margaretha von Navarra? Zeigen Sie uns Heinrich, tapfer, galant, und vor Allem gut! Margaretha, wie sie ein Liebesbriefchen in die Hand eines Pagen gleiten läßt, derweil Heinrich seinerseits einer der Ehrendamen Katharina's die Hand drückt.

Was Heinrich IV. anbelangt, so würde Niemand in diesem leichtsinnigen Jungen den Helden und künftigen König von Frankreich ahnen. Bereits hat er seine Mutter vergessen, und doch ist sie erst vor vierzehn Tagen gestorben. Er spricht nur mit einem Rüdenführer, der in einer unendlichen Abhandlung über die Losung des Hirsches, den man treiben will, begriffen ist. Ich verschone Sie damit, zumal wenn Sie, wie ich hoffe, kein Jagdliebhaber sind.

Und Margaretha? Sie war etwas unwohl und hütete das Zimmer.

Das heißt, sich bequem aus der Sache ziehen. Und der Herzog von Anjou? und der Prinz von Condé? und der Herzog

von Guise? und Tavannes, Retz, La Rochefoucault, Teligny? und Thoré und Meru? und so viele Andre?

Meiner Treu, Sie kennen dieselben besser, als ich. Ich werde meinem Freunde Mergy erzählen.

Ach, ich merke, daß ich in ihren Romanen nicht finden werde, was ich darin suchte.

Ich fürchte das.

IX.

Der Handschuh.

Ob sich ein Handschuh von der rechten Hand,
Ob von der linken er sich löse, kümmert kaum
Die Dame Blanca, und der Liebe launisch Spiel
Schnellt auf zwei Freier gleicher Zeit den spitzen Pfeil.
Lope de Vega.

Der Hof war im Schloß Madrid. Umgeben von ihren Damen erwartete die Königin Mutter in ihrem Zimmer den König, der, ehe er zu Pferd stieg, mit ihr frühstücken sollte; und der König gieng, gefolgt von den Prinzen, langsam durch eine Gallerie, wo die Leute standen, welche ihn auf die Jagd begleiten sollten. Zerstreut hörte er auf die Anreden der Hofleute und antwortete ihnen oft ziemlich barsch. Als er an den beiden Brüdern vorüber kam, beugte der Kapitän das Knie, und stellte den neuen Cornetten vor. Mergy, sich tief verneigend, dankte Seiner Majestät für die Ehre, welche ihm von ihr vor allem Verdienst zu Theil geworden.

„Ah! Ihr seyd es, von dem mein Vater, der Admiral mir gesprochen hat! Ihr seyd der Bruder des Kapitan Georg?"

„Ja, Sire."

„Seyd Ihr Katholik oder Hugenott?"

„Sire, ich bin Proteſtant.“

„Meine Frage geſchah aus bloßer Neugier; denn der Teufel hole mich, wenn ich mich um die Religion derer, die mir gut dienen, bekümmere.“

Nach dieſen merkwürdigen Worten trat der König in das Zimmer ſeiner Mutter.

Einige Augenblicke nachher verbreitete ſich ein Damenſchwarm in der Gallerie, welcher ausgeſchickt zu ſeyn ſchien, um den Cavalieren die Zeit zu verkürzen. Ich werde nur von einer einzigen der Schönheiten dieſes an Schönheiten ſo fruchtbaren Hofes reden: nämlich von der Gräfin Turgis, die eine große Rolle in dieſer Geſchichte ſpielt. Sie trug ein ſo leichtes wie niedliches Amazonenkleid und hatte ihre Maske noch nicht angelegt. Ihre glänzend weiße, aber durchaus blaſſe Geſichtsfarbe kontraſtirte wundervoll mit der Rabenſchwärze ihrer Haare; ihre ſchön gewölbten Augbraunen, deren Enden einander leicht berührten, gaben ihren Zügen einen Ausdruck von Härte oder vielmehr Stolz, ohne deßhalb der Anmuth, die ſich über ihr ganzes Antlitz verbreitete, etwas zu benehmen. Anfänglich konnte man in ihren großen blauen Augen nur herabſehenden Stolz finden; aber in einer belebten Unterredung ſah man bald ihren Augenſtern wachſen und ſich erweitern wie den einer Katze; ihre Blicke wurden flammend, und ſelbſt für einen vollendeten Stutzer war es ſchwer, eine Zeit lang ihre zauberhafte Wirkung auszuhalten.

Die Gräfin von Turgis! wie ſchön ſie heute iſt! flüſterten die Hofleute. Und Jeder drängte ſich heran, ſie näher zu betrachten. Mergy, an dem ſie vorübergieng, war dergeſtalt von ihrer Schönheit betroffen, daß er unbeweglich blieb, und dann erſt daran dachte, in die Reihe zu treten und ihr Raum zu geben, als die breiten ſeidenen Aermel der Gräfin ſein Wamms berührten.

Sie bemerkte ſeine Aufregung, vielleicht mit Vergnügen, und würdigte ihn, ihre ſchönen Augen einen Augenblick auf die des Mergy zu heften, welche ſich augenblicklich niederſchlugen, wäh-

rend eine lebhafte Röthe seine Wangen überflog. Die Gräfin lächelte und ließ im Vorbeigehen einen ihrer Handschuhe vor unserem Helden fallen, welcher, immer noch unbeweglich und außer sich, denselben aufzuheben vergaß. Alsbald stieß ein blonder, junger Mann (es war kein anderer als Cemminges), der sich hinter Mergy befand, diesen hart an, um vor ihn hinzukommen, hob den Handschuh auf, und überreichte denselben, nachdem er ihn ehrerbietig geküßt, der Frau v. Turgis. Letztere wendete sich, ohne Cemminges zu danken, gegen Mergy hin, den sie eine Zeit lang, jedoch mit dem Ausdruck zornblitzender Verachtung betrachtete; dann neben sich den Kapitän Georg bemerkend, sagte sie zu diesem sehr laut: „Kapitän, woher kommt uns dieser große Tölpel? Gewiß ist's so ein Hugenott, nach seiner Artigkeit zu schließen."

Ein allgemeines Gelächter vollendete die Verlegenheit des Unglücklichen, den es traf.

„Es ist mein Bruder, gnädige Frau," antwortete Georg etwas weniger laut; „er ist erst seit drei Tagen in Paris und, bei meiner Ehre, nicht linkischer, als Lanney war, ehe Ihr Euch mit seiner Bildung befaßtet."

Die Gräfin erröthete ein wenig. — „Kapitän, das ist ein schnöder Scherz. Redet nichts Uebles von den Todten. Da, reichet mir den Arm! ich muß Euch von einer Dame unterhalten, die nicht allzu gut auf Euch zu sprechen ist."

Der Kapitän nahm ehrerbietig ihre Hand und führte sie in eine entfernte Fenstervertiefung; aber im Weggehen, wendete er sich noch einmal, um Mergy anzusehen.

Noch ganz verzückt von der Erscheinung der schönen Gräfin, die er zu sehen brannte und zu der er doch die Augen nicht aufzuheben wagte, fühlte Mergy einen leichten Schlag auf der Schulter. Er drehte sich, und sah den Baron Vaudreuil, der ihn an der Hand faßte und bei Seite führte, um, wie er sagte, ungestört mit ihm zu sprechen.

„Mein theurer Freund," begann der Baron, „Ihr seyd ganz neu auf diesem Boden, und wisset vielleicht nicht, wie Ihr Euch hier benehmen müßt?"

Mergy blickte ihn erstaunt an.

„Euer Bruder ist beschäftigt und kann Euch keinen Rath geben, mit Eurer Erlaubniß will ich ihn ersetzen."

„Ich weiß nicht, mein Herr, was" . . .

„Ihr seyd schwer beleidigt, und da ich Euch in dieser nachdenklichen Haltung sehe, so zweifle ich nicht, daß Ihr auf Mittel sinnet, Euch zu rächen."

„Mich rächen? und an wem?" fragte Mergy, bis in's Weiße der Augen erröthend.

„Seyd Ihr nicht eben erst von dem kleinen Comminges rauh angestoßen worden? Der ganze Hof hat die Sache gesehen und erwartet, daß Ihr sie Euch sehr zu Herzen nehmt."

„Aber," sagte Mergy, „in einem so menschenerfüllten Saal ist es nichts Außerordentliches, daß Einer unwillkührlich den Andern anstößt."

„Herr v. Mergy, ich habe nicht die Ehre, genau von Euch gekannt zu seyn, aber Euer Bruder ist mir sehr befreundet und er kann Euch sagen, daß ich so viel möglich das göttliche Gebot der Versöhnlichkeit übe. Ich möchte Euch nicht in einen bösen Streit verflechten, aber zugleich hatte ich es für meine Pflicht, Euch zu versichern, daß Comminges Euch nicht aus Versehen angestoßen hat. Er stieß Euch an, weil er Euch dadurch beleidigen wollte; und hätte er Euch auch nicht gestoßen, so hat er Euch beleidigt, denn, indem er den Handschuh der Turgis aufhob, hat er sich ein Euch zustehendes Recht angemaßt. Der Handschuh lag vor Euren Füßen, *ergo* hattet Ihr *allein* das *Recht*, ihn aufzuheben und zurückzugeben . . . doch, was brauche ich weiter? Wendet Euch um, und Ihr werdet am Ende der Gallerie Commingen sehen, wie er mit dem Finger auf Euch deutet und Eurer spottet."

Mergy drehte sich und bemerkte Comminges von fünf oder

sechs jungen Leuten umgeben, welchen er mit Lachen etwas erzählte, das sie neugierig anzuhören schienen. Nichts bewies, daß bei dieser Gruppe von ihm die Rede war; aber auf die Versicherung seines menschenfreundlichen Rathgebers fühlte Mergy einen heftigen Zorn in seinem Busen aufwallen.

„Ich will ihn nach der Jagd aufsuchen," sagte er, „und er soll mir Rede stehen . . ."

„Oh! schiebet nie einen guten Entschluß, wie dieser da, auf, außerdem sündiget Ihr weit weniger, wenn Ihr Euren Gegner gleich nach der Beleidigung fordert, als wenn Ihr es nach längerer Ueberlegung thätet. In einem Augenblick lebhafter Erregung bestellet Ihr, was nur eine verzeihliche Sünde ist, ein Duell, und wenn Ihr Euch hernach schlaget, so geschieht es nur, um einer größeren Sünde, der Nichthaltung Eures Wortes, auszuweichen. Doch ich vergesse, daß ich mit einem Protestanten rede. Wie dem sey, bestellet ihn sogleich, ich gehe hin, Euch mit einander zum Wort zu bringen."

„Ich hoffe, daß er mir die gebührende Entschuldigung nicht verweigern wird."

„Was das betrifft, mein Kamerad, so rechnet nicht darauf; Cemmingen hat niemals gesagt: ich hatte Unrecht. Im Uebrigen ist er ein sehr artiger Mann und wird Euch jede Genugthuung geben."

Mergy bemühte sich, seine Bewegung zu unterdrücken und eine gleichgültige Miene anzunehmen.

„Wenn ich unverschämt behandelt worden bin," sagte er, „so muß ich Genugthuung haben; sie oder sie: ich werde sie zu fordern wissen."

„Vortrefflich, mein Tapferer! mich entzückt Eure Kühnheit, denn Ihr wisset wohl, daß Cemmingen einer unserer besten Degen ist. Bei meinem Glauben! dieser Edelmann führt seine Waffen gut. Er hat zu Rom Unterricht bei Brambilla genommen und Petit-Jean will nicht mehr mit ihm fechten.

So ſprechend, betrachtete er aufmerkſam das etwas blaſſe Geſicht Mergy's, welcher indeß mehr von der Beleidigung aufgeregt, als von deren Folgen erſchreckt ſchien.

„Ich möchte gern Euer Secundant in dieſer Sache werden; aber außerdem, daß ich morgen zum Nachtmahl gebe, bin ich mit Herrn v. Reincy verhängt, und kann den Degen nicht gegen einen andern führen."

„Ich danke Euch, mein Herr; wenn es ſo weit kommt, wird mir mein Bruder ſecundiren."

„Der Kapitän verſteht ſich vortrefflich auf dergleichen Dinge. Einſtweilen will ich Comminges holen, daß Ihr Euch mit ihm erkläret."

Mergy verbeugte ſich und ſann, gegen die Mauer gewendet, über die Art, wie er die Forderung ausdrücken ſollte, nach und legte ſein Geſicht in die erforderlichen Falten.

Es gibt eine gewiſſe Grazie in der Ausforderung, die man, wie manche andere, erſt durch die Uebung erwirbt. Unſer Held war an ſeiner erſten Ehrenſache, folglich fühlte er ſich ein wenig verlegen. Aber in dieſem Augenblick fürchtete er weniger einen Degenſtoß zu empfangen, als etwas Unedelmänniſches zu ſagen. Kaum hatte er in ſeinem Kopf eine entſchiedene und doch artige Redensart redigirt, als der Baron Vaudreuil durch die Berührung ſeines Armes ihm dieſelbe aus dem Kopfe jagte.

Mit gezogenem Hut und ſich unverſchämt höflich verbeugend, fragte ihn Comminges mit einer Honigſtimme: „Sie wünſchen mich zu ſprechen, mein Herr?"

Der Zorn trieb dem Mergy das Blut in's Geſicht; er antwortete auf der Stelle und mit feſterer Stimme, als er gehofft hatte: „Ihr habt Euch unverſchämt gegen mich betragen, und ich fordere eine Genugthuung von Euch."

Vaudreuil nickte beifällig; Comminges richtete ſich hoch auf, und ſagte, die Fauſt in die Hüfte ſtemmend, eine in ſolchem Fall durchaus erforderliche Haltung, mit großer Wichtigkeit:

„Ihr betraget Euch als Forderer, mein Herr, und ich habe die Wahl der Waffen, in der Eigenschaft als Vertheidiger."

„Nennet die, welche Euch anstehen."

Comminges schien sich einen Augenblick zu besinnen.

„Der zweischneidige Haudegen," sagte er, „ist eine gute Waffe, aber die Wunden können entstellen, und in unserem Alter," fügte er lächelnd bei, „wünscht man nicht gerade, sich mit einer Narbe über die Nase seiner Geliebten verzustellen. Das Floret macht nur ein kleines Loch, aber tief genug (und er lächelte wieder). Ich wähle also Stoß-Rappier und Dolch."

„Sehr wohl," antwortete Mergy, und wollte sich entfernen.

„Noch einen Augenblick," rief Vaudreuil, „Ihr vergesset das Stelldichein zu bestimmen."

„Im Pré-aux-Clercs," sagte Comminges „findet sich der ganze Hof; und wenn der Herr keinem andern Ort einen besondern Vorzug gibt" . . . .

„Im Pré-aux-Clercs also."

„Was die Stunde betrifft . . . so werde ich nicht vor acht Uhr aufstehen, aus mir bekannten Gründen. . . . Ihr begreifet mich. . . . Ich schlafe heute Nacht nicht zu Hause und kann erst gegen neun Uhr auf dem Platze seyn."

„Um neun Uhr denn!"

Als Mergy die Augen abwendete, bemerkte er sehr nahe neben sich die Gräfin Turgis, welche den Kapitän im Gespräche mit einer andern Dame verlassen hatte. Man kann sich denken, daß bei dem Anblick der schönen Urheberin dieser wüsten Geschichte unser Held seine Züge mit einer Verstärkung von kaltem Ernst und scheinbarem Gleichmuth bewaffnete.

„Seit einiger Zeit," bemerkte Vaudreuil, „ist es Mode sich in rothen Hosen zu schlagen. Wenn Ihr keine fertigen besitzet, so will ich Euch ein Paar bringen lassen. Man sieht das Blut nicht daran, und das ist geschmackvoller."

„Dies scheint mir eine Kinderei," antwortete Comminges.

Mergy lächelte ziemlich boshaft.

„Wohlan! meine Freunde," fuhr der Baron Vaudreuil, der in seinem Element zu seyn schien, fort, „jetzt handelt es sich nur noch um die Secundanten und Terzanten bei Eurer Bewegung."

„Der Herr ist erst seit Kurzem am Hofe," sagte Comminges, „und hätte vielleicht Mühe einen Terzanten zu finden, deshalb will ich, aus Artigkeit gegen ihn, mich mit einem Secundanten begnügen."

Mergy verzog mühsam seine Lippen zu einem Lächeln.

„Man kann unmöglich höflicher seyn," sagte der Baron. „Und es ist wahrhaftig eine Freude, mit einem so gefälligen Edelmann, wie Herr v. Comminges, zu thun zu haben."

„Da Ihr eines Stoßrappiers von der Länge des meinigen bedürfet," nahm Comminges wieder das Wort, „so empfehle ich Euch Laurent, zur goldenen Sonne, Straße de la Férronnerie: es ist der beste Waffenschmied in der Stadt. Saget ihm, daß ich Euch schicke, und er wird Euch gut versehen."

Mit diesen Worten wandte er sich von Mergy ab und begab sich mit großer Ruhe in die Mitte der jungen Leute zurück, die er verlassen hatte.

„Ich wünsche Euch Glück, Herr Bernhard," sagte Vaudreuil, „Ihr habt Eure Ansforderung gut vorgebracht. Wahrlich, sehr gut! Comminges ist nicht gewohnt, so mit sich reden zu hören. Man fürchtet ihn wie das Feuer, zumal, seit er den großen Canillac getödtet hat; denn was Saint-Michel betrifft, den er vor zwei Monaten lieferte, so brachte ihm das keine große Ehre. Saint-Michel gehörte nicht zu den Gewandten, während Canillac schon fünf bis sechs Edelleuten den Garaus gemacht hatte, ohne nur geritzt zu werden. Er hatte in Neapel unter Barelli studirt, und man behauptete, Lansac habe ihm sterbend das Geheimniß des Stoßes hinterlassen, womit er so viel Schaden angerichtet." — „Freilich," fuhr er, als spräche er mit sich selbst,

fort, „Canillac hatte die Kirche von Auxerre geplündert und die geweihten Hostien auf den Boden geworfen; kein Wunder, daß er so gestraft wurde.“

Mergy, den diese Details durchaus nicht ergötzten, hielt sich doch für verbunden, das Gespräch fortzusetzen, aus Furcht, es möchte ein für seinen Muth beleidigender Verdacht in Baudreuil aufsteigen.

„Zum Glück,“ sagte er, „habe ich keine Kirche geplündert und nie in meinem Leben eine geweihte Hostie angetastet, also laufe ich eine Gefahr weniger.“

„Ich muß Euch noch einen Rath ertheilen. Wenn Ihr den Stahl mit Comminges kreuzet, so hütet Euch wohl vor einer seiner Finten, welche dem Hauptmann Tomaso das Leben gekostet hat. Er schrie, seine Degenspitze sey abgebrochen; fest parirte Tomaso einen Kopfhieb; aber der Degen des Comminges war unversehrt, denn er drang bis auf einen Schuh von dem Stichblatt in Tomaso's Brust, die dieser entblößte, da er sich keines Stoßes versah . . . doch Ihr bedient Euch des Florets, und dabei hat es weniger Gefahr.“

„Ich werde mein Bestes thun.“

„Noch eines! wählet einen Dolch mit starkem Korb; es ist wegen der Parade. Sehet da die Narbe an meiner linken Hand! das kommt davon, daß ich eines Tages ohne Dolch ausgieng. Der junge Tallard und ich geriethen in Streit, und aus Mangel an einem Dolch glaubte ich, meine linke Hand verlieren zu müssen.“

„Und er wurde verwundet?“ fragte Mergy zerstreut.

„Ich brachte ihn um, Dank einem Gelübde, das ich dem gnädigen Herrn St. Moritz, meinem Schutzpatron, that. Nehmet auch Linnen und Charpie zu Euch, das kann nicht schaden. Man wird nicht immer gleich massetodt. Auch würdet Ihr wohlthun, Euren Degen während der Messe auf den Altar legen zu lassen . . . doch Ihr seyd Protestant . . . . Nun noch zu gu-

ter Lenz! Haltet nicht ſteif darauf, nicht zu veltiren; im Gegentheil, macht ihn laufen; er iſt engbrüſtig, bringet ihn außer Athem, und wenn Ihr die Gelegenheit findet, ſo gebt ihm einen guten Stoß in die Bruſt, und Euer Mann iſt fertig."

Er wäre noch lange mit dergleichen guten Rathſchlägen fortgefahren, hätte nicht ſtarker Hörnerſchall verkündigt, daß der König im Begriff ſey, auf's Pferd zu ſteigen. Die Zimmerthüre der Königin gieng auf, und Ihre Majeſtäten ſchritten im Jagdkleide auf das Portal zu.

Der Kapitän Georg, welcher eben ſeine Dame verließ, kam zu ſeinem Bruder zurück und ſagte, ihm auf die Achſel klopfend, mit heiterer Miene: „Bei der Meſſe, Du biſt ein glücklicher Tagdieb! ſeht mir einmal dieſes hübſche Mutterſöhnchen mit ſeinem Katzenſchnurrbart an! er braucht ſich nur zu zeigen, und gleich ſind alle Damen toll auf ihn. Weißt Du, daß die ſchöne Gräfin mir eine Viertelſtunde von Dir vorgeſchwatzt hat? Auf, Muth gefaßt! während der Jagd galoppire immer ihr zur Seite und ſey ſo galant, als Du kannſt. Aber was Teufels haſt Du? Man könnte Dich für krank halten; Du machſt ein längeres Geſicht, als ein Pfarrer auf dem Scheiterhaufen. Donnerwetter! luſtig! luſtig!"

„Ich habe keine große Luſt, auf die Jagd zu gehen!" . . . .

„Wenn Ihr von der Jagd wegbleibet," ſagte leiſe der Baron Baudreuil, „ſo wird Comminges glauben, Ihr fürchtet Euch."

„Wohlan denn!" ſagte Mergy, mit der Hand über ſeine glühende Stirne fahrend. Er hielt es für beſſer, ſeinem Bruder erſt nach der Jagd ſein Abenteuer zu erzählen. Welche Schande, dachte er, wenn Frau v. Turgis glaubte, ich fürchte mich . . . wenn ſie meinte, der Gedanke eines bevorſtehenden Duells verhindere mich, das Vergnügen der Jagd zu genießen!

X.

Die Jagd.

Mercutio: Er bringt Euch einen seidenen Knopf unsichtbar um's Leben. Ein Rauser! ein Rauser! Ein Ritter vom ersten Range, der Euch alle Gründe eines Ehrenstreits an den Fingern herzuzählen weiß. Ach die göttliche Passade! die doppelte Finte! Der! —

Shakspeare, Romeo und Julie.

Eine große Anzahl reich gekleideter Damen und Edelleute auf prächtigen Pferden bewegte sich im Hofe des Schlosses hin und her. Hörnerschall, Hundegebell, laute Scherze der Cavaliere erregten ein für die Ohren des Jagdliebhabers köstliches Sausen und Brausen, das jedoch jedem andern menschlichen Ohr verwünscht seyn mußte.

Mechanisch folgte Mergy seinem Bruder in den Hof und befand sich, ohne zu wissen wie, neben der schönen Gräfin, welche schon maskirt einen schäumenden, die Erde stampfenden und in sein Gebiß knirschenden Andalußer bestiegen hatte; aber auf diesem Pferd, das die Aufmerksamkeit eines gewöhnlichen Reiters ganz in Anspruch genommen hätte, schien sie so behaglich und gleichgültig zu sitzen, wie auf dem Lehnstuhl ihres Zimmers. Der Kapitän näherte sich ihr unter dem Verwand, die Gurte des Andalußers fester zu binden.

„Hier ist mein Bruder," sagte er zu der Amazone halblaut, doch für Mergy verständlich. „Fahret freundlich mit dem armen Jungen; seit einem gewissen Tag, wo er Euch im Louvre gesehen, läßt er die Flügel hängen."

„Ich habe schon seinen Namen vergessen," antwortete sie ziemlich barsch, „wie heißt er?"

„Bernhard. Bemerket Ihr, gnädige Frau, daß seine Schärpe mit Euren Kleidern die gleiche Farbe hat?"

„Kann er reiten?“

„Ihr ſollet ſelbſt urtheilen.“

Er grüßte ſie und eilte einer Ehrendame der Königin nach, der er ſchon eine Zeit lang den Hof machte. Ueber den Sattelbogen vorgeneigt und der Dame Pferd am Zügel haltend, vergaß er bald ſeinen Bruder und deſſen ſchöne und ſtolze Gefährtin.

„Ihr kennt alſo den Comminges, Herr Bernhard v. Mergy?“ fragte Frau v. Turgis.

„Ich, gnädige Frau? . . . . ſehr wenig,“ ſtammelte er.

„Aber Ihr ſprachet ja ſo eben mit ihm?“

„Zum Erſtenmal.“

„Ich glaube errathen zu haben, was Ihr ihm ſagtet.“ Und ihre Augen ſchienen unter der Maske bis in den innerſten Grund von Mergy's Seele leſen zu wollen.

Eine Dame bemächtigte ſich der Gräfin und unterbrach damit, zu Mergy's großer Genugthuung ein Geſpräch, das ihn unendlich verlegen machte. Deſſen ungeachtet fuhr er fort der Gräfin zu folgen, ohne zu wiſſen, warum; vielleicht beſtie er, damit dem Comminges, der ihn von Ferne beobachtete, einigermaßen wehe zu thun.

Man verließ das Schloß. Ein Hirſch wurde aufgebracht und warf ſich tief in den Wald; der ganze Jagdzug ſtürzte ihm nach, und Mergy bemerkte nicht ohne Erſtaunen die Geſchicklichkeit der Frau v. Turgis in der Führung ihres Pferds und die Unerſchrockenheit, womit ſie über alle Hinderniſſe der zufälligen Bahn hinwegſetzte. Mergy verdankte es der Vortrefflichkeit ſeines Berber's, daß er nicht hinter ihr zurückblieb; aber es gereichte ihm zugleich zur äußerſten Pein, daß der Graf v. Comminges, eben ſo gut beritten wie er, ſie auch begleitete. Ja, trotz des windſchnellen Galopps, trotz der ganz beſonderen Aufmerkſamkeit, die er der Jagd widmete, ſprach er oft die Amazone an, während Mergy im Stillen ſeine Leichtigkeit, ſeine Sorgloſigkeit und zumal das Talent bewunderte, womit er angenehme Nich-

tigkeiten verbrachte, welche die Gräfin ergötzen mußten, wenn er sie nach der Rückwirkung des Unmuths, den er selbst darüber empfand, beurtheilte. Uebrigens fanden die beiden Nebenbuhler keinen Zaun zu hoch, keinen Graben zu breit, um davor anzuhalten, und risikirten zwanzigmal den Hals zu brechen.

Plötzlich ritt die Gräfin, von dem Jagdgefolge sich trennend, in eine Allee des Waldes, die mit dem Wege, den der König und sein Zug nahm, einen Winkel bildete.

„Was macht Ihr?“ rief Gemminges; „Ihr verirret! höret Ihr nicht nach dieser Seite hin die Hörner und Hunde?“

„Wohlan, so wählet Ihr die andere Allee; wer hält Euch zurück?“

Gemminges antwortete nichts und folgte ihr. Mergy that das Gleiche; und als sie einige hundert Schritte in der Allee fortgetrabt waren, schlug die Gräfin einen langsamen Schritt ein.

Gemminges rechts und Mergy links thaten alsbald, wie sie.

„Ihr habet da ein gutes Schlachtroß, Herr v. Mergy,“ sagte Gemminges, „man sieht keinen Tropfen Schweiß auf ihm.“

„Es ist ein Berber, den ein Spanier meinem Bruder verkauft hat. Sehet da die Narbe eines Säbelhiebs, den es bei Moncontour erhalten hat.“

„Seyd Ihr im Kriege gewesen?“ fragte die Gräfin den Herrn v. Mergy.

„Nein, gnädige Frau.“

„Also habt Ihr niemals eine Kugel empfangen?“

„Nein, gnädige Frau.“

„Noch einen Säbelhieb?“

„Eben so wenig.“

Mergy glaubte zu bemerken, daß sie lächelte. Gemminges strich sich mit spöttischer Miene den Schnurrbart.

„Nichts steht einem jungen Edelmann besser,“ bemerkte er, „als eine schöne Wunde; was sagt Ihr dazu, gnädige Frau?“

„Ja, wenn sie gut erworben wurde.“

„Was versteht Ihr darunter?“

„Ja, eine Wunde iſt glorreich, wenn erworben auf dem Schlachtfelde; ganz anders verhält es ſich mit Duellwunden: ich kenne nichts Verächtlicheres.“

„Herr v. Mergy hat, wie ich vorausſetze, mit Euch geſprochen, ehe man zu Pferd ſtieg?“

„Nein,“ ſagte die Gräfin trocken.

Mergy leitete ſein Pferd an Comminges' Seite:

„Mein Herr,“ ſagte er leiſe zu ihm, „ſobald wir die Jagd wieder eingeholt haben, können wir in ein dichtes Gebüſch treten, und da denke ich Euch zu beweiſen, daß ich nichts thun würde, um Eurer Begegnung auszuweichen.“

Comminges betrachtete ihn mit einer Miene, worin ſich ein Gemiſch von Mitleiden und Vergnügen malte.

„Nun gut denn,“ antwortete er, „ich will Euch gerne glauben; was aber den mir gemachten Vorſchlag betrifft, ſo kann ich ihn nicht annehmen; wir ſind keine Troßbuben, um uns ohne Zeugen zu ſchlagen: und mehrere Freunde, die dem Feſt beiwohnen ſollen, würden uns nie verzeihen, daß wir ſie nicht erwartet hätten.“

„Wie es Euch beliebt, mein Herr,“ ſagte Mergy und ſogleich war er wieder an der Seite der Frau v. Turgis, deren Pferd vor dem ſeinigen einige Schritte voraus hatte. Die Gräfin ritt mit zur Bruſt geſenktem Kopf und ſchien in ihre Gedanken verſunken. So gelangten ſie alle drei ſtillſchweigend an einen Kreuzweg, der die Allee, durch die ſie ritten, endigte.

„Hören wir nicht die Jagdhörner?“ fragte Comminges.

„Mir ſcheint,“ ſagte Mergy, „der Schall kommt aus dieſem Gehege zu unſerer Linken.“

„Ja wahrhaftig, es iſt das Horn, ich weiß es gewiß, und ſogar ein Bologneſer Horn. Verdamm' mich Gott, wenn es nicht das Horn meines Freundes Campignan iſt! Ihr könnet Euch nicht vorſtellen, Herr v. Mergy, wie ſehr ein Horn von Bologna gegen diejenigen abſticht, welche unſere elenden Pfuſcher in Paris fabriziren.“

„Dieſes hier hört man weit.“

„Und welch ein Schall! wie nachhaltig! wenn die Hunde ihn hören, vergeſſen ſie ein zehnſtündiges Rennen. Wahrhaftig, man muß geſtehen, nur in Italien und Flandern wird etwas Rechtes gemacht. Was denket Ihr von dieſem Wallonen-Collet? Es ſitzt gut als Jagdkleid; ich habe Jacken und verworrene Kraufen auf den Ball: aber glaubet Ihr wohl, daß man dieſes einfache Wamms da in Paris ſticken könnte? Mit nichten. Ich laſſe es von Breda kommen. Wünſchet Ihr, daß ich Euch ein Gleiches durch einen meiner Freunde, der ſich in Flandern befindet, beſtelle..... doch.... (er unterbrach ſich mit einer vollen Lache). Wie zerſtreut ich bin! Mein Gott! Ich dachte nicht daran!“

Die Gräfin parirt ihr Pferd.

„Comminges, die Jagd iſt vor uns, und nach dem Horn zu urtheilen, der Hirſch am Verenden!“

„Ich denke, Ihr habt recht, ſchöne Dame.“

„Und wollet Ihr dem Hallali nicht beiwohnen?“

„Ganz gewiß; ſonſt iſt es um unſern Ruf als Jäger und Renner geſchehen.“

„Wohlan! man muß eilen.“

„Ja, unſere Pferde haben jetzt ausgeruht. Wohlan, gebet das Zeichen, ſchöne Gräfin!“

„Ich meines Theils bin ermüdet, ich bleibe hier. Herr v. Mergy wird mir Geſellſchaft leiſten. Auf denn, ſetzet die Sporen ein!“

„Aber . . . . .“

„Aber muß ich es Euch zweimal ſagen? Reitet weiter!“

Comminges blieb unbeweglich; die Röthe ſtieg ihm in's Geſicht, und er betrachtete nach einander Mergy und die Gräfin mit wüthender Miene.

„Die Frau Gräfin hat etwas unter vier Augen zu reden?“ ſagte er mit bittrem Lächeln.

Die Gräfin streckte die Hand nach dem Gehege aus, woher das Horn erschall und machte ihm mit der Fingerspitze eine sehr bezeichnende Geberde. Cemminges jedoch schien noch nicht geneigt, seinem Nebenbuhler das Feld zu räumen. Da rief sie:

„Mir däucht, man muß sich deutlich bei Euch ausdrücken. Verlasset uns, Herr v. Cemminges, Eure Gegenwart ist mir lästig. Versteht Ihr mich jetzt."

„Vollkommen, Madame," antwortete er wüthend. Dann fügte er leiser bei: „was aber diesen schönen Schürzen-Liebling betrifft... so wird das Vergnügen mit ihm an hellem Tage ausgehen. Adieu, Herr v. Mergy, auf Wiedersehen! Die beiden letzten Worte sprach er mit besonderem Nachdruck aus; dann gab er beide Sporen und flog im Galopp davon.

Die Gräfin hielt ihr Pferd, das seinem Genossen folgen wollte, an, und ritt zuerst stumm in langsamem Schritt, von Zeit zu Zeit den Kopf erhebend und Mergy betrachtend, als wollte sie mit ihm reden, dann die Augen wieder abwendend, vor Verlegenheit, keinen passenden Anknüpfungspunkt finden zu können.

Mergy hielt es für seine Pflicht, anzufangen.

„Ich bin sehr stolz, gnädige Frau, auf den Vorzug, den Ihr mir gegönnt."

„Herr Bernhard.... könnet Ihr fechten?"

„Ja, gnädige Frau," antwortete er erstaunt.

„Aber ich meine gut.... sehr gut?"

„Gut genug für einen Edelmann und ohne Zweifel schlecht für einen Fechtkumpan."

„Aber in dem Lande, wo wir leben, sind die Edelleute geübter in den Waffen, als die Meister von Profession."

„In der That, ich habe sagen hören, daß viele derselben in den Fechtsälen eine Zeit verlieren, die sie anderswo besser anwenden könnten."

„Besser?"

„Ja gewiß. Ist es nicht besser gethan, sich mit den Damen

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

zu unterhalten," ſagte er lächelnd, „als in einem Fechtſaal in Schweiß zu verfließen?"

„Antwortet mir, habt Ihr Euch oft geſchlagen?"

„Gott ſey Dank, niemals, gnädige Frau! Aber wozu dieſe Frage?"

„Merket Euch, zu Eurer Bildung, daß man nie eine Dame fragen darf, warum ſie das oder das thut! Das iſt wenigſtens die Maxime wohlerzogener Edelleute."

„Ich werde mich darnach richten," ſagte er leicht lächelnd, und ſich auf den Hals ſeines Pferdes neigend.

„Dann aber .... wie werdet Ihr morgen Eure Sache machen?"

„Morgen?"

„Ja; ſpielt nicht den Erſtaunten!"

„Gnädige Frau?" ....

„Antwortet mir, ich weiß Alles, antwortet mir!" rief ſie, ihre Hand mit der Geberde einer Königin nach ihm ausſtreckend. Ihre Fingerſpitze ſtreifte den Aermel Mergy's; es durchzuckte ihn fieberiſch.

„Ich werde mein Beſtes thun," erwiderte er endlich.

„Eure Antwort freut mich; ſie zeugt weder von Angſt noch von Prahlerei. Aber Ihr wiſſet, daß Ihr es gleich zum Anfang mit einem furchtbaren Mann zu thun habt?"

„In Gottes Namen! freilich werde ich ſehr verlegen ſeyn, wie ich es gerade jetzt auch bin," fügte er lächelnd bei; „bisher habe ich immer nur Landmädchen geſehen, und befinde mich bei meinem erſten Auftreten am Hof unter vier Augen mit der ſchönſten Dame des franzöſiſchen Hofes."

„Reden wir ernſthaft! Gemminges iſt der erſte Degen dieſes Hofs, unerſchöpflich in Fintgriffen. Er iſt der König der Raffinirten."

„So ſagt man."

„Nun denn! ſeyd Ihr nicht unruhig?"

„Ich wiederhole, daß ich mein Beſtes thun werde. Man muß nie verzweifeln mit einem guten Degen und zumal mit der Hülfe Gottes . . . ."

„Der Hülfe Gottes? . . . ." fiel ſie mit verächtlichem Tone ein. „Seyd Ihr nicht Hugenott, Herr v. Mergy?"

„Allerdings, gnadige Frau," antwortete er mit ganzem Ernſt, wie er immer that auf dieſe Frage.

„Folglich laufet Ihr mehr Gefahr, als ein Anderer?"

„Und warum?"

„Sein Leben iſt nichts. Aber Ihr ſetzet mehr als Euer Leben aus — Eure Seele."

„Euer Urtheil, gnädige Frau, iſt die Folge Eurer religiöſen Anſichten; die meinigen gewähren mir mehr Zuverſicht."

„Ihr ſeyd im Begriff, ein trauriges Spiel zu ſpielen. Ihr ſetzet die Ewigkeit auf einen Wurf, und alle Würfel ſtehen gegen Euch!"

„Das wäre jedenfalls nicht zu ändern: denn wenn ich morgen als Katholik ſtürbe, ſo führe ich mit einer Todſünde von hinnen."

„Darüber ließe ſich viel reden und es iſt ein groſſer Unterſchied," rief ſie aus, gereizt, daß ihr Mergy einen aus ihrem eigenen Glauben gezogenen Beweis entgegenſetzte; „unſere Gelehrten werden Euch erklären . . . . ."

„Ob! ganz gewiß, denn ſie erklären Alles, gnadige Frau: ſie nehmen ſich die Freiheit heraus, die Schrift nach ihren Hirngeſpinnſten zu ändern. Zum Beiſpiel . . . . ."

„Laſſen wir das. Man kann keinen Augenblick mit einem Hugenotten reden, ohne daß er bei jeder Gelegenheit die heilige Schrift anführte."

„Weil wir ſie leſen, während Eure Prieſter ſelbſt ſie nicht kennen. Doch von etwas Anderem. Glaubt Ihr, daß der Hirſch jetzt eingeholt iſt?"

„Ihr haltet alſo feſt an Eurer Religion?"

„Ihr fanget ja ſchon wieder an, gnädige Frau!“

„Haltet Ihr ſie für gut?“

„Noch mehr, ich halte ſie für die Beſte, für die einzig gute; wo nicht, ſo würde ich ändern.“

„Auch hat Euer Bruder geändert.“

„Er hatte ſeine Gründe, katholiſch zu werden; ich habe die meinigen, Proteſtant zu bleiben.“

„Sie ſind alle verſteckt und taub gegen die Stimme der Vernunft!“ rief ſie zornig aus.

„Es wird morgen regnen,“ ſagte Mergy den Himmel anſehend.

„Herr v. Mergy, die Freundſchaft, die ich für Euren Bruder hege, und die große Gefahr, die Ihr laufet, flößen mir Intereſſe für Euch ein“ . . .

Er verneigte ſich ehrerbietig.

„Ihr Ketzer glaubet wohl nicht an Reliquien?“

Er lächelte.

„Und Ihr glaubet Euch zu beſchmutzen, wenn Ihr ſie berühretet?“ fuhr ſie fort . . . . . „ihr würdet euch weigern, eine ſolche zu tragen, wie es bei uns römiſchen Katholiken der Brauch iſt?“

„Dieſer Brauch ſcheint uns Andern wenigſtens überflüſſig.“

„Höret mich an! Einer meiner Vettern band einmal eine Reliquie um den Hals eines Jagdhundes; dann feuerte er in der Entfernung von zwölf Schritten eine Flinte voll Schrot auf ihn ab.“

„Und der Hund wurde getödtet?“

„Kein einziges Schrot traf ihn.“

„Das nenn' ich ein Wunder! Ich möchte wohl auch eine ſolche Reliquie haben.“

„Wirklich . . . . und Ihr würdet ſie tragen?“

„Ohne Zweifel; da die Reliquie einen Hund ſchützte, ſo ſollte ſie noch weit mehr . . . . . doch halt, iſt es auch gewiß, daß ein Ketzer ſo viel werth iſt, als der Hund . . . . verſteht ſich eines Katholiken?“

Ohne auf ihn zu hören, knüpfte Frau v. Turgis ſchnell

den Obertheil ihres knappen Leibchens auf und zog aus ihrem Busen ein kleines ganz flaches Käpselchen, was an einem schwarzen Bande hing.

„Da," sagte sie; „Ihr habt mir versprochen, es zu tragen. Ihr werdet mir es eines Tages zurückgeben."

„Wenn ich kann, sicherlich."

„Aber höret, Ihr werdet Sorge dafür tragen? . . . . nur keine Entweihung! Ihr werdet die höchste Sorge dafür tragen!"

„Es kommt von Euch, gnädige Frau."

Sie gab ihm die Reliquie, die er nahm und um seinen Hals hängte.

Ein Katholik hätte sich bei der Hand, die ihm diesen heiligen Talisman reichte, bedankt.

Morgy ergriff ihre Hand und wollte sie an seine Lippen führen.

„Nein, nein, es ist zu spät."

„Bedenket doch! vielleicht wird mir dieses Glück niemals zu Theil!"

„Ziehet meinen Handschuh ab!" sagte sie, ihm die Hand hinstreckend.

Indem er den Handschuh auszog, glaubte er einen leisen Druck zu fühlen. Er drückte einen feurigen Kuß auf diese schöne weiße Hand.

„Herr Bernhard," sagte die Gräfin mit bewegter Stimme, „werdet Ihr versteckt bleiben bis an's Ende, und gibt es kein Mittel Euch zu rühren? werdet Ihr Euch einmal mir zu Dank bekehren?"

„Was weiß ich?" antwortete er lachend; „bittet mich recht stark und recht lange. Das aber schwöre ich Euch, Niemand als Ihr wird mich bekehren."

„Saget mir aufrichtig . . . . wenn eine Frau . . . . hier . . . . die gewußt hätte . . . ." sie hielt inne.

„Die gewußt hätte? . . . ."

„Ja; daß . . . . die Liebe . . . . . vielleicht . . . . aber seyd aufrichtig! redet ernsthaft mit mir."

„Ernſthaft?“ fragte er und ſuchte ſich ihrer Hand wieder zu bemächtigen.

„Ja. Wenn Ihr für eine Frau von einer andern Religion Liebe fühlter.... wäre es nicht möglich, daß... dieſe Liebe einen Glaubenswechſel bewirkte?.... Gott bedient ſich mancherlei Wege.“

„Und Ihr verlanget, daß ich Euch frei und ernſthaft antworte?“

„Ich fordere es.“

Mergy ſenkte den Kopf und zögerte mit der Antwort. Er beſann ſich auf eine Anrede. Frau v. Turgis ſtellte ihm Dinge in Ausſicht, die er gar nicht verwerfen mochte. Auf der andern Seite war dagegen ſein provinzielles Gewiſſen entſetzlich zart. Man darf nicht vergeſſen, daß er erſt ein paar Stunden am Hof war.

„Ich höre das Hallali,“ rief plötzlich die Gräfin, ohne dieſe ſchwierige Antwort abzuwarten. Sie gab ihrem Pferd einen Hieb mit der Reitpeitſche und flog augenblicklich davon; Mergy folgte ihr, ohne ferner einen Blick, ein Wort von ihr erhalten zu können.

Im Nu hatten ſie die Jagd eingeholt.

Der Hirſch hatte ſich zuerſt in einen Weiher geworfen, aus deſſen Schilf er mit Mühe heraus zu bringen geweſen. Mehrere Reiter waren abgeſeſſen und hatten mit langen Stangen das arme Thier zum Fortrennen gezwungen. Aber das kalte Waſſer hatte die ſchweißbedeckten Glieder erkältet. Es verließ keuchend, mit herausgeſtreckter Zunge den Sumpf und machte nur noch unregelmäßige Sprünge. Die Hunde im Gegentheil waren um ſo hitziger geworden. Nicht weit von dem Weiher ſchien der Hirſch, im Gefühl der Unmöglichkeit, durch die Flucht zu entweichen, eine letzte Anſtrengung zu machen und ſtellte ſich, im Rücken durch eine dicke Eiche gedeckt, tapfer gegen die Hunde. Die erſten, welche angriffen, wurden mit herausgehangenen Eingeweiden

in die Lüfte geſchleudert. Ein Pferd und ſein Reiter wurden grauſig auf den Grund geſetzt. Jetzt bildeten Menſchen, Pferde und Hunde, gezwungen, einen großen Kreis um den Hirſch, aber wagten es nicht, in den Bereich ſeiner drohenden Geweihe zu kommen.

Der König ſprang behende aus dem Sattel, umgieng mit dem Jagdmeſſer in der Hand geſchickt die Eiche und ſchnitt von hinten dem Hirſch die Kniekehle durch. Der Hirſch ſtieß ein kläglich Pfeifen aus und fiel ſogleich. Augenblicklich warfen ſich zwanzig Hunde auf ihn. An der Kehle, am Maul, am Ohr zugleich gefaßt, wurde er unbeweglich feſt gehalten. Dicke Thränen floſſen aus ſeinen Augen.

„Laßt die Damen herbei kommen!“ rief der König.

Die Damen traten heran; faſt alle waren vom Pferde geſtiegen.

„Da! Parpaillot (Hurenſohn),“ ſagte der König, das Meſſer dem Hirſch in die Bruſt ſtoßend, und drehte die Klinge in der Wunde, um ſie zu vergrößern. Das Blut ſprang in einem Strahl heraus und überſtrömte das Geſicht, die Hände und die Kleider des Königs.

Parpaillot war ein Ausdruck der Verachtung, womit die Katholiken oft die Kalviniſten bezeichneten. Dieſes Wort und die Art ſeiner Anwendung mißfiel Mehreren, während es von Andern mit Beifallsbezeugungen aufgenommen wurde.

„Der König ſieht aus wie ein Metzger,“ ſagte ziemlich laut und mit einem Ausdruck von Ekel des Admirals Gidam, der junge Teligny.

Gutherzige Seelen, wie man ſie beſonders bei Hofe findet, verfehlten nicht, die Bemerkung dem Monarchen zu hinterbringen, welcher ſie nicht vergaß.

Nachdem der Hof des anmuthigen Schauſpiels, wie die Hunde des Hirſches Eingeweide auffraßen, genoſſen hatte, kehrte er nach Paris zurück.

Unterwegs erzählte Mergy seinem Bruder die Beleidigung, die er empfangen, und die alsbaldige Forderung, die er gemacht. Rath und Gegenvorstellungen waren unnütz, und der Kapitän versprach ihm, am andern Morgen sein Secundant zu seyn.

XI.

Der Raffinirte auf dem Pré-aux-Clercs.

Den letzten Hauch blase Einer von uns aus,
Eh' Einen Zoll seines Feldes er dem Andern gönnt.
Das Duell von Stuart und Wharton.

Trotz der Ermüdung von der Jagd brachte Mergy einen großen Theil der Nacht schlaflos zu. Ein hitziges Fieber warf ihn in seinem Bett hin und her und stachelte seine Einbildungskraft zu verzweiflungsvoller Thätigkeit. Tausend Gedanken, die das der nächsten Zukunft angehörige Ereigniß nur wenig oder gar nicht berührten, belagerten und verwirrten sein Gehirn; manchmal stellte er sich vor, das Fieber, das er empfand, sey nur das Vorspiel einer schweren Krankheit, die sich in wenigen Stunden ausbrechen und an sein Bett fesseln würde. Wie stände es dann um seine Ehre? was würde die Welt sagen? was würden namentlich Frau v. Turgis und Comminges urtheilen? Er hätte viel darum gegeben, wenn er die anberaumte Stunde des Zweikampfs hätte beschleunigen können.

Glücklicherweise beruhigte sich bei Sonnenaufgang sein Blut und er dachte weniger bewegt an die Begegnung, welche statthaben sollte. Er zog sich gelassen an und verwendete sogar einige Sorgfalt auf seine Toilette. In wachem Traume sah er die schöne Gräfin auf den Kampfplatz eilen, ihn leicht verwundet finden und ohne ferneren Hehl ihre Liebe mit eigenen

Händen verbinden. Die Glocke des Louvre, welche acht Uhr ſchlug, entriß ihn dieſen Vorſtellungen, und faſt in dem gleichen Augenblick trat ſein Bruder in ſein Gemach.

Tiefe Traurigkeit prägte ſich in ſeinem Antlitz aus, und man ſah deutlich, daß er die Nacht nicht beſſer zugebracht hatte. Doch zwang er ſich, eine gute Laune zu heucheln, und als er Mergy's Hand drückte, zu lächeln.

„Da iſt Dein Rappier," ſagte er zu ihm „und ein Dolch mit Korb, beide von Lune in Toledo: verſuche, ob Dir die Schwere des Degens recht iſt." Dabei warf er einen langen Stoßdegen und einen Dolch auf Mergy's Bett.

Mergy zog den Degen, bog ihn, betrachtete die Spitze und ſchien befriedigt. Dann zog der Dolch ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich: der Korb war von außen mit einer Menge kleiner Löcher durchbohrt, welche die Spitze des feindlichen Degens aufzuhalten und ſo zu faſſen beſtimmt waren, daß ſie nicht leicht wieder herausgezogen werden konnte.

„Mit ſo guten Waffen," ſagte er, „denke ich mich vertheidigen zu können." Dann zeigte er die Reliquie, welche ihm Frau v. Turgis gegeben, und die er in ſeinem Buſen verborgen hatte, und fügte lächelnd bei: „Und hier iſt noch ein Talisman, der vor Degenſtößen beſſer ſchützt, als ein Panzerhemd."

„Und woher dies Spielzeug?"

„Rathe ein wenig!" Und die Eitelkeit, als Liebling der Damen zu erſcheinen, ließ ihn in dieſem Augenblick ſowohl Comminges, als den entblößt vor ihm liegenden Stoßdegen vergeſſen.

„Ich wette, dieſe tolle Gräfin hat es Dir gegeben! Der Teufel hole ſie und ihre Büchſe!"

„Weißt Du, daß es ein Talisman iſt, den ſie mir ausdrücklich dazu gegeben hat, daß er mir heute Dienſte leiſte!"

„Sie hätte beſſer gethan, ſich in Handſchuhen zu zeigen, ſtatt ihre ſchöne weiße Hand zum Vorſchein zu bringen!"

„Gott bewahre mich,“ sagte Mergy stark erröthend, „an solche papistische Reliquien zu glauben; aber wenn ich heute fallen soll, so muß sie erfahren, daß ich sterbend dieses Pfand auf meiner Brust hatte.“

„Welche Thorheit!“ rief der Kapitän mit Achselzucken.

„Da ist ein Brief für meine Mutter,“ sagte Mergy mit zitternder Stimme. Georg nahm ihn stumm, trat zu einem Tisch, schlug eine kleine Bibel auf und las, um sich eine festere Haltung zu geben, während sein Bruder, sich vollends anziehend, die Masse von Schleifen knüpfte, welche man damals an den Kleidern trug.

Auf der ersten Seite, die sich seinen Augen darbot, las er von der Hand seiner Mutter: „Am ersten Mai 1547 ist mein Sohn Bernhard geboren. Herr, leite ihn auf Deinen Wegen! Herr, bewahre ihn vor allem Uebel!“ Er biß sich heftig in die Lippe und warf das Buch auf den Tisch. Mergy, der seine Bewegung wahrnahm, glaubte, irgend ein gottloser Gedanke sey ihm durch den Kopf gefahren; mit ernster Miene nahm er die Bibel auf, steckte sie in ein gesticktes Futteral und schloß sie mit allen Zeichen hoher Verehrung in einen Schrank. „Es ist die Bibel meiner Mutter,“ sagte er.

Der Kapitän gieng, ohne ihm zu antworten, im Zimmer auf und ab.

„Wäre es nicht Zeit, aufzubrechen?“ fragte Mergy, seinen Degengurt schnallend.

„Noch nicht; wir haben Muße zum Frühstücken.“

Beide setzten sich vor einen mit allerlei Gerichten bedeckten Tisch, auf welchem auch ein großer silberner Weinkrug stand. Während des Essens erörterten sie weitläufig und mit scheinbarem Interesse die Vorzüge dieses Weins im Vergleich mit den andern im Keller des Kapitäns befindlichen. Jeder der Brüder bemühte sich offenbar, unter diesem geringfügigen Gespräch die wahren Gefühle seiner Seele vor dem Andern zu verbergen.

Der Kapitän erhob ſich zuerſt. „Aufgebrochen!“ ſagte er mit rauher Stimme. Er drückte den Hut bis an die Augen ein und ſtürzte die Treppen hinab.

Sie ſtiegen in ein Boot und fuhren über die Seine. Der Fährmann, welcher aus ihrer Miene den Zweck der Fahrt errieth, ſtellte ſich ſehr emſig an; und während er mit Macht ruderte, erzählte er ihnen weitläufig, wie im vergangenen Monat zwei Edelleute, deren einer ſich Graf v. Comminges genannt, ihn beehrt hätten, ſeinen Nachen zu miethen, um ſich ungeſtört nach Belieben darin zu ſchlagen. Der Gegner des Herrn v. Comminges, deſſen Namen er leider nicht habe erfahren können, ſey durch und durch geſtoßen worden und dann in den Fluß geſtürzt, aus welchem er, der Schiffer, ihn nie hätte wieder herausziehen können.

Im Augenblick des Anlandens bemerkten ſie ein Boot mit zwei Männern, das ein paar hundert Schritte weiter unten über den Fluß ſetzte. „Das ſind unſere Leute,“ ſagte der Kapitän, „bleibe hier!“ Damit eilte er dem Boot, welches Comminges und den Vicomte v. Béville trug, entgegen.

„Ah! da biſt Du!“ rief letzterer. „Biſt Du's oder Dein Bruder, den Comminges umbringen ſoll?“ Damit umarmte er ihn lachend.

Der Kapitän und Comminges grüßten ſich ernſthaft.

„Mein Herr,“ ſagte der Kapitän zu Comminges, ſo bald er ſich aus Béville's Umarmungen gewunden hatte, „ich glaube, es iſt meine Pflicht, noch einmal eine Anſtrengung zur Verhinderung der traurigen Folgen eines Streites zu machen, der auf keinen die Ehre verletzenden Urſachen beruht; ich bin überzeugt, mein Freund (dabei deutete er auf Béville) wird ſich mir in dieſem Bemühen anſchließen.“

Béville machte eine verneinende Geberde.

„Mein Bruder iſt ſehr jung,“ fuhr Georg fort, „ohne Ruf und Erfahrung in den Waffen; er muß ſich folglich tapferer zeigen, als ein Anderer. Ihr, mein Herr, dagegen, Euer

Auf iſt gemacht, und Eure Ehre hat nur zu gewinnen, wenn Ihr die Gefälligkeit haben wollt, vor Herrn v. Beville und mir anzuerkennen, daß Ihr aus Verſehen ..."

Comminges unterbrach ihn mit ſchallendem Gelächter.

„Scherzet Ihr, mein theurer Kapitän? und glaubet Ihr, ich ſey der Mann, der das Bett ſeines Liebchens in ſo früher Stunde verläßt ... und über die Seine ſetzt, in keiner andern Abſicht, als um einem Gelbſchnabel Entſchuldigungen zu machen?"

„Ihr vergeßt, mein Herr, daß die Perſon, von der Ihr redet, mein Bruder iſt, und das heißt unverſchämt ..."

„Und wäre es Euer Vater, was liegt mir daran? Ich bekümmere mich wenig um die ganze Familie."

„Gut! mein Herr, und mit Eurer Erlaubniß werdet Ihr es mit der ganzen Familie zu thun haben. Da ich der Aeltere bin, ſo werdet Ihr, wenn's beliebt, mit mir anfangen."

„Verzeiht mir, Herr Kapitän; nach allen Regeln des Duells bin ich gehalten, mich mit derjenigen Perſon zu ſchlagen, die mich zuerſt gefordert hat. Euer Bruder hat unveräußerliche Rechte der Priorität, wie man im Gerichtspalaſt ſagt; bin ich mit ihm fertig, ſo ſtehe ich zu Euren Dienſten."

„Das iſt vollkommen richtig," rief Béville, „und ich meinerſeits werde nicht dulden, daß es anders geſchehe."

Mergy, erſtaunt über die Länge der Unterredung, war langſam herzugetreten. Er kam gerade noch recht, um zu hören, wie ſein Bruder den Commingeſ mit Beleidigungen überhäufte, ja ſogar ihn einen Feigling ſchimpfte, während dieſer mit unzerſtörlicher Kaltblütigkeit antwortete: „Nach Eurem Herrn Bruder werde ich mich mit Euch beſchäftigen."

Mergy faßte ſeinen Bruder am Arm: „Georg," ſagte er, „dienſt Du mir ſo? und wolltest Du, daß ich für Dich thäte, was Du für mich zu thun verlangſt? Mein Herr," wandte er ſich ſofort an Commingeſ, „ich ſtehe zu Befehl, wir fangen an, wenn es Ihnen beliebt."

„Sogleich!“ erwiderte dieſer.

„Das iſt wacker, mein Freund,“ ſagte Béville, Mergy's Hand drückend. „Wenn ich heute nicht den Kummer habe, Dich hier zu begraben, ſo wirſt Du Deinen Weg machen, mein Junge.“

Cemminges zog ſein Wamms aus und öffnete ſeine Schuhbänder, um zu beweiſen, daß es ſeine Abſicht ſey, keinen Schuh breit zu weichen. Das war Mode bei den Duellanten von Profeſſion. Mergy und Béville thaten desgleichen; nur der Kapitän hatte nicht einmal ſeinen Mantel abgeworfen.

„Was machſt Du denn, Georg, mein Freund?“ ſagte Béville; „weißt Du denn nicht, daß Du einen Gang mit mir thun ſollſt? Wir gehören nicht zu den Secundanten, die die Hände in den Schooß legen, wenn ſich ihre Freunde ſchlagen, wir treiben es andaluſiſch.“

Der Kapitän zuckte die Achſeln.

„Meinſt Du, ich ſcherze? ich ſchwöre Dir bei meiner Ehre, daß Du Dich mit mir ſchlagen mußt. Hole mich der Teufel, wenn Du nicht losgehſt!“

„Thor und Geck, der Du biſt!“ ſagte kalt der Kapitän.

„Alle Wetter! Du wirſt mir Genugthuung geben für dieſe beiden Worte oder mich zu etwas zwingen ...“ Dabei faßte er ſeinen noch in der Scheide ſteckenden Degen, als wollte er Georg ſchlagen.

„Du willſt,“ ſagte der Kapitän, „ſo ſey es denn!“ und ſogleich war er in Hemdärmeln.

Mit beſonderer Grazie ſchwang Cemminges ſeinen Degen in die Luft und mit einem Zug flog die Scheide zwanzig Schritte weit weg. Béville wollte es ihm nachthun; aber die Scheide blieb auf halbem Weg an der Klinge, was zugleich für ungeſchickt und eine ſchlimme Vorbedeutung galt. Die beiden Brüder zogen ihre Degen mit weniger Umſtänden, warfen aber die nur hinderlichen Scheiden gleichfalls weg. Jeder ſtellte ſich

ſeinem Feind gegenüber, den entblößten Degen in der Rechten, den Dolch in der Linken. Die vier Eiſen kreuzten ſich in demſelben Augenblick.

Georg legirte zuerſt mit außerordentlicher Kraft und Gewandtheit die Klinge Béville's, welche zu Boden fiel, und ſetzte ihm die Spitze der ſeinigen auf die nackte Bruſt; aber ſtatt zu ſtoßen, ſenkte er kaltblütig ſeine Waffe.

„Du biſt mir nicht gleich an Gewandtheit, laſſen wir es gut ſeyn; bringe mich nicht auf!"

Béville war erblaßt, als er den Degen Georg's ſo nahe an ſeinem Buſen ſah. Ziemlich verlegen reichte er ihm die Hand; beide legten ihre Degen bei Seite und dachten an nichts mehr, als die beiden Hauptverſionen dieſer Scene zu betrachten.

Mergy war tapfer und hatte kaltes Blut. Er verſtand ſich ziemlich gut auf den Stoß und war an Körperſtärke weit über Gemminges, welcher zudem die Anſtrengungen der vergangenen Nacht zu fühlen ſchien. Eine Zeit lang begnügte er ſich mit äußerſter Klugheit zu pariren, und der Menſur brechend, wenn Gemminges zu weit vortrang, und ihm immer ſeine Rappierklinge vor's Geſicht haltend, während er mit ſeinem Dolch ſich die Bruſt deckte. Ein ſo unerwarteter Widerſtand reizte Gemminges. Man ſah ihn erblaſſen. Bei einem ſo tapfern Mann war die Blaſſe nur das Zeichen eines übermäßigen Zorns. Mit Wuth verdoppelte er ſeine Angriffe. In einem Gang ſchnellte er mit großer Geſchicklichkeit Mergy's Degen zur Seite und hätte ihn, durch einen gewaltigen Nachſtoß, unfehlbar durch und durch gerannt, ohne einen Umſtand, welcher ſchier ein Wunder war und den Stoß ablenkte: die Spitze des Rappiers begegnete der Reliquie von polirtem Gold, glitſchte daran ab und nahm eine ſchräge Richtung. Statt in die Bruſt zu dringen, ritzte nur die Haut, nahm eine gleiche Richtung mit der Rippe und kam zwei Zoll von der erſten Wunde wieder heraus. Ehe noch Gemminges ſeine Waffe zurückziehen konnte, ſtieß ihm Mergy

den Dolch in den Kopf mit ſolcher Heftigkeit, daß er ſelbſt das Gleichgewicht verlor und zur Erde fiel. Commings ſtürzte zu gleicher Zeit über ihn hin: einen Augenblick hielten die Secundanten Beide für todt.

Mergy ſtand bald wieder auf den Füßen und ſein erſtes war, ſeinen Degen, der ihm bei dem Sturze entfallen war, wieder aufzuheben. Commings rührte ſich nicht. Béville hob ihn in die Höhe. Sein Geſicht war mit Blut bedeckt, und als er es mit ſeinem Tuche abgewiſcht, ſah er, daß der Dolch in das Auge gedrungen und ſein Freund auf der Stelle geſtorben war, da das Eiſen ohne Zweifel bis tief in's Gehirn getroffen hatte.

Mergy ſah mit ſtierem Auge den Leichnam an.

„Du biſt verwundet, Bernhard," ſagte der Kapitän zu ihm hineilend.

„Verwundet?" erwiderte Mergy, und bemerkte jetzt erſt, daß ſein Hemd voller Blut war.

„Es hat nichts zu bedeuten," ſagte der Kapitän; „der Stoß gieng fehl." Er ſtillte das Blut mit ſeinem Taſchentuch, und verlangte das von Béville, um den Verband zu vollenden. Béville ließ den Körper, den er hielt, auf das Gras fallen und gab ſogleich ſein Tuch und das des Commings, welches er aus deſſen Wamms nahm.

„Herr Gott! Freund, welch ein Dolchſtoß! Ihr habt einen furchtbaren Arm! Mordelement! was werden die Raffinirten von Paris ſagen, wenn ihnen aus der Provinz Eiſenfreſſer von ſolchem Schlag zukommen? Sagt mir um's Himmelswillen, wie viel Duelle habt Ihr ſchon gehabt?"

„Ach!" antwortete Mergy, „das da iſt das erſte. Aber im Namen Gottes! Eilet Eurem Freund zu Hülfe."

„Zum Henker! ſo, wie Ihr ihn zugerichtet habt, bedarf er keiner Hülfe mehr; die Klinge gieng in's Gehirn und der Stoß ſaß ſo gut und feſt, daß ... Betrachtet ſeine Augbraue und ſeine

Wange, das Stichblatt des Dolchs hat ſich darauf gedrückt, wie ein Siegel in das Wachs."

Mergy begann an allen Gliedern zu zittern, und dicke Thränen liefen eine um die andere über ſeine Wangen.

Béville hob den Dolch auf und betrachtete aufmerkſam das Blut, das daran klebte. „Seht einmal, das iſt ein Werkzeug, welchem der jüngere Bruder von Comminges eine prächtige Kerze ſchuldet. Dieſe ſchöne Klinge hier macht ihn zum Erben eines ſtolzen Vermögens."

„Gehen wir ... führe mich weg von hier!" ſagte Mergy mit erloſchener Stimme, indem er den Arm ſeines Bruders faßte.

„Gräme Dich nicht zu ſehr," ſagte Georg, der ihm ſein Wamms anziehen half. „Im Ganzen iſt dieſer Todte des Bedauerns nicht werth."

„Armer Comminges!" rief Béville aus. „Und ſagen zu müſſen, daß Du durch einen Jüngling fielſt, der ſich zum erſtenmal ſchlägt, Du, der ſich bei hundertmalen geſchlagen haſt! Armer Comminges!" Dieß war das Ende ſeines Leichenſermons.

Als er einen letzten Blick auf ſeinen Freund warf, bemerkte Béville die Uhr des Geſtorbenen, welche nach der damaligen Sitte an ſeinem Halſe hieng.

„Meiner Treu!" rief er, „Du brauchſt nicht mehr zu wiſſen, wie viel Uhr es jetzt iſt. Er löste die Uhr ab und ſteckte ſie in ſeine Taſche mit der Bemerkung, daß der Bruder des Comminges ohnehin reich genug ſey und er ein Andenken von ſeinem Freunde behalten wolle.

Da die beiden Brüder wegzugehen im Begriff waren, rief er ihnen, indem er eiligſt ſein Wamms anlegte, zu: „wartet auf mich! ... Ei! Herr v. Mergy, Ihr vergeßt ja Euren Dolch! Laſſet ihn doch nicht verloren gehen!" Er wiſchte die Klinge mit dem Hemd des Todten ab und lief dem jungen Duellanten nach. „Tröſtet Euch, mein Theurer," ſagte er, zu ihm in das Schiff tretend. „Machet keine ſolche Armeſünder-Miene. Glaubet mir,

ſtatt Euch abzuhärmen, beſuchet noch heute auf der Stelle Euer Liebchen und machet Eure Sache ſo gut, daß Ihr in neun Monden dem Staat einen Bürger zurückgeben könnt zum Erſatz für Den, deſſen Ihr ihn heute beraubt habt. Auf dieſe Weiſe wird die Welt nichts durch Eure That verloren haben. Drauf und dran, Schiffer, rudere, als ob Du eine Piſtole gewinnen wollteſt! Seht dort Leute mit Hellebarden, die auf uns zukommen. Das ſind die Herrn Sergenten vom Thurm von Nesle, und wir wollen nichts mit ihnen zu ſchaffen haben."

XII.

Weiſer Magie.

„Heute Nacht habe ich von einem todten Fiſch und zerbrochenen Eiern geträumt und habe von dem Herrn Anaxarchus erfahren, daß die zerbrochenen Eier und der todte Fiſch Unglück bedeuten."

Molière.

Die mit Hellebarden bewaffneten Leute waren Soldaten von der Wache. Ein Poſten derſelben hielt ſich immer in der Nähe des **Pré-aux-Clercs** auf, um im Stande zu ſeyn, ſich in die Zwiſtigkeiten zu legen, welche gewöhnlich auf dieſem klaſſiſchen Boden der Duelle ausgemacht werden. Ihrer Gewohnheit gemäß waren ſie ſehr langſam vorgerückt, ſo daß ſie erſt ankamen, als Alles vorbei war. Freilich waren ihre Verſuche, den Frieden herzuſtellen, oft ſehr ſchlecht aufgenommen worden; und mehr als einmal hatte man geſehen, wie erbitterte Gegner einen Kampf auf Leben und Tod unterbrachen, um als Bundesgenoſſen ſich auf die Soldaten zu werfen, welche ſie auseinander bringen wollten. Daher beſchränkten ſich die Funktionen dieſer Wache auf Beiſtand für die Verwundeten oder Hinwegtragung

der Todten. Diesmal hatten die Bogenschützen nur die letztere Pflicht zu erfüllen, und entledigten sich derselben nach ihrem Brauch, d. h. nachdem sie sorgsamst die Taschen des unglücklichen Comminges geleert und sich in seine Kleider getheilt hatten.

„Mein theurer Freund," sagte Béville zu Mergy gewendet, „mein Rath ist, Euch so geheim als möglich zu Meister Ambrosius Paré tragen zu lassen, einem Hauptkerl in der Zusammennähung einer Wunde und Einrichtung einer gebrochenen Gliedmaaße. Obgleich ein Ketzer trotz Calvin selbst, steht er in solchem Rufe der Wissenschaft, daß die wärmsten Katholiken ihre Zuflucht zu ihm nehmen. Bis jetzt blieb die Marquise von Boissières die einzige, welche lieber muthig den Tod umarmte, als Leben einem Hugenotten verdankte. Darum wette ich zehn Pistolen, sie ist im Paradies."

„Die Wunde hat nichts zu bedeuten," sagte Georg, „in drei Tagen wird sie geschlossen seyn. Aber Comminges hat Verwandte in Paris, und ich fürchte, sie möchten sich seinen Tod allzusehr zu Herzen nehmen."

„Ei freilich! er hat eine Mutter, welche sich Anstands halber für verbunden halten wird, unsern Freund zu verfolgen. Bah! laß Dich von Herrn von Châtillon les bitten, der König wird Dich sogleich begnadigen: Das ist einem Manne wie Euer Admiral eine Kleinigkeit!"

„Ich wünschte, wenn es möglich wäre," sagte Mergy mit schwacher Stimme, „daß der Herr Admiral nichts von dem Vorgang erführe."

„Warum doch? glaubet Ihr, der alte Graubart werde sich ärgern, wenn er erfährt, auf welche großartige Weise ein Protestant einen Katholiken abgefertigt hat?"

Mergy antwortete nur mit einem tiefen Seufzer.

„Comminges war bekannt genug bei Hofe," sagte der Kapitän, „als daß sein Tod nicht Lärm erregen sollte. Aber Du hast Deine Pflicht als Edelmann gethan, und an alledem ist nur

Ehrenvolles für Dich. Lange ſchon habe ich dem alten Châtillon keinen Beſuch mehr gemacht, und das iſt eine gute Gelegenheit, die Bekanntſchaft wieder mit ihm anzuknüpfen."

„Da es immer unangenehm iſt, auch nur einige Stunden unter Schloß und Riegel zuzubringen," nahm Béville wieder das Wort, „ſo werde ich Deinen Bruder in ein Haus führen, wo man nicht daran denkt, ihn zu ſuchen. Er wird dort vollkommen unbeläſtigt ſeyn bis ſeine Sache im Reinen iſt; denn ich weiß nicht, ob er in ſeiner Eigenſchaft als Ketzer in einem Kloſter aufgenommen werden könnte."

„Ich danke für Euer Anerbieten, mein Herr," ſagte Mergy; „aber ich kann es nicht annehmen. Ich könnte Euch dadurch in Verlegenheit ſetzen."

„Nicht im Geringſten, mein Theuerſter, und zudem muß man denn nicht auch etwas für ſeine Freunde thun? Das Haus, worin ich Euch aufbewahren werde, gehört einem meiner Vettern, welcher für den Augenblick nicht in Paris iſt. Es ſteht zu meiner Verfügung. Es iſt ſogar Jemand darin, dem ich es zu bewohnen erlaubt habe und der Euch verpflegen wird: nämlich ein altes, der Jugend ſehr nützliches und mir ganz ergebenes Mütterchen. Sie iſt in der Arzneikunſt, Zauberei und Sterndeuterei bewandert. Was die nicht Alles weiß! aber ihr ſchönſtes Talent iſt das einer Gelegenheitsmacherin. Das Donnerwetter ſoll mich erſchlagen, wenn ſie auf mein Verlangen nicht der Königin ſelbſt einen Liebesbrief übergäbe!"

„Gut denn," ſagte der Kapitän, „wir werden ihn in dieſes Haus führen, ſobald Meiſter Ambroſius den erſten Verband angelegt hat."

Dies abgemacht, landeten ſie auf dem rechten Ufer. Nachdem ſie Mergy nicht ohne etwelche Mühe auf ein Pferd geladen, geleiteten ſie ihn zu dem berühmten Wundarzt, und von da in ein vereinzeltes Haus der Vorſtadt Saint-Antoine, wo ſie ihn erſt

Abends in einem guten Bett und der Sorgfalt der Alten überantwortet verließen.

Wenn man einen Menſchen umgebracht hat, und dieſer Menſch der erſte iſt, den man umbringt, ſo wird man eine Zeit lang, beſonders bei anbrechender Nacht, durch die Erinnerung und das Bild der letzten Zuckungen deſſelben gefoltert. Der Kopf iſt von ſo ſchwarzen Vorſtellungen umlagert, daß man nur mit großer Mühe ſelbſt an der einfachſten Unterhaltung Theil nehmen kann; dieſe ermüdet und langweilt; andrerſeits aber hat man Furcht vor der Einſamkeit, weil ſie jenen niederdrückenden Gedanken größeren Nachdruck verleihe. Daher brachte Meryn, trotz der häufigen Beſuche Béville's und des Kapitans, die erſten Tage nach ſeinem Duell in unendlicher Traurigkeit zu. Ein ziemlich ſtarkes, von ſeiner Wunde herrührendes Fieber beraubte ihn des Schlafs und dann war er am allerunglücklichſten. Nur die Vorſtellung, daß die Frau v. Turgis an ihn denke und ſeinen Muth bewundert habe, tröſtete ihn ein wenig, ohne ihn jedoch zu beruhigen. — Einmal in einer Julinacht wollte er faſt erſticken vor Hitze, ſein Zimmer verlaſſen, um ſich zu ergehen und die erfriſchende Luft des mit Bäumen beſetzten Gartens, in welchem das Haus lag, einzunehmen. Er warf einen Mantel über und gieng an die Thüre; aber er fand dieſelbe mit einem Schlüſſel von Außen verſchloſſen. Er erklärte ſich die Sache durch einen Mißgriff der ihn bedienenden Alten; und da ſie weit entfernt von ihm lag, auch um dieſe Stunde ohne Zweifel tief eingeſchlafen ſeyn mußte, ſo hielt er es für unnütz, ſie zu rufen. Ueberdieß ſtand ſein Fenſter nicht hoch, und der Boden unten war kaum erſt aufgeleckert worden, alſo weich. Im Nu befand er ſich in dem Garten. Der Himmel war umwölkt; nicht ein Stern zeigte ſeine Naſenſpitze, und ſeltene Windſtöße bewegten nur von Zeit zu Zeit, wiewohl mühſam, die ſchwüle und dumpfe Atmoſphäre. Es mochte ungefähr zwei Uhr Morgens ſeyn, und rings umher herrſchte die tiefſte Stille.

In seine Traumereien versunken, gieng Mergy eine gute Weile auf und ab. Plötzlich wurde er durch einen Schlag an die Thüre von der Straße her in seinem Dahinbrüten unterbrochen. Es war ein schwaches und geheimnißvolles Klopfen, da die anklopfende Person offenbar darauf zählte, daß Jemand in der Absicht zu öffnen lausche. Ein Besuch, zu solcher Stunde, in einem einsam stehenden Hause, konnte mit Recht überraschen. Mergy hielt sich unbeweglich an einem düstern Platz des Gartens, wo er ungesehen alles beobachten konnte. Augenblicklich trat ein Weib, ohne Zweifel die Alte, aus dem Hause mit einer Blendlaterne in der Hand; sie öffnete, und Jemand in einem großen schwarzen Mantel mit Kapuze trat ein.

Bernhard's Neugierde war auf's Aeußerste gespannt. Wuchs und, so viel er urtheilen konnte, Kleider der neuangekommenen Person verriethen eine Frau. Die Alte grüßte sie mit allen Zeichen tiefer Hochachtung, während die Dame im schwarzen Mantel ihr kaum ein wenig mit dem Kopfe zunickte. Dagegen legte sie ihr etwas in die Hand, das die Alte mit großem Vergnügen anzunehmen schien. Aus einem hellen und metallischen Ton, sowie aus dem Eifer der Alten sich auf die Erde zu bücken und zu suchen, schloß Mergy, daß sie Geld empfangen hatte. Beide Frauen schlugen den Weg nach dem Garten ein, die Alte voraus, mit verborgener Laterne. Im Grunde des Gartens befand sich eine Art grünes Kabinet, von kreisförmig gesetzten Linden und dichten Hagebuchengesträuche, das statt einer Mauer gelten konnte, gebildet. Zwei Gänge oder Thore führten in diese Laube, in deren Mitte eine kleine Steintafel stand. Die Alte und die Vermummte traten hinein. Mergy, den Athem an sich haltend, stahl sich mit Katzentritten ihnen nach und stellte sich hinter die Hecke, um gut hören und soviel sehen zu können, als das schwache Licht, welches die Scene erleuchtete, gestattete.

Die Alte begann damit, daß sie etwas anzündete, welches sogleich in einem mitten auf dem Tische stehenden Tiegel brannte

und ein blaßbläuliches Licht verbreitete, wie Weingeiſt mit Salz vermiſcht. Hierauf löſchte oder barg ſie ihre Laterne, ſo daß Mergy bei dem glimmenden Lichte aus dem Tiegel nur mit Mühe die Züge der Fremden hätte erkennen können, waren ſie auch nicht unter Schleier und Kapuze verborgen geweſen. Wuchs und Haltung der Alten hätte er wohl zu unterſcheiden vermocht, nur bemerkte er, daß ihr Geſicht mit einer dunklen Farbe angeſtrichen war, durch welche ſie unter ihrer weißen Haube wie eine Statue von Bronze ausſah. Der Tiſch war mit ſeltſamen Gegenſtänden, die ſeinem Auge nur mühſam ſich darſtellten, bedeckt. Sie ſchienen in eine bizarre Ordnung gelegt, und er glaubte, Früchte, Gebeine und blutige Linnenfetzen zu unterſcheiden. Eine kleine, ohne Zweifel wächſerne, höchſtens einen Fuß hohe Mannsgeſtalt lag auf dieſen eckligen Lacken.

„Wohlan! Camilla,“ ſagte die verhüllte Dame mit leiſer Stimme, „er befindet ſich beſſer, behauptet Du?“

Dieſe Stimme zuckte dem Mergy Mark und Bein.

„Dank unſerer Kunſt, gnädige Frau, ein wenig beſſer. Indeß wurde es mir ſchwer, mit dieſen Fetzen und dem wenigen Blut auf dieſem Verbandzeug Bedeutendes zu leiſten.“

„Und was ſagt Meiſter Ambroſius Paré?“

„Er, dieſer Nichtswiſſer? was liegt daran, was der ſagt? Ich verſichere Euch, die Wunde iſt tief, gefährlich, entſetzlich und nur mit den Heilmitteln der magiſchen Sympathie kann ſie heilen: aber man muß den Erd- und Luftgeiſtern oftmals opfern.... und um zu opfern“ . . .

Die Dame begriff ſogleich. — „Wenn er geheilt wird,“ ſagte ſie, „ſo ſollſt Du das Doppelte von dem haben, was ich Dir eben gegeben.“

„Heget gute Hoffnung und rechnet auf mich.“

„Ach! Camilla, wenn er ſtürbe!“

„Gebet Euch zufrieden! die Geiſter ſind gnädig. Die Ge-

ſtirne beſchützen uns und das letzte Opfer des ſchwarzen Widders hat den Andern günſtig geſtimmt."

„Ich bringe Dir, was ich mir mit vieler Mühe verſchaffen konnte. Ich ließ es einem der Degenſchützen, die den Leichnam plünderten, abkaufen." Sie zog etwas unter ihrem Mantel hervor und Mergy ſah eine Degenſpitze blinken. Die Alte nahm ſie und brachte ſie prüfend der Flamme näher.

„Gott ſey Dank, die Klinge iſt blutig und roſtig! Ja, ſein Blut iſt wie das des Baſilisken, es hinterläßt auf dem Stahl eine unauslöſchliche Spur. Sie betrachtete die Klinge, und die verhüllte Dame befand ſich ſichtbar in außerordentlicher Aufregung."

„Sieh, Camilla, wie nahe das Blut am Heft iſt. Dieſer Stoß iſt vielleicht tödtlich."

„Dies Blut iſt kein Herzblut; er wird geneſen."

„Er wird geneſen?"

„Ja, aber um von einer unheilbaren Krankheit befallen zu werden."

„Welcher Krankheit?"

„Der Liebe!"

„Ach! Camilla, redeſt Du wahr?"

„Ei! wann habe ich etwas anderes geredet? Wann ſind meine Weiſſagungen nicht eingetroffen? Habe ich Euch nicht vorausgeſagt, daß er ſiegreich aus dem Zweikampfe hervorgehen würde? Habe ich Euch nicht verkündet, daß die Geiſter für ihn ſtreiten werden? Habe ich nicht auf dem Platz, wo er ſich ſchlagen ſollte, eine ſchwarze Henne und einen von Prieſterhand geweihten Degen eingeſcharrt?"

„Wahr!"

„Ihr ſelbſt, habt Ihr das Bildniß ſeines Gegners nicht durch's Herz geſtochen, und ſo die Stöße des Mannes geleitet, für den ich meine Wiſſenſchaft anwendete?"

„Ja, Camilla, ich habe dem Bild des Comminges das

Herz durchſtoßen; aber man ſagt, er ſey an einem Stich durch den Kopf geſtorben."

„Freilich, der Stahl hat ſeinen Kopf getroffen; aber wenn er ſtarb, ſtarb er dann nicht daran, daß ihm das Blut im Herzen gerann?"

Die verhüllte Dame ſchien durch die Kraft dieſes Beweiſes völlig überwunden. Sie ſchwieg. Die Alte benetzte mit Oel und Balſam die Degenklinge und umwickelte ſie ſorgfältigſt mit Bändern.

„Sehet, gnädige Frau, dieſes Scorpionöl, womit ich dieſen Degen reibe, träufelt durch ſympathetiſche Kraft in die Wunde dieſes jungen Mannes. Er empfindet die Wirkungen dieſes afrikaniſchen Balſams, gleich als ob ich denſelben in ſeine Wunde brächte; und wenn es mir einfiele, die Degenſpitze im Feuer zu glühen, ſo würde der arme Kranke ebenſoviel Schmerz fühlen, als ob er lebendig verbrannt würde."

„Oh! hüte Dich wohl!"

„Eines Tages ſaß ich am Heerde und rieb einen Degen emſig mit Balſam ein, um einen jungen Edelmann zu heilen, dem derſelbe zwei entſetzliche Wunden an dem Kopf angeſchlagen hatte. Ich ſchlief ein über der Arbeit. Plötzlich klopfte der Bediente des Kranken an meine Thüre; er ſagte mir, ſein Herr leide Höllenpein, und ſey im Augenblick, wo er ihn verlaſſen, wie auf einem glühenden Roſt gelegen. Wiſſet Ihr, was geſchehen war? Der Degen war durch meine Nachläſſigkeit ausgeglitſcht und die Klinge lag in dieſem Augenblick auf den Kohlen. Ich nahm ſie augenblicklich weg und ſagte dem Bedienten, daß bei ſeiner Rückkehr ſein Herr ſich ganz wohl befinden werde. In der That tauchte ich den Degen ſogleich in ein über einige Kräuter abgezogenes kaltes Waſſer und gieng, meinen Kranken zu beſuchen. Als ich eintrat, ſagte er zu mir: Ach! meine gute Camilla, wie wohl iſt mir in dieſem Augenblick! mir däucht ich ſey in

einem Bade friſchen Waſſers, während ich eben, gleich dem heiligen Laurentius, auf dem Roſte lag!"

Damit vollendete ſie den Verband des Degens und ſagte mit befriedigter Miene: „Jetzt iſt's gut. Nun bin ich ſeiner Heilung verſichert. Und Ihr könnet nun gleich die letzte Ceremonie vernehmen. Sie warf ein paar Finger voll wohlriechenden Pulvers auf die Flamme und ſprach barbariſche Worte aus, indem ſie fortwährend Kreuze ſchlug. Sodann nahm die Dame das Wachsbild mit zitternder Hand, hielt es über den Tiegel und ſprach mit bewegter Stimme die Worte: Gleichwie dieſes Wachs weich wird und an der Flamme dieſes Tiegels vergeht, alſo, o Bernhard Mergy, müſſe Dein Herz weich werden und in Liebe für mich entbrennen!"

„Gut," flüſterte die Zauberin, — „nehmet jetzt eine grüne, um Mitternacht nach den Regeln der Kunſt gegoſſene Kerze. Morgen zündet ſie am Altar der heiligen Jungfrau an."

„Ich werde es thun; aber trotz aller Deiner Verſprechungen bin ich entſetzlich beunruhigt. Geſtern träumte mir, er ſey geſtorben."

„Laget Ihr auf der rechten oder auf der linken Seite?"

„Auf... auf welcher Seite hat man wahrhafte Träume?"

„Saget mir zuvor, auf welcher Seite Ihr ſchlafet. Ich ſehe, Ihr möchtet Euch ſelbſt gerne etwas vermachen."

„Ich ſchlafe immer auf der rechten Seite."

„So ſeyd ruhig, Euer Traum verkündet nur ganz glückliche Dinge."

„Das gebe der Himmel!... aber er erſchien mir blaß, blutend in ein Leichentuch gehüllt."

So ſprechend wendete ſie den Kopf und ſah Mergy aufrecht unter einem der Eingänge in die Laube ſtehen. Die Ueberraſchung preßte ihr einen ſo durchdringenden Schrei aus, daß Mergy ſelbſt erſtarrte. Die Alte ſtieß, ſey es aus Abſicht oder Verſehen, den Tiegel um und augenblicklich wirbelte ein Feuerglanz

bis zum Gipfel der Linden empor, der den Mergy einige Augenblicke verblendete. Die beiden Frauen waren auf der Stelle durch den andern Eingang entflohen. Sobald Mergy die Oeffnung des Geheges unterſcheiden konnte, eilte er ihnen nach; aber ſchier wäre er gleich bei den erſten Schritten gefallen, da ſich etwas zwiſchen ſeine Füße verwickelte. Er fand, daß dieß der Degen war, dem er ſeine Heilung verdankte. Durch Wegräumung deſſelben verlor er einige Zeit und ſeinen Weg; und eben, als er in der breiten und geraden Allee ankam und nun beſtimmt ohne Hinderniß die Flüchtigen zu haſchen hoffte, hörte er die Thüre nach der Straße ſich wieder zuſchließen. Sie waren entwiſcht.

Etwas ärgerlich, daß ihm eine ſo ſchöne Beute entgangen, erreichte er taſtend ſein Zimmer wieder und warf ſich auf's Bett. Alle traurigen Gedanken waren aus ſeinem Geiſte verbannt, und die Gewiſſensbiſſe, wenn er welche hatte, oder die Beſorgniſſe, die ihm ſeine Lage einflößen konnte, waren wie weggezaubert. Er dachte an nichts mehr, als an das Glück, die ſchönſte Dame von Paris zu lieben und von ihr geliebt zu werden; denn kein Zweifel; Frau v. Turgis war die verhüllte Dame. Kurz vor Sonnenaufgang ſchlief er ein und erwachte erſt wieder, als es ſchon mehrere Stunden heller Tag war. Auf ſeinem Kopfkiſſen fand er ein verſiegeltes Billet, von dem er nicht wußte, wie es hieher gekommen. Er öffnete es und las: „Ritter, die Ehre einer Dame hängt von Eurer Discretion ab."

Gleich darauf trat die Alte mit einer Bouillon ein. Sie trug an dieſem Tage wider ihre Gewohnheit einen dickkörnigen Roſenkranz an ihrem Gürtel. Ihre ſorgſam gewaſchene Haut glich durchaus nicht mehr dem Bronze, wohl aber einem vergoldten Pergament. Sie wandelte mit langſamen Schritten und geſenkten Augen, gleich einer Perſon, welche fürchtet, der Anblick irdiſcher Dinge möchte ſie in ihren himmliſchen Betrachtungen ſtören.

Mergy hielt es für zweckdienlich, um die Jugend, welche ihm das geheimnißvolle Billet anempfahl, desto verdienstlicher auszuüben, vor allem sich gründlich von dem zu unterrichten, was er aller Welt verschweigen sollte. Mit dem Beutlein in der Hand, und ehe noch die alte Martha die Thüre gewinnen konnte, fragte er:

„Ihr hattet mir nicht gesagt, daß Ihr Camilla heißet."

„Camilla? ... ich heiße Martha, mein guter Herr ... Martha Michali," sagte die Alte, indem sie sich sehr erstaunt über seine Frage stellte.

„Gut! es sey; von den Menschen lasset Ihr Euch Martha nennen; aber nur unter dem Namen Camilla kennen Euch die Geister."

„Die Geister?... Süßer Jesu! was wollet Ihr sagen?" Dabei schlug sie ein großes Kreuz.

„Macht's kurz, keine Winkelzüge mit mir! ich werde Niemand etwas sagen und alles bleibt unter uns Beiden. Wer ist die Dame, die so großes Interesse an meiner Gesundheit nimmt?"

„Die Dame, die?..."

„Macht's kurz, schwatzt mir nicht immer nach und redet offen. Auf Edelmannswort! ich werde Euch nicht verrathen."

„Wahrhaftig, mein guter Herr, ich weiß nicht, was Ihr meinet."

Mergy konnte sich des Lachens nicht enthalten, als er sie eine erstaunte Miene annehmen und die Hand auf's Herz legen sah. Er zog ein Goldstück aus seiner über dem Kissen des Betts hängenden Börse und bot es der Alten.

„Kommt, gute Camilla, Ihr gebt Euch so viel Mühe um mich und lasset es Euch so sauer werden, die Degen mit Seervenbalsam zu reiben, einzig und allein, damit ich geheilt werde, daß ich Euch in der That schon lange etwas schuldig gewesen wäre."

„Ah! mein edler Herr, wahrlich! wahrlich! ich verſtehe nichts, was Ihr da ſagt.“

„Zum Henker! Martha, oder vielmehr Camilla, bringt mich nicht auf und antwortet. Wer iſt die Dame, für welche Ihr in der vergangenen Nacht die ganze ſchöne Herrerei aufgeſpielt habt?“

„O Du mein ſüßer Heiland! Er wird zornig ... hat er vielleicht das Delirium?“

Mergy ergriff in ſeinem Aerger das Kiſſen und warf es ihr an den Kopf. Die Alte legte es mit Unterwürfigkeit auf das Bett zurück, hob den Goldthaler auf, der zu Boden gefallen war; und da in dieſem Augenblick der Kapitän eintrat, ſo wurde ſie der Furcht vor einer Befragung quitt, welche unangenehm für ſie hätte endigen können.

XIII.

Die Verlobung.

Georg war am Morgen deſſelbigen Tages zu dem Admiral gegangen, um mit ihm über die Lage ſeines Bruders zu reden. In zwei Worten hatte er ihm das Abenteuer erzählt.

Der Admiral zerknirſchte beim Zuhören zwiſchen ſeinen Zähnen den Zahnſtocher, den er im Munde hatte; das war bei ihm ein Zeichen ſchlechter Laune.

„Ich kenne die Geſchichte bereits,“ ſprach er, „und erſtaune, daß Ihr mich unterbrichtet, denn ſie iſt ziemlich herum.“

„Wenn ich Euch damit beläſtige, Herr Admiral, ſo ermuthigt mich dazu das Intereſſe, deſſen Ihr unſere Familie für würdig achtet, und ich wage zu hoffen, daß Ihr den König zu Gunſten meines Bruders anflehen möget. Euer Kredit bei Sr. Majeſtät ...“

„Mein Kredit, wenn ich welchen habe," unterbrach ihn lebhaft der Admiral, „mein Kredit hängt daran, daß ich stets nur gerechte Bitten Sr. Majestät vorlege." Bei diesem Titel lüftete er ehrerbietig den Hut.

„Der Umstand, der meinen Bruder zu Eurer Güte Zuflucht zu nehmen zwingt, ist unglücklicherweise heut zu Tage etwas ganz Gewöhnliches. Der König hat verflossenes Jahr mehr als fünfzehnhundert Begnadigungsbriefe unterzeichnet und Bernhard's Gegner selbst wurde oft durch dieselben straflos gestellt."

„Euer Bruder war der angreifende Theil. Vielleicht, und ich wünschte dem wäre so, hat er nur absichtliche Rathschläge befolgt."

Bei diesen Worten stritt er den Karitän.

„Ich habe einige Anstrengungen gemacht, um die blutigen Folgen des Streites zu verhindern; aber Ihr wisset, daß Herr v. Cemmingen nicht gewillt war, jemals eine andere Genugthuung als die mit der Degenspitze zu geben. Die Ehre eines Edelmannes und die Meinung der Damen haben ..."

„Ha! diese Sprache führet Ihr von dem jungen Menschen? ohne Zweifel hegt Ihr die Absicht, einen Raffinirten aus ihm zu machen? Oh, wie würde sein Vater seufzen, wenn er erführe, wie sein Sohn seine Rathschläge verachtet! Großer Gott, kaum sind zwei Jahre seit der Erlöschung der Bürgerkriege verflossen und schon haben sie die Ströme Blutes, die sie vergossen, vergessen. Und nicht genug damit: sie treiben es so weit, daß jeden Tag Franzosen von Franzosen erwürgt werden!"

„Hätte ich gewußt, gnädiger Herr, daß meine Bitte Euch so unangenehm wäre ..."

„Hört, Herr v. Mergy, ich könnte meinen Gefühlen als Christ Gewalt anthun und die Herausforderung Eures Bruders entschuldigen; aber sein Betragen bei dem Duell, das seiner folgte, war, nach der allgemeinen Sage, nicht ..."

„Was sagt Ihr da, Herr Admiral?"

„Daß der Zweikampf nicht in ordentlicher Weise und wie es bei franzöſiſchen Edelleuten üblich iſt, Statt gefunden habe.“

„Und wer wagte eine ſo ſchamloſe Verläumdung zu verbreiten?“ rief Georg, mit wuthfunkelnden Augen.

„Beruhige Euch. Ihr werdet kein Cartell ſchicken können, denn man ſchlägt ſich noch nicht mit Weibern ... Gemmingen's Mutter hat dem König Details angegeben, welche nicht zur Ehre Eures Bruders gereichen. Daraus erklärt ſich auch, wie ein ſo gefährlicher Raufbold ſo leicht unter den Streichen eines Kindes erlag, das kaum die Pagenjacke ausgezogen.“

„Der Schmerz einer Mutter iſt ſo groß und ſo gerecht! darf man erſtaunen, daß ihre Thränenzerbadeten Augen die Wahrheit nicht ſehen können? Ich ſchmeichle mir, Herr Admiral, daß Ihr meinen Bruder nicht nach der Erzählung der Frau v. Gemmingen beurtheilen werdet.“

Coligny ſchien zu ſchwanken, und ſeine Stimme verlor ein wenig von ihrer bittern Ironie.

„Ihr könnet indeß nicht läugnen, daß Béville, der Secundant von Gemmingen, Euer intimer Freund war!“

„Ich kenne ihn ſchon lange und bin ihm ſogar zu Dank verpflichtet. Aber Gemmingen war eben ſo vertraut mit ihm. Außerdem hat Gemmingen ihn zum Secundanten gewählt. Jedenfalls ſchützen Béville ſeine Tapferkeit und Ehrenhaftigkeit vor der Anſchuldigung eines Mangels an Loyalität.“

Der Admiral verzog den Mund mit einer Miene tiefer Verachtung.

„Die Ehrenhaftigkeit eines Béville!“ wiederholte er achſelzuckend: „einen Atheiſt! eines in Völlerei verſunkenen Menſchen!“

„Aber Béville iſt ein Ehrenmann,“ rief der Kavalier mit Nachdruck. „Doch wozu ſo viel Geredet War ich nicht ſelbſt bei dieſem Duell gegenwärtig? Iſt es an Euch, Herr Admiral, unſere Ehre in Frage zu ſtellen und uns des Meuchelmords anzuklagen!“

In seinem Ton lag etwas Drohendes. Coligny überhörte oder verachtete die Anspielung auf den Meuchelmord des Herzogs Franz von Guise, welchen der Haß der Katholiken ihm aufgebürdet hatte. Seine Züge wurden sogar wieder kalt und unbeweglich.

„Herr v. Mergy," sagte er mit trockenem und verächtlichem Ton, „ein Mann, der seine Religion verläugnete, hat nicht mehr das Recht, von seiner Ehre zu reden, denn Niemand würde daran glauben."

Das Gesicht des Kapitäns wurde purpurroth und alsbald wieder todesblaß. Er wich zwei Schritte zurück, damit er der Versuchung nicht unterliege, einen Greis zu schlagen.

„Mein Herr!" schrie er, „Euer Alter und Rang erlauben Euch, straflos einen armen Edelmann in dem, was ihm das Heiligste ist, höhnend zu verletzen. Aber ich bitte Euch bescheidentlich, befehlet einem oder mehreren Eurer Edelleute, die Worte, welche Ihr eben ausspracht, zu behaupten. Ich schwöre bei Gott, daß sie mir dieselben fressen müssen, bis sie daran ersticken."

„Das ist eine Zweifel so eine Praxis der Herren Raffinirten. Ich befolge ihre Gebräuche nicht und jage meine Edelleute fort, wenn sie ihnen nachahmen."

Mit diesen Worten wandte er ihm den Rücken. Der Kapitän verließ, Wuth im Herzen, das Hotel Châtillon, sprang auf sein Pferd und ließ, als wollte er seinem Grimm Luft machen, das arme Thier übermäßig galoppiren, indem er ihm mit den Sporen den Bauch zerstieß. In seinem wilden Rennen hätte er beinahe eine Anzahl friedlicher Wanderer niedergeworfen, und es war ein Glück, daß er keinen einzigen Raffinirten auf seinem Wege traf, denn in der Laune, von der er besessen war, hätte er sicherlich eine Gelegenheit, den Flammberg blank zu ziehen, bei den Haaren ergriffen.

Bis er nach Vincennes kam, begann sein wildes Blut ruhiger

zu werden. Er kehrte um und lenkte sein keuchendes und schweißgebadetes Pferd nach Paris zu. — „Armer Freund," sagte er mit bitterem Lächeln, „Dich strafe ich für den Hohn, den er mir angethan." Damit streichelte er den Hals seines unglücklichen Opfers und ritt im Schritt bis zu seines Bruders Wohnung. Er sagte ihm einfach, der Admiral habe sich geweigert, die Vermittlung für ihn zu übernehmen, und unterdrückte den weiteren Inhalt ihrer Unterredung.

Aber einige Augenblicke hernach erschien Béville, welcher sogleich Mergy an den Hals flog mit den Worten: „Ich wünsche Euch Glück, mein Theurer, hier Eure Begnadigung! Ihr habt sie auf Fürsprache der Königin erhalten."

Mergy zeigte weniger Ueberraschung als sein Bruder. In seinem Herzen schrieb er diese Gunst der verschleierten Dame, das heißt der Gräfin Turgis zu.

XIV.

Der [illegible]

> Sobald(?) sah ich gleich den Schwarm nach diesem Saale lenken,
> [illegible] um [illegible] Gehör zu schenken.
>
> Molière.

Mergy bezog wieder die Wohnung seines Bruders; er bezeigte der Königin Mutter seinen Dank und erschien wieder am Hof. Als er in das Louvre gieng, bemerkte er, daß er einigermaßen der Erbe des Ansehens von Comminges geworden(?) war. Leute, die er nur dem Gesicht nach kannte, grüßten ihn mit ergebener und vertraulicher Miene. Die Männer, wenn sie mit ihm redeten, verbargen ihren Neid nur schlecht unter der Außenseite einer dienstfertigen(?) Höflichkeit. Die Damen lorgnettirten ihn und machten ihm Aufmunterungen; denn der Ruhm eines Duellanten war damals besonders ein Hauptmittel, ihr Herz zu

rühren. Drei oder vier im Zweikampf kalt gemachte Gegner erſetzten Schönheit, Reichthum und Geiſt. Kurz als unſer Held in der Gallerie des Louvre erſchien, entſtand ein Gemurmel um ihn. — Das iſt der junge Mergy, welcher den Gemminges getödtet hat. — Wie jung er iſt! — welche anmuthige Haltung! — wie gut er ausſieht! — ſein Schnurrbart verſpricht viel! — weiß man, wer ſeine Geliebte iſt?

Und Mergy ſuchte umſonſt unter der Menge die blauen Augen und ſchwarzen Wimpern der Frau v. Turgis. Er wollte ſie ſogar beſuchen; aber erfuhr, daß ſie gleich nach dem Tode von Gemminges auf eines ihrer Landgüter, zwanzig Stunden von Paris entfernt, abgereiſt ſey. Wenn man den böſen Zungen glaubte, ſo hatte ſie der Schmerz über den Tod des Mannes, der ihr ſeine Aufmerkſamkeiten ſchenkte, bewogen, ein ſtilles Plätzchen zu ſuchen, wo ſie ungeſtört ihrem Grame nachhängen konnte.

Eines Morgens, während der Kapitän auf einem Ruhebett liegend in Erwartung des Frühſtücks das ſehr ſchaudererregende Leben Pantagruel's las, und ſein Bruder unter der Leitung des Signor Alberto Vinibella eine Guitarreſtunde nahm, meldete ein Bedienter Bernhard, daß eine ſehr sauber gekleidete Alte in dem untern Saale warte und mit geheimnißvoller Miene eine Unterredung unter vier Augen mit ihm verlangt habe. Er eilte ſogleich hinab und empfieng aus den verwitterten Händen einer Alten, die weder Martha noch Camilla war, einen ſüß duftenden Brief: dieſer war mit einem Goldfaden und breiten Siegel auf grünem Wachs verſchloſſen; ſtatt des Wappens ſah man nur einen Amor, der den Finger auf den Mund legt, und las die caſtilianiſche Deviſe: callad*). Er öffnete ihn und fand darin nur eine einzige Linie ſpaniſch, welche er mit einiger Mühe entzifferte: **Esta noche, una dama espera á V.** **)

„Wer hat Euch dieſen Brief gegeben?" fragte er die Alte.

*) Schweigen.

**) Heute Nacht erwartet Euch eine Dame.

„Eine Dame.“

„Ihr Name?“

„Weiß nicht; ſie iſt eine Spanierin wie ſie ſagt.“

„Woher kennt ſie mich?“

Die Alte zuckte die Achſeln. — „Euer Ruhm und Eure Galanterie haben Euch dieſes ſchlimme Abenteuer zugezogen,“ ſagte ſie mit neckiſchem Ton; „aber antwortet mir, werdet Ihr kommen?“

„Wohin?“

„Findet Euch dieſen Abend um halb neun Uhr in der Kirche von Saint-Germain l'Auxerrois auf der linken Seite des Schiffes ein.“

„Und in der Kirche ſoll ich dieſe Dame ſehen?“

„Nein; es wird Euch Jemand abholen und in ihr Haus führen. Aber ſeyd verſchwiegen und kommet allein.“

„Ja.“

„Ihr verſprechet es?“

„Ich gebe Euch mein Wort.“

„Adieu alſo. Folget mir ja nicht!“

Sie machte eine tiefe Verbeugung und eilte hinweg.

„Nun? was wollte dieſe edle Kupplerin von Dir?“ fragte der Kapitän, als ſein Bruder wieder eingetreten und der Guitarrenlehrer inzwiſchen weggegangen war.

„Ob nichts,“ antwortete Merzy mit verſtellter Gleichgültigkeit, indem er mit großer Aufmerkſamkeit die ſchon belebte Madonna betrachtete.

„Ei, Du wirſt doch keine Geheimniſſe vor mir haben? Soll ich Dich zu einem Stelldichein begleiten, die Straße hüten und die Eiferſüchtigen mit flacher Klinge empfangen?“

„Nichts, ſage ich Dir.“

„Oh! wie Dir's beliebt. Behalte Dein Geheimniß für Dich, wenn Du willſt; aber halt! ich wette, Du haſt zum mindeſten eben ſo große Luſt, es mir zu erzählen, als ich es zu erfahren.“

Mergy klimperte wie zerſtreut auf einigen Saiten ſeiner Guitarre.

„Beiläufig geſagt, Georg, ich kann heute Abend nicht zum Nachteſſen des Herrn v. Baudreuil kommen.“

„Ah! alſo ein Stelldichein auf heute Abend? Iſt ſie hübſch? Iſt es eine Hofdame? Eine Bürgerliche? Eine Kaufmannsfrau?“

„In Wahrheit, ich weiß es nicht. Ich ſoll einer Dame vorgeſtellt werden ... die nicht aus unſerem Lande iſt .... aber welcher .... das blieb mir ein Geheimniß.“

„Du weißt doch zum Mindeſten, wo Du ihr begegnen ſollſt?“

Bernhard zeigte das Billet, und wiederholte, was ihm die Alte geſagt hatte.

„Die Handſchrift iſt verſtellt,“ ſagte der Kapitän, „und ich weiß nicht, was ich von all dieſen Vorſichtsmaßregeln denken ſoll.“

„Es muß eine vornehme Dame ſeyn, Georg!“

„Daran erkennt man wieder Euch junge Leute, die ſich, mir nichts, Dir nichts, einbilden, die höchſten Damen werden ſich ihnen an den Hals werfen.“

„Rieche doch den Duft, den dieſes Billet aushaucht.“

„Was beweiſt das?“

Mit einemmal verfinſterte ſich die Stirne des Kapitäns, und ein böſer Gedanke ſchoß ihm durch den Kopf.

„Die Gemminges ſind rachſüchtig,“ ſagte er, „und vielleicht iſt dieſer Brief nur eine Erfindung von ihrer Seite, um Dich in irgend einen entfernten Winkel zu locken, wo ſie Dich den Dolchſtoß, der ſie zu Erben machte, theuer bezahlen laſſen werden.“

„Gut! welcher Einfall!“

„Es wäre nicht das erſtemal, daß man die Liebe in den Dienſt der Rache nähme. Du haſt die Bibel geleſen: erinnere Dich an Simſon, den die Delila verrieth.“

„Ich müßte ein großer Haſenfuß ſeyn, wenn mich eine ſo unwahrſcheinliche Vermuthung von einem Stelldichein zurückhielte, das vielleicht feſtbar ſeyn wird! Eine Spanierin!....“

„Wenigſtens geh' wohlbewaffnet hin. Wenn Du willſt, laſſe ich Dir meine beide Bedienten folgen."

„Pfui doch! ſoll ich die Stadt zum Zeugen meines galanten Glückes machen?"

„Das iſt wenigſtens dermalen die Mode. Wie oft habe ich nicht d'Ardelay, meinen großen Freund, mit einem Panzerhemd auf dem Rücken und zwei Piſtolen an ſeinem Gürtel zu ſeinem Liebchen gehen ſehen!.... und hinter ihm her marſchirten vier Soldaten von ſeiner Compagnie, jeder mit einer geladenen Büchſe. Du kennſt Paris noch nicht, Kamerad; und glaube mir, die Vorſicht kann man nicht übertreiben. Man braucht nur ſein Panzerhemd auszuziehen, wenn es an irgend etwas hindern ſollte."

„Ich bin durchaus ohne Befürchtungen. Hätten mir die Verwandten des Comminges etwas anhaben wollen, ſo hätten ſie mich leicht des Nachts auf der Straße anfallen können."

„Kurz und gut, ich laſſe Dich nur unter der Bedingung ausgehen, daß Du Deine Piſtolen mitnimmſt."

„Gut denn! Aber man wird ſich über mich luſtig machen."

„Das iſt aber noch nicht Alles; Du mußt auch noch zwei die Nieren, zwei Rebhühner und verſchiedene Hahnenkämme in einer Paſtete eſſen, damit Du heute Nacht der Familie der Mergy Ehre machſt."

Bernhard zog ſich auf ſein Zimmer zurück, wo er wenigſtens vier Stunden zubrachte, um ſich zu kämmen, zu friſiren, zu balſamiren, und zumal um die ſchönen Reden zu ſtudiren, welche er an die unbekannte Grazie zu halten ſich vernahm."

Man kann ſich denken, daß er zu rechter Zeit an Ort und Stelle war. Schon ſeit einer Stunde ging er in der Kirche auf und ab. Eben zählte er zum viertenmal die Kerzen, die Säulen und die Betritafeln ab, als ein alte', ſorgfältig in einen braunen Kapuzmantel verhülltes Weib ihn an der Hand nahm und ohne ein Wort zu reden, auf die Straße führte. Stets das gleiche Stillſchweigen beobachtend, führte ſie ihn nach mehreren

Umwegen in eine ſehr enge und dem Schein nach unbewohnte Straße. Sie blieb ganz im Hintergrund vor einer ſehr niedrigen gewölbten Thüre ſtehen, die ſie mit einem Schlüſſel, den ſie aus der Taſche zog, öffnete.

Sie ging zuerſt hinein, und Mergy folgte ihr, indem er ſich der Dunkelheit wegen an ihrem Mantel hielt. Einmal drinnen, hörte er hinter ſich ungeheure Riegel zuſchlieſſen. Jetzt unterrichtete ihn ſeine Führerin leiſe, daß er am Fuße einer Stiege ſtehe und ſechs Treppen hinauf zu ſteigen habe. Die Stiege war ſehr eng, und mehr als einmal wäre er beinahe auf den ausgetretenen und krummen Treppen gefallen. Endlich öffnete, am Ende der ſieben und zwanzigſten in einen Abſatz auslaufenden Treppe, das alte Weib eine Thüre, und ein lebhafter Lichtglanz verblendete eine Weile Mergy's Augen. Sogleich gieng er in ein Zimmer hinein, das viel eleganter meublirt war, als man aus dem äußeren Schein des Hauſes hätte ſchließen ſollen.

Die Wände waren behangen mit etwas verblichenen, aber doch noch äußerſt nobeln blumengewirkten Teppichen. Mitten im Zimmer ſah er einen mit zwei rothen Wachskerzen beleuchteten Tiſch, auf welchem mehrere Obſtarten und Kuchen, nebſt Gläſern und Kryſtallflaſchen, in welchen verſchiedene Weingattungen blinkten, aufgeſtellt waren. Zwei große, an den beiden Ecken des Tiſches ſtehende Lehnſeſſel ſchienen Gäſte zu erwarten. In einer mit ſeidenen Vorhängen halb verſchloſſenen Alkove befand ſich ein ſehr geſchmücktes und mit carmoiſinrothem Sammt bedecktes Bett. Mehrere kleine Rauchfäſſer verbreiteten einen wollüſtigen Duft in dem Gemach.

Die Alte legte ihre Kapuze, und Mergy ſeinen Mantel ab. Sogleich erkannte er die Betin wieder, welche ihm den Brief gebracht hatte.

„Heilige Maria!“ ſchrie die Alte, als ſie Mergy's Piſtolen und Degen bemerkte, „meint Ihr denn, daß Ihr jetzt im Begriff

seyd, Riesen durch und durch zu stoßen? Mein schöner Ritter, es handelt sich hier nicht um Degenstöße."

„Ich glaube es gern; aber es könnte der Fall seyn, daß mißgelaunte Brüder oder ein Gemahl unsere Unterhaltung zu stören kamen, und damit kann man ihnen wenigstens Sand in die Augen streuen."

„Hier habt Ihr nichts Derartiges zu fürchten. Aber, sagt mir, wie findet Ihr dies Gemach?"

„Ohne Zweifel sehr schön; aber ich würde mich dennoch langweilen, wenn ich allein darin bleiben müßte."

„Es wird gleich Jemand kommen, der Euch Gesellschaft leistet. Doch vor Allem sollt Ihr mir ein Versprechen geben."

„Welches?"

„Wenn Ihr Katholik seyd, so werdet Ihr die Hand auf dieses Cruzifix legen (dabei zog sie eines aus dem Schrank); seyd Ihr Hugenott, so schwöret Ihr bei Calvin . . . Luther, kurz, allen Euren Göttern . . . ."

„Und was soll ich schwören?" unterbrach er lachend.

„Ihr schwöret, keinen gewaltsamen Versuch zu machen, um die Dame, welche eintreten wird, kennen zu lernen."

„Eine harte Bedingung!"

„Macht es kurz! schwöret, oder ich führe Euch auf die Straße zurück."

„*Gut, ich gebe Euch mein Wort*; es ist mehr werth, als die dummen Eide, die Ihr mir vorschlage."

„So ist's recht. Wartet nur geduldig; esset, trinket, wenn Ihr Lust habt; im Augenblick werdet Ihr die spanische Dame kommen sehen."

Sie nahm ihre Mantille und verschloß, beim Hinausgehen, die Thüre zweifach.

Mergy warf sich in einen Lehnstuhl. Sein Herz schlug gewaltig; er empfand eine ebenso starke und fast gleichartige Bewegung, wie diejenige gewesen, welche er wenige Tage zuvor

in dem Augenblick, wo er seinem Feind mit den Waffen in der Hand begegnen sollte, gefühlt hatte.

Das tiefste Stillschweigen herrschte in dem Hause, und eine tödtliche Viertelstunde verfloß, während welcher seine Einbildungskraft ihm nacheinander bald eine Venus verführte, welche hinter der Tapete vorkam, um sich in seine Arme zu werfen, bald die Gräfin v. Turgis im Jagdkleide; bald eine Prinzessin von königlichem Geblüt; bald eine Bande Meuchelmörder; und endlich o Entsetzen! ein altes verliebtes Weib.

Plötzlich, ohne daß das geringste Geräusch den Eintritt eines Menschen in das Haus bemerkbar gemacht hätte, drehte sich der Schlüssel rasch im Schloß, die Thüre gieng auf und schloß sich wieder wie von selbst, sobald eine maskirte Frau in's Zimmer getreten war.

Sie war hoch und schön gebaut. Ein knapp anliegendes Kleid ließ die Feinheit ihres Wuchses hervortreten; aber weder das kleine von einem weißen Atlasschuh umfangene Füßchen, noch eine niedliche, zum Unglück mit einem gestickten Handschuh bedeckte Hand ließ mit Sicherheit auf das Alter der Unbekannten schließen. Ein Etwas, vielleicht ein magnetischer Einfluß, aber, wenn man will, ein Vorgefühl erregte den Glauben, daß sie nicht über fünf und zwanzig Jahre alt sey. Ihre Toilette war zugleich reich, galant und einfach.

Mergy erhob sich sogleich und beugte ein Knie vor ihr. Die Dame that einen Schritt nach ihm hin und sagte zu ihm mit sanfter Stimme: **Dios vi guarde, Caballero. Sea V. M. el buen venido!"** *)

Mergy war lebhaft überrascht.

„Habla V. M. español?" **)

Mergy sprach nicht spanisch und verstand es kaum.

---

*) Gott behüte Euch, Ritter! Euer Gnaden sey willkommen!

**) Sprechen Euer Gnaden spanisch.

Die Dame ſchien ärgerlich. Sie ließ ſich zu einem der Lehnſtühle führen, auf dem ſie Platz nahm, und bedeutete Mergy, den andern zu nehmen. Jetzt begann ſie die Unterhaltung franzöſiſch, aber mit einer fremdartigen Ausſprache, welche zuweilen ſehr ſtark und wie übertrieben, und dann wieder auf Augenblicke gar nicht bemerklich war.

„Mein Herr, Eure große Tapferkeit hat mich die gewöhnliche Zurückhaltung unſeres Geſchlechtes vergeſſen machen; ich wollte einen vollendeten Ritter ſehen, und finde ihn ganz ſo, wie ihn der Ruf geſchildert.“

Mergy erröthete und verbeugte ſich. „Werdet Ihr denn die Grauſamkeit haben, Madame, dieſe Maske zu behalten, die, gleich einer neidiſchen Wolke, mir die Strahlen der Sonne verbirgt?“ (er hatte dieſe Phraſe in einem aus dem Spaniſchen überſetzten Buche geleſen.)

„Herr Ritter, wenn ich mit Eurer Discretion zufrieden bin, werdet Ihr mich mehr als einmal mit entſchleiertem Antlitz ſehen; für heute jedoch begnüget Euch mit dem Vergnügen mich zu unterhalten.“

„Ach! Madame, dieſes Vergnügen, ſo groß es iſt, läßt mich nur mit um ſo größerer Heftigkeit das, Euch zu ſehen, wünſchen.“

Er warf ſich auf die Kniee und ſchien geneigt, die Maske zu lüften.

„Poco a poco *), Herr Franzoſe; Ihr ſeyd zu lebhaft. Setzet Euch wieder, oder ich verlaſſe Euch ſogleich. Wüßtet Ihr, wer ich bin und was ich wage, Euch zu ſehen, ſo würdet Ihr Euch ſchon mit der Ehre begnügen, die ich Euch anthue, indem ich hierher komme.“

„Wahrhaftig, mir ſcheint, ich kenne Eure Stimme.“

„Und doch iſt dieß das erſtemal, daß Ihr ſie höret. Sagt mir, ſeyd Ihr fähig, eine Frau, die Euch lieben würde, mit Beſtändigkeit zu lieben? . . .“

*) Sachte! Sachte!

„Schon fühle ich in Eurer Nähe ..."

„Ihr habt mich niemals geſehen, alſo könnet Ihr mich auch nicht lieben. Was wiſſet Ihr, ob ich ſchön oder häßlich bin?"

„Ich glaube feſt, daß Ihr reizend ſeyd."

Die Unbekannte zog ihre Hand, deren er ſich bemächtigt hatte, zurück, und legte ſie an ihre Maske, als wollte ſie dieſelbe abnehmen.

„Was würdet Ihr thun, wenn Ihr eine abſchreckende häßliche, fünfzigjährige Frau vor Euch erſcheinen ſähet?"

„Unmöglich!"

„Oh, mit fünfzig Jahren liebt man noch." (Sie ſeufzte und der junge Mann ſchauderte.)

„Dieſer zarte Wuchs, dieſe Hand, die Ihr umſonſt mir zu entziehen ſucht, Alles beweiſt mir Eure Jugend."

Es lag mehr Artigkeit als Ueberzeugung in dieſer Redensart.

„Ach!"

Mergy begann einige Beſorgniß zu hegen.

„Ihr Männer begnügt Euch nicht mit der Liebe. Ihr fordert auch Schönheit!" flüſterte ſie und ſeufzte noch einmal.

„Laßt mich, ich flehe, dieſe Maske abnehmen ..."

„Nein, nein!" und ſie ſtieß ihn lebhaft zurück. „Gedenket an Euer Verſprechen!" Dann fügte ſie heiterer hinzu: „Ich wagte zuviel, wenn ich mich demaskirte. Es thut mir wohl, Euch zu meinen Füßen zu ſehen, und wenn ich nun zufällig weder jung noch ſchön wäre ... wenigſtens nach Eurer Anſicht ... ſo ließet Ihr mich vielleicht ganz allein hier."

„So zeiget mir wenigſtens dieſe kleine Hand!"

Sie zog einen parfümirten Handſchuh aus und reichte ihm eine ſchneeweiße Hand hin.

„Ich kenne dieſe Hand!" rief er aus; „es gibt nur eine ſo ſchöne in Paris."

„Wirklich? und weſſen die Hand?"

„Der ... einer Gräfin?

„Welcher Gräfin?"

„Der Gräfin v. Turgis."

„Ah! ... ich weiß, was Ihr sagen wollt. Ja, die Turgis hat schöne Hände, Dank den Mandelseifen ihres Parfümeurs. Aber ich rühme mich, daß meine Hände weicher sind, als die ihrigen."

Das Alles war mit einem natürlichen Ton hingeworfen, und Mergy, welcher die Stimme der schönen Gräfin wieder zu erkennen geglaubt hatte, faßte einige Zweifel und fühlte sich auf dem Punkt, diesen Gedanken wieder fahren zu lassen.

Zwei statt Einer, dachte er; ich bin also ein Freenliebling? Er suchte auf dieser schönen Hand den Druck eines Ringes, welchen er die Turgis hatte tragen sehen, wieder zu finden; aber die runden und durchaus ebenmäßigen Finger zeigten nicht die geringste Spur von Drückung, nicht die leichteste Entstellung.

„Die Turgis!" rief die Unbekannte lachend. „In der That, ich bin Euch verbunden, daß Ihr mich für die Turgis nehmet! Gott sey Dank! mir scheint, ich sey etwas mehr werth!"

„Die Gräfin ist, bei meiner Ehre, das schönste Weib, das ich jemals gesehen."

„Ihr seyd also verliebt in sie?" fragte sie rasch.

„Vielleicht; aber, ich bitte, legt Eure Maske ab und zeigt mir eine schönere Frau, als die Turgis."

„Wenn ich gewiß seyn werde, daß Ihr mich liebet, ... dann werdet Ihr mich mit enthülltem Gesicht sehen."

„Euch lieben! .... aber, zum Henker! wie kann ich das, ohne Euch zu sehen!"

„Diese Hand ist hübsch; bildet Euch ein, mein Gesicht entspreche derselben."

„Jetzt weiß ich gewiß, daß Ihr reizend seyd, denn Ihr habt Euch so eben verrathen, da Ihr Eure Stimme nicht entstelltet. Ich habe sie wieder erkannt, ich schwöre darauf."

„Und es iſt die Stimme der Turgis?“ ſagte ſie lachend mit verſtecktem franzöſiſcher Ausſprache.

„Allerdings.“

„Irrthum, Irrthum von Eurer Seite, Seßer Bernarde! Ich heiße Donna Maria ... Donna Maria da ... meinen andern Namen werde ich Euch ſpäter ſagen. Ich bin eine Dame von Barcelona; mein Vater, der mich ſehr ſtrenge überwacht, iſt ſeit einiger Zeit auf Reiſen, und ich benütze ſeine Abweſenheit, um mich zu vergnügen und den Hof von Paris zu ſehen. Was die Turgis betrifft, ſo höret auf, ich bitte Euch, mir von dieſer Frau zu ſprechen; ihr Name iſt mir verhaßt; es iſt die bösartigſte Dame am Hof. Außerdem wißt Ihr ja wohl wie ſie Wittwe geworden iſt?“

„Man hat mir etwas in's Ohr geraunt.“

„Nun, ſo redet ... was hat man Euch geſagt ...“

„Daß ſie, da ſie ihren Mann in einer ſehr zärtlichen Unterhaltung mit ihrer Kammerjungfer begriffen fand, eine Klinge ergriffen und ihn etwas ſtark getroffen habe. Der gute Kerl ſtarb einen Monat darauf.“

„Dieſe Handlung ſcheint Euch ... abſcheulich?“

„Ich geſtehe, daß ich ſie entſchuldige. Sie liebte, ſagt man, ihren Gemahl, und ich achte die Eiferſucht.“

„Ihr redet ſo, weil Ihr vor der Turgis zu ſtehen meint; aber ich weiß, daß Ihr ſie im Innern verachtet.“

In dieſer Stimme lag etwas Trauriges und Melancholiſches; aber es war nicht die Stimme der Turgis. Mergy wußte nicht, was er denken ſollte.

„Wie?“ ſagte er, „Ihr ſeyd Spanierin und verwerfet die Eiferſucht?“

„Laſſen wir das! was iſt das für ein ſchwarzes Band, das Ihr am Hals hängen habt?“

„Eine Reliquie.“

„Ich hielt Euch für einen Proteſtanten.“

„Der bin ich. Aber dieſe Reliquie wurde mir von einer Dame gegeben, und ich trage ſie zum Andenken derſelben."

„Ei, wenn Ihr mir gefallen wollet, ſo denket nicht mehr an Damen: ich will die ganze Damenwelt für Euch ſeyn. Wer hat Euch dieſe Reliquienkapſel gegeben? Abermals die Turgis?

„Nein, gewiß nicht."

„Ihr lüget!"

„Alſo ſeyd Ihr Frau v. Turgis?"

„Ihr habt Euch verrathen, Signor Bernarde!"

„In wiefern?"

„Wenn ich die Turgis ſehe, werde ich ſie fragen, warum ſie das Heilige ſo entweiht, indem ſie es einem Ketzer gibt."

Mergy verlor ſich mehr und mehr in Zweifeln.

„Aber ich will dieſe Reliquie: gebt ſie mir."

„Nein, ich kann ſie nicht geben."

„Ich will ſie. Wagt Ihr es, ſie mir zu verweigern?"

„Ich habe verſprochen, ſie zurückzugeben."

„Bah, Kinderei dies Verſprechen! Verſprechen an ein falſches Weib bindet nicht. Zudem hütet Euch wohl, es iſt vielleicht ein Zauber, ein gefährlicher Talisman, den Ihr da traget. Die Turgis, ſagt man, iſt eine große Zauberin."

„Ich glaube nicht an die Zauberei."

„Noch an die Zauberer?"

„Ich glaube ein wenig an die Zauberinnen." Er legte Nachdruck auf letzteres Wort.

„Hört, gebt mir dieſe Reliquie, und vielleicht ziehe ich dann meine Maske ab!"

„Bei Gott! das iſt die Stimme der Frau v. Turgis."

„Zum letztenmal, wollt Ihr mir dieſe Reliquie geben?"

„Ich werde ſie Euch zurückgeben, wenn Ihr Eure Maske ablegen wollt."

„Ha! Ihr langweilt mich mit Eurer Turgis; liebet ſie ſo viel Ihr wollt, was liegt mir daran?"

Sie wendete ſich auf ihrem Lehnſtuhl, als ob ſie ſchmollte. Der Sammet, welcher ihren Buſen bedeckte, hob und ſenkte ſich ſchnell.

Einige Minuten beobachtete ſie ein Stillſchweigen; dann, ſich plötzlich umwendend, rief ſie mit ſpöttiſchem Ton:

„Valga me Dios! V. M. no es caballero, es un monge!*)“

Und mit einem Fauſtſchlag ſtürzte ſie die beiden auf dem Tiſche brennenden Kerzen und die Hälfte der Flaſchen und Schüſſeln um. Die Kerzen erloſchen im Augenblick. Jetzt riß ſie ihre Maske ab. In der vollkommenſten Dunkelheit fühlte Mergy einen brennenden Mund, der den ſeinigen ſuchte, und zwei Arme, welche ihn heftig umſchlangen.

XV.

Die Dunkelheit.

„Sobald es Nacht geworden iſt,
ſind alle Katzen grau.“
Volkslied.

Die Glocke einer nahen Kirche ſchlug viermal.

„Himmel! vier Uhr! Ich werde vor Tagesanbruch kaum mehr heimgehen können!“

„Wie? Böſe! mich ſo ſchnell verlaſſen?“

„Ich muß. Aber in Kurzem ſehen wir uns wieder.“

„Wir ſehen uns wieder! Bedenket doch, theure Gräfin, daß ich Euch nicht geſehen habe.“

„Bleibt mir doch mit Eurer Gräfin vom Hals, Kind, das Ihr ſeyd! Ich bin Donna Maria; und ſobald wir Licht haben,

*) Gott ſtrafe mich! Ihr ſeyd kein Ritter, Ihr ſeyd ein Mönch!

werdet Ihr finden, daß ich nicht diejenige bin, für welche Ihr mich haltet."

„Auf welcher Seite iſt die Thüre; ich gehe, zu rufen..."

„Nein, laßt mich aufſtehen, Bernardo! ich kenne dieß Zimmer, ich weiß, wo ich ein Feuerzeug finden werde."

„Hütet Euch, in Glasſcherben zu treten: Ihr habt geſtern mehrere Flaſchen zerbrochen."

„Laßt mich nur machen!"

„Findet Ihr?"

„Ah, ja! das iſt mein Schnürleib. Heilige Jungfrau! was fang' ich an? Ich habe alle Schnüre mit Eurem Dolche zerſchnitten."

„Man muß von der Alten neue verlangen."

„Rühret Euch nicht! laßt mich machen! Adios, querido Bernardo *)!"

Die Thüre gieng auf und ſchloß ſich ſogleich wieder. Ein großes Gelächter erſcholl von draußen. Mergy begriff, daß ihm ſeine Eroberung entgangen war. Er verſuchte es, ſie zu verfolgen. Aber in der Dunkelheit ſtieß er an die Möbel und verwickelte ſich in Kleider und Vorhänge, ohne die Thüre finden zu können. Plötzlich gieng dieſe auf und es trat Jemand mit einer Blendlaterne in der Hand ein. Mergy nahm die Perſon, welche ſie trug, ſogleich in die Arme.

„Ah! halte ich Euch endlich! Jetzt entgeht Ihr mir nicht mehr!" rief er, ſie zärtlich küſſend.

„Laßt mich doch, Herr v. Mergy," ſagte eine rauhe Stimme. „Drückt man die Leute ſo zuſammen?"

Er erkannte die Alte.

„Hol' Euch der Teufel!" ſchrie er.

Jetzt kleidete er ſich ſtillſchweigend an, nahm Waffen und Mantel und verließ dieſes Haus mit dem Gefühl eines Menſchen,

*) Lebt wohl, theurer Bernhard!

der, nachdem er vortrefflichen Malaga getrunken, aus Verſehen des einſchenkenden Bedienten ein Glas antiſcorbutiſchen Syrups, der lange Jahre im Keller ſtand, geleert hat.

Mergy war ziemlich discret bei ſeinem Bruder. Er ſprach von einer ausnehmend ſchönen ſpaniſchen Dame, ſo weit er wenigſtens ohne Licht habe urtheilen können; aber er ſagte kein Wort von ſeinen Vermuthungen über die Unbekannte.

XVI.

Das Geſtändniſs.

Amphitryon.
Ich bitt' Euch, Alkmene, höret auf! und reden wir ernſthaft! Molière.

Zwei Tage verliefen ohne Botſchaft von der ſpaniſchen Maske. Am dritten erfuhren die beiden Brüder, daß Frau v. Turgis geſtern in Paris angekommen ſey und ohne allen Zweifel heute der Königin Mutter ihre Aufwartung machen würde. Sie begaben ſich ſogleich in's Louvre und begegneten ihr in einer Gallerie mitten unter einer Gruppe von Damen, mit denen ſie ſich unterhielt. Mergy's Anblick ſchien nicht den geringſten Eindruck auf ſie zu machen. Nicht die entfernteſte Röthe überlief ihre gewöhnlich blaſſen Wangen. Sobald ſie ihn bemerkte, nickte ſie ihm, als altem Bekannten, zu und flüſterte, nach den erſten Begrüßungen, die Worte in ſein Ohr: „Jetzt hoffe ich, iſt Eure hugenottiſche Verſtocktheit ein wenig erſchüttert. Es bedurfte eines Wunders zu Eurer Bekehrung.“

„Wie ſo?“

„Wie? habt Ihr nicht an Euch ſelbſt die erſtaunliche Kraft der Reliquien erprobt.“

Mergy lächelte mit ungläubiger Miene.

„Die Erinnerung an die ſchöne Hand, welche mir dieſe kleine Karfel gegeben, und die Liebe, welche ſie mir einflößte, haben meine Kraft und Gewandtheit verdoppelt.“

„Ihr werdet ſehr anmaßend, Herr Bernhard. Wißt Ihr mit wem Ihr dieſe Sprache führet?“

Dabei zog ſie ihren Handſchuh aus, als wollte ſie ihre Haare ordnen, und Mergy heftete einen ſcharfen Blick auf die Hand, und von der Hand auf die leuchtenden, faſt boshaften Augen der ſchönen Gräfin. Die erſtaunte Miene des jungen Mannes ließ ſie in ein lautes Gelächter ausbrechen.

„Was bringt Euch zum Lachen?“

„Und Ihr, — was bringt Euch dazu, mich ſo erſtaunt anzuſtarren?“

„Entſchuldiget! Seit einigen Tagen begegnen mir lauter erſtaunliche Dinge.“

„Wirklich? Das muß ſehr intereſſant ſeyn. Erzählt uns doch ſogleich einige der erſtaunlichen Dinge, welche Euch jeden Augenblick begegnen!“

„Ich kann jetzt und hier nicht mit Euch davon reden; auch habe ich eine gewiſſe ſpaniſche Deviſe behalten, die man mich vor drei Tagen lehrte.“

„Welche Deviſe?“

„Ein einziges Wort: Callad.“

„Was bedeutet das?“

„Wie? Ihr verſteht nicht ſpaniſch?“ ſagte er, ſie mit großer Aufmerkſamkeit beobachtend. Aber ſie hielt ſeine Prüfung aus, ohne im Geringſten erkennen zu laſſen, daß ſie einen geheimen Sinn unter ſeinen Worten verſtehe. Und ſogar die Augen des jungen Mannes, welche kaum noch feſt auf ſie gerichtet waren, ſenkten ſich bald, genöthigt, die überlegene Macht derjenigen anzuerkennen, die er herauszufordern gewagt hatte.

„In meiner Kindheit,“ antwortete ſie mit vollkommener Gleich-

gültigkeit, „habe ich einige ſpaniſche Worte gewußt, aber ich denke ich habe dieſelben jetzt vergeſſen. Alſo redet franzöſiſch mit mir, wenn ich Euch verſtehen ſoll.“

„Nun, was beſagt denn Eure Deviſe?“

„Sie fordert zur Verſchwiegenheit auf, Madame.“

„Bei meiner Ehre! unſere jungen Hofleute ſollten dieſe Deviſe annehmen, zumal wenn ſie ihr nachzukommen im Stande wären. Aber Ihr ſeyd ſehr gelehrt, Herr v. Mergy! Wer hat Euch denn das Spaniſch: gelehrt? Ich wette, eine Dame!“

Mergy betrachtete ſie mit zärtlichem Lächeln.

„Ich weiß nur einige ſpaniſche Worte,“ ſagte er leiſe, „und die Liebe hat ſolche in mein Gedächtniß gegraben.“

„Die Liebe!“ wiederholte die Gräfin mit ſehr ſpöttiſcher Betonung. Da ſie ganz laut redete, ſo drehten mehrere Damen bei dieſem Worte den Kopf, als wollten ſie fragen, von was es ſich handle. Mergy, von ihrem Spott ein wenig gereizt und ärgerlich, ſo behandelt zu werden, zog aus ſeiner Taſche den ſpaniſchen Brief, welchen er von der Alten empfangen hatte, und ſagte, ihn der Gräfin reichend: „Ich zweifle nicht, daß Ihr eben ſo gelehrt ſeyd, als ich, und ohne Mühe dieſes Spaniſch verſtehen werdet.“

Diana v. Turgis nahm das Billet, las es, oder ſtellte ſich es zu leſen, und gab es dann, aus Leibeskräften lachend, der ihr zunächſt ſtehenden Dame.

„Hier, Frau v. Chateauvieux, leſet doch dieſes Liebesbriefchen, das Herr v. Mergy von ſeinem Liebchen erhielt, und das er die Güte hat, mir zu opfern, wie er ſagt. Das Beſte daran iſt, daß ich die Hand, die es geſchrieben, kenne.“

„Ich zweifle nicht daran,“ ſagte Mergy etwas bitter, aber immer noch leiſe.

Frau v. Chateauvieux las das Billet, lachte und händigte es einem Edelmann ein, dieſer wieder einem andern; ſo daß in

wenigen Minuten Niemand mehr in der Gallerie war, der nicht erfahren hätte, wie gut Mergy bei einer ſpaniſchen Dame angekommen ſey.

Als die Ausbrüche des Lachens ein wenig geſtillt waren, fragte die Gräfin den Herrn v. Mergy ſpöttiſch, ob er die Dame, welche das Billet geſchrieben, hübſch finde?

„Auf meine Ehre, gnädige Frau, ich finde ſie nicht minder hübſch, als Euch.“

„O Himmel! was ſagt Ihr da? Jeſus! Aber Ihr müßt ſie nur bei Nacht geſehen haben; denn ich kenne ſie gut, und ... meiner Treu! ich mache Euch mein Kompliment über Eure Eroberung!“ Dabei lachte ſie noch viel ſtärker.

„Meine Schönſte,“ ſagte die Frau v. Chateauvieux, „nennet uns doch dieſe ſpaniſche Dame, die das Glück hat, Herrn v. Mergy's Herz zu beſitzen!“

„Ehe ich ſie nenne, bitte ich Euch, Herr v. Mergy, vor dieſen Damen zu erklären, ob Ihr Eure Geliebte bei Tag geſehen habt?“

Mergy war in der That ſchlecht daran, und ſeine Verlegenheit und üble Laune malten ſich auf komiſche Weiſe in ſeinem Geſicht. Er antwortete nichts.

„Wohlan denn! der Schleyer ſey gelüftet!“ ſagte die Gräfin: „dieſes Billet iſt von der Señora Donna Maria Rodriguez; ich kenne ihre Handſchrift, wie die meines Vaters.“

„Maria Rodriguez!“ riefen alle Damen lachend aus. Maria Rodriguez war eine Perſon von wenigſtens fünfzig Jahren. Sie war Dueña in Madrid geweſen. Ich weiß nicht, wie ſie nach Frankreich gekommen, noch warum Margaretha v. Valois ſie in ihr Haus berufen hatte. Vielleicht hielt Margaretha dieſe Art Ungeheuer neben ſich, um ihre eigene Schönheit durch die Vergleichung noch mehr hervorzuheben, wie die Maler bisweilen die geprieſenſte Schönheit ihrer Zeit und die Karrikatur ihres

Zwergs auf demſelben Bilde konterfeiten. Wenn die Rodriguez im Louvre erſchien, ergötzte ſie alle Hofdamen durch ihr auffallend linkiſches Benehmen und ihre altmütterliche Kleidung.

Mergy ſchauderte. Er hatte die Dueña geſehen und erinnerte ſich mit Grauſen, daß die maskirte Dame ſich den Namen Maria beigelegt: ſeine Erinnerungen verwirrten ſich. Er war gänzlich außer Faſſung gebracht, und das Gelächter brach verzerrelt aus.

„Das iſt eine ſehr triſtrete Dame," ſagte die Gräfin v. Lurgis, „und Ihr kennet keine beſſere Wahl treffen. In der That ſieht ſie noch gut aus, wenn ſie ihre Elephantenzähne eingelegt und ihre ſchwarze Perrücke aufgeſetzt hat. Und zudem iſt ſie ganz gewiß nicht über ſechzig Jahre alt."

„Sie wird ihm einen Zaubertrank beigebracht haben!" rief die Chateauvieux.

„Ihr liebt alſo die Alterthümer?" fragte eine andere Dame.

„Wie Schade," ſeufzte leiſe eine Zofe der Königin, „wie Schade, daß die Männer ſo lächerliche Gaumen haben!"

Mergy vertheidigte ſich, ſo gut er konnte. Es regnete ironiſche Glückwünſche über ihn, und er machte eine einfältige Figur, als die plötzliche Erſcheinung des Königs am Ende der Gallerie plötzlich Gelächter und Scherze verſtummen machte. Jedes beeilte ſich in Reih' und Glied zu treten, und Stillſchweigen folgte dem Geräuſch.

Der König begleitete den Admiral zurück, mit welchem er ſich in ſeinem Kabinet lange unterhalten hatte. Er legte vertraulich die Hand auf Coligny's Schulter, deſſen grauer Bart und ſchwarze Kleidung mit dem jugendlichen Anſehen und dem prunkhaften Anzug Carls IX. einen ſtarken Kontraſt bildeten. Wenn man ſie ſo ſah, hätte man behaupten mögen, der junge König habe mit einer auf dem Thron ſeltenen Unterſcheidungsgabe den tugendhafteſten und weiſeſten ſeiner Unterthanen zu ſeinem Günſtling gemacht.

Als ſie durch die Gallerie hinſchritten und alle Blicke auf

die Beiden gerichtet waren, hörte Mezzy an seinem Ohr die Stimme der Gräfin, welche ganz leise flüsterte:

„Ohne Groll! Nehmt, leset aber erst, wenn Ihr draußen seyd."

Zugleich fiel etwas in seinen Hut, den er in der Hand hielt. Es war ein versiegeltes Papier mit harter Einlage. Er steckte es in die Tasche. Eine Viertelstunde später, sobald er das Louvre verlassen hatte, öffnete er es und fand einen kleinen Schlüssel nebst der Aufschrift: „Dieser Schlüssel öffnet meine „Gartenthüre. Heute Nacht, um zehn Uhr. Ich liebe Euch. „Ich werde keine Mühe mehr für Euch haben, und Ihr sollet „endlich sehen Dona Maria und

„Diana."

Der König führte den Admiral bis an's Ende der Gallerie zurück. „Adieu, mein Vater," sagte er, ihm die Hände drückend. „Ihr wisset, wie ich Euch liebe, und ich weiß, daß Ihr mein seyd mit Leib und Seele, mit Haut und Haar." Er begleitete diese Phrase mit einem hellen Lachen. Dann, als er in sein Kabinet zurückgieng, blieb er vor dem Kapitän Georg stehen. „Morgen," redete er diesen an, „nach der Messe werdet Ihr in meinem Kabinet erscheinen." Er kehrte sich um und warf einen fast unruhigen Blick nach der Thüre, durch welche Coligny eben hinausgegangen war; dann verließ er die Gallerie, um sich mit dem Marschall v. Retz einzuschließen.

XVII.

Die geheime Audienz.

Seyd Ihr so gütig, daß Ihr Euch das laßt dienen?
Shakspeare in Macbeth.

Der Kapitän Georg begab sich zur bestimmten Stunde in's Louvre. Sobald er sich gemeldet hatte, hob der Thürsteher

eine Tapetenthüre auf und führte ihn in das Kabinet des Königs. Der Monarch, welcher mit Schreiben beschäftigt an einem Tische saß, gab ihm mit der Hand ein Zeichen, ruhig zu bleiben, als fürchte er, durch ein Gespräch den Faden der Gedanken, die ihn damals beschäftigten, zu verlieren. Der Kapitän blieb in ehrerbietiger Haltung sechs Schritte von dem Tisch aufrecht stehen und hatte Muße, seine Blicke in dem Zimmer umhergehen zu lassen und die Verzierung desselben im Einzelnen zu beobachten.

Das Geräthe war ziemlich einfach, und der Schmuck bestand höchstens in Jagdgeräthen, welche ohne Ordnung an der Mauer hiengen. Ein ziemlich gutes Gemälde der heiligen Jungfrau nebst einem großen Buchsbaumzweig darüber war zwischen einer langen Arkebuse und einem Jagdhorn angebracht. Den Schreibtisch des Monarchen bedeckten Papiere und Bücher. Auf dem Fußboden lagen ein Rosenkranz und ein kleines Gebetbuch vermischt mit Reifen und schellenbehangenen Falkenbanden. Ein großes Windspiel schlief auf einem Kissen daneben.

Mit einemmal warf der König in wüthender Aufregung und einem derben Fluch zwischen den Zähnen seine Feder auf den Boden. Gesenkten Kopfs durchlief er zwei- bis dreimal in ungleichem Schritt die ganze Länge des Kabinets. Dann plötzlich vor dem Kapitän stille haltend, warf er auf ihn einen Blick starren Erstaunens, gleich ob er ihn zum erstenmal bemerke.

„Ah! Ihr seyd es?“ sagte er, einen Schritt zurücktretend.

Der Kapitän verneigte sich bis zum Boden.

„Es freut mich Euch zu sehen. Ich hatte mit Euch zu reden . . . aber . . .“ — Er hielt inne.

Mit halb geöffnetem Munde, vorgestrecktem Hals, den linken Fuß sechs Zoll vor dem rechten, kurz in einer Haltung, die nach meiner Ansicht ein Maler der verkörperten Aufmerksamkeit geben würde, stand Georg da, indem er das Ende des begonnenen Satzes erwartete. Aber der König hatte seinen Kopf wieder auf

die Brust sinken lassen, und schien mit Gedanken beschäftigt, welche Meilenweit von denjenigen entfernt waren, die er so eben auszudrücken im Begriffe gewesen.

Ein Stillschweigen von etlichen Minuten erfolgte. Der König setzte sich wieder und hielt die Hand an seine Stirne wie vor Ermüdung.

„Verfluchter Reim!“ rief er aus, indem er mit dem Fuß stampfte und die langen Sporen an seinen Stiefeln ertönen ließ.

Das große Windspiel, welches plötzlich erwachte, nahm das Stampfen für einen ihm geltenden Ruf: es sprang auf, eilte zum Lehnstuhl des Königs, setzte seine beiden Tatzen auf die Kniee desselben und riß, seinen langen Kopf, der weit über den Carl's hinausragte, hinaufstreckend, den breiten Rachen auf, wobei es ohne die geringste Ceremonie laut gähnte; so schwer ist es, einem Hund Hofsitten beizubringen.

Der König stieß den Hund zurück, der sich winselnd wieder niederlegte. Abermals waren die Augen des ersteren, wie durch Zufall auf den Kapitän gefallen und er sagte zu diesem: „Verzeihet mir, Georg! ich schwitze Blut und Wasser an einem H...n-Reim.“

„Ich belästige vielleicht Eure Majestät,“ sagte der Kapitän mit einer großen Vorbeugung.

„Nichts, nichts,“ erwiderte der König. „Jetzt stand er auf und legte die Hand vertraulich auf die Schulter des Kapitäns.“ Dabei lächelte er, aber sein Lächeln gehörte nur den Lippen an, und seine zerstreuten Augen wußten nichts davon.

„Seyd Ihr noch ermüdet von der vorgestrigen Jagd?“ sagte der König, sichtbarlich um einen Eingang verlegen. „Der Hirsch ließ sich lange hetzen.“

„Sire, ich wäre unwürdig, eine Compagnie leichter Jäger Euer Majestät zu commandiren, wenn ein Ritt, wie der vor drei Tagen mich ermüdete. In den letzten Kriegen hat mir der

Herzog v. Guise, weil er mich immer im Sattel sah, den Beinamen der Albanese gegeben."

„Ja, man hat mir in der That gesagt, daß Du ein guter Reiter bist. Aber, sage mir, verstehst Du auch mit dem Schießen umzugehen?"

„Ich denke, so ziemlich, Sire; indeß hätte ich weithin zu der Geschicklichkeit Eurer Majestät. Doch das ist nicht Jedermanns Sache."

„Gut, betrachte Dir einmal diese lange Arkebuse da, sie ist mit zwölf Rehposten geladen: Ich will verdammt seyn, wenn auf sechszig Gänge ein einziger außerhalb des Brust des Heiden bleibt, den Du zum Ziel nehmen wirst!"

„Sechszig Schritte sind eine ziemlich weite Entfernung; aber ich möchte mich keineswegs mit einem Schützen, wie Eure Majestät, zu messen wagen."

„Auf zweihundert Schritte würde sie eine Kugel in den Leib eines Menschen jagen, vorausgesetzt, daß die Kugel das nöthige Gewicht hätte."

Der König legte die Arkebuse in die Hände des Kapitäns.

„Sie scheint so gut, als sie prachtvoll ist," sagte Georg, nachdem er sie sorgfältig geprüft und mit der Batterie gespielt hatte.

„Ich sehe, daß Du Dich auf Waffen verstehst, mein Tapferer! Lege sie an, damit ich sehe, wie Du zielst!"

Der Kapitän gehorchte.

„Es ist eine schöne Sache um eine Arkebuse," fuhr Carl mit langsamer Betonung fort. „In einer Entfernung von 100 Schritten nur diese leichte Fingerbewegung, und man kann sich sicher seines Feindes entledigen: denn weder Panzerhemd noch Harnisch helfen gegen eine gute Kugel!"

Carl IX. — ich habe das bereits bemerkt — betrachtete, sey es aus Gewohnheit von seinen Kinderjahren, sey es aus natürlicher Schüchternheit, fast nie geradeaus die Person, mit der er re-

tete. Diesmal jedoch sah er den Kapitän mit einem seltsamen Ausdruck fest an. Georg schlug unwillkürlich die Augen nieder, und der König that beinahe sogleich dasselbe. Abermals erfolgte ein kurzes Stillschweigen; Georg brach es zuerst.

„Welche Geschicklichkeit man auch haben möge in den Feuerwaffen, Degen und Lanze sind dennoch sicherer," sagte er.

„Ja; aber die Arkebuse" . . . . . wandte Carl ein und lächelte unheimlich; zögernd setzte er bei: „man sagt, Georg, Du seyest von dem Admiral schwer beleidigt worden?"

„Sire" . . . . .

„Ich weiß es, ich bin dessen gewiß. Aber es wäre mir recht... ich will, daß Du selbst mir die Sache erzählest."

„Es ist wahr, Sire; ich ging ihn an wegen einer unglücklichen Geschichte, an der ich das größte Interesse nahm" . . . .

„Das Duell Deines Bruders! Alle Wetter! das ist ein hübscher Junge, der Euch seinen Mann gut an den Spieß steckt: ich achte ihn. Comminges war ein Gock; ihm geschah nur, wie er verdiente. Aber, Mord und Tod! Wie konnte dieser Teufel von einem Grandbart darin eine Ursache finden, Dich zu beleidigen?"

„Ich fürchte, daß unglückliche Glaubensverschiedenheiten und meine Bekehrung, von der ich glaubte, sie sey vergessen" . . . . .

„Vergessen?"

„Eure Majestät hat das Beispiel des Vergessens religiöser Zwistigkeiten gegeben und Ihre seltene und unparteiische Gerechtigkeit" . . . .

„Merke Dir, mein Kamerad, der Admiral vergißt nichts."

„Ich habe das wohl gemerkt, Sire." Und Georg's Züge verfinsterten sich.

„Sage mir, Georg, was gedenkst Du zu thun?"

„Ich, Sire?"

„Ja; rede offen!"

„Sire, ich bin ein zu armer Edelmann, und der Admiral ist

zu alt, als daß ich ihn fordern laſſen könnte; und zudem, Sire," fuhr er ſich verneigend fort, als wollte er durch eine Höflingsphraſe den Eindruck, welche ſeine vermeintliche Kühnheit auf den König hervorgebracht hatte, verwiſchen: „wenn ich es könnte, ſo fürchtete ich dadurch, die Gnade Eurer Majeſtät zu verlieren."

„Bah!" rief der König aus und legte ſeine rechte Hand auf die Schulter Georg's.

„Glücklicherweiſe," fuhr der Kapitän fort, „liegt meine Ehre nicht in den Händen des Admirals; und wenn Jemand meines Standes Zweifel über meine Ehre zu wagen hegte, dann würde ich Euer Majeſtät anflehen, mir zu geſtatten" . . . .

„Das heißt alſo, Du willſt Dich nicht an dem Admiral rächen? Und doch wird der . . . . unausſtehlich übermüthig."

Der erſtaunte Georg machte große Augen.

„Uebrigens," fuhr der König fort, „hat er Dich beleidigt, oder hol' mich der Teufel! er hat Dich ſchwer beleidigt, wie man mir ſagte . . . ein Edelmann iſt kein Lakai, und es gibt Dinge, die man ſelbſt von einem Fürſten nicht aushalten darf."

„Wie könnte ich mich an ihm rächen? Er fände es unter ſeiner Würde, ſich mit mir zu ſchlagen."

„Vielleicht. Aber ſieh'!" . . . damit nahm der König die Arkebuſe wieder und ſchlug ſie an.

„Verſtehſt Du mich?"

Der Kapitän trat zwei Schritte zurück. Die Geberde des Monarchen war deutlich genug, und der teufliſche Ausdruck in ſeinen Zügen erklärte ſie nur zu gut."

„Wie, Sire! Sie riethen mir?" . . .

Der König ſtieß die Kolbe der Arkebuſe mit Macht auf den Fußboden und ſchrie, den Kapitän mit wüthenden Augen fixirend:

„Dir rathen? Millionen Donnerwetter, ich rathe Dir nichts."

Der Kapitän ſchwieg verlegen; er that, was mancher an

seiner Stelle gethan hätte — er verbeugte sich und schlug die Augen nieder.

Carl fuhr bald mit sanftierer Stimme fort:

„Nicht als ob — wenn Du ihm eine gute Kugel durch den Leib jagtest, um Deine Ehre zu rächen, — mir das nicht sehr gleichgültig wäre. Bei den Gedärmen des Papstes! ein Edelmann hat kein kostbareres Gut als seine Ehre, und um eine Scharte an ihr auszuwetzen, darf er Alles thun. Ferner sind diese Châtillons stolz und übermüthig wie Schindersknechte; die Schufte möchten mir gern den Hals umdrehen, ich weiß es, und meine Stelle einnehmen .... wenn ich den Admiral ansehe, so jucken mir oft die Finger, ihm alle Haare des Bartes auszurupfen."

Auf den Wortschwall eines Mannes, der sonst nicht verschwenderisch damit umgieng, antwortete der Kapitän keine Silbe.

„Nun! Tod und Hölle; was willst Du thun? Sieh, an Deiner Stelle packte ich ihn auf, wenn er aus seiner .... Predigt kommt, und schickte ihm von irgend einem Fenster herab eine gesunde Kugel in die Nieren. Blitz! mein Vetter von Guise würde es Dir danken und Du hättest für den Frieden des Königreichs gethan. Weißt Du, daß dieser Duckmäuser mehr König in Frankreich ist, als ich selber? dessen bin ich endlich müde .... ich sage Dir rund heraus, was ich denke: man muß diesem Hurensohn das Gelüste vertreiben, die Ehre eines Edelmanns zu durchlöchern. Loch in die Ehre, Loch in die Haut — Eins zahlt das Andre."

„Die Ehre eines Edelmanns wird durch einen Meuchelmord vernichtet und nicht hergestellt."

Diese Antwort war wie ein Donnerschlag für den Monarchen. Noch hielt er, unbeweglich, die Hände nach dem Kapitän ausgestreckt, die Arkebuse, welche er ihm als Werkzeug der Rache darzubieten schien. Sein Mund war blaß und halb offen; und man hätte behaupten mögen, seine starren auf Georg's Blicke ge-

richteten Augen ſchleuderten dieſem einen entſetzlichen Zauber zu, den ſie augenblicklich zurückerhielten. Die Arkebuſe entfiel endlich den zitternden Händen des Königs und klirrte auf den Fußboden: der Kapitän bückte ſich alsbald ſie aufzuheben, und der König ſetzte ſich jetzt in ſeinen Lehnſeſſel und ließ mit düſterer Miene den Kopf hängen. Das Zucken ſeines Mundes und ſeiner Augenlieder zeugte von einem wilden Kampfe in ſeinem Innern.

„Kapitän," fragte er nach langem Stillſchweigen, „wo liegt Deine Compagnie leichter Reiter?"

„In Meaux, Sire."

„In wenigen Tagen wirſt Du zu ihr abgehen und ſelber ſie nach Paris führen. In .... ein paar Tagen wirſt Du den Befehl dazu erhalten. Adieu!" In ſeiner Stimme war ein harter und grimmiger Ausdruck. Der Kapitän verneigte ſich tief und Carl, mit der Hand nach der Thüre des Kabinets deutend, machte ihm bemerklich, daß ſeine Audienz geſchloſſen ſey.

Der Kapitän gieng rücklings mit den gebräuchlichen Reverenzen hinaus, als der König, haſtig auffahrend, ihn am Arm faßte.

„Siegel auf den Mund wenigſtens! Du verſtehſt mich!"

Georg verneigte ſich und legte ſeine Hand auf die Bruſt. Wie er aus dem Gemache trat, hörte er den König mit harter Stimme ſeinem Windſpiel rufen und mit der Jagdpeitſche knallen, als wollte er ſeine ſchlechte Laune an dem unſchuldigen Thiere auslaſſen.

Heimgekehrt, ſchrieb Georg folgendes Billet an den Admiral:

„Jemand, der nicht Euch, aber die Ehre liebt, fordert Euch auf, dem Herzog von Guiſe und vielleicht einem noch Mächtigeren nicht zu trauen. Euer Leben iſt bedroht."

Dieſer Brief machte keinen Eindruck auf Coligny's unerſchrockene Seele. Man weiß, daß er kurz darauf am 22. Auguſt

1572, durch einen Schuß verwundet ward, den ein Frevler, Namens Maurevel, abdrückte, welch' letzterer deßhalb den Beinamen Schlächter des Königs erhielt.

XVIII.

Der Katechisirte.

Wie lieblich ist's, in fremder Jungen Brand
Von Weiberlipp' und Augen Unterricht empfah'n!
Byron. Don Juan II. Ges.

Wenn zwei Liebende verflichtig und verschwiegen sind, so verstreichen bisweilen mehr als acht Tage, ehe das Publikum ihr Vertrauter wird. Nach dieser Frist läßt ihre Kinghett nach, man findet die Vorsichtsmaßregeln lächerlich; ein Blick der Augen ist leicht abgefangen, noch leichter ausgelegt und die Welt weiß Alles.

Daher war die Verbindung der Gräfin v. Turgis und dem jungen Mergy bald kein Geheimniß mehr für Catharina's Hof. Eine Menge unumstößlicher Beweise hätten selbst Blinden die Augen öffnen müssen. So trug Frau v. Turgis regelmäßig Lilabänder, und Bernhard's Degenquaste, der Besatz seines Wamses und seine Schuhe waren gleichfalls mit Rosetten von Lilabändern geschmückt. Die Gräfin hatte ziemlich laut ihren Abscheu vor dem Kinnbart geäußert; seit Kurzem war Mergy's Kinn stets sorgsam rasirt, dagegen bildete sein desperat aufgenähter, pomadisirter und mit einem Bleikamm gekämmter Schnurrbart eine Art Halbmond, dessen beide Hörner weit über die Nase hinausstarrten. Endlich behauptete man sogar kühnlich, ein gewisser Edelmann, der früh Morgens ausgieng, habe, von der Straße des Aſis aus, die Gartenthüre der Gräfin aufgehen

und einen Mann herauskommen sehen, in welchem er, trotz dessen seltsamer Vermummung, ohne Mühe den Herrn v. Mergy erkennen konnte.

Am überzeugendsten aber und für alle Welt am überraschendsten war der Umstand, daß man jetzt den jungen Hugenotten, diesen unbarmherzigen Verspötter aller Ceremonien des katholischen Kultus, die Kirchen emsiglich besuchen, seine Processionen verfehlen, und seine Finger sogar in das Weihwasser tauchen sah, was er wenige Tage zuvor noch für eine abscheuliche Sünde gehalten hatte. Man rannte sich in die Ohren, Diana habe dem Herrn eine Seele gewonnen, und die jungen Edelleute reformirten Glaubens erklärten, daß sie vielleicht ernstlich auf ihre Bekehrung denken würden, wenn man ihnen, statt der Kapuziner und Franziskaner, junge und hübsche Eiferinnen, wie Frau v. Turgis, schicken würde, um ihnen in's Gewissen zu reden. Indeß war Bernhard weit entfernt, bekehrt zu seyn. Wohl begleitete er die Gräfin in die Kirche; aber er setzte sich neben sie, und hörte, so lange die Messe dauerte, nicht auf, ihr in's Ohr zu flüstern, zum großen Aergerniß der Frommen. Also hörte er nicht nur selbst das Amt nicht an, sondern hinderte auch noch die Gläubigen an der nöthigen Aufmerksamkeit. Es ist ferner bekannt, daß eine Procession damals eine nicht minder vergnügliche Lustpartie war, als ein Maskenzug. Gutlich machte sich Mergy kein Gewissen mehr daraus, seine Finger in Weihwasser zu tauchen, weil er dadurch das Recht erhielt, öffentlich eine hübsche Hand zu drücken, welche bei jeder Berührung mit der seinigen zitterte. Uebrigens hatte er dafür, daß er seinem Glauben treu blieb, harte Kämpfe auszuhalten, und Diana setzte ihm mit ihren Beweisen um so erfolgreicher zu, als sie für theologische Erörterungen gewöhnlich diejenigen Augenblicke wählte, wo es Mergy am schwächsten fiel, ihr etwas abzuschlagen.

„Theurer Bernhard," sagte sie eines Abends zu ihm, indem sie ihren Kopf auf die Schultern ihres Geliebten legte und seinen

Hals mit den langen Flechten ihrer schwarzen Haare umschlang; „theurer Bernhard, Du bist heute in der Predigt mit mir gewesen. Wahlan! haben so viele schöne Worte keine Wirkung auf Dein Herz gemacht? Willst Du denn immer fühllos bleiben?"

„Ei, ei, theure Freundin, wie kannst Du denken, daß die näselnde Stimme eines Kapuziners bewirken werde, was Deiner so süßen Stimme und Deinen von Liebesblicken so trefflich unterstützten religiösen Beweisgründen nicht gelang, meine holde Diana?"

„Böser Mensch, ich will Dich erdrosseln!" Und damit zog sie eine ihrer Haarflechten leicht zusammen, ihn aber dadurch näher an sich.

„Weißt Du, womit ich während der Predigt meine Zeit zugebracht? Mit der Zählung aller Perlen in Deinen Haaren. Sieh' nur, wie Du sie im Zimmer umhergestreut hast!"

„Ich wußte es ja. Du hast nicht auf die Predigt gehört; es ist immer die gleiche Geschichte. Geh'," sagte sie mit einiger Traurigkeit, „ich fühle wohl, daß Du mich nicht liebst, wie ich Dich liebe; denn sonst wärest Du schon längst bekehrt."

„Ei! meine Diana, warum diese ewigen Zänkereien? Ueberlassen wir das den Deteren der Serbenne und unsern Wortdienern; was uns betrifft, so wollen wir unsere Zeit besser anwenden."

„Laß mich! . . . Wenn ich Dich retten könnte, wie glücklich wäre ich! Sieh, Bernarde, um Dich zu retten, würde ich freiwillig die doppelte Zahl der Jahre, die ich im Fegefeuer zubringen muß, annehmen."

Er drückte sie lächelnd in seine Arme, aber sie stieß ihn mit einem Ausdruck unendlicher Traurigkeit zurück.

„Du, Bernhart, Du würdest das nicht für mich thun; Du bekümmerst Dich nichts um die Gefahr, welche meine Seele läuft: während ich mich so Dir hingebe." . . . Und ihre schönen Augen quollen von heißen Thränen über.

„Theure Freundin, weißt Du denn nicht, daß die Liebe vieles entſchuldigt, und" . . . . ?

„Ja, ich weiß es wohl. Aber, wenn ich Deine Seele retten könnte, ſo wären mir alle meine Sünden vergeben; alle die, welche wir mit einander begangen haben, und alle die, welche wir noch werden begehen können . . . . das Alles wäre uns vergeben. Was ſage ich? Unſere Sünden wären das Mittel zu unſerem Seelenheil geweſen!"

So perorirend drückte ſie ihn mit aller Macht in ihre Arme, und die Heftigkeit des Enthuſiasmus, der ſie bei ihrer Rede beſeelte, hatte in dieſer Situation etwas ſo Komiſches, daß Mergy ſich alle Gewalt anthun mußte, um über dieſe ſonderbare Art zu predigen nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen.

„Warten wir noch ein wenig mit unſerer Bekehrung, meine Diana! wenn wir beide einmal alt ſeyn . . . . wenn wir zu alt ſeyn werden, um der Liebe zu pflegen!" . . . .

„Du bringſt mich zur Verzweiflung, böſer Menſch! warum dieſes ſataniſche Lächeln auf Deinen Lippen? meinſt Du, es gelüſte mich, ſie jetzt zu küſſen?"

„Du ſiehſt, ich lächle ſchon nicht mehr."

„Ruhig, geh', laß mich! Sag' mir, **queridо Bernardo**, haſt Du das Buch, das ich Dir gab, geleſen?"

„Ja, ich wurde geſtern damit fertig."

„Nun, wie haſt Du es gefunden? das heiß' ich Schläge! Alle die Ungläubigen müſſen verſtummen."

„Dein Buch, meine Diana, iſt nichts, als ein Gewebe von Unverſchämtheiten und Lügen. Es iſt das thörichteſte Zeug, das bis auf dieſen Tag aus einer papiſtiſchen Preſſe hervorgegangen. Wetten wir, Du haſt es nicht geleſen, Du, die mir mit ſo viel Zuverſicht davon redet!"

„Nein, ich hab' es noch nicht geleſen," erwiderte ſie, ein wenig erröthend; „aber ich bin überzeugt, daß es voll Klarheit und

Wahrheit iſt. Ich brauche keine andern Beweiſe, als die Wuth, womit die Hugenotten es herabwürdigen."

„Willſt Du, zum Zeitvertreib, daß ich, die Schrift in der Hand Dir zeige" . . . .?

„Oh! hüte Dich wohl, Bernhard! ſchönen Dank für mich! ich leſe die Schriften nicht, wie die Ketzer thun. Ich will nicht, daß Du meinen Glauben ſchwächeſt. Zudem wäre es verlorene Zeit. Ihr Hugenotten ſeyd immer mit einer zur Verzweiflung bringenden Wiſſenſchaft bewaffnet. Ihr werfet ſie uns in der Diſputation an die Naſe, und die armen Katholiken, welche nicht gleich Euch den Ariſtoteles und die Bibel geleſen haben, wiſſen Euch nicht zu antworten."

„Ah! Ihr Katholiken wollt eben um jeden Preis glauben, ohne Euch die Mühe zu nehmen, zu prüfen, ob etwas vernünftig iſt oder nicht. Wir ſtudiren zum mindeſten unſere Religion, bevor wir ſie vertheidigen, und jedenfalls, bevor wir ſie ausbreiten wollen."

„Ach! was gebe ich um die Beredſamkeit des ehrwürdigen Vaters Giron, Franziskaners!"

„Er iſt ein Thor und ein Aufſchneider! Aber er mochte vor ſechs Jahren in einer öffentlichen Diſputation ſchreien, wie er wollte, unſer Geiſtlicher Hendart hat ihn auf den Hund geſetzt."

„Lügen! Ketzerlügen!"

„Wie? weißt Du nicht, daß man im Laufe des Colloquiums dicke Schweißtropfen von der Stirne des guten Paters auf einen Chryſoſtomus, den er in der Hand hatte, rinnen ſah? ein Spaß, worauf ein Spötter die Verſe machte" . . . .

„Ich will ſie nicht hören. Vergiftе meine Ohren nicht mit Deinen Ketzereien. Bernhard, mein theurer Bernhard, ich beſchwöre Dich, höre nicht auf alle dieſe Einflüſterungen des Satans, welche Dich täuſchen und zur Hölle führen! ich flehe Dich

auf den Knieen an, rette Deine Seele und kehre in den Schoos unſerer Kirche zurück!“

Und da ſie, trotz ihrer Bitten, auf den Lippen ihres Geliebten das Lächeln des Unglaubens ſah, rief ſie aus: „Wenn Du mich liebſt, entſage für mich, aus Liebe zu mir, Deinen verdammlichen Meinungen!“

„Es wäre mir weit leichter, meine theure Diana, für Dich dem Leben zu entſagen, als Dem, was mir meine Vernunft als Wahrheit erwieſen hat. Wie kannſt Du fordern, daß Deine Liebe mich zu glauben hindern ſolle, daß zwei und zwei vier macht?“

„Grauſamer!“ . . . .

Mergy hatte ein unfehlbares Mittel, den Erörterungen dieſer Art ein Ende zu machen; er wendete es an. —

„Ach! theurer Bernardo,“ ſagte die Gräfin mit ermattender Stimme, als der anbrechende Tag Mergy zur Heimkehr nöthigte, „Ich werde mich für Dich in die Hölle bringen und ſehe wohl, daß mir der Troſt ausbleibt, Dich zu retten.“

„Nicht doch, mein Engel!“ der Pater Giren wird uns eine gute Abſolution geben in articulo mortis (beim letzten Athemzug.)“

XIX.

Der Franziskaner.

Monachus in claustro
Non valet ova duo;
Sed quando est extra,
Bene valet triginta.

Ein Mönchlein, das im Kloſter ſitzt,
Hat nie zwei Eier Werths genützt;
Doch wenn es mit der Welt verkehrt,
Iſt es gleich ihrer dreißig werth.

Am Tage nach der Hochzeit Margaretha's mit dem König von Navarra verließ der Kapitän Georg, in Folge eines Hofbefehls,

Paris, um ſich an die Spitze ſeiner Kompagnie leichter Reiter in Meaux zu ſtellen. Sein Bruder hatte ihm ziemlich vergnügt Lebewohl geſagt, und in der Hoffnung, ihn noch vor dem Ende der Feſtlichkeiten wiederzuſehen, ſich ohne Umſtände in den Gedanken ergeben, einige Tage allein zu wohnen. Frau v. Turgis beſchäftigte ihn ſo hinlänglich, daß eine kurze Einſamkeit nichts allzu Schreckliches für ihn hatte. Nachts war er nie zu Hauſe und den Tag über ſchlief er.

Am Freitag den 22. Auguſt 1572 wurde der Admiral mit einem Arkebuſenſchuß von der Hand eines Edelmanns, Namens Maurevel, ſchwer verwundet. Da das allgemeine Gerücht dieſen feigen Meuchelmord dem Herzog von Guiſe zuſchrieb, ſo verließ derſelbe am folgenden Tag die Hauptſtadt, als wolle er ſich den Klagen und Drohungen der Reformirten entziehen. Der König ſtellte ſich anfänglich, als beabſichtige er, ihn mit äußerſter Strenge zu verfolgen; aber er widerſetzte ſich ſeiner Rückkehr nicht, welche durch das entſetzliche Gemetzel, welches in der Nacht des 24. Auguſts ſtattfinden ſollte, bezeichnet wurde.

Eine ziemliche Anzahl wohlgerüſteter proteſtantiſcher Edelleute durchzogen, nach einem Beſuch bei dem Admiral, die Straßen nach allen Richtungen, in der Abſicht, den Herzog von Guiſe oder deſſen Anhänger aufzuſuchen, und im Betretungsfall Händel mit ihnen anzufangen. Dennoch verlief ſich anfangs Alles ſehr friedlich. Das durch ihre Anzahl erſchreckte, oder vielleicht eine andere Gelegenheit erwartende Volk ſchwieg bei ihrem Aufzug und hörte, ohne gereizt zu ſcheinen, ihr Geſchrei: „Tod den Meuchelmördern des Herrn Admirals! Nieder mit den Guiſarden!“

Beim Umbiegen um eine Straße ſtellte ſich unvermuthet ein Dutzend katholiſcher Edelleute, darunter mehrere des Hauſes Guiſe, der proteſtantiſchen Truppe gegenüber. Man erwartete einen ernſthaften Streit; aber es wurde nichts daraus. Die Katholiken, — ſey's aus Klugheit oder Kraft beſtimmter Ver-

haltungsbefehle, — erwiderten die beeiligenden Rufe der Prete-ſtanten nicht; und ein gut ausſehender junger Mann, der an ihrer Spitze ritt, näherte ſich Mergy und ſagte, unter höflichem Gruß, mit vertraulichem und freundſchaftlichem Tone zu ihm: „Guten Tag, Herr v. Mergy! Ihr habt ohne Zweifel den Herrn v. Châtillon geſehen? Wie befindet er ſich? Iſt der Meuchelmörder gefangen?“

Die beiden Truppen machten Halt. Mergy erkannte den Baron v. Vaudreuil, gab ihm ſeinen Gruß zurück und beantwortete ſeine Fragen. Mehrere Privatgeſpräche entſpannen ſich, und da ſolche kurz dauerten, trennte man ſich ohne Gezänke. Die Katholiken wichen von der Mitte des Pflaſters, und jeder Theil verfolgte ſeinen Weg.

Indeß hatte der Baron v. Vaudreuil Herrn v. Mergy eine Zeitlang aufgehalten, ſo daß er ein wenig hinter ſeinen Genoſſen zurückgeblieben war. Als er ihn verließ, ſagte Vaudreuil, den Sattel ſeines Pferdes muſternd, zu ihm: „Nehmt Euch in Acht! ich müßte mich ſehr irren, oder Euer Gurt iſt ſchlecht geſchnallt. Seh't Euch vor!“ Mergy ſtieg ab und gurtete ſein Pferd auf's Neue. Kaum war er wieder aufgeſeſſen, als er Jemand ſchnell hinter ſich her tretten hörte. Er wendete den Kopf und ſah einen Jüngling von unbekanntem Geſicht, der jedoch zu der Truppe, welcher ſie begegnet waren, gehörte.

„Gott verdamm' mich!“ rief dieſer, auf ihn anſprengend; „ich wäre entzückt, allein einem von den Burſchen zu begegnen, welche eben: „Nieder mit den Guiſarden!“ geſchrieen haben.“

„Ihr brauchet nicht weit zu gehen, um einen derſelben zu finden,“ rief Bernhard; „was ſteht Euch zu Dienſt?“

„Wäret Ihr vielleicht einer von dieſen Schuften?“

Mergy zog augenblicklich vom Leder und ſchlug dieſem Freunde der Guiſarden einen ſachen Hieb in's Geſicht. Der Geſchlagene ergriff augenblicklich ein Piſtol aus dem Halfter und drückte auf Armeslänge gegen Mergy ab. Glücklicherweiſe

versagte der Schuß. Der Geliebte Diana's erwiderte mit einem tüchtigen Säbelhieb auf den Kopf seines Feindes, welcher, in Blut gebadet, vom Pferde sank. Das bis daher gleichmüthig zuschauende Volk nahm alsbald die Partei des Verwundeten. Der junge Hugenott wurde mit Steinen und Stöcken angefallen, und da jeder Widerstand gegen eine solche Masse vergeblich gewesen wäre, so gab er wohlweislich seinem Pferde die Sporen, um sich im Galopp davon zu machen. Wie er jedoch allzukurz um eine Straßenecke umbog, stürzte sein Pferd. Zwar unbeschädigt, konnte er dennoch nicht schnell genug wieder aufsteigen. Der wüthende Pöbelhaufen umringte ihn. Jetzt lehnte er sich an eine Mauer und trieb eine Zeit lang diejenigen mit dem Degen zurück, welche sich zu nahe an ihn heranwagten. Aber seine Klinge sprang durch einen starken Prügelschlag ab; er wurde niedergeworfen und wäre in Stücke zerrissen worden, hätte ihn nicht ein Franziskaner, der sich zwischen ihn und seine Henker warf, mit dem eigenen Leibe gedeckt.

„Was macht ihr? meine Kinder!" rief derselbe; „laßt diesen Mann los; er ist nicht schuldig."

„Es ist ein Hugenott!" heulten hundert wüthende Stimmen.

„Wohlan! so gönnet ihm Zeit, Reu und Leid zu machen; er kann es noch." Die Hände, welche Mergy hielten, ließen ihn alsbald los. Er stand auf, nahm seinen Degen-Stumpf und schickte sich an, sein Leben theuer zu verkaufen, wenn er noch einmal angegriffen würde.

„Schonet diesem Mann das Leben," fuhr der Mönch fort, „und habet Geduld. In Kurzem werden die Hugenetten zur Messe gehen."

„Geduld? Geduld?" wiederholten mehrere Stimmen ingrimmig. „Schon lange her singt man uns immer das Liedlein von der Geduld, und einstweilen geben jeden Sonntag ihre Gesänge in den Predigten jedem ehrlichen Menschen ein Aergerniß."

„Ei!“ fiel der Mönch mit luſtigem Tone ein, „kennet ihr denn nicht das Sprüchwort:

Der Uhu ſchreit und ächzt,
Bis er ſich heiſer krächzt?

Laſſet ſie noch ein klein wenig miauen, bald werdet ihr ſie, Dank unſerer lieben Frau vom Auguſt, die Meſſe lateiniſch ſingen hören. Was dieſen jungen Duckmäuſer betrifft, ſo überantwortet ihn mir; ich will einen guten Chriſten aus ihm machen. Seyd geſcheidt! verbrennet den Braten nicht, um ihn deſto ſchneller eſſen zu können!“

Die Menge zerſtreute ſich murrend, jedoch ohne Mergy die geringſte Unbild zu thun. Man gab ihm ſogar ſein Pferd zurück.

„Dieß iſt das erſtemal in meinem Leben,“ ſagte er, „daß mir Euer Kleid Vergnügen macht, mein Vater! Glaubet an meine Dankbarkeit, und habt die Güte, dieſe Börſe anzunehmen.“

„Wenn Ihr ſie für die Armen beſtimmt, mein Junge, ſo nehme ich ſie. Wiſſet, ich intereſſire mich für Euch. Ich kenne Euren Bruder und meine es gut mit Euch. Sattelt heute noch um! kommet mit mir; die Bekehrung wird gleich vorbei ſeyn!“

„Was das betrifft, mein Pater, ſo danke ich Euch. Ich habe gar keine Luſt, mich zu bekehren. Aber woher kennet Ihr mich? wie iſt Euer Name?“

„Man nennt mich den Bruder Lubinus... und... kleiner Schelm, ich ſehe Euch ſehr oft um ein gewiſſes Haus ſchleichen... Still! Sagt mir, Herr v. Mergy, glaubet Ihr jetzt, daß ein Mönch Gutes thun könne?“

„Ich werde Euern Edelmuth allenthalben bekannt machen, Pater Lubin!“

„Ihr wollet die Predigt nicht mit der Meſſe vertauſchen?“

„Noch einmal, nein! und ich werde nie in die Kirche gehen, als um Eure Predigten zu hören.“

„Ihr ſeyd ein Mann von Geſchmack, wie es ſcheint.“

„Und außerdem Euer großer Bewunderer.“

„Meiner Treu! es thut mir leid für Euch, daß Ihr in der Ketzerei verharren wollt. Ich habe Euch gewarnt; ich habe gethan, was ich konnte. Komme, was da muß; ich waſche meine Hände in Unſchuld. Gott befohlen, mein Junge!"

„Gott befohlen, mein Vater!"

Mergy ſtieg wieder auf ſein Pferd und ritt heim, zwar ein wenig zerdroſchen, doch ſehr zufrieden, ſich ſo guten Kaufs aus einem ſo ſchlimmen Handel gezogen zu haben."

XX.

Die leichten Reiter.

Der unter uns,
Der ſeines Vaters, Bruders oder Freundes ſchont,
Verfällt dem Tode.

Otway, das gerettete Venedig.

Am Abend des 24. Auguſts zog eine Kompagnie leichter Reiter durch das Thor Saint-Antoine in Paris ein. Die beſtaubten Stiefel und Anzüge der Reiter bewieſen, daß ſie einen langen Ritt gemacht hatten. Die letzten Schimmer des verſcheidenden Tags beleuchteten die ſonnverbrannten Geſichter dieſer Soldaten; man konnte jene unbeſtimmte Unruhe auf denſelben leſen, die ſich beim Herannahen eines noch unbekannten Ereigniſſes fühlbar macht, von dem man vorausſetzt, daß es düſterer blutiger Natur ſeyn werde.

Die Truppe nahm in kurzem Trab ihre Richtung nach einem großen, häuſerleeren Platz, der ſich vor dem alten Palais des Tournelles ausdehnte. Dort kommandirte der Kapitän Halt, ſchickte alsdann ſeinen Cornett mit einem Dutzend Leute auf Recognoscirung und ſtellte ſelbſt am Eingange der benachbarten Straßen Schildwachen mit brennender Lunte aus, als ſtände

man vor dem Feind. Nachdem er dieſe außergewöhnliche Vorſichtsmaßregel genommen, ritt er vor die Fronte ſeiner Compagnie zurück.

„Wachtmeiſter!“ rief er mit härterer und gebieteriſcherer Stimme als gewöhnlich.

Ein alter Reiter mit goldverbrämtem Hut und geſtickter Schärpe nahte ſich reſpektvoll ſeinem Chef.

„Sind alle unſere Reiter mit Lunten verſehen?“

„Ja, Kapitän.“

„Iſt hinreichend Pulver und Blei vertheilt?“

„Ja, Kapitän.“

„Gut!“ Jetzt ritt er im Schritt an der Fronte ſeiner kleinen Abtheilung hinab. Der Wachtmeiſter folgte ihm auf Pferdeslänge nach. Er hatte die Mißſtimmung ſeines Kapitäns bemerkt und zögerte ihn anzugehen. Endlich faßte er Muth.

„Kapitän, darf ich den Reitern erlauben, daß ſie ihre Pferde füttern? Ihr wißt, daß ſie ſeit heute Morgen nichts gefaßt haben.“

„Nein.“

„Eine Handvoll Haber? das wäre gleich geſchehen.“

„Nicht ein Pferd darf abgezäumt werden.“

„Wenn ſie aber heute Nacht zu thun bekamen ... wie man ſagt ... wenn vielleicht ...“

Der Offizier machte eine ungeduldige Geberde. „An Euren Poſten!“ befahl er trocken. Damit ritt er weiter. Der Wachtmeiſter kehrte unter ſeine Soldaten zurück.

„Nun, Wachtmeiſter, iſt's wahr? was wird man thun? was gibt's? was hat der Kapitän geſagt?“

Zwanzig Fragen auf einmal wurden an ihn von alten Soldaten gerichtet, deren Dienſte und lange Zuſammengewöhnung ſie berechtigten, einer ſolchen Vertraulichkeit mit ihrem Vorgeſetzten zu pflegen.

„Wir werden ſchöne Geſchichten erleben,“ ſagte der Wacht-

meiſter mit dem vielverſprechenden Ton eines Menſchen, der mehr weiß, als er ſagt.

„Wie? Was?“

„Man darf nicht abfatteln, nicht einmal auf einen Augenblick;... denn... wer weiß? man kann jeden Augenblick unſerer bedürfen.“

„Ei! will man ſich ſchlagen?“ ſagte der Trompeter. „Und gegen wen denn?“

„Gegen wen?“ Der Wachtmeiſter wiederholte die Frage, um ſich Zeit zum Nachdenken zu laſſen. „Alle Wetter! eine ſaubere Frage das! gegen wen ſoll man ſich denn ſchlagen, als gegen die Feinde des Königs?“

„Freilich, aber wer ſind dieſe Feinde des Königs?“ fuhr der eigenſinnige Frager fort.

„Die Feinde des Königs? er weiß nicht, wer die Feinde des Königs ſind!“ und dabei zuckte er mitleidig die Achſeln.

„Der Spaniole iſt des Königs Feind; aber der wäre doch nicht nur ſo in catimini gekommen, ohne daß man ihn bemerkt hätte,“ meinte einer der Reiter.

„Bah!“ erwiderte ein anderer: „ich kenne manche Feinde des Königs, die keine Spanioten ſind.“

„Bertrand hat Recht,“ ſagte der Wachtmeiſter; „und ich verſtehe wohl, wen er da meint.“

„Heraus damit! wen denn?“

„Hugenotten,“ ſagte Bertrand. „Man braucht kein Hexenmeiſter zu ſeyn, um das zu merken. Jedermann weiß, daß die Hugenotten ihre Religion aus Deutſchland holten; und die Deutſchen ſind ganz gewiß unſere Feinde, denn ich habe ſchon oft eine Piſtole gegen ſie abgefeuert, abſonderlich bei Saint Quentin, wo ſie ſich wie die lebendigen Teufel ſchlugen.“

„Das iſt alles ſchön und gut,“ ſagte der Trompeter: „aber es wurde Friede mit ihnen geſchloſſen, und man hat bei dieſer

Gelegenheit genug getrommelt und gepfiffen, daß ich mich wohl daran erinnern kann."

„Ein Beweis, daß ſie nicht unſere Feinde ſind," ſagte ein junger, beſſer als die andern gekleideter Reiter, „iſt der, daß der Graf v. La Rochefoucauld die leichten Reiter in dem nächſten flandriſchen Kriege befehligen wird; wer aber weiß nicht, daß La Rochefoucauld zu ſelbiger Religion gehört? Hol mich der Teufel, wenn er nicht dazu gehört, vom Wirbel bis zur Zehe! er hat Sporen à la Condé und tragt einen Hut à la Huguenottin."

„Daß er die ſchwere Noth kriege!" rief der Wachtmeiſter aus. „Du weißt das nicht, Du, Merlin; Du warſt noch nicht bei uns: La Rochefoucauld commandirte den Hinterhalt, wo wir ſchier alle geblieben wären, bei La Roraye im Poitou. Das iſt ein abgefeimter Kerl."

„Und er hat behauptet," fügte Bertrand bei, „daß eine Compagnie Reiter mehr werth ſey, als eine Schwadron Chevaurlegers. Das iſt ſo wahr, als mein Pferd da ein Rothſchimmel iſt. Ich hab' es von einem Pagen der Königin."

Das ganze Auditorium offenbarte jetzt laut ſeine Entrüſtung; bald aber überwog die Neugierde, zu erfahren, gegen wen die Kriegsrüſtungen und die außerordentlichen Vorſichtsmaßregeln, die ſie nehmen ſahen, gerichtet ſeyen.

„Iſt's wahr, Wachtmeiſter," fragte der Trompeter, „daß man geſtern den König hat ermorden wollen?"

„Ich wette, es ſind dieſe ... Ketzer."

„Der Wirth zum St. Andreaskreuz, bei dem wir frühſtückten," ſagte Bertrand, „hat uns erzählt, daß ſie auf ſolche Manier die Meſſe abſchaffen wollten."

„Wenn das der Fall wäre, ſo würden wir alle Tage Fleiſch eſſen dürfen," bemerkte Merlin ſehr philoſophiſch; „ein Biſſen eingeſalzenes, ſtatt durchgetriebener Bohnen! das wäre ſo troſtlos nicht."

„Ja; aber wenn die Hugenotten am Brett ſind, ſo werden ſie vor allen Dingen alle Chevauxlegers-Compagnien zerſchlagen, wie ein Glas, um ihre Hunde von deutſchen Reitern dafür anzubringen.“

„Wenn das ſich ſo verhält, ſo möchte ich ihnen mit Herzensluſt den Schwanzriemen abhauen. Tod und Teufel! das macht mich gut katholiſch. Sagt doch, Bertrand, Ihr habt ja mit den Proteſtanten gedient, iſt's wahr, daß der Admiral ſeinen Reitern nur acht Sous gab?“

„Keinen Heller weiter, der alte grüne Filz! daher verließ ich ihn auch gleich nach dem erſten Feldzug.“

„Was doch heute der Kapitän für eine ſchlechte Laune hat!“ ſagte der Trompeter. „Er, der ſonſt ein ſo guter Kerl iſt und gern mit dem Soldaten ſchwatzt, hat auf dem ganzen Marſch die Zähne nicht auseinander gebracht.“

„Es ſind dieſe Neuigkeiten da, die ihn plagen,“ antwortete der Wachtmeiſter.

„Welche Neuigkeiten?“

„Ja; offenbar was die Hugenotten im Sinn haben.“

„Der Bürgerkrieg wird wieder anfangen,“ ſagte Bertrand.

„Deſto beſſer für uns,“ meinte Merlin, der alles von der guten Seite anſah; „dann gibt es Streiche auszutheilen, Dörfer zu verbrennen und Hugenotten zu trillen.“

„Es iſt klar, ſie wollten ihre alte Geſchichte von Amboiſe wieder anfangen,“ ſagte der Wachtmeiſter; „darum hat man uns kommen laſſen. Wir werden ſchon Ordnung hineinbringen.“

In dieſem Augenblick kam der Cornett mit ſeiner Rotte zurück; er näherte ſich dem Kapitän, und ſprach leiſe mit ihm, indeß die Soldaten, welche ihn begleitet hatten, ſich unter ihre Kameraden miſchten.

„Bei meinem Bart!“ ſagte einer von denjenigen, welche auf Recognoscirung aus geweſen, „ich weiß nicht, was heute in Paris vorgeht. Wir haben keine Katze auf der Straße geſehen;

aber dagegen iſt die Baſtille voller Soldaten; ich habe die Piken von Schweizern geſehen, die in dem Hof wie Kornähren wogten, — fürwahr!"

„Es waren ihrer nicht mehr als Fünfhundert," entgegnete ein Anderer.

„Es hat keinen Zweifel," ſagte der Erſte wieder, „daß die Hugenotten den König umbringen wollten, und der Admiral in dem Getümmel von dem großen Herzog von Guiſe eigenhändig verwundet wurde."

„Ha! der Bandit! dem geſchah es recht!" rief der Wachtmeiſter.

„So viel iſt gewiß," fuhr der Reiter fort, „ſo viel ich aus dem Kauderwälſch dieſer Schweizer abnehmen konnte, daß man ſchon allzulang die Ketzer in Frankreich duldet."

„Das iſt wahr, ſeit einiger Zeit ſpielen ſie gewaltig die Herren," ſagte Merlin.

„Sollte man nicht glauben, ſie haben uns bei Jarnac und Moncontour geſchlagen, ſo viel prunken und renommiren ſie?"

„Sie möchten," ſagte der Trompeter, „gerne den Schinken freſſen und uns das Bein abzunagen geben."

„Ja, es iſt hohe Zeit, daß die guten Katholiken ihnen den Kopf ausputzen."

„Was mich betrifft," ſagte der Wachtmeiſter, „wenn der König mir befähle: ſchlage mir dieſe Schufte todt! ſo ſoll man mir meine Schärpe abreißen, wenn ich es mich zweimal heißen ließe!"

„Belle-Roſe, erzähle uns doch ein wenig, was hat unſer Cornett gethan!" fragte Merlin.

„Er hat mit ſo einem Kerl von Schweizer-Offizier geſprochen; ich konnte aber nichts erlauſchen. Es muß jedenfalls merkwürdig ſeyn; denn alle Augenblicke rief er aus: Ah mein Gott!! Ah mein Gott!"

„Sieh' da, es kommen Reiter in vollem Galopp auf uns zu; ohne Zweifel bringt man uns eine Ordre.“

„Es ſind nur zwei, wie mir ſcheint; und der Kapitän und der Gernett reiten ihnen entgegen.“

Zwei Reiter ſprengten auf die Compagnie Ehevauxlegers zu. Einer derſelben, mit reichem Anzug, einem Federhut nebſt grüner Schärpe, ſaß auf einem Schlachtroß. Sein Begleiter war ein kurzer, dicker, unterſetzter Mann, welcher eine ſchwarze Kutte und ein großes hölzernes Crucifix trug.

„Man wird ſich ſicherlich ſchlagen,“ ſagte der Wachtmeiſter; da kommt ein Bettelmönch, um der Verwundeten Beichte zu hören.“

„Es iſt gar nicht angenehm, ſich nüchtern zu ſchlagen,“ murrte Merlin vor ſich hin.

Die beiden Reiter mäßigten ihren Galopp, ſo daß ſie beim Zuſammentreffen mit dem Kapitän ihre Pferde bequem pariren konnten.

„Ich küſſe die Hände des Herrn v. Mergy,“ ſagte der Mann mit der grünen Schärpe. „Erkennt er ſeinen Diener, Thomas v. Mauravel wieder?“

Dem Kapitän war Mauravel's neues Verbrechen noch unbekannt; er ſah in ihm nur den Mörder des tapfern de Mercy. Sehr trocken antwortete er ihm: „Ich kenne den Herrn v. Mauravel nicht. — Ich bitte, Ihr ſollt uns endlich melden, warum wir hier ſind.“

„Es handelt ſich darum, Herr, unſern guten König und unſere heilige Religion von der ſie bedrohenden Gefahr zu retten.“

„Was ſoll denn das für eine Gefahr ſeyn?“ fragte Georg mit verächtlichem Ton.

„Die Hugenotten haben ſich gegen Seine Majeſtät verſchworen: aber ihre ſtrafbaren Complotte ſind, Gott ſey Dank, zur rechten Zeit entdeckt worden, und alle gute Chriſten müſſen heute Nacht zuſammen ziehen, um ſie im Schlaf zu vertilgen.“

„Gleichwie vertilget wurden die Midianiter von dem starken Gideon," sagte der Schwarz-Bekuttete.

„Was hör' ich?" rief Mergy, vor Schauder bebend.

„Die Bürger sind bewaffnet," fuhr Maurevel fort. „Die französischen Garden und dreitausend Schweizer befinden sich in der Stadt. Wir haben gegen sechszigtausend Mann bei uns; um eilf Uhr wird das Signal gegeben werden und der Tanz beginnen."

„Elender Gurgelabschneider! welchen ehrlosen Betrug willst Du uns da aufbinden! Der König befiehlt keine Meuchelmorde .... Er zahlt sie höchstens."

Aber bei diesen Worten erinnerte sich Georg der befremdenden Unterredung, welche er einige Tage zuvor mit dem König gehabt hatte.

„Nicht so hitzig! Herr Kapitän; wenn der Dienst des Königs mich nicht ganz in Anspruch nähme, würde ich auf Eure Beleidigungen antworten. Höret mich! Ich komme von Seiten Seiner Majestät, Euch aufzufordern, daß Ihr mich mit Eurer Truppe begleitet. Die Straße Saint-Antoine und das benachbarte Quartier ist uns überantwortet. Ich bringe Euch die genaue Liste der Personen, die man weiter befördern muß. Der ehrwürdige Pater Malebruche wird Eure Leute ermahnen und weiße Kreuze unter sie vertheilen, dergleichen alle Katholiken tragen werden, damit man in der Dunkelheit nicht Gläubige für Ketzer nimmt."

„Und ich sollte meine Hände zur Niedermetzelung schlafender Leute hergeben!"

„Seyd Ihr Katholik, und erkennet Ihr Karl IX. für Euren König? Kennet Ihr die Unterschrift des Marschall v. Retz, dem Ihr Gehorsam schuldet?" Damit reichte er ihm ein Papier aus seinem Gürtel.

Mergy winkte einem Reiter herbei und las bei dem Schein einer Strohfackel, die an der Lunte einer Arkebuse angezündet

wurde, einen Befehl in beider Namen, der im Namen des Königs den Kapitän v. Merge anwies, die Bürgergarde zu unterſtützen und dem Herrn v. Maurevel zum Zweck eines Verhörs zu gehorchen, welchen der Genannte ihm näher erläutern würde. Dieſem Befehl war eine Namensliſte angehängt mit der Aufſchrift: Liſte der Ketzer, welche in dem Quartier Saint-Antoine zum Tode gebracht werden müſſen. Die Flamme der in der Hand des Meiſters vorwärts flackernden Fackel zeigte allen Umherſtehenden die tiefe Bewegung, welche ihrem Chef dieſe ihnen noch unbekannte Ordre verurſachte.

„Niemals werden meine Meiſter das Mörderhandwerk treiben wollen," rief Georg, indem er das Papier dem Maurevel in's Geſicht warf.

„Es iſt nicht von Mord die Rede," ſagte der Prieſter kalt: „von Ketzern handelt es ſich und von Gerechtigkeit, die man ihnen anthun muß."

„Wackere Leute!" rief Maurevel mit lauter Stimme den Umherſtehenden zu, „die Hugenotten wollen den König und die Katholiken umbringen. Man muß ihnen zuvorkommen; heute Nacht werden wir Sie alle im Schlafe erwürgen; und der König gebietet Euch die Plünderung ihrer Häuſer!"

Ein wilder Freudenſchrei rief durch die Reihen: „Es lebe der König! Tod den Hugenotten!"

„Ruhig im Glied," rief der Kapitän mit Donnerſtimme. „Ich allein habe hier das Recht, dieſe Meiſter zu commandiren. Kameraden, was der Sieur da ſagt, kann nicht wahr ſein, und hätte es ſelbſt der König befohlen, wir werden meine Oberaufſeher Befehle ehren wollen."

Die Soldaten ſchwiegen.

„Es lebe der König! Tod den Hugenotten!" riefen Maurevel und ſein Begleiter zugleich. Die Meiſter wiederholten einen Augenblick darauf: Es lebe der König! Tod den Hugenotten!"

„Nun? Kapitän, werdet Ihr gehorchen?" ſagte Maurevel.

„Ich bin nicht mehr Kapitän," rief Georg. Zugleich riß er seinen Ringkragen und seine Schärpe, die Zeichen seiner Würde, ab.

„Fangt diesen Verräther," schrie Maurevel, den Degen ziehend: „haut ihn nieder, den Rebellen, der seinem König trotzt!"

Aber kein einziger Soldat wagte es, die Hand an seinen Führer zu legen .... Georg schlug Maurevel den Degen aus der Hand; aber statt ihn zu durchbohren, begnügte er sich, ihm den seinigen so heftig in's Gesicht zu schlagen, daß er vom Pferde stürzte.

„Adieu, ihr Schufte!" rief er seiner Truppe zu: „ich glaubte, Soldaten zu haben, und sehe nur Meuchelmörder." Dann zu seinem Cornett gewendet: „Alphons, wenn Ihr Hauptmann werden wollt, gibt's da eine schöne Gelegenheit. Stellt Euch an die Spitze dieser Räuber."

Damit gab er seinem Pferde die Sporen und ritt im Galopp weg, in's Innere der Stadt. Der Cornett ritt ihm einige Schritte nach; doch bald hielt er den Zügel an, setzte sein Pferd in Schritt, dann hielt er, endlich wendete er wieder um und kam zu seiner Compagnie zurück, ohne Zweifel, weil er urtheilte, daß der Rath seines Kapitäns, obwohl im Zorn gegeben, dennoch mit Nutzen zu befolgen seyn dürfte.

Der von seinem Schlag noch etwas betäubte Maurevel stieg mit einem Fluche wieder auf, und der Mönch ermahnte mit erhobenem Kreuz die Soldaten, keinem einzigen Hugenotten Pardon zu geben, und die Ketzerei in Strömen von Blut zu ersäufen.

Die Soldaten waren einen Augenblick durch die Vorwürfe ihres Kapitäns erschüttert; aber befreit von seiner Gegenwart und mit einer schönen Plünderung in Aussicht, schwenkten sie ihre Säbel über dem Kopf und schwuren, alle Befehle Maurevel's auszuführen.

XXI.

Letzte Zusammenkunft.

Wahrsager.
Nimm vor des Mörzen Idus Dich in Acht!
Shakspeare, Julius Cäsar

An demselben Abend gieng Mergy zur gewohnten Stunde aus seiner Wohnung und schlug tief verhüllt in einen aschgrauen Mantel, und den Hut über die Augen geschlagen, mit gehöriger Discretion den Weg zum Hause der Gräfin ein. Kaum hatte er einige Schritte gemacht, als er dem Chirurgen Ambrosius Paré begegnete, den er kannte, weil ihn derselbe nach seiner Verwundung behandelt hatte. Paré kam aus dem Hotel Chatillon zurück. Mergy gab sich zu erkennen und fragte ihn um das Befinden des Admirals.

„Es steht besser mit ihm," sagte der Wundarzt. „Die Wunde ist schön und der Kranke gesund. Mit Gottes Hülfe wird er geheilt werden. Ich hoffe, daß der Trank, den ich ihm diesen Abend verschrieben, gute Dienste thun und er eine ruhige Nacht haben werde."

Ein Bursch vom Pöbel, der an ihnen vorübergieng, hatte gehört, daß sie von dem Admiral sprachen. Als er weit genug entfernt war, um ohne Furcht vor einer Züchtigung unverschämt seyn zu können, schrie er: „Er wird bald den St. Veitstanz am Galgen machen, Euer Teufelsadmiral!" und floh, so schnell er konnte.

„Elende Canaille!" sagte Mergy. „Es thut mir leid, daß unser großer Admiral in einer Stadt weilen muß, wo er so viele bittere Feinde hat."

„Zum Glück ist sein Hotel gut bewacht," antwortete der Chirurg. „Als ich ihn verließ, waren die Treppen voll Soldaten, welche bereits ihre Lunten anbrannten. Eh! Herr v. Mergy,

die Leute in dieſer Stadt lieben uns nicht .... Aber es iſt ſpät und ich muß in's Louvre zurück."

Sie trennten ſich, einander gute Nacht wünſchend, und Mergy gieng weiter in ſo roſenfarbige Gedanken verſunken, daß er bald den Admiral und den Haß der Katholiken vergaß. Doch drang ſich ihm unwillkührlich die Bemerkung auf, daß in den Straßen von Paris, welche doch ſonſt gleich bei Anbruch der Nacht ziemlich verlaſſen waren, eine außerordentliche Bewegung ſtattfinde. Bald begegnete er Laſtträgern, welche ſeltſam geformte Dinge, die er in der Dunkelheit für Bündel von Piken zu nehmen verſucht war, auf ihren Schultern hatten; bald einer Abtheilung ſtill ſchleichender Soldaten mit hochgehaltenen Waffen und angezündeten Lunten; anderwärts wurden Fenſter aufgeriſſen, einige Geſtalten zeigten ſich hinter denſelben mit Lichtern und verſchwanden plötzlich.

„Hollah!" rief er einem Sackträger zu, „guter Mann, wohin tragt Ihr ſo ſpät dieſe Rüſtung?

„In's Louvre, edler Herr, zur Unterhaltung in dieſer Nacht."

„Kamerad," ſagte Mergy zu einem Sergeanten, der eine Patrouille führte, „wohin ſo ſcharf gewaffnet?"

„In's Louvre, edler Herr, zur Unterhaltung in dieſer Nacht."

„Hollah! Page, ſeyd Ihr nicht in des Königs Dienſt? Wohin geht Ihr denn mit Euren Kameraden, geharniſchte Roſſe führend?"

„In's Louvre, edler Herr, zur Unterhaltung in dieſer Nacht."

Die Unterhaltung in dieſer Nacht? ſagte Mergy bei ſich. Es ſcheint, alle Welt außer mir weiß um das Geheimniß. Indeß was liegt mir daran? Der König kann ſich ohne mich amüſiren, und ich bin gar nicht neugierig ſeine Unterhaltung zu ſehen.

Etwas weiter gehend, bemerkte er einen ſchlecht gekleideten Menſchen, der vor einigen Häuſern ſtehen blieb und die Thüren durch ein Kreuz mit Kreide bezeichnete.

„Guter Mann, seyd Ihr denn Quartiermacher, daß Ihr also die Wohnungen bezeichnet?“

Der Unbekannte gab keine Antwort und verschwand.

Beim Umbiegen in eine Straße, als er in die von der Gräfin bewohnte trat, hätte er beinahe einen gleich ihm in einen großen Mantel vermummten Mann gerannt, der um dieselbe Ecke bog, nur in entgegengesetzter Richtung. Trotz der Dunkelheit und der Sorgfalt, womit Beide sich vor einander verbergen zu wollen schienen, erkannten sie sich sogleich.

„Ha! guten Abend, Herr v. Bérille!“ sagte Mergy, ihm die Hand hinstreckend.

Um ihm die rechte Hand zu geben, machte Bérille eine sonderbare Bewegung unter seinem Mantel: er schob etwas ziemlich Schweres, das er trug, aus der Rechten in die Linke. Der Mantel gieng ein klein wenig aus einander.

„Gruß dem tapferen, von den Schönen geliebten Kampen!“ rief Bérille. „Ich wollte wetten, mein edler Freund ist eben auf dem Weg zu seinem süßen Glücke.“

„Und Ihr selbst, galanter Herr?.... Es scheint, die Ehemänner sitzen Euch hart auf den Fersen; denn ich müßte mich sehr täuschen, oder ich sehe da auf Euren Schultern ein mailändisches Panzerhemd, und was Ihr unter Eurem Mantel haltet, das gleicht Pistolen, wie ein Ei dem andern.

„Man muß vorsichtig seyn, Herr Bernhard, sehr vorsichtig!“ erwiderte Bérille und legte bei diesen Worten seinen Mantel so zusammen, daß er seine Waffen auf's Sorgfältigste versteckte.

„Ich bedaure unendlich, daß ich Euch diesen Abend nicht meinen Arm und Degen anbieten kann, um die Straße zu hüten und an der Thüre Eurer Gebieterin Schildwache zu stehen. Heute ist mir das unmöglich, aber bei jeder andern Gelegenheit verfüget über mich.“

„Diese Nacht könntet Ihr nicht mit mir kommen, Herr

v. Mergy!" Er begleitete dieſe paar Worte mit einem ſeltſamen Lächeln.

„Nun, viel Glück! Adieu."

„Ich wünſche Euch auch viel Glück!" Die Art, wie Béville dieſes Adieu betonte, hatte etwas Emphatiſches.

Sie ſchieden, und Mergy hatte bereits einige Schritte gemacht, als er ſich von Béville zurückrufen hörte. Er kehrte ſich um, und ſah, daß derſelbe wieder auf ihn zukam.

„Iſt Euer Bruder in Paris?"

„Nein; aber ich erwarte ihn ſtündlich. — Ei ſagt mir doch, ſeid Ihr von der Unterhaltung in dieſer Nacht?" fügte Mergy bei.

„Von welcher Unterhaltung?"

„Ja, überall behauptet man, es werde dieſen Abend eine große Unterhaltung bei Hofe geben."

Béville murmelte einige leiſe Worte zwiſchen den Zähnen.

„Noch einmal Adieu!" ſagte Mergy. „Ich bin einigermaßen preßirt und .... Ihr verſteht mich!"

„Hört, hört! noch ein Wort. Ich kann Euch nicht verlaſſen, ohne Euch als wahrer Freund einen Rath zu geben."

„Welchen?"

„Geht heute Abend nicht zu ihr. Glaubet mir, Ihr werdet mir's morgen danken."

„Das Euer Rath? Aber ich verſtehe Euch nicht. Wer, ſie?"

„Bah! wir verſtehen uns. Aber wenn Ihr vernünftig ſeyd, ſo gehet noch dieſen Abend über die Seine."

„Soll das auf einen Scherz hinauslaufen?"

„Mit nichten. Niemals habe ich ernſthafter geſprochen. Gehet über die Seine, ſage ich Euch. Sitzt Euch der Teufel zu ſtark im Nacken, ſo geht bei dem Jakobiner-Kloſter in der Straße Saint-Jacques vorüber. Nicht weit von den guten Vätern werdet Ihr ein großes hölzernes Cruzifix an ein ziemlich armſeliges Haus genagelt ſehen. Das iſt ein dreifacher Schild; thut jedoch nichts! Ihr klopfet, und werdet eine ſehr gefällige Alte finden,

die Euch in Rücksicht auf mich gut aufnehmen wird ... Geht, laßt Euren Zorn auf dem andern Ufer der Seine aus! Mutter Brûlard hat hübsche und artige Nichten ... verstehst Ihr mich?"

„Ihr seyd allzugütig. Ich küsse Euch die Hand."

„Nein, befolget den Rath, den ich Euch gebe. Auf Edelmannswort! Ihr werdet Euch gut dabei befinden."

„Großen Dank, werde ein andermal davon Gebrauch machen. Heute werde ich anderswo erwartet. Damit that er einen Schritt vorwärts."

„Gehet über die Seine, mein Tapferer! Das ist mein letztes Wort. Wenn Euch ein Unglück begegnet, weil Ihr nicht auf mich hören wolltet, so wasche ich meine Hände."

In Béville's Ton lag ein ungewöhnlicher Ernst, welcher Mergy betreffen machte. Béville hatte den Rücken gewendet und diesmal hielt Mergy ihn zurück. „Was Teufels wollt Ihr sagen? erkläret Euch, Herr v. Béville, und redet nicht mehr in Räthseln mit mir!"

„Mein Theurer, ich sollte vielleicht nicht so klar mit Euch sprechen; aber gehet über das Wasser, bevor es ganz Nacht ist, und lebt wohl!"

„Aber ..."

Béville war schon weit entfernt. Mergy setzte ihm einen Augenblick; doch bald kehrte er wieder um, indem er sich schämte, eine besser verwendbare Zeit zu verlieren, und nahte dem Garten, wo er eintreten mußte. Er war genöthigt, eine Zeit lang auf und ab zu gehen, bis sich mehrere Vorübergehende verlaufen hatten, denn er fürchtete, es möchte denselben auffallen, daß er zu solcher Stunde durch eine Gartenthüre hineinschlüpfe. Die Nacht war schön, ein sanfter Zephyr hatte die Hitze gemäßigt. Der Mond tauchte auf und nieder unter einer Menge weißer Wölkchen. Es war eine ganz für die Liebe gemachte Nacht.

Die Straße wurde einen Augenblick leer: schnell öffnete er die Gartenthüre und schloß sie geräuschlos wieder. Sein Herz

ſchlug gewaltig, aber er dachte nur an die Luſt, die ſeiner bei Diana wartete; und die düſteren Vorſtellungen, welche Bévilla's ſeltſame Redensarten in ſeinem Geiſte erzeugt hatten, waren ſchon Meilen weit davon geflogen.

Auf den Zehenſpitzen nahte er ſich dem Hauſe. Hinter einem rothen Vorhang an einem halb geöffneten Fenſter brannte eine Lampe: dies war das verabredete Zeichen. Im Nu befand er ſich in dem Oratorium ſeiner Geliebten.

Sie ſaß in halbliegender Stellung auf einem ſehr niedrigen, mit dunkelblauem Damaſt bedecktem Ruhebett. Ihre langen ſchwarzen Haare bedeckten in Verwirrung das ganze Kiſſen, auf das ihr Kopf ſich lehnte. Ihre Augen waren geſchloſſen und ſie ſchien ſich Mühe zu geben, dieſelben geſchloſſen zu halten. Eine einzige ſilberne von der Zimmerdecke herabhängende Lampe beleuchtete das Gemach und warf ihr ganzes Licht auf das blaſſe Geſicht und die glühenden Lippen der Diana v. Turgis. Sie ſchlief nicht; aber bei ihrem Anblick hätte man denken mögen, ſie werde von einem ſchweren Alp gequält. Beim erſten Geräuſch, das Mergy's Stiefeln auf dem Teppich des Geheimzimmers machten, hob ſie den Kopf, öffnete Augen und Mund, bebte, und erſtickte nur mühſam einen Schrei des Entſetzens.

„Habe ich Dir Angſt gemacht, mein Engel?“ flüſterte Mergy auf den Knieen vor ihr und beugte ſich über das Kiſſen, auf das die ſchöne Gräfin ihren Kopf wieder hatte ſinken laſſen.

„Biſt Du endlich da? Gott ſey gelobt!“

„Habe ich auf mich warten laſſen? es iſt noch weit von Mitternacht.“

„Ah, laſſet mich, Bernhard .... man hat Euch doch nicht hereingehen ſehen?“

„Niemand .... aber was haſt Du, ſüßes Lieb? warum fliehen dieſe ſchönen kleinen Lippen die meinigen?“

„Ach! Bernhard, wenn Du wüßteſt! .... Oh! quäle mich

nicht, ich bitte Dich ... ich leide entsetzlich: ich habe eine furchtbare Migräne ... mein armer Kopf glüht wie Feuer."

„Arme Freundin!"

„Setze Dich neben mich, ... und bitte, verlange heute nichts von mir ... ich bin sehr krank." Sie barg ihr liebliches Gesicht in einem der Kissen des Ruhebetts, und ein schmerzlicher Seufzer entfuhr ihr. Dann setzte sie sich plötzlich auf, schüttelte die dichten Haare, welche ihr Gesicht bedeckten, weg, ergriff Mergy's Hand und legte sie an ihre Schläfe. Er fühlte die Arterie mächtig schlagen.

„Deine Hand ist kalt: sie thut mir wohl," sagte sie.

„Meine gute Diana! ich wollte, ich litte statt Deiner an Kopfweh!" sagte er, diese brennende Stirne küssend.

„Ach ja ... und ich wollte ... lege Deine Fingerspitzen auf meine Augenlieder, das wird mir Erleichterung schaffen ... Mir scheint, wenn ich weinte, würde ich weniger leiden; aber ich kann nicht weinen."

Ein langes Stillschweigen erfolgte, nur unterbrochen durch die unregelmäßige und unterdrückte Athemholung der Gräfin. Mergy, vor ihrem Bett knieend, streichelte sanft und küßte bisweilen die Augenlider seiner schönen Diana. Seine Linke stützte sich auf das Kissen, und die Finger seiner Gebieterin, welche in den seinigen verschlungen waren, drückten sie von Zeit zu Zeit wie in convulsivischer Bewegung. Diana's sanfter und brennender Athem streifte wechselnd Mergy's Lippen.

„Theure Freundin," sagte er endlich, „Du scheinst mir von etwas Weiterem, als einer Migräne geplagt. Hast Du Ursache zu einem Kummer? .... und warum verschweigst Du ihn mir? Weißt Du nicht, daß eine Liebe, wie die unsrige, ebenso gut die Schmerzen als die Freuden theilt?"

Die Gräfin schüttelte den Kopf, ohne die Augen aufzuschlagen. Ihre Lippen bewegten sich, aber ohne einen artikulirten Laut zu bilden; dann hob sie, wie erschöpft durch diese Anstren-

gung, ihren Kopf auf Mergy's Schulter fallen. In diesem Augenblick schlug die Glocke halb 12 Uhr. Diana fuhr zusammen und erhob sich, an allen Gliedern bebend.

„Wahrhaftig, Du erschreckst mich, schöne Freundin!"

„Nichts. . . . . noch nichts," murmelte sie mit dumpfer Stimme; . . . . . „der Schall dieser Glocke ist gräßlich! bei jedem Schlage ist mir's, als ob mir ein glühendes Eisen durch das Gehirn gienge."

Mergy fand kein besseres Mittel und keine bessere Antwort als einen Kuß auf die zu ihm geneigte Stirne. Mit einemmal streckte sie die Hände aus, legte beide auf die Schultern ihres Geliebten, während sie, immer halb liegend, funkelnde Blicke, welche ihn durchbohren zu können schienen, auf ihn heftete: „Bernhard," sagte sie, „wann wirst Du Dich bekehren?"

„Mein theurer Engel, sprechen wir heute nicht davon, es würde Dich noch kränker machen!"

„Deine Verstocktheit ist es, die mich krank macht; . . . aber das gilt Dir gleich. Uebrigens drängt die Zeit; und läge ich in den letzten Zügen, so wollte ich den letzten Seufzer anwenden, Dich zu ermahnen" . . .

Mergy wollte ihr mit einem Kuß den Mund schließen. Dieß ist ein ziemlich triftiger Beweis, der auf alle Fragen paßt, welche ein Liebhaber von seiner Geliebten hören kann. Aber Diana, die ihm gewöhnlich die Hälfte des Wegs ersparte, stieß ihn dießmal mit Hast und fast mit Entrüstung zurück.

„Hört mich an, Herr v. Mergy! alle Tage vergieße ich blutige Thränen, wenn ich an Euren Irrweg denke. Ihr wisset, wie ich Euch liebe! urtheilet, welche Folterpein ich ausstehen muß, wenn ich bedenke, daß der Mann, der mir viel theurer ist als das Leben, von einer Stunde zur andern mit Leib und Seele verloren seyn kann."

„Diana, Ihr wisset, daß wir übereingekommen sind, über solcherlei Gegenstände nicht mehr miteinander zu reden."

„Es muß ſeyn, Unglücklicher! wer bürgt Dir, daß Du noch eine Stunde zur Reue übrig haſt!“

Der außerordentliche Ton ihrer Stimme und ihre unheimliche Sprache riefen in Mergy's Gedächtniß unwillkürlich den ſonderbaren Rath zurück, welchen er kaum erſt von Béville erhalten hatte. Das mußte ihn nothwendig befremden; indeß faßte er ſich, ſchrieb jedoch nur dem Glaubenseifer dieſe verdoppelte Bekehrungswuth zu.

„Was ſoll das heißen, ſchöne Freundin? glaubet Ihr, die Zimmerdecke werde wunderbarerweiſe, juſt um einen Hugenotten zu tödten, auf ſein Haupt herabfallen, wie vergangene Nacht der Himmel Eures Bettes? Glücklicherweiſe kamen wir mit einigem Staube davon.“

„Eure Verſtocktheit bringt mich zur Verzweiflung! . . Sehd, mir hat geträumt, Eure Feinde ſeyen im Begriff Euch zu tödten, . . . und ich ſah Euch, blutend und zerriſſen von ihren Händen, den Geiſt aufgeben, bevor ich noch meinen Beichtvater zu Euch führen konnte.“

„Meine Feinde? Ich glaubte keine zu haben.“

„Unſinniger! habt Ihr nicht alle zu Feinden, welche Eure Ketzereien verabſcheuen? Und iſt das nicht ganz Frankreich? Ja, jeder Franzoſe muß Euer Feind ſeyn, ſo lange Ihr der Feind Gottes und der Kirche bleibt.“

„Laſſen wir das, meine Königin! Eure Träume anlangend, ſo wendet Euch an die alte Camilla um die Deutung derſelben; ich verſtehe nichts davon. Doch zu etwas anderem! — Ihr ſeyd heute am Hofe geweſen, wie mir däucht: und derther, vermuthe ich, habt Ihr dieſe Migräne mitgebracht, die Euch quält und mich raſend macht.“

„Ja, ich komme von Hof, Bernhard! ich habe die Königin beſucht und verließ ſie . . . mit dem feſten Entſchluß, eine letzte Anſtrengung zu machen, daß Ihr Euch bekehret . . . Es muß ſeyn, es muß durchaus ſeyn!“ . . .

„Meines Erachtens," unterbrach Bernhard, „meines Erachtens, ſchöne Freundin, könnten wir, ſintemal Ihr, trotz Eurer Krankheit, ſo gewaltig zu predigen die Kraft habt, könnten wir — mit Eurer gütigen Erlaubniß, unſere Zeit noch beſſer anwenden!"

Dieſen Spott nahm ſie mit einem Blicke auf, in dem Entrüſtung und Zorn ſich miſchten.

„Der Verdammte!" ſagte ſie leiſe, wie mit ſich ſelbſt redend, „warum muß ich ſo ſchwach für ihn ſeyn?" Dann fuhr ſie laut fort: „ich ſehe deutlich, Ihr liebet mich nicht, und ich gelte in Euren Augen kaum ſo viel wie Euer Pferd. Wenn ich nur Eurem Vergnügen fröhne, was liegt daran, ob ich tauſend Martern erdulde! . . . für Euch, für Euch allein brachte ich es über mich, die Qualen meines Gewiſſens zu dulden, neben welchen alle Foltern, welche Menſchenwuth erfinden kann, nichts ſind. Ein einziges Wort aus Eurem Munde würde meiner Seele den Frieden wieder geben; aber dieſes Wort, nie werdet Ihr es ausſprechen, nicht eines Eurer Vorurtheile möchtet Ihr mir zum Opfer bringen!"

„Theure Diana, welch eine Verfolgung muß ich ausſtehen! Seyd gerecht, und laßt Euch nicht von Euerem Religionseifer verblenden! Antwortet mir: in allem, was mein Arm oder mein Geiſt ausrichten kann, werdet Ihr jemals wohl einen andern unterwürfigern Sklaven, als mich finden? aber ich muß Euch nochmals wiederholen: ſterben könnte ich für Euch, aber nicht an gewiſſe Dinge glauben."

Sie hörte ihn mit Achſelzucken an, und betrachtete ihn mit einem Ausdruck, der ſich bis zum Haſſe verlor.

„Ich könnte," fuhr er fort, „meine braunen Haare nicht in blonde verwandeln. Ich könnte die Geſtalt meiner Glieder nicht Euch zu Gefallen wechſeln. Meine Religion iſt eines meiner Glieder, theure Freundin, und zwar ein ſolches, das man nur mit dem Leben mir ausreißen könnte. Was hülfe es, wenn man mir zwanzig Jahre predigte, man würde mir doch nimmermehr weiß machen, daß ein Biſſen Brod ohne Sauerteig!" . . .

„Schweig," fiel sie gebieterisch ein; „keine Gotteslästerungen! ich habe Alles versucht; nichts ist gelungen. Ihr alle, die von dem Gifte der Ketzerei angesteckt sind, seyd ein Volk von hartem Kopf und verschließet vor der Wahrheit Augen und Ohren: ihr fürchtet, zu sehen und zu hören. Wohlan! die Stunde ist gekommen, wo Ihr nicht mehr sehen, nicht mehr hören werdet . . . es gab nur ein Mittel, diese Eiterbeule der Kirche wegzuschaffen, und dieses Mittel, man ist im Begriff es anzuwenden."

Sie that in sichtbarer Aufregung im Zimmer und fuhr alsbald fort:

„In weniger, als einer Stunde, wird man die sieben Köpfe des Drachen der Ketzerei abhauen. Die Schwerter sind gewetzt und die Gläubigen sind bereit. Die Gottlosen werden von der Oberfläche der Erde verschwinden." Dann fügte sie, den Finger nach der Standuhr ausstreckend, fort: „Blick her! Du hast nur noch eine Viertelstunde zur Reue. Wenn der Zeiger auf diesem Punkte steht, so ist Dein Loos geworfen."

Sie sprach noch, als ein dumpfes Geräusch, dem Getöse der Menge ähnlich, die sich um eine ungeheure Feuersbrunst bewegt, vernehmbar wurde; zuerst verworren und verhalten, schien es sofort blitzschnell zu wachsen; nach wenigen Minuten unterschied man bereits in der Ferne das Gewimmer der Glocken und den Knall der Feuerwaffen.

„Welche Gräßlichkeiten verkündet Ihr mir?" rief Mer v.

Die Gräfin hatte sich an ein Fenster geflüchtet und es aufgerissen.

Jetzt drang der nicht mehr durch Scheiben und Behänge gedämpfte Lärmen deutlicher herein. Man glaubte Schmerzensschrei und Freudengeheul sich mischen zu hören. Ein röthlicher Dampf stieg langsam gen Himmel und erhob sich, so weit das Auge reichte, aus allen Theilen der Stadt. Man hätte eine endlose Feuersbrunst vermuthen können, wenn nicht ein Harzgeruch, der offenbar von Tausenden angezündeter Fackeln herrührte,

ſogleich in das Zimmer gedrungen wäre. In demſelben Augenblick beleuchtete das Aufblitzen eines in der Straße entladenen Schuſſes auf eine Secunde die Scheiben eines benachbarten Hauſes.

„Die Niedermetzelung hat begonnen!“ ſchrie die Gräfin mit Entſetzen den Kopf in die Hände drückend. „Dieſe Nacht erwürgt man alle Hugenotten: der König hat es befohlen. Alle Katholiken haben die Waffen ergriffen, und nicht ein Ketzer ſoll geſchont werden. Die Kirche und Frankreich ſind gerettet: Du aber biſt verloren, wenn Du Deinem falſchen Glauben nicht abſchwörſt.“

Mergy fühlte, wie ein kalter Schweiß über alle ſeine Glieder lief. Mit ſtierem Auge ſah er Diana v. Turgis an, deren Züge eine ſeltene Miſchung von Unruhe und Triumph ausdrückten. Das entſetzliche Getöſe, welches in ſeine Ohren ſchell und die ganze Stadt erfüllte, bewies ihm zur Genüge die Wahrheit der gräßlichen Nachricht, welche ihm ſo eben mitgetheilt werden. Einige Augenblicke blieb die Gräfin unbeweglich, lautlos mit den Augen ihn anſtarrend; nur einen Finger ſtreckte ſie gegen das Fenſter aus, gleich als wollte ſie auf die Einbildungskraft Mergy's wirken, und ihm die blutigen Scenen vormalen, welche ſich aus dieſem Toben, dieſem Freudenfeuer von Kannibalen ahnen ließen. Allmählig wurde ihr Ausſehen ſanfter: die wilde Freude verſchwand und der Schrecken blieb darauf. Endlich ihm zu Füßen fallend, rief ſie mit flehenden Tönen: „Bernhard! ich beſchwöre Dich, rette Dein Leben, bekehre Dich! rette Dein Leben, rette das meinige, das an dem Deinen hängt!“

Mergy ſchleuderte ihr einen wild grimmigen Blick zu, während ſie ihn im Zimmer umher mit ausgeſtreckten Armen auf den Knieen verfolgte. Ohne ihr ein Wort zu antworten, lief er in den Hintergrund des Oratoriums und ergriff ſeinen Degen, den er beim Eintreten auf einen Seſſel gelegt hatte.

„Unglücklicher! was willſt Du beginnen?“ ſchrie die Gräfin und eilte hin zu ihm.

„Mich vertheidigen! man soll mich nicht abschlachten, wie ein Schaaf."

„Tausend Schwerter könnten Dich nicht retten, Unsinniger der Du bist! Die ganze Stadt steht in Waffen, die Leibwache des Königs, die Schweizer, die Bürger und der Pöbel, alle nehmen Theil an dem Gemetzel, und es gibt keinen Hugenotten, dem zur Stunde nicht zehn Dolche auf die Brust gesetzt wären. Du hast nur ein Mittel, Dich dem Tode zu entreißen: werde katholisch!"

Mergy war tapfer; doch beim Gedanken an die drohenden Gefahren dieser Nacht fühlte er einige Augenblicke eine feige Furcht in den Grund seiner Seele dringen, und sogar der Gedanke, sich durch Abschwörung seiner Religion zu retten, stellte sich mit der Geschwindigkeit des Blitzes seinem Geiste dar.

„Ich bürge für Dein Leben, wenn Du katholisch wirst," sagte Diana händeringend.

Wenn ich abschwöre, dachte Mergy, müßte ich mich mein ganzes Leben lang selbst verachten. Dieser Gedanke gab ihm all seinen Muth zurück, welchen die Schaam, gewankt zu haben, noch verdoppelte. Er drückte seinen Hut in den Kopf, schnallte den Degengurt um, und that, nachdem er den Mantel, statt eines Schildes um den linken Arm geschlungen hatte, einen Schritt nach der Thüre mit entschlossener Miene.

„Wohin gehst Du, Unglücklicher?"

„Auf die Straße. Ich will Euch nicht den Kummer bereiten, daß Ihr mich in Eurem Hause, unter Euren Augen erwürgen sehet."

Seine Stimme hatte etwas so Verächtliches, daß die Gräfin dadurch niedergeschmettert wurde. Sie war vor ihn hingetreten. Er stieß sie zurück, hart zurück. Aber sie faßte eine Schleife seines Kleides und schleppte sich ihm auf den Knieen nach.

„Laßt mich," rief er aus. „Oder wollt Ihr mich selbst den Dolchen der Meuchelmörder ausliefern? Die Geliebte eines Hugenotten kann ihre Sünden abkaufen, indem sie ihrem Gott das Blut desselben darbeut."

„Halte ein, Bernhard, ich beſchwöre Dich bei Gott! nichts will ich, als Deine Rettung. Lebe für mich, theurer Engel, rette Dich im Namen unſerer Liebe! . . . . ſage nur ein einziges Wort, und ich ſchwöre, Du biſt gerettet."

„Wer? ich, eine Religion von Meuchelmördern und Banditen annehmen? Heilige Märtyrer des Evangeliums, ich gehe, mit Euch mich zu vereinigen."

Und ſo gewaltſam machte er ſich von der Gräfin los, daß ſie hart auf den Fußboden fiel. Er wollte die Thüre öffnen, um hinaus zu gehen, als Diana, mit der Behendigkeit einer jungen Tiegerin aufſpringend, ſich über ihn warf und ihn in ihre Arme preßte mit ſo ſtarker Umſchlingung wie ein kräftiger Mann.

„Bernhard!" ſchrie ſie außer ſich, mit thränenden Augen: „ich liebe Dich ſo mehr, als wenn Du katholiſch würdeſt!" und ihn auf das Ruhebett ziehend, ließ ſie ſich mit ihm hinfallen, ſein Geſicht mit Küſſen und Thränen bedeckend.

„Bleibe hier, meine einzige Liebe! bleibe bei mir, mein tapferer Bernhard," ſagte ſie, ihn drückend und mit ihrem Körper umgarnend gleich einer Schlange, die ſich um ihre Beute ringelt. „Sie werden nicht kommen, Dich hier zu ſuchen, in meinen Armen; und mich muß man tödten, um Deinen Buſen zu erreichen. Verzeihe mir, theure Liebe! ich habe Dich nicht früher von der Gefahr, die Dir drohte, benachrichtigen können. Ein ſchrecklicher Eid band meine Zunge; aber ich werde Dich retten, oder mit Dir untergehen."

In dieſem Augenblick ſchlug man hart an die äußere Thüre. Die Gräfin ſtieß einen durchdringenden Schrei aus, und Mergy, der ſich aus ihrer Umſchlingung losgemacht hatte, ohne den um ſeinen linken Arm gewickelten Mantel abzulegen, fühlte ſich jetzt ſo ſtark und entſchloſſen, daß er ohne zu zaudern mit offener Bruſt mitten unter hundert Blutzäpfer ſich geſtürzt hätte, wären welche zum Vorſchein gekommen.

Faſt in allen Häuſern von Paris befand ſich damals an der Eingangsthüre eine kleine viereckige Oeffnung mit Eiſenſtäben vergittert, ſo daß die Bewohner eines Hauſes zum Voraus unterſuchen konnten, ob ſie mit Sicherheit öffnen dürften. Oft ſogar begnügten ſich vorſichtige Leute, welche ohne eine regelmäßige Belagerung ſich nicht ergeben wollten, nicht mit maſſiven, mit dicken Nägeln und Eiſenbanden feſt beſchlagenen eichenen Thoren. Daher wurden noch auf beiden Seiten der Thüre enge Schießſcharten angebracht, und mittelſt derſelben konnte man, ohne bemerkt zu werden, nach Bequemlichkeit auf die Angreifer feuern.

Ein alter vertrauter Stallmeiſter der Gräfin, welcher durch ein ſolches Gitter die ankommende Perſon betrachtet und ſie um das Nöthige befragt hatte, trat ein, um ſeiner Gebieterin zu melden, daß der Kapitän Georg v. Nergy augenblicklich Einlaß begehre. Die Furcht verſchwand und die Thüre gieng auf.

XXII.

Der vierundzwanzigſte Auguſt.

„Schlagt Aber! ſchlagt Aber!"
Ausdruck des Marſchalls v. Tavannes.

Nachdem der Kapitän Georg ſeine Compagnie verlaſſen hatte, eilte er nach Hauſe in der Hoffnung, dort ſeinen Bruder zu finden; dieſer aber war bereits ausgegangen, nachdem er den Bedienten geſagt hatte, daß er die ganze Nacht wegbleiben würde. Georg hatte ohne Mühe geſchloſſen, daß er ſich bei der Gräfin befinde und war in banger Beſorgniß hingegangen, ihn zu ſuchen. Aber bereits hatte das Gemetzel begonnen; das Getümmel, die gedrängten Haufen der Meuchelmörder und die quer

über die Straßen geſpannten Ketten hielten ihn bei jedem Schritte auf. Er war genöthigt, an dem Louvre vorüber zu gehen, und hier war es, wo der Fanatismus ſich am wüthendſten austieß. Eine große Anzahl Proteſtanten bewohnten dieſes Quartier, nun überſchwemmt von katholiſchen Pöbelrotten und Leibgardiſten und mit Feuer und Flammen angefallen. Hier, um mich des energiſchen Ausdrucks eines gleichzeitigen Schriftſtellers zu bedienen, hier floß das Blut von allen Seiten zum Strome hinab, und man konnte nicht durch die Straßen gehen, ohne Gefahr zu laufen, jeden Augenblick von den Leichnamen, die man aus den Fenſtern warf, niedergeſchmettert zu werden.

Vermöge einer hölliſchen Vorſicht waren die meiſten der Kähne, welche gewöhnlich längs dem Louvre hin am Anker lagen, auf das andere Ufer geführet worden; ſo daß viele Flüchtige, welche an den Rand der Seine liefen, in der Hoffnung, ſich dort einſchiffen und den Streichen ihrer Feinde entziehen zu können, mit Entſetzen erkannten, daß ſie nur die Wahl zwiſchen den Fluthen und den Hellebarden der ſie verfolgenden Soldaten hätten. Indeſſen ſah man, heißt es, an einem der Fenſter ſeines Palaſtes Carl IX. mit einer Arkebuſe bewaffnet, auf die armen Vorübereilenden pirſchen.

Der Kapitän, über Leichname wegſchreitend und im Blute watend, verfolgte ſeinen Weg, bei jedem Schritte Gefahr laufend, das Opfer des Mißgriffs von einem der Blutzäpfer zu werden. Er hatte bemerkt, daß die Soldaten und bewaffneten Bürger eine weiße Schärpe am Arm und ein weißes Kreuz am Hut trugen. Leicht hätte er dieſes Zeichen der Erkennung anlegen können; aber der Abſcheu, den ihm die Meuchelmörder einflößten, erſtreckte ſich bis auf die Abzeichen, die ihnen zur gegenſeitigen Erkennung dienten.

Am Ufer des Fluſſes, nahe bei dem Châtelet, hörte er ſich rufen. Er wendete den Kopf und ſah einen bis an die Zähne be-

waffneten Mann, der jedoch keinen Gebrauch von seinen Waffen zu machen schien, übrigens das weiße Kreuz an seinem Hute trug und mit gleichgüliger Miene einen Papierstreifen zwischen den Fingern drehte. Es war Béville. Er betrachtete mit kaltem Blut die Leichname und die lebendigen Menschen, die man über die Müllerbrücke in die Seine warf.

„Was Teufels machst Du hier, Georg? Ist es ein Wunder, oder ist es die Gnade, die Dir diesen schönen Eifer einflößt, denn Du siehst mir aus, als treibest Du die Hugenottenjagd?"

„Und Du selbst, was thust Du mitten unter diesen Elenden?"

„Ich? zum Kuckuk, ich sehe zu; das ist ein Schauspiel. Und weißt Du, was ich hier für einen hübschen Streich gemacht habe? Du kennst doch wohl den alten Michel Cornaben, diesen hugenottischen Wucherer, der mich so schenßlich geschnürt hat?"...

„Du hast ihn getödtet, Unglücklicher!"

„Ich? Pfui doch! Ich mische mich nicht in Religions-Angelegenheiten. Weit entfernt, ihn zu tödten, habe ich ihn in meinem Keller verborgen und er hat mir eine Quittung für alle meine Schulden an ihn ausgestellt. So vollbrachte ich eine gute That, und wurde dafür belohnt. Freilich mußte ich ihm bei Unterzeichnung der Quittung zweimal mit der Pistole auf der Brust nachhelfen, aber der Teufel soll mich holen, wenn ich losgedrückt hätte ... — Ei, sieh' doch dort die Frau, welche mit ihrem Unterreck an einem der Brückenpfeiler hängt, sie wird fallen;... nein, sie wird nicht fallen! Pest! das ist interessant und verdient, daß man es so nahe als möglich beschaue."

Georg verließ ihn und murmelte, sich vor den Kopf schlagend, in stillem Grimm: „Und das ist noch einer der rechtschaffensten Edelleute, die ich dermalen in dieser Stadt kenne!"

Er betrat die St. Jakobs-Straße, welche verlassen und ohne Licht war; ohne Zweifel wohnte kein einziger Hugenott darin. Indeß hörte man genau den Tumult aus den benachbarten

Straßen herüberſchallen. Plötzlich wurden die weißen Mauern durch den rothen Fackelſchein erhellt. Er hörte einen durchdringenden Schrei und gewahrte eine halbnackte Frau, mit fliegenden Haaren, ein Kind in ihren Armen haltend. Sie floh mit übernatürlicher Geſchwindigkeit. Zwei Männer verfolgten ſie, ſich gegenſeitig durch rohe Zurufe ermunternd, wie Jäger die ein Raubthier verfolgen. Die Frau wollte ſich eben in einen offenen Hausgang werfen, als einer der Verfolger aus ſeiner Arkebuſe Feuer auf ſie gab. Der Schuß traf in den Rücken; ſie ſtürzte zu Boden. Augenblicklich ſprang ſie auf, that einen Schritt gegen Georg und fiel wieder auf die Kniee; dann hob ſie mit einer letzten Anſtrengung ihr Kind nach dem Kapitän hin, als vertraute ſie es ſeinem Edelmuth. Sie verſchied, ohne noch ein Wort reden zu können.

„Hui! da liegt wieder eine von dieſen Hundeketzerinnen!“ ſchrie der Mann, der den Schuß abgefeuert hatte. „Ich werde nicht Ruhe geben, bis ich zwölf expedirt habe.“

„Scheuſal!“ ſchrie der Kapitän, und ſagte ihm auf Armeslänge eine Piſtolenkugel durch den Schädel.

Der Kopf des Frevlers ſchlug an die entgegengeſetzte Mauer. Er glotzte auf ſchreckliche Weiſe aus den Augen, ſank zuſammen, wie eine Planke ohne Unterlage und fiel maustodt hin.

„Wie? Einen Katholiken tödten!“ ſchrie der Begleiter des Todten, welcher in der einen Hand eine Fackel und in der andern einen noch blutigen Degen hatte. „Wer ſeyd Ihr denn? Bei der Meſſe! Ihr gehört zu den leichten Reitern des Königs! Donnerwetter! das iſt ein Mißgriff, mein Officier.“

Der Kapitän nahm ſeinen zweiten Piſtol aus dem Gürtel und ſpannte den Hahn. Dieſe Bewegung und das leichte Knattern der Batterie wurde vollkommen verſtanden. Der Blutzapfer warf ſeine Fackel weg und floh ſo ſchnell er konnte. Georg hielt ihn keines Schuſſes Pulver werth. Er beugte ſich herab, unterſuchte die auf dem Boden ausgeſtreckte Frau und fand, daß

ſie todt war. Die Kugel war durch und durch gedrungen; ihr Kind, ſeine Arme um ihren Hals ſchlingend, ſchrie und heulte; es war mit Blut überſtrömt! aber zum Wunder nicht verwundet. Der Kapitän hatte einige Mühe, es von ſeiner Mutter zu reißen, an die es ſich mit aller ſeiner Kraft klammerte; dann wickelte er es in ſeinen Mantel, und hob, vorſichtig gemacht durch die eben ſtatt gehabte Begegnung, den Hut des Erſchoſſenen auf, nahm das weiße Kreuz davon ab und ſteckte es an den ſeinigen. So gelangte er unaufgehalten bis zum Hauſe der Gräfin.

Die beiden Brüder fielen einander in die Arme und hielten ſich eine Zeit lang, ohne Worte, eng umſchloſſen. Endlich berichtete der Kapitän mit wenigen Worten von dem Zuſtand, in dem ſich die Stadt befand. Bernhard verfluchte den König, die Guiſen und die Prieſter: er wollte hinaus und ſich mit ſeinen Brüdern zu vereinigen ſuchen, wenn ſie irgendwo ihren Feinden Widerſtand leiſteten. Die Gräfin weinte und hielt ihn zurück, das Kind ſchrie und verlangte nach ſeiner Mutter.

Nach vielem Schreien, Seufzen und Weinen mußte man endlich einen Entſchluß faſſen. Das Kind anlangend, ſo nahm es der Stallmeiſter der Gräfin auf ſich, ihm eine Wärterin zu finden. Was Mergy betrifft, ſo konnte er in dieſem Augenblick nicht fliehen. Zudem wohin ſich begeben? Wußte man, ob das Gemetzel ſich nicht von einem Ende Frankreichs zum andern erſtreckte? Zahlreiche Wachpoſten beſetzten die Brücken, über welche die Reformirten hätten in die Vorſtadt Saint-Germain gelangen, und von da aus leicht von der Stadt weg fliehen und die ſüdlichen Provinzen erreichen können, welche ſtets ihrer Sache hold geweſen. Andrerſeits ſchien es ſehr problematiſch und ſogar unklug, das Mitleiden des Monarchen in einer Stunde anzuflehen, wo er, durch das Blutlaufen erhitzt, nur an neue Opferungen dachte. Das Haus der Gräfin war, wegen ihrer bekannten Frömmigkeit, keinen ernſtlichen Nachſuchungen von Seiten der Mörder ausgeſetzt, und Diana glaubte, ſich auf ihre Leute verlaſſen zu

können. Daher mußte ihm dieſe Zufluchtsſtätte als die gefahrloſeſte erſcheinen. Man beſchloß, daß er ſich hier bis auf Weiteres verberge.

Der anbrechende Tag ſchien, ſtatt den Metzeleien Einhalt zu thun, ſie vielmehr zu vergrößern und zu regularisiren. Es gab keinen Katholiken, der nicht, um dem Verdacht der Ketzerei auszuweichen, das weiße Kreuz nahm und ſich bewaffnete oder noch lebende Hugenotten denuncirte. Indeſſen war der König, in ſeinem Palaſt verſchloſſen, für Jedermann, mit Ausnahme der Lenker des Gemetzels, unzugänglich. Der durch die Hoffnung auf Raub angelockte Pöbel hatte ſich mit der Bürgergarde und den Soldaten vereinigt, und die Kanzeln der Kirchen wiederhallten von Aufmunterungen der Gläubigen zu verdoppelter Grauſamkeit.

„Zertreten wir," ſchrieen die Predigermönche, „auf einmal alle Köpfe der Schlange, und machen wir endlich den Bürgerkriegen für immer ein Ende!" Und um dieſes nach Blut und Wunden begierige Volk zu überzeugen, daß der Himmel ſein Wüthen billige und durch ein ausgezeichnetes Wunder die Vertilger ermuthigen wolle, ſchrieen ſie: „Gehet hin zum Kirchhofe des Innocens und ſehet den Herrgottsdornſtrauch, der eben wieder friſch aufgeblüht iſt, wie verjüngt und neugeſtärkt durch die Begießung mit Ketzerblut!"

Zahlreiche Blutzäpfer-Proceſſionen zogen bewaffnet mit großer Feierlichkeit aus, den heiligen Dornſtrauch anzubeten, und verließen den Kirchhof, belebt von friſchem Feuereifer zu Aufſpürung und Abſchlachtung derjenigen, die der Himmel ſo offenbarlich verdamme. Ein Wort Catharinen's lief von Mund zu Mund: man berief ſich darauf bei Erwürgung von Weibern und Kindern: Che pieta lor ser crudele, que crudelta lor ser pietoso. (Jetzt ſey Mitleid Grauſamkeit, und Grauſamkeit Mitleid.)

Und ... ſeltſame Erſcheinung! unter allen dieſen Proteſtan-

ten waren nur wenige, die nicht den Krieg mitgemacht, die nicht in blutigen Schlachten, wo ihr Muth der Uebermacht den Sieg streitig gemacht, gekritten hatten; und demnach leisteten, während dieser Metzelei, nur zwei ihren Mördern einigen Widerstand, und von diesen beiden Männern war nur Einer Soldat gewesen. Man sah alte Krieger, gleich Opferlämmern, ihren Hals den Elenden hinstrecken, die Tags zuvor noch vor ihnen gezittert hatten. Sie setzten ihren Muth in die Ergebung und zogen die Martyrerkrone dem Ruhm der Tapferkeit vor.

Nachdem der erste Blutdurst gestillt war, sah man die mildesten der Todtschläger ihren Opfern um den Preis der Glaubensabschwörung das Leben anbieten. Nur eine sehr geringe Anzahl von Calvinisten benützte dieses Anerbieten und ließ sich herbei, Tod und Qualen mit einer vielleicht entschuldbaren Lüge abzukaufen. Weiber und Kinder wiederholten ihr Symbol mitten unter den gegen ihr Haupt erhobenen Schwertern und starben, ohne eine Klage auszustoßen.

Nach zwei Tagen versuchte der König der Schlächterei Einhalt zu thun; aber wenn man einmal von Leidenschaften der Menge die Zügel hat schießen lassen, so ist es kaum möglich, sie wieder zu bändigen. Nicht nur stehen die Dolche ihr zerstörendes Handwerk fort, sondern es wurde sogar der Monarch selbst, den man einer gottlosen Milde anklagte, genöthigt, seine mildernden Erklärungen zurückzunehmen und seine Schuldigkeit, welche doch den Hauptzug seiner Charaktere ausmachte, noch zu überbieten.

Während der ersten Tage nach der Bartholomäusnacht wurde Margo regelmäßig von seinem Bruder in seiner Freistätte besucht, und erfuhr jedesmal wieder neue Details von den gräßlichen Scenen, deren Zeuge Georg gewesen.

„Ha! wann werde ich dieses Land des Mordes und Frevels verlassen können?“ rief der Kapitän aus. „Lieber möchte ich unter wilden Thieren leben, als unter diesen Franzosen.“

„Komm mit mir nach La Rochelle," sagte Mergy, „ich hoffe, daß die Bluthunde es noch nicht erobert haben. Komm, mit mir zu sterben und Deinen Abfall durch die Vertheidigung des letzten Bollwerks unserer Religion wieder gut zu machen."

„Ja! und was soll aus mir werden?" fragte Diana.

„Gehen wir lieber nach Deutschland oder England," antwortete Georg, „dort werden wir wenigstens weder erwürgt werden noch erwürgen!" — Diese Vorschläge hatten keine Folge. Georg wurde für seinen Ungehorsam gegen die Befehle des Königs in Arrest gesetzt; und die Gräfin, welche zitterte bei dem Gedanken, daß ihr Geliebter entdeckt werden könnte, sann nur noch auf Mittel, ihn aus Paris wegzubringen.

XXIII.

Die beiden Mönche.

„Sie scheren die Krone ihm ab,
Und machen ihn zum Mönche."
[illegible]

In einer Schenke an den Ufern der Loire, nicht weit von Orleans, auf dem Wege nach Beaugency hinab, saß ein junger Mönch mit einer braunen Kutte und großer, halb über's Gesicht geschlagener Kapuze vor einem Tisch, die Augen mit einer gar sehr erbaulichen Aufmerksamkeit auf sein Brevier geheftet, obgleich er einen etwas dunkeln Winkel zum Lesen gewählt hatte. An seinem Gürtel hieng ein Rosenkranz, dessen Korallen dicker waren als Taubeneier, und ein ungeheurer Vorrath von Heiligenbildern, an derselben Schnur befestigt, klimperte bei jeder Bewegung, die er machte. Wenn er seinen Kopf hob, um nach der Thüre zu sehen, bemerkte man einen wohlgebildeten Mund, den ein in der Form eines türkischen Halbmonds aufgewichster,

13 *

so galanter Schnurrbart zierte, daß er einem Kapitän von den Gendarmen Ehre gemacht hätte. Seine Hände waren sehr weiß, seine Nagel lang und sorgfältig geschnitten, und es war keine Spur zu finden, daß der junge Bruder, gemäß der Gewohnheit seines Ordens, jemals Schaufel und Spaten gehandhabt hätte.

Eine dicke, pausbackige Bäuerin, welche die Geschäfte einer Magd und Köchin in der Schenke versah, deren Gebieterin sie zugleich war, näherte sich dem jungen Mönch und sagte zu ihm nach einer ziemlich linkischen Verbeugung:

„Nun! mein Pater, wollt Ihr nichts zu Eurem Mittagessen befehlen? Wisset Ihr, daß zwölf Uhr längst vorüber ist?"

„Wird das Schiff nach Brangency noch lange ausbleiben?"

„Wer weiß? der Wasserstand ist nieder; man fährt nicht, wie man will. Und in jedem Fall ist es noch nicht Zeit. Sehet, an Eurer Stelle würde ich hier speisen."

„Gut! ich will; aber gibt es keinen andern Speisesaal, als diesen? Hier herrscht ein unangenehmer Geruch."

„Ihr habt eine feine Nase, mein Pater. Ich meines Theils rieche gar nichts."

„Brennt man Säue in der Nähe dieser Herberge?"

„Säue? Ach! das ist ein Spaß! Säue? Ja, halb und halb; freilich sind es Säue, denn, wie Euer Mitbruder sagt, zu ihren Lebzeiten waren sie in Seide gekleidet; aber dergleichen Säue kann man nicht essen. Es sind Hugenotten, mit Respekt zu melden, mein Pater, die man am Ufer des Wassers, hundert Schritte von hier verbrennt, und ihren Geruch schmeckt Ihr."

„Hugenotten?"

„Ja, Hugenotten. Macht Euch das etwas? Laßt Euch dadurch den Appetit nicht verderben. Was aber Euren Wunsch wegen des Speisesaals betrifft, so habe ich nur Einen; also müßt Ihr in Gottesnamen damit zufrieden seyn. Bah! der Hugenott stinkt doch nicht gar zu sehr. Uebrigens wenn man sie nicht verbrennte, stünken sie vielleicht nur um so mehr. Diesen Mor-

ren Tag ein Haufen derſelben auf dem Strand, ein Haufen, ihr Doch . . . wie ſoll ich ſagen? ſo hoch als dieſer Kamin."

„Nun Ihr gehet hin, dieſe Leichname zu ſehen?"

„Ah! Ihr ſagt mir das, weil ſie nach modern, aber bei Letten, Hochwürdigſter, gilt das nicht; es regte mich ſo wenig an, als hätte ich einen Haufen verreckter Ratten geſehen. Es ſcheint übrigens, man habe geſtern ſchön gearbeitet in Orleans, denn die Leute hat man ſofort viele von denen Ketzeriſchen herausgeſchwemmt, und da das Waſſer niedrig ſteht, ſo findet man jeden Tag welche, die auf dem Trockenen ſitzen bleiben. Erſt geſtern noch, wie der Müllerknecht nachſah, ob er Schinken in ſeinem Rauche habe, was findet er drin? ein todtes Weib mit einem gefunden Hellebardenſtich im Magen. Teufel, da gieng es ihr hinein und hier zwiſchen ihren Schultern kam es heraus. Es wäre ihm freilich lieber geweſen, eine ſchöne Katze zu finden. Aber was habt Ihr denn, mein Hochwürdigſter? . . . wollet Ihr denn in eine Schwäche fallen? Soll ich Euch bis zu Eurem Mittageſſen einen Becher Weingeiſter geben? Das wird Euch das Herz im Leibe wieder einrichten."

„Dank Euch."

„Wohlan! was begehrt Ihr zu eſſen?"

„Das nächſte Beſte, mir einerlei."

„Was? ich frage nochmals, denn ſehet, ich habe eine gut eingerichtete Speiſekammer."

„Nun denn! ſo gebt mir ein Huhn und laſſet mich meine Breviere leſen."

„Ein Huhn? ein Huhn? Ei, Hochwürdigſter, das wäre ſchön! über Eure Zähne werden auch die Spinnen zur Faſtenzeit keine Gewebe machen. Ihr habt alle eine Diſpenſation vom Papſte, daß Ihr am Freitag einen Hahn eſſen dürft?"

„Ach! wie ich zerſtreut bin! . . . ja gewiß, heute iſt Freitag . . . am Freitag ſollt Du kein Fleiſch eſſen. Gebt mir Eier. Ich danke Euch ſehr, daß Ihr mich zu rechter Zeit

[illegible], um einer so großen Sünde nicht theilhaftig zu werden."

„Das sag' mir einer!" murmelte die Wirthin vor sich hin: „wenn man diese Herren nicht beaufsichtete, so würden sie an einem Fasttage Hühner essen, und machen doch wegen eines schlechten Bohnen-Speck, den sie in der Suppe eines armen Weibes finden, einen Lärm, daß man Ohren schließen möchte!"

Nach dieser Bemerkung begab sie sich an das Einschlagen ihrer Eier und der Mönch schickte sich an, sein Brevier fortzulesen.

„Ave Maria, meine Schwester," sagte ein anderer Mönch, in die Schenke eintretend, als gerade Frau Margaretha ihren Pfannenstiel hielt und einen dicken Eierkuchen umwenden wollte.

Der Neuangekommene war ein schöner, graubartiger, großer, starker und voller Greis; er hatte ein frohes leuchtendes Gesicht; was aber zuerst die Aufmerksamkeit fesselte, war ein mächtiges Pflaster, das ihm ein Aug und die Hälfte der Wange überkleisterte. Er sprach das Französische mit Leichtigkeit, aber man konnte in seinen Worten einen ausländischen Anklang nicht verkennen.

Im Augenblick, da er hereinkam, ließ der junge Mönch seine Kapuze noch tiefer fallen, so daß er gar nicht gesehen werden konnte; und was Frau Margarethen am allersonderbarsten erschien, war der Umstand, daß der neue Gast, welcher wegen der Wärme seine Kapuze aufgeschlagen hatte, beim Anblick seines Mitmönchs augenblicklich dieselbe herunterließ.

„Meiner Treu! mein Vater," sagte die Schenkwirthin, „Ihr kommt gerade recht zum Essen; Ihr dürft nicht warten und werdet bald in's Land der Schlaraffen kommen." Dann wendete sie sich an den jungen Mönch: „Nicht wahr, Hochwürdigster, es freut Euch, mit Eurem Hochwürden hier zu speisen? der Geruch meines Eierkuchens hat ihn angezogen. Ja natürlich, ich spare auch die Butter nicht dabei."

Der junge Mönch antwortete ſchüchtern und ſtammelnd: „Ich müßte befürchten, den Herrn zu ſtören.“

Der alte Mönch ſagte ſeiner Seite mit geſenktem Kopf: „Ich bin ein armer Elſäßer Mönch . . . ſpreche ſchlecht franzöſiſch . . . und fürchte, meine Geſellſchaft möchte meinem Mitbruder nicht angenehm ſeyn.“

„Du lieber Gott!“ ſagte Frau Margarethe! „ihr werdet doch keine Umſtände machen. Unter Mönchen von dem gleichen Orden muß Tiſch und Bett gemeinſchaftlich ſeyn.“ Damit nahm ſie einen Stuhl, welchen ſie just dem jungen Mönch gegenüber vor den Tiſch ſtellte. Der Alte ſetzte ſich abſeits, offenbar ſehr verlegen mit ſeiner Perſon; der Wunſch zu eſſen und ein gewiſſer Widerwillen, ſeinem Mitbruder Auge in Auge zu ſitzen, ſchienen ſich in ihm zu ſtreiten.

Der Eierkuchen wurde aufgetragen.

„Jetzt, meine Patres, macht ſchnell Euer benedicite fertig und dann ſollt Ihr mir ſagen, ob mein Eierkuchen gut iſt.“

Bei dem Wort benedicite geriethen die beiden Mönche offenbar noch mehr in die Klemme. Der jüngere ſagte zum ältern: „Ihr müßt es ſprechen; Ihr ſeyd älter als ich, und dieſe Ehre gebühret Euch.“

„Nicht doch! Ihr waret vor mir hier; Ihr müßt es ſprechen.“

„Nein, ich bitte Euch.“

„Ich werde es gewiß nicht thun.“

„Ihr müßt es durchaus.“

„Man wird ſehen,“ ſagte Frau Margarethe, „ſie laſſen mir meinen Eierkuchen kalt werden. Hat man je zwei Kapuziner ſolche Umſtände machen ſehen? Der Alte ſoll das benedicite herſagen und der Junge nachher das gratias.“

„Ich kann das benedicite nur in meiner Sprache,“ ſagte der alte Mönch. Der junge erſtaunte ſichtlich und warf einen verſtohlenen Blick auf ſeinen Genoſſen. Letzterer jedoch faltete die Hände in ſehr frommer Weiſe und begann unter ſeiner Ka-

putze einige Worte zu radebrechen, die kein Menſch verſtand. Dann ſetzte er ſich wieder und hatte im Nu, ohne ein Wort zu ſagen, drei Viertel von dem Eierkuchen verſchlungen und die vor ihm ſtehende Flaſche geleert. Sein Tiſchgenoſſe, die Naſe auf dem Teller, that den Mund nur zum Eſſen auf. Nachdem der Eierkuchen verſchwunden, ſtand er auf, legte die Hände zuſammen und ſtotterte ſehr haſtig einige lateiniſche Wörter hervor, deren letzte waren: et beata viscera virginis Mariae. Das waren die einzigen, welche Margarethe verſtand.

„Welches drellige gratias, mit Reſpekt zu melden, ſprecht Ihr da, mein Pater! Mir kommt es vor, es iſt nicht das von unſerem Herrn Pfarrer."

„Es iſt das gratias von unſerem Kloſter," ſagte der junge Kapuziner.

„Wird das Schiff bald kommen?" fragte der andere Mönch.

„Nur Geduld! es muß bald anlangen," antwortete Frau Margarethe.

Der junge Frater ſchien mißvergnügt, ſo viel man wenigſtens aus ſeiner Kopfbewegung abnehmen konnte. Indeß wagte er nicht die geringſte Bemerkung; und ſein Brevier ergreifend, ſchickte er ſich an, mit verdoppelter Aufmerkſamkeit zu leſen.

Der Elſäßer ſeiner Seits wendete ſeinem Genoſſen den Rücken und ließ die Kugeln ſeines Roſenkranzes zwiſchen Daumen und Zeigfinger rollen, indem er die Lippen bewegte, ohne daß der geringſte Ton daraus hervorgieng.

Das ſind doch die beiden ſonderbarſten Mönche, die ich jemals geſehen, und die ſchweigſamſten, dachte Frau Margarethe, indem ſie ſich an ihr Spinnrad ſetzte, welches bald zu ſchnurren begann.

Eine Viertelſtunde war das Stillſchweigen durch nichts unterbrochen worden, außer dem Geſumme des Mädchens, als vier bewaffnete Leute von ſchlimmem Ausſehen in die Schenke traten. Beim Anblick der beiden Mönche berührten ſie leicht die

Krempe ihres Hutes, und Einer derſelben, welcher Margarethen mit dem vertraulichen Namen „meine kleine Marget“ begrüßte, forderte zuerſt Wein und dann ſchnell zu eſſen von ihr, denn, ſagte er, in meinem Schlunde ſind Binſen gewachſen, aus Mangel an Bewegung meiner Kinnladen.

„Wein, Wein!“ murrte Frau Margarethe, „das iſt bald geſagt, Herr Bois-Dauphin. Aber werdet Ihr die Zeche bezahlen? Ihr wißt, Hieronymus Credit iſt geſtorben: und dann ſchuldet Ihr mir auch theils für Wein, theils für Mittag- und Nachteſſen über ſechs Thaler, ſo wahr ich eine rechtſchaffene Frau bin!“

„Eines ſo wahr, als das Andere,“ antwortete lachend Bois-Dauphin: „das heißt, ich bin Euch nur zwei Thaler ſchuldig, Mutter Marget, und keinen Heller weiter, beim Firmament!“

„Ach! Jeſus Maria, kann man ſo etwas ſagen? . . .“

„Nu, nu, kennt nur nicht, alte Baſe. Ein's um die ſechs Thaler. Ich will ſie Dir bezahlen, Margarethlein, nebſt dem, was wir heute hier verzehren; denn heute hab' ich Klingendes, obgleich wir bei dem Geſchäft, das wir treiben, nichts gewennen. Ich weiß nicht, was die Halbmenſchen da mit ihrem Geld machen.“

„Es iſt wohl möglich, daß ſie es verſchlucken, wie die Deutſchen,“ ſagte einer ſeiner Kameraden.

„Peſt und Tod!“ ſchrie Bois-Dauphin, „man muß das unterſuchen. Die guten Piſtolen ſind in einem Ketzerwanſt eine gute Fülle, die man nicht den Hunden vorwerfen muß.“

„Wie ſie krächzte, die Tochter dieſes Predigers von heute Morgen!“ ſagte der Dritte.

„Und der dicke Prediger!“ fügte der letzte bei: „was ich gelacht habe! er war ſo dick, daß er nicht unterſinken konnte.“

„Ihr habt alſo dieſen Morgen gut gearbeitet?“ fragte Margarethe, die mit vollen Flaſchen aus dem Keller kam.

„So ſo,“ ſagte Bois-Dauphin. „Männer, Weiber und kleine

Kinder, im Ganzen ein Dutzend, haben wir in's Waſſer oder Feuer geworfen. Aber das Schlimmſte daran, Marget, iſt, daß ſie nicht Geld noch Geldeswerth hatten: außer der Frau, welche einige Fahnen beſaß, war all das Bildprät kein Hufeiſenbeſchlage werth. Ja, mein Vater," fuhr er, ſich an den jüngſten der Mönche wendend, fort, „wir haben den Ablaß wohl verdient, da wir dieſen Morgen die Hunde von Ketzern, Eure Feinde, umbrachten."

Der Mönch ſah ihn einen Augenblick an, dann las er weiter; aber ſein Brevier zitterte ſichtlich in ſeiner linken Hand und er ballte ſeine rechte Fauſt wie ein von innerer und gewaltſamer Bewegung ergriffener Mann.

„Ei," ſagte, ſich an ſeine Kameraden wendend, Beis-Dauphin, „bei dem Ablaß fällt mir ein, daß ich gerade Einen haben möchte, um heute Fleiſch zu eſſen. Ich ſehe im Hofe der Frau Marget junge Hahnen, die mich gewaltig in Verſuchung führen."

„Zum Henker!" ſagte einer der Verbrecher, „eſſen wir welche, wir werden dafür nicht des Teufels ſeyn. Wir beichten morgen, dann iſt's geſchehen."

„Hört, gute Freunde," ſagte ein Anderer, „mir kommt ein Gedanke. Verlangen wir von dieſen dicken Kuttenträgern da die Erlaubniß, Fleiſch zu eſſen."

„Ja, wenn ſie's könnten!" antwortete ſein Kamerad.

„Bei den Gedärmen unſerer lieben Frau!" ſchrie Beis-Dauphin: „ich weiß ein beſſeres Mittel als das, und will es Euch in's Ohr ſagen."

Die vier Schurken ſteckten ſogleich ihre Köpfe zuſammen, und Beis-Dauphin ſetzte ihnen leiſe ſeinen Plan auseinander, der mit großem Gelächter aufgenommen wurde. Nur einer der Banditen zeigte einige Skrupel.

„Das iſt ein wüſter Gedanke, den Du da haſt, Beis-Dauphin, und das kann uns Unglück bringen, ich thue nicht mit."

„Schweig' doch, Guillemin! als ob es eine große Sünde wäre, Jemand an der Klinge eines Dolches riechen zu laſſen!"

„Ja, aber einen Geweihten!...."

Sie redeten heimlich, und die Mönche ſuchten ihre Anſchläge aus einigen Worten zu errathen, die ſie von ihrer Unterredung erhaſchten.

„Bah! es iſt kein Unterſchied," entgegnete Beis-Dauphin laut. „Und zudem, ſey's wie es will, er wird die Sünde begehen und nicht ich."

„Ja, ja, Beis-Dauphin hat Recht!" riefen die beiden Andern.

Sofort ſtand Beis-Dauphin auf und gieng aus dem Saal. Gleich darauf hörte man die Hahnen ſchreien und bald erſchien der Räuber wieder mit einem todten Hahn in jeder Hand.

„Ha! der Verdammte!" ſchrie Frau Margarethe. „Meine Hahnen umbringen! und an einem Freitag! Was willſt Du damit machen?"

„Still, Frau Margarethlein, mach' mir die Ohren nicht warm. Ihr wiſſet, ich bin ein ſchlimmer Geſelle. Rüſtet Eure Bratſpieße und laßt mich machen." Dann trat er zu dem elſaßiſchen Frater und ſagte: „Hier, mein Vater, ſeht Ihr wohl dieſe zwei Beſtien da? gut! ich möchte Euch um die Gnade bitten, ſie zu taufen."

Der Mönch wich erſtaunt zurück, der Andere machte ſein Buch zu und Frau Margaretha fieng an, auf Beis-Dauphin loszuziehen.

„Ich ſoll ſie taufen?" ſagte der Mönch.

„Ja, mein Vater. Ich werde der Pathe ſeyn, und Margot hier die Pathin. Nun höret die Namen, die ich meinen Taufkindern gebe: dieſes ſoll Karyſe heißen, und das andere Hörè. Nicht wahr, zwei ſchöne Namen?"

„Hühner taufen?" rief der Mönch lachend.

„Nun ja doch, alle Wetter! mein Vater! machet's kurz!"

„Ha, der Galgenſtrick!" ſchrie Margaretha; „Du bildeſt Dir

ein, ich taufe Dich so hier taufen? glaubſt Du bei Juden zu ſein, und auf dem Herrnſabbath, daß Du Thiere taufen willſt?"

„Schaft mir doch dieſe Hexterin vom Hals," ſagte Bois-Dauphin zu ſeinen Kameraden; „und Ihr, mein Pater, könnet Ihr nicht den Namen des Schmieds leſen, der dieſe Klinge gemacht hat?"

Damit hielt er ſeinen gezückten Dolch dem alten Mönch unter die Naſe. Der Junge fuhr auf; aber gleich darauf ſetzte er ſich, wie in Folge einer klugen Ueberlegung, wieder hin mit dem Entſchluß, Geduld zu haben.

„Wie wollt Ihr, daß ich Vögel taufen ſoll, mein Sohn?"

„Hagel! das iſt leicht: wie Ihr uns tauft, uns Weibesſamen. Schüttet ihnen ein wenig Waſſer auf den Kopf und ſprecht: **Baptizo te Carpam et Perchem**: nun ſagt es in Eurem Kinderwelſch. Geſchwind, Kleinhans, bring uns das Waſſerglas dort, und Ihr alte, die Hüte herab, Andacht, Reſpekt vor Gott!"

Zum allgemeinen Erſtaunen nahm der alte Kapuziner ein wenig Waſſer, träufelte es auf den Kopf der Hahnen, und ſagte ſehr ſchnell und ſehr unverſtändlich etwas her, das wie ein Gebet ausſah. Er ſchloß mit: **Baptizo te Carpam et Perchem.** Dann ſetzte er ſich und nahm ſeinen Roſenkranz wieder mit vielem Gleichmuth und als ob er nur etwas Gewöhnliches gethan hätte.

Das Erſtaunen hatte Frau Margarethe ſtumm gemacht. Bois-Dauphin triumphirte. — „Friſch auf, Margot!" ſagte er, ihr die beiden Hähner zuwerfend, „bereite uns dieſen Karpfen und dieſen Bärs; das iſt eine ſehr gute Faſtenſpeiſe."

Aber trotz der Taufe konnte ſich Margarethe noch immer nicht entſchließen, ſie als eine chriſtliche Speiſe anzuſehen. Die Schwarzhähne machten ihr mit ſchlimmer Behandlung drohen, ehe ſie ſich entſchließen konnte, dieſe neugeſchaffenen Fiſche an den Bratſpieß zu ſtecken.

Inzwiſchen tranken Bois-Dauphin und ſeine Genoſſen ge-

waltig; ſie brachten Geſundheiten aus und verführten einen Höllen-Lärm.

„Hört!“ ſchrie Bois-Dauphin, mit einem großen Fauſtſchlag auf den Tiſch Stille gebietend, „ich ſchlage vor, auf die Geſundheit unſeres heiligen Vaters Papſt und den Tod aller Hugenotten zu trinken; und die beiden Kutten und Frau Margot müſſen mit uns anſtoßen.“

Der Vorſchlag wurde von ſeinen Kameraden durch Zuruf angenommen.

Er ſtand etwas ſchwankend auf, denn er war ſchon mehr als halbbetrunken, und füllte aus einer Flaſche, die er in der Hand hatte, das Glas des jungen Mönchs.

„Auf, guter Pater,“ ſtotterte er, „auf die Heiligkeit Seiner Geſundheit!... ich habe mich verſprochen: auf die Geſundheit Seiner Heiligkeit! und den Tod....“

„Ich trinke niemals zwiſchen meinen Mahlzeiten,“ antwortete kalt der junge Mann.

„Ob! zum Henker! Ihr müßt trinken, oder, hol' mich der Teufel! Ihr ſollt mir Rede ſtehen.“

Damit ſtellte er die Flaſche auf den Tiſch, nahm das Glas, und brachte es an die Lippen des Mönchs, der ſich, ſcheinbar ruhig, ſchnell auf ſein Brevier herab beugte. Einige Tropfen Weins fielen auf das Buch. Augenblicklich erhob ſich der Mönch und nahm das Glas; aber ſtatt zu trinken, ſchüttete er den Inhalt Bois-Dauphin in's Geſicht. Ein allgemeines Gelächter erfolgte. Der Frater ſchaute, an die Mauer gelehnt und mit gekreuzten Armen, dem Frevler ſtarr in's Antlitz.

„Wiſſet Ihr wohl, mein kleiner Pater, daß dieſer Scherz mir nicht gefällt? Helf mir Gott, wenn Ihr kein Kuttenträger wäret, ſo würde ich Euch ein für allemal Eure Leute kennen lehren.“

Mit dieſen Worten ſtreckte er die Hand bis zum Geſicht des jungen Mannes aus und ſtreifte deſſen Schnurrbart mit ſeinen Fingerſpitzen.

Das Geſicht des Mönches wurde purpurroth. Mit einer Hand faßte er den unverſchämten Banditen am Kragen, mit der andern nahm er die Flaſche und zerſchlug ſie ihm mit ſolcher Gewalt auf dem Kopf, daß Bois-Dauphin bewußtlos auf den Fußboden ſtürzte, mit Blut und Wein überſpritzt.

„Wundervoll gemacht, mein Tapferer!“ ſchrie der alte Mönch „und für einen Pfaffen haltet Ihr Euch zum Entzücken!“

„Bois-Dauphin iſt todt!“ ſchrieen die drei Räuber, da ſie ſahen, daß ihr Kamerad ſich nicht bewegte. „Ha! Schurke! wir wollen Dir das Bad geſegnen!“ Sie langten nach ihren Degen; aber der junge Mönch ſtreifte mit erſtaunlicher Behendigkeit die langen Aermel ſeiner Kutte zurück, ergriff Bois-Dauphin's Degen und ſtellte ſich mit entſchloſſenem Weſen in Parade. Zugleich zog ſein Mitbruder einen Dolch unter der Kutte hervor, deſſen Klinge wohl achtzehn Zoll war, und ſtellte ſich mit eben ſo martialiſchem Ausſehen an die Seite deſſelben.

„Ah! Canaille!“ rief er, „wir wollen Euch Lebensart lehren und Euer Handwerk zeigen!“ Nach wenigen Streichen waren die drei Spitzbuben verwundet oder entwaffnet und mußten aus dem Fenſter ſpringen.

„Jeſus Maria!“ rief Frau Margarethe aus, „was ſeyd Ihr für Helden, meine guten Patres! Ihr machet der Religion Ehre. Aber bei alle dem liegt da ein beinahe todter Menſch, und das ſchadet dem guten Namen meiner Herberge.“ — „Oh! nicht doch, er iſt nicht todt,“ ſagte der alte Mönch; „ſeht nur, er regt ſich; aber ich werde ihm gleich die letzte Oelung geben.“ Und er gieng auf den Verwundeten zu, nahm ihn bei den Haaren, ſetzte ihm einen zweiſchneidigen Dolch an die Kehle und hätte ihm richtig den Kopf abgeſchnitten, wäre nicht Frau Margarethe und ſein Tiſchgenoſſe dazwiſchen geſprungen.

„Was macht Ihr, guter Gott!“ rief Margarethe; „einen Menſchen tödten? und zwar einen, der noch für einen guten Katholiken gilt, obgleich freilich offenbar nichts daran iſt?“

„Ich ſetze voraus," ſagte der junge Mönch zu ſeinem Mitbruder, „daß Euch, wie mich dringende Geſchäfte nach Beaugency rufen? dort kommt das Schiff. Beeilen wir uns!"

„Ihr habt recht und ich folge Euch." Er putzte ſeinen Dolch und ſteckte ihn wieder unter ſeine Kutte. Jetzt wanderten die beiden tapfern Mönche, nachdem ſie ihre Zeche bezahlt, mit einander gegen die Loire hin, Bois-Dauphin unter Margarethens Händen zurücklaſſend, welche damit begann, daß ſie in ſeinen Taſchen ſuchte, um ſich bezahlt zu machen; worauf ſie ihm die Glasſcherben aus dem zerriſſenen Schädel zog und ihn endlich nach dem in ſolchen Fällen bei den Wirthinnen üblichen Gebrauch verband.

„Ich müßte mich ſehr täuſchen, wenn ich Euch nicht ſchon irgendwo geſehen hätte," ſagte der junge Mann zu dem Kapuziner.

„Hol' mich der Teufel, wenn mir Euer Geſicht nicht bekannt iſt! aber..."

„Als ich Euch zum Erſtenmal ſah, ſcheint es mir, trugt Ihr dieſe Kutte nicht."

„Und Ihr ſelber?"

„Ihr ſeyd der Hauptmann...."

„Dietrich Hornſtein, Euch zu dienen: und Ihr ſeyd der junge Edelmann, mit dem ich in der Nähe von Etampes zu Nacht ſpeiſte."

„Derſelbe."

„Ihr heißet Mergy?"

„Ja; aber das iſt jetzt mein Name nicht. Ich bin der Bruder Ambroſius."

„Und ich der Bruder Antonius aus dem Elſaß."

„Gut. Und Ihr reiſet?"

„Nach La Rochelle, wenn ich kann."

„Und ich deßgleichen."

„Ich bin erfreut, Euch zu begegnen.... Aber alle Wetter! Ihr habt mich entſetzlich in Verlegenheit gebracht mit Eurem

benedeite. Ich wußte kein Wort davon; und hielt Euch obendrein für einen ächten und gerechten Mönch."

„So gieng es mir ebenfalls."

„Woher seyd Ihr entkommen?"

„Aus Paris. Und Ihr?"

„Aus Orleans. Ich war genöthigt, mich mehr als acht Tage zu verbergen. Meine armen Reiter... mein Cornett... sind in der Loire."

„Und Mila?"

„Wurde katholisch."

„Und mein Pferd, Hauptmann?"

„Ach ja! Euer Pferd? Ich ließ den Spitzbuben von Trompeter, der es Euch geraubt, Spießruthen laufen... da ich aber nicht wußte, wo Ihr wohntet, so konnte ich es Euch nicht zurückgeben.... und behielt es in Erwartung der Ehre, Euch wieder zu begegnen. Jetzt gehört es ohne Zweifel so einem Hund von Papisten."

„Stille! sprecht dieses Wort nicht so laut aus! Wohlan, Kapitän, werfen wir unser Glück zusammen, und helfen wir einander, wie wir eben gethan!"

„Ich will gern; und so lange Dietrich Hornstein einen Tropfen Bluts in seinen Adern hat, wird er bereit seyn, an Eurer Seite mit der Klinge zu spielen."

Vergnügt schüttelten sie einander die Hände.

„Ei et! sagt mir doch, welche verdammte Geschichte haben sie mir da mit ihren Hühnern und ihren Carpam, Porcham, vorgemacht? Man muß doch zugeben, daß diese Papisten eine sehr vernagelte Race sind."

„Still! noch einmal. Hier ist das Schiff!"

So sich unterhaltend, gelangten sie zu der Fähre, welche sie bestiegen. Sie kamen nach Beaugency, ohne daß ihnen etwas Anderes aufstieß, als mehrere Leichname ihrer Religionsgenossen, welche in der Loire schwammen.

Ein Schiffer machte sie darauf aufmerksam, daß die meisten auf dem Rücken lagen. „Sie flehen zum Himmel um Rache," sagte Mergy zu dem Hauptmann der Reiter.

Dietrich drückte ihm, ohne zu antworten, die Hand.

XXIV.

Die Belagerung von La Rochelle.

Hofft noch und duldet, die Ihr's könnt!
Thom. Moore.

La Rochelle, dessen Einwohner sich fast alle zur reformirten Religion bekannten, war damals so viel als die Hauptstadt der südlichen Provinzen und das festeste Bollwerk der protestantischen Partei. Ein ausgebreiteter Handel mit England und Spanien hatte demselben beträchtliche Reichthümer zugeführt und jenen Geist von Selbstständigkeit eingehaucht, den sie erzeugen und aufrecht halten. Die Bürger, Fischer oder Matrosen und nicht selten Corsaren, besaßen, weil frühe an die Gefahren eines abenteuerlichen Lebens gewöhnt, eine Thatkraft, welche bei ihnen die Kriegszucht und die Uebung im Kriege ersetzte. Daher wurden bei der Nachricht von dem Gemetzel des vierundzwanzigsten August's, die Rocheller — weit entfernt, sich jener blödsinnigen Resignation zu ergeben, welche sich des größten Theils der Protestanten bemächtigt und dieselben zur Verzweiflung an ihrer Sache getrieben hatte — von dem thätigen und furchtbaren Muthe beseelt, den bisweilen die Verzweiflung einflößt. Einhellig beschlossen sie, lieber das Aeußerste zu wagen, als die Thore einem Feinde zu öffnen, der kaum erst einen so himmelschreienden Beweis seiner Falschheit und Treulosigkeit gegeben hatte. Während die Pfarrer diesen Entschluß durch ihren fanatischen Eifer unterhielten, arbeite-

ten Weiber, Kinder, Greiſe wetteifernd an der Wiederherſtellung alter und Anführung neuer Verſchanzungen. Man häufte Lebensmittel und Waffen auf, man rüſtete Barken und Schiffe aus; kurz, man verlor keinen Augenblick zur Organiſirung und Vorbereitung aller nur irgend möglichen Vertheidigungsmittel der Stadt. Mehrere dem Gemetzel entronnene Edelleute vereinigten ſich mit den Rochellern und entflammten durch das Gemälde, das ſie von den Verbrechen der Bartholomäusnacht entwarfen, ſelbſt die Aengſtlichſten zum Muth. Für Männer, die von einem gewiß ſcheinenden Tod errettet waren, galten der Krieg und ſeine Wechſelfälle nicht mehr, als ein leichter Wind für Matroſen, die eben einem Sturm entgangen ſind. Mergy und ſein Begleiter gehörten unter die Zahl dieſer Flüchtlinge, welche die Reihen der Vertheidiger von La Rochelle vergrößerten.

Der Hof von Paris, den dieſe Rüſtungen beunruhigten, berente es, daß er nicht zuvorgekommen war. Der Marſchall v. Biron war im Anzug gegen La Rochelle, indeß zugleich Ueberbringer von Vorſchlägen zu einer friedlichen Uebereinkunft. Mit einigem Grund hoffte der König, die Wahl Biron's als Unterhändler werde den Rochellern angenehm ſeyn; denn dieſer Feldherr, weit entfernt, an den Metzeleien der Bartholomäusnacht Theil zu nehmen, hatte mehrere ausgezeichnete Proteſtanten gerettet und ſogar die Kanonen des Arſenals, das er befehligte, gegen die Mörder gerichtet, welche königliche Abzeichen trugen. Er verlangte nichts, als in die Stadt aufgenommen und dort in der Eigenſchaft als königlicher Gouverneur anerkannt zu werden, wogegen er verſprach, die Vorrechte und Freiheiten der Einwohner zu achten und ihnen freie Ausübung ihrer Religion zu geſtatten. Aber durfte man, nach dem Mord von ſechzigtauſend Proteſtanten, noch an die Verſprechungen Carl's IX. glauben? Indem dauerten, während des Gangs der Unterhandlungen, die Schlächtereien in Bordeaux fort. Biron's Soldaten plünderten das

Gebiet von La Rochelle und eine königliche Flotte kaperte die Kauffahrteischiffe und blokirte den Hafen.

Die Rocheller weigerten ſich alſo, Biren aufzunehmen, und antworteten, daß ſie mit dem König, ſo lange er ein Gefangener der Guiſen wäre, nicht unterhandeln könnten: ſey's nun, daß ſie wirklich die letztern für die einzigen Urheber der Verfolgungen gegen den Calvinismus hielten, oder daß ſie mit dieſer nachher oft wiederholten Ausrede das Gewiſſen derjenigen beſchwichtigen wollten, welche der Meinung waren, die Treue gegen ihren König ſollte ihnen mehr gelten, als die Intereſſen ihrer Religion. Damit war jeder Weg zur Verſtändigung abgeſchnitten. Der König ſchickte einen andern Unterhändler: La Noue. La Noue, der Eiſenarm zugenannt, von einem künſtlichen Arm, den er ſtatt eines im Kampfe verlorenen trug, war ein eifriger Calviniſt, der in den letzten Bürgerkriegen Proben von großem Muth und militäriſchen Fähigkeiten abgelegt hatte.

Der Admiral, deſſen Freund er war, hatte an ihm den geſchickteſten und ergebenſten Unterbefehlshaber gehabt. Am Bartholomäustage war er in den Niederlanden mit Disciplinirung der flämiſchen Inſurgenten-Banden gegen die ſpaniſche Macht beſchäftigt. Vom Glück verrathen, hatte er ſich dem Herzog von Alba ergeben müſſen, und war von dieſem ziemlich gut behandelt worden. Nicht lange darnach, als über die Ströme vergoſſenen Blutes einige Gewiſſensbiſſe erwachten, löſte ihn Carl IX. und nahm ihn, wider alles Erwarten, mit Leutſeligkeit auf. Dieſer ſtets in Extremen begriffene Monarch überhäufte jetzt einen Proteſtanten mit Liebkoſungen, und hatte doch kaum erſt Hunderttauſende von deſſen Glaubensgenoſſen erwürgen laſſen. Eine Art Verhängniß ſchien über La Noue's Beſtimmung zu wachen; nun ſchon zu drei verſchiedenen Malen war er in einem Bürgerkriege gefangen, zuerſt bei Jarnac, dann bei Montcontour, und immer wieder von dem Bruder des Königs*) ohne Löſegeld freigege-

*) Herzog von Anjou, nachher Heinrich III.

den werden, trotz der dringenden Vorstellungen eines Theils seiner Hauptleute, welche in ihn drangen, einen Mann zu opfern, der allzu gefährlich sey, um geschont, und zu rechtschaffen, um verführt zu werden. Carl dachte, La Noue werde sich seiner Milde erinnern, und ertheilte ihm den Auftrag, die Rochelle zur Unterwerfung zu ermahnen. La Noue willigte ein, doch unter der Bedingung, daß der König nichts mit seiner Ehre Unverträgliches von ihm verlange. Er reiste in Begleitung eines italienischen Priesters ab, der ihn überwachen sollte.

Zuerst mußte er die bittere Erfahrung machen, daß man ihm nicht traute. Er konnte nicht nach La Rochelle hinein kommen, sondern man bezeichnete ihm eine kleine Stadt in der Umgegend als den Ort einer Zusammenkunft. Es war Taden, wo er mit den Abgeordneten von La Rochelle sich einfand. Er kannte sie alle, wie man alte Waffengefährten kennt; aber nicht ein Einziger reichte ihm bei seinem Anblick die Freundeshand, nicht ein Einziger schien ihn wieder zu kennen; er mußte ihnen seinen Namen nennen. Sodann setzte er die Vorschläge des Königs auseinander. Die Quintessenz seiner Rede war: „Vertrauet den Anerbietungen des Königs; der Bürgerkrieg ist das schlimmste aller Uebel."

Der Bürgermeister von La Rochelle antwortete mit saurem Lächeln: „Wir sehen wohl einen Mann, der La Noue gleicht, aber La Noue hatte seinen Brüdern nicht gerathen, sich Meuchelmördern zu unterwerfen. La Noue liebte den verderbenen Admiral, und hätte ihn lieber gerächt, als mit seinen Mördern unterhandelt. Nein, Ihr seyd nicht La Noue."

Der unglückliche Botschafter, dem diese Vorwürfe in die Seele schnitten, rief ihnen die Dienste, welche er der Sache der Calvinisten geleistet, ins Gedächtniß, zeigte seinen verstümmelten Arm und beschwor seine Anhänglichkeit an die Religion. Allmählig schwand das Mißtrauen der Rochelle; ihre Thore öffneten sich für La Noue; sie zeigten ihm ihre Hülfsmittel und drangen sogar in ihn, sich an ihre Spitze zu stellen. Das Anerbieten

war ſehr verführeriſch für einen alten Soldaten. Der Eid gegen Carl war unter einer Bedingung geleiſtet, den man nach ſeinem Gewiſſen deuten konnte. La Noue hoffte, wenn er ſich an die Spitze der Rochelleer ſtellte, würde er eher im Stande ſeyn, ſie zu friedlicheren Geſinnungen zu bewegen; er meinte die ſeinem König geſchworene Treue und die Pflichten ſeiner Religion mit einander einigen zu können. Er täuſchte ſich.

Ein königliches Heer erſchien und griff La Rochelle an; La Noue leitete alle Ausfälle, tödtete eine gute Anzahl Katholiken und wenn er dann in die Stadt zurückgekehrt war, ſo ermahnte er die Einwohner, Frieden zu machen. Was war die Folge? Daß die Katholiken ſchrieen, er habe dem Könige das Wort gebrochen; die Proteſtanten ihn anklagten, er verrathe ſie.

In dieſer Lage ſuchte La Noue, den die Welt aneckelte, den Tod, welchem er ſich zwanzigmal des Tags ausſetzte.

XXV.

La Noue.

Phöneſt:
Beim Firmament! dieſer Mann ſchämt ſich nicht
mit dem Ellbogen. D'Aubigne.

Die Belagerten hatten einen glücklichen Ausfall gegen die Belagerungswerke des katholiſchen Heers gemacht. Sie hatten mehrere hundert Toiſen von Laufgräben zugeworfen, Faſchinen zerſtört und hundert Soldaten getödtet. Die Abtheilung, welche dieſen Vortheil errungen, kehrte durch das Thor von Tadon in die Stadt zurück. Voran zog der Hauptmann Dietrich mit einer Compagnie Arkebuſiere, welche, erhitzten Geſichts und keuchend, zu trinken verlangten, ein deutlicher Beweis, daß ſie ſich nicht geſchont hatten.

Hernach kam ein ſtarker Bürgertrupp, worunter man mehrere Weiber bemerkte, die an dem Kampf Theil genommen zu haben ſchienen. Dann folgten etwa vierzig Gefangene, meiſt mit Wunden bedeckt und von zwei Reihen Soldaten in die Mitte genommen, denen es ſehr ſchwer wurde, ſie vor der Wuth des geſammelten Pöbels zu ſchützen. Ungefähr zwanzig Reiter bildeten den Nachtrab. La Noue, dem Mergy als Adjutant diente, ritt ganz zuletzt. Sein Harniſch war von einer Kugel zerriſſen und ſein Pferd an zwei Orten verwundet. Mit der linken Hand hielt er noch eine abgeſchoſſene Piſtole und mit einem Haken ſtatt der verlornen Hand an dem verſtümmelten Arme lenkte er den Zügel ſeines Pferdes.

„Laſſet die Gefangenen in Frieden, meine Freunde!“ ſchrie er jeden Augenblick. „Seyet menſchlich, gute Rochelier! ſie ſind verwundet, ſie können ſich nicht mehr vertheidigen: es ſind keine Feinde mehr.“

Aber die Pöbelmenge antwortete ihm mit wildem Geſchrei: „An den Galgen mit den Papiſten! an den Strick!“ und: „Es lebe La Noue!“

Mergy und die Reiter verſtärkten durch einige wohl angebrachte Stöße mit dem Lanzenſchaft den Nachdruck der edelmüthigen Aufforderungen ihres Kapitäns. Die Gefangenen wurden endlich in das Stadtgefängniß gebracht und unter gute Hut geſtellt, an einem Orte, wo ſie von dem tobenden Pöbel nichts zu fürchten hatten. Die Abtheilung gieng auseinander und La Noue, nur von einigen Edelleuten begleitet, ſtieg vor dem Rathhauſe in dem Augenblick ab, wo der Bürgermeiſter nebſt mehreren Räthen und einem alten Wortdiener Namens Laplace herausgieng.

„Gut; tapferer La Noue!“ ſagte der Bürgermeiſter, ihm die Hand hinreichend, „Ihr habt dieſen Blutzapfern wieder gezeigt, daß nicht alle Starken mit dem Admiral geſtorben ſind.“

„Die Affaire iſt ziemlich glücklich ausgefallen, mein Herr,“

antwortete La Neue mit Bescheidenheit. „Wir hatten nur fünf Todte und wenig Verwundete.“

„Da Ihr den Ausfall anführtet, Herr v. La Neue,“ entgegnete der Maire, „so waren wir zum Voraus des Erfolges gewiß.“

„Ei! was vermöchte La Neue ohne die Hülfe Gottes?“ rief der alte Werkdiener mit effigsaurer Stimme. „Der starke Gott hat heute für uns gekämpft, er hat unser Flehen erhört.“

„Ja, Gott gibt und nimmt den Sieg nach seinem Willen,“ sagte La Neue mit Ruhe, „und nur ihm muß man für die Erfolge des Krieges danken.“ Dann fragte er, sich an den Bürgermeister wendend: „Nun, mein Herr? hat der Rath die neuen Vorschläge Seiner Majestät in Erwägung gezogen?“

„Ja,“ antwortete der Bürgermeister; „wir haben den Trompeter an Monsieur (ältesten Bruder des Königs) mit der Bemerkung zurückgeschickt, er möchte sich neue Aufforderungen an uns ersparen. Künftighin werden wir nur mit Arkebusenschüssen darauf antworten.“

„Ihr hättet den Trompeter hängen lassen sollen,“ fiel der Werkdiener ein, „denn stehet nicht geschrieben: einige böse Buben sind hervorgegangen aus deiner Mitte, und haben verführen wollen die Einwohner ihrer Stadt.... Du wirst aber nicht verfehlen, sie sterben zu lassen; deine Hand soll die erste über ihnen seyn, und hernach die Hand des ganzen Volkes.“

La Neue seufzte und schlug, ohne zu antworten, die Augen zum Himmel auf.

„Was! uns ergeben?“ fuhr der Bürgermeister fort, „uns ergeben, derweil unsre Mauern noch stehen, während der Feind uns nicht von Nahem anzugreifen wagt, indeß wir alle Tage hervorbrechen und ihn in seinen Laufgräben verhöhnen? Glaubt mir, Herr v. La Neue, wenn es keine Soldaten in La Rochelle gäbe, so würden die Weiber schon stark genug seyn, die Pariser Schinder zurückzujagen.“

„Mein Herr, wenn man der Stärkere iſt, ſo muß man von ſeinem Feinde mit Schonung reden, und wenn man der Schwächere iſt…"

„Ei! wer ſagte Euch denn, daß wir die Schwächern ſind?" unterbrach Laplace. „Streitet Gott nicht für uns? Und war Gideon mit dreihundert Israeliten nicht ſtärker als das ganze Heer der Midianiter?"

„Ihr wiſſet beſſer als Jemand, Herr Bürgermeiſter, wie unzureichend die Vorräthe ſind. Das Pulver iſt rar, und ich war genöthigt, den Arkebuſieren zu verbieten, aus größerer Entfernung zu ſchießen."

„Montgomery wird uns welches von England ſchicken," ſagte der Bürgermeiſter.

„Das Feuer des Himmels wird auf die Papiſten herabfahren," ſprach der Wortdiener.

„Das Brod wird alle Tage theurer, Herr Bürgermeiſter."

„Von einem Tag zum andern kann die engliſche Flotte erſcheinen, und dann herrſcht wieder Ueberfluß in der Stadt."

„Gott wird Manna regnen laſſen, wenn es Noth thut," ſchrie Laplace heftig.

„Was den Succurs betrifft, von dem Ihr redet," entgegnete La Noue, „ſo darf nur ein paar Tage Südwind wehen, und er kann nicht in unſern Hafen einlaufen. Auch iſt es möglich, daß er gekapert wird."

„Der Wind wird von Norden wehen! ich ſage es Dir voraus, Kleingläubiger!" ſagte der Wortdiener. „Du haſt Deinen rechten Arm und Deinen Muth zugleich verloren."

La Noue ſchien entſchloſſen, ihm nicht zu antworten. Immer an den Bürgermeiſter ſich wendend, fuhr er fort:

„Wenn wir Einen Mann verlieren, ſo ſchwächt uns das mehr, als den Feind, wenn er zehn verliert. Ich fürchte, daß, wenn die Katholiken die Belagerung mit Nachdruck betreiben, wir gezwungen werden könnten, noch härtere Bedingungen anzunehmen,

als die, welche Ihr jetzt mit Verachtung zurückweiset. Wenn, wie ich hoffe, der König ſich mit der Anerkennung ſeiner Oberherrlichkeit in dieſer Stadt begnügt, ohne von ihr Opfer zu fordern, die ſie nicht gewähren kann, ſo glaube ich, iſt es unſere Pflicht, ihm die Thore zu öffnen; denn im Grunde iſt er doch unſer Herr."

„Wir haben keinen andern Herrn, als Chriſtus!" und nur ein Gottloſer kann den grauſamen Ahab, Carl, der das Blut der Propheten ſauft, ſeinen Herrn nennen . . ." Die Wuth des Wortführers verzerrte ſich, da er La Noue's unerſchütterliche Kaltblütigkeit ſah.

„Ich meines Theils," ſagte der Bürgermeiſter, „erinnere mich wohl, daß der Admiral, als er das letztemal durch unſere Stadt kam, zu uns ſagte: Der König hat mir ſein Wort gegeben, daß ſeine proteſtantiſchen und ſeine katholiſchen Unterthanen gleich behandelt werden ſollen. Sechs Monate darauf hat der König, der ihm ſein Wort gegeben hatte, ihn ermorden laſſen. Wenn wir unſere Thore öffnen, ſo wird die Bartholomäusnacht bei uns einkehren wie in Paris."

„Der König wurde von den Guiſen getäuſcht. Er bereut und gäbe viel darum, wenn er das vergoſſene Blut wiederrufen könnte. Reizet Ihr, durch Eure hartnäckige Weigerung, zu unterhandeln, die Katholiken, ſo werden Euch alle Streitkräfte des Königreichs über den Hals kommen, und dann iſt es geſchehen um die letzte Freiſtätte der reformirten Religion. Frieden, Friede! glaubet mir, Herr Bürgermeiſter, das iſt der beſte Theil."

„Feigling!" ſchrie der Wortführer, „Du begehrſt den Frieden, weil Du für Dein Leben fürchteſt."

„Gemach! Herr Laplace!" ermahnte der Bürgermeiſter.

„Kurz," fuhr La Noue kaltblütig fort, „mein letztes Wort iſt: wenn der König einwilligt, keine Beſatzung nach La Rochelle zu legen und unſere Predigt frei zu laſſen, ſo muß man ihm

die Schlüssel entgegen tragen und ihm unserer Unterthänigkeit versichern."

„Du bist ein Verräther!" schrie Laplace, „und beschwören von den Tyrannen."

„Guter Gott! was sagt Ihr da, Herr Laplace?" wiederholte tadelnd der Bürgermeister.

La Rone lächelte verächtlich.

„Ihr sehet es, Herr Bürgermeister!" erwiderte er, „die Zeit, darin wir leben, ist seltsam: die Kriegsleute rathen zum Frieden, und die Diener des Evangeliums predigen Krieg."

„Mein theurer Herr," fuhr er, endlich an Laplace sich wendend fort, „es ist Zeit zum Mittagessen, und mir scheint, Eure Frau erwartet Euch wahrscheinlich zu Hause."

Diese Worte machten den Prediger vollends toll. Er kannte keine hinreichende Beleidigung in Worten finden, und da eine Ohrfeige einer vernünftigen Antwort überhebt, so schlug er den alten Kriegshelden auf die Wange.

„Gott's Tag! was macht Ihr?" rief der Bürgermeister, „den Herrn von La Rone schlagen, den besten Bürger und den tapferen Soldaten von La Rochelle?"

Morgan, der dabei war, schickte sich an, Laplace eine Züchtigung zu ertheilen, an die er eine gute Weile gedacht haben würde: aber La Rone hielt ihn zurück.

Als sein grauer Bart von der Hand dieses alten Narren berührt wurde, so war es ein gedankenschneller Moment, wo seine Augen von einem Blitze der Entrüstung und des Zornes leuchteten. Doch sogleich nahmen seine Züge ihre Leidenschaftslosigkeit wieder an; man hätte meinen können, der Pfaff habe die Marmorbüste eines römischen Senators geschlagen, oder vielmehr, La Rone sey von einer seelenlosen, durch den Zufall getriebenen Sache berührt worden.

„Bringet diesen Greis zu seinem Weibe zurück!" sagte er zu einem der Bürger, die den alten Werthiener hinwegführten.

„Empfiehlt ihr Torgfalt wegen ſeiner, denn ganz gewiß iſt ſein Beſuchen heute nicht richtig. Herr Bürgermeiſter, ich bitte Euch, mir hundertfünfzig Freiwillige unter den Einwohnern zu beſorgen, denn ich möchte morgen mit Tagesanbruch einen Ausfall machen, juſt in dem Augenblick, wo die Feldwachen, welche die Nacht hindurch in den Laufgraben lagen, noch ganz ſteif ſind vor Kälte, wie die Bären, die man beim Eisgang jagt. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß Leute, die unter einem Dach geſchlafen haben, Morgens leichte Arbeit mit ſolchen haben, welche die Nacht unter freiem Himmel zubrachten. — Herr v. Morgy, wenn es Euch nicht allzuſehr mit dem Ofen preſſirt, wollt Ihr mit mir die Runde in der Schanze des Evangeliums machen? ich möchte gerne ſehen, wie es mit den Arbeiten des Feindes ſteht."

Er grüßte den Bürgermeiſter und nahm, auf die Schulter des jungen Mannes geſtützt, den Weg nach der Schanze.

Sie kamen gerade ein paar Augenblicke ſpäter hinein, als ein Kanonenſchuß zwei Mann tödtlich verwundet hatte. Alle Steine waren mit Blut gefärbt und einer dieſer Unglücklichen bat ſeine Kameraden, ihm den Garaus zu machen. La Rene betrachtete, den Ellbogen auf die Bruſtwehr geſtützt, eine Zeit lang ſtillſchweigend die Arbeiten der Belagerer, dann ſagte er, ſich zu Morgy wendend:

„Es iſt etwas Entſetzliches um den Krieg, und vollends um einen Bürgerkrieg! . . . Dieſe Kugel wurde in eine franzöſiſche Kanone geladen; ein Franzoſe hat den Lauf gerichtet und die Lunte angezündet, und es ſind zwei Franzoſen, die dieſe Kugel getödtet hat. Und das will noch nicht viel heißen, aus einer Entfernung von einer halben Stunde zu tödten; aber, Herr v. Morgy, wenn man ſeinen Degen in den Leib eines Menſchen tauchen muß, der Euch in Eurer Mutterſprache um Gnade fleht! . . . und doch haben wir ſelbſt erſt dieſen Morgen das gethan."

„Ha! mein Herr, hättet Ihr die Metzeleien des 24. August gesehen! wäret Ihr über die Seine gegangen, als sie blutroth war und mehr Leichname hinabrollte, als sie Gieschemel bei dem Eisgange auswirft, so würdet Ihr wenig Mitleiden für die Menschen fühlen, die wir bekämpfen. Für mich ist jeder Papist ein Blutbund . . .“

„Lästert Euer Vaterland nicht! Unter dieser Armee, die uns belagert, gibt es sehr wenige solcher Ungeheuer, von denen Ihr redet. Die Soldaten sind französische Bauernbursche, die ihre Pfingschaar um den Sold des Königs verlassen haben; und die Edelleute und Kapitäne schlagen sich, weil sie dem König den Eid der Treue geleistet haben. Sie haben vielleicht Recht, und wir . . . wir sind Rebellen.“

„Rebellen! unsere Sache ist gerecht; wir kämpfen für unsere Religion und unser Leben!“

„So viel ich sehe, habt Ihr wenig Skrupel; Ihr seyd glücklich, Herr v. Mergy.“ Und der alte Krieger seufzte tief.

„Donnerwetter!“ schrie ein Soldat, der eben seine Arkebuse abgeschossen hatte: „dieser Teufel dort muß fest seyn! seit drei Tagen ziele ich auf ihn und habe ihm noch kein Haar krümmen können.“

„Wer denn?“ fragte Mergy.

„Seht Ihr dort jenen Bursch in weißem Wamms mit rother Schärpe und Federbut? Am hellen Tage spazirt er uns im Bart herum, als wollte er uns foppen. Es ist einer jener vergoldeten Hofdegen, der mit Monsieur kam.“

„Die Entfernung ist groß,“ sagte Mergy; „aber einerlei geht mir eine Arkebuse.“

Ein Soldat überreichte ihm seine Waffe. Mergy legte den Lauf auf die Brustwehr und zielte mit großer Aufmerksamkeit.

„Wenn es einer von Euren Freunden wäre?“ sagte La Noue. „Warum wollt Ihr so den Arkebusenschützen in's Handwerk greifen?“

Mergy wollte gerade seinen Finger an den Drücker legen: er hielt an sich.

„Ich habe keine Freunde unter den Katholiken, mit Ausnahme eines einzigen, und dieser, ich weiß es gewiß, befindet sich nicht unter den Belagerern."

„Wenn es Euer Bruder wäre, der im Gefolge Monsieurs..."

Der Schuß knallte; aber Mergy's Hand hatte gezittert und man sah den Staub, den die Kugel ziemlich weit weg von dem Spazierginger aufgerührt hatte. Mergy glaubte nicht, daß sein Bruder bei dem katholischen Heer seyn könnte; doch war er froh, als er sah, daß sein Schuß gefehlt hatte. Die Person, auf welche er geschossen, spazierte langsam weiter und verschwand dann hinter einem der vielen neuen Gedankwürfe rings um die Stadt.

XXVI.

Der Anstell.

Hamlet:
Seht! am einen Dekanat, nicht?
Shakspeare.

Ein feiner und kalter Regen, der die ganze Nacht hindurch gefallen war, hatte endlich in dem Augenblick aufgehört, wo der anbrechende Tag sich durch ein fahles Licht am östlichen Himmel ankündigte. Dasselbe drang nur mit Mühe durch den schweren, die Erde streifenden Nebel, den der Wind da und dorthin schenchte, indem er gleichsam große Löcher hinein wühlte; aber die grauen Flecken vereinigten sich bald wieder, wie die durch ein Schiff zerschnittenen Wellen wieder zusammenschlagen und die Furchen, die dasselbe gezogen hat, ausfüllen. Unter jener Decke

[illegible] einiger Bäume stachen, [illegible] große Ueberschwemmung.

In der [illegible] Dämmerlicht, ver[illegible] eine ziemlich zahlreiche [illegible], welche in der Straße, die zu der [illegible] führte, versammelt waren. [illegible] Fuß und machten sich [illegible] Leute, die von jener [illegible], welche dem Herbstsonnen[illegible]. Nachdrückliche Flüche und [illegible] die Waffen so früh in die [illegible] gespart; aber trotz der [illegible] Reden den guten Humor und die [illegible] unter einem geachteten [illegible] halb scherzhaft, halb zornig:

„[illegible], dieser Hans Schlaf[illegible] Kleinkindermetzgern [illegible] — Er soll das Fieber [illegible] man nie, ob man eine [illegible] des seligen Admirals! [illegible] höre, so schlafe ich [illegible]. — Ah! Vivat! da [illegible] Herz im Bauch wieder [illegible] in diesem Teufelsnebel [illegible].“

[illegible] Branntwein vertheilte, ver[illegible] unter dem Wegengang [illegible] den Angriffsplan, [illegible] ausführen wollte. [illegible]; jeder eilte an sei[illegible] segnete die Soldaten, [illegible] dem Versprechen des [illegible] Grund abgehalten

würden in die Stadt zurückzukommen und Dank und Lohn von ihren Mitbürgern zu empfangen. Die Rede war kurz, und La Rene fand ſie zu lang. Er war nicht mehr derſelbe Mann, der am Abend zuvor jeden Tropfen franzöſiſchen Blutes, das in dieſem Bürgerkriege vergoſſen werden, ſo ſchmerzlich bedauerte. Er war nur noch Soldat und ſchien Eile zu haben, bis er wieder eine Scene des Gemetzels ſahe. Kaum hatte der Pfarrer ausgeredet und die Soldaten mit Amen geantwortet, als er mit feſtem und hartem Tone rief: „Kameraden, der Herr hat Euch die Wahrheit geſagt: befehlen wir uns Gott und unſerer lieben Frau von Schlag-tüchtig-dein. Der erſte, der ſchießt, ehe ſein Pfropf einem Papiſten in den Leib fährt, den bring' ich um, wenn ich daran komme."

„Kapitän," ſagte Merap ganz leiſe zu ihm, „das iſt eine ganz andere Rede als die geſtrige."

„Verſteht Ihr Lateiniſch?" fragte ihn La Rene barſch.

„Ja, mein Herr."

„Wohlan! ſo gedenket des ſchönen Sprüchleins: age quod agis (was du thuſt, das thue ganz)."

Er gab ein Zeichen; man that einen Kanonenſchuß, und die ganze Truppe marſchirte im Schnellſchritt in's freie Feld; zugleich ſtrömen kleine Abtheilungen von Soldaten zu verſchiedenen Thoren hinaus, um auf mehreren Punkten der feindlichen Linien Allarm zu machen, damit die Katholiken, ſich von allen Seiten angefallen glaubend, auf den angegriffenen Hauptpunkt keinen Succurs zu ſchicken wagten, aus Furcht, einen Theil ihrer allſeitig bedrohten Verſchanzungen bloszuſtellen.

Die Schanze des Evangeliums, gegen welche die Ingenieure des katholiſchen Heers mit beſonderem Nachdruck verfuhren, hatte hauptſächlich durch eine Batterie von fünf Kanonen zu leiden, welche auf einer kleinen Anhöhe errichtet war, wo vor der Belagerung ein jetzt halb zerſtörtes Mühlgebäude geſtanden hatte. Ein Graben und Erdaufwurf ſchützte gegen

Approchen von der Stadtseite her, und vor den Graben hatte man mehrere Arkebusiere als Schildwache gestellt. Wie aber der protestantische Führer voraus gesehen hatte, so mußten ihre Arkebusen, weil mehrere Stunden der Feuchtigkeit ausgesetzt, beinahe unbrauchbar geworden seyn, und die mit Allem wohl versehenen, zum Ausfall gefaßten Angreifer befanden sich in großem Vortheil über die unversehens angefallenen, durch die Nachtwache ermüdeten, regenbenetzten und frosterstarrten Gegner.

Die ersten Schildwachen werden niedergestoßen. Einige zum Wunder losgehende Schüsse erwecken die Mannschaft der Batterie noch zeitig genug, um die Protestanten schon als Herren der Brustwehr zu sehen, wie sie unwiderstehlich den Mühlenhügel erstiegen. Einige versuchen Widerstand; aber die Waffen entfallen ihren erstarrten Händen; fast alle ihre Arkebusen versagen, während kein einziger Schuß der Ausfallenden verloren geht. Der Sieg ist unzweifelhaft und bereits schreien die Protestanten, welche die Batterie genommen, in grimmigem Zorn: „kein Quartier! denket an den 24. August!“

Etwa fünfzig Soldaten mit ihrem Hauptmann lagen in dem Mühlthurm. Der Hauptmann, in der Nachtmütze und Pantoffeln, in der einen Hand ein Kissen und in der andern den Degen, öffnet die Thüre, geht hinaus und fragt, woher der Lärm komme. Weit entfernt, an einen feindlichen Ausfall zu denken, bildete er sich ein, das Geräusch sey die Folge eines Streites unter seinen eigenen Soldaten. Er wurde grausam enttäuscht; ein Hellebardenstoß streckte ihn im Blute gebadet zu Boden. Die Soldaten hatten nur noch Zeit, das Thor des Thurms zu verrammeln, und vertheidigten sich eine Weile vortheilhaft, indem sie aus den Fenstern schossen; aber rings um das Gebäude lag ein großer Haufen Heu und Stroh, nebst Reisern, welche zu Schanzkörben verwendet werden sollten. Die Protestanten warfen Feuer darein, das augenblicklich den Thurm umzüngelte und bis zur Zinne stieg. Bald hörte man jammer-

volles Geſchrei daraus hervordringen. Das Dach ſtand in Flammen und war im Begriff, auf den Kopf der Unglücklichen, die es bedeckte, herabzuſtürzen. Das Thor brannte, und ihre eigenen Barricaden hinderten ſie, dort hinauszufliehen. Verſuchten ſie es, durch die Fenſter zu ſpringen, ſo fielen ſie in die Flammen, oder wurden von Pikenſpitzen aufgefangen. Jetzt ſah man ein entſetzliches Schauſpiel. Ein mit vollſtändiger Waffenrüſtung angethaner Fähndrich wollte gleich den andern durch ein Fenſter ſpringen. Sein Küraß endigte ſich, nach einer damals ziemlich gewöhnlichen Mode, in eine Art eiſernen Unterrock, der Schenkel und Bauch beſchützte und ſich wie der obere Theil eines Trichters erweiterte, ſo daß man darin leicht gehen konnte. Das Fenſter war nicht weit genug, um dieſen Theil ſeiner Rüſtung durchzulaſſen, und der Fähndrich hatte ſich in ſeiner Verwirrung mit ſolcher Heftigkeit hinausgeſtürzt, daß er mit dem größten Theil ſeines Körpers außen hieng, ohne ſich bewegen zu können, als wäre er in einen Schraubſtock eingeklemmt. Inzwiſchen ſtiegen die Flammen bis zu ihm hinauf, erhitzten ſeine Rüſtung und verbrannten ihn langſam darin, wie in einem Bratofen oder in dem berühmten ehernen Ochſen nach der Erfindung des Phalaris. Der Unſelige ſtieß gräßliche Schreie aus, und fecht umſonſt mit den Armen, als flehte er um Hülfe. Die Anſtürmenden ſahen eine Weile ſtumm dieſer entſetzlichen Scene zu; dann ſtießen alle zugleich, als wäre es eine gemeinſame Uebereinkunft, ein Kriegsgeſchrei aus, um ſich zu betäuben und das Stöhnen des bratenden Menſchen nicht zu hören. Er verſchwand in einem Wirbel von Flammen und Rauch, und man ſah mitten unter die Ruinen des Thurms einen glühenden und dampfenden Helm fallen.

Im Drang eines Gefechts ſind die Gefühle von Entſetzen und Traurigkeit von kurzer Dauer: der Selbſterhaltungstrieb wirkt zu ſtark auf das Gemüth des Soldaten, als daß er für das Elend des Nächſten lange empfindlich wäre.

Während ein Theil der Rocheller die Flüchtlinge verfolgte, vernagelte ein anderer die Kanonen, zerschlug die Räder derſelben und warf die Schanzkörbe der Batterie und die Leichname ihrer Vertheidiger in den Graben.

Mergy, welcher als einer der erſten Graben und Bruſtwehr erſtiegen hatte, ſchöpfte einen Augenblick Athem, während er mit der Spitze ſeines Dolchs den Namen Diana in eines der Geſchütze grub, dann half er den Andern die Werke der Belagerer zerſtören.

Ein Soldat hatte den katholiſchen Hauptmann, der kein Lebenszeichen von ſich gab, am Kopf genommen; ein anderer hielt ihn an den Füßen und beide ſchickten ſich an, ihn mit den erforderlichen Schwingungen in den Graben zu ſchleudern. Mit einemmal öffnete der vermeintliche Todte die Augen, erkannte Mergy und ſchrie: „Herr v. Mergy, Pardon! ich bin Gefangener! rettet mich! kennt Ihr Euren Freund Béville nicht wieder? ...“ Der Unglückliche hatte ein ganz mit Blut unterlaufenes Geſicht, und Mergy vermochte nur mit Mühe in dieſem Sterbenden den jungen Höfling wieder zu kennen, den er voll Leben und Frohſinn verlaſſen hatte. Er ließ ihn vorſichtig auf das Gras legen, verband ſelbſt ſeine Wunde, ließ ihn dann zuerſt auf ein Pferd legen und befahl, ihn ſanft in die Stadt zu geleiten.

Wie er ihm Adieu ſagte und das Pferd aus der Batterie leiten half, bemerkte er auf einer Lichtung einen Reiterhaufen, der im Trab zwiſchen der Stadt und der Mühle vordrang. Allem Anſchein nach war es eine Abtheilung der katholiſchen Armee, welche ihnen den Rückzug abſchneiden wollte. Mergy benachrichtigte in aller Eile La Noue von der Sache. — „Wenn Ihr mir nur vierzig Schützen anvertrauen wollt,“ ſagte er, „ſo werfe ich mich hinter die Hecken am Rande dieſes Hohlwegs, zwiſchen denen ſie hinreiten müſſen, und wenn ſie nicht ſchleunigſt umkehren, ſo laßt mich hängen.“

„Sehr gut, mein Junge! Du wirſt einſt ein rechter Hauptmann werden. Auf, Ihr Leute, folgt dieſem Edelmanne und thut, was er Euch befiehlt.“

In wenigen Minuten hatte Mergy ſeine Arkebuſiere längs der Hecken poſtirt; er ließ ſie auf ein Knie fallen, ihre Waffen ſchußfertig halten und verbot ihnen beſonders, vor ſeinem Commando zu ſchießen.

Die feindlichen Reiter trabten ſcharf herbei, und bereits hörte man deutlich den Hufſchlag ihrer Pferde in dem Koth des Hohlwegs.

„Ihr Hauptmann,“ ſagte Mergy leiſe, „iſt dieſer Kauz mit der rothen Feder, den wir geſtern verfehlt haben. Verfehlen wir ihn heute nicht!“

Der Arkebuſier zu ſeiner Rechten nickte mit dem Kopf, als verſpreche er, mit demſelben fertig zu werden. Die Reiter waren nur noch zwanzig Schritte entfernt, und ihr Hauptmann, der ſich ſeinen Leuten zuwandte, ſchien eben im Begriff, ihnen einen Befehl zu geben, als Mergy plötzlich auffahrend: Feuer! commandirte.

Der Hauptmann mit der rothen Feder wandte den Kopf, und Mergy erkannte ſeinen Bruder. Er ſtreckte die Hand nach der Arkebuſe ſeines Nachbars aus, wie um ſie abzulenken; doch bevor er ſie berühren konnte, war der Schuß gefallen. Die ſo unerwartet in's Feuer gerathenen Reiter zerſtreuten ſich in eiliger Flucht auf dem Feld: der Kapitän Georg fiel von zwei Kugeln getroffen.

XXVIII.

Das Hospital.

Pater: Warum denn stellt Ihr so verstockt Euch an?
Pierre: Warum so eilig Ihr, daß so ein armer Schelm
Nicht kann im Frieden fahren?
Ihr vielmehr, wie die Raben, krächzet um ihn her!
Otway, das gerettete Venedig.

Ein altes Mönchskloster, das der Magistrat von La Rochelle eingezogen hatte, war während der Belagerung in ein Hospital für die Verwundeten umgewandelt worden. Der Marmorboden der Kapelle, aus der man die Stühle hinweggenommen hatte, der Altar und alle Zierrathen waren mit Heu und Stroh bedeckt: dahin brachte man die gemeinen Soldaten. Das Refectorium war für die Officiere und Edelleute bestimmt. Es war ein ziemlich großer Saal, mit einem Getäfer von alten Eichenbohlen und mit breiten Bogenfenstern versehen, welche zu den chirurgischen Operationen, die fortwährend gemacht werden mußten, ein hinlängliches Licht spendeten.

Hier lag der Kapitän Georg auf einer Matratze, die von seinem Blut und dem vieler anderen Unglücklichen, welche vor ihm sich an diesem Schmerzensort befunden, geröthet war. Ein Strohbündel diente ihm zum Kopfkissen, man hatte ihm eben den Harnisch ausgezogen und Wamms und Hemd durchschnitten. Er war nackt bis zum Gürtel; aber sein rechter Arm war noch mit dem Stahlärmel und dem Stahlhandschuh bewehrt. Ein Soldat wischte das Blut weg, das aus seinen Wunden quoll, deren eine sich im Unterleib gerade unter dem Panzer und die andere leichte im linken Arme befand. Mergy war so vom Schmerz niedergeschlagen, daß er durchaus nicht die Fähigkeit hatte, seinem Bruder wirksam beizuspringen. Bald auf den Knieen vor ihm weinend, bald sich mit Schreien der Verzweif-

lung auf dem Boden wälzend, klagte er ſich unaufhörlich an, den zärtlichſten Bruder und ſeinen beſten Freund getödtet zu haben. Der Kapitän indeß war ruhig und bemühte ſich, die Ausbrüche ſeines Affektes zu mäßigen.

Zwei Fuß von ſeiner Matratze war eine andere, auf welcher der arme Béville in eben ſo trauriger Lage ſich ausſtreckte. In ſeinen Zügen lag nicht jene ruhige Reſignation, die man in denen des Kapitäns bemerkte. Von Zeit zu Zeit entfuhr ihm ein dumpfer Seufzer, und er wandte die Augen ſeinem Nachbar zu, gleich als bäte er dieſen um ein wenig von ſeinem Muth und ſeiner Feſtigkeit.

Ein etwa vierzigjähriger, trockener, magerer, kahler Mann voller Runzeln trat in den Saal und zu Kapitän Georg hin, mit einem grünen Sack in der Hand, aus welchem ein ſehr beängſtigendes Klirren zu den Ohren der armen Kranken drang. Es war Meiſter Briſart, ein für ſeine Zeit ziemlich geſchickter Wundarzt, Schüler und Freund des berühmten Ambroſius Paré. Er hatte gerade irgend eine Operation gemacht, denn ſeine Arme waren nackt bis zur Achſel, und er hatte noch eine große, ganz blutige Schürze um.

„Was wollt Ihr von mir und wer ſeyd Ihr?“ fragte ihn Georg.

„Ich bin Wundarzt, mein Edelmann; und wenn der Name des Meiſter Briſart Euch nicht bekannt iſt, ſo wiſſet Ihr noch manches nicht. Nun! Lämmermuth bewieſen! ich verſtehe mich auf Schußwunden, Gott ſey Dank, und möchte eben ſo viele Tauſend-Livres-Säcke haben, als ich Kugeln aus dem Körper von Leuten gezogen, die ſich heute wenigſtens eben ſo gut befinden, als ich.“

„Alſo denn, Doktor, ſagt mir die Wahrheit! Nach meinem Dafürhalten iſt der Schuß tödtlich.“

Der Wundarzt unterſuchte zuerſt den linken Arm und ſagte: „Kleinigkeit!“ Dann begann er die andere Wunde zu ſondiren,

eine Operation, während welcher der Verwundete furchtbare Grimassen schnitt. Mit seinem rechten Arm stieß er noch ziemlich kräftig die Hand des Wundarztes zurück.

„Zum Henker!“ rief er, „bringet nicht tiefer ein, Teufels-Doktor! Ich sehe an Eurer Miene schon, daß meine Sache im Reinen ist.“

„Sehet, mein Edelmann, ich fürchte sehr, die Kugel sey durch den musculus obliquus des Unterleibs gedrungen und habe sich beim Heraufahren in den Rückgrath, den wir sonst auf griechisch Rhachis nennen, einquartirt. Was mich auf diesen Gedanken bringt, ist der Umstand, daß Eure Beine ohne Bewegung und schon kalt sind. Dieses pathognomische Zeichen trügt nicht; in solchem Fall . . .“

„Ein Schuß aus einer Entfernung von wenigen Schritten und eine Kugel im Rückgrat! Pest! Doktor, das ist mehr, als zu viel, um einen armen Teufel ad patres zu schicken. Darum quält mich nicht, und lasset mich ruhig sterben.“

„Nein, er wird leben! er wird leben!“ schrie Mergy, den Doktor mit seelenlosen Augen anstarrend und heftig am Arme packend.

„Ja, noch eine Stunde, vielleicht zwei,“ sagte Meister Briart kalt, „denn es ist ein starker Mann.“

Mergy stürzte nieder auf die Kniee, ergriff die rechte Hand des Kapitäns und benetzte den Stülphandschuh, den er noch anhatte, mit einem Strom von Thränen.

„Zwei Stunden!“ erwiderte Georg. „Desto besser, ich fürchtete, länger leiden zu müssen.“

„Nein, das ist unmöglich,“ schrie Mergy schluchzend. „Georg, Du wirst nicht sterben. Ein Bruder kann nicht sterben von der Hand seines Bruders.“

„So sey doch ruhig und schüttle mich nicht! jede Deiner Bewegungen geht mir durch Mark und Bein. Ich leide jetzt

eben nicht allzuſehr, wenn es nur ſo fortgeht . . . wie Jann ſagte, während er von einem Glockenthurm herunterkel.“

Mergy ſetzte ſich auf die Matratze, den Kopf auf die Kniee geſtützt und mit den Händen das Geſicht bedeckend. Er war unbeweglich und ganz zerknirſcht; nur machten von Zeit zu Zeit convulſiviſche Bewegungen ſeinen ganzen Körper wie mit Fieberſchauern beben, und ein Klaggeſtöhne, das nichts von einer Menſchenſtimme hatte, entfuhr ſeiner arbeitenden Bruſt.

Der Wundarzt hatte einige Binden angelegt, nur um das Blut zu ſtillen, und wiſchte ſeine Sonde mit großer Kaltblütigkeit ab.

„Ich bitte Euch dringend, Eure Verkehrungen zu treffen,“ ſagte er; „begehrt Ihr einen Prediger? es fehlt hier nicht daran. Ziehet Ihr einen Prieſter vor: man wird Euch Einen geben. So eben ſah ich einen Mönch, den unſere Leute gefangen nahmen. Schaut, er hört dort des papiſtiſchen Offiziers Beichte, der am Sterben iſt.“

„Man gebe mir zu trinken,“ ſagte der Kapitän.

„Hütet Euch wohl! Ihr müßt ſonſt eine Stunde früher ſterben.“

„Eine Stunde Leben iſt kein Glas Wein werth. Nun Adieu, Doktor! Hier neben mir iſt einer, der Euch mit Ungeduld erwartet.“

„Soll ich Euch einen Prediger, oder den Mönch ſchicken?“

„Keinen von Beiden.“

„Wie?“

„Laßt mich in Ruhe.“

Der Wundarzt zuckte die Achſeln und trat zu Bévile. — „Bei meinem Bart!“ rief er, „das iſt eine ſchöne Wunde. Dieſe Teufel von Freiwilligen ſchlagen drein wie Taubſtumme.“

„Ich werde geneſen, nicht wahr?“ fragte der Verwundete mit matter Stimme.

„Athmet ein wenig,“ ſagte Meiſter Briſart.

Man hörte jetzt eine Art ſchwaches Pfeifen; es entſtand durch die Luft, welche aus Béville's Bruſt mittelſt ſeiner Wunde zu gleicher Zeit, wie aus dem Mund, hervordrang, und das Blut floß aus der Wunde, gleich rothem Schaum.

Der Wundarzt pfiff, als wollte er dieſen ſeltſamen Ton nachahmen; dann legte er geſchwind eine Compreſſe auf, nahm, ohne ein Wort zu reden, ſeinen Sack wieder auf und ſchickte ſich zum Weggehen an. Indeß folgten Béville's Augen, die wie zwei Fackeln leuchteten, allen ſeinen Bewegungen. — „Nun, Doktor?“ fragte er mit zitternder Stimme.

„Schnürt Euren Ranzen,“ antwortete kaltblütig der Wundarzt, und entfernte ſich.

„Ach! ſo jung ſterben zu müſſen!“ rief der unglückliche Béville aus, und ließ ſeinen Kopf auf das Strohbündel, das ihm zum Kiſſen diente, zurückſinken.

Der Kapitän Georg verlangte zu trinken; aber Niemand wollte ihm ein Glas Waſſer reichen, aus Furcht, ſein Ende zu beſchleunigen. Sonderbare Menſchlichkeit, die nur zur Verlängerung der Qualen dient! In dieſem Augenblick traten La Roue und der Hauptmann Dietrich nebſt mehreren andern Offizieren in den Saal, um die Verwundeten zu ſehen. Sie verweilten Beide vor dem Lager Georg's, und La Roue, auf ſeinen Degengriff geſtützt, betrachtete abwechslungsweiſe die beiden Brüder mit Augen, worin ſich ſeine volle Rührung über dieſes traurige Schauſpiel malte.

Eine Ledertaſche, welche der deutſche Hauptmann an der Seite trug, feſſelte Georg's Aufmerkſamkeit. — „Hauptmann,“ ſagte er zu ihm, „Ihr ſeyd ein alter Soldat?“ . . .

„Ja, ein alter Soldat. Der Pulverdampf färbt einen Bart ſchneller grau als die Jahre. Ich heiße Hauptmann Dietrich Hernſtein.“

„Sagt mir, was würdet Ihr thun, wenn Ihr verwundet waret wie ich?“

Der Hauptmann Dietrich unterſuchte einen Augenblick ſeine Wunden wie ein Mann, der gewohnt war welche zu ſehen, und ihre Bedenklichkeit zu beurtheilen.

„Ich würde mein Gewiſſen in Ordnung bringen,“ antwortete er, „und ein gutes Glas Rheinwein verlangen, wenn es eine Flaſche davon in der Gegend gäbe.“

„Nun denn! ich verlange von ihnen nur ein wenig ihres ſchlechten La-Rochelle Weins, und die Schwachköpfe wollen mir keinen geben.“

Dietrich nahm ſeine mächtige Lederflaſche ab und wollte ſie dem Verwundeten reichen.

„Was macht Ihr, Hauptmann?“ rief ein Arkebuſier; „der Arzt ſagt, er werde gleich ſterben, wenn er trinkt.“

„Was liegt daran? ſo wird er doch zum Mindeſten vor ſeinem Tode noch ein kleines Vergnügen haben. Hier, mein Tapferer, ich bedaure Euch keinen beſſern anbieten zu können.“

„Ihr ſeyd ein galanter Mann, Hauptmann Dietrich,“ ſagte Georg, nachdem er getrunken. Dann ſtreckte er die Flaſche ſeinem Nachbar hinüber: „und Du, mein armer Béville, willſt Du mir Beſcheid thun?“

Aber Béville ſchüttelte den Kopf, ohne zu reden.

„Ach! ach!“ ſagte Georg, „eine andere Zelter! wie! wird man mich da nicht im Frieden ſterben laſſen?“

Er ſah einen Prediger mit einer Bibel unter dem Arme herbeikommen.

„Mein Sohn,“ ſagte der Prediger... „da Ihr im Begriffe ſtehet...“

„Genug, genug! ich weiß, was Ihr mir ſagen wollt, aber es iſt verlorene Mühe. Ich bin Katholik.“

„Katholik!“ rief Béville. „Du biſt alſo nicht mehr Atheiſt?“

„Aber einſt,“ ſagte der Prediger, „ſeyd Ihr in der reformirten Religion erzogen worden; „und in dieſem feierlichen und

schrecklichen Augenblicke, da Ihr nahe daran seyd, vor dem höchsten Richter der Thaten und Gewissen zu erscheinen ...."

„Ich bin Katholik, bei den Hörnern des Teufels! laßt mich im Frieden!"

„Aber..."

„Hauptmann Dietrich, werdet Ihr kein Mitleiden mit mir haben! Ihr habt mir bereits einen großen Dienst geleistet. Ich bitte Euch noch um einen andern. Machet, daß ich ohne Ermahnungen und Jeremiaden sterben kann."

„Ziehet Euch zurück," sagte der Hauptmann zu dem Prediger; „Ihr sehet, daß er nicht in der Laune ist, Euch anzuhören."

La Roue machte dem Mönch ein Zeichen. Dieser näherte sich sogleich.

„Hier ist ein Priester von Eurer Religion," sagte er zu dem Kapitän Georg: „wir beabsichtigen nicht, den Gewissen Zwang anzuthun."

„Mönch oder Prediger, sie sollen zum Teufel gehen!" antwortete der Verwundete.

Der Mönch und der Prediger standen jeder auf einer Seite des Bettes und schienen geneigt, einander den Sterbenden streitig zu machen.

„Dieser Edelmann ist katholich," sagte der Mönch.

„Aber er ist als Protestant geboren," sagte der Prediger; „er gehört mein."

„Aber er hat sich bekehrt."

„Aber er will in dem Glauben seiner Väter sterben."

„Beichtet, mein Sohn!"

„Spreche Euer Glaubensbekenntniß, mein Sohn!"

„Nicht wahr, Ihr sterbet als guter Katholik?..."

„Hinweg mit diesem Gesandten des Antichrists!" schrie der Prediger, der sich von der Mehrzahl der Anwesenden unterstützt fühlte.

Augenblicklich packte ein Soldat, eifriger Hugenott, den Mönch an der Schnur seiner Kutte und stieß ihn zurück mit dem Zuruf:

„Weiche von hinnen, Geſcherener! Galgenfutter! man ſingt ſchon lange keine Meſſen mehr in La Rochelle.“

„Haltet ein!“ ſagte La Noue; „wenn dieſer Edelmann beichten will, ſo ſchwöre ich bei meiner Ehre, daß Niemand ihn daran hindern ſoll.“

„Großen Dank, Herr von La Noue....“ ſagte der Sterbende mit ſchwacher Stimme.

„Ihr Alle ſeyd Zeugen,“ fiel der Mönch ein, „er will beichten.“

„Nein, bei' mich der Teufel!“

„Er kehrt zu dem Glauben ſeiner Väter zurück,“ ſchrie der Prediger.

„Nein, tauſend Donnerwetter! laßt mich beide gehen. Bin ich denn ſchon todt, daß ſich die Raben um mein Gerippe balgen? Ich will nichts von Euren Meſſen und nichts von Euren Pſalmen.“

„Er läſtert!“ ſchrieen in einem Athem die beiden Diener der feindſeligen Kirchen.

„Man muß doch an irgend etwas glauben,“ ſagte der Hauptmann Dietrich mit unzerſtörlichem Phlegma.

„Ich glaube... daß Ihr ein wackerer Mann ſeyd, der mich von dieſen Harpyen befreit... Ja, gehet weiter und laßt mich wie einen Hund ſterben.“

„So ſtirb wie ein Hund!“ ſagte der Prediger, indem er voll Entrüſtung weggieng. Der Mönch ſchlug ein Kreuz und trat an das Bett Béville's.

La Noue und Mergy hielten den Prediger zurück. — „Noch einen letzten Verſuch!“ ſagte Mergy. „Habt Mitleid mit ihm! habt Mitleid mit mir!“

„Herr,“ ſagte La Noue zu dem Sterbenden, „glaubet es einem alten Soldaten, die Ermahnungen eines gottgeweihten Mannes können die letzten Augenblicke eines Kriegers verſüßen. Höret nicht auf den Rath einer ſtrafbaren Eitelkeit, und verderbet Eure Seele nicht durch eitle Prahlerei.“

„Herr,“ antwortete der Kapitän, „nicht erſt ſeit heute denke

ich an den Tod. Ich brauche Niemands Ermahnungen, um mich darauf vorzubereiten. Nie habe ich das Großthun geliebt, und in diesem Augenblick weniger als je. Aber, beim Teufel! ich weiß mit ihren Alfanzereien nichts anzufangen."

Der Prediger zuckte die Achseln, La Roue seufzte. Beide entfernten sich mit langsamen Schritten und gesenktem Haupt.

„Kamerad," sagte Dietrich, „Ihr müsset höllisch leiden, um zu reden, wie Ihr redet."

„Ja, Kapitän," stöhnte der Verwundete, — „meine Schmerzen sind fürchterlich!"

„Dann hoffe ich, der liebe Gott werde sich durch Eure Worte nicht beleidigen lassen, welche auf's Haar wie Lästerungen lauten. Wenn man aber eine Kugel mitten durch den Leib hat, beim Blitz! so darf man wohl ein wenig fluchen, um sich zu trösten."

Georg lächelte und nahm die Flasche wieder. — „Auf Eure Gesundheit, Hauptmann! Ihr seyd der beste Krankenwärter für einen verwundeten Soldaten," damit reichte er ihm die Hand.

Dietrich drückte sie und zeigte einige Spuren von Rührung.

„Teufel!" murmelte er vor sich hin. „Wenn freilich mein Bruder Hennig katholisch wäre, und ich hätte ihm eine Kugel in den Leib gejagt!.... Also das sollte die Prophezeihung der Mila bedeuten."

„Georg, mein Kamerad," sagte Béville mit kläglicher Stimme, „rede doch mit mir. Wir werden sogleich sterben; das ist ein schrecklicher Augenblick!.... Denkst Du jetzt noch, wie Du dachtest, als Du mich zum Atheismus bekehrt hast?"

„Ohne Zweifel, Muth! bald werden wir nicht mehr leiden."

„Aber dieser Mönch redet mir von Feuer... von Teufeln... was weiß ich?... das Alles scheint mir keine gute Aussicht."

„Abgeschmacktheiten!"

„Wenn's aber doch wahr wäre?"

„Kapitän, ich vermache Euch meinen Harnisch und meinen Degen; ich wollte, ich hätte Euch etwas Besseres anzubieten für diesen guten Wein, den Ihr mir so edelmüthig gegeben."

„Georg, mein Freund,“ ſprach Béville weiter, „es wäre ſchauderhaft, wenn das wahr wäre, was er ſagt. — Die Ewigkeit!“

„Feigling!“

„Ja, Feigling,.... das iſt bald geſagt, aber man darf wohl feige ſeyn, wenn es ſich von ewigen Qualen handelt.“

„Wohlan! ſo beichte!“

„Ich bitte Dich drum, ſage mir, weißt Du gewiß, daß es keine Hölle gibt?“

„Bah!“

„Nein, antworte mir: weißt Du es gewiß? ſchwöre mir auf Dein Wort, daß es keine Hölle gibt!“

„Ich weiß nichts Gewiſſes. Wenn es einen Teufel gibt, ſo werden wir gleich ſehen, ob er ſo ſehr ſchwarz iſt.“

„Wie! Du weißt es nicht gewiß?“

„Beichte, ſage ich Dir.“

„Aber Du willſt Dich über mich luſtig machen.“

Der Kapitän konnte ſich eines Lächelns nicht erwehren; dann ſagte er mit ernſtem Ton: „an Deiner Stelle würde ich beichten, das iſt immer der ſicherſte Weg; gebeichtet und geölt ſteht man auf alle Fälle gerüſtet da.“

„Wohlan, ich will thun, wie Du thun wirſt. Beichte zuerſt.“

„Nein!“

„Meiner Treu!..... Du magſt ſagen, was Du willſt, ich werde als guter Katholik ſterben. Herbei, mein Pater! laßt mich mein confiteor herſagen und blaſet mir ein, denn ich habe es ein wenig vergeſſen.“

Während Béville beichtete, trank Kapitän Georg noch einen Schluck Wein, dann ſtreckte er den Kopf auf ſein ſchlechtes Kiſſen hin und ſchloß die Augen. Er war eine Viertelſtunde ſtille. Dann kniff er die Lippen zuſammen und bebte, indem er einen langen, vom Schmerze entriſſenen Seufzer ausſtieß. Mergy, der ihn im Verſcheiden glaubte, that einen großen Schrei und erhob ihm den Kopf. Der Kapitän öffnete ſogleich die Augen.

„Schon wieder?“ ſagte er, ihn ſanft abwehrend. „Bernhard, ich bitte Dich drum, beruhige Dich.“

„Georg! Georg! und Du ſtirbſt von meinen Händen!“

„Was jammerſt Du? ich bin nicht der erſte Franzoſe, der von einem Bruder getödtet wird..... und glaube auch nicht der letzte zu ſeyn. Aber ich darf nur mich allein anklagen..... Als Monſieur, der mich aus dem Gefängniß befreite, mich mit ſich nahm, hatte ich mir geſchworen, keinen Degen zu ziehen..... aber als ich erfuhr, daß dieſer arme Teufel von Béville angegriffen war.... als ich die Schüſſe knallen hörte, wollte ich die Sache allzumahe betrachten.“

Abermals ſchloß er die Augen und öffnete ſie bald wieder, indem er zu Mergy ſagte: „Fran v. Turgis hat mich beauftragt Dir zu ſagen, daß ſie Dich immer noch liebe!“ — Er lächelte ſanft.“

Dieß waren ſeine letzten Worte. Er ſtarb nach einer Viertelſtunde, ohne dem Anſchein nach viel zu leiden. Einige Minuten nachher gab Béville ſeinen Geiſt in den Armen des Mönches auf, welcher in der Folge verſicherte, er habe das Freudengeſchrei der Engel, welche die Seele des reuigen Sünders aufnahmen, deutlich in der Luft gehört, während unter der Erde die Teufel mit einem Triumphgeheul antworteten, als ſie die Seele des Kapitän Georg's entführten.

Man lieſt in allen Geſchichten Frankreichs, wie La Noue, den Bürgerkrieg verabſcheuend und von ſeinem Gewiſſen wegen des Kampfs gegen ſeinen König gequält, La Rochelle verließ, wie das katholiſche Heer die Belagerung aufzuheben gezwungen ward, und wie der vierte Frieden zu Stand kam, welchem bald der Tod Carl's IX. folgten.

Tröſtete ſich Mergy? Nahm Diana einen neuen Liebhaber? das laſſe ich den Leſer entſcheiden, der ſolchergeſtalt den Roman ganz nach ſeinem Belieben endigen laſſen kann.

Tamango.

Der Schiffskapitän Lebrun war ein vortrefflicher Seemann, der ſich durch Thätigkeit und gutes Betragen vom Schiffsjungen bis zum Unterſteuermann emporgeſchwungen, und in der Schlacht bei Trafalgar die linke Hand verloren hatte. Er ward amputirt und erhielt darauf einen ehrenvollen Abſchied. Allein das ruhige, zurückgezogene Leben ſprach ihn nicht an, und deshalb ergriff er die erſte beſte Gelegenheit, die ſich darbot, und gieng als Unterlieutenant an Bord eines Kaperſchiffs. Einen Theil ſeiner Prisengelder verwandte er auf den Ankauf guter nautiſcher Werke, und begann nun die Theorie der Schiffahrtskunde, deren Praxis er ſeit langer Zeit ſchon vollkommen inne hatte, mit großem Eifer zu ſtudiren. Mit der Zeit brachte er's bis zur Würde eines Kapitäns, und befehligte ein ſchwerfälliges Kaperſchiff, das drei Kanonen und ſechzig Köpfe Bemannung führte. Wie er's damals trieb, das lebt noch jetzt im Angedenken der Küſtenfahrer von Jerſey. Da folgte auf den langen Krieg, während deſſen er ſich ein nicht ganz unbedeutendes Vermögen erwerben hatte, endlich der von allen Völkern ſo heiß erſehnte Friede, und ſetzte unſern Kapitän außer Thätigkeit. Nun mußte er ſeine Dienſte friedfertigen Kaufleuten anbieten, und bekam bald das Commando über ein hübſches Fahrzeug; denn er war an der ganzen Nordküſte Frankreichs als ein entſchloſſener und erfahrener Seemann hinlänglich bekannt. Als aber gar der Re-

gehandelt verboten wurde, und es folglich galt, nicht nur die Wachsamkeit der französischen Zollbeamten, was eben keine Hexerei war, sondern auch die der englischen Kreuzer zu täuschen, war Hauptmann Lebeux gerade der rechte Mann für die Menschenfleischhändler.

Seemänner, die lange Jahre hindurch untergeordnete Stellen begleitet haben, pflegen insgemein eine wahre Antipathie gegen alle Neuerungen zu haben, und pedantisch an dem einmal Uebereinkommenen festzuhalten. Nicht so Lebeux, der vielmehr seinem Aberer eine bessere Methode zur Aufbewahrung des Wassers anempfahl, die Ketten und Handschellen, die jedes Sklavenschiff führt, nach einem bessern System hatte anfertigen und zu Vermeidung von Reib mit Zinnik anstreichen lassen. Seinen großen Ruf, den er unter den Sklavenhändlern hatte, begründete er durch die eigenthümliche Art und Weise, in welcher er seine neue, für den Menschenfleischhandel bestimmte Brigg nach eigenem Plane erbauen ließ. Das Fahrzeug war ein vortrefflicher Segler, schlank gebaut, schmal wie ein Kriegsschiff, und doch im Stande, eine bedeutende Anzahl Neger zu fassen. Er nannte es die Hoffnung. Ihre Zwischendecke hatten nur drei Fuß vier Zoll Höhe, eine Dimension, welche nach seiner Ansicht jedem Schwarzen, der keine übermäßige Länge hatte, recht bequem zu sitzen erlaubte. — Wozu braucht ein Neger auch aufzustehen? meinte er; — kommt er erst nach Martinique oder Guadeloupe, so wird er genug auf den Beinen seyn müssen. Ich packe die Waare so in's Schiff, daß jeder Kerl mit dem Rücken an den Planken liegt, und bilde dergestalt zwei mit einander parallel laufende Reihen, die in der Mitte durch einen freien Raum von einander getrennt sind, der von Andern in der Regel nicht benutzt wird, den ich aber auch vollpacke, so daß mein Schiff ein Dutzend Kerle, und im Nothfalle noch darüber, mehr fassen kann, als alle übrigen von demselben Tonnengehalte. Allein ich bin ein humaner Mann, und lasse jedem Neger gute fünf Fuß Länge

und zwei Aus Preise, damit er ſich nach Herzensluſt recken und ſtrecken kann, weil die Ueberfahrt doch wohl ſechs Wochen dauert; und wenn wir's zuletzt recht bei Lichte bedenken, ſo ſind die Schwarzen doch auch ſo eine Art von Menſchen. —

Die „Hoffnung“ lichtete in Nantes die Anker, und zwar, wie fürderhin abergläubige Leute bemerkten, an einem Freitage. Die Hafen-Inſpectoren gaben ſich das Anſehen, als unterſuchten ſie das Schiff ſorgfältig, bemerkten aber keine einzige von den ſechs großen, mit Ketten und Handſchellen angefüllten Kiſten. Auch der ungeheure Waſſervorrath, den das Schiff am Bord hatte, war ihnen nicht auffallend, obgleich die Papiere beſagten, das Schiff ſegle direct nach dem Senegal, um dort Holz und Elfenbein zu laden. Die Fahrt dorthin dauerte allerdings um ein paar Wochen, und man hatte zu derſelben an einem Viertel des Waſſervorraths hinlänglich genug gehabt; allein Verdacht kann niemals ſchaden, und was ſollte aus der Bemannung werden, wenn zufällig Windſtille an der afrikaniſchen Küſte eintrat?

Wie geſagt, an einem Freitage lichtete die „Hoffnung“ vortrefflich bemannt und gut aufgetakelt, ihre Anker. Lebrun hätte ihr freilich etwas ſtärkere Maſten gewünſcht, allein ſie waren doch beſſer, als die der meiſten übrigen Fahrzeuge, welche er bis jetzt befehligt hatte. Die Ueberfahrt nach der afrikaniſchen Küſte war eine günſtige, und es gelang ihm, in einem Momente, wo eben keine engliſchen Fahrzeuge vor den Küſten kreuzten, die Mündung eines Stromes an der Guineaküſte hinaufzufahren. Am folgenden Tage kamen ſchon Mäkler an Bord und prieſen ihre Waare an, Waare von der vortrefflichſten Qualität, denn Tamango, einer der berühmteſten Krieger und Menſchenfleiſchhändler, hatte eine große Menge Sklaven an die Küſte geführt und wollte wahrlich losſchlagen, weil er als ein mächtiger und gefürchteter Mann immer Mittel und Wege bei der Hand hatte, den Platz von Neuem mit friſcher Waare zu verſehen.

Lebrun fuhr an's Ufer und machte dem Häuptlinge Tamango

seinen Besuch. Er fand ihn in einer Strohhütte, umgeben von zweien seiner Weiber und mehreren Sklaventreibern, festlich aufgeputzt, um den weißen Mann würdig empfangen zu können. Er trug eine alte blaue Uniform, die früher irgend einem schwachen Unteroffiziere recht gut gepaßt haben mochte; beide Schultern waren mit goldenen Epauletten geziert; die eine hing vorne, die andere nach hinten hinüber. Ein Hemde trägt bekanntlich kein Neger, und der Leibrock war dem herkulischen Manne etwas zu kurz; daher gewahrte man zwischen den weißen Aufschlägen und seinen weiten baumwollenen Pumphosen einen breiten Streifen seiner rabenschwarzen Haut. Von seiner linken Hüfte hing an einem dünnen Strick ein schwerer Kavallerieſäbel herab, und in der rechten Hand hielt er eine treffliche englische Doppelflinte. Seiner Meinung nach gab es gewiß in ganz Afrika keinen Mann, der ſich einer ähnlichen Toilette rühmen konnte.

Lebrun betrachtete den Häuptling eine Zeit lang aufmerksam, ohne ein Wort zu reden, während Tamango schmunzelnd dastand, sich in die Brust warf, wie ein Grenadier, der von einem fremden Generale gemustert wird, und ſich den Eindruck zu steigern schien, den er auf den Weißen zu machen glaubte. Lebrun musterte ihn allerdings mit einer wahren Kennermiene, und sprach endlich halblaut zu seinem Lieutenant: „Wenn ich diesen Kerl gesund und unbeschädigt auf Martinique hätte, bei Gott, er wäre tausend Thaler unter Brüdern werth.“

Darauf nahm er Platz, und ein Matrose, der etwas von der westlichen Sprache verstand, machte den Dolmetscher. Nach den ersten Höflichkeits-Bezeugungen erschien ein Schiffsjunge mit einem großen Korbe, der etwa ein Dutzend Branntweinflaschen enthielt; es ward tapfer getrunken, und der Kapitan schenkte dem Tamango, um ihn in recht gute Laune zu versetzen, ein mit der Adler Napoleon's geziertes Pulverhorn. Diese Gabe ward mit dem innigsten Danke aufgenommen, die Unterhandelnden traten aus der Hütte hervor, lagerten ſich in dem Schatten einer hohen,

dicht belaubten Baumes, stellten eine Reihe von Flaschen neben sich, und die Sklaven wurden herbeigebracht.

Diese unglücklichen Opfer der Habsucht bildeten eine lange Reihe; der Hals jedes Einzelnen war zwischen eine sechs Fuß lange Gabel eingeklemmt, deren Enden mit Holzstöcken an einander gefügt waren. Wenn der Zug (die sogenannte Coffle) sich in Bewegung setzen soll, so nimmt ein Sklaventreiber vorne das Ende der ersten Gabel auf seine Schulter; der erste Sklave in der Reihe nimmt die Gabel der zweiten, dieser jene des dritten und so fort. Soll Halt gemacht werden, so wirft der Erste die Spitze seines gabelförmigen Holzes in die Erde, — der ganze Zug kann sich nicht mehr weiter bewegen, und an Entrinnen ist natürlich nicht zu denken, da der sechs Fuß lange Balken alle freie Bewegung unmöglich macht.

Bei jedem Sklaven, männlichen oder weiblichen Geschlechts, der vor dem Kapitän vorübergeführt wurde, zuckte dieser die Achseln, fand die Männer alle zu schwächlich, die Weiber zu alt oder zu jung, und beklagte bitter, daß die schwarze Race jetzt so sehr ausarte. „Das war in früheren Zeiten ein ganz anderes Ding; da hatten die Weiber ihre guten fünf Fuß sechs Zoll Höhe, und vier Kerle hatten Kraft genug, die Ankerspille in Bewegung zu setzen, und damit den Hauptanker in die Luft zu winden."

Inzwischen traf Ledoux dennoch, ungeachtet des Tadels und Mäkelns, eine Auswahl und ließ eine Anzahl hübscher Leute beiderlei Geschlechts abseits führen. Er bot, aus Freundschaft gegen Tamange, wie er ausdrücklich bemerkte, den gewöhnlichen Preis, für die Uebrigen aber wollte er nicht so viel geben. Der Häuptling dagegen pries seine Waare an und brachte in Anschlag, daß die Menschen überhaupt jetzt sehr rar würden und der Handel mit gar zu viel Gefahr verknüpft sey. Als darauf der Dolmetscher die Worte des Häuptlings in's Französische übersetzt und den Preis, welchen jener gefordert, angegeben hatte, sprang Ledoux

auf, spielte den Lebensschwer und Unwichtigen, stieß die gräßlichsten Flüche aus und machte scheinbare Miene, allen weitern Handel mit einem so unverwünschtigen Manne abzubrechen. Allein Tamange hielt ihn zurück und beschwichtigte ihn so weit, daß er wieder Platz nahm; eine neue Flasche ward angebrochen, und das Handeln ging wieder von vorne an. Jetzt erklärte der Schwarze das Gebot des Weißen für unbillig: sie schrieen, fluchten, stritten und bedeuteten mit einander und tranken scharf. Der Brannwein aber machte auf Beide eine ganze verschiedene Wirkung, denn je mehr der Franzose trank, um so niedriger stellte er sein Gebot, während der Neger bei jedem Glase etwas abließ. Als endlich alle Flaschen ausgeleert waren, ward man des Handels eins. Für hundert und sechszig Sklaven gab Ledoux einige Ballen ordinärer Baumwollenzeuche, Pulver, Feuersteine, drei Faß Brannwein und fünfzig schlechte Gewehre. Dieser Handel ward, wie beim Pferdekauf üblich ist, durch mehrmaligen Handschlag abgeschlossen, die Sklaven wurden den französischen Matrosen übergeben, und sind den hölzernen Gabeln wurden Ketten, Hand- und Fußscheiben angelegt. Was hätte ein deutlicheres Zeugniß von dem Uebergewichte der europäischen Civilisation über die afrikanische ablegen können?

Etwa dreißig Neger waren noch unverkauft: Kinder, Greise und kränkliche Weiber. Das Schiff aber hatte bereits seine volle Ladung.

Was sollte Tamange mit den Uebriggebliebenen anfangen? Er bot sie daher dem Hauptmann noch einmal an; Stück für Stück eine Flasche Brannwein. Der Antrag war lockend, denn Ledoux erinnerte sich in diesem Augenblicke, daß als einstmals in Nantes die „Sicilianische Vesper" im Theater aufgeführt worden war, dennoch eine große Anzahl großer, feiner Leute in das bereits mit Menschen mehr als zu sehr überfüllte Parterre sich eingedrängt, und wegen der Elasticität des menschlichen Körpers auch wirklich Platz gefunden hatten. Er zahlte daher zwanzig Flaschen Brannt-

wein für zwanzig Menſchen. Es blieben noch zehn übrig. Tamange wollte dieſe per Kopf gegen ein Glas Branntwein austauſchen. Lebeur bedachte, daß Kinder im Theater und in Miethkutſchen nur einen halben Platz einnehmen, und die Hälfte bezahlen, und nahm noch drei Knaben. Mit den übrigen ſieben aber wollte er platterdings nichts zu ſchaffen haben. Da griff Tamange nach ſeiner Flinte und legte auf ein Weib an, die Mutter von drei Kindern. — „Kauf' ſie mir ab für ein Gläschen Branntwein," rief er dem Weißen zu, „oder ich brenne los." — „Was Teufel ſoll ich denn mit der Waare anfangen?" fragte Lebeur. Tamange drückte ab, und die Sklavin ſank leblos zu Boden. — „Sieh', da ſteht ein Zweiter," rief er wieder, auf einen gebückt daſtehenden Greis zeigend; „ein Glas Branntwein, oder —" Eine ſeiner Weiber fiel ihm in den Arm, und die Kugel flog in die Luft. Das Weib nämlich hatte in dem Alten einen Guriet oder Zauberer erkannt, der ihr geweiſſagt hatte, ſie werde einſt Königin werden.

Tamange, über die Maßen betrunken, gerieth in furchtbare Wuth, als ſein Weib ihm Widerſtand zu leiſten wagte, ſchlug die Arme mit dem Flintenkolben und rief dem Kapitän zu: „Weißer Mann, ich ſchenke Dir dieſes Weib!" Lebeur betrachtete die Schwarze mit freundlichem Schmunzeln und meinte: „Für die ließe ſich allenfalls noch ein Platz finden."

Der Dolmetſcher war ein menſchlicher Mann. Er gab dem Häuptlinge eine Schnupftabakdoſe von Papiermaché, kaufte damit die ſechs übrigen Sklaven los, und ließ ſie frei. Ob ſie aber in ihre, zwei hundert Stunden entfernte Heimath zurückgekehrt ſind, das ſteht dahin.

Inzwiſchen nahm der Kapitän Abſchied von Tamange, und beeilte ſich, ſeine Ladung ſo ſchnell als möglich an Bord zu ſchaffen, weil ein längeres Verweilen auf dem Strome leicht Gefahr bringen konnte, denn jede Stunde mußte man auf das Erſcheinen

engliſcher Kreuzer gefaßt ſeyn. Die Abfahrt ward deshalb auf den folgenden Tag feſtgeſetzt.

Tamango, der ſich unter einem Baume niedergeworfen hatte, um ſeinen Rauſch auszuſchlafen, erwachte erſt am folgenden Tage, als bereits die „Hoffnung“ unter Segel gegangen war und den Strom hinabfuhr. Seine erſte Frage war nach ſeinem Weibe Ayſche. Als er zur Antwort erhielt, dieſe habe geſtern unglücklicherweiſe ſein Mißfallen erregt und ſey von ihm dem weißen Manne zum Geſchenk gemacht worden, ſchlug er ſich wüthend vor den Kopf, griff nach der Doppelflinte und rannte das Ufer entlang, um das Schiff, bevor es die Mündung erreichte, noch einzuholen. Da der Strom mehrere Krümmungen beſchrieb, die er als ein des Weges durchaus kundiger Mann abſchnitt, ſo gelangte er bald an eine kleine Rhede, wo er eine Barke fand, mit der er an das Sklavenſchiff anfuhr.

Ledoux erſtaunte nicht wenig, als Tamango ſein Weib von ihm zurückforderte. „Geſchenkt iſt geſchenkt,“ ſprach er trocken und wandte ihm den Rücken. Allein der Schwarze wurde dringender und erbot ſich endlich, einen Theil der für ſeine Sklaven erhaltenen Waaren wieder zurückzugeben. Doch der Kapitän lachte ihn aus und meinte, Ayſche ſey eine ganz vortreffliche Frau, er wolle ſie jedenfalls behalten, und an Herausgeben ſey nicht zu denken. Da vergaß der arme Tamango eine Fluth von Thränen und ſchrie fürchterlich; bald wälzte er ſich auf dem Verdecke umher und rief laut ſchreiend den Namen ſeiner Ayſche; bald rannte er in Wuth und Verzweiflung ſeinen Kopf gegen die Schiffsplanken. Allein den Kapitän rührte das Alles nicht, vielmehr zeigte er mit dem Finger nach dem Ufer, das immer mehr dem Blicke entſchwand, und gab ihm ein Zeichen, jetzt endlich zurückzufahren. Tamango aber blieb, und bot endlich ſogar, außer allen Waaren, die er geſtern erhalten hatte, auch noch ſeine goldenen Epauletten, ſeinen Säbel und die Doppelflinte; alles vergebens.

Während dieſes Auftritts flüſterte der Lieutenant dem Kapitän zu: „Dieſe Nacht ſind uns drei Sklaven geſtorben; wir haben Platz; laſſen Sie uns dieſen vierſchrötigen Kerl aufgreifen, er iſt allein mehr werth, als jene Drei.“ — Lebeur erwog, daß Tamango gerne und leicht für tauſend Thaler verkauft werden würde, daß die gegenwärtige Reiſe, die er unter ſo guten Auſpicien angetreten hatte, wahrſcheinlich ſeine letzte ſey, und er ſortan ſich nicht mehr mit dem Sklavenhandel abgeben könne, und daß es am Ende ziemlich auf eins hinauskäme, ob ein Neger auf der afrikaniſchen Küſte mehr oder weniger lebe. Außerdem war das ohnehin öde Ufer entfernt und der Häuptling ganz in ſeiner Gewalt; er brauchte ihm nur die Waffen abzunehmen, denn ſo lange dieſe in ſeiner Gewalt waren, durfte man ohne Lebensgefahr ihm nicht zu nahe treten. Daher forderte ihm Lebeur unter dem Vorwande, ihre Güte prüfen zu wollen, die Flinte ab, ſpannte den Hahn ab und ſchüttete das Kraut von der Zündpfanne, während der Lieutenant den Säbel zu unterſuchen ſchien. Nun war der Neger entwaffnet; zwei kräftige Matroſen fielen über ihn her, warfen ihn auf den Rücken und verſuchten ihn zu fuebeln. Allein Tamango leiſtete von Anfang an den heldenmüthigſten Widerſtand, und richtete ſich bald wieder auf, ſtreckte den einen Matroſen, der ihn am Halſe gepackt hatte, mit einem furchtbaren Fauſtſchlage zu Boden, riß ſich von dem zweiten, der ein Stück ſeiner Uniform in der Hand behielt, los, und ſtürzte auf den Lieutenant zu, um dieſem den Säbel zu entreißen. Dieſer jedoch, auf ſeiner Hut, brachte ihm eine, freilich nicht tiefe Wunde am Kopfe bei. Tamango ſank abermals nieder und ward nun, ohne erfolgreichen Widerſtand zu leiſten, unter furchtbarem Geſchrei an Händen und Füßen gefuebelt. Endlich ſchloß er, ganz ermattet von der äußerſten Anſtrengung, ſeine Augen; nur ſein ſtarkes, ſchnaubendes Athmen bewies, daß er noch lebendig war.

„Alle Wetter!“ rief Lebeur, „wie werden die übrigen Neger lachen, wenn ſie auch ihn als Sklaven begrüßen!“ — Inzwiſchen

verlor der unglückliche Tamango viel Blut. Zwar trat der menſchenfreundliche Dolmetſcher, der am vorigen Abende die ſechs Sklaven für eine Schnupftabaksdoſe losgekauft hatte, zu ihm hin und richtete einige Worte des Troſtes an ihn, allein der Neger blieb unbeweglich liegen, wie ein Leichnam, und zwei Matroſen ſchleppten ihn wie einen Sack hinunter in's Zwiſchendeck, wo er zwei Tage lag, ohne Speiſe und Trank anzurühren. Seine ehemaligen Gefangenen, jetzt ſeine Mitſklaven, betrachteten ihn auch jetzt nicht ohne Furcht und Beben, und ihre Scheu vor ihm war ſo groß, daß auch nicht ein Einziger über ſein Unglück zu ſpotten wagte.

Das Schiff verlor die afrikaniſche Küſte bald aus dem Geſichte, denn ein friſcher Landwind ſchwellte die Segel. Engliſche Kreuzer waren nun nicht mehr zu fürchten, und der Kapitän dachte nur an den ungeheuren Gewinn, den ſeine Waare in den Colonieen abwerfen würde, denn das Ebenholz — ſo lautet der Kunſtausdruck für eine Negerladung — hielt ſich gut, und es herrſchte keine anſteckende Krankheit am Bord der „Hoffnung.“ Nur zwölf der ſchwächſten Afrikaner waren vor Hitze geſtorben; eine Kleinigkeit alſo. Damit ſeine Ladung Menſchenfleiſch ſo wenig als möglich von den Anſtrengungen der Seefahrt leiden möchte, ließ er alltäglich ein Drittheil der Sklaven auf das Verdeck ſchaffen, daß ſie ſich in der freien Luft Bewegung machen konnten. Indeſſen ließ er ihnen niemals alle ihre Ketten abnehmen und ſie ſorgfältig bewachen. Zuweilen ſpielte auch ein Matroſe die Geige, nach welcher die Neger tanzten, ſo gut es eben ihre Feſſeln erlauben wollten. Eine ſolche Bewegung iſt der Geſundheit ſehr zuträglich, und Lebour, ein erfahrener Mann, trug Sorge, daß ſeine Sklaven die Glieder gehörig ausrecken konnten. Müßten das nicht auch die auf Transportſchiffen befindlichen Pferde thun? — „Tanzt luſtig, Kinder, tanzt munter!“ rief er mit einer Donnerſtimme, und klatſchte dazu mit einer langen Peitſche. Die Neger natürlich hüpften und tanzten.

Erst nach Verlauf einer Woche erlaubte die Kopfwunde dem Häuptlinge, auf das Verdeck hinaufzusteigen. Als er eben war, blickte er erst stolz um sich, warf dann aber einen traurigen Blick auf den ungeheuren, unabsehbaren Ocean, und legte sich auf die Planken nieder, ohne seine Ketten so zu ordnen, daß sie ihn weniger drückten. Ledoux saß auf dem Hinterkastelle und rauchte ganz ruhig seine Pfeife. Neben ihm stand Aysche, ohne Fesseln, prächtig angethan mit einem blauen Kleide und hübschen Maroquinpantoffeln; in der Hand hielt sie eine Flasche Liqueur, und war jeden Augenblick bereit, das Glas des Kapitäns zu füllen. Augenscheinlich stand sie bei Ledoux in hoher Gunst. Ein Neger machte Tamange darauf aufmerksam; dieser drehte seinen Kopf zur Seite, stieß einen lauten Schrei aus und stürzte nach dem Hinterkastelle zu, ehe die wachthabenden Matrosen eine so unerhörte Verletzung der Schiffsdisciplin verhindern konnten. „Aysche!“ rief er mit einer Donnerstimme, daß sein Weib fast ohnmächtig ward, „glaubst Du, es gebe in dem Lande der Weißen keinen Mama-Dschumbe?“ Schon standen die Matrosen mit aufgehobenen Knütteln da, allein Tamange schlug beide Arme über einander und gieng ruhig nach seinem Platze zurück, während Aysche in Thränen zerfloß und durch die geheimnißvollen Worte, welche er ihr zugerufen hatte, wie erstarrt war.

Der Delmetscher setzte endlich dem Kapitän auseinander, was der schreckliche Mama-Dschumbe sey, dessen bloßer Name schon allen Negerinnen Furcht und Schrecken einjagt. „Er ist,“ sprach er, „ein wahrer Knecht Ruprecht. Befürchtet ein Mann, sein Weib möchte fähig seyn, sich zu einer Untreue verleiten zu lassen, so drebt er mit dem Mama-Dschumbe. Ich habe ihn mehrmals mit meinen eigenen Augen gesehen und weiß, was dahinter steckt, allein die Neger kommen natürlich nicht hinter den Grund der Sache. Ich war einstmals gegen Abend bei einem sogenannten Folgar oder Tanze, den die Neger immer aufführen; da hörte ich plötzlich aus dem nahegelegenen düstern

Walde eine fremdartige Muſik zu mir herüberſchallen, ohne daß ich wußte, von wem dieſelbe herrührte. Es waren aus Rohr gefertigte Blasinſtrumente, hölzerne Tambourins, Balafos und Guitarren, d. h. ausgehöhlte Kürbiſſe, welche mit ſechs Saiten beſpannt werden. Kurz, es war eine infernaliſche Muſik. Kaum vernahmen die Weiber die erſten Töne, als ſie zu zittern anfingen und entfliehen wollten, allein ſie wurden von den Männern, die wohl wußten, was die Sache bedeuten ſollte, zurückgehalten. Da trat plötzlich aus dem Walde eine hohe weiße Geſtalt hervor, mit einem Kopfe, ſo dick wie ein Faß, und feurigen Augen, ſo groß wie unſere Klüsgaate*). Ganz langſam ſchritt er vor und blieb, als er noch etwa eine Kabellänge von uns entfernt war, ſtehen. Die Weiber riefen: „Das iſt Mama-Dſchumbo!“ und kreiſchten dabei lauter als franzöſiſche Auſternweiber. Die Männer aber ſprachen: „Sehet, Ihr Nichtswürdigen, da iſt Mama-Dſchumbo; der frißt Euch auf der Stelle bei lebendigem Leibe, wenn Ihr lügt. Nun geſteht: Habt Ihr eine Untreue begangen? — Einige waren einfältig genug zu geſtehen, und bekamen für ihre Aufrichtigkeit von den Männern furchtbare Prügel.“

„Und wer war denn dieſer Mama-Dſchumbo?“ fragte der Kapitän.

„Ein Poſſenreißer war's, der ſich in ein großes weißes Tuch gehüllt hatte, der ſtatt des Kopfes auf einer Stange einen großen ausgehöhlten Kürbis trug, in dem zwei Lichter angebracht waren. — Der Mama-Dſchumbo,“ ſetzte der Dolmetſcher hinzu, „iſt fürwahr eine lucrative Erfindung; ich wollte, mein Vetter glaubte auch daran.“

„Wenn meine Frau,“ ſprach der Kapitän, „ſich nicht vor jenem Ungethüm fürchtet, ſo hat ſie doch alle gebührende Ach-

*) Die runden Löcher zu beiden Seiten vorn am Schiffe, durch welche die Ankertaue gehen.

tung vor dem Stocke, und eine Ahnung davon, wie ich diesen handhaben würde, wenn sie mir einmal untreu werden sollte. Denn obwohl ich nur noch eine Faust habe, weiß ich dessen ungeachtet immer noch mit einem Stricke vortrefflich umzugehen. Was aber den Kerl da, welcher eben vom Mama-Dschumbo das Maul so voll nahm, anbelangt, so sagt ihm, er solle sich von nun an vernünftig und ordentlich betragen, oder ich werde ihm seinen rabenschwarzen Rücken dermaßen färben lassen, daß er einem rohen Stücke Roastbeef ähnlich sehen soll."

Mit diesen Worten stieg Ledoux in seine Kajüte hinab und suchte Ayoche zu trösten, allein weder Liebkosungen noch Schläge — denn ein Seemann verliert bald die Geduld — vermochten sie zu beruhigen. In der übelsten Laune von der Welt stieg daher der Kapitän wieder auf's Verdeck und zankte mit dem wachthabenden Offizier wegen eines Befehls, den dieser eben den Matrosen gab.

Während der Nacht, als der größte Theil des Schiffsvolks in tiefen Schlaf versenkt war, hörten die auf Wache befindlichen Matrosen von dem Zwischendecke herauf einen ernsten, feierlichen Gesang, darauf eine kreischende, gellende Weiberstimme und endlich die des Kapitäns Ledoux, der furchtbar fluchte, schwer und mit seiner Peitsche Schläge austheilte. Bald aber ward Alles ruhig. Am folgenden Tage erschien Tamango wieder auf dem Verdecke. Rücken und Seiten waren furchtbar zerfleischt, seine Miene und Haltung jedoch nicht weniger stolz und ungebeugt als am Tage zuvor.

Kaum hatte Ayoche seine Anwesenheit bemerkt, als sie vom Hinterkastell, wo sie neben dem Kapitän saß, auf Tamango zulief, sich vor ihm niederwarf und verzweiflungsvoll ausrief: „Vergib mir! Tamango, vergib mir!" Der Neger betrachtete sie eine Zeit lang schweigend und sprach endlich, als er den Dolmetscher in weiter Entfernung stehen sah: „Eine Feile!" Darauf drehte er seinem Weibe den Rücken zu. Der Kapitän

ſchalt ſie derb aus, fügte des Nachdrucks wegen ſeinen Ermahnungen ſogar einige Ohrfeigen hinzu, und verbot ihr, ferner mit ihrem ehemaligen Manne zu verkehren; allein er ahnete den Sinn und die Bedeutung der Worte nicht, welche jener ihr zugeflüſtert, und richtete deshalb auch nicht einmal eine Frage an Ayoche.

Inzwiſchen ließ Tamango nicht ab, die übrigen Sklaven Tag und Nacht zu bereden, ſie möchten einen Verſuch wagen, ihre Freiheit wieder zu erlangen. Er ſtellte ihnen vor, die Zahl der Weißen ſey ſehr gering, die Wächter hätten viel von ihrer frühern Aufmerkſamkeit nachgelaſſen; er übernehme es, ſie nach der Heimath zurückzuführen, denn er ſey in alle geheime Künſte der Zauberei eingeweiht, und wer ſeinem Anſchlage ſich widerſetze, falle unrettbar in die Hand des Teufels. — Bei allen dieſen Reden bediente er ſich aus Vorſicht der Penis-Sprache, die dem Dolmetſcher unbekannt war, keineswegs jedoch der Mehrzahl der Sklaven. Seine Beredſamkeit ward durch ſeine Perſönlichkeit und die Furcht, welche alle ſeine Gefährten auch jetzt noch immer vor ihm hegten, mächtig unterſtützt, und Alle drangen in ihn, einen Tag feſtzuſetzen, an dem man losbrechen könne. Er aber entgegnete den Verſchworenen, die Zeit ſey noch nicht gekommen; der Teufel, der ihm jede Nacht im Traume erſcheine, habe ihm noch nichts Näheres anbefohlen, ſie möchten ſich aber jeden Augenblick bereit halten. — Er erprobte unterdeſſen den Grad der Wachſamkeit ſeiner Hüter. Eines Tages hatte ein Matroſe ſeine Flinte an die Wand geſtellt und betrachtete aufmerkſam die fliegenden Fiſche, welche „die Hoffnung“ umſchwarmten. Da griff Tamango nach dem Gewehre und ahmte die Exercitien, welche er den Matroſen abgeſehen hatte, auf eine groteske Art nach. Die Flinte ward ihm freilich bald abgenommen, allein er hatte doch nun die Ueberzeugung gewonnen, daß er eine Waffe berühren konnte, ohne irgend einen Verdacht zu erregen.

Einige Tage ſpäter warf ihm Ayoche einen großen Schiffs-

Zwieback zu, und machte dabei ein Zeichen, das nur er allein verstand. In dem Brode steckte eine kleine Feile und von dieser hieng das Gelingen des Complotts ab. Tamango verbarg das Instrument vor seinen Mitsklaven; und als es Nacht geworden war, murmelte er unverständliche Worte, die er mit bizarren Bewegungen begleitete; endlich stieß er mehrmals hintereinander einen lauten Schrei aus, um seine Gefährten glauben zu machen, er habe mit einem unsichtbaren Wesen eine Unterredung. Alle zitterten, denn Niemand zweifelte an der Nähe des Teufels. Zuletzt rief Tamango freudig: „Endlich hat der Geist, den ich beschworen habe, mir zugestanden, was er längst versprochen hat; hier in meinen Händen habe ich das Werkzeug, mittelst dessen wir uns frei machen werden. Habt nur Muth, und Alles gelingt uns.“ Darauf zeigte er die Feile vor, die er vom unsichtbaren Geiste erhalten haben wollte, und Niemand hielt, so plump und handgreiflich die Erdichtung auch war, die Sache für unmöglich.

Endlich kam der Tag der Rache und Freiheit. Die Verschworenen hatten sich unter einander mit furchtbaren Eiden zu unverbrüchlichem Schweigen verpflichtet und ihren gefaßten Plan reiflich überlegt. Es war verabredet worden, daß die Entschlossensten, und Tamango voran, sobald die Reihe, auf's Verdeck zu steigen, an ihnen seyn würde, sich der Waffen ihrer Wächter bemächtigen sollten; zu gleicher Zeit sollte eine Abtheilung in die Kajüte des Kapitäns eindringen und aller in derselben befindlichen Waffen habhaft zu werden suchen. Die, welche ihre Ketten bereits durchgefeilt hatten, sollten den Angriff beginnen; drei von ihnen wollten gleich anfangs über den Weißen herfallen, welcher die Schlüssel zu den Ketten in der Tasche trug, und sobald sie sich derselben bemächtigt hätten, ihre Mitbrüder der Fesseln entledigen.

An jenem verhängnißvollen Tage war Kapitän Ledoux in der rosenfarbensten Laune, und erließ sogar, gegen seine sonstige

Gewohnheit, einem Schiffsjungen, der eines Vergehens wegen die Peitsche verdient hatte, diese Strafe, machte dem wachthabenden Offizier ein Compliment über seine gut angeordneten Manoeuvres, erklärte dem Schiffsvolke, er sey mit Allem außerordentlich zufrieden, und versprach, daß auf Martinique, wo er in weniger als acht Tagen landen würde, jeder Mann eine außerordentliche Gratification erhalten sollte. Die Matrosen überlegten schon, wozu sie diese Summe anwenden wollten: der eine hatte Weiber im Sinne, der zweite ein gutes Glas Wein, der dritte Rum, der vierte ein hübsches farbiges Mädchen. Alle waren lustig und guter Dinge, als Tamango mit den übrigen Gefangenen auf's Verdeck gebracht ward.

Alle hatten die Vorsicht gebraucht, ihre Fesseln so zu durchfeilen, daß Niemand es bemerken konnte, daß aber eine geringe Anstrengung hinreichend war, sie auseinander zu sprengen. Als sie ihre Ketten tüchtig geschüttelt und eine Zeit lang frische Luft geschöpft hatten, faßten sie sich alle bei der Hand, fingen an zu tanzen, und Tamango stimmte den Kriegsgesang an, mit dem er früher seine Schlachten zu eröffnen pflegte. Als der Tanz eine Zeit lang gedauert hatte, warf sich Tamango, als sey er von der Anstrengung ermattet, so lang er war, zu den Füßen eines Matrosen nieder, der arglos auf dem Verdecke stand. Die übrigen Neger thaten dasselbe, so daß jeder Matrose von mehreren Schwarzen gleichsam umzingelt war.

Jetzt stieß plötzlich der Häuptling, welcher sich unbemerkt seiner Fesseln entledigt hatte, einen furchtbaren Schrei aus, der zum Signal diente, packte mit beiden Händen die Beine des neben ihm stehenden Matrosen, warf ihn um, entriß ihm das Gewehr und schoß den wachthabenden Offizier nieder. In demselben Augenblicke warfen sich die übrigen Neger auf die andern Matrosen, entwaffneten und tödteten sie. Von allen Seiten ertönte ein furchtbares Kriegsgeschrei. Der Oberbootsmann, der die Schlüssel zu den Eisen trug, ward ermürgt: die übrigen

Neger wurden ihrer Feſſeln entledigt und drangen auf's Verdeck, und wer keiner Waffen habhaft werden konnte, griff nach einem zur Schaluppe gehörenden Ruder. Die europäiſche Bemannung war von dieſem Augenblicke an unrettbar verloren. Nichtsdeſtoweniger faßten einige Matroſen auf dem Hinterdecke Poſte, allein es fehlte ihnen an Waffen und an Entſchloſſenheit. Nur Ledoux hatte ſeine Kaltblütigkeit und Beſonnenheit nicht verloren. Er ahnete, daß Tamango die Seele der Verſchwörung war; deshalb beſtie er, wenn er ihn aus dem Wege ſchaffen könnte, mit den Uebrigen leichtes Spiel zu haben. Ohne weiteres warf er ſich, mit dem Säbel in der Fauſt, dem Häuptlinge entgegen, der ihn mit hochemporgehobenem Flintenkolben empfing. Beide trafen auf dem Vorderdecke mit einander zuſammen. Tamango ſchlug zuerſt aus; allein der Weiße wich zur Seite, der Streich fiel auf den Boden, der Kolben ſprang vom Laufe ab, und dieſer ſelbſt entfiel, der furchtbaren Heftigkeit des Streichs wegen, dem Schwarzen aus den Händen. Tamango war nunmehr entwaffnet, und Ledoux hob unter einem teufliſchen Lachen den Arm auf, bereit ſeinen Feind niederzuhauen. Allein dieſer war gewandt wie ein Panther ſeines Landes, fiel ſeinem Gegner in den Arm, und nun zerrten ſich Beide ſo lange hin und her, bis ſie niederſtürzten. Der Afrikaner lag unten, aber er drückte ſeinen Feind mit aller Gewalt an ſich, und biß ihm ſo tiefe Wunden in den Hals, daß Blut in Strömen daraus hervorquoll; der Säbel entfiel der Hand des Kapitäns, Tamango bemächtigte ſich der Waffe, ſprang auf, ſtieß ein furchtbares Triumphgeſchrei aus, und durchbohrte noch mehrmals ſeinen ſchon halbtodten Gegner.

Der Sieg war nicht länger mehr zweifelhaft. Die wenigen noch übrigen Matroſen flehten das Mitleid der Empörten an, allein Alle, bis auf den Dolmetſcher, der niemals irgend Einem etwas Leides zugefügt hatte, jedoch am folgenden Tage ſchon an einer im Getümmel erhaltenen Wunde ſtarb, wurden ohne Gnade und Barmherzigkeit hingewürgt. Der Lieutenant ſtarb glorreich.

Er hatte ſich auf's Hinterdeck zurückgezogen und an eine kleine Drehbaſſe poſtirt, die mit Kartätſchen geladen war. Mit der linken Hand richtete er das Stück, und mit der rechten, in der er ſeinen Säbel ſchwang, ſtreckte er mehrere Neger zu Boden. Ein dichter Haufen drang endlich auf ihn ein, da gab er Feuer; ein ganzer Haufen von Todten und Verwundeten lag am Boden; er ſelbſt aber ward noch in demſelben Augenblicke in Stücke gehauen.

Als alle Weißen in's Meer geworfen worden waren, und kein Gegenſtand der Rache mehr übrig blieb, hoben die Neger ihren Blick zu den Segeln empor, die ein friſcher Wind luſtig ſchwellte, und welche noch jetzt den Bedrückern zu gehorchen und die Neger ungeachtet ihres eben erfochtenen Sieges in's Land der Knechtſchaft treiben zu wollen ſchienen. „Wird dieſer große Fetiſch der Weißen uns, die wir das Blut ſeiner Gebieter vergoſſen haben, an unſere Küſten zurückführen?“ fragten ſich voll banger Ahnung die Schwarzen. Einige meinten, Tamango werde ihn ſchon zu zwingen wiſſen; alſo ward Tamango herbeigerufen; er beeilte ſich aber nicht, hinauf zu kommen. Man ſuchte ihn überall. Endlich fanden ihn einige in einer Hinterkajüte, wo er am Boden ſaß; mit der einen Hand hatte er ſein Weib Ayoche umſchlungen, die ihn küßte, in der andern hielt er den noch blutigen Säbel des Kapitäns. Seine Freude, einen vollſtändigen Sieg errungen zu haben, ward augenſcheinlich durch eine gewaltige Unruhe, die ſich ſeines ganzen Weſens bemächtigt hatte, getrübt; denn er, bei weitem nicht ſo unwiſſend und dumm als ſeine Gefährten, ſah wohl ein, wie ſchwierig die Lage war, in der er ſich befand.

Endlich kam er auf das Verdeck, ſcheinbar ganz ruhig. Hundert Stimmen forderten ihn auf, das Schiff zu lenken. Langſamen Schrittes gieng er auf das Steuerruder zu.

Auf der „Hoffnung“ war kein einziger Neger, dem es entgangen wäre, daß ein Rad am Hintertheile des Schiffes und

eine daneben stehende Büchse (der Compaß) großen Einfluß auf die Bewegungen des Fahrzeuges ausübten. Allein in diesem Mechanismus, den sie nicht begreifen konnten, lag für Alle ein tiefes Geheimniß. Tamango betrachtete den Compaß einige Minuten und bewegte seine Lippen, als lese er die auf demselben verzeichneten Worte, griff mit der Hand an die Stirn und schien Mancherlei zu überdenken. Die Schwarzen umstanden ihn in dichten Reihen, mit aufgesperrtem Munde, weit aufgerissenen Augen und beobachteten ängstlich jede seiner Bewegungen. Endlich nach langem Hin- und Herrennen drückte er heftig auf das Rad, welches das Steuerruder in Bewegung setzt.

Wie ein gut zugerittenes Roß sich unter einem ungeübten Reiter bäumt, wenn dieser ihm zur Unzeit die Sporen eindrückt, so schwankte bei diesem ungeschickten Manoeuvre die „Hoffnung," sonst ein so vortrefflicher Segler, hin und her, und legte sich nach einigen Augenblicken, da die nöthige Uebereinstimmung und Wechselwirkung zwischen der Richtung der Segel und jener des Steuerruders so urplötzlich aufgehoben ward, ganz auf die Seite, und drohte zu sinken, denn die Naaen tauchten sich in den Ocean, mehrere Menschen fielen über Bord; nach einiger Zeit jedoch hob sich das Schiff wieder empor, und unter furchtbarem Krachen brachen die beiden Masten einige Fuß oberhalb des Verdecks ab, und überfaeten dasselbe mit Tau- und Segelwerk.

Die erschreckten Neger flüchteten sich schreiend und wehklagend zwischen die Luken, wo sie einen Zufluchtsort suchten. Da jetzt der Wind den Widerstand der Segel nicht mehr erfuhr, so strich er über das Schiff hin; die „Hoffnung" richtete sich noch einmal empor und ließ sich sanft von den Wellen schaukeln; die kühnsten Neger wagten sich wieder auf das Verdeck und räumten Segel, Taue und Holztrümmer aus dem Wege. Tamango stand unbeweglich, mit dem rechten Ellbogen auf das Compaßbauschen gestützt, und bedeckte mit der linken Hand sein Gesicht.

Aroche ſtand neben ihm, wagte aber nicht ein Wort an ihn zu richten. Allmählig ſammelten ſich immer mehr und mehr Neger um ihn, und das anfangs dumpfe Gemurmel derſelben ward zu einem lauten Toben. Sie überhäuften ihn mit Verwürfen und Schmähungen. „Treuloſer! Betrüger!“ erſcholl ihm von allen Seiten entgegen, „Du biſt an allem unſerem Unglücke Schuld. Du haſt uns an die Weißen verkauft, und uns endlich gegen ſie aufgewiegelt. Du rühmteſt Dich, mit dem böſen Geiſte im Bunde zu ſtehen, und verſprachſt, uns in die Heimath zurückzuführen. Allein Du bringſt uns Alle in's Verderben, denn Du haſt den Fetiſch der Weißen beleidigt.“

Tamango erhob ſtolz ſein Haupt und die Wüthenden traten einen Schritt zurück. Er ergriff zwei Flinten, gab ſeinem Weibe einen Wink, ihm zu folgen, ſchritt ungehindert durch die Menge, und begab ſich auf das Vordertheil des Schiffs, wo er ſich mit Planken und leeren Fäſſern verſchanzte und, in jeder Hand eine Flinte, ſtill niederſetzte. Niemand beunruhigte ihn, einige weinten, und Andere hoben die Hände zum Himmel, um von ihren Fetiſchen Rettung und Beiſtand zu erflehen; noch Andere lagen vor der Buffole auf den Knieen und baten dieſe um Rückkehr in's Vaterland, wieder Andere lagen unbeweglich auf dem Verdecke umher, Weiber und Kinder rannten heulend und wehklagend hierhin und dorthin; um die hülfeflehenden Verwundeten bekümmerte ſich Niemand.

Kurze Zeit ſpäter ſtürzt mit freudeſtrahlendem Antlitze ein junger Kerl auf's Verdeck und rief frohlockend: er habe den Ort entdeckt, wo die Weißen ihren Branntwein verwahrt hätten. Seine Freude und ſeine Haltung bewieſen hinlänglich, daß er bereits den Fund erprobt hatte. Alle ſtürzten in den untern Raum hinab, berauſchten ſich, ſprangen und tobten dann auf dem Verdecke umher, und überließen ſich allen Ausbrüchen viehiſcher Trunkenheit. Oftmals ward das Singen und Schreien

von dem Aechzen der Verwundeten übertäubt. So verfloſſen die noch übrigen Stunden des Tages und der Nacht.

Am andern Morgen, als die Meiſten ihren Rauſch ausgeſchlafen hatten, folgte neue Verzweiflung; während der Nacht waren mehrere Verwundete geſtorben, und ihre in's Meer geworfenen Leichname ſchwammen um das Schiff herum. Die See gieng hoch, der Himmel war bewölkt. Als Berathung gehalten ward über das, was unter den obwaltenden Umſtänden zu thun ſey, traten nach einander Einige hervor, die ſich viel auf ihre Zauberei zu Gute thaten, jedoch ſo lange Tamango noch unter ihnen war, nicht hervorzutreten gewagt hatten. Es wurden die ſtarkſten Beſchwörungsformeln ohne Erfolg angewandt, und die Muthloſigkeit nahm ſtündlich überhand. Zuletzt wandten Einige ſich abermals an Tamango, der hinter ſeiner Verſchanzung ſich ganz ruhig verhalten hatte. Er war, und das gaben jetzt Alle wieder zu, doch der Klügſte unter ihnen, und deshalb machte ihm ein ſchon ziemlich bejahrter Neger Friedensvorſchläge: allein Tamango blieb für alles Bitten und Flehen taub, um ſo mehr als er während der vorigen Nacht ſich mit einem hinlänglichen Vorrathe Zwieback, Fleiſch und Waſſer verſorgt hatte. Er war feſt entſchloſſen, ſich um nichts mehr zu bekümmern.

Voll Verzweiflung griffen die Neger abermals zum Branntwein, und vergaßen Meer, Sklaverei und den gewiſſen Tod; ſie ſchliefen ein, träumten von Afrika und ſahen ihre Gummiwälder, Strohhütten und die Baobab-Bäume, deren Schatten ihre Dörfer kühlt. — So verfloſſen abermals einige Tage; ſie ſchrieen, weinten, rauften einander die Haare aus, tranken, betranken ſich und ſchliefen. Mehrere ſoffen ſich zu Tode, Andere fielen im Taumel über Bord, noch Andere ſtießen ſich im Wahnſinne die blanke Waffe in's Herz.

Eines Morgens kam Tamango hinter ſeiner Verrammelung hervor und trat an den abgebrochenen Maſt, der noch immer auf dem Verdecke lag. „Sklaven,“ ſprach er, „der Geiſt iſt

mir im Traume erſchienen und hat mich gelehrt, wie ich Euch in die Heimath zurückführen kann. Eurer Undankbarkeit wegen müßte ich Euch billig dem Schickſal überlaſſen, allein ich will Euch verzeihen." — Alle neigten das Haupt und drängten ſich um ihn. — „Die Weißen," ſo fuhr er fort, „wiſſen allein die mächtigen Worte, welche dieſes große hölzerne Haus in richtige Bewegung bringen können; allein die kleinen Barken, welche den Kanots unſeres Landes gleichen, verſtehen wir zu lenken und zu regieren." Dabei zeigte er mit dem Finger auf die Schaluppe und die kleineren Kähne der Brigg. „Die müſſen wir mit Lebensmitteln beladen, hineinſteigen und in der Richtung rudern, von wo der Wind weht. — Obwohl der Vorſchlag der unſinnigſte war, der jemals gemacht worden iſt, und jeder, der den Gebrauch des Compaſſes nicht kennt, lediglich auf's Gerathewohl im Weltmeere umhergetrieben wird, ſo fand doch ſein Rath Beifall. Tamango meinte, endlich müſſe man doch an ein von Negern bewohntes Land kommen, denn die ganze Erde ſey ja von Schwarzen bewohnt, weil die Weißen, ſeinem Glauben nach, lediglich auf Schiffen lebten. Seine Mutter hatte ihm das vor Jahren einmal erzählt.

Bald war Alles zur Abfahrt bereit, allein nur ein Kahn und eine Schaluppe waren im Stande, die See zu halten und konnten unmöglich die achtzig Neger, — ſo viele waren noch am Leben — faſſen. Die Verwundeten und Kranken mußten ihrem Schickſale überlaſſen werden. Die meiſten ließen ſich vor der Abfahrt der Uebrigen den Tod geben.

Als endlich die beiden kleinen Fahrzeuge flott gemacht und über Gebühr beſchwert worden waren, verließen ſie bei ſtürmiſcher See, welche jeden Augenblick ſie zu verſchlingen drohte, das Schiff. Der kleinere Kahn fuhr voran; die Schaluppe, in welche Tamango mit ſeiner Ayſche geſtiegen war, blieb, ihrer ſchweren Ladung wegen, bedeutend zurück. Noch konnte er das Wehklagen der im Schiffe Zurückgebliebenen hören, als eine

mächtige Welle in die Schalupe ſchlug und ſie dermaßen mit Waſſer füllte, daß ſie vor Ablauf einer Minute ſank. Die Neger im Kanot ſahen Alles, und ruderten um ſo ſtärker, damit nicht irgend Einer von der Schalupe an ihren Bord kommen möchte: allein faſt Alle ertranken und nur etwa zehn oder zwölf vermochten das Schiff wieder zu erreichen; unter ihnen Tamango und Ayſche. Als die Sonne unterging, ſahen ſie den Kahn noch eben am Horizonte: was aus ihm geworden, weiß Niemand.

Die auf der „Hoffnung“ befindlichen zwanzig Neger litten furchtbar durch Hitze, Sturm und Hungersnoth, und führten ſtets Krieg um die wenigen Biſſen Fleiſch und Zwieback, die noch vorhanden waren. Wenige Tage ſpäter waren nur noch zwei lebende Weſen im Schiffe, Tamango und Ayſche. — —

In einer Nacht war das Meer in furchtbarer Bewegung. Der Wind wehte gewaltig und die Dunkelheit war ſo groß, daß man keinen Schritt weit ſehen konnte. Ayſche lag in der Kajüte des Kapitäns auf einer Matratze; Tamango ſaß ſchweigend neben ihr. „Tamango!“ rief ſie endlich, „Alles, was Du duldeſt, erleideſt Du meinetwegen.“

„Ich leide nicht!“ entgegnete er barſch, und warf ſeiner Frau einen halben Schiffszwieback zu. Es war der letzte.

„Behalt' ihn für Dich,“ entgegnete ſie, „ich habe keinen Hunger mehr; meine Stunde iſt gekommen.“

Tamango erwiderte nichts, ſondern wankte hinauf auf das Verdeck, ſetzte ſich am Stumpfe des abgebrochenen Maſtes nieder, ließ ſein Haupt auf die Bruſt herabhängen, und pfiff ſein Schlachtlied. Plötzlich hörte er ein, Meereswellen und Sturm übertönendes Geräuſch, und ein Licht erſchien; ein großes ſchwarzes Schiff fuhr ſchnell an der „Hoffnung“ vorüber, und zwar ſo dicht, daß die Segelſtangen ihn beinahe berührt hätten. Auf dem Maſte hieng eine Laterne, die ihren Schein auf zwei menſchliche Geſtalten warf, die noch einmal einen gellenden Schrei ausſtießen, worauf das Schiff wieder in der Dunkelheit ver-

ſchwand. Die wachthabenden Matroſen hatten ohne Zweifel die „Hoffnung" bemerkt, allein der furchtbare Sturm verhinderte das ſchwarze Schiff am Umdrehen und Anlegen. Tamango ſah ein zweimaliges Aufblitzen und hörte zwei Kanonenſchüſſe, darauf nichts mehr. Am folgenden Tage erblickte er kein Segel, ſo weit er auch ſpähte, warf ſich auf eine Matratze nieder und ſchloß die Augen. Sein Weib Aysche war in derſelben Nacht geſtorben. — —

Ich weiß nicht, wie lange nachher eine engliſche Fregatte, die „Bellona," ein entmaſtetes Schiff zu Geſicht bekam, das von ſeiner Bemannung verlaſſen zu ſeyn ſchien. Eine Schaluppe ward ausgeſetzt, die Leute ſtiegen an Bord des Wracks, und fanden auf demſelben den in Verweſung-übergegangenen Leichnam einer Negerin, und einen ſchwarzen Mann, der ſo abgemagert war, daß er einer Mumie glich. Der Schiffschirurg nahm ſich deſſelben an und behandelte ihn ſo gut, daß Tamango, als die „Bellona" in den Hafen von Kingſton auf Jamaika einlief, bereits wieder hergeſtellt war. Hier erzählte er ſeine Geſchichte. Die Pflanzer wollten ihn als einen rebelliſchen Neger gehenkt wiſſen, allein der Gouverneur, der menſchlicher dachte, nahm Theil an dem Unglücklichen und bewies, daß er nichts als geſetzliche Nothwehr gebraucht habe; außerdem ſeyen, meinte er, die getödteten Weißen nicht einmal Britten, ſondern Franzoſen geweſen. Tamango ward daher behandelt wie alle Neger, die man den Sklavenhändlern abnimmt: — man gab ihm die Freiheit, das heißt, er mußte für die Regierung arbeiten, und bekam täglich einige Pence zu ſeinem Unterhalte. Er war ein ſchöner, kräftiger Mann, weßhalb der Oberſt des fünfundſechszigſten Regiments ihn zum Paukenſchläger machte. Er lernte ein wenig Engliſch, ſprach aber nur ſelten, gewöhnte ſich das Rumtrinken an, und ſtarb nach einigen Jahren im Hoſpitale an einer Bruſtentzündung.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Colomba.

Taſchenbibliothek

klaſſiſcher Romane

des

Auslands.

6 Ste Lieferung:

Proſper Merimée's Werke

Zweiter Band:

Colomba.

Preis per Lieferung von 7—8 Bogen nur 15 kr. oder 4 Sgr.

Stuttgart & Cannſtatt.
Verlag von Becher & Müller
1845.

Proſper Merimée's

Geſammelte Werke,

überſetzt

von

Dr Heinrich Elsner.

Zweiter Band.

Colomba.

Stuttgart & Tannſtatt,
Verlag von Becher & Müller.
1845.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
PRESSEAMT

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

In den ersten Tagen des Monats October 1811 stieg Sir Thomas Nevil, ein geborner Irländer und ausgezeichneter Offizier in der englischen Armee, aus Italien zurückkehrend, nebst seiner Tochter in dem Hotel Beauveau zu Marseille ab. Die ewige Bewunderung der enthusiastischen Reisenden hat eine Reaction erzeugt, und um sich vornehm zu geben, nehmen gegenwärtig viele Touristen das Horaz'sche: Nil admirari (nichts anstaunen) zur Devise. Zu dieser Klasse unzufriedener Reisender gehörte Miß Lydia, die einzige Tochter des englischen Obersts. Die Verklärung war ihr mittelmäßig erschienen, der feuerspeiende Vesuv kaum erhabener, als die Essen der Birminghamer Fabriken. Im Ganzen genommen machte sie Italien den Vorwurf, daß dieses Land der Lokalfarbe, des Charakters ermangle. Den Sinn dieser Worte mag deuten, wer ihn will; vor einigen Jahren verstand ich ihn sehr wohl, heute verstehe ich ihn nicht mehr. Anfänglich hatte sich Miß Lydia geschmeichelt, jenseits der Alpen Dinge zu finden, welche vor ihr Niemand gesehen hatte, und worüber sie mit anständigen Leuten sprechen könnte, wie Jourdain sagt. Bald jedoch, da sie sich von ihren Mitbürgern überall überflügelt fand und an der Entdeckung von Unbekanntem verzweifelte, warf sie sich auf die Partei der Opposition. In der That ist es höchst unangenehm, daß man von den Wundern Italiens nicht reden kann, ohne von dem [illegible]

[illegible] zu werden: — „Sie kennen ohne Zweifel jenen Rafael im Palast * * * zu * * *? Schöneres findet man nichts in Italien." — Und just das hat man zu betrachten vergessen. Da Alles zu betrachten von allzulanger Hand wäre, so ist es am einfachsten, ohne weiteres Alles zu verdammen.

Im Hotel Bourreau erfuhr Miß Lydia eine bittere Enttäuschung und Verlegenheit. Sie hatte eine hübsche Skizze des pelasgischen oder cyclopischen Thores von Segni mitgebracht, welches sie von den Zeichnern vergessen wähnte. Nun begegnete ihr Lady Francisca Fenwick in Marseille, zeigte ihr das Album ihrer Reise, worin zwischen einem Sonnen und einer ausgetrockneten Blume das fragliche Thor, sorgfältig illuminirt, zu schauen war. Miß Lydia schenkte ihr Thor von Segni ihrer Kammerjungfer und verlor alle Achtung vor den Denkmälern pelasgischer Baukunst.

Diese traurige Gemüthsstimmung theilte ihr Vater, der Oberst Reid, welcher seit dem Tode seiner Gemahlin alle Dinge mit den Augen seiner Tochter ansah. An ihm hatte Italien das ungeheure Unrecht begangen, daß es Miß Lydien langweilte, folglich war es das langweiligste Land von der Welt. Freilich wußte er nichts gegen die Statuen und Gemälde einzuwenden; dagegen konnte er versichern, daß die Jagd in diesem Land ganz erbärmlich sey, und man unter den Sonnengluthen zehen gute Stunden machen müsse, um einige magere rothe Rebhühner zu schießen.

Am Tage nach seiner Ankunft in Marseille lud er den Kapitän Elias, seinen früheren Adjutanten, zum Essen ein. Dieser hatte die letzten sechs Wochen in Corsica zugebracht. Er erzählte Miß Lydien mit vielem Geschick eine Räubergeschichte, welche das Verdienst hatte, in keinem Stücke denjenigen zu gleichen, womit man sie so oft auf dem Wege von Rom nach Neapel unterhalten hatte. Beim Nachtisch sprachen die beiden Männer, welche mit einigen Flaschen Bordeaux allein sitzen

geblieben waren, von der Jagd, und der Oberst erfuhr, daß es kein Land gebe, wo diese schöner, wechselweller und reicher zu finden sey, als Corsica. — „Man findet dort viele Wildschweine,“ sagte Kapitan Ellis, „und muß solche von den zahmen unterscheiden lernen, denn sie gleichen einander erstaunlich: wenn man aber zahme schießt, verwickelt man sich in böse Handel mit den Hütern. Diese kommen aus einem Gehege, das sie Maquis nennen, bis an die Zähne bewaffnet, hervor, lassen sich ihre Bestien theuer bezahlen und lachen Euch aus. Da gibt es ferner noch den Muffele, ein seltsames Gethier, das man anderwärts nicht findet, vortreffliches Wildbrät, aber schwer zu schießen. Hirsche, Rehe, Fasanen, Rebhühner und alle Arten von jagdgerechten Thieren, die ich nicht aufzählen mag, wimmeln dort durch einander. Wenn Sie gerne knallen lassen, Oberst, so gehen Sie nach Corsica, da gibt es, wie einer meiner Gastfreunde sagte, zu schießen auf alles mögliche Wildbrät, vom Krammetsvogel bis zum Menschen.“

Beim Thee ergötzte der Kapitan Miß Lydien von Neuem mit der Erzählung einer transversalen*) Vendetta, die noch sonderbarer war, als seine erste, und begeisterte sie vollends ganz für Corsica, indem er das wilde Ansehen des Landes beschrieb, das keinem andern gleicht, und originelle Charakterzüge der Bewohner desselben, so wie Beispiele von ihrer Gastfreundschaft und ihren naturgemäßen Sitten zum Besten gab. Endlich legte er ein hübsches kleines Stilet zu ihren Füßen, das sich weniger durch Form und Stoff, als durch seinen Ursprung auszeichnete. Ein berühmter Bandit hatte es dem Kapitan Ellis abgetreten und betheuert, daß es viermal in menschliche Körper getaucht worden sey. Miß Lydia steckte es in ihren Gurtel, legte es auf ihren Nachttisch und zog es zweimal aus der

*) Das ist: die Blutrache, welche man auf einen mehr oder weniger entfernten Verwandten des ursprünglichen Beleidigers fallen läßt

Scheide, ehe ſie einſchlief. Der Oberſt ſeinerſeits träumte, er erlege einen Muflon und der Eigenthümer laſſe ihn den Preis dafür bezahlen, was er auch gerne thue, denn es war ein ſehr merkwürdiges Thier, das einem Eber glich, mit Hirſchhörnern und einem Fasanenſchweif.

„Ellis erzählt, daß es eine wundervolle Jagd in Corſica gibt," ſagte der Oberſt beim Frühſtück zu ſeiner Tochter; „wenn es nicht ſo weit wäre, möchte ich wohl ein paar Wochen dort zubringen."

„Wohlan denn!" antwortete Miß Lydia, „warum ſollten wir den Gedanken nicht ausführen? während Sie jagten, würde ich zeichnen in Corſica; ich wäre entzückt, in meinem Album die Grotte zu haben, von der Kapitän Ellis ſprach, worin Bonaparte als Knabe ſeine Lectionen lernte."

Dieß war vielleicht der erſte Fall, daß ein von dem Oberſt geäußerter Wunſch die Billigung ſeiner Tochter erhielt. Seelenvergnügt über dieſe unverhoffte Einhelligkeit, war er doch gewandt genug, einige Einwürfe zu machen, um die glückliche Laune Lydia's noch mehr anzureizen. Umſonſt war es, daß er von der Wildheit des Landes und von der Schwierigkeit ſprach, die eine Dame hätte, darin zu reiſen — ſie fürchtete nichts; ſie liebte eine Reiſe zu Pferd über Alles; dromedaniren war ihr ein Feſt; ſie drohte mit einer Wanderung nach Klein-Aſien; kurz ſie war auf Alles gefaßt, denn in Corſica war noch nie eine Engländerin geweſen; alſo mußte ſie dahin gehen. Und welches Glück, nach St. James-Square zurückgekehrt, ihr Album zu zeigen! — „Warum doch, meine Theure, überſchlagen Sie dieſe herrliche Zeichnung?" — „O! das will nichts bedeuten. Es iſt nur das Profil eines fameſen corſiſchen Banditen, der uns zum Führer gedient hat." — „Wie, Sie ſind in Corſica geweſen?" . . .

Da es noch kein Dampfſchiff zwiſchen Frankreich und Corſica gab, ſo ſah man ſich nach einem Segelſchiff um, das nach

der Inſel, welche Miß Lydia zu entdecken beabſichtigte, abzuſegeln im Begriff wäre. Noch an dem gleichen Tag ſchrieb der Oberſt nach Paris, um ſein Zimmer abzubeſtellen, und miethete ſich auf einer corſiſchen Goelette, die nach Corſica abgieng, ein. Zwei mittelmäßige Zimmer waren zu haben. Man ſchiffte Mundvorrath ein; der Patron ſchwur, ein alter Matroſe von ihm ſey ein ausgezeichneter Koch und habe ſeinesgleichen nicht im Bereiten von Zwiebackſuppen; er verſprach, das Fraulein werde ſich gut behagen bei günſtigem Wind und ſchönem Meer.

Außerdem bedung der Oberſt, nach dem Willen ſeiner Tochter, mit dem Schiffskapitän aus, daß dieſer keinen andern Paſſagier einnehme und immer an den Küſten der Inſel hinſteure, damit man der Ausſicht auf die Berge genießen könnte.

II.

An dem beſtimmten Tage war Alles eingepackt und ſchon am Morgen zu Schiffe gebracht; die Goelette ſollte mit dem Abendwinde abſegeln. Einſtweilen ſpazierte der Oberſt mit ſeiner Tochter auf der Canebière. Da trat der Kapitän zu ihm und bat um die Erlaubniß, einen Vetter an Bord nehmen zu dürfen, das heißt einen Vetter des Pathen ſeines älteſten Sohnes, der in einer wichtigen Sache nach Corſica, ſeinem Vaterlande, zurückkehre und kein Schiff finden könne, das dahin abſegle. — „Er iſt ein herrlicher Junge,“ ſetzte der Kapitän Mattei hinzu, „Soldat, Offizier der Gardejäger zu Fuß und würde gewiß ſchon lange Oberſt ſeyn, wenn der Andere noch Kaiſer wäre.“

„Da er Soldat iſt,“ ſagte der Oberſt . . . und wollte hinzuſetzen: ſo habe ich nichts dagegen, daß er mit uns fahre . . . aber Miß Lydia rief in engliſcher Sprache:

„Ein Infanterie-Offizier?“ (da ihr Vater in der Reiterei gedient hatte, ſo verachtete ſie gründlich jede andere Waffe) . . . „vielleicht ein Menſch ohne Bildung, der die Seekrankheit bekommen und uns das ganze Vergnügen der Ueberfahrt verderben wird!“

Der Kapitän verſtand kein Wort engliſch, aber er errieth an dem Aufwerfen ihres hübſchen Mundes, was Miß Lydia ſagen wollte, und begann eine Litanei von Lobeserhebungen ſeines Vetters, welche er mit der Verſicherung ſchloß, derſelbe ſey ein trefflicher junger Mann aus einer Caporal-Familie und würde den Herrn Oberſten gewiß nicht beläſtigen, denn er, der Kapitän, nehme es auf ſich, ihn in einer Ecke unterzubringen, wo man ſeine Gegenwart gar nicht bemerken würde.

Der Oberſt und Miß Nevil fanden es ſonderbar, daß es in Corſica Familien gebe, in denen ſich die Caporalswürde auf dieſe Weiſe vom Vater auf den Sohn fortpflanze; aber, da ſie mitleidig dachten, daß es ſich nur von einem Infanterie-Caporal handle, ſo ſchloſſen ſie, es werde ein armer Teufel ſeyn, den der Kapitän gleichſam aus Barmherzigkeit mitnehmen wolle. Wenn es ein Offizier geweſen wäre, ſo hätte man mit ihm ſprechen, mit ihm zuſammen leben müſſen, aber mit einem Caporal brauchte man ſich nicht zu genieren, — er iſt ein bedeutungsloſes Weſen, es ſey denn, daß er mit ſeiner Mannſchaft das Bajonnet aufzupflanzen erſcheint, um Einen dahin zu führen, wohin man nicht gerne geht.

„Wird Ihr Vetter ſeekrank?“ fragte Miß Nevil trocken.

„Niemals, mein Fräulein. Er iſt ein Felſenherz auf dem Meere, wie auf dem Lande.“

„Dann gut! Sie können ihn mitnehmen,“ ſagte ſie.

„Sie können ihn mitnehmen,“ wiederholte der Oberſt, und ſetzte den Spaziergang mit ſeiner Tochter fort.

Gegen fünf Uhr Abends kam der Kapitän Mattei, um ſie an Bord der Gerlette abzuholen. Im Hafen, bei der Schaluppe

des Kapitäns, fanden ſie einen großen jungen Mann in blauem, bis an das Kinn zugeknöpftem Rocke, mit ſonnverbranntem Geſichte, ſchwarzen, ſchön geſchnittenen, lebhaften Augen und echter, geiſtreicher Miene. An der Art, wie er die Schultern zurücknahm und dem zierlich gedrehten Schnurrbarte erkannte man leicht den Soldaten, denn damals ſtreßten die Straßen noch nicht von ſtaffierenden Schnurrbärten, und die Nationalgarde hatte noch nicht jede Familie mit der Haltung und den Gewohnheiten der Wachſtube vertraut gemacht.

Der junge Mann nahm ſeine Mütze ab, als er den Oberſten erblickte, und dankte ihm ohne Verlegenheit in guten Ausdrücken für den Dienſt, den er ihm erzeige.

„Freut mich, Ihnen zu nützen, mein Junge,“ erwiderte der Oberſt, indem er herablaſſend mit dem Kopfe nickte. Dann beſtieg er die Schaluppe.

„Er macht wenig Umſtände, Euer Engländer,“ ſagte der junge Mann leiſe auf Italieniſch zu dem Kapitän.

Dieſer legte ſeinen Zeigefinger unter das linke Auge und zog die beiden Mundwinkel herab, wodurch er, wie Jeder weiß, der die Zeichenſprache verſteht, andeuten wollte, der Engländer verſtehe italieniſch und ſey ein bizarrer Menſch. Der junge Mann lächelte leicht, berührte als Antwort auf das Zeichen Matteo's ſeine Stirne, als wollte er ſagen, alle Engländer hätten einen Sparren im Kopfe, ſetzte ſich ſodann neben dem Kapitän nieder und betrachtete ſehr aufmerkſam, doch nicht unbeſcheiden, ſeine hübſche Meiſegeſellſchaft.

„Sie haben eine gute Haltung, dieſe franzöſiſchen Soldaten,“ ſagte der Oberſt auf engliſch zu ſeiner Tochter; „darum macht man auch leicht Offiziere aus ihnen.“

Alsdann wendete er ſich zu dem jungen Manne und fragte franzöſiſch: „In welchem Regimente haben Sie gedient?“

Dieſer hieß den Vetter des Paten ſeines Vetters leicht mit dem Ellbogen, unterdrückte ein ſpöttiſches Lächeln und

erwiderte, er habe früher unter den Gardejägern zu Fuß gedient, komme aber jetzt von dem siebenten leichten Regimente.

„Waren Sie bei Waterloo? Sie sind noch sehr jung."

„Dies war mein einziger Feldzug."

„Der kann für zwei gelten," entgegnete der Oberst.

Der junge Corse biß sich auf die Lippen.

„Papa," sagte Miß Lydia englisch, „fragen Sie ihn doch, ob die Corsen ihren Benaparte sehr lieben?"

Bevor der Oberst diese Frage in's Französische übersetzt hatte, antwortete der junge Mann in gutem Englisch, wenn auch mit einem etwas fremdartigen Accente:

„Sie wissen, mein Fräulein, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt. Wir Landsleute Napoleons lieben ihn vielleicht weniger, als die Franzosen. Aber ich, ich liebe und bewundere ihn, obgleich unsere beiden Familien sonst Feinde gegen einander waren."

„Sie sprechen englisch!" rief der Oberst aus.

„Sehr schlecht, wie Sie hören."

Wenn gleich Miß Lydia der ungezwungene Ton des jungen Mannes etwas mißfiel, so mußte sie doch bei dem Gedanken an eine persönliche Feindschaft zwischen einem Caporal und einem Kaiser lächeln. Es war dies gleichsam ein Vorgeschmack von den Eigenthümlichkeiten Corsica's, und sie nahm sich vor, diesen Zug in ihrem Tagbuche zu notiren.

„Vielleicht waren Sie gefangen in England?" fragte der Oberst.

„Nein, mein Oberst. Ich lernte die englische Sprache ganz jung in Frankreich, von einem Gefangenen aus Ihrer Nation."

Dann wandte er sich an Miß Nevil mit den Worten:

„Mutter hat mir gesagt, Sie kämen aus Italien zurück. Sie sprechen ohne Zweifel das von Toskanische, und es dürfte, wie ich fürchte, Ihnen etwas schwer fallen, unser Patois zu verstehen."

„Meine Tochter verſteht alle italieniſchen Dialekte," erwiderte der Oberſt; „ſie hat die Gabe, alle Sprachen zu erlernen. Bei mir iſt das nicht der Fall."

„Würden Sie zum Beiſpiel dieſe Verſe eines unſerer corſiſchen Lieder verſtehen? Ein Schäfer ſagt zu einer Schäferin:

„Käm' ich in's heilige, heil'ge Paradies
Und fände Dich nicht, ich verließ es wieder."
(Serenata di Ticaro.)

Miß Lydia verſtand ſie, fand aber dieſes Citat etwas kühn, und noch mehr den Blick, der ſie begleitete und antwortete erröthend: „Capisco (ich verſtehe)."

„Und Sie gehen auf Urlaub in Ihre Heimath?" fragte der Oberſt.

„Nein, mein Oberſt. Man hat mich auf Halbſold geſetzt, wahrſcheinlich, weil ich mit bei Waterloo war und ein Landsmann Napoleons bin. Ich kehre nach Hauſe zurück, leicht an Hoffnung, leicht an Geld, wie das Lied ſagt."

Und er ſah ſeufzend zum Himmel empor.

Der Oberſt griff in die Taſche, drehte ein Goldſtück zwiſchen den Fingern herum und ſuchte nach einer Redensart, um daſſelbe auf recht feine Weiſe ſeinem unglücklichen Feinde in die Hand zu drücken.

„Auch mich," ſagte er mit freundlicher Miene, „auch mich hat man auf Halbſold geſetzt; aber . . . mit Ihrem Halbſolde können Sie ſich ja nicht einmal Taback kaufen. Nehmen Sie, Caperal!"

Dabei verſuchte er das Goldſtück in die geſchloſſene Hand zu bringen, welche der junge Mann auf den Rand der Schalnype ſtützte.

Der junge Corſe erröthete, richtete ſich hoch auf, biß ſich auf die Lippe und ſchien eben heftig antworten zu wollen, als er plötzlich ſeinen Geſichtsausdruck änderte und laut auf-

lachte. Der Oberſt, ſein Goldſtück in der Hand, ſaß ganz erſtaunt da.

„Oberſt,“ ſagte der junge Mann wieder ernſt, „erlauben Sie mir, Ihnen zwei Rathſchläge zu geben. Der erſte iſt: bieten Sie einem Corſen nie Geld, denn manche meiner Landsleute dürften ſo unartig ſeyn, Ihnen daſſelbe an den Kopf zu werfen; der zweite: geben Sie den Leuten keinen Titel, den ſie nicht in Anſpruch nehmen. Sie nennen mich Caporal und ich bin Lieutenant, der Unterſchied iſt freilich nicht groß, aber . . .“

„Lieutenant!“ rief Sir Thomas, „Lieutenant! der Kapitän des Schiffes hat mir aber doch geſagt, Sie wären Caporal wie Ihr Vater und alle Männer ihrer Familie es geweſen.“

Bei dieſen Worten lehnte ſich der junge Mann weit zurück und fieng an ſo laut und ſo aus Herzensgrunde zu lachen, daß der Kapitän und die beiden Matroſen mit einſtimmten.

„Verzeihen Sie, Oberſt,“ ſagte endlich der junge Mann, „aber das Quiproquo iſt herrlich, nur verſtand ich es nicht gleich. Meine Familie rühmt ſich allerdings, caporali unter ihren Vorfahren zu zählen, aber unſere corſiſchen caporali ſind nie Korporale mit Treſſen auf dem Rocke geweſen. Um das Jahr der Gnade 1100 wählten ſich einige Gemeinden, die ſich gegen die Tyrannei der Gebirgsherrn auflehnten, Anführer, welche ſie caporali nannten. Auf unſerer Inſel halten wir es heute noch für eine Ehre, von dieſer Art Tribunen abzuſtammen.“

„Ich bitte Sie um Verzeihung, mein Herr!“ fiel der Oberſt ein, „tauſendmal um Verzeihung. Da Sie die Urſache meines Irrthums einſehen, ſo hoffe ich, werden Sie ihn auch entſchuldigen.“ Und er reichte ihm damit die Hand.

„Es iſt eine gerechte Strafe für meinen kleinen Hochmuth, Oberſt,“ ſagte der junge Mann, der noch immer lachte und die Hand des Engländers herzlich drückte; „ich zürne Ihnen durchaus

nicht. Da mein Freund Mattei mich so schlecht vorgestellt hat, so erlauben Sie, daß ich es selbst thue; ich heiße Orso della Rebbia, bin Lieutenant auf halbem Solde, und wenn Sie, wie ich beim Anblick dieser beiden schönen Hunde vermuthe, der Jagd wegen nach Corsica reisen, so würde ich Sie mit Vergnügen in unsere Maquis und unsere Berge einführen . . . vorausgesetzt, daß ich dieselben nicht vergessen habe," setzte er mit einem Seufzer hinzu.

In diesem Augenblicke berührte das Boot die Goelette. Der Lieutenant bot Miß Lydien seine Hand und half dann dem Obersten auf das Verdeck steigen. Hier bat ihn Sir Thomas, der noch immer sein Versehen nicht vergessen konnte und nicht wußte, wie er die Beleidigung wieder gut machen sollte, die er einem Manne angethan hatte, der sich schon vom Jahr 1100 herschrieb, ohne die Einwilligung seiner Tochter abzuwarten, mit ihnen zu Abend zu essen, während er zu gleicher Zeit seine Entschuldigungen und Händedrücke wiederholte. Miß Lydia runzelte freilich die Stirne ein wenig, war aber im Ganzen nicht unwillig, erfahren zu haben, was ein Caporal sey. Ihr Gast hatte ihr nicht mißfallen; sie fand von nun an sogar etwas Aristokratisches an ihm, nur war er ihr zu offen und zu heiter für einen Romanhelden.

„Lieutenant della Rebbia," sagte der Oberst, indem er ihn auf englische Weise, ein Glas Madeira in der Hand, begrüßte, „ich habe in Spanien viele Ihrer Landsleute gesehen; sie gehörten zu der berühmten Schützen-Infanterie."

„Ja, viele sind in Spanien geblieben," sagte der junge Lieutenant ernst.

„Nie werde ich die Haltung eines corsischen Bataillons in der Schlacht von Vittoria vergessen," fuhr der Oberst fort. „Ich muß mich freilich daran erinnern," setzte er hinzu, indem er sich die Brust rieb. „Den ganzen Tag hatten sie in den Gärten, hinter den Hecken fortgebüchst und uns, ich weiß nicht wie

viel Mann und Pferde getödtet. Nachdem der Rückzug beſchloſſen war, ſammelten ſie ſich und zogen in guter Ordnung zurück. In der Ebene hofften wir Rache nehmen zu können, aber die Burſche . . . entſchuldigen Sie, Lieutenant, — dieſe Tapfern hatten ein Viereck formirt und es war nicht möglich, daſſelbe zu ſprengen. In der Mitte des Vierecks, noch ſeh ich ihn vor mir, ritt ein Offizier auf einem kleinen Rappen neben dem Adler und rauchte ruhig ſeine Cigarre, als ſäße er im Kaffeehauſe. Manchmal ſpielte ihre Muſik, wie um uns herauszufordern, Fanfaren . . . ich werfe meine beiden erſten Schwadronen gegen ſie . . . Bah! ſtatt in der Fronte anzupacken, prallen meine Dragoner bei Seite, ſchwenken und kommen ſehr in Unordnung, manches Pferd ohne Reiter, zurück . . . und immer die verfluchte Muſik! Als der Dampf, der das Bataillon einhüllte, ſich verzogen hatte, ſah ich den Offizier neben dem Adler wieder; er rauchte noch immer ſeine Cigarre. Gereizt, ſtellte ich mich ſelbſt an die Spitze zu einem letzten Angriff, ihre Gewehre waren von dem vielen Feuern verſchmutzt, daß ſie nicht mehr losgiengen, aber die Soldaten waren ſechs Mann hoch aufgeſtellt, und hielten den Pferden die Bajonette entgegen; ſie ſtanden wie eine Mauer. Ich ſchrie, ich ermahnte meine Dragoner, ich ſetzte meinem Pferde beide Sporen ein, um es vorwärts zu treiben, als der Offizier, von dem ich ſprach, endlich ſeine Cigarre aus dem Munde nahm und mich einem ſeiner Leute zeigte. Ich hörte ihn etwas ſagen wie: al capello bianco! Ich trug einen weißen Federbuſch. Weiter hörte ich nicht, denn eine Kugel durchbohrte mir die Bruſt. — Es war ein ſchönes Bataillon, Herr della Rebbia, das erſte vom achtzehnten leichten Regimente und lauter Corſen, wie ich ſpäter erfuhr."

„Ja," ſagte Orſe, deſſen Augen bei dieſer Erzählung funkelten; „ſie deckten den Rückzug und brachten ihren Adler zurück;

aber zwei Drittel dieser Tapfern schlafen heute in der Ebene von Vittoria."

„Ist Ihnen vielleicht zufällig der Name des Offiziers bekannt, der sie commandirte?"

„Es war mein Vater. Damals war er Major im achtzehnten Regimente und wurde wegen seines Betragens an diesem traurigen Tage zum Oberſten befördert."

„Ihr Vater! Meiner Treu, er war ein tapferer Mann! Mit Vergnügen würde ich ihn wieder sehen, und ich erkenne ihn sicher augenblicklich. Ist er noch am Leben?"

„Nein, Oberſt," erwiderte der junge Mann, bleich werdend.

„War er bei Waterloo?"

„Ja, Oberſt, aber er war nicht so glücklich, auf einem Schlachtfelde zu sterben . . . Er starb in Corsica . . . vor zwei Jahren . . . — Mein Gott! wie schön ist dieses Meer! Seit zehn Jahren habe ich das Mittelmeer nicht mehr gesehen. — Finden Sie das Mittelmeer nicht auch schöner, als den atlantischen Ocean, mein Fräulein?"

„Mir scheint es zu blau . . . und den Wogen fehlt das Großartige."

„Sie lieben die wilde Schönheit, mein Fräulein? Dann wird Ihnen Corsica gefallen."

„Meine Tochter liebt Alles, was außerordentlich ist," sagte der Oberſt, „deßhalb hat ihr auch Italien nicht gefallen."

„Von Italien kenne ich nichts als Pisa," sagte Orse, „wo ich einige Zeit das Collegium besuchte; aber ich kann nicht ohne Bewunderung an das Campesante, an den Dom, an den schiefen Thurm denken, hauptsächlich an das Campesante (den Kirchhof von Pisa). Sie erinnern sich gewiß an das Denkmal Orcagna's; ich glaube, ich könnte es abzeichnen, so gut ist es mir im Gedächtniß geblieben."

Miß Lydia fürchtete, der Lieutenant möchte seine Begeisterung weiter aussprechen, und sagte deßhalb gähnend:

„Es iſt recht hübſch. Verzeihen Sie, lieber Vater, ich habe etwas Kopfſchmerzen und will in meine Kajüte hinuntergehen.“

Sie küßte ihren Vater auf die Stirne, nickte Orſo majeſtätiſch zu und verſchwand. Sodann ſprachen die beiden Männer vom Kriege und von der Jagd.

Sie erfuhren, daß ſie bei Waterloo einander gegenüber geſtanden und wahrſcheinlich viele Kugeln gewechſelt hatten. Ihr gutes Einverſtändniß wurde dadurch nur verdoppelt. Abwechſelnd kritiſirten ſie Napoleon, Wellington und Blücher, dann jagten ſie mit einander den Hirſch, den Eber und das Muffelthier. Die Nacht war ſchon ziemlich vorgerückt und die letzte Flaſche Bordeaux geleert, als der Oberſt dem Lieutenant von Neuem die Hand drückte, ihm eine gute Nacht wünſchte und die Abſicht ausſprach, eine auf ſo komiſche Art begonnene Bekanntſchaft deſſenungeachtet zu cultiviren. Damit trennten ſie ſich und jeder legte ſich zur Ruhe.

III.

Es war eine ſchöne Nacht: der Mond ſpielte in den Wellen und das Schiff ſchwamm ſanft unter einem leichten Winde dahin. Miß Lydia empfand keinen Schlaf und nur die Gegenwart des Fremden hatte ſie gehindert, ſich an jenen Gefühlen zu weiden, die auf dem Meere bei Mondſchein jeder Menſch empfindet, wenn er nur zwei Gran Poeſie im Herzen hat. Sobald ſie den jungen Mann, als preußiſchen Menſchen, eingeſchlafen glaubte, erhob ſie ſich, warf einen Mantel über, weckte ihr Kammermädchen und ſtieg auf das Verdeck. Es war Niemand dort, als ein Matroſe am Steuer, der eine Art Klage im corſiſchen Dialekt nach einer wilden und eintönigen Melodie ſang. In der nächtlichen Stille hatte dieſe ſeltſame Muſik auch ihren Reiz. Miß Lydia

verſtand leider nicht ganz, was der Matroſe ſang. Unter vielen Gemeinplätzen erregte ein ſehr kräftiger Vers ihre lebhafte Neugierde: aber im ſchönſten Moment kamen wieder einige Patois-Worte, deren Sinn ſie nicht errieth. So viel begriff ſie, daß die Rede von einem Morde war. Die Verwünſchungen über die Mörder, die Drohungen der Rache, das Lob des Todten, alles war ohne Ordnung unter einander gemiſcht. Sie behielt nur einige Verſe, die ich zu überſetzen verſuchen will.

„.... Weder die Kanonen, noch die Bajonnete — haben ſeine Stirne erblaſſen gemacht, — die ſo heiter ſtrahlte auf einem Schlachtfeld — wie die Sonne am Sommerhimmel. — Er war der Falk, des Adlers Freund, — Wüſtenhonig für ſeine Freunde, — für ſeine Feinde ein zürnendes Meer, — Erhabener als die Sonne, — ſanfter als der Mond. — Er, dem die Feinde Frankreichs nimmer Stand hielten, — Meuchelmörder aus dem eigenen Land, — haben ihn hinterrücks niedergeſtreckt — wie Bittele mordete Sanviere Gerſe. — Nie hätten ſie ihm in's Auge zu ſehen gewagt. — ... Hanget an die Mauer, vor meinem Bett — mein wohlerworbenes Ehrenkreuz. — Purpurroth iſt das Band deſſelben. — Röther iſt mein Hemd. — Für meinen Sohn, meinen Sohn im fernen Land, — bewahret mein Kreuz und mein blutiges Hemd. — Zwei Löcher wird er drinn finden. — Für jedes Loch ein Loch in ein anderes Hemd! — Aber wird die Rache dann vollendet ſeyn? — Ich begehre die Hand, welche losgedrückt, — das Auge, welches gezielt, — das Herz, welches erſonnen ...“

Der Matroſe brach plötzlich ab. „Warum ſingſt Du nicht weiter, mein Freund?“ fragte Miß Nevil.

Der Matroſe zeigte ihr durch eine Kopfbewegung eine Geſtalt, welche unter dem großen Segel der Goelette hervorkam. Es war Orſe, der den Mondſchein genießen wollte.

„Bring' doch Dein Klagelied zu Ende,“ ſagte Miß Lydia, „es machte mir großes Vergnügen.“

Der Matroſe neigte ſich zu ihr hin und ſagte ganz leiſe: „Das Rimbecco füge ich Niemand zu.“

„Wie? das...?“

Der Matroſe fing an zu pfeifen, ohne zu antworten.

„Ich finde Sie doch bei der Bewunderung unſeres Mittelmeers, Miß Nevil,“ ſagte Orſo, indem er ſich ihr näherte. „Geſtehen Sie, daß man einen ſolchen Mondſchein ſonſt nirgends ſieht.“

„Ich ſah ihn nicht an, weil ich eben ſehr eifrig corſiſch ſtudierte. Dieſer Matroſe hier ſang eine höchſt tragiſche Klage, brach aber im ſchönſten Momente ab.“

Der Matroſe bückte ſich, als wollte er ſeinen Gamaß genauer betrachten, und zog Miß Nevil derb am Pelze. Augenſcheinlich konnte ſeine Klage in Gegenwart des Lieutenants nicht geſungen werden.

„Was ſangſt Du denn da, Paolo Francé?“ fragte Orſo: „eine Ballata? oder eine Vocero? (eine Ballade oder eine Leichenhymne?) die Signora verſteht Dich und möchte das Ende hören.“

„Ich habe es vergeſſen, Orſ' Anten,“ ſagte der Matroſe. Und gleich darauf ſtimmte er einen Lobgeſang auf die heilige Jungfrau an.

Miß Lydia hörte zerſtreut auf den Lobgeſang, dranz nicht weiter in den Sänger, nahm ſich aber vor, ſpäter die Löſung des Räthſels zu ermitteln. Ihr Kammermädchen jedoch, welche, wenn gleich aus Florenz gebürtig, den corſiſchen Dialekt nicht beſſer verſtand, als ihre Gebieterin, war auch neugierig auf die Sache und wendete ſich, ehe Miß Lydia es durch einen leichten Stoß verhindern konnte, mit der Frage an Orſo: „Herr Hauptmann, was bedeutet das Wort Rimbecco?

„Das Rimbecco!“ ſagte Orſo: „das iſt für einen Corſen die tödtlichſte Beleidigung, der Vorwurf, ſich nicht gerächt zu haben. Wer hat Ihnen etwas von dem Rimbecco geſagt?“

„In Marſeille,“ antwortete Miß Lydia ſchnell, „bediente ſich geſtern der Kapitän der Coelette dieſes Wortes.“

„Und von wem ſprach er?“ fragte Orſo lebhaft.

„Oh! er erzählte uns eine alte Geſchichte .... aus der Zeit von .... ja, ich glaube, es war bei der Erwähnung der Bannina d'Ornano.“

„Der Tod Bannina's hat Ihnen, wie ich vermuthe, unſern Helden, den tapfern Sampiero, nicht ſehr liebenswürdig erſcheinen laſſen?“

„Ei ei, finden Sie ſeine That ſehr heroiſch?“

„Sein Verbrechen wird durch die rohen Sitten der Zeit entſchuldigt; und dann führte Sampiero einen Krieg auf Leben und Tod mit den Genueſern; welches Vertrauen würden ſeine Landsleute in ihn haben ſetzen können, wenn er diejenigen nicht beſtraft hätte, welche mit Genua unterhandeln wollten?“

„Bannina,“ ſagte der Matroſe, „hatte ſich ohne Erlaubniß ihres Gemahls entfernt; Sampiero that ganz recht, daß er ihr den Hals umdrehte.“

„Aber,“ erwiderte Miß Lydia, „um ihren Mann zu retten, aus Liebe für ihn, wollte ſie die Gnade der Genueſer anflehen.“

„Um Begnadigung für ihn bitten, hätte ihn geſchändet!“ rief Orſo.

„Und ſie ſelbſt umzubringen!“ fuhr Miß Nevil fort. „Welches Ungeheuer mußte er ſeyn!“

„Es iſt Ihnen bekannt, daß ſie es ſich als eine Gunſt erbat, von ſeiner Hand zu ſterben. Hatten Sie den Othello auch für ein Ungeheuer, mein Fräulein?“

„Welcher Unterſchied! er war eiferſüchtig; Sampiero blos eitel.“

„Und die Eiferſucht, iſt ſie nicht auch Eitelkeit? Sie iſt die Eitelkeit der Liebe, und Sie entſchuldigen vielleicht dieſelbe aus dieſem Grunde.“

Miß Lydia warf ihm einen würdevollen Blick zu, und, ſich zu dem Matroſen wendend, fragte ſie, wann die Goelette in dem Hafen ankommen würde.

„Uebermorgen," ſagte er, „wenn der Wind anhält."

„Jetzt ſchon möchte ich Ajaccio ſehen, denn ich kann es kaum aushalten auf dieſem Schiff."

Sie ſtand auf, nahm den Arm ihrer Kammerfrau und gieng einige Zeit auf und ab; Orſo blieb unbeweglich am Ruder ſtehen und wußte nicht, ob er mit ihr umhergehen oder ein Geſpräch abbrechen ſollte, das ihr läſtig zu ſeyn ſchien.

„Ein ſchönes Mädchen, bei dem Blute der Madonna!" ſagte der Matroſe, „wenn alle Flöhe meines Bettes ihr glichen, würde ich mich über ihre Stiche nicht beklagen."

Miß Lydia hörte vielleicht dieſe naive Lobpreiſung ihrer Schönheit und wurde durch dieſelbe verſcheucht, denn ſie gieng gleich darauf in ihre Kajüte hinunter. Sofort zog ſich auch Orſo zurück. Sobald er das Verdeck verlaſſen hatte, kam das Kammermädchen wieder zurück, fragte den Matroſen aus und ſtattete ihrer Gebieterin folgenden Bericht ab: die durch die Ankunft Orſo's unterbrochene Ballade war bei dem Tode des Oberſten della Rebbia, dem Vater des Gedachten, der vor zwei Jahren ermordet wurde, verfaßt worden. Der Matroſe zweifelte nicht, daß Orſo nach Corſika zurückkehre, um ihn zu rächen, und verſicherte, man würde in kurzem friſches Fleiſch in dem Dorfe Pietranera ſehen, das hieß: der Herr Orſo habe die Abſicht, zwei oder drei Perſonen zu ermorden, die in dem Verdachte ſtänden, ſeinen Vater umgebracht zu haben, welche deshalb von der Juſtiz wirklich verhört, aber ganz unſchuldig befunden worden, weil ſie die Richter, die Advokaten, den Präfekten und die Gendarmen auf ihrer Seite gehabt hätten."

„Es gibt keine Gerechtigkeit auf Corſika," fuhr der Matroſe fort, „und ein gutes Gewehr iſt mehr werth, als ein Rath

am königlichen Gerichtshofe. Wenn man einen Feind hat, muß man zwischen den drei S.*) wählen.

Dieser interessante Aufschluß änderte das Benehmen und die Stimmung der Miß Lydia in Beziehung auf den Lieutenant della Rebbia bedeutend. Von diesem Augenblicke an war er in den Augen der romanhaften Engländerin eine wichtige Person geworden. Sein sorgloses Aussehen, der freie Ton und die gute Laune, welche sie anfänglich ungünstig gegen ihn eingenommen hatten, wurden jetzt ein Verdienst mehr, denn sie zeugten von der mächtigen Verstellung einer thatkräftigen Seele, die keines ihrer Gefühle äußerlich bemerkbar werden läßt. Orso erschien ihr wie eine Art Fiesko, der umfassende Pläne unter der Maske des Leichtsinns verbirgt; und, ob es gleich minder groß ist, einige Schurken umzubringen, als das Vaterland zu befreien, so bleibt eine solche Rache doch schön, und überdieß schmeichelt es dem Sinne der Frauen, wenn ein Held sich nicht um Politik bekümmert. Jetzt erst bemerkte Miß Nevil, daß der junge Lieutenant sehr große Augen, weiße Zähne, eine schlanke Taille, Bildung und etwas Lebensart besitze. Am andern Tage sprach sie oft mit ihm, und seine Unterhaltung gefiel ihr. Er wurde weitläufig über sein Vaterland ausgeforscht und sprach schön darüber.

Corsica, das er sehr jung verlassen hatte, zuerst um das Collegium, dann um die Militärschule zu besuchen, hatte in seinem Geiste den Schmuck poetischer Farben behalten. Er wurde lebhafter, wenn er von den Bergen, den Wäldern und den eigenthümlichen Gebräuchen seiner Bewohner sprach. Das Wort Rache kam, wie man sich leicht vorstellen kann, mehr als einmal in seinen Erzählungen vor, denn man kann von den Corsen nicht sprechen, ohne ihre zum Sprüchwort gewordene Leidenschaft anzugreifen oder zu vertheidigen. Orso überraschte jedoch Miß Nevil ein wenig, indem er im Allgemeinen den unendlichen Haß sei-

*) (d. h. schiopetto, stiletto, strada, Büchse, Stylet, Flucht.)

ner Landsleute tadelte. Bei den Bauern ſuchte er ihn allerdings zu entſchuldigen, indem er behauptete, die Vendetta ſey der Zweikampf der Armen. „Das iſt ſo wahr,“ fügte er hinzu, „daß man einander nur nach einer regelmäßigen Herausforderung ermordet. „Hüte Dich, ich hüte mich,“ dieß ſind die Kunſtausdrücke, welche die Gegner wechſeln, ehe ſie ſich Hinterhalte legen. Es werden bei uns mehr Mordthaten verübt,“ ſetzte er hinzu, „als in irgend einem Lande: aber dieſe Verbrechen werden nie eine gemeine Urſache haben. Allerdings haben wir viele Mörder, aber keinen Dieb.“

So oft er die Worte „Rache“ und „Mord“ ausſprach, betrachtete Miß ihn Nevil aufmerkſam, ohne aber in ſeinen Zügen das geringſte Zeichen von Aufregung entdecken zu können. Da ſie indeß überzeugt war, er beſitze die Willenskraft, die nöthig iſt, ſich allen Augen, wohlverſtanden mit Ausnahme der ihrigen, unerdringlich zu machen, ſo glaubte ſie fortwährend ruhig und feſt, die Manen des Oberſten della Rebbia würden nicht lange auf die Genugthuung warten, die ſie forderten.

Jetzt war die Goelette im Angeſichte Corſica's. Der Kapitän bezeichnete die vorzüglichſten Küſtenpunkte, und obgleich ſie ſammtlich der Miß Lydia unbekannt waren, ſo machte es ihr doch Freude, die Namen derſelben zu erfahren. Nichts langweilt mehr, als eine namenloſe Landſchaft. Manchmal zeigte das Fernglas des Oberſten irgend einen Inſulaner, der in braunes Tuch gekleidet, mit einer langen Flinte bewaffnet, auf einem kleinen Pferde an den ſteilen Abhängen hin galoppirte. Miß Lydia glaubte in jedem einen Banditen oder doch einen Sohn zu ſehen, der den Tod ſeines Vaters rächen wollte; aber Orſo gab die Verſicherung, es ſey nur ein friedlicher Bewohner des nächſten Dorfes, der in Geſchäften reiſe und eine Flinte, weniger aus Nothwendigkeit, als aus Galanterie und der Mode wegen trage, gleich wie ein Stutzer nicht ohne einen eleganten Stock ausgehe. Wenn gleich nun eine Flinte eine minder edle und weniger pro-

tische Waffe ist als ein Dolch, so fand Miß Lydia doch, daß sie für einen Mann besser passe, als ein zierliches Stöckchen, und sie erinnerte sich, daß alle Helden Lord Byron's an einer Kugel sterben, und nicht durch einen classischen Dolch.

Nach einer Fahrt von drei Tagen befanden sie sich vor den Sanguinarien, und das prächtige Panorama des Golfes von Ajaccio entfaltete sich vor den Augen unserer Reisenden. Mit Recht vergleicht man ihn mit der Bucht von Neapel: und in demselben Augenblicke, als die Goelette in den Hafen gelangte, erinnerte ein brennendes Maquis, welches die Punta di Girate mit Rauch umhüllte, an den Vesuv, was die Aehnlichkeit noch mehr erhöhte. Um dieselbe vollständig zu machen, müßte ein Heer Attila's über die Umgebung von Neapel herfallen: denn um Ajaccio ist alles öde und todt. Anstatt der zierlichen Häuser, die man überall von Castellamare bis zum Cap Misene erblickt, sieht man um den Golf von Ajaccio nur düstere Maquis und im Hintergrunde kahle Berge: keine Villa, keine Wohnung. Nur hier und da, auf den Höhen um die Stadt her, treten einige weiße Gebäude vereinzelt aus dem grünen Hintergrunde hervor: dieß sind Begräbnißkapellen und Familiengräber. Alles in dieser Landschaft ist von einer ernsten und traurigen Schönheit.

Die Ansicht der Stadt, besonders zu dieser Zeit, erhöhte den Eindruck noch, der durch die Oede ihrer Umgebungen hervorgerufen werden war. Nichts bewegte sich in den Straßen, wo man nur wenige müßige Gestalten, und stets dieselben, erblickte. Keine Frauen, außer einigen Bäuerinnen, welche ihre Waaren hier verkaufen. Man hört nicht laut sprechen, nicht lachen, nicht singen wie in den italienischen Städten. Zuweilen spielt im Schatten eines Baumes auf der Promenade ein Dutzend bewaffneter Bauern Karte oder schaut dem Spiele zu. Sie schreien nicht, sie zanken sich nie; wenn das Spiel lebhaft wird, so hört man Pistolenschüsse, welche stets der Drohung vorangehen. Der Corse ist von Natur ernst und schweigsam. Abends erscheinen einige

Gestalten, um die Kühle zu genießen, aber die Spaziergänger sind fast lauter Fremde. Die Insulaner bleiben vor ihren Thüren: jeder scheint auf der Lauer zu seyn, wie der Falke auf seinem Nest.

IV.

Nachdem Miß Lydia das Haus, in dem Napoleon geboren worden, besucht und sich durch mehr oder minder katholische Mittel ein wenig Parfüm von der Tapete verschafft hatte, bestieg sie am andern Tage ihrer Ankunft eine tiefe Traurigkeit, wie dieß jedem Fremden geschieht, der sich in einem Lande befindet, in welchem ihn die abschließende Lebensweise der Bewohner ganz verlassen da stehen läßt. Sie bereute ihren Einfall; aber durch alsbaldige Abreise würde sie ihren Ruf als unerschrockne Touristin gefährdet haben; Miß Lydia entschloß sich daher zur Geduld, mit dem Vorsatz, die Zeit so gut als möglich todt zu schlagen. Sofort machte sie Bleistifte und Farben bereit, entwarf Ansichten von dem Golf, zeichnete das Portrait eines sonnverbrannten Bauers, welcher Melonen verkaufte, wie ein Gemüsegärtner des Festlands, aber einen weißen Bart hatte und dem ärgsten Schurken gleich sah. Doch Alles dieß reichte nicht hin, sie zu unterhalten und sie nahm sich vor, dem Nachkommen der Gaforali den Kopf zu verrücken, und die Sache konnte nicht schwierig seyn, denn, weit entfernt, schnell in sein Dorf zurückzukehren, schien es Orso in Ajaccio sehr zu gefallen, obgleich er mit Niemand daselbst Umgang pflegte. Dabei hatte sich Miß Lydia die edle Aufgabe gesetzt, diesen Gebirgs-Baren zu civilisiren und ihn zu veranlassen, den finstern Abhängen zu entsagen, die ihn auf seine Insel zurückführten. Seitdem sie sich die Mühe genommen, ihn näher zu beobachten, hatte sie sich gesagt, es wäre

doch Schade, diesen jungen Mann in sein Verderben rennen zu lassen, und müßte ein besonderer Ruhm für sie seyn, einen Gerson zu bekehren.

Unsere Reisenden verbrachten die Tage auf folgende Weise: des Morgens giengen der Oberst und Orsi auf die Jagd. Miß Lydia zeichnete, oder schrieb an ihre Freundinnen, um ihre Briefe aus Ajaccio datiren zu können. Gegen sechs Uhr kamen die Herren, mit Wild beladen, zurück: man speiste, Miß Lydia sang, der Oberst schlief ein und die jungen Leute plauderten bis in die späte Nacht hinein.

Ich weiß nicht, welche Paßlichkeit den Obersten Nevil genöthigt hatte, dem Präfekten einen Besuch zu machen; dieser, der sich sehr langweilte, wie die meisten seiner Collegen, war höchst erfreut, von der Ankunft eines Engländers zu hören, welcher reich, ein Mann von Welt, und Vater einer schönen Tochter sey. Aus diesem Grunde nahm er ihn auch sehr freundlich auf und überhäufte ihn mit Dienstanerbietungen: noch mehr, nach einigen Tagen erwiderte er den Besuch. Der Oberst, der kaum erst vom Tische aufgestanden war, hatte sich bequem auf das Sopha gelegt und wollte einschlummern; seine Tochter sang vor einem verstimmten Piano: Orsi wendete ihr die Notenblätter um und betrachtete den Nacken und das blonde Haar der Künstlerin. Man meldete den Herrn Präfekten; das Piano verstummte sogleich; der Oberst sprang auf, rieb sich die Augen und stellte dem Präfekten seine Tochter vor: „Den Herrn della Rebbia stelle ich Ihnen nicht vor," sagte er, „denn ihn kennen Sie ohne Zweifel."

„Ist der Herr ein Sohn des Obersten della Rebbia?" fragte der Präfekt, ein wenig verwirrt.

„Ja, mein Herr," erwiderte Orsi.

„Ich hatte die Ehre, Ihren Herrn Vater zu kennen."

Die Gemeinplätze der Unterhaltung waren bald erschöpft. Gegen seinen Willen gähnte der Oberst öfters, Orsi wollte als

Liberaler mit einem Satelliten der Gewalt nicht sprechen, und somit mußte Miß Lydia das Gespräch allein im Gange erhalten. Der Präfekt seiner Seite ließ es auch nicht ausgehen, denn es machte ihm augenscheinlich großes Vergnügen, einmal von Paris und der Welt mit einer Dame zu sprechen, die alle Notabilitäten der europäischen Gesellschaft kannte. Von Zeit zu Zeit, aber immer sprechend, beobachtete er Orso mit sonderbarer Neugierde.

„Kennen Sie den Herrn della Rebbia auf dem Festlande kennen?" fragte er Miß Lydia.

Etwas verwirrt antwortete Miß Lydia, sie habe die Bekanntschaft des Herrn auf dem Schiffe gemacht, das sie nach Corsica gebracht.

„Er ist ein sehr schöner junger Mann," sagte halblaut der Präfekt und noch leiser setzte er hinzu: „hat er Ihnen vielleicht gesagt, in welcher Absicht er nach Corsica zurückkehrt?"

Miß Lydia nahm ihr majestätischstes Wesen an: „Ich habe ihn nicht darum gefragt," sagte sie; „fragen Sie ihn selbst."

Der Präfekt verstummte; aber, einen Augenblick nachher, als er Orso einige Worte in englischer Sprache zu dem Obersten sagen hörte, fiel er ein: „Ohne Zweifel sind Sie viel gereist, mein Herr? Sie werden Corsica ganz vergessen haben... und seine Sitten."

„Gewiß, ich war sehr jung, als ich die Insel verließ."

„Sie sind noch immer im Dienst?

„Ich stehe auf Halbsold, mein Herr."

„Sie waren so lange in der französischen Armee, daß Sie nothwendig ganz Franzose geworden sind!"

Die letztern Worte sprach er mit besonderem Nachdruck.

Es ist keine allzugroße Schmeichelei, wenn man die Corsen daran erinnert, daß sie der großen Nation angehören. Sie wollen ein Volk für sich seyn, und rechtfertigen diesen Anspruch so gut, daß man sie gewähren lassen muß. Orso antwortete deshalb

gereizt: „Sind Sie der Meinung, Herr Präfekt, daß ein Corse, um ein Mann von Ehre zu seyn, in der französischen Armee gedient haben muß?"

„Gewiß nicht," sagte der Präfekt, „das ist keineswegs meine Meinung: ich spreche nur von gewissen Gebräuchen dieses Landes, von denen manche anders sind, als ein Beamter sie wünscht." Er betonte das Wort Gebräuche sehr stark und nahm dazu den ernstesten Ausdruck an, dessen sein Gesicht fähig war. Bald nachher erhob er sich und ging, nachdem ihm Miß Lydia das Versprechen gegeben hatte, seine Frau im Präfekturgebäude zu besuchen."

Als er fort war, sagte Miß Lydia: „Ich mußte alle nach Corsica kommen, um einen Präfekten kennen zu lernen. Der da erscheint mir ziemlich liebenswürdig."

„Was mich betrifft," sagte Orse, „so kann ich nicht dasselbe sagen; ich finde ihn sehr sonderbar mit seinem europäischen und mysteriösen Wesen."

Der Christ war sanft eingeschlafen: Miß Lydia warf einen Blick nach ihm und sagte leise: „Und ich," sagte sie, „ich finde, daß er nicht so geheimnißvoll ist, als Sie behaupten, denn ich glaube, ihn verstanden zu haben."

„Sie sind unstreitig sehr scharfsinnig, Miß Nevil: und, wenn Sie in dem, was er gesagt hat, etwas Geheimes gefunden haben, so legten Sie selbst es erst hinein."

„Das ist eine Phrase des Marquis von Mascarille, Herr della Robbia, glaube ich: aber... soll ich Ihnen einen Beweis von meinem Scharfsinn geben? Ich bin bald und bald eine Zauberin und weiß, was die Leute denken, sobald ich sie zweimal gesehen habe."

„Mein Herr! Sie erschrecken mich. Wenn Sie in meinen Gedanken zu lesen verstehen, so weiß ich nicht, ob ich mich darüber freuen oder betrüben muß..."

„Herr della Robbia," fuhr Miß Lydia errathend fort, „wo

kennen einander erst seit einigen Tagen: aber auf dem Meere und in barbarischen Ländern — Sie verzeihen, wie ich hoffe, … — befreundet man sich weit schneller, als in der großen Welt… Darum wundern Sie sich nicht, wenn ich als Freundin von sehr intimen Dingen zu Ihnen spreche, in die ein Fremder sich eigentlich nicht mischen sollte."

„Sprechen Sie das Wort nicht aus, Miß Nevil: das andere gefiel mir weit besser."

„Nun gut! mein Herr, so muß ich Ihnen sagen, daß ich, ohne mich bemüht zu haben, Ihre Geheimnisse zu erfahren, mit denselben ziemlich bekannt geworden bin und daß sie mich bekümmern. Ich kenne das Unglück, das Ihre Familie betroffen hat: ich habe auch viel von dem rachsüchtigen Charakter Ihrer Landsleute und von der Weise gehört, wie sie sich rächen…… War das nicht eine Anspielung des Propheten?"

„Miß Nevil kann so von mir denken?!?…" Und Orsi wurde tottenblaß."

„Nein, Herr della Rebbia," sagte sie, ihn unterbrechend; „ich weiß, daß Sie ein Mann von Ehre sind. Sie haben mir selbst gesagt, daß in ihrem Vaterlande nur noch die gemeinen Leute die Vendetta üben, welche sie als Art Zweikampf bezeichneten…"

„Halten Sie mich denn für fähig, jemals ein Mörder zu werden?"

„Da ich mit Ihnen davon spreche, Herr Orsi, so sehen Sie wohl, daß ich an Ihnen nicht zweifle; und wenn ich davon gesprochen habe," setzte sie mit niedergeschlagenen Augen hinzu, „so geschah es, weil ich annahm, daß Sie es nicht ungern hören, Jemand werde Sie des Muthes wegen achten, der erforderlich sein dürfte, um barbarischen Vorurtheilen, wenn sie hier umgehen sind, zu widerstehen. Doch," sagte sie aufstehend, „sprechen wir nicht weiter von diesen Alterthümern: sie machen mir Kopfweh

und zudem ist es schon spät. Sie zürnen mir doch nicht? Gute Nacht auf englisch!" Und sie reichte ihm die Hand.

Orso drückte sie mit ernster Miene und vollem Herzen.

„Mein Fräulein," sagte er, „glauben Sie mir, es gibt Momente, in denen der Instinkt des Landes in mir erwacht. Zuweilen, wenn ich an meinen armen Vater denke, ... quälen mich gräßliche Gedanken. Ich danke Ihnen, daß Sie mich für immer davon befreiten."

Er wollte fortfahren: aber Miß Lydia ließ einen Theelöffel fallen, und das Geräusch erweckte den Oberst.

„Della Rebbia, morgen um fünf Uhr zur Jagd! Seien Sie pünktlich."

„Ja, mein Oberst."

V.

Den andern Tag, kurz vor der Rückkunft der Jäger, kehrte Miß Lydia, die mit ihrem Kammermädchen einen Spaziergang am Ufer des Meeres gemacht hatte, in das Gasthaus zurück, als sie eine junge schwarz gekleidete Dame auf einem kleinen, aber starken Pferde in die Stadt kommen sah. Ein Landmann, ebenfalls zu Pferde, begleitete sie: er trug eine an den Ellbogen zerrissene, braune Tuchjacke, in dem Gürtel ein Pistol und in der Hand eine Flinte, deren Schaft in einer Ledertasche am Sattelknopf steckte, kurz, das vollständige Kostüm der Maledrammen-Räuber oder eines reisenden Corsen. Die ausgezeichnete Schönheit der Dame erregte sogleich die Aufmerksamkeit von Miß Nevil. Sie mochte ungefähr zwanzig Jahre zählen, war groß, weiß und hatte dunkelblaue Augen, einen rosenrothen Mund und Zähne wie von Elfenbein. Ihr Gesicht drückte zu gleicher Zeit Stolz, Unruhe und Traurigkeit aus. Auf dem Kopfe trug sie jenen schwarzen Schleier, der **mezzaro** heißt.

den die Genueser in Corsica einführten und der den Frauen so gut steht. Lange kastanienbraune Haarflechten bildeten gleichsam einen Turban um ihren Kopf. Ihre Kleidung war reinlich, aber im höchsten Grade einfach.

Miß Lydia hatte Zeit genug, sie zu betrachten, denn die Dame mit dem mezzaro hatte in der Straße angehalten, um Jemand, nach dem Ausdruck ihrer Augen zu schließen, mit großem Interesse auszufragen; als sie die Antwort erhalten, gab sie ihrem Pferde einen Schlag mit der Reitgerte, ritt in starkem Trabe weiter und hielt erst an der Thüre des Gasthauses wieder an, in welchem Thomas Nevil und Orso wohnten. Nachdem sie einige Worte mit der Wirthin gewechselt, sprang sie gewandt vom Pferde und setzte sich auf der steinernen Bank neben der Thüre nieder, während ihr Begleiter die Pferde in den Stall zog. Miß Lydia gieng in ihrer Pariser Toilette an der Fremden vorüber, ohne daß diese die Augen aufschlug. Nach einer Viertelstunde öffnete sie ihr Fenster und sah die Fremde mit dem mezzaro noch immer an derselben Stelle und in derselben Haltung da sitzen. Bald darauf kehrten der Oberst und Orso von der Jagd zurück. Jetzt sagte die Wirthin einige Worte zu dem Mädchen in Trauerkleidung und deutete mit dem Finger auf den jungen della Rebbia. Sie erröthete, sprang rasch auf, gieng einige Schritte vorwärts und blieb dann unbeweglich, wie erstarrt, stehen. Orso war jetzt ganz in ihrer Nähe und betrachtete sie neugierig.

„Du bist," sagte sie mit zitternder Stimme, „Orso Antonio della Rebbia? Ich, ich bin Colomba."

„Colomba!" rief Orso.

Und er umschlang sie mit seinen Armen und küßte sie zärtlich, was dem Obersten und seiner Tochter ein wenig auffiel, denn in England küßt man sich nicht auf der Straße.

„Mein Bruder," sagte Colomba, „Du wirst mir verzeihen, daß ich ohne Deinen Befehl gekommen bin; aber ich erfuhr durch

unsere Freunde, daß Du angelangt seyest, und es war für mich ein so großer Trost, Dich zu sehen . . ."

Orso küßte sie nochmals; alsdann wendete er sich an den Obersten und sagte:

„Dieß ist meine Schwester, welche ich nicht erkannt haben würde, wenn sie sich nicht genannt hätte. — Colomba, der Oberst Sir Thomas Nevil. — Oberst, Sie werden mich gütigst entschuldigen, wenn ich heute nicht die Ehre haben kann, mit Ihnen zu speisen . . . Meine Schwester . . ."

„Nun, wo Teufels wollen Sie denn essen, mein Freund?" rief der Oberst; „Sie wissen doch, daß es in diesem verdammten Wirthshause nur Eine Mahlzeit gibt, und diese ist für uns. Das Fräulein wird meiner Tochter großes Vergnügen gewähren, wenn sie an unserer Gesellschaft Theil nimmt."

Colomba sah ihren Bruder an, der sich nicht sehr bitten ließ, und zusammen traten sie in das größte Zimmer des Gasthauses, das dem Obersten als Salon und Speisesaal diente. Als das Fräulein della Rebbia der Miß Nevil vorgestellt wurde, machte sie eine tiefe Verbeugung, sagte aber kein Wort. Man sah, daß sie sehr schüchtern war und sich vielleicht zum Erstenmale in ihrem Leben in Gesellschaft von vornehmen fremden Leuten befand. Ihr Wesen hatte jedoch nichts Kleinstädtisches; das Fremdartige desselben rettete sie vor dem Schein eines linkischen Benehmens. Schon aus diesem Grunde gefiel sie der Miß Lydia, und da der Oberst mit seinem Gefolge alle Zimmer des Hauses in Beschlag genommen hatte, so ging Miß Lydia in ihrer Herablassung so weit, dem Fräulein della Rebbia in ihrem eigenen Schlafgemache ein Bett aufschlagen zu lassen.

Colomba stammelte einige Danksagungen und folgte dem Kammermädchen der Miß Nevil, um in ihrer Toilette die kleinen Anordnungen zu treffen, die eine Reise zu Pferd in Stand und Hitze nöthig macht.

In das Speisezimmer zurückgekehrt, blieb sie vor den Flin-

ten des Obersten stehen, welche die Jäger in eine Ecke gestellt hatten und sagte: — „Die schönen Gewehre! Gehören sie Dir, lieber Bruder?“

„Nein, es sind englische Gewehre und gehören dem Obersten. Sie sind eben so gut als schön.“

„Ich wünschte sehr, Du besäßest auch ein solches!“ fuhr Colomba fort.

„Eines von den dreien da gehört allerdings dem Herrn della Rebbia,“ entgegnete der Oberst. „Er bedient sich desselben sehr gut. Heute hat er mit vierzehn Schüssen vierzehn Stücke erlegt.“

Nun begann ein Wettkampf der Großmuth, in welchem Orso zur großen Genugthuung seiner Schwester unterlag, wie man aus dem Ausdruck der kindlichen Freude sehen konnte, die plötzlich ihr eben noch so ernstes Antlitz überstrahlte.

„Wählen Sie eines, lieber Freund!“ sagte der Oberst. Orso weigerte sich. „Gut! so mag Ihre Schwester für Sie wählen.“ — Colomba ließ sich dies nicht zweimal sagen und nahm die am wenigsten verzierte Büchse, einen vortrefflichen Manton von schwerem Kaliber. — „Diese,“ sagte sie, „muß die Kugel sicher tragen.“

Ihr Bruder erschöpfte sich in Danksagungen, als glücklicherweise das Essen ihn aus der Verlegenheit zog. Miß Lydia war doch erfreut, da sie sah, daß Colomba, die sich zuerst nicht mit an den Tisch setzen wollte und nur auf einen Wink ihres Bruders nachgegeben hatte, als gute Katholikin das Zeichen des Kreuzes machte, ehe sie die Speisen berührte. — „Gut,“ sagte sie bei sich, „das ist ursprünglich.“ Und sie hatte mehr als eine interessante Beobachtung an der jungen Vertreterin der alten corsischen Sitten zu machen. Orso dagegen fühlte sich augenscheinlich etwas unbehaglich, weil er fürchtete, seine Schwester möchte etwas thun, was allzusehr nach ihrem Dorfe röche. Aber Colomba beobachtete ihn ohne Unterlaß und regelte alle ihre

Bewegungen nach denen ihres Bruders. Bisweilen betrachtete ſie ihn hier mit einem ſeltſamen Ausdrucke von Betrübniß, und wenn in einem ſolchen Augenblick die Augen Orſo's den ihrigen begegneten, ſo wendete er ſie gewiß zuerſt ab, als wollte er ſich einer Frage entziehen, die ſeine Schweſter im Stillen an ihn richtete, und die er nur zu gut verſtand. Man ſprach franzöſiſch, denn der Oberſt konnte ſich im Italieniſchen nicht gut ausdrücken. Colomba verſtand das Franzöſiſche und ſprach ſelbſt die wenigen Worte ziemlich gut aus, die ſie mit ihren Wirthen wechſeln mußte.

Nach dem Eſſen fragte der Oberſt, der den Zwang wohl bemerkt hatte, welcher zwiſchen Bruder und Schweſter herrſchte, mit ſeiner gewöhnlichen Geradheit, ob Orſo allein mit Fräulein Colomba zu ſprechen wünſche, und erbot ſich, in dieſem Fall mit ſeiner Tochter in das anſtoßende Zimmer zu gehen. Aber Orſo dankte ſchnell und erwiderte, ſie hätten Zeit genug, in Pietranera mit einander zu plaudern. Dieß war der Name des Dorfes, wo er fortan wohnen ſollte.

Der Oberſt nahm dann ſeinen Platz auf dem Sopha wieder ein, und Miß Lydia, nachdem ſie mehrmals verſucht hatte, die ſchöne Colomba zum Sprechen zu bringen, gab die Hoffnung auf und bat Orſo, ihr einen Geſang von Dante vorzuleſen, der ihr Lieblingsdichter war. Orſo wählte den Geſang von der Hölle, in welchem ſich die Epiſode von Franzeska da Rimini befindet, begann zu leſen und declamirte ſo gut als möglich die herrlichen Terzinen, welche ſo ſchön die Gefahr ſchildern, unter vier Augen ein Buch von Liebe zu leſen. Je länger er las, deſto näher rückte Colomba dem Tiſche; ſie hob den Kopf empor, den ſie geſenkt gehalten hatte; ihre großen Augen ſprühten ungewöhnliches Feuer; ſie erröthete und erblaßte abwechſelnd und bewegte ſich krampfhaft auf ihrem Stuhle hin und her. Bewundernswürdige italieniſche Organiſation, die, um die Poeſie

zu begreifen, keines Pedanten bedarf, der ihr die Schönheiten derſelben erklärt!

Als Orſo zu Ende war, rief ſie: „Wie ſchön iſt das! wer hat das gemacht, mein Bruder?“

Orſo kam ein wenig in Verlegenheit, und Miß Lydia antwortete lächelnd, es ſey von einem florentiniſchen Dichter, der ſchon vor mehreren Jahrhunderten geſtorben.

„Ich werde Dir den Dante zu leſen geben, wenn wir in Pietranera ſind,“ ſagte Orſo.

„Mein Gott, wie ſchön dieß iſt!“ ſagte Colomba nochmals und wiederholte ſodann drei bis vier Terzinen, die ſie behalten hatte, erſt leiſe, dann ganz laut und mit viel mehr Ausdruck, als ihr Bruder ſie geleſen hatte.

Miß Lydia war ſehr erſtaunt: — „Sie ſcheinen die Poeſie ſehr zu lieben,“ ſagte ſie. „Wie ſehr beneide ich Sie um das Glück, Dante als ein noch neues Buch leſen zu können!“

„Sie ſehen, Miß Nevil,“ ſagte Orſo, „was die Verſe Dante's vermögen, da ſie eine kleine Wilde ſo anregen, die nichts kennt als ihr Vater . . . Doch ich irre mich. Colomba iſt ja vom Handwerk. Schon als Kind machte ſie Verſe und mein Vater ſchrieb mir, ſie ſey die größte voceratrice in Pietranera und zwei Stunden im Umkreis.“

Colomba warf einen bittenden Blick auf ihren Bruder. Miß Nevil hatte von den corſiſchen Improviſatricen ſprechen gehört und war ſehr begierig, eine zu hören. Sie bat deßhalb auch Colomba ſogleich, ihr eine Probe ihres Talents zu geben. Orſo ſträubte ſich dagegen, und es reuete ihn ſehr, daß er ſich der poetiſchen Anlagen ſeiner Schweſter erinnert hatte. Vergeblich ſchwur er, es gebe nichts ſo Plattes, als eine corſiſche Ballade. Vergebens behauptete er, wenn man corſiſche Verſe nach denen Dante's anhöre, begehe man einen Verrath an ſeinem Vaterlande; dadurch eben reizte er das Verlangen der Miß Nevil nur noch mehr, und ſah ſich endlich genöthigt, ſeine Schwe-

ſter zu bitten: — „Nun gut, ſo improviſire etwas, mach' es aber kurz."

Colomba ſtieß einen Seufzer aus, ſah eine Minute lang unverwandt auf den Teppich des Tiſches, dann an die Decke; endlich legte ſie die Hand auf die Augen, wie jene Vögel, die ſich ſicher und ungeſehen glauben, wenn ſie ſich ſelbſt nicht ſehen, und ſang oder declamirte vielmehr mit unſicherer Stimme folgende Serenade:

Das Mädchen und die Ringeltaube.

„In dem Thale, weit, weit hinter den Bergen — die Sonne ſcheint dort alle Tage nur eine Stunde — ſteht in dem Thale ein düſteres Haus — und das Gras wächst auf ſeiner Schwelle. — Thüren, Fenſter ſind ſtets geſchloſſen. — Kein Rauch ſteigt aus dem Dache hervor. — Aber um Mittag, wenn die Sonne kommt, — dann öffnet ſich ein Fenſter und die Waiſe ſetzt ſich daneben, an ihrem Rade ſpinnend: — ſie ſpinnt und ſingt bei der Arbeit — einen Geſang der Traurigkeit; — aber kein anderer Geſang antwortet dem ihrigen. — An einem Tag, einem Frühlingstag — ließ ſich eine Ringeltaube auf einem Nachbarbaume nieder — und hörte den Geſang des Mädchens. — Junges Mädchen, ſagte ſie, Du weineſt nicht allein; — ein grauſamer Habicht hat mir mein Weiblein geraubt. — Ringeltaube, zeige mir den räuberiſchen Habicht; — fliege er bis in die Wolken hinauf, — bald werde ich ihn in den Staub gelegt haben. — Aber ich, armes Mädchen, wer wird mir meinen Bruder wieder geben, — meinen Bruder, der jetzt in fernem Land? — Sage mir, Mädchen, wo Dein Bruder iſt, — und meine Schwingen werden mich in ſeine Nähe tragen."

„Das war eine gut gezogene Taube!" rief Orſo, ſeine Schweſter mit einer Rührung umarmend, welche ſehr verſchieden von dem ſcherzenden Tone war, in welchem er ſprach.

„Ein allerliebſtes Liedchen," ſagte Miß Lydia. „Bitte,

ſchreiben Sie es mir in mein Album. Ich übertrage es in das Engliſche und ſetze es in Muſik."

Der tapfere Oberſt, der kein Wort davon verſtanden hatte, ſtimmte in die Lobſprüche ſeiner Tochter ein. Dann fügte er hinzu:

„Die Ringeltaube, von der Sie ſprechen, mein Fräulein, iſt jener Vogel, den wir heute in freſchgrüner Sauce gefreſſen haben?"

Miß Nevil brachte ihr Album und war nicht wenig überraſcht, als ſie die Improviſatrice, ihr Lied auf eine das Papier ſehr ſchonende Weiſe niederſchreiben ſah. Anſtatt wie Vedetten dazuſtehen, folgten die Verſe einander in einer Zeile, ſo weit die Breite des Blattes es erlaubte, ſo daß ſie zu der bekannten Definition dichteriſcher Erzeugniſſe nicht paßten, nach welcher dieſelben kleine Linien von ungleicher Länge mit einem leeren Rande an beiden Seiten ſind. Es ließen ſich auch manche Einwendungen gegen die etwas ſonderbare Orthographie Colomba's machen, über welche Miß Nevil mehrmals lächelte, während die brüderliche Eitelkeit Orſo's auf der Folter lag.

Als es Zeit war, ſchlafen zu gehen, zogen ſich die beiden Mädchen in ihr Schlafgemach zurück. Während Miß Lydia hier das Halsband, die Ohrringe, die Armbänder ablegte, beobachtete ſie ihre Gefährtin, die aus ihrem Kleide etwas Langes wie ein Planſchett zog, das jedoch eine andere Form hatte. Colomba legte dieß ſorgſam und wie verſtohlen unter ihren Mezzaro (Schleier) auf einen Tiſch; dann kniete ſie nieder und ſprach andachtig ihr Gebet. Zwei Minuten nachher lag ſie in ihrem Bett. Von Natur ſehr neugierig und beim Auskleiden langſam wie eine Engländerin, trat Miß Lydia an den Tiſch und ſtellte ſich, als ſuche ſie eine Nadel, hob den Schleier auf und erblickte einen ziemlich langen, merkwürdig mit Perlen und Silber ausgelegten Dolch. Die Arbeit daran war meiſterhaft, die Waffe alt und für einen Liebhaber von großem Werth.

„Iſt es hier Sitte," ſagte Miß Lydia lächelnd, „daß die Mädchen dieſes kleine Inſtrument in den Corſetten tragen?"

„Man muß wohl," antwortete Colomba ſeufzend. „Es gibt ſo viele böſe Menſchen."

„Und würden Sie wirklich den Muth haben, einen ſolchen Stoß zu führen?"

Dabei machte Miß Lydia, den Dolch in der Hand, die Geberde des Stoßens, wie man es auf dem Theater macht, von oben nach unten.

„Ja, wenn es nöthig wäre," ſagte Colomba mit ihrer weichen, melodiſchen Stimme, „um mich oder meine Freunde zu vertheidigen . . . Aber ſo muß man ihn nicht halten: Sie könnten ſich verwunden, wenn die Perſon, welche Sie treffen wollten, zurückwiche." — Und ſich im Bett aufrichtend, ſagte ſie: — „Sehen Sie, ſo macht man's" und that den Stoß von unten nach oben. „Auf dieſe Art wird er tödtlich, ſagt man. Glücklich die, welche ſolche Waffen nicht brauchen!"

Sie ſeufzte, ließ den Kopf auf das Kiſſen ſinken und ſchloß die Augen. Man konnte keinen ſchönern, edlern, jungfräulichern Kopf ſehen. Phidias würde, um ſeine Minerva zu meißeln, ſich kein anderes Modell gewünſcht haben.

VI.

Blos um der Vorſchrift des Horaz zu genügen, habe ich mich ſogleich in medias res begeben. Nun, da Alles ſchlaft, die ſchöne Colomba, der Oberſt und deſſen Tochter, will ich die Gelegenheit benützen, um meinem Leſer einige beſondere Umſtände mitzutheilen, die er wiſſen muß, wenn er tiefer in dieſe wahrhaftige Geſchichte eindringen will. Er weiß bereits, daß der Oberſt della Rebbia, der Vater Orſo's, ermordet worden

war. Nun wird man aber in Corsica nicht, wie etwa in Frankreich, von dem ersten besten entsprungenen Galeerensträfling ermordet, der kein besseres Mittel findet, Jemanden das Silbergeschirr zu rauben; in Corsica wird man von seinen Feinden ermordet, und die Ursache, warum man Feinde hat, ist oft schwer zu ergründen. Viele Familien hassen einander aus alter Gewohnheit und die erste Veranlassung zu ihrem Hasse ist häufig vergessen worden.

Die Familie, zu welcher der Oberst della Rebbia gehörte, hasste mehrere andere Familien, hauptsächlich aber die der Barricini. Einige sagten, im sechszehnten Jahrhundert habe ein della Rebbia eine Barricini verführt und sey hernach von einem Verwandten der beschimpften Jungfrau ermordet worden. Freilich erzählten Andere die Sache wieder anders, indem sie behaupteten, die Verführte sey eine della Rebbia, und der Ermordete ein Barricini gewesen. So viel ist gewiß, daß, um mich eines im Lande gebräuchlichen Ausdrucks zu bedienen, seitdem Blut war zwischen beiden Häusern; indeß hatte, gegen die Gewohnheit, dieser Mord keinen andern herbeigeführt, weil die della Rebbia und die Barricini von der genuesischen Regierung gleich sehr verfolgt wurden, die jungen Leute das Vaterland verlassen hatten und die beiden Familien mehrere Generationen hindurch thatkräftiger Repräsentanten entbehrten. Zu Ende des letzten Jahrhunderts bekam ein della Rebbia, Offizier in neapolitanischen Diensten, in einem Wirthshause Streit mit Soldaten, die ihn unter andern Schimpfreden auch einen corsischen Gaishirten nannten. Er ergriff zwar den Degen, da er aber allein war gegen drei, würde es ihm wohl schlecht ergangen seyn, hätte nicht ein Fremder, der an demselben Orte spielte, ausgerufen: ich bin auch ein Corse! und wäre ihm beigestanden. Dieser Fremde war ein Barricini, der jedoch seinen Landsmann nicht kannte. Als es zu einer Erklärung kam, erfolgten von beiden Seiten große Artigkeiten und Schwüre ewiger Freundschaft,

denn auf dem Feſtlande ſchließen die Corſen ſich leicht aneinander an, ganz gegen die Gewohnheit, die auf ihrer Inſel herrſcht.

Aus dieſem Umſtande erſieht man: della Rebbia und Barricini waren vertraute Freunde, ſo lange ſie in Italien weilten, aber, nach Corſika zurückgekehrt, ſahen ſie einander nur noch ſelten, ob ſie gleich in einem und demſelben Dorfe wohnten, und als ſie ſtarben, ſagte man, ſie hätten einander ſeit fünf bis ſechs Jahren nicht gegrüßt. Ihre Söhne lebten auf dem gleichen Fuße oder nach der Etikette, wie man es auf der Inſel heißt. Der eine, Ghilfuccio, der Vater Orſo's, war Soldat, der andere, Giudice Barricini, Advokat. Nachdem beide Familienhäupter durch ihren Stand geſchieden worden, hatten ſie faſt gar keine Gelegenheit, einander zu ſehen oder von einander zu hören.

Indeſſen, eines Tages um das Jahr 1809, las Giudice in Baſtia in einer Zeitung, der Kapitän Ghilfuccio habe das Kreuz erhalten, und ſagte vor Zeugen, das wundere ihn nicht, da der General... ſeine Familie protegire. Dieſes Wort wurde Ghilfuccio nach Wien berichtet, welcher ſeiner Seits gegen einen Landsmann äußerte, er würde bei ſeiner Rückkehr nach Corſika Giudice gewiß als reichen Mann antreffen, weil er aus ſeinen verlorenen Prozeſſen mehr Vortheil zu ziehen wiſſe, als aus denen, die er gewinne. Man hat nie in Erfahrung gebracht, ob er damit ſagen wollte, er betrüge ſeine Clienten, oder ob er ſich auf jene gewöhnliche Wahrheit beſchränkte, daß eine ſchlechte Sache dem Advokaten immer mehr einbringt, als eine gute. Genug, der Advokat Barricini erfuhr dieſes Epigramm und vergaß es nicht. Im Jahre 1812 wünſchte er zum Maire ſeiner Gemeinde ernannt zu werden und er hatte auch alle Hoffnung, ſein Ziel zu erreichen, als der General... dem Präfekten ſchrieb, und demſelben einen Verwandten der Frau Ghilfuccio's empfahl. Der Präfect beeilte ſich, den Wünſchen des Generals nachzukommen, und Barricini zweifelte nicht, daß er das Fehlſchlagen ſeines Planes den Intriguen Ghilfuccio's zu verdanken habe.

Nach dem Sturze des Kaisers, 1814, wurde der Schützling des Generals als Bonapartist denuncirt und durch Barricini ersetzt. Der Letztere mußte dagegen in den hundert Tagen weichen, übernahm aber nach diesem Sturm das Siegel der Mairie und die Gemeindebücher wieder.

Von diesem Augenblicke an erhob sich sein Stern glänzender als je. Der Oberst della Rebbia, der auf Halbsold gesetzt war und sich nach Pietranera zurückgezogen hatte, mußte gegen den Maire einen stillen Kampf fortwährend erneuter Chicane bestehen; bald hatte er den Schaden zu ersetzen, den sein Pferd auf dem Felde desselben angerichtet; bald ließ dieser, unter dem Vorwande, den Fußboden in der Kirche auszubessern, eine zerbrochene Steinplatte herausnehmen, welche das Wappen der della Rebbia trug und das Grab eines Gliedes dieser Familie deckte. Wenn die Ziegen die jungen Pflanzen des Obersten abnagten, so fanden die Eigenthümer derselben bei dem Maire Schutz; nach und nach wurden der Krämer, der das Postbureau in Pietranera verwaltete, und der Flurschütz, ein alter Soldat, beide Anhänger der della Rebbia, entlassen und durch Creaturen der Barricini ersetzt.

Die Frau des Obersten starb und hatte vorher den Wunsch ausgesprochen, in einem Wäldchen begraben zu werden, das sie gerne besucht hatte; aber der Maire erklärte sogleich, sie müsse auf dem gewöhnlichen Gottesacker bestattet werden, weil er nicht berechtigt sey, eine solche isolirte Beerdigung zu erlauben. Der Oberst wüthete, schwur, seine Frau solle, bis die Erlaubniß eintreffe, an dem von ihr gewählten Orte beigesetzt werden, und ließ dort ein Grab graben. Der Maire aber ließ ein Grab auf dem Gottesacker machen und bot die Gendarmerie auf, damit, wie er sich ausdrückte, das Gesetz in Wirksamkeit bleibe. Am Begräbnißtage standen die beiden Parteien einander gegenüber, und man konnte einen Augenblick fürchten, daß ein Kampf um den Besitz der sterblichen Reste der Frau della Rebbia entstehe. Vierzig gut bewaffnete Bauern, die von den Verwandten der Verstorbe-

nen mitgebracht worden waren, zwangen den Geiſtlichen, von der Kirche aus den Weg nach dem Waldchen einzuſchlagen; auf der andern Seite erſchien der Maire mit ſeinen zwei Söhnen, ſeinen Anhängern und den Gendarmen, um Widerſtand zu leiſten. Als er ankam und die Leichenbegleitung aufforderte, zurückzugehen, wurde er mit Hohn und Drohungen empfangen; ſeine Gegner waren zahlreicher und ſchienen überdieß zu Allem entſchloſſen zu ſeyn. Bei ſeinem Anblick wurden mehrere Flinten geladen und man ſagt ſogar, daß ein Gerte ihn auf's Korn nahm; aber der Oberſt hielt ihm das Gewehr in die Höhe und ſagte: „Niemand ſchieße ohne meinen Befehl.“ Der Maire hatte, wie Pannurg, von Natur eine gewiſſe Scheu vor dem Schießen und zog ſich deßhalb mit ſeiner Bedeckung zurück. Der Leichenzug dagegen ſetzte ſich in Bewegung und ſchlug den weiteſten Weg ein, ſo daß er ſelbſt vor der Wohnung des Maires vorüberkommen mußte. Vor dieſer rief ein Dummkopf, der ſich dem Zug angeſchloſſen hatte: „Es lebe der Kaiſer!“ Zwei oder drei Stimmen wiederholten den Ruf und die Nebbianiſten, die mehr und mehr in Hitze geriethen, ſchlugen vor, einen Stier des Maire niederzuſchießen, der ihnen zufällig entgegen kam. Glücklicher Weiſe verhinderte der Oberſt dieſe Gewaltthätigkeit. Man kann ſich wohl vorſtellen, daß ein Protokoll aufgenommen wurde und der Maire an den Präfekten einen in ſeinem ſublimſten Styl verfaßten Bericht abgehen ließ, in welchem er ſchilderte, wie die göttlichen und menſchlichen Geſetze mit Füßen getreten, auch das Anſehen des Maire und des Geiſtlichen verkannt und verhöhnt worden wären und der Oberſt della Nebbia ſich an die Spitze eines bonapartiſchen Complotts geſtellt habe, um die Thronfolge-Ordnung umzuſtoßen und die Bürger aufzufordern, ſich gegen einander zu bewaffnen, Verbrechen, die in den Artikeln 86 und 91 des Strafgeſetzbuches verpönt wären.

Die Uebertreibung dieſer Klage ſchadete ihrer Wirkung. Der Oberſt ſchrieb an den Präfekten und an den königlichen

Procurator. Ein Vetter seiner Frau war mit einem Deputirten der Insel verwandt und ein anderer mit dem Präsidenten des königlichen Gerichtshofes. In Folge dieser Protectionen blieb das Complott unbeachtet, die Frau della Rebbia in dem Wäldchen, und nur der dumme Schreier wurde zu vierzehntägiger Haft verurtheilt.

Der Advokat Barricini, der mit dem Ausgang dieser Sache durchaus nicht zufrieden war, wendete seine Batterieen nach einer andern Seite. Er suchte eine alte Urkunde hervor, kraft welcher er dem Obersten das Eigenthum eines Baches streitig machte, der eine Mühle trieb. Es kam zu einem Prozesse, der lange dauerte. Nach einem Jahr wollte das Gericht das Urtheil sprechen und zwar allem Anscheine nach zu Gunsten des Obersten, als Barricini den Händen des königlichen Procurators einen Brief übergab, der von einem gewissen Agostini, einem berüchtigten Banditen unterzeichnet war, welcher ihm, dem Maire, mit Brand und Tod drohete, wenn er von seinen Forderungen nicht abstehe. Man weiß, daß in Corsika der Schutz eines Banditen sehr gesucht ist, und daß sie, um ihren Freunden gefällig zu seyn, sich häufig in die Privatstreitigkeiten mischen. Der Maire benutzte diesen Brief, aber ein neuer Vorfall verwickelte die Sache noch mehr. Der Bandit Agostini schrieb nämlich an den königlichen Procurator, um sich zu beklagen, daß man seine Unterschrift gefälscht und seinen Charakter verdächtigt habe, indem man die Meinung erwecke, als treibe er mit seinem Einflusse Handel: „wenn ich den Namenverfälscher entdecke," schrieb er am Schlusse, „werde ich ihn exemplarisch bestrafen."

Es war klar, daß Agostini den drohenden Brief an den Maire nicht geschrieben hatte, und die della Rebbia beschuldigten die Barricini der Fälschung, wie diese jene. Von beiden Seiten kam es zu Drohungen und die Justiz wußte nicht, auf welcher Seite sie die Schuldigen finden sollte.

Mittlerweile wurde der Oberst Ghilfuccio ermordet. Fol-

gendes iſt die aktenmäßige Darſtellung der Sache. Am 2. Auguſt 18..., als es ſchon dunkelte, hörte eine Frau, die Getraide nach Pietranera brachte, zwei Schüſſe ſchnell aufeinander und zwar, wie es ihr vorkam, in einem Hohlweg, der nach dem Dorfe führte, ungefähr 150 Schritte von der Stelle, wo ſie ſich befand. Faſt in demſelben Augenblicke ſah ſie einen Mann, der gebückt auf einem Fußpfade durch die Weinberge hin nach dem Dorfe zulief. Eine Weile ſtand der Mann ſtill und drehte ſich um, aber er war zu weit entfernt, als daß die Frau Pietri ſeine Züge hätte erkennen können, und zudem hatte er im Munde ein Traubenblatt, das faſt ſein ganzes Geſicht bedeckte. Er winkte mit der Hand einem Kameraden, den der Zeuge nicht ſehen konnte, dann verſchwand er in den Weinbergen.

Die Frau Pietri hatte ihre Laſt abgelegt, lief ſchnell den Pfad hinauf und fand den Oberſten della Rebbia in ſeinem Blute ſchwimmend, von zwei Kugeln durchbohrt, aber noch am Leben. Neben ihm lag ſein geladenes Gewehr mit geſpanntem Hahne, als habe er ſich zur Vertheidigung gegen eine Perſon gerüſtet, die ihn von vorn angriff, als er durch eine andere von hinten erſchoſſen wurde. Er röchelte und rang mit dem Tode, konnte aber kein Wort ſprechen, was die Aerzte aus der Beſchaffenheit der Wunden erklärten, welche die Lungen zerriſſen hatten. Das Blut erſtickte ihn; es ſtrömte langſam heraus wie rother Schaum. Vergebens heb Frau Pietri ihn auf und richtete einige Fragen an ihn. Sie ſah wohl, daß er ſprechen wollte, aber er konnte ſich nicht verſtändlich machen. Da ſie bemerkte, daß er nach der Taſche zu greifen ſich bemühte, ſo nahm ſie eiligſt eine kleine Brieftaſche heraus, die ſie ihm offen hinhielt. Der Verwundete nahm den Bleiſtift heraus und ſuchte zu ſchreiben. In der That ſah der Zeuge, wie er mit Mühe einige Zeichen machte, da ſie aber nicht leſen konnte, wußte ſie nicht, was ſie bedeuten ſollten. Dieſe Anſtrengung hatte den Oberſt gänzlich erſchöpft; er ließ die Brieftaſche in der Hand der Frau Pietri

die er ſtark drückte, indem er ſie mit einem ſeltſamen Blicke anſah, als wollte er ſagen, wie die Frau ſich ausdrückte, „das iſt wichtig, es iſt der Name meines Mörders.“

Die Frau Pietri gieng nach dem Dorfe hinauf und begegnete dem Maire Barricini mit deſſen Sohn Vincentello. Es war jetzt faſt Nacht. Sie berichtete, was ſie geſehen hatte. Der Maire nahm die Brieftaſche und eilte in die Mairie, um ſeine Schärpe anzulegen, und ſeinen Schreiber ſowie die Gendarmen zu rufen. Maddalena Pietri ſchlug dem jungen Vincentello, mit dem ſie nun allein war, vor, dem Oberſten doch beizuſtehen, weil er vielleicht noch lebe; Vincentello aber antwortete, wenn er ſich einem Manne nähere, welcher der Todfeind ſeiner Familie geweſen, ſo würde man ihn beſchuldigen, denſelben umgebracht zu haben. Bald darauf kam der Maire zurück, fand den Oberſten todt, ließ den Leichnam aufheben und nahm ein Protokoll auf.

Trotz der bei ſolchen Gelegenheiten natürlichen Verwirrung hatte Barricini ſich beeilt, die Brieftaſche des Oberſten zu verſiegeln und alle in ſeiner Macht ſtehenden Nachforſchungen anzuſtellen, ohne daß eine zu einer wichtigen Entdeckung führte. Als der Inſtruktionsrichter kam, öffnete man die Brieftaſche und ſah auf einer mit Blut befleckten Seite einige mit zitternder Hand geſchriebene, aber doch lesbare Buchſtaben. Geſchrieben war: Agoſtini. Der Richter zweifelte daher nicht, daß der Oberſt den Agoſtini als ſeinen Mörder habe bezeichnen wollen. Colomba della Rebbia aber, die von dem Richter berufen worden war, verlangte die Brieftaſche zu unterſuchen. Nachdem ſie lange in derſelben geblättert, ſtreckte ſie die Hand nach dem Maire aus und rief: „dieſer iſt der Mörder.“ Dann erzählte ſie mit einer bei ihrem großen Schmerze überraſchenden Beſtimmtheit und Klarheit, ihr Vater habe einige Tage vorher einen Brief von ſeinem Sohne erhalten, denſelben verbrannt, vorher aber mit Bleiſtift in ſeine Brieftaſche die Adreſſe Orſo's geſchrieben, der ſeine Garniſon gewechſelt hatte. Dieſe Adreſſe nun befand ſich nicht

mehr in der Brieftasche, und Colomba schloß daraus, der Maire habe das Blatt, auf welchem sie gestanden und auf welches ihr Vater vielleicht auch den Namen seines Mörders geschrieben habe, herausgerissen und dafür den Namen Agostini's hingeschrieben. Der Richter sah wirklich, daß ein Blatt Papier herausgerissen war; bei genauerer Untersuchung ergab sich aber, daß noch mehrere Blätter fehlten, und Zeugen sagten aus, der Oberst habe die Gewohnheit gehabt, Papier aus seiner Brieftasche herauszureißen, wenn er seine Cigarre habe anzünden wollen, und es war deßhalb nicht unwahrscheinlich, daß er aus Versehen auch das Blatt herausgerissen, auf welchem die Adresse Orso's stand. Indem wurde ermittelt, daß der Maire, als er die Brieftasche von der Frau Pietri erhalten, wegen der Dunkelheit nichts habe lesen können, daß er, bevor er in die Mairie gegangen, nur einen Augenblick stehen geblieben sey, daß der Gendarmerie-Brigadier ihn dahin begleitet und gesehen habe, wie er eine Lampe anzündete, die Brieftasche in ein Papier einschlug und siegelte.

Nachdem der Brigadier seine Aussage beendigt hatte, fiel Colomba, außer sich, auf ihre Kniee und beschwur ihn bei Allem, was ihm heilig sey, zu erklären, ob er den Maire nicht einen Augenblick allein gelassen habe. Der Gendarm gestand nach einigem Zögern, sichtbar gerührt durch die große Aufregung des Mädchens, der Maire sey in ein Nebenzimmer gegangen, um ein großes Papier zu holen, aber nur eine Minute geblieben und habe immer gesprochen, während er das Papier in einer Schublade tastend suchte. Im Uebrigen bezeugte er, die Brieftasche sey bei der Rückkehr des Maire an derselben Stelle auf dem Tische gelegen, an welche sie derselbe bei seinem Eintritt gelegt hätte.

Barricini gab seine Aussagen mit der größten Ruhe. Er entschuldige, sagte er, die Heftigkeit der Signora della Rebbia, und wollte sich herablassen, sich zu rechtfertigen. Er bewies, daß er den ganzen Abend in dem Dorfe und sein Sohn Vincentello

bei ihm vor der Mairie in dem Augenblick geweſen ſey, als das Verbrechen begangen worden, ſein zweiter Sohn Orlanduccio dagegen, der an dieſem Tage das Fieber gehabt, das Bett nicht verlaſſen habe. Er zeigte ferner alle Gewehre in ſeinem Hauſe vor, von denen keines in der letzten Zeit abgeſchoſſen worden war. Er fügte ſodann hinzu, die Wichtigkeit der Brieftaſche habe er ſogleich erkannt, dieſelbe deßhalb eingeſiegelt und den Händen ſeines Adjuncten übergeben, da er vorausgeſehen hätte, man werde ihn wegen ſeiner Feindſchaft mit dem Oberſten im Verdacht haben. Endlich erinnerte er daran, daß Agoſtini demjenigen den Tod gedrohet, der einen Brief in ſeinem Namen geſchrieben habe und ſprach die Vermuthung aus, daß wahrſcheinlich jener Elende auf den Oberſten ſeinen Verdacht geworfen und ihn darum ermordet habe. Bei Banditen iſt ja eine ſolche Rache aus einem ähnlichen Grunde nicht ohne Beiſpiel.

Fünf Tage nach dem Tode des Oberſten della Rebbia wurde Agoſtini von einer Abtheilung Voltigeurs überrumpelt und fiel im verzweifelten Kampfe mit denſelben. Man fand bei ihm einen Brief Colomba's, die ihn beſchwor, zu erklären, ob er des Mordes, den man ihm zur Laſt lege, wirklich ſchuldig ſey oder nicht. Da der Bandit keine Antwort darauf gegeben, ſo ſchloß man allgemein, er habe nicht den Muth gehabt, einer Tochter zu ſagen, daß er ihren Vater ermordet. Die Perſonen jedoch, welche den Charakter Agoſtini's zu kennen behaupteten, raunten ſich in's Ohr, wenn er den Oberſten umgebracht hätte, würde er ſich deſſen gerühmt haben. Ein anderer Bandit, Namens Brandelaccie, übergab Colomba eine Erklärung, in welcher er bei ſeiner Ehre die Unſchuld ſeines Kameraden betheuerte; der einzige Beweis aber, den er hervorbringen konnte, beſtand darin, daß Agoſtini niemals geſagt habe, er hege Verdacht gegen den Oberſten.

Die Folge von Allem war, daß Barricini freigeſprochen wurde; ja, der Inſtruktionsrichter überhäufte den Maire mit Lobſprüchen und dieſer krönte ſein gutes Benehmen damit, daß er

von allen ſeinen Anſprüchen auf den Bach abſtand, wegen deſſen er mit dem Oberſten della Rebbia prozeſſirt hatte.

Colomba improviſirte nach Landesſitte vor dem Leichname ihres Vaters im Beiſeyn der verſammelten Freunde eine Ballata, in welcher ſie ihren ganzen Haß gegen die Barricini ausſprach und ſie förmlich des Mordes beſchuldigte, ihnen auch mit der Rache ihres Bruders drohte. Dieſe Ballata, die in das Volk übergegangen, war es, welche der Matreſe vor Miß Lydia geſungen hatte: Orſo, der damals in dem nördlichen Frankreich ſtand, ſuchte, ſobald er den Tod ſeines Vaters erfuhr, um Urlaub nach, konnte denſelben aber nicht erhalten. Nach einem Briefe ſeiner Schweſter hatte er anfangs die Barricini für ſchuldig gehalten, bald aber erhielt er alle Aktenſtücke der Unterſuchung, und ein Schreiben der Richter beweg ihn beinahe zur Ueberzeugung, daß der Bandit Agoſtini allein der Schuldige ſey. Alle Vierteljahre ſchrieb ihm Colomba einmal, um ihren Argwohn zu wiederholen, den ſie Beweiſe nannte. Gegen ſeinen Willen brachten dieſe Anklagen ſein corſiſches Blut in Gährung, und bisweilen war er nahe daran, die Muthmaßungen ſeiner Schweſter zu theilen, wenn er ihr auch in jedem Briefe wiederholte, ihre Angaben ſeyen unbegründet und verdienen deshalb keinen Glauben. Er verbot ihr ſogar, wiewohl vergebens, wieder davon zu ſprechen. So vergiengen zwei Jahre, nach deren Ablauf er auf Halbſold geſetzt wurde. Er gedachte nun, ſein Vaterland wieder zu beſuchen, nicht um ſich an Leuten zu rächen, die er für unſchuldig hielt, ſondern um ſeine Schweſter zu verheirathen und ſein kleines Beſitzthum zu verkaufen, wenn es ſo viel werth wäre, daß er von dem Ertrage deſſelben auf dem Feſtlande leben könnte.

VII.

Sey es nun, daß die Ankunft ſeiner Schweſter Orſo mächtiger an das Vaterhaus erinnerte, oder daß ihn die Kleidung und das

Benehmen Colomba's vor ſeinen civiliſirten Freunden in Verlegenheit brachte, — genug er kündigte am nachſten Tage ſeine Abſicht an, Ajaccio zu verlaſſen und nach Pietranera zurückzukehren. Doch ließ er ſich von dem Oberſten das Verſprechen geben, ein Nachtlager unter ſeinem beſcheidenen Dache anzunehmen, wenn er nach Baſtia reiſe, und verſprach ihm dafür eine ſchöne Jagd auf Hirſche, Faſanen, Eber ꝛc.

Am Tage vor ſeiner Abreiſe ſchlug Orſe, ſtatt der Jagd, einen Spaziergang am Ufer des Golfes vor. Er gab dabei Miß Lydia den Arm und konnte ungeſtört mit derſelben ſprechen, denn Colomba war in der Stadt geblieben, um ihre Einkäufe zu beſorgen, und der Oberſt verließ ſie jeden Augenblick, um nach Möven und Tölpeln zu zielen, zur großen Verwunderung der Vorübergehenden, die es nicht begreifen konnten, wie Jemand ſein Pulver wegen ſolcher Vögel verſchießen mochte.

Sie ſchlugen den Weg ein, der nach der Kapelle der Griechen führt, von welcher man die ſchönſte Ausſicht auf die Bai hat; aber ſie merkten nicht darauf.

„Miß Lydia...“ ſagte Orſe nach einer Pauſe, die ſo lange dauerte, daß ſie peinigend zu werden anfing: „aufrichtig, was halten Sie von meiner Schweſter?“

„Sie gefällt mir ſehr,“ antwortete die Engländerin. „Mehr als Sie,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu, „denn ſie iſt eine ächte Corſin, während Sie ein allzu civiliſirter Wilder ſind.“

„Zu civiliſirt!... Nun gut! ich fühle, daß ich unwillkührlich wieder ein Wilder werde, ſeit ich dieſe Inſel betreten habe. Tauſend ſchreckliche Gedanken befallen, bedrängigen mich..... ich mußte ein wenig mit Ihnen ſprechen, ehe ich mich in meine Einöde vertiefe.“

„Sie müſſen Muth faſſen, mein Herr! betrachten Sie die Ergebung Ihrer Schweſter, ſie gibt Ihnen ein gutes Beiſpiel.“

„Ach! tauſchen Sie ſich nicht! Glauben Sie nicht an ihre

Ergebung! Sie hat mir noch kein Wort gesagt, aber in jedem ihrer Blicke habe ich gelesen, was sie von mir erwartet."

„Und was verlangt sie denn von Ihnen?"

„Oh! nichts,... ich soll nur versuchen, ob die Büchse ihres Herrn Vaters-Menschen so gut trifft, als Rebhühner."

„Welche Idee! Und Sie können dies glauben, da sie doch gestehen, sie habe Ihnen noch nichts davon gesagt? Das ist entsetzlich von Ihnen."

„Wenn sie nicht an Rache dächte, so würde sie sogleich von unserem Vater gesprochen haben; sie hat es aber nicht gethan. Sie würde den Namen derer genannt haben, die sie — ich weiß es, mit Unrecht — für seine Mörder hält. Nein, kein Wort. Sehen Sie, wir Corsen sind ein schlaues Volk. Meine Schwester begreift, daß sie mich nicht ganz in ihrer Macht hat, und will mich nicht aufschrecken, da ich ihr noch entschlüpfen kann. Einmal an den Rand des Abgrundes gebracht, schwindelt mir der Kopf, und sie wird mich hinunterstoßen." Hierauf erzählte Orso der Engländerin einige Einzelheiten von dem Tode seines Vaters und erwähnte die hauptsächlichsten Beweise, die ihn veranlaßten, Agostini für den Mörder zu halten. „Nichts," setzte er hinzu, „konnte Colomba überzeugen. Ich sah es aus ihrem letzten Briefe. Sie hat den Barricini den Tod geschworen und — Miß Nevil, sehen Sie, welches Vertrauen ich in Sie setze, — vielleicht wären sie bereits nicht mehr am Leben, hätte sie sich, nach einem der Vorurtheile, die ihre Erziehung entschuldigen muß, nicht eingeredet, die Vollstreckung der Rache komme mir, als dem Haupte der Familie, zu, und meine Ehre stehe dabei auf dem Spiele."

„In der That, Herr della Rebbia!" versetzte Miß Lydia, „Sie verläumden Ihre Schwester."

„Nein, Sie selbst haben das rechte Wort ausgesprochen,.... sie ist eine Corsin,..... sie denkt, wie alle denken. Wissen Sie, warum ich gestern so traurig war?"

„Nein, aber seit einiger Zeit sind Sie Anfällen von Melan-

Holle angelegt.... In den erſten Tagen unſerer Bekanntſchaft waren Sie liebenswürdiger."

„Im Gegentheil, ich war geſtern heiterer, glücklicher als gewöhnlich. Ich hatte Sie ſo gütig, ſo nachſichtig gegen meine Schweſter gefunden!... Wir, der Oberſt und ich, kehrten zu Waſſer zurück. Wiſſen Sie, was einer der Schiffer in ſeinem ſchrecklichen Dialekt zu mir ſagte? „Ihr habt viel Wild erlegt, Herr Anton, aber dennoch werdet Ihr finden, daß Orlandoccio Barricini ein beſſerer Schütze iſt als Ihr."

„Nun gut! was iſt denn ſo Schreckliches in dieſen Worten? Wollen Sie denn durchaus der geſchickteſte Schütze ſeyn?"

„Aber ſehen Sie denn nicht, daß der Elende meinte, ich werde nicht den Muth haben, Orlandoccio zu erwerben?"

„Wiſſen Sie, Herr della Robbia, daß ich mich vor Ihnen fürchte? die Luft Ihrer Inſel ſcheint nicht blos das Fieber zu erzeugen, ſondern auch verrückt zu machen. Es iſt ein Glück, daß wir ſie bald verlaſſen."

„Nicht, bevor Sie in Pietranera waren. Sie haben es meiner Schweſter verſprochen."

„Und wenn wir dieſes Verſprechen nicht halten, müſſen wir uns wohl auch auf eine ſchreckliche Rache gefaßt machen?"

„Sie erinnern ſich, was uns neulich Ihr Herr Vater von den Hindus erzählte, die dem Gouverneur der Compagnie drohten ſie würden freiwillig Hungers ſterben, wenn man ihren Geſuchen nicht willfahre."

„Das heißt, Sie würden auch Hungers ſterben? Ich zweifle daran. Sie faſten vielleicht einen Tag, dann bringt Ihnen Colomba ein ſo appetitliches bruccio*), daß Sie Ihrem Verbaden entſagen."

„Sie ſind grauſam in Ihrem Spott, Miß Nevil. Sie ſollten mich ſchonen. Sehen Sie, ich bin hier allein. Nur Sie

*) Eine Art gebackne Käs mit Reben, — ein Nationalgericht der Corſen.

machten, daß ich nicht wahnſinnig wurde, wie Sie ſagten: Sie waren mein Schutzengel und nun....“

„Nun“ ſagte Miß Lydia in ernſtem Tone, „wird Ihr ſo leicht zu verrinnender Verſtand von Ihrer männlichen und militäriſchen Ehre unterſtützt und...“ fuhr ſie fort, indem ſie ſich abwandte, um eine Blume zu pflücken, „durch die Erinnerung an Ihren Schutzengel, wenn dieſer etwas über Sie vermag!“

„Ach! Miß Nevil, wenn ich glauben könnte, daß Sie wirklich einiges Intereſſe...“

„Merken Sie auf, Herr della Robbia,“ ſagte Miß Nevil ein wenig bewegt, „da Sie ein Kind ſind, werde ich Sie als ein ſolches behandeln. Als ich ein kleines Mädchen war, gab mir meine Mutter ein ſchönes Halsband, das ich ſehnlichſt wünſchte; aber ſie ſagte mir: ‚ſo oft Du dieſes Halsband anlegſt, gedenke daran, daß Du das Franzöſiſche noch nicht verſtehſt.‘ Das Halsband verlor in meinen Augen etwas von ſeinem Werthe. Es war gleichſam für mich ein Vorwurf geworden, aber ich trug es und lernte das Franzöſiſche. Sehen Sie dieſen Ring hier? Es iſt ein egyptiſcher Scarabäus, vielleicht aus einer Pyramide. Dieſe bizarre Figur, welche Sie vielleicht für eine Bouteille halten, bedeutet das menſchliche Leben. In meinem Vaterlande würden manche Leute dieſe Hieroglyphe ſehr paſſend finden. Die darauf folgende iſt ein Schild mit einem Arm, der eine Lanze hält. Dies bedeutet Kampf, Schlacht und die Verbindung der beiden Charaktere bildet die Deviſe, die ich recht hübſch finde: das Leben iſt ein Kampf. Seien Sie indeß nicht der Meinung, daß ich Hieroglyphen geläufig überſetze! Ein Gelehrter in . . . en hat mir Alles dies erklärt. Nehmen Sie, ich gebe Ihnen meinen Scarabäus. Kommt Ihnen ein ſchlimmer irrdiſcher Gedanke in den Kopf, ſo betrachten Sie meinen Talisman und ſagen Sie ſich, Sie müßten als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen, den Sie mit den böſen Leidenſchaften führen. — Aber, in Wahrheit, ich predige nicht ſchlecht.“

„Ich werde an Sie denken, Miß Nevil, und mir sagen…“

„Sagen Sie sich, daß Sie eine Freundin haben, die treulos seyn würde…. wenn…. Sie hangen möchten. Es würde auch ihrem Verfahren den Herrn Caporali unangenehm seyn.“ Nach diesen Worten ließ sie lächelnd den Arm Orsi's los und eilte zu ihrem Vater. „Papa,“ sagte sie, „lassen Sie die armen Vögel singen, und überzeugen Sie sich mit uns poetischen Gefühlen in der Grotte Napoleons.“

VIII.

Es liegt immer eine gewisse Feierlichkeit in einer Trennung, selbst wenn sie nur auf kurze Zeit geschieht. Orsi sollte mit seiner Schwester sehr früh aufbrechen, und er hatte bereits den Abend vorher von Miß Lydia Abschied genommen, weil er nicht hoffte, daß sie um seinetwillen eine Ausnahme von ihren bequemen Gewohnheiten machen werde. Ihr Abschied war kalt und ernst gewesen. Seit der Unterhaltung an dem Meeresufer fürchtete Miß Lydia, Orsi ein vielleicht zu lebhaftes Interesse gezeigt zu haben, während Orsi seinerseits ihre Launen, besonders ihren leichtfertigen Ton nicht leicht verschmerzte. Einen Augenblick wohl hatte er in dem Benehmen der jungen Engländerin das Gefühl einer entschiedenen Annäherung zu entdecken geglaubt; jetzt aber, da ihn ihre Scherze verletzen gemacht, meinte er, er sey in ihren Augen doch nicht weiter, als ein gewöhnlicher Bekannter, der bald vergessen seyn würde.

Sehr früh war deshalb sein Erwachen, als er am andern Morgen mit dem Obersten beim Kaffee saß und Miß Lydia mit seiner Schwester eintreten sah. Sie war um fünf Uhr aufgestanden, und bei einer Engländerin, namentlich bei Miß Nevil, war dies eine Auferstehung, wegen deren er wohl etwas eitel seyn durfte.

„Ich bin sehr betrübt, Sie so früh gestört zu haben,“ sagte Orsi. „Gewiß hat Sie meine Schwester trotz meinen Ermah-

nungen geweckt, und Sie werden uns zürnen. Sie wünschen mich vielleicht schon gehangen."

„Nein," sagte Miß Lydia ganz leise auf italienisch, offenbar, damit ihr Vater sie nicht verstehe. „Aber Sie zürnten mir gestern wegen meiner unschuldigen Scherze und ich wollte Sie keine üble Erinnerung an ihre Freundin mit fortnehmen lassen. Welch schreckliche Menschen seyd doch ihr Corsen! Adieu denn, auf baldiges Wiedersehen, wie ich hoffe!" — Und sie reichte ihm die Hand.

Orso antwortete nur mit einem Seufzer. Colomba trat zu ihm, führte ihn in eine Fenstervertiefung, zeigte ihm etwas, das sie unter ihrem Mezzaro hatte, und sprach einen Augenblick leise mit ihm.

„Meine Schwester," wandte sich Orso zu Miß Lydia, „will Ihnen ein sonderbares Geschenk machen, mein Fräulein; aber wir Corsen haben nicht viel zu geben . . . ausgenommen unsere Zuneigung, die von keiner Zeit verlöscht wird. Meine Schwester sagt mir, Sie hätten diesen Dolch mit Neugierde betrachtet. Er ist ein altes Familienstück. Wahrscheinlich hieng er einst an dem Gürtel eines jener Caporali, denen ich die Ehre Ihrer Bekanntschaft verdanke. Colomba glaubt ihn so werthvoll, daß sie mich um die Erlaubniß ersucht, Ihnen denselben anbieten zu dürfen, und ich, ich weiß nicht, ob ich es gestatten soll, denn ich fürchte, Sie spotten über uns."

„Dieser Dolch ist allerliebst," sagte Miß Lydia, „aber eine Familienwaffe, die ich deshalb nicht annehmen darf."

„Es ist nicht der Dolch meines Vaters," fiel Colomba lebhaft ein. „Ein Vorfahr meiner Mutter erhielt ihn von dem Könige Theodor. Es wird uns Vergnügen machen, wenn ihn die Signora annehmen will."

„Verschmähen Sie den Dolch eines Königs nicht, Miß Lydia!" setzte Orso hinzu. „Für einen Liebhaber von Reli-

quien ſind die des Königs Theodor unendlich koſtbarer, als die des mächtigſten Monarchen."

Die Verſuchung war ſtark, und Miß Lydia ſah den Effekt voraus, den dieſe Waffe machen würde, wenn ſie auf einem lakirten Tiſche in ihrer Wohnung auf dem St. James-Platze liege. „Aber," ſagte ſie, indem ſie den Dolch zögernd nahm und ihr bezauberndſtes Lächeln an Colomba richtete, „aber, liebe Colomba . . ., ich kann nicht . . ., ich würde es nicht wagen, Sie ſo wehrlos reiſen zu laſſen."

„Mein Bruder iſt bei mir," ſagte Colomba ſtolz, „und wir haben das gute Gewehr, welches Ihr Herr Vater uns gegeben hat . . . — Orſo, haſt Du es ſcharf geladen?"

Miß Nevil behielt den Dolch, und Colomba forderte eine kleine Münze als Bezahlung, um die Gefahr zu entfernen, der man ſich ausſetzt, wenn man Freunden ſchneidende oder ſtechende Waffen ſchenkt.

Endlich mußte aufgebrochen werden. Orſo drückte noch einmal die Hand der Miß Lydia, Colomba küßte ſie und bot ſodann ihre Roſenlippen dem Oberſten, der über dieſe corſiſche Artigkeit ganz verwundert war. Von dem Fenſter aus ſah Miß Lydia die Geſchwiſter zu Pferde ſteigen. Colomba's Augen glänzten von einer boshaften Freude, die Miß Lydia noch nicht an ihr bemerkt hatte. Dieſes große, ſtarke Mädchen, mit ihren überſponnten Begriffen von barbariſcher Ehre, mit dem Stolz auf der Stirne, mit den von ſardoniſchem Lächeln verzogenen Lippen, welche dieſen jungen bewaffneten Mann wie zu einem verderblichen Zuge entführte, erinnerte ſie an die Beſorgniß Orſo's, und ſie glaubte denſelben von ſeinem böſen Geiſte in's Verderben ſchleppen zu ſehen. Als Orſo bereits zu Pferde ſaß, ſah er empor und erblickte ſie. Entweder weil er ihre Gedanken errieth, oder um ihr zum letztenmale Lebewohl zu ſagen, nahm er den egyptiſchen Ring, den er an einer Schnur trug und küßte ihn. Miß Lydia trat erröthend von dem Fenſter zurück, erſchien

baer gleich darauf wieder und ſah die beiden corſiſchen Geſchwiſter im Galopp auf ihren kleinen Pferden nach den Bergen ja-gen. Eine halbe Stunde nachher zeigte durch's Fern-rohr der Oberſt ihr dieſelben, längs dem Meerbuſen hinreitend, und ſie ſah, wie Orſo ſich häufig nach der Stadt umdrehte. Endlich verſchwand er hinter den Sümpfen, die jetzt durch eine ſchöne Pappel-Allee erſetzt ſind.

Miß Lydia, als ſie ſich im Spiegel betrachtete, fand ſich ſehr blaß.

„Was muß dieſer junge Mann von mir denken?“ ſagte ſie, „und ich, was denke ich von ihm? und warum denke ich daran? ... Eine Reiſebekanntſchaft! ... Was will ich denn eigentlich auf Corſica? ... Oh! ich liebe ihn nicht ... Nein, nein; das iſt ja unmöglich ... Und Colomba ... Ich die Schwägerin einer **vocceratrice**, die einen großen Dolch trägt!“ Und ſie bemerkte, daß ſie den Dolch des Königs Theodor in der Hand hielt. Sie warf ihn auf den Toilettentiſch. „Colomba in London, tanzend auf den Almackesbällen! ... Welch ein Löwe, großer Gott! den man da ſehen laſſen könnte! ... Vielleicht würde ſie Furore machen ... Er liebt mich, das weiß ich gewiß ... Er iſt ein Romanheld, deſſen abenteuerliche Laufbahn ich unterbrochen habe ... Aber hatte er wirklich Luſt, ſeinen Vater auf corſiſche Art zu rächen? ... Er war ein Mittelding zwiſchen einem Konrad und einem Dandy ... Ich habe einen reinen Dandy aus ihm gemacht, einen Dandy, der einen corſiſchen Schnei-der hat! ...“

Damit warf ſie ſich wieder auf ihr Bett und wollte ſchla-fen, aber dieß war ihr unmöglich; und ich will es nicht ver-ſuchen, ihren langen Monolog fortzuſetzen, in welchem ſie ſich mehr als hundertmal ſagte, der Herr della Reddia ſey für ſie nichts geweſen und würde nie etwas für ſie werden.

IX.

Indeß ritt Orſo mit ſeiner Schweſter fürbaß. Anfangs konnten ſie wegen der ſchnellen Bewegung ihrer Pferde nicht mit einander ſprechen; aber als der Weg ſo ſteil wurde, daß ſie im Schritt reiten mußten, wechſelten ſie einige Worte über die Freunde, die ſie eben verlaſſen hatten. Colomba ſprach mit Enthuſiasmus von der Schönheit der Miß Nevil, von den blonden Haaren und dem artigen Weſen derſelben. Hierauf fragte ſie, ob der Oberſt ſo reich, als er ſcheine, und ob Miß Lydia ſeine einzige Tochter ſey. „Dieß muß eine gute Parthie ſeyn," ſagte ſie. „Ihr Vater hat, wie es ſcheint, viel Freundſchaft für Dich . . . und," fuhr ſie, als Orſo nichts erwiderte, fort: „unſere Familie iſt einſt auch reich geweſen, und iſt noch jetzt eine der angeſehenſten auf der Inſel. Alle dieſe Signori ſind Baſtarde. Nur in den Familien der Caporali gibt es noch Adel, und Du weißt es, Orſo, daß wir von den erſten Caporali der Inſel herſtammen, Du weißt, daß unſere Familie von jenſeits der Berge herkommt und daß die Bürgerkriege uns nöthigten, auf dieſe Seite herüberzugehen. Wenn ich an Deiner Stelle wäre, Orſo, ſo würde ich nicht zögern, ſondern um Miß Nevil bei ihrem Vater anhalten . . . (Orſo zuckte die Achſeln.) Von ihrer Mitgift kaufte ich die Wälder von Falſetta und die Weinberge darunter; ich baute ein ſchönes ſteinernes Haus und ſetzte noch ein Stockwerk auf den alten Thurm, wo Sambuccio zur Zeit des Grafen Heinrichs, bei Miſere zugenannt, ſo viele Mauren tödete."

„Colomba, Du biſt eine Thörin," antwortete Orſo, und ſetzte ſein Pferd wieder in Galopp.

„Du biſt ein Mann, Orſ' Anton, und weißt ohne Zweifel beſſer als ein Mädchen, was Du zu thun haſt. Aber ich möchte gern wiſſen, was dieſer Engländer gegen eine Verbindung mit

uns einzuwenden haben könnte. Gibt es in England auch Caporali?..."

Nach einem ziemlich langen Ritte und unter derartigen Gesprächen kamen die Geſchwiſter in ein kleines Dorf nicht weit von Beccagnano, wo ſie Halt machten, um zu eſſen, und die Nacht bei einem Freunde ihrer Familie zuzubringen. Sie wurden mit jener corſiſchen Gaſtfreundſchaft aufgenommen, die man nicht würdigen kann, wenn man ſie nicht ſelbſt kennen lernte. Den andern Tag begleitete ſie ihr Wirth, der ein Gevatter der Frau della Rebbia geweſen war, bis eine Stunde von ſeinem Hauſe.

„Sieh dieſen Wald und dieſe Macchie," ſagte er beim Abſchiede zu Orſo; „ein Mann, der ein Unglück angeſtellt hatte, würde da zehn Jahre lang in Frieden leben können, ohne daß die Gendarmen oder Voltigeurs ihn fänden. Dieſe Waldungen grenzen an den Forſt von Vizzavona und wenn man gute Freunde in Beccagnano oder der Umgegend hat, fehlt es an nichts. Du haſt da ein ſchönes Gewehr, es muß weit tragen. Blut der Madonna! welches Kaliber! Damit kann man etwas Beſſeres als Eber ſchießen."

Orſo erwiderte kalt, das Gewehr ſey ein engliſches und trage wirklich das Blei ſehr weit. Man umarmte ſich, und jedes zog ſeinen Weg weiter.

Schon hatten unſere Reiſenden nur noch eine kleine Strecke bis Pietranera, als ſie am Eingange einer Schlucht, durch welche ſie paſſiren mußten, mit Einemmale ſieben bis acht Bewaffnete erblickten, die theils auf den Felſenſtücken ſaßen, theils im Graſe lagen, theils daſtanden und zu warten ſchienen. Ihre Pferde weideten in geringer Entfernung. Colomba beobachtete ſie einen Augenblick mit einem Fernrohr, das ſie aus der großen Ledertaſche zog, welche alle Corſen auf der Reiſe tragen.

„Es ſind unſere Leute!" rief ſie freudig. „Pietruccio hat ſeinen Auftrag gut ausgeführt."

„Welche Leute?" fragte Orſo.

„Unsere Hirten," erwiderte sie. „Vorgestern Abend schickte ich Pierruccio fort, damit er die wackren Leute zusammenrufe, um Dich in Dein Haus zu begleiten. Es schickt sich nicht, daß Du ohne Begleitung nach Pierranera kommst, und zudem mußt Du wissen, daß die Barricini zu Allem fähig sind."

„Colomba," sagte Orso in strengem Tone, „ich habe Dich schon so oft gebeten, nicht mehr von den Barricini und Deinem ungegründeten Verdacht zu sprechen. Ich werde mich gewiß nicht so lächerlich machen, mit dieser Meute von Faullenzern einzuziehen und ich bin sehr unzufrieden, daß Du sie zusammenberufen hast, ohne mir etwas davon zu sagen."

„Mein Bruder, Du hast Deine Heimath vergessen. Es ist an mir, über Dich zu wachen, wenn Du Dich durch Deine Unvorsichtigkeit Gefahren aussetzest. Ich mußte das thun, was ich gethan habe."

In diesem Augenblick liefen die Hirten, welche die Ankommenden bemerkt hatten, nach ihren Pferden und sprengten ihnen im Galopp entgegen.

„Es lebe Orso Antoni!" rief ein rüstiger Alter mit weißem Barte, der trotz der Hitze einen Lammfell-Mantel von corsischem Tuche trug, das dichter ist, als das Fell der Ziegen. „Er ist das wahre Ebenbild seines Vaters, nur größer und stärker. Welch' schönes Gewehr! Man wird von diesem Gewehre reden, Orso Antoni."

„Es lebe Orso Antoni!" wiederholten alle Hirten im Chor. „Wir wußten wohl, daß er doch endlich kommen würde."

„Ah! Orso Antoni!" sagte ein großer Bursche mit ziegelfarbigem Gesicht, „wie würde sich Euer Vater freuen, wenn er Euch empfangen könnte! Der brave Mann. Ihr würdet ihn wieder aufleben haben, hatte er mir glauben wollen, hatte er mich mit Gewehre machen lassen.... Der gute Mann! er hat mir nicht geglaubt; nun weiß er, daß ich Recht hatte."

„Gut!“ ſagte der Alte, „Giudice wird durch das Warten nichts verlieren.“

„Es lebe Orſ' Anton!“ und ein Dutzend Flintenſchüſſe begleiteten dieſen Ausruf.“

Orſo, der mitten unter dieſen Männern ſehr ſchlecht gelaunt war, weil ſie alle zugleich ſprachen und ſich um ihn drängten, um ihm die Hand zu geben, konnte ſich ziemlich lange nicht verſtändlich machen. Endlich nahm er eine Miene an, wie an der Spitze ſeines Peletons, wenn er Verweiſe auszutheilen und einſtecken zu laſſen hatte, und ſprach:

„Meine Freunde, ich danke Euch für die Liebe, die Ihr mir erzeigt und die Ihr für meinen Vater hattet, aber ich laſſe mir von Niemand etwas vorſchreiben. Ich weiß, was ich zu thun habe.“

„Er hat Recht, er hat Recht!“ riefen die Hirten. „Ihr wiſſet wohl, daß Ihr auf uns rechnen könnt.“

„Ja, ich rechne auf Euch; aber jetzt brauche ich Niemand und keine Gefahr bedroht mein Haus. Vor Allem links umkehrt Euch und gehet zu Euren Ziegen zurück. Ich kenne den Weg nach Pietranera und brauche keinen Führer.“

„Fürchtet nichts, Orſ' Anton!“ ſagte der Alte; „ſie werden es nicht wagen, ſich heute zu zeigen. Die Maus ſchlüpft in ihr Loch, wenn der Kater kommt.“

„Selbſt Kater, alter Grauhart!“ ſagte Orſo. „Wie heißt Du?“

„Wie? Ihr kennt mich nicht, Orſ' Anton? und doch habe ich Euch ſo oft auf mein biſſiges Maulthier genommen? Ihr kennet Paolo Griffo nicht mehr? — ein braver Kerl — ſehet Ihr, der den della Rebbia mit Leib und Seele ergeben iſt. Saget ihm ein Wort, und wenn Euer großes Gewehr ſpricht, wird die alte Muskete da, die ſo alt iſt wie ihr Herr, auch nicht ſchweigen. Darauf rechnet feſt, Orſ' Anton.“

„Gut, gut; aber bei allen Teufeln! nun gebt und laßt mich meinen Weg fortſetzen.“

Die Hirten entfernten ſich endlich und wendeten ſich im Trabe nach dem Dorfe zu; aber auf allen hohen Punkten des Weges hielten ſie an, als wollten ſie ſich umſehen, ob nicht irgendwo Feinde im Hinterhalt lagen, und immer hielten ſie ſich ſo nahe bei Orſo und deſſen Schweſter, daß ſie denſelben im Fall der Noth beiſtehen konnten. Der alte Polo Griffo ſagte zu ſeinen Gefährten: „Ich verſtehe ihn, ich verſtehe ihn! Er ſagt nicht, was er thun will, aber er thut es. Er iſt das wahre Ebenbild ſeines Vaters. Gut! ſage nur, daß Du Niemand haſſeſt! Du haſt der heiligen Rega ein Gelübde gethan. Bravo! Ich gebe keine Feige für die Haut des Maire. Bevor ein Monat vergeht, wird man einen Schlauch aus ihr machen können.“

So ritt denn dieſe Schützentruppe voran; der Nachkomme der della Rebbia gelangte in ſein Dorf und in das alte Wohnhaus der Caperali, ſeiner Ahnen. Die Rebbianniſten, welche lange kein Oberhaupt gehabt hatten, waren ihm in Maſſe entgegen, gezogen und die Bewohner des Dorfes, die ſich neutral verhielten, ſtanden an ihrer Thüre, um ihn vorüberkommen zu ſehen. Die Barriciniſten dagegen blieben in ihren Häuſern und ſchielten durch die Ritzen ihrer Fenſterladen.

Der Flecken Pietranera iſt ſehr unregelmäßig gebaut, wie alle Dörfer Corſica's, denn wenn man eine Straße ſehen will, muß man nach Cargeſe reiſen, das der Herr von Marbeuf erbaute. Die Häuſer liegen ohne alle Ordnung zerſtreut umher und befinden ſich auf dem Gipfel einer kleinen Hochebene oder eines Bergabſatzes. In der Mitte des Ortes ſieht eine große grüne Eiche und daneben erblickt man einen Trog von Granit, in welchen eine hölzerne Röhre das Waſſer einer Quelle führt. Dieſes gemeinnützige Werk war auf gemeinſame Koſten der della Rebbia und Barricini angelegt worden, aber man würde ſich ſehr getäuſcht haben, hätte man daraus auf ehemalige Freundſchaft der beiden Familien ſchließen wollen. Im Gegentheil, es iſt ein Werk ihrer Eiferſucht. Der Oberſt della Rebbia hatte

einmal an den Gemeinderath eine kleine Summe als Beitrag zum Bau eines Brunnens abgegeben; alsbald bot der Advokat Barricini ein gleiches Geſchenk, und dieſem Wetteifer von Freigebigkeit verdankte Pietranera ſein Waſſer. Um die grüne Eiche und die Quelle befindet ſich ein freier Raum, den man die Piazza nennt, und Abends pflegen ſich die Müßigen da zu verſammeln. Mitunter ſpielt man da Karten, und einmal im Jahre, im Carneval, wird getanzt. An den beiden Enden des Platzes ſtehen Gebäude, die eher hoch als breit und von Granit und Schiefer aufgeführt ſind. Dieß ſind die feindlichen Thürme der della Robbia und Barricini. Ihre Bauart iſt gleichförmig, ihre Höhe dieſelbe, und man ſieht, daß die Rivalität der beiden Familien immer beſtand, ohne daß das Schickſal zwiſchen ihnen entſchied.

Es dürfte hier am Platze ſeyn, zu erklären, was man unter dem Worte „Thurm" verſtehen muß. Es iſt dieß ein eckiges Gebäude von etwa vierzig Fuß Höhe, das man in einem andern Lande ganz einfach ein Taubenhaus nennen würde. Die ſchmale Thüre öffnet ſich acht Fuß über der Erde, und man gelangt dahin auf einer ſehr ſteilen Treppe. Ueber der Thüre befindet ſich ein Fenſter mit einer Art Balken, der unten durchlöchert iſt, wie ein Durchſchlag, ſo daß man einen Herankommenden ohne Gefahr erſchießen kann. Zwiſchen dem Fenſter und der Thür ſieht man zwei plump ausgehauene Schilder. Das eine trug ſonſt das Kreuz von Genua; da es aber jetzt gänzlich zerſchlagen iſt, ſo kann es höchſtens noch für die Alterthümler von Intereſſe ſeyn. Auf dem andern Schilde befindet ſich das Wappen der Familie, welche den Thurm beſitzt. Zur Vervollſtändigung des Schmucks denke man ſich die Spuren einiger Kugeln an den Schildern und an dem Fenſtergeſimſe, und man wird ſich eine Vorſtellung von einem mittelalterlichen Herrenhauſe auf Corſica machen können. Ich vergaß zu erwähnen, daß die Wohngebäude an den Thurm ſtoßen und im Innern mit demſelben meiſtens in Verbindung ſtehen.

Der Thurm und das Haus der della Rebbia ſtehen an der Nordſeite des Platzes von Pietranera, der Thurm und das Haus der Barricini an der ſüdlichen. Von dem nördlichen Thurme bis zum Brunnen geht der Spazierplatz der della Rebbia, der der Barricini ebenſo von der andern Seite. Seit dem Begräbniß der Gattin des Oberſten hatte man nie ein Glied einer dieſer beiden Familien an einer andern Seite des Platzes erſcheinen ſehen, als an der, welche ihr durch eine Art ſtillſchweigende Uebereinkunft angewieſen war. Um einen Umweg zu vermeiden, wollte Orſo vor dem Hauſe des Maire vorüberreiten; ſeine Schweſter aber forderte ihn auf, ein Gäßchen einzuſchlagen, das ſie zu ihrem Hauſe führe, ohne daß ſie nöthig hätten, über den Platz zu reiten.

„Warum es ſich unbequem machen?“ ſagte Orſo: „gehört der Platz nicht Allen?“ Und er trieb ſein Pferd an.

„Tapferes Herz!“ ſagte Colomba leiſe ... „Mein Vater, Du wirſt gerächt werden.“

Auf dem Platze angekommen, ſtellte ſich Colomba zwiſchen das Haus der Barricini und ihren Bruder und ließ kein Auge von den Fenſtern ihrer Feinde. Sie bemerkte, daß ſie ſich ſeit Kurzem verbarrikadirt und **archere** angebracht hatten. **Archere** nennt man kleine Oeffnungen in Geſtalt von Schießſcharten zwiſchen den dicken Holzbohlen, mit denen man den untern Theil eines Fenſters verſchließt. Wenn man einen Angriff fürchtet, verbarricadirt man ſich auf dieſe Weiſe und kann hinter dieſen Scheitern hervor ſicher auf die Feinde ſchießen.

„Die Feigen!“ ſagte Colomba. „Sieh', Bruder, ſie fangen bereits an, ſich vorzuſehen. Sie verſchanzten ſich. Sie werden aber doch einmal hervorkommen müſſen.“

Die Gegenwart Orſo's an der ſüdlichen Seite des Platzes machte großes Aufſehen in Pietranera und wurde für einen Beweis von faſt tollkühnem Muthe gehalten. Die Neutralen, die ſich des Abends unter der großen Eiche verſammelten, ſprachen

von nichts Anderem. „Es iſt ein Glück," ſagten ſie, „daß die Söhne Barricini's noch nicht zurückgekommen ſind, denn ſie ſind weniger geduldig, als der Advokat, und hätten vielleicht ihren Feind nicht über ihr Gebiet ziehen laſſen, ohne daß er für ſeine Herausforderung gebüßt hätte." — „Erinnere Dich an das, was ich Dir ſagen will, Nachbar," ſetzte ein alter Mann hinzu, welcher das Orakel des Dorfes war. „Ich habe heute das Geſicht Colomba's beobachtet: ſie hat etwas im Sinn. Ich rieche Pulver in der Luft. In Kurzem wird das friſche Fleiſch in Pietranera wohlfeil ſeyn."

X.

Orſe, der ſehr jung von ſeinem Vater getrennt worden war, hatte ihn nicht genau gekannt. Er hatte Pietranera in ſeinem fünfzehnten Jahre verlaſſen, um in Piſa zu ſtudiren, und war von da in die Militärſchule übergegangen, während Giulfuccio den kaiſerlichen Adlern durch Europa folgte. Auf dem Feſtland hatte ihn Orſe einigemale geſehen und war 1815 bei dem Regimente geſtanden, das ſein Vater befehligte. Der Oberſt, der im Punkte der Disciplin unbeugſam war, behandelte dort ſeinen Sohn wie die andern jungen Lieutenants, d. h. ſehr ſtrenge. Die Erinnerung, welche Orſe von ihm geblieben, war daher eine zweifache. Einmal ſah er den Vater vor ſich in Pietranera, wie dieſer ihm ſeinen Säbel anvertraute, ihn den Schuß aus dem Gewehre ziehen ließ, wenn er von der Jagd zurückkam, oder ihn zum Erſtenmale mit an den Familientiſch nahm. Dann gedachte er des Oberſten della Rebbia, der ihn eines leichtſinnigen Streiches oder Verſehens wegen in Arreſt ſchickte und nicht anders anrief, als „Lieutenant della Rebbia, Sie ſind nicht an Ihrem Platze, drei Tage Arreſt! — Ihre Tirailleurs ſind fünf Mètres zu weit vor der Reſerve, fünf Tage Arreſt! — Sie tragen ſchon fünf Minn-

ten nach zwölf Uhr bloß die Dienſtmütze, acht Tage Arreſt!“ Ein einziges Mal, bei Quatre-Bras, hatte er zu ihm geſagt: „ſehr gut, Orſe! aber nur vorſichtig!“ Dieſe letztern Erinnerungen rief ihm übrigens nicht Pietranera in den Sinn. Der Anblick der Plätze, wo er ſeine Kinderjahre verlebt, das Geräthe ſeiner Mutter, die er ſo ſehr geliebt, weckten in ſeinem Herzen gar manche freundliche und ſchmerzliche Empfindungen; die düſtere Zukunft aber, die ſich für ihn vorbereitete, die unbeſtimmte Beſorgniß, die ſeine Schweſter ihm einflößte, vor Allem der Gedanke, daß Miß Nevil in ſein Haus kommen werde, das ihm jetzt ſo klein, ſo armſelig, ſo durchaus unpaſſend für eine an den Luxus gewöhnte Perſon vorkam, — alle dieſe Gedanken bildeten ein Chaos in ſeinem Kopfe und entmuthigten ihn ganz und gar.

Er ſetzte ſich zum Abendeſſen in einen großen Lehnſtuhl von ſchwarzem Eichenholze, in welchem ſein Vater den Vorſitz an dem Familientiſche geführt hatte, und lächelte, als er bemerkte, wie Colomba zögerte, ſich mit ihm an den Tiſch zu ſetzen. Uebrigens dankte er ihr innerlich für das Stillſchweigen, das ſie während des Eſſens beobachtete, und auch ihre baldige Entfernung nach demſelben, denn er fühlte ſich noch zu ſehr aufgeregt, als daß er den Angriffen hätte Widerſtand leiſten können, die ſie unfehlbar auf ihn beabſichtigte; aber Colomba ſchonte ihn abſichtlich und wollte ihm Zeit laſſen, ſich zu ſammeln. Den Kopf in ſeine Hand geſtützt, ſaß er lange unbeweglich da und überdachte noch einmal die Ereigniſſe der letzten vierzehn Tage. Mit Entſetzen gewahrte er, was Jedermann von ihm in Bezug auf die Barricini erwartete. Schon machte er die Bemerkung, daß die Meinung von Pietranera anfing, für ihn die der ganzen Welt zu ſeyn. Er mußte ſich rächen, wollte er nicht für einen Memme gelten. Aber an wem ſich rächen? Er konnte die Barricini des Mordes nicht ſchuldig glauben. Allerdings waren ſie die Feinde ſeiner Familie, aber es gehörten die ſtarken Vorurtheile ſeiner Landsleute dazu, um ihnen einen Mord zuzuſchrei-

ber. Oefters betrachtete er den Talisman der Miß Nevil, und wiederholte ganz leise die Devise: „Das Leben ist ein Kampf!“ Endlich sagte er mit festem Tone: „Ich werde ihn siegreich bestehen!“ Mit diesem guten Vorsatz erhob er sich und wollte, die Lampe ergreifend, eben in sein Schlafzimmer gehen, als man an die Hausthüre klopfte. Die Stunde war nicht geeignet, um Besuche zu empfangen. Colemba erschien alsbald, begleitet von dem Mädchen, das ihnen diente. „Es ist nichts,“ sagte sie, indem sie sich der Thüre näherte. Dennoch fragte sie, bevor sie öffnete, wer da sey? — Eine sanfte Stimme rief: „ich bin es!“ Gleich darauf wurde der hölzerne Riegel zurückgeschoben und Colemba erschien in dem Speisesaal, von einem kleinen, ungefähr zehnjährigen Mädchen begleitet. Das Kind war baarfuß, in Lumpen gehüllt, den Kopf mit einem schlechten Tuche bedeckt, unter welchem sich lange rabenschwarze Haare hervorstahlen; dazu mager, blaß, von Sonne-verbrannter Haut. Orfe erblickend, blieb es schüchtern stehen und verbeugte sich linkisch; darauf sprach es leise mit Colemba und überreichte dieser einen kaum erst geschossenen Fasan.

„Danke, Child,“ sagte Colemba. „Ich danke Deinem Oheim. Befindet er sich wohl?“

„Vortrefflich, gnädiges Fräulein, Ihnen zu dienen. Ich konnte nicht früher kommen, weil er lange ausblieb. Ich wartete drei Stunden in dem Magnis auf ihn.“

„Hast Du noch nicht gegessen?“

„Nein, Signora, ich hatte keine Zeit dazu.“

„Man wird Dir zu essen geben. Und Dein Onkel, hat er noch Brod?“

„Wenig, Signora; aber hauptsächlich fehlt es ihm an Pulver. Die Kastanien werden jetzt reif und er braucht nun nichts weiter, als Pulver.“

„Ich werde Dir Brod und Pulver für ihn geben. Sag' ihm, er soll das Pulver sparen; es ist theuer.“

„Colomba," fragte Orſe auf franzöſiſch, „wem gibſt Du dieſe Unterſtützung?"

„Einem armen Banditen aus dem Dorfe," verſetzte Colomba in der nämlichen Sprache. „Dieſe Kleine iſt ſeine Nichte."

„Ich glaube, Du könnteſt Deine Gaben beſſer anwenden. Warum einem Schurken Pulver geben, der ſich deſſelben bedienen wird, um Verbrechen zu begehen? Ohne dieſe verdammliche Schwäche und Nachſicht gegen die Banditen, von der alle Welt angeſteckt zu ſeyn ſcheint, wären dieſelben ſchon lange aus Corſica verſchwunden."

„Es ſind nicht die Schlechteſten unſeres Landes, die ſich im Freien befinden."

„Gib ihnen Brod, wenn es Dir beliebt, man muß das Niemand verſagen; aber ich begreife nicht, warum man ſie mit Munition verſehen ſoll."

„Mein Bruder," ſagte Colomba ernſt, „Du biſt hier Herr, und Alles in dieſem Hauſe iſt Dein Eigenthum; aber, ich ſage Dir voraus, ich würde der Kleinen lieber meinen Mezzaro geben, um ihn zu verkaufen, als einem Banditen Pulver verweigern. Ihm Pulver verweigern? das hieße ihn den Gendarmen überliefern. Welchen Schutz hat er gegen ſie, als ſeine Flinte?"

Die Kleine verſchlang indeß mit Heißhunger ihr Brod, betrachtete mit Aufmerkſamkeit bald Colomba, bald deren Bruder, und verſuchte in ihren Augen zu leſen, was dieſelben redeten.

„Was hat denn der Bandit verübt? warum hat er ſich in die Maquis geflüchtet?"

„Brandelaccio hat kein Verbrechen begangen," rief Colomba. „Er erſchoß Gieran Orizzo, welcher ſeinen Vater ermordet hatte, während er in der Armee diente!"

Orſe wandte ſich ab, nahm die Lampe und gieng, ohne ein Wort zu ſagen, in ſein Zimmer hinauf. Nun gab Colomba dem Kinde Pulver und Lebensmittel, begleitete daſſelbe an die

Thüre und empfahl ihm wiederholt: „Vor Allem muß Dein Oheim über Orso wachen.“

XI.

Es dauerte lange, bis Orso einschlafen konnte, und er erwachte deßhalb, wenigstens für einen Corsen, sehr spät. Kaum aufgestanden, war das Haus seiner Feinde und die Archere, das Erste, was er erblickte. Er gieng hinunter und fragte nach seiner Schwester. „Sie ist in der Küche, wo sie Kugeln gießt, antwortete die Dienerin Saveria. Also konnte er keinen Schritt thun, ohne auf kriegerische Bilder zu stoßen.

Er fand seine Schwester auf einem Schemel sitzend, umgeben von frisch gegossenen Kugeln, wovon sie den Anguß entfernte.

„Was Teufels machst Du da?“ fragte ihr Bruder.

„Du hattest keine Kugeln für die Büchse des Obersten,“ erwiderte sie mit sanfter Stimme; „ich habe ein passendes Kaliber gefunden und Du sollst noch heute vier und zwanzig Patronen erhalten, mein Bruder!“

„Gott sey Dank! Ich brauche sie nicht.“

„Man muß sich nicht unvorbereitet überraschen lassen, Orsi' Anten! Du hast Dein Vaterland ganz vergessen und die Leute, die uns umgeben.“

„Ich hätte es vergessen, wenn Du mich nicht immer daran erinnertest. Sage mir, ist nicht vor einigen Tagen ein großer Koffer angekommen?“

„Ja, mein Bruder. Willst Du, daß ich ihn in Dein Zimmer bringe?“

„Du? Du würdest ihn kaum vom Boden heben können.... Ist kein Mann hier, der es thun könnte?“

„Ich bin nicht so schwach, als Du denkst,“ sagte Colomba, und, den Aermel zurückstreifend ließ sie einen weißen, runden, vollkommen geformten Arm sehen, der nicht gewöhnliche Kraft

verrieth. „Komm', Saveria," ſagte ſie zu der Dienerin „hilf mir!" Schon hob ſie den Koffer allein, als Orſo ihr zu helfen eilte.

„In dieſem Koffer iſt etwas für Dich, meine liebe Colomba," ſagte er. „Du wirſt mich entſchuldigen, wenn ich Dir ſo armſelige Geſchenke mache, aber die Börſe eines Lieutenants auf Halbſold iſt nicht immer geſpickt." Dieß ſagend öffnete er den Koffer und nahm einige Kleider und andere Dinge für den Bedarf junger Mädchen heraus.

„Ach wie hübſch!" rief Colomba. „Ich will Alles gut verſchließen, damit nichts verdorben wird. Ich bewahre ſie auf für meine Hochzeit," ſetzte ſie mit traurigem Lächeln hinzu, „denn jetzt bin ich noch in der Trauer." Und ſie küßte die Hand ihres Bruders.

„Dieſes lange Trauern, meine Schweſter, hat etwas Affectirtes."

„Ich habe es geſchworen," ſagte Colomba in feierlichem Tone. „Ich werde die Trauer nicht ablegen....." Und ſie blickte durch das Fenſter nach dem Hauſe der Barricini.

„Als an dem Tage, wo Du Dich verheirathen?" ſagte Orſo, der dem Schluß des Satzes auszuweichen ſuchte.

„Ich heirathe nur," ſagte Colomba, „einen Mann, der dreierlei gethan hat....." Und ſie betrachtete noch immer mit finſterer Stirne das feindliche Haus.

„Bei Deiner Schönheit, Colomba, wundere ich mich, daß Du Dich noch nicht verheirathet haſt. Geſchwind, ſage mir, wer Dir den Hof macht! Ich werde viele Serenaden hören müſſen. Sie dürfen wohl ſchön ſeyn, um einer ſo großen Beceratrice, wie Du, zu gefallen."

„Wer wird von einer armen Waiſe etwas wollen?... Und dann muß der Mann, um den ich die Trauerkleider ablegen ſoll, die Frauen da unten in Trauer verſetzen."

„Dieß grenzt an Narrheit," ſagte Orſo zu ſich ſelbſt. Aber er erwiderte nichts, um jede Erörterung zu vermeiden.

„Mein Bruder," ſagte Colomba in ſchmeichelndem Tone, „auch ich habe Dich um etwas zu bitten. Die Kleider, welche Du trägſt, ſind zu ſchön für unſere Gegend. Dein hübſcher Rock würde in zwei Tagen in Stücke reißen, wollteſt Du ihn in dem Maquis tragen. Er muß aufbewahrt werden, bis Miß Nevil kommt." Dann öffnete ſie einen Schrank und nahm einen vollſtändigen Jägeranzug heraus. „Ich habe Dir eine Jacke von Sammet gemacht und hier iſt auch eine Mütze, wie ſie unſere Elegants tragen; ſchon vor langer Zeit habe ich ſie für Dich geſtickt. Willſt Du ſie probiren?"

Dabei zog ſie ihm eine weite Jacke von grünem Sammet mit einer ungeheuren Taſche auf dem Rücken an.

„Hier iſt die Carchera (Patrontaſche) unſeres Vaters," ſagte ſie; „ſein Dolch iſt in der Taſche Deiner Jacke. Ich hole Dir gleich die Piſtole."

„Ich habe das Ausſehen eines wahren Theaterbanditen," ſagte Orſe, ſich in einem kleinen Spiegel betrachtend, den ihm Saveria vorhielt.

„Sie ſehen herrlich aus, Orſ' Anton," ſagte die alte Dienerin, „und der ſchönſte Pinſute*) von Vecagne oder Baſtelica iſt nicht ſo ſchön."

Orſe frühſtückte in ſeinem neuen Koſtüm und während des Eſſens meldete er ſeiner Schweſter, daß ſein Koffer eine gewiſſe Anzahl Bücher enthalte, und er die Abſicht habe, für ſie noch mehrere von Frankreich und Italien kommen zu laſſen. „Denn es iſt eine Schande, Colomba," fügte er hinzu „daß ein erwachſenes Mädchen, wie Du, Dinge noch nicht weiß, welche auf dem Feſtlande den kleinen Kindern bekannt ſind."

„Du haſt Recht, mein Bruder," ſagte Colomba; „ich weiß wohl, was mir mangelt, und ich will gerne lernen, hauptſächlich wenn Du mir Lektion ertheilſt."

*) Träger eines ſpitzigen Barts.

Mehrere Tage vergiengen, ohne daß Colomba den Namen der Barricini nannte. Sie war immer für ihren Bruder besorgt und sprach oft mit ihm von Miß Nevil. Orso las mit ihr französische und italienische Bücher und wunderte sich bald über ihre verständigen und richtigen Urtheile, bald über ihre gänzliche Unbekanntschaft mit den gewöhnlichsten Dingen.

Eines Morgens nach dem Frühstück entfernte sich Colomba einen Augenblick und, anstatt mit Tinte und Papier zurückzukehren, erschien sie mit ihrem Mezzaro auf dem Kopfe. Ihr Aussehen war noch ernster, als gewöhnlich.

„Mein Bruder," sagte sie, „ich bitte Dich, mit mir auszugehen."

„Wohin soll ich Dich begleiten?" fragte Orso und bot ihr den Arm.

„Ich bedarf Deines Armes nicht, mein Bruder, aber nimm Deine Flinte und Deine Patronen mit. Ein Mann darf nie ohne seine Waffen ausgehen."

„Meinetwegen! Man muß sich nach der Mode richten. Wohin gehen wir?"

Ohne zu antworten, warf Colomba den Mezzaro über, rief den Hund und gieng mit ihrem Bruder fort. Mit großen Schritten entfernte sie sich von dem Dorfe und schlug einen Hohlweg ein, der sich in den Weinbergen fortschlängelte, dann schickte sie den Hund voraus, indem sie ihm ein Zeichen gab, das er zu kennen schien, denn alsbald durchlief er im Zickzack die Weinberge, bald nach dieser bald nach jener Seite, immer fünfzig Schritte vor seiner Herrin her. Bisweilen stand er schweifwedelnd still und betrachtete Colomba mit klugen Augen. Er schien sich des Auftrags, zu recognosciren, auf's Beste zu entledigen.

„Wenn Muscheto Laut gibt," sagte Colomba, „so nimm Deine Flinte zur Hand, mein Freund, und rühre Dich nicht mehr."

Eine halbe Stunde vom Dorfe, nach manchen Umwegen,

machte Colomba plötzlich Halt an einer Stelle, wo der Weg ſich abbog. Hier erhob ſich eine kleine Pyramide von grünen und dürren Reiſern, deren Höhe ungefähr drei Fuß betrug. Oben an der Spitze ragte ein ſchwarzes Kreuz von Holz hervor. In mehreren Bezirken Corſica's, hauptſächlich im Gebirge, verpflichtet ein äußerſt alter Gebrauch, der vielleicht noch von dem Aberglauben der heidniſchen Vorzeit herrührt, die Vorübergehenden, einen Stein oder Baumzweig auf den Platz zu werfen, wo Jemand gewaltſam um's Leben gebracht worden. Viele Jahre hindurch, ſo lange man an ſein tragiſches Ende denkt, vermehrt ſich dieſe ſonderbare Opfergabe von Tag zu Tag. Man nennt dieſe Schichte den Muchie des Ermordeten.

Colomba hielt vor dieſer Zweig- und Stein-Schichte und legte einen kleinen Aſt, den ſie von einem Baume brach, auf die Pyramide. „Orſo," ſagte ſie, „hier wurde unſer Vater ermordet. Beten wir für ſeine Seele, mein Bruder!" Und ſie warf ſich auf die Kniee, Orſo folgte ihr alsbald. In dieſem Augenblick ſchlug die Glocke des Dorfes langſam an, denn ein Mann war in der Nacht geſtorben. Orſo weinte.

Nach einigen Minuten erhob ſich Colomba mit trockenem Auge, aber glühendem Antlitz. Sie machte mit dem Daumen, nach dem Gebrauch ihrer Landsleute, das Zeichen des Kreuzes, das gewöhnlich ihre feierlichen Schwüre begleitet; dann, ihren Bruder mit ſich fortziehend, ſchlug ſie den Rückweg nach dem Dorfe ein. Stillſchweigend kehrten ſie in ihr Haus zurück. Orſo begab ſich in ſein Zimmer. Etwas ſpäter folgte ihm Colomba mit einem Kaſtchen, das ſie auf den Tiſch ſtellte. Sie öffnete es und nahm ein blutgetränktes Hemd heraus. „Das iſt Deines Vaters Hemd, Orſo." Und ſie warf es auf ſeine Kniee. „Das iſt das Blei, das ihn niederſchlug." Und ſie legte zwei Kugeln auf das Hemde. „Orſo, mein Bruder!" rief ſie, in ſeine Arme ſtürzend und ihn mit aller Kraft umſchlingend, „Orſo! Du wirſt ihn rächen!" Sie preßte ihn mit einer Art von Wuth an ſich,

küßte die Kugeln und das Hemd, und verließ das Zimmer in welchem Orſe wie vernichtet ſitzen blieb.

Orſe ſaß einige Zeit unbeweglich und wagte es nicht, die entſetzlichen Reliquien von ſich zu entfernen. Endlich, ſich zuſammenraffend, legte er ſie wieder in das Käſtchen und warf ſich am andern Ende des Zimmers auf ſein Bett, das Geſicht nach der Wand gewendet und in die Kiſſen gedrückt, gleich als wolle er den Anblick irgend eines furchtbaren Bildes vermeiden. Ohne Unterlaß klangen die letzten Worte ſeiner Schweſter in ſeinen Ohren und er ſchien fortwährend ein unheilbringendes Orakel zu hören, welches Blut, ſchuldloſes Blut von ihm verlangte. Ich unterlaſſe es, die Gefühle des unglücklichen jungen Mannes zu ſchildern und die Gedanken, welche ſein Gehirn verwirrend durchſtürmten. Lange blieb er in dieſer Lage, ohne daß er wagte, den Kopf zu wenden. Endlich erhob er ſich, verſchloß das Käſtchen, verließ ſchnell das Haus, gewann das Freie und ſchritt weiter, ohne zu wiſſen, wohin er ſich wenden wollte.

Nach und nach fühlte er in der freien Luft Erleichterung: er wurde ruhiger und überſchaute mit kaltem Blute ſeine Lage und die Mittel, die ihn daraus befreien könnten. Er hatte die Barricini des Mordes wegen nicht im Verdacht, wie man ſchon weiß, aber er warf ihnen vor, den Brief des Banditen Agoſtini unterſchoben zu haben, und dieſer Brief, ſo glaubte er wenigſtens, war die Urſache von ſeines Vaters Tod. Sie als Fälſcher gerichtlich zu belangen, war unmöglich, wie er wohl wußte. Wenn aber dennoch die Vorurtheile und Inſtinkte ſeines Vaterlandes auf ihn losſtürmten und ihm zeigten, wie leicht eine Rache an einer Wegbiegung ſey: ſo wies er ſie mit Abſcheu von ſich, indem er an ſeine Kameraden beim Regimente, an die Pariſer Salons und hauptſächlich an Miß Nevil dachte. Dann fielen ihm aber die Vorwürfe ſeiner Schweſter wieder ein, und was noch Gerüchtes in ſeinem Charakter war, rechtfertigte dieſelben und machte ſie ſogar noch beißender. Eine ein-

zige Hoffnung blieb ihm in dem Kampfe zwiſchen ſeinem Gewiſſen und ſeinen Vorurtheilen, nämlich die: unter irgend einem Vorwand mit einem der Söhne des Advokaten Streit anzufangen und ſich mit demſelben zu ſchlagen. Ihn ſo durch eine Kugel oder durch einen Degenſtoß zu tödten, vereinigte ſeine corſiſchen und franzöſiſchen Ideen. Dieſes Auskunftsmittel gefiel ihm, und ſchon dachte er an die Mittel zur Ausführung, er fühlte ſich ſchon von einer ſchweren Laſt befreit, als noch andere und angenehmere Gedanken dazu beitrugen, ſeine fieberhafte Aufregung zu beruhigen. Cicero vergaß den qualenden Schmerz über den Tod ſeiner Tochter Tullia, wann er in ſeinem Geiſte alle die ſchönen Dinge überdachte, die er bei dieſer Gelegenheit ſagen konnte. Im Geſpräch über Leben und Tod tröſtete ſich Shandy über den Verluſt ſeines Sohnes; und Orſe fühlte ſich das Blut mit dem Verſatz ab, der Miß Nevil ein Gemälde ſeines Gemüthszuſtandes, das dieſes ſchöne Mädchen gewiß mächtig intereſſiren würde, zu entwerfen.

Er näherte ſich dem Dorfe, von dem er ſich entfernt hatte, wieder, ohne es zu wiſſen, als er die Stimme eines Mädchens hörte, welches, ſich ohne Zweifel allein glaubend, der Traute des Maquis ſang. Es war die langſame und gleichförmige Melodie der Leichenklagen und das Kind ſang: „Ach! meinem Sohn, meinem Sohn in fremdem Land — bewahret mein Kreuz und mein blutiges Hemd.....!“

„Was ſingſt Du da, Kleine?“ fragte Orſe unwillig und trat plötzlich vor ſie hin.

„Sie ſind es, Orſi' Anton?“ rief das Kind erſchrocken..... „Es iſt ein Lied von Signora Colomba....“

„Ich verbiete Dir, es zu ſingen!“ rief Orſe mit fürchterlicher Stimme.

Das Kind wendete den Kopf bald rechts, bald links, um zu ſehen, nach welcher Seite es ſich retten könnte, und ohne Zweifel hätte es die Flucht ergriffen, wäre es nicht durch ein

großes Paket, das neben ihm im Grase lag, daran verbunden werden.

Orſo bereute ſeine Heftigkeit.

„Was trägſt Du da, meine Kleine?“ fragte er ſie ſanft, als er es vermochte.

Und da Ghilina zu antworten zögerte, lüftete er das Tuch, welches das Paket bedeckte, und ſah, daß ein Brod und andere Lebensmittel ſich darin befanden.

„Wem bringſt Du dieſes Brod, mein Kind?“ fragte er weiter.

„Sie wiſſen es wohl, Herr! meinem Oheim.“

„Und iſt Dein Oheim nicht Bandit?“

„O ja, Herr Orſ' Anten!“

„Wenn Dich die Gendarmen antreffen, werden ſie Dich fragen, wo Du hin willſt ...“

„Ich ſage ihnen,“ antwortete das Kind ohne zu zögern, „daß ich das Eſſen den Leuten bringe, welche vom Holz fallen.“

„Und wenn Dich ein hungriger Jäger fände, der auf Deine Koſten eſſen wollte und Dir Deinen Vorrath nähme?“

„Man wagt es nicht. Ich würde ſagen, er wäre für meinen Oheim.“

„In der That, er iſt nicht der Mann, der ſich ſein Eſſen nehmen ließe ... Hat Dich Dein Oheim recht lieb?“

„O ja, Orſ' Anten. Seitdem mein Vater todt iſt, ſorgt er für die Familie: für die Mutter, für mich und für meine kleine Schweſter. Bevor die Mutter krank wurde, hat er für den Reichen empfohlen und ſie um Arbeit für dieſelbe gebeten. Der Maire gibt mir alle Jahre ein neues Kleid und der Pfarrer lehrt mich den Katechismus und das Leſen, ſeitdem mein Oheim mit ihnen geſprochen hat. Aber Ihre Schweſter iſt beſonders freundlich gegen uns.“

In dieſem Augenblick erſchien ein Hund auf dem Felſenplatze. Die Kleine ſteckte zwei Finger in den Mund und ließ einen

sehr starken Pfiff hören: alsbald kam der Hund zu ihr und liebkos'te sie, dann verlor er sich wieder pfeilschnell in dem Maquis.

Gleich darauf erhoben sich zwei schlecht gekleidete, aber gut bewaffnete Männer hinter einem Gebüsch, nur wenige Schritte von Orso entfernt. Man war zu glauben versucht, sie haben sich wie Schlangen durch die Cist-Rosen- und Myrthen-Hecken durchgewunden, welche den Grund bedeckten.

„Ah, Orso Anton! willkommen!“ sagte der ältere der Männer. „Wie? Sie kennen mich nicht mehr?“

„Nein,“ sagte Orso, ihn scharf fixirend.

„Es ist doch drollig, wie ein Bart und eine spitzige Mütze einen Menschen verändern können! Wohlan, mein Lieutenant, betrachten Sie mich genau. Haben Sie denn die Kameraden von Waterloo ganz vergessen? Entsinnen Sie sich nicht mehr des Brando Savelli, der an jenem Unglückstage mehr als eine Patrone an Ihrer Seite abgebissen hat?“

„Was! Du bist es?“ rief Orso. „Du desertirtest im Jahr 1816.“

„Ganz recht, mein Lieutenant! Wahrlich, der Dienst langweilt und dann hatte ich hier eine Rechnung in's Reine zu bringen. Ha! ha! Chili, Du bist ein braves Mädchen. Gib geschwind her, denn wir haben Hunger. Sie haben keinen Begriff davon, Herr Lieutenant, welchen Appetit man in dem Maquis bekommt. — Wer sendet uns dieß, Signora Colomba oder der Maire?“

„Nein, mein Oheim; die Müllerin gab mir dieß für Euch und eine Decke für die Mutter.“

„Was verlangt sie von mir?“

„Sie sagt, daß die Lucheser, welche sie zum Umbrechen genommen, einen höhern Lohn und Kastanien verlangen, weil das Fieber unterhalb Pietranera herrsche.“

„Die Faullenzer!.... Ich werde sehen. — Ohne Umstände, mein Lieutenant, wollen Sie unser Essen theilen? Wir haben

schon schlechter mit einander gegessen, zur Zeit unseres armen Landsmannes, den man abgeschafft hat."

„Vielen Dank. — Auch mich hat man abgeschafft."

„Ja, ich habe davon gehört; aber ich wette, Sie grämten sich nicht sehr darüber. Sie haben auch eine Rechnung in's Reine zu bringen. — Vorwärts, Pfaffe," sagte der Bandit zu seinem Kameraden, „zu Tische! Herr Orfe, ich stelle Ihnen den Herrn Pfarrer vor, d. h. ich weiß nicht gewiß, ob er Pfarrer ist, aber Kenntnisse besitzt er."

„Ein armer Student der Gottesgelahrtheit," sagte der zweite Bandit, „den man verhinderte, seiner Neigung zu folgen. Wer weiß? Ich wäre vielleicht Papst geworden, Brandelaccie."

„Und was hat denn die Kirche Ihres Lichtes beraubt?" fragte Orfe.

„Eine Kleinigkeit. Ich hatte eine Rechnung in's Reine zu bringen, wie mein Freund Brandelaccie sagt, wegen meiner Schwester, die eine verliebte Thorheit begieng, während ich mich mit alten Schwarten auf der Universität zu Pisa herumquälte. Ich mußte zurückkehren, um sie zu verheirathen. Aber der Bräutigam hatte es allzu eilig gehabt, er starb drei Tage vor meiner Ankunft an dem Fieber. Ich wendete mich daher, wie Sie an meiner Stelle auch gethan hätten, an den Bruder des Verstorbenen. Man gab mir zur Antwort, er sey schon verheirathet. Was war zu machen?"

„In der That, ein bedenklicher Fall! Was thaten Sie?"

„Es war einer von den Fällen, wo man mit dem Flintenstein zu Hülfe kommen muß."

„Das heißt, daß..."

„Ich ihm eine Flintenkugel durch den Kopf jagte," sagte trocken der Bandit.

Orfe machte eine Geberde des Entsetzens. Aber die Neugierde und vielleicht auch der Wunsch, seine Heimkehr zu verzögern, bewogen ihn, noch länger zu bleiben, und er setzte das

Gespräch mit den beiden Männern fort, von denen jeder wenigstens einen Mord auf dem Gewissen hatte.

Indeß sein Kamerad sprach, legte ihm Brandelaccio Brod und Fleisch vor; dann bediente er sich selbst und versorgte auch den Hund, welchen er Orso unter dem Namen Brusco verstellte, und der, wie der Bandit bemerkte, einen Veltigeur in jeder Verkleidung zu erkennen wußte. Endlich schnitt er auch für seine Nichte ein Stück Brod und Schinken ab.

„Das Leben der Banditen ist doch schön!“ rief der Theologe, nachdem er einige Bissen gegessen hatte. „Vielleicht werden Sie es eines Tages auch noch versuchen, Herr della Rebbia, und erfahren, wie angenehm es ist, keinen andern Herrn zu haben, als seinen eigenen Willen!“ Bis jetzt hatte der Bandit italienisch gesprochen, nun fuhr er französisch fort: „Corsica ist kein sehr unterhaltendes Land für einen jungen Mann; aber für einen Banditen, welches Unterschied! Die Weiber sind ganz vernarrt in uns. Wie Sie mich hier sehen, habe ich drei verschiedene Liebchen in drei verschiedenen Gegenden. Ich bin überall zu Hause. Und eine ist sogar die Frau eines Gendarmen.“

„Sie verstehen viele Sprachen, mein Herr,“ sagte Orso mit ernstem Ton.

„Wenn ich französisch spreche, so geschieht das, weil: „maxima debetur pueris reverentia“ (man die Ohren der Jugend schonen muß). Brandelaccio und mir liegt daran, daß die Kleine da gut gerathe und brav bleibe!“

„Wenn sie fünfzehn Jahre alt ist,“ sagte Ghilina's Oheim, „werde ich sie verheirathen. Ich habe schon eine Partie für sie im Kopf.“

„Wirst denn Du der Brautwerber seyn?“

„Ohne Zweifel. Glauben Sie denn, daß wenn ich zu einem Reichen des Landes sage: Ich, Brande Savelli, würde es gerne sehen, wenn sein Sohn Michelina Savelli heirathete, — glauben Sie, er werde sich noch lange nöthigen lassen?“

„Ich möchte es ihm nicht rathen," ſagte der andere Bandit. „Der gute Mann hat eine ziemlich ſchwere Hand."

„Wenn ich ein Schurke wäre," fuhr Brandolaccio fort, „ein ſchlechter Kerl, ſo dürfte ich nur meinen Sack öffnen und es würde hundert-Sous-Stücke hinein regnen."

„Iſt denn etwas in Deinem Sack, das magnetiſch auf das Geld wirkt?" fragte Orſo.

„Nichts, aber wenn ich, wie es Mancher macht, an einen reichen Mann ſchriebe: Ich habe hundert Franken nöthig, ſo würde er ſie mir alsbald ſchicken. Aber ich bin ein Ehrenmann, mein Lieutenant."

„Wiſſen Sie, Herr della Robbia," ſagte der Bandit, welchen ſein Kamerad den Pfaffen nannte, „wiſſen Sie, daß in dem Lande mit ſo einfachen Sitten dennoch einige Elende ſind, welche die Achtung ausbeuten, die wir durch unſere Päſſe (er zeigte auf ſein Gewehr) einflößen und unſere Unterſchrift zu Wechſeln nachmachen?"

„Ich weiß es," ſagte Orſo haſtig. „Aber zu was für Wechſeln?"

„Vor ungefähr ſechs Monaten," erzählte der Bandit, „gieng ich in der Nähe von Orazzo ſpazieren, da trat ein Mann auf mich zu, der ſeine Mütze ſchon von weitem abnahm und ſagte: ‚Ah! Herr Pfarrer (ſie nennen mich immer ſo), verzeihen Sie mir, gönnen Sie mir Zeit; ich habe nicht mehr, als fünf und fünfzig Franken; aber, wahrhaftig, es iſt Alles, was ich aufbringen konnte.' Ich, ganz überraſcht, frage ihn: was ſoll das heißen, Schlingel! fünf und fünfzig Franken? — ‚Ich wollte ſagen, fünf und ſechzig,' erwiderte er, ‚aber hundert, die Sie von mir verlangten beizuſchaffen, iſt unmöglich.' Wie, Kerl, ich hätte hundert Franken von Dir verlangt? Ich kenne Dich gar nicht. — Darauf zeigte er mir einen Brief oder eigentlich einen ſchmutzigen Wiſch, in welchem man ihn aufforderte, hundert Franken an einen beſtimmten Platz zu legen, oder er müſſe ſein Haus

brennen und seine Kühe erschossen sehen, durch Giocondo Castriconi, — das ist mein Name. Man hatte die Niederträchtigkeit begangen, meine Unterschrift nachzumachen. Was mich aber am meisten ärgerte, ist, daß der Brief in dem gewöhnlichen Patois geschrieben und voll orthographischer Fehler war... Ich orthographische Fehler machen! ich, der auf der Universität alle Preise erhielt! Also fing ich damit an, meinem Bauern eine Ohrfeige zu geben, daß er sich zweimal umdrehte.—‚Was! hältst Du mich für einen Räuber? Tropf, der Du bist!‘ sagte ich und dabei gab ich ihm einen tüchtigen Fußtritt vor den... Sie wissen es schon. Ein wenig erleichtert, fragte ich ihn: ‚Wann sollst Du dieses Geld an den bestimmten Platz bringen? — ‚Heute noch.‘ — ‚Gut! trage es hin!‘ — Es war am Fuße einer Fichte und die Stelle genau bezeichnet. Er trug das Geld hin, vergrub es am Fuße des Baumes und kehrte zu mir zurück. Ich hatte mich in der Umgegend versteckt und wartete mit meinem Manne sechs tödtliche Stunden. Herr della Rebbia! ich wäre drei Tage geblieben, wenn es hätte seyn müssen. Nach Verfluß von sechs Stunden erschien ein Bastiaccio*), ein elender Wucherer. Er bückte sich, um das Geld zu langen, ich gab Feuer und hatte so gut gezielt, daß sein Kopf just auf die Thaler fiel, welche er ausgegraben hatte. Nun, lustig! sagte ich zu dem Bauer, nimm Dein Geld und beschuldige Giocante Castriconi nie wieder einer solchen Niederträchtigkeit! Der arme Teufel, am ganzen Leibe zitternd, hob seine fünf und sechszig Franken auf, ohne sich die Mühe zu nehmen, das Blut davon abzuwischen. Er dankte mir, ich gab ihm zum Abschied noch einen ordentlichen Fußtritt, und er lief wie besessen."

„Ah, Pfaff," sagte Brandolaccio, „ich beneide Dich um diesen Schuß. Du mußst viel gelacht haben."

---

*) Einwohner von Bastia; verächtlicher Ausdruck. Die übrigen Corsen betrachten die Bastienser nicht als ihre Mitbürger.

„Ich hatte den Baſtiaccio durch die Schläfe getroffen," fuhr der Bandit fort, „und dies erinnerte mich an die Verſe Virgils:

. . . . . Zerreißt mit geſchmolzenem Blei
Ihm die Schläfe, und ſtreckt ihn hin in den Sand der Arena.

Geſchmolzenem! Glauben Sie, Herr Orſo, daß eine Bleikugel durch die Schnelligkeit, mit der ſie die Luft durchſchneidet, ſchmelzen kann? Sie haben die Schießkunſt ſtudirt und werden mir wohl ſagen können, ob dieß Wahrheit oder Irrthum iſt."

Orſo ſprach lieber über dieſe Frage der Phyſik mit dem Licentiaten, als daß er Schlüſſe über das Moraliſche ſeiner That zog. Brandelaccio, den die wiſſenſchaftliche Unterſuchung nicht ſehr amüſirte, unterbrach ihn mit der Bemerkung, daß die Sonne untergehe: „Da Sie nicht mit uns haben eſſen wollen, Orſo Anton," ſagte er zu ihm, „ſo rathe ich Ihnen, Signora Colomba nicht länger warten zu laſſen. Und zudem iſt es nicht immer gut, nach Sonnenuntergang noch unterwegs zu ſeyn. Warum gehen Sie denn ohne Gewehr aus? Es gibt ſchlechte Menſchen in dieſer Gegend; nehmen Sie ſich in Acht! Heute haben Sie nichts zu fürchten; die Barricini führen den Präfekten in ihr Haus; ſie trafen ihn auf dem Wege, und er verweilt einen Tag in Pietranera, ehe er nach Corte geht, um dort einen Grundſtein zu legen, wie man ſagt..... eine Dummheit! Er ſchläft dieſe Nacht bei den Barricini's; aber morgen ſind ſie frei. Dieſer Vincentello iſt ein ſchlechter Burſche und Orlanduccio iſt nicht viel beſſer .... Treffen Sie dieſelben vereinzelt, den einen heute, den andern morgen! aber ſeien Sie auf der Hut! . . . ich ſage Ihnen nichts weiter."

„Ich danke für den Rath," ſagte Orſo; „doch wir haben ja nichts mit einander abzumachen; bevor ſie mich aufſuchen, habe ich ihnen nichts zu ſagen."

Der Bandit verzog den Mund und ſchnalzte ironiſch mit der Zunge; aber er antwortete nichts. Orſo erhob ſich, um zu gehen.

„Apropos," ſagte Brandolaccio, „ich habe vergeſſen, Ihnen für Ihr Pulver zu danken; es kam mir ſehr gelegen. Jetzt fehlt mir nichts, . . . d. h. es fehlen mir noch Schuhe, . . . aber die mache ich mir dieſer Tage von der Haut eines Muffelthiers."

Orſo ließ zwei Fünfrankenthaler in die Hand des Banditen gleiten.

„Colomba ſchickte Dir das Pulver, hier haſt Du etwas, um Dir Schuhe zu kaufen."

„Keine Kindereien, mein Lieutenant!" rief Brandolaccio, ihm die zwei Geldſtücke zurückgebend. „Halten Sie mich für einen Bettler? Brod und Pulver nehme ich an, aber ſonſt will ich nichts."

„Alte Soldaten, glaube ich, könnten einander ſchon begreifen. Nun, Adieu!"

Aber, ehe er gieng, ſteckte er das Geld in die Taſche des Banditen, ohne daß dieſer es bemerkte.

„Adieu, Orſ'Anton," ſagte der Theologe. „Wir finden uns vielleicht eines Tages in dem Magnis wieder und ſetzen unſere Studien über den Virgil fort."

Orſo hatte ſeine tugendhafte Geſellſchaft ſeit einer Viertelſtunde verlaſſen, als er hinter ſich Jemand aus allen Kräften rufen hörte. Es war Brandolaccio.

„Das iſt ein wenig zu ſtark, mein Lieutenant," rief er faſt athemlos, — „ein wenig zu ſtark! hier ſind Ihre zehn Franken! Von einem Andern hätte ich dieſe Schelmerei nicht geduldet. Viele Grüße an Signora Colomba! Sie haben mich ganz außer Athem gebracht. Guten Abend! —

XII.

Orſo fand Colomba wegen ſeiner langen Abweſenheit ein wenig beſorgt; aber, ihn erblickend, nahm ſie jene Art von traurig-heiterer Miene wieder an, die ihr gewöhnlicher Geſichtsaus-

druck war. Während dem Abendessen sprachen sie nur von gleichgültigen Dingen, und Orse, ermuthigt durch das ruhige Wesen seiner Schwester, erzählte ihr sein Zusammentreffen mit den Banditen, und ließ sogar einige Scherze über die sittliche und religiöse Erziehung der kleinen Chilina fallen, welche sie durch ihren Oheim und seinen ehrenwerthen Collegen, den Herrn Castriconi, erhalte.

„Brandelaccio ist ein rechtschaffener Mann," sagte Colomba: *von Castriconi aber hätte ich sagen*, daß er ein Mensch ohne Grundsätze sey."

„Ich glaube," sagte Orse, „daß Einer so viel werth ist, als der Andere. Sie stehen beide in offenem Kriege mit der Gesellschaft. Ein erstes Verbrechen zwingt sie jeden Tag, neue zu begehen; und dennoch sind sie vielleicht nicht so strafbar, als manche Leute, die nicht in dem Maquis leben."

Ein Freudenstrahl glänzte auf der Stirne seiner Schwester.

„Ja," fuhr Orse fort: diese Elenden haben Ehre auf ihre Manier. Ein grausames Vorurtheil und nicht schmutzige Habsucht hat sie zu dem Leben getrieben, das sie führen."

Einen Augenblick trat Stille ein.

„Mein Bruder," sagte Colomba, ihm Kaffee einschenkend, „weißt Du vielleicht, daß in der vergangenen Nacht Carlo Battista Pietri gestorben ist? Ja, er starb am gelben Fieber."

„Wer ist dieser Pietri?"

„Ein Ortsangehöriger, der Mann Maddalenas, welche die Briefsache von unserm sterbenden Vater erhielt. Seine Wittwe hat mich, bei seiner Todtenwache zu erscheinen und etwas zu singen. Es schickt sich, daß auch Du kommst. Die Leute sind unsere Nachbarn und in einem so kleinen Orte, wie der unserige, darf man eine solche Artigkeit nicht ablehnen."

„Zum Henker mit Deiner Todtenwache, Colomba! Es gefällt mir nicht, daß meine Schwester sich auf diese Weise zum öffentlichen Schauspiel macht."

„Orſo," erwiderte Colomba, „Jeder ehrt die Todten nach ſeiner Art. Die Ballata haben wir von unſern Vorfahren und müſſen ſie als einen alten Gebrauch ehren. Maddalena hat nicht die Gabe und die alte Fiordiſpina, die beſte Voceratrice des Landes, iſt krank. Es muß doch Jemand die Ballata ſingen."

„Glaubſt Du, daß Carlo Battiſta ſeinen Weg nach der andern Welt nicht finde, ohne daß man an ſeinem Sarge ſchlechte Verſe ſinge? Geh' zur Todtenwache, wenn Du willſt; ich gehe mit Dir, wenn Du glaubſt, ich müſſe es thun; aber Du improviſire nicht! dieß ſchickt ſich nicht für Dein Alter, und .... ich bitte Dich, meine Schweſter!"

„Bruder, ich habe zugeſagt. Es iſt Sitte hier, wie Du weißt, und ich wiederhole es Dir, es iſt außer mir Niemand da, um zu improviſiren."

„Eine dumme Gewohnheit!"

„Ich leide viel bei dieſem Singen. Es ruft mir unſer ganzes Unglück in's Gedächtniß. Morgen werde ich krank ſeyn; aber ich muß hin. Erlaube es mir, mein Bruder! Erinnere Dich, daß Du in Ajaccio mich aufforderteſt, zur Unterhaltung dieſer Engländerin zu improviſiren, welche vielleicht unſerer alten Gebräuche ſpottet. Könnte ich denn nicht heute für arme Leute improviſiren, die es mir Dank wiſſen werden, und denen dieß ihren Kummer tragen hilft?"

„Wohlan, ſo thue, was Du willſt. Ich wette, Du haſt Deine Ballata ſchon fertig, und willſt ſie nicht umſonſt verfaßt haben."

„Nein, ich könnte ſo etwas nicht zum Voraus dichten, mein Bruder! Ich ſtelle mich vor den Todten und denke an die Hinterbliebenen. Die Thränen kommen mir in die Augen und dann ſinge ich, was mir eben in den Sinn kommt."

Dieß Alles ſprach ſie mit einer Einfalt, daß man unmöglich auch nur die geringſte dichteriſche Eitelkeit bei Colomba annehmen konnte. Orſo ließ ſich erweichen und gieng mit

seiner Schweſter in das Haus Pietri's. Der Todte lag mit verdecktem Geſicht auf einem Tiſche in dem größten Zimmer des Hauſes. Thüren und Fenſter waren geöffnet und mehrere Kerzen brannten um den Tiſch. An dem Kopfe des Todten ſtand die Wittwe, und hinter ihr nahm eine Menge Weiber die eine Seite der Stube ein; an der andern hatten ſich die Männer aufgeſtellt, kerzengerade, mit entblößten Häuptern und auf den Leichnam gerichteten Augen, in lautloſer Stille. Jeder Neuankommende näherte ſich dem Tiſch, küßte den Todten, nickte der Wittwe und ihrem Sohne zu, und nahm dann in dem Kreiſe Platz, ohne ein Wort zu ſprechen. Zuweilen unterbrach indeß einer der Anweſenden die feierliche Stille, um einige Worte an den Verſtorbenen zu richten: „Warum haſt Du deine gute Frau verlaſſen?“ ſagte eine Gevatterin. „Pflegte ſie Dich nicht recht? Was mangelte Dir? Warum haſt Du nicht noch einen Monat gewartet? Deine Schwiegertochter hätte Dir einen Enkel gegeben.“

Ein großer junger Mann, Pietri's Sohn, drückte die Hand ſeines Vaters und rief: „Ach! warum ſtarbſt Du nicht an der **mala morte**? (gewaltſam). Wir hätten Dich gerächt!“

Dieß waren die erſten Worte, die Orſo hörte, als er eintrat. Bei ſeinem Anblick öffnete ſich der Kreis und ein ſchwaches, neugieriges Murmeln verrieth die Erwartung der Verſammlung, welche durch die Gegenwart der Voceratrice erregt worden war. Colomba küßte die Wittwe, nahm eine ihrer Hände und blieb ſo einige Minuten mit niedergeſchlagenen Augen ſtehen, alsdann warf ſie ihren Mezzaro zurück, blickte den Todten feſt an, und, ſich über den Leichnam beugend und faſt eben ſo bleich als derſelbe, begann ſie folgendermaßen:

„Carlo Battiſta, Jeſus nehme Deine Seele auf! — Leben heißt leiden. Du gehſt an einen Ort, — wo es weder Sonne noch Kälte gibt. — Du bedarfſt nicht mehr der Hippe — noch Deiner ſchweren Schaufel. — Dein Tagewerk iſt vollbracht. — Fortan gibt es nur noch Sonntage für Dich. — Carlo Battiſt, Chriſtus

möge Deine Seele haben! — Dein Sohn regiert Dein Haus. — Ich habe fallen ſehen die Eiche — verdorrt durch den Libeccio. — Ich glaubte, ſie ſey abgeſtorben. — Wieder gieng ich vorüber und ihre Wurzel hatte ein Zweiglein getrieben. — Der Zweig iſt geworden zur Eiche — mit breitem Schatten — Unter ihren ſtarken Zweigen, Maddalena, ruhe aus — und gedenke der Eiche, die nicht mehr iſt."

Hier begann Maddalena laut zu ſchluchzen, und zwei oder drei Männer, welche bei Gelegenheit auf Chriſten ſo kaltblütig, wie auf Rebhühner geſchoſſen haben würden, wiſchten ſich dicke Thränentropfen von ihren gebräunten Wangen.

Colomba fuhr noch eine Zeit lang ſo fort, ſich bald an den Todten, bald an die Familie wendend, manchmal ließ ſie auch, wie es in der Ballata häufig der Fall iſt, den Verſtorbenen ſelbſt ſprechen, um ſeine Freunde zu tröſten, oder ihnen guten Rath zu ertheilen. Je länger ſie fortfuhr zu improviſiren, um ſo erhabener wurde der Ausdruck ihres Weſens; ihr Antlitz färbte ſich mit einem durchſichtigen Roth, welches den Schmelz ihrer Zähne und das Feuer ihrer Augen noch mehr hervorhob. Sie war eine Pythia auf dem Dreifuß. Mit Ausnahme einiger Seufzer und erſtickten Schluchzens hörte man nicht das geringſte Geräuſch unter der Menge, welche ſie umgab. Selbſt Orſo, obgleich für dieſe wilde Poeſie weniger empfänglich, als ein Anderer, fühlte ſich bald von der allgemeinen Rührung ergriffen. In einen dunkeln Winkel der Stube zurückgezogen, weinte er gleichwie der Sohn Pietri's.

Plötzlich machte ſich eine leiſe Bewegung unter der Verſammlung bemerklich: der Kreis öffnete ſich und mehrere Fremde traten ein. An der Ehrerbietung, die man ihnen bewies, an der Bereitwilligkeit, mit der man ihnen Platz machte, war leicht zu erſehen, daß es Perſonen von Wichtigkeit ſeyen, deren Beſuch das Haus hoch ehrte. Indeſſen aus Achtung für die Ballata redete ſie Niemand an. Der, welcher zuerſt eintrat, ſchien un

gefahr vierzig Jahre alt zu ſeyn. Sein ſchwarzer Anzug, ſeine rothe Bandſchleife, die Amtsmiene und das Zuverſichtliche in ſeinem ganzen Weſen, ließen ſogleich den Präfekten in ihm errathen. Nach ihm kam ein gebückter Alter, von galligtem Ausſehen, der mit Mühe hinter grünen Brillengläſern den furchtſamen und unruhigen Blick verbarg. Er trug einen ſchwarzen Frack, welcher ihm zu groß, und, obgleich noch ganz neu, dennoch ſchon vor vielen Jahren gemacht worden war. Er hielt ſich immer an der Seite des Präfekten, als wollte er ſich in dem Schatten deſſelben verbergen. Endlich, nach ihm, traten zwei junge, hochgewachſene Männer ein, deren Züge von der Sonne gebräunt, die Wangen unter ſtarkem Bart gebergen waren, mit ſtolzem anmaßendem Blick, eine unverſchämte Neugierde an den Tag legend. Orſo hatte während ſeiner Abweſenheit die Geſichtszüge der Leute ſeines Dorfes vergeſſen; aber das Geſicht des Alten mit der grünen Brille erweckte in ſeinem Gedächtniß auf der Stelle Erinnerungen aus früheren Zeiten. Seine Gegenwart im Gefolge des Präfekten machte ihn ohnehin kenntlich. Es war der Advokat Barricini, Maire von Pietranera, welcher mit ſeinen beiden Söhnen gekommen war, um dem Präfekten die Vorſtellung einer Ballata zu geben. Schwer möchte zu beſchreiben ſeyn, was in dieſem Augenblick in Orſo's Seele vorgieng; aber die Anweſenheit der Feinde ſeines Vaters erregte eine Art Abſcheu in ihm und ſein Herz öffnete ſich mehr als je dem ſo lange unterdrückten Verdacht.

Colomba's bewegliche Züge nahmen bei dem Anblick des Mannes, dem ſie tödtliche Rache geſchworen hatte, alsbald einen finſtern Ausdruck an. Sie erbleichte, ihre Stimme wurde rauh und der angefangene Vers erſtarb auf ihren Lippen .... aber bald, ihre Ballata wieder aufnehmend, fuhr ſie mit neuer Heftigkeit fort:

„Wenn der Sperber klaget — vor ſeinem verwaisten Neſte — flattern die Staaren umher — ſeinen Schmerz verhöhnend."

Hier hörte man ein unterdrücktes Lachen der beiden neu angekommenen Jünglinge, welche die Metapher ohne Zweifel zu kühn fanden.

„Der Sperber wird sich aufraffen — er wird seine Fittiche entfalten, — er wird seinen Schnabel im Blute waschen! — Und Du, Carlo Battista!... Deine Freunde mögen Dir das letzte Lebewohl sagen! — Genug ihrer Thränen sind geflossen. — Nur die arme Waise allein wird Dich nicht beweinen. — Warum sollte sie weinen um Dich? — Du bist entschlafen lebenssatt, mitten unter den Deinen, — bereit zu erscheinen — vor dem Allmächtigen. — Die Waise aber weinet um ihren Vater, — der überfallen werden von feigen Meuchlern, — getroffen von hinten; — um ihren Vater, dessen Herzblut geronnen ist — unter dem Haufen grüner Zweige. — Aber sie hat gesammelt sein Blut, — dieses edle, unschuldige Blut; — sie hat es ausgeschüttet über Pietranera, — daß es ein tödtliches Gift werde. — Und Pietranera wird das Brandmahl tragen, — bis ein schuldvoll Blut — ausgelöscht hat die Spur des unschuldig vergossenen!“..

Nach diesen Worten sank Colomba auf einen Stuhl, zog ihren Mezzaro über das Gesicht, und man hörte sie schluchzen. Die weinenden Frauen drängten sich um die Improvisatrice; mehrere Männer warfen wüthende Blicke auf den Maire und seine Söhne, und einige Alte murrten über das Aergerniß, das sie durch ihre Gegenwart verursachten. Der Sohn des Verstorbenen drängte sich durch die Menge, um den Maire zu ersuchen, daß er so schnell als möglich hinweggehe; aber dieser hatte die Aufforderung nicht abgewartet. Er erreichte eben die Thüre und seine Söhne waren schon auf der Straße. Der Präfekt richtete einige Worte der Theilnahme an den jungen Pietri und folgte ihnen alsbald nach. Orso trat zu seiner Schwester, nahm ihren Arm und führte sie aus der Stube. „Begleitet sie,“ sagte der junge Pietri zu einigen von seinen Freunden. „Sorgt, daß ihnen nichts begegne!“ Zwei oder drei junge Männer steckten sogleich

ihren Dolch in den linken Aermel ihrer Jacke und begleiteten Orſo und ſeine Schweſter bis an die Thüre ihres Hauſes.

XIII.

Colomba, athemlos, erſchöpft, war außer Stand, ein Wort hervorzubringen. Sie hatte ihren Kopf an die Achſel ihres Bruders gelehnt und hielt eine Hand deſſelben zwiſchen den ihrigen. Obgleich er ihr für den Schluß ihrer Ballata durchaus keinen Dank wußte, ſo war Orſo doch zu ſehr beſorgt, um ihr deßhalb einen Vorwurf zu machen. Er wartete ſchweigend das Ende der Nervenkrüſe, die ſie befallen, ab, als man an die Thüre klopfte und Saveria ganz beſtürzt hereintrat, meldend: „der Herr Präfekt!“ Bei dieſem Namen erhob ſich Colomba ſogleich, als ſchäme ſie ſich ihrer Schwäche, und ſtützte ſich auf einen Stuhl, welcher ſichtlich unter ihrer Hand zitterte.

Der Präfekt begann mit einigen gewöhnlichen Entſchuldigungen wegen der ungewöhnlichen Stunde ſeines Beſuchs, bedauerte das Fräulein Colomba, ſprach von der Gefahr der ſtarken Aufregungen, tadelte die Sitte der Trauerklagen, die das Talent der Voceratrice für die Anweſenden noch peinlicher mache, und ließ geſchickt einen leiſen Vorwurf wegen der letzten Improviſation mit einſchlüpfen. Dann änderte er den Ton und ſagte: „Herr della Rebbia, ich bin beauftragt, Ihnen viele Grüße von Ihren engliſchen Freunden zu überbringen. Miß Nevil läßt ſich auch Ihrer Schweſter empfehlen. Ich habe einen Brief von ihr an Sie zu übergeben.“

„Einen Brief von Miß Nevil?“ rief Orſo.

„Unglücklicherweiſe habe ich ihn nicht bei mir, aber in fünf Minuten ſollen Sie ihn haben. Ihr Vater iſt unwohl geweſen. Wir fürchteten einen Augenblick, er werde von unſerem ſchrecklichen Fieber befallen werden. Zum Glück kam er gut weg, weren

Sie ſich ſelbſt überzeugen ſollen, denn Sie werden ihn bald ſehen, wie ich glaube.

„Miß Nevil muß ſehr in Unruhe geweſen ſeyn?“

„Glücklicherweiſe erfuhr ſie die Gefahr erſt, als dieſe ſchon vorüber war. Herr della Nebbia, Miß Nevil hat viel mit mir von Ihnen und Ihrer Schweſter geſprochen.“ Orſo verbeugte ſich. „Sie hat viele Freundſchaft für Sie beide. Neben einem höchſt anmuthigen Aeußern und ſcheinbaren Leichtſinn beſitzt ſie einen höchſt ſcharfen Verſtand.“

„Sie iſt ein herrliches Mädchen,“ ſagte Orſo.

„Beinahe auf Ihre Bitte bin ich hier, mein Herr. Niemand kennt die traurige Geſchichte, an welche ich Sie nicht gerne erinnern möchte, genauer als ich. Da Herr Barricini noch Maire von Pietranera iſt und ich Präfekt dieſes Departements, ſo habe ich nicht nöthig, Ihnen zu ſagen, was ich von dem Verdachte halte, den, wenn ich recht unterrichtet bin, gewiſſe Perſonen Ihnen beizubringen ſuchten, und den Sie, ich weiß es, mit dem Unwillen zurückgewieſen haben, der von Ihrer Stellung und Ihrem Charakter zu erwarten war.“

„Colomba,“ ſagte Orſo, ſich auf ſeinem Stuhle unruhig hin- und herbewegend, „Du biſt ſehr ermüdet. Geh zu Bette.“

Colomba machte ein verneinendes Zeichen mit dem Kopf. Sie hatte ihre gewöhnliche Ruhe wieder gefunden und heftete ihre glühenden Augen auf den Präfekten.

„Herr Barricini,“ fuhr der Präfekt fort, „wünſcht lebhaft die Feindſeligkeiten aufhören zu ſehen, ... das heißt jenen Zuſtand der Ungewißheit, in dem Sie ſich einander gegenüber befinden .. Meinerſeits würde ich ſehr erfreut ſeyn, wenn ich die Verhältniſſe wieder zu Stande bringen könnte, die unter Leuten ſtattfinden müſſen, welche ſich gegenſeitig nur zu achten haben ...“

„Mein Herr,“ unterbrach ihn Orſo mit bewegter Stimme, „ich habe niemals den Advokaten Barricini beſchuldigt, meinen

Vater ermordet zu haben, aber er begieng eine Handlung, die mich immer verhindern wird, in irgend eine freundliche Beziehung mit ihm zu treten. Er hat einen drohenden Brief unterschoben, im Namen eines gewissen Banditen,.... den derselbe wenigstens im Stillen meinem Vater zugeschrieben. Kurz dieser Brief, mein Herr, ist wahrscheinlich die indirekte Ursache seines Todes gewesen."

Der Präfekt sammelte sich einen Augenblick. „Daß es Ihr Herr Vater geglaubt hat, als er, hingerissen von der Heftigkeit seines Charakters, gegen Herrn Barricini sprach, ist zu entschuldigen; aber von Ihrer Seite ist eine ähnliche Verblendung nicht zu erwarten. Bedenken Sie doch, daß Barricini kein Interesse hatte, diesen Brief zu unterlegen.... Ich spreche Ihnen nicht von seinem Charakter,... den kennen Sie nicht, Sie sind gegen ihn eingenommen,... aber Sie werden nicht annehmen, daß ein Mann, der die Gesetze kennt..."

„Aber, mein Herr," sagte Orfe, sich erhebend, „überlegen Sie, daß, wenn man mir sagt, jener Brief sey nicht das Machwerk Barricini's, man denselben meinem Vater zuschreibt. Seine Ehre, mein Herr, ist die meinige."

„Niemand, mein Herr," fuhr der Präfekt fort, „ist mehr von der Ehrenhaftigkeit des Obersten della Rebbia überzeugt, als ich..... aber..... der Verfasser dieses Briefes ist jetzt bekannt."

„Wer?" rief Colomba, sich dem Präfekten nähernd.

„Ein Elender, mehrerer Verbrechen schuldig..... Verbrechen, welche Corsen nie verzeihen... Ein Räuber,... ein gewisser Tomaso Bianchi, der gegenwärtig in den Gefängnissen von Bastia sitzt, hat gestanden, daß jener unheilvolle Brief von ihm geschrieben worden sey."

„Ich kenne diesen Menschen nicht," sagte Orfe. „Welchen Zweck hätte er haben können?"

„Es ist ein Mann aus der Gegend," sagte Colomba, „der

Bruder eines Müllers von uns. Ein Bösewicht und ein Lügner, nicht werth, daß man ihm glaubt."

„Sie sollen sehen," fuhr der Präfekt fort, „welches Interesse er in der Sache hatte. Der Müller, von dem Ihr Fräulein Schwester spricht, nennt sich, glaube ich, Theodor; er hatte von dem Obersten eine Mühle an dem Bache gepachtet, dessen Besitz Barricini Ihrem Herrn Vater streitig machte. Der Oberst, uneigennützig wie gewöhnlich, hatte fast keinen Vortheil von seiner Mühle. Nun aber glaubte Tomaso, wenn Barricini den Bach erhalte, werde er ein bedeutenderes Pachtgeld zahlen müssen, denn man weiß, daß Barricini das Geld liebt. Kurz, um sich seinem Bruder zu verpflichten, schrieb Tomaso diesen Brief im Namen des Banditen, und dieß ist die ganze Geschichte. Sie wissen, die Familienbande auf Corsica sind so stark, daß sie manchmal zu Verbrechen führen . . . . Ueberzeugen Sie sich von dem Inhalt des Briefs, den mir der Substitut des Generalprokurators geschrieben hat: er wird Ihnen das, was ich gesagt, bestätigen."

Orso überlas den Brief, der im Detail die Geständnisse Tomaso's anführte, und Colomba las zu gleicher Zeit über die Achsel ihres Bruders mit.

Als sie geendet hatte, rief sie: „Orlanducce Barricini ist vor einem Monat nach Bastia gegangen, als man wußte, daß mein Bruder zurückkommen werde. Er wird Tomaso gesehen und ihm diese Lüge abgekauft haben."

„Signora," sagte der Präfekt mit Ungeduld, „Sie erklären Alles durch gehässige Annahmen: ist dieß das Mittel, die Wahrheit zu erfahren? Sie, mein Herr, sind kaltblütiger: sagen Sie mir, was glauben Sie nun? Glauben Sie wie die Signora, daß ein Mann, der nur eine leichte Strafe zu erwarten hat, freiwillig das Verbrechen einer Fälschung auf sich nehmen werde, um Jemand gefällig zu seyn, den er nicht kennt?"

Orso überlas den Brief des Substituten, jedes Wort mit

besonderer Aufmerkſamkeit prüfend, denn, ſeit er den Advokaten geſehen, wurde es ihm ſchwer, zu der Ueberzeugung zurückzukommen, die er einige Tage zuvor gehabt hatte. Endlich ſah er ſich aber doch genöthigt zu geſtehen, die Erklärung ſcheine ihm genügend. — Colomba aber rief mit Nachdruck:

„Tomaſo Bianchi iſt ein Schurke. Er wird nicht verurtheilt werden, oder aus dem Gefängniſſe entfliehen; ich bin überzeugt davon.“

Der Präfekt zuckte die Achſeln.

„Ich habe Ihnen von meiner Seite die Nachricht mitgetheilt, mein Herr,“ ſagte er, „welche ich erhalten. Ich entferne mich und überlaſſe Sie Ihren Gedanken. Ich warte, bis Ihre Vernunft den Ausſpruch gethan hat, und hoffentlich wird dieſe mächtiger ſeyn, als ... die Muthmaßungen Ihrer Schweſter.“

Orſo wiederholte nach einigen Worten zur Entſchuldigung Colomba's: er glaube jetzt, daß Tomaſo der einzige Schuldige ſey.

Der Präfekt war aufgeſtanden, um wegzugehen.

„Wenn es nicht ſo ſpät wäre,“ ſagte er, „würde ich Ihnen den Vorſchlag machen, mit mir zu kommen und den Brief der Miß Nevil abzuholen.... Bei dieſer Gelegenheit könnten Sie dem Herrn Barricini ſagen, was Sie mir ſagten, und Alles wäre abgemacht.“

„Nie wird Orſo della Rebbia zu einem Barricini gehen!“ rief Colomba mit Ungeſtüm.

„Die Signora iſt der Tintinajo*) der Familie, wie es ſcheint,“ ſagte der Präfekt mit ſpöttiſcher Miene.

„Mein Herr,“ erwiderte Colomba mit feſtem Ton, „man täuſcht Sie. Sie kennen den Advokaten nicht. Er iſt der liſtigſte, der ſchlaueſte der Menſchen. Ich beſchwöre Sie, veranlaſſen Sie Orſo nicht zu einer Handlung, welche ihn mit Schande bedecken würde.“

„Colomba,“ rief Orſo, „die Leidenſchaft macht Dich blind.“

*) So nennt man den Glocke-tragenden Leithammel einer Heerde, und metaphoriſch den Geſchäftsführer einer Familie.

„Orſo! Orſo! bei dem Käſtchen, welches ich Dir übergeben habe, beſchwöre ich Dich, höre auf mich! Zwiſchen Dir und den Barricini fließt Blut; Du wirſt nicht zu ihnen gehen.“

„Meine Schweſter!“

„Nein, mein Bruder, Du wirſt nicht gehen, oder ich verlaſſe dieſes Haus und Du ſiehſt mich nie wieder ... Orſo, habe Mitleid mit mir!“

Und ſie ſank auf ihre Kniee.

„Es thut mir ſehr leid,“ ſagte der Präfekt, „daß die Signora Nobbia ſo wenig auf Gründe hören mag. Sie werden indeß dieſelbe noch überzeugen, ich bin deſſen gewiß.“ Dabei öffnete er halb die Thüre und ſchien zu erwarten, daß Orſo ihm folge.

„Ich kann ſie jetzt nicht verlaſſen,“ ſagte Orſo ... „morgen, wenn ...“

„Ich reiſe frühzeitig ab,“ ſagte der Präfekt.

„Mein Bruder,“ rief Colomba, „warte wenigſtens bis morgen früh. Laß mich die Papiere meines Vaters noch einmal durchſehen ... Dieß kannſt Du mir nicht abſchlagen.“

„Nun gut! thu' das dieſen Abend, aber dann wirſt Du mich wenigſtens nicht mehr mit Deinem ungereimten Haſſe quälen... Ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung, Herr Präfekt... Ich fühle mich ſelbſt ſo unwohl ..... Es wird beſſer ſeyn, wenn es morgen geſchieht.“

„Die Nacht bringt guten Rath,“ ſagte der Präfekt, indem er fortging, „ich hoffe, daß morgen Ihre Unſchlüſſigkeit ganz vorüber iſt.“

„Saveria,“ rief Colomba, „nimm die Laterne und begleite den Herrn Präfekten. Er wird Dir einen Brief für meinen Bruder übergeben.“

Sie fügte einige Worte bei, die Saveria allein hörte.

„Colomba,“ ſagte Orſo, als der Präfekt fort war, „Du haſt mir viele Pein gemacht. Wirſt Du denn immer alle Beweiſe ausſchlagen?“

„Du haſt mir Bedenkzeit gegeben bis morgen früh," erwiderte ſie. „Ich habe freilich wenig Zeit, aber ich hoffe noch immer."

Hierauf nahm ſie einen Schlüſſelbund und gieng in ein Zimmer im obern Stockwerk. Hier hörte man ſie Kaſten öffnen und in einem Sekretär ſuchen, wo der Oberſt della Robbia ſonſt ſeine wichtigen Papiere aufbewahrt hatte.

XIV.

Saveria blieb lange aus und die Ungeduld Orſe's war auf den höchſten Grad geſtiegen, als ſie endlich mit einem Briefe erſchien, begleitet von der kleinen Ghilina, welche ſich die Augen rieb, denn ſie war aus dem erſten Schlaf geweckt worden.

„Kind," ſagte Orſe, „was thuſt Du um dieſe ſpäte Stunde hier?"

„Die Signora hat mich verlangt," antwortete Ghilina.

„Was Teufels will ſie von ihr?" dachte Orſe: aber er beeilte ſich den Brief der Miß Lydia zu erbrechen, und während er las, gieng Ghilina zu ſeiner Schweſter.

„Mein Vater iſt ein wenig krank geweſen, mein Herr," ſchrieb Miß Lydia, „und er iſt außerdem ſo nachläſſig im Schreiben, daß ich ihm als Secretär dienen muß. Sie wiſſen, daß er ſich den Tag vor Ihrer Abreiſe am Meeresufer die Füße durchnäßte, ſtatt mit uns die Gegend zu bewundern; und mehr gehört nicht dazu, um auf Ihrer beſeligen Inſel das Fieber zu bekommen. Ich ſehe von hier aus das Geſicht, welches Sie machen; Sie ſuchen ohne Zweifel Ihren Delch, aber ich hoffe, daß Sie ihn nicht mehr haben. Mein Vater hatte alſo ein wenig Fieber und ich viele Angſt; der Präfekt, den ich immer noch ſehr liebenswürdig finde, gab uns auch einen ſehr liebenswürdigen Arzt, der uns in zwei Tagen aus der Noth befreite; der Anfall

wiederholte sich nicht, und mein Vater will von Neuem auf die Jagd gehen; aber ich erlaube es ihm noch nicht. — Wie haben Sie Ihr Bergschloß gefunden? Ist Ihr nördlicher Thurm immer noch auf demselben Platze? Gibt es viele Gespenster darin? Ich frage nach alle dem, weil sich mein Vater erinnert, daß Sie ihm Hirsche, Wildschweine, Murmelthiere versprochen haben... Ist dieß wirklich der Name dieses sonderbaren Thieres? Wenn wir nach Bastia überschiffen, zählen wir auf Ihre Gastfreundschaft, und ich hoffe, das Schloß der della Robbia, welches Sie als so alt und verfallen schildern, werde nicht über unsern Köpfen zusammenbrechen. Otschen der Präfekt ist liebenswürdig ist, daß es uns in seiner Gegenwart nie an einem Gegenstand der Unterhaltung fehlt (beiläufig gesagt: ich schmeichle mir, ihm den Kopf verrückt zu haben), so haben wir doch auch von Eurer Herrlichkeit gesprochen. Die Leute des Gesetzes von Bastia haben ihm gewisse Aussagen eines Verbrechers geschickt, den sie dort gefangen halten, und die von der Art sind, daß Sie auch den letzten Rest von Argwohn aufgeben werden; Ihre Feindschaft, die mich zuweilen beunruhigte, muß nun aufhören. Sie glauben nicht, welches Vergnügen mir dieß machen würde. Als Sie mit der schönen Vocératrice abreisten, Ihr Gewehr in der Hand und düsteren Blicks, erschienen Sie mir corsischer als sonst, — ja sogar zu corsisch. Basta! ich schreibe an Sie so viel, weil mich die Langweile plagt. Der Präfekt will abreisen. Gut! wir werden Ihnen einen Boten schicken, wenn wir nach Ihren Bergen aufbrechen und ich werde mir die Freiheit nehmen, an Signora Colomba zu schreiben, sie um einen Bruccio zu bitten. Indessen sagen Sie ihr tausend Zärtlichkeiten. Ich mache oft Gebrauch von Ihrem Dolche, ich schneide damit die Blätter des Romans auf, den ich mitgebracht habe; aber dieser entsetzliche Stahl erzürnt sich über solche Verwendung und zerreißt mein Buch auf jämmerliche Weise. Adieu, mein Herr; mein Vater schickt Ih-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

nen seine wärmsten Grüße. Hören Sie auf den Präfekten, er ist ein Mann, der gut zu rathen weiß, und ich glaube, daß er nur um Ihretwillen einen Abstecher von seinem Wege macht; er will in Corte einen Grundstein legen; ich stelle mir vor, dieß werde eine sehr imposante Ceremonie seyn, und bedaure, derselben nicht anwohnen zu können. Ein Herr mit gesticktem Fracke, seidenen Strümpfen, weißer Schärpe, eine Maurerkelle haltend!... und eine Rede; die Ceremonie wird mit dem tausendmal wiederholten Rufe schließen: ‚Es lebe der König!' — Sie werden sich viel darauf zu gut thun, daß ich vier Seiten gefüllt habe, aber ich langweile mich, mein Herr, ich wiederhole es Ihnen und aus diesem Grunde erlaube ich auch Ihnen, mir einen sehr langen Brief zu schreiben. Apropos, ich finde es seltsam, daß Sie mir Ihre glückliche Ankunft im Schloß Pietranera noch nicht gemeldet haben.

Lydia.

P. S. Ich verlange von Ihnen, daß Sie dem Präfekten Gehör schenken und thun, was er Ihnen sagt. Wir haben gemeinschaftlich beschlossen, Sie sollen so handeln, und dieß wird mir Vergnügen machen."

Orso las diesen Brief drei oder viermal und begleitete ihn jedesmal mit zahllosen Anmerkungen, dann schrieb er eine lange Antwort und trug Saveria auf, dieselbe einem Manne zu bringen, der noch in der nämlichen Nacht nach Ajaccio abgieng. Schon dachte er nicht mehr daran, mit seiner Schwester über die wahren oder falschen Beschwerden gegen die Barricini zu streiten, der Brief von Miß Lydia ließ ihm Alles im rosenfarbensten Lichte erscheinen; er hatte keinen Argwohn, keinen Haß mehr. Nachdem er einige Zeit gewartet, ob seine Schwester wieder herabkommen werde, und sie nicht erschien, legte er sich mit leichterem Herzen nieder, als seit langer Zeit. Colomba aber, als sie Ghilina mit geheimen Aufträgen entlassen hatte, las den

größten Theil der Nacht in alten Papieren. Ein wenig vor Tag wurden einige kleine Kieſelſteine an das Fenſter geworfen: auf dieſes Signal gieng ſie in den Garten hinunter, öffnete eine geheime Thüre, und führte zwei Männer von ſehr ſchlechtem Anſehen in das Haus; ihre erſte Sorge war, ſie in die Küche zu begleiten und ihnen zu eſſen und zu trinken zu geben. Wer dieſe Männer waren, wird man demnächſt erfahren.

XV.

Des Morgens, gegen ſechs Uhr, klopfte ein Diener des Präfekten an das Haus Orſe's. Colomba öffnete, er ſagte ihr, der Herr Präfekt werde abreiſen und erwarte ihren Bruder. Colomba antwortete ohne Bedenken, ihr Bruder ſey auf der Treppe gefallen und habe ſich den Fuß übertreten; er ſey außer Stand, einen Schritt zu thun, er erſuche den Herrn Präfekten, ihn zu entſchuldigen, und würde ſehr dankbar ſeyn, wenn ſich der Herr Präfekt zu ihm bemühen wollte. Bald nach dieſer Botſchaft kam Orſe herunter und fragte ſeine Schweſter, ob der Präfekt nicht nach ihm geſchickt habe. „Er bittet Dich, ihn hier zu erwarten," antwortete ſie mit der größten Ruhe. Eine halbe Stunde vergieng, ohne daß man irgend eine Bewegung an dem Hauſe der Barricini bemerkte: Orſe fragte indeſſen Colomba, ob ſie eine Entdeckung gemacht habe; ſie erwiderte, daß ſie ſich vor dem Präfekten erklären werde. Sie affectirte große Ruhe, aber ihre Farbe und ihre Augen verkündigten eine fieberhafte Aufregung.

Endlich ſah man die Hausthüre der Barricini ſich öffnen; der Präfekt im Reiſeanzug trat zuerſt heraus, begleitet von dem Maire und ſeinen zwei Söhnen. Welches Staunen der Einwohner von Pietranera, die bereits ſeit Sonnenaufgang auf der Lauer ſtanden, um der Abreiſe des erſten Beamten des Departements beizuwohnen, als ſie denſelben, begleitet von den drei

Barricini, gerade über den Platz und in das Haus della Rebbia's gehen sahen.

„Sie machen Frieden!“ riefen die Politiker des Dorfes.

„Ich sagte es Euch wohl,“ setzte ein Alter hinzu, „Orso Antonio hat zu lange auf dem Festlande gelebt, um zu handeln wie ein Mann von Herz.“

„Aber,“ antwortete ein Rebbianit, „bemerket doch, daß die Barricini ihn aufsuchen. Sie flehen um Gnade.“

„Der Präfekt fährt Alle am Schnürchen,“ erwiderte der Alte; „man hat heut zu Tage keinen Muth mehr, und die jungen Leute bekümmern sich um das Blut ihrer Väter nicht weiter, als wenn sie sammtlich Bastarde wären.“

Der Präfekt war nicht wenig überrascht, als er Orso aufgestanden und ohne Mühe umhergehend fand. In zwei Worten klagte sich Colomba dieser Lüge an und bat um Verzeihung: „Wenn Sie anderswo gewohnt hätten, Herr Präfekt, würde Ihnen mein Bruder schon gestern seine Aufwartung gemacht haben.“

Orso entschuldigte sich in Entschuldigungen, versicherte, daß er von diesem lächerlichen Kunstgriff nichts gewußt habe und daß es ihm sehr leid thue. Der Präfekt und der alte Barricini schienen an die Aufrichtigkeit seines Bedauerns zu glauben, das außerdem noch durch seine Verbeugungen und die Vorwürfe, die er seiner Schwester machte, gerechtfertigt wurde; aber die Stirne des Maire waren offenbar nicht zufrieden gestellt: „Man hat uns zum Besten!“ sagte Orlanducci, laut genug, um gehört zu werden.

„Wenn mir meine Schwester solche Streiche spielte,“ sagte Vincentello, „so würde ich ihr die Lust, von Neuem anzufangen, bald vertreiben.“

Diese Worte und der Ton, in welchem sie ausgesprochen wurden, mißfielen Orso und änderten seinen guten Willen ein wenig. Er wechselte mit den jungen Barricini's Blicke, in denen sich kein Wohlwollen ausdrückte.

Indeß hatte sich Jedermann gesetzt, Colomba ausgenommen, welche nahe an der Küchenthüre stehen blieb. Der Präfekt nahm das Wort und erinnerte, nach einigen Gemeinplätzen über die Vorurtheile des Landes, daran, daß die meisten, selbst heftigsten Feindschaften auf irgend einem Mißverständniß beruhten. Dann sich an den Maire wendend, sagte er, Herr della Rebbia habe nie daran geglaubt, daß die Familie Barricini direkt oder indirekt Antheil an dem beklagenswerthen Ereigniß genommen, das ihn seines Vaters beraubte: er habe wohl einigen Zweifel über einen besonderen Theil des Prozesses gehegt, welcher zwischen den beiden Familien obwaltete; dieser Zweifel aber lasse sich durch die lange Abwesenheit und die Art der Anzeigen, die er erhalten habe, entschuldigen; jetzt aber sey er durch neuere Nachrichten darüber aufgeklärt und vollkommen zufrieden gestellt, und wünsche mit den Herrn Barricini und seiner Familie wieder in gute nachbarliche und freundschaftliche Verbindung treten.

Orso verbeugte sich mit einer Art Zwang; Barricini stammelte einige Worte, welche Niemand hörte; seine Söhne starrten die Balken der Decke an. Der Präfekt, seine Rede fortsetzend, war im Begriff, von Seiten der Barricini ähnliche Versicherungen an Orso zu geben, als Colomba einige Papiere unter ihrem Busentuch hervorzog und langsam zwischen die contrahirenden Parteien trat.

„Es würde mir lebhaftes Vergnügen machen," sagte sie, den Krieg zwischen unsern beiden Familien aufhören zu sehen; aber damit die Versöhnung aufrichtig sey, muß man sich aussprechen und nichts im Zweifel lassen."

„Herr Präfekt, die Aussage des Tomaso Bianchi war mir mit vollem Rechte verdächtig, da sie von einem so verrufenen Menschen kommt. — Ich habe gesagt, die Söhne des Herrn Maire hätten vielleicht diesen Mann in dem Gefängniß von Bastia gesehen..."

„Das ist falsch," unterbrach Orlandoccio, „ich habe ihn nicht gesehen."

Colombo warf ihm einen verächtlichen Blick zu und fuhr mit scheinbarer Ruhe fort:

„Nicht mehr, Sie haben das Interesse, welches Tomaso haben konnte, Bartolini im Namen eines furchtbaren Banditen zu drohen, mit dem Vorsatze denselben zu begründen gesucht, seinem Bruder Theodor die Mühle zu erhalten, welche mein Vater ihm verpachtet hatte? . . ."

„Das ist ungereimt," sagte der Präfekt.

„Von Seiten eines so Ehrlichen, wie bisher Bianchi zu seyn scheint, erklärt sich Alles," sagte Orso, durch die scheinbare Ruhe seiner Schwester getäuscht.

„Der nachgemachte Brief," fuhr Colombo fort, deren Augen von leidenschaftlicherem Feuer zu glänzen anfingen, ist datirt vom 11. Juli. Tomaso war damals bei seinem Bruder in der Mühle."

„Ja," sagte der Maire ein wenig unruhig.

„Welches Interesse hatte also Tomaso Bianchi?" rief Colombo mit steigender Wuth. „Der Pacht seines Bruders war erloschen; mein Vater hatte ihn schon am 1. Juli verabschiedet. Hier ist das Register meines Vaters, das Concept des Abschiedes, der Brief eines Geschäftsfreundes in Ajaccio, der uns einen neuen Müller verschafft."

So sprechend, übergab sie dem Präfekten die Papiere, welche sie in der Hand hielt.

Es folgte ein Augenblick allgemeinen Erstaunens. Der Maire erblaßte scheußlich; Orso runzelte die Stirne und trat hinzu, um Kenntniß von den Papieren zu nehmen, welche der Präfekt mit vieler Aufmerksamkeit überlas.

„Man hat uns zum Besten," rief Orlandoccio von Neuem, indem er heftig aufsprang. „Sehen wir, mein Vater, wir hätten nie hierher kommen sollen."

Ein Moment war für Bartolini hinreichend gewesen, um

ſeine Kaltblütigkeit wieder zu gewinnen. Er begehrte die Papiere zu unterſuchen; der Präfekt übergab ſie ihm, ohne ein Wort zu ſagen. Alsdann ſchob der Maire ſeine grüne Brille an die Stirne hinauf, durchlas die Schriften mit ziemlich gleichgültiger Miene, während Colomba ihn mit den Augen einer Tiegerin beobachtete, die einen Hirſch der Höhle ihrer Jungen nahen ſieht.

„Aber," ſagte Barricini, ſeine Brille herunterziehend und die Papiere dem Präfekten zurückgebend, „da Tomaſo die Güte des verehrtenen Herrn Oberſts kannte... ſo dachte er... er konnte denken.... der Herr Oberſt werde den Entſchluß, ſeinem Bruder den Abſchied zu geben, zurücknehmen... In der That iſt dieſer im Beſitz der Mühle geblieben, alſo..."

„Ich," ſagte Colomba mit verächtlichem Tone, „ich habe ihn im Beſitz der Mühle gelaſſen. Mein Vater war geſtorben und in meiner Lage mußte ich die Anhänger meiner Familie ſchonen."

„Aber dieſer Tomaſo geſteht doch, dieſen Brief geſchrieben zu haben," ſagte der Präfekt...., „das iſt klar."

„Für mich iſt ſo viel klar," unterbrach ihn Orſo, „daß in dieſer Sache eine zweifache Niederträchtigkeit begangen worden iſt."

„Ich habe noch eine Behauptung dieſer Herrn zu widerlegen," ſagte Colomba. — Sie öffnete die Küchenthüre, und alsbald traten in das Zimmer Brandolaccio, der Kandidat der Theologie, und der Hund Bruſco. Die beiden Banditen waren ohne Waffen, wenigſtens ſah man ſelbige nicht. Die Patrontaſche hieng wohl an ihrem Gürtel, aber keine Piſtole ſtak darin. Als ſie in das Zimmer traten, nahmen ſie ehrerbietig die Mützen ab.

Man kann ſich den Eindruck denken, den ihr plötzliches Erſcheinen hervorbrachte. Der Maire fiel beinahe rücklings nieder; ſeine Söhne warfen ſich muthig vor ihn, die Hand in der Taſche ihres Kleides, nach dem Dolche ſuchend. Der Präfekt machte

eine Bewegung nach der Thüre, indeß Orso den Brandolaccio am Kragen packte und ihm zurief: „Was willſt Du hier, Elender?“

„Es iſt ein Hinterhalt!“ rief der Maire und verſuchte die Thüre zu öffnen; aber Saveria hatte ſie, nach dem Befehl der Banditen, von außen doppelt verſchloſſen, wie man nachher erfuhr.

„Gute Leute!“ ſagte Brandolaccio, „fürchtet Euch nicht vor mir; ich bin nicht ſo ſehr Teufel, als ich ſchwarz bin. Wir haben keine böſe Abſicht. Herr Präfekt, ich bin Ihr Diener. — Mein Lieutenant, ſachte... ſachte! Sie erwürgen mich. Vyolan, rede Du, Pfaff, Du haſt ja eine geläufige Zunge.“

„Herr Präfekt,“ ſagte der Bandit, „ich habe nicht die Ehre, von Ihnen gekannt zu ſeyn. Ich nenne mich Giecanto Gaſtriconi, mehr bekannt unter dem Namen des Pfarrers... Ah! ich komme gleich zur Sache! Signora, welche ich eben ſo wenig die Ehre hatte zu kennen, ließ mich erſuchen, ihr über einen gewiſſen Tomaſo Bianchi Aufſchlüſſe zu geben, mit welchem ich vor ungefähr drei Wochen in den Gefängniſſen von Baſtia ſaß. Was ich Ihnen zu ſagen habe, iſt Folgendes....“

„Nehmt Euch nicht die Mühe,“ unterbrach der Präfekt; „ich habe von einem Menſchen, wie Ihr, nichts anzuhören. Herr della Robbia, ich will gerne glauben, daß Sie nichts von dieſem gehäſſigen Complott wiſſen. Aber ſind Sie Herr in Ihrem Haus? Wenn dieß der Fall iſt, ſo laſſen Sie die Thüre öffnen. Ihre Schweſter wird vielleicht Rechenſchaft geben müſſen wegen der Verbindung, die ſie mit Banditen unterhält.“

„Herr Präfekt,“ rief Colomba, „hören Sie gefälligſt an, was dieſer Mann ſagen wird. Sie ſind hier, um Allen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und Ihre Pflicht iſt, die Wahrheit zu erforſchen. Sprechen Sie, Giecondo Gaſtricone!“

„Hören Sie ihn nicht!“ riefen die drei Barricini im Chorus.

„Wenn die ganze Geſellſchaft auf einmal ſpricht,“ ſagte der Bandit lächelnd, „kann man ſich nicht verſtändlich machen. Zu

dem Gefängniß alſo war mein Genoſſe, nicht mein Freund der in Frage ſtehende Tomaſo. Er erhielt öfters Beſuche von Herrn Orlanduccio..."

„Das iſt falſch," riefen die beiden Brüder zugleich.

„Zwei Verneinungen geben eine Bejahung," bemerkte Caſtriconi kalt. „Tomaſo hatte Geld; er aß und trank auf's Beſte. Ich habe immer einen guten Tiſch geliebt (dieß iſt mein geringſter Fehler) und trotz meiner Abneigung, mit dieſem Menſchen umzugehen, ließ ich mich doch herab, einigemal mit ihm zu ſpeiſen. Aus Erkenntlichkeit ſchlug ich ihm vor, mit mir zu entfliehen... Eine Kleine... gegen welche ich gefällig war, hatte mir die Mittel dazu verſchafft... Ich werde jedoch Niemand compromittiren. Tomaſo weigerte ſich, indem er behauptete, er ſey ſeiner Sache gewiß, der Advokat Barricini habe ihn allen Richtern empfohlen, und er werde weiß gewaſchen und mit Geld in der Taſche entlaſſen werden. Ich meiner Seits glaubte Luft ſchöpfen zu müſſen. Dixi."

„Alles, was dieſer Menſch ſagt, ſind lauter Lügen," wiederholte entſchloſſen Orlanduccio. „Wenn wir im Freien wären, und jeder ein Gewehr hätte, ſo würde er nicht auf dieſe Art ſprechen."

„Das war eine Dummheit!" rief Brandolaccio. „Ueberwerft Euch nicht mit dem Pfaffen, Orlanduccio."

„Werden Sie mich endlich fort laſſen, Herr della Rebbia?" fragte der Präfekt, vor Ungeduld mit dem Fuße ſtampfend.

„Saveria! Saveria!" rief Orſo, „in's T....'s Namen, die Thüre aufgemacht!"

„Einen Augenblick!" ſagte Brandolaccio. „Zuerſt müſſen wir Andern auf und davon ſeyn. Herr Präfekt, es iſt gebräuchlich, wenn man ſich bei gemeinſchaftlichen Freunden trifft, einander auf eine halbe Stunde nach dem Abſchied Waffenſtillſtand zu geben."

Der Präfekt warf ihm einen Blick der Verachtung zu.

„Ich empfehle mich der ganzen Gesellschaft," sagte Brandolaccio. Dann streckte er den Arm horizontal aus: „Allons, Brusco," sagte er zu seinem Hunde, „springe für den Herrn Präfekten!"

Der Hund sprang, die Banditen nahmen eilig ihre Waffen in der Küche, entwichen durch den Garten und auf einen gellenden Pfiff öffnete sich die Thüre wie durch Zauberei.

„Herr Barricini," sagte Orso mit verhaltener Wuth, „ich halte Sie für einen Fälscher. Heute noch werde ich meine Klage gegen Sie wegen Fälschung und Einverständniß mit Bianchi an den königlichen Prokurator schicken. Vielleicht habe ich noch eine schwerere Klage gegen Sie zu führen."

„Und ich, Herr della Rebbia," sagte der Maire, „ich klage Sie an wegen Hinterhalts und Einverständnisses mit Banditen. Indessen mag Sie der Herr Präfekt der Gendarmerie empfehlen.

„Der Präfekt wird seine Pflicht thun," sagte dieser in strengem Tone. „Er wird dafür sorgen, daß die Ordnung in Pietranera nicht gestört werde, und daß Jeder erhält, was recht ist. Ich spreche zu Ihnen Allen, meine Herrn!"

Der Maire und Vincentello waren schon außerhalb des Zimmers, und Orlanduccio folgte ihnen rückwärts gehend, als Orso leise zu ihm sagte: „Ihr Vater ist ein alter Mann, den ich mit einer Ohrfeige niederschmettern würde: deßhalb bestimme ich dieselbe für Sie und Ihren Bruder."

Statt zu antworten, zog Orlanduccio seinen Dolch und warf sich wie ein Wüthender auf Orso; aber bevor er von seiner Waffe Gebrauch machen konnte, fiel ihm Colomba in den Arm und hielt ihn kräftig fest, während Orso ihn mit der Faust in's Gesicht schlug und heftig gegen das Gesims der Thüre stieß. Der Dolch entfiel der Hand Orlanduccio's, aber Vincentello hatte den seinigen gezogen und eilte in das Zimmer zurück, als Colomba auf eine Flinte zusprang und ihm bewies, daß die Partie nicht gleich stehe. Zu gleicher Zeit warf sich der Präfekt zwischen die Kämpfenden.

„Auf baldiges Wiederſehen, Orſi' Anton'!“ ſchrie Orlandaccio: ſchlug dann die Thüre heftig zu und verſchloß ſie mit dem Schlüſſel, um ſeinen Rückzug zu ſichern.

Orſo und der Präfekt blieben eine Viertelſtunde bei einander, ohne ein Wort zu ſprechen, jeder an einem Ende des Zimmers. Colomba, den Siegesſtolz auf der Stirne, betrachtete, auf die Flinte geſtützt, welche den Sieg entſchieden hatte, einen nach dem andern.

„Welches Land! welches Land!“ rief endlich der Präfekt aus, indem er raſch aufſtand. „Herr della Rebbia, Sie hatten Unrecht. Ich verlange Ihr Ehrenwort, ſich jeder Gewaltthätigkeit zu enthalten und zu warten, bis die Juſtiz dieſe verfluchte Sache anmacht.“

„Ja, Herr Präfekt, ich hatte Unrecht, dieſen Elenden zu ſchlagen: aber ich habe ihn nun geſchlagen, und kann ihm die Genugthuung nicht verweigern, die er von mir verlangt hat.“

„Ach nein, er will ſich nicht mit Ihnen ſchlagen! . . . . . Aber wenn er Sie ermordet . . . Sie haben Alles gethan, was ihn dazu bringen kann.“

„Wir werden uns hüten,“ ſagte Colomba.

„Orlandaccio,“ ſagte Orſo, „ſcheint mir ein Mann von Muth zu ſeyn, und ich erwarte Beſſeres von ihm, Herr Präfekt! Er hat zwar ſchnell ſeinen Dolch gezogen, aber an ſeiner Stelle hätte ich vielleicht ebenſo gehandelt; und ich ſchätze mich glücklich, daß meine Schweſter nicht die Fauſt eines verzärtelten Frauenzimmers hat.“

„Sie werden ſich nicht ſchlagen!“ rief der Präfekt; „ich verbiete es Ihnen!“

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß ich in Ehrenſachen keinen andern Ausſpruch anerkenne, als den meines Bewußtſeyns.“

„Ich ſage Ihnen, daß Sie ſich nicht ſchlagen.“

„Sie können mich in Verhaft nehmen, mein Herr . . ., das

heißt, wenn ich mich greifen laſſe. Aber, wenn dieß auch geſchähe, ſo würde das den nunmehr unvermeidlichen Gang nur aufſchieben. Sie ſind ein Mann von Ehre, Herr Präfekt, und wiſſen recht wohl, daß man nicht anders handeln kann."

„Wenn Sie meinen Bruder verhaften ließen," ſetzte Colomba hinzu, „ſo würde die Hälfte des Dorfes ſeine Partei nehmen, und wir könnten ein ſchönes Flintenfeuer erleben."

„Ich ſage es Ihnen voraus, mein Herr," ſagte Orſo, „und ich bitte Sie, mir zu glauben, daß ich nicht prahle; ich ſage Ihnen voraus, daß, wenn Herr Barricini ſeine Gewalt als Maire mißbraucht, um mich verhaften zu laſſen, ich mich vertheidige."

„Von heute an," ſagte der Präfekt, „iſt Barricini von ſeinem Amte ſuspendirt ... Er wird ſich rechtfertigen, ich hoffe es, ... Sehen Sie, mein Herr, ich intereſſire mich für Sie. Was ich von Ihnen verlange, iſt eine Kleinigkeit: verhalten Sie ſich ruhig, bis zu meiner Rückkehr von Corte. Ich werde nicht länger, als drei Tage abweſend ſeyn. Ich werde mit dem Procurator zurückkommen und wir wollen alsdann dieſe traurige Geſchichte aufklären. Verſprechen Sie mir, ſich bis dahin jeder Feindſeligkeit zu enthalten?"

„Ich kann das Verſprechen nicht geben, mein Herr, weil, wie ich vermuthe, Orlanduccio Genugthuung von mir verlangen wird."

„Wie! Herr della Rebbia, Sie, ein franzöſiſcher Soldat, Sie wollen ſich mit einem Menſchen ſchlagen, den Sie einer Fälſchung bezüchtigen?"

„Ich habe ihn geſchlagen, mein Herr."

„Aber, wenn Sie einen Galeerenſträfling geſchlagen hätten, und er von Ihnen Genugthuung verlangte, würden Sie ſich mit ihm ſchlagen? Beklagen wir uns, Herr Orſo, es ſey! ich verlange noch weniger von Ihnen: ſuchen Sie nur Orlanduccio nicht auf!... Ich erlaube Ihnen, ſich zu ſchlagen, wenn er ein Stelldichein fordert!"

„Er wird mich fordern, ich zweifle nicht; aber ich verspreche Ihnen, ihm keine zweite Ohrfeige mehr zu geben, um ihn herauszufordern."

„Welches Land!" wiederholte der Präfekt mit großen Schritten auf- und abgehend. „Wann werde ich einmal wieder nach Frankreich zurückkehren?"

„Herr Präfekt," sagte Colomba, mit der sanftesten Stimme, „es wird spät, wollen Sie uns die Ehre erzeigen, hier zu frühstücken?"

Der Präfekt konnte sich des Lachens nicht enthalten. — „Ich bin schon zu lange hier geblieben.... Das würde einer Parteilichkeit gleichen.... Und dieser verdammte Grund-Stein!... Ich muß abreisen... Signora della Rebbia,... welches Unglück haben Sie vielleicht heute angerichtet!"

„Herr Präfekt, Sie werden meiner Schwester wenigstens die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, zu glauben, daß ihre Ueberzeugungen einen tiefen Grund haben, und Sie selbst, — dessen bin ich nun gewiß, — zweifeln nicht mehr an der wahren Sachlage."

„Adieu, mein Herr, sagte der Präfekt mit der Hand winkend. „Ich zeige Ihnen an, daß ich den Brigadier der Gendarmerie beauftragen werde, alle Ihre Schritte zu beobachten."

Als der Präfekt sich entfernt hatte, sagte Colomba: „Orso, Du bist hier nicht auf dem Festlande. Orlanduccio weiß nichts von Euren Duellen, und zudem darf dieser Elende nicht den Tod eines Tapfern sterben."

„Colomba, meine Liebe, Du bist ein starkes Mädchen. Ich bin Dir viel Dank schuldig, daß Du mich vor einem guten Dolchstoß bewahrt hast. Gib mir Deine kleine Hand, daß ich sie küsse! Aber, ich bitte Dich, jetzt laß mich machen. Es gibt gewisse Dinge, welche Du nicht verstehst. Reiche mir das Frühstück, und sobald der Präfekt abgereist ist, laß mir die kleine Chilina rufen, welche die Aufträge, die man ihr ertheilt, so vortreff-

lich auszurichten scheint. Ich werde ihr einen Brief zu besorgen geben."

Während Colomba das Frühstück bereitete, begab sich Orso auf sein Zimmer und schrieb folgendes Billet:

„Sie müssen Eile haben, mit mir zusammenzutreffen; ich wünsche es nicht weniger. Morgen früh um sechs Uhr können wir uns in dem Thale Acquaviva treffen. Ich weiß gut mit der Pistole umzugehen, und schlage Ihnen daher diese Waffe nicht vor. Man sagt, Sie schießen gut mit der Flinte: nehmen wir jeder eine Doppelflinte. Ich werde in Begleitung eines Mannes aus dem Dorfe kommen. Wenn Ihr Bruder Sie begleiten will, so nehmen Sie einen zweiten Zeugen und benachrichtigen Sie mich davon. In diesem Falle allein werde ich zwei Zeugen haben.

Orso Antonio della Rebbia."

Nachdem sich der Präfekt eine Stunde bei dem Adjunkten des Maire verweilt hatte und dann auf einige Minuten bei den Barricini eingetreten war, reiste er nach Corte ab, in Begleitung eines einzigen Gendarmen. Eine Viertelstunde später übergab Chilina das eben angeführte Briefchen in Orlanducsio's eigene Hände.

Die Antwort ließ auf sich warten und kam erst Abends. Sie war von Barricini, dem Vater, unterzeichnet. Er meldete Orso, daß er den Drohbrief an seinen Sohn dem königlichen Procurator übergeben werde. „Mit ruhigem Gewissen," setzte er schließend hinzu, „erwarte ich, daß die Justiz über Ihre Verläumdungen entscheide."

Indessen trafen, von Colomba beschieden, fünf oder sechs Hirten ein, um den Thurm der della Rebbia zu besetzen. Ungeachtet der Protestationen Orso's brachte man Archere an den Fenstern an, welche auf den Platz giengen, und den ganzen Abend erhielt er von verschiedenen Personen im Orte Dienstanerbietungen. Sogar von dem theologischen Banditen kam ein Brief an.

worin er in ſeinem und Brandolaccio's Namen einzuſchreiten verſprach, wenn der Maire die Gendarmerie zu ſeinem Beiſtand nehmen ſollte. Er ſchloß mit der Nachſchrift: „Darf ich es wagen, Sie zu fragen, was der Herr Präfekt von der vorzüglichen Erziehung denkt, die mein Freund ſeinem Hunde Bruco gibt? Nach Chilina kenne ich keinen gelehrigeren Schüler, der glücklichere Anlagen zeigte.“

XVI.

Der folgende Tag verging ohne Feindſeligkeiten. Von beiden Seiten hielt man ſich auf der Defenſive. Orſo verließ ſein Haus nicht und die Thüre der Barricini blieb beſtändig verſchloſſen. Man ſah die fünf Gendarmen, die als Garniſon in Pietranera geblieben waren, auf dem Platze oder in der Umgegend des Dorfes ſpazieren gehen, in Begleitung des Feldſchützen, der allein die Nationalgarde von Pietranera bildete. Der Adjunkt legte ſeine Schärpe nicht ab; mit Ausnahme der Archere an den Fenſtern der beiden feindlichen Häuſer verrieth nichts den Kriegsſtand. Ein Corſe allein konnte nur die Bemerkung machen, daß man auf dem Platze um die grüne Eiche herum nur Frauen ſehe.

Um die Zeit des Abendeſſens zeigte Colomba mit freudiger Miene ihrem Bruder folgenden Brief, den ſie von Miß Nevil erhalten hatte:

„Meine liebe Colomba, ich vernehme mit vielem Vergnügen aus einem Briefe Ihres Bruders, daß Ihre Feindſeligkeiten beendigt ſind. Empfangen Sie meine Glückwünſche. Mein Vater kann Ajaccio nicht mehr ausſtehen, ſeitdem Ihr Bruder nicht mehr vom Kriege mit ihm ſpricht und mit ihm jagt. Wir reiſen heute ab, und werden die Nacht bei Ihrer Verwandten zubringen, an die wir einen Brief haben. Uebermorgen gegen eilf Uhr werden wir eintreffen, und Sie um einen Imbiß von jenem

Bruccio bitten, der im Gebirg gemacht wird und, wie Sie behaupten, den in der Stadt weit übertrifft.

Adieu, liebe Colomba! — Ihre Freundin

Lydia Nevil."

„Sie hat also meinen zweiten Brief nicht erhalten?" rief Orſo.

„Aus dem Datum des ihrigen ſiehſt Du, daß Fräulein Lydia unterwegs ſeyn mußte, als Dein Brief in Ajaccio ankam. Schriebſt Du ihr denn, ſie ſolle nicht kommen?"

„Ich ſchrieb ihr, daß wir uns im Belagerungszuſtande befinden! dieß iſt, wie mir däucht, keine Lage, um Geſellſchaft zu empfangen."

„Bah; dieſe Engländer ſind ſonderbare Leute. Sie ſagte mir in der letzten Nacht, die ich in ihrem Zimmer zubrachte, daß es ihr ſehr leid thun würde, Corſika zu verlaſſen, ohne eine ſchöne Vendetta geſehen zu haben. Wenn Du es willſt, Orſo, könnte man ihr das Schauſpiel eines Angriffs auf das Haus unſerer Feinde geben."

„Weißt Du," ſagte Orſo, „daß die Natur ſehr unrecht gethan hat, aus Dir ein Frauenzimmer zu machen, Colomba? Du wäreſt ein vortrefflicher Soldat geworden."

„Vielleicht. Auf jeden Fall werde ich meinen Bruccio machen."

„Das iſt unnöthig. Man muß Jemand ſchicken, der ſie aufhält, bevor ſie hierher aufbrechen."

„Was? Du willſt in ſolchem Wetter einen Boten fortſchicken, damit ein Regenguß ihn ſammt Deinem Brief fortſchwemme? ... Wie bedaure ich die armen Banditen in dieſem Wetter! Glücklicherweiſe haben ſie gute Pioni*) ... Weißt Du, was man thun muß, Orſo? Wenn das Unwetter vorüber iſt, reiſe morgen ſehr früh ab, dann kommſt Du zu unſerer Baſe, ehe Deine engliſchen Freunde aufbrechen. Das wird Dir leicht ſeyn, Miß

*) Dichte Mäntel mit Kapuzen.

Lydia ſteht immer ſpät auf. Du erzählſt ihr, was bei uns vorgegangen; und wenn ſie dennoch auf ihrem Beſuche beharren, ſo werden wir ſie mit großem Vergnügen empfangen."

Orſo beeilte ſich, dieſem Vorſchlag ſeine Zuſtimmung zu geben, und nach kurzem Stillſchweigen fuhr Colomba fort:

„Du glaubſt vielleicht, Orſo, ich ſcherzte, als ich von einem Angriff auf das Haus der Barricini ſprach. Weißt Du, daß wir die Nacht dazu haben? Zwei gegen Einen auf's Wenigſte. Seitdem der Präfekt den Maire abgeſetzt hat, ſind alle Leute vom Orte hier für uns. Wenn Du willſt, gehe ich an den Brunnen und ſpotte über ihre Frauen; ſie werden dann herauskommen ... Vielleicht ..denn ſie ſind ſo feige! vielleicht ſchießen ſie durch ihre archere auf mich; ſie fehlen mich. Dann iſt Alles gut! ſie ſind die Angreifer. Um ſo ſchlimmer, wenn ſie unterliegen! Wie könnte die Juſtiz nachher aus einem Getümmel diejenigen heraus finden, welche einen guten Schuß gethan haben? Glaube Deiner Schweſter, Orſo: die Schwarzröcke werden erſcheinen, viel Papier verſchmieren und viel unnütze Worte reden. Aber es wird nichts herauskommen. Der alte Fuchs hatte dann ſelbſt ein Intereſſe, ihnen am hellen Mittag die Geſtirne der Nacht zu zeigen. — Ha! hätte ſich der Präfekt nicht vor Vincentello geſtellt, ſo wäre jetzt einer weniger!"

Alles dieß ſagte ſie mit einer Kaltblütigkeit, wie einen Augenblick früher, daß ſie den Bruccie bereiten werde.

Der erſtarrte Orſo betrachtete ſeine Schweſter mit einer Miſchung von Verwunderung und Furcht.

„Meine ſüße Colomba," ſagte er, ſich vom Tiſche erhebend, „ich fürchte, Du biſt ein leibhaftiger Teufel; aber ſey ruhig! Wenn es mir nicht gelingt, die Barricini an den Galgen zu bringen, ſo werde ich Mittel finden, auf andere Weiſe zum Ziele zu kommen. Warme Kugel oder kaltes Eiſen! Du ſiehſt, daß ich das Corſiſche nicht vergeſſen habe."

„Je früher desto besser," sagte Colomba mit einem Seufzer. „Welches Pferd reitest Du, Orso' Anton?"

„Den Rappen. Warum fragst Du mich dieß?"

„Um ihm Gerste geben zu lassen."

Als Orso sich in sein Zimmer zurückgezogen hatte, schickte Colomba die kleine Saveria und die Hirten zu Bett und blieb allein in der Küche, wo sie den Brueeio bereitete. Von Zeit zu Zeit horchte sie und schien mit Ungeduld zu erwarten, daß sich ihr Bruder niederlege. Als sie ihn endlich eingeschlafen glaubte, nahm sie ein Messer, überzeugte sich, daß es scharf war, schlüpfte mit ihren kleinen Füßen in große Holzschuhe, und begab sich, ohne das geringste Geräusch zu machen, in den Garten.

Der Garten, von Mauern umgeben, stieß an eine ziemlich große, von Hecken umzäunte Fläche, auf welcher man die Pferde laufen ließ, denn die corsischen Pferde kennen den Stall nicht. Gewöhnlich dürfen sie frei herumlaufen, und man überläßt es ihnen, ihr Futter zu finden, und sich vor dem Regen und der Kälte zu schützen.

Colomba öffnete mit derselben Vorsicht die Gartenthüre, trat in den umzäunten Platz, pfiff leise und lockte so die Pferde an sich, welchen sie oft Salz und Brod brachte. Als der Rappe herankam, faßte sie ihn kräftig an der Mähne und schlitzte ihm das Ohr mit ihrem Messer auf. Das Pferd machte einen ungeheuren Satz und entfloh mit dem gellenden Tone, den ein heftiger Schmerz den Thieren dieser Art manchmal entlockt. Zufrieden damit, kehrte Colomba wieder in den Garten zurück, als Orso das Fenster öffnete und rief: „Wer da?" Gleichzeitig hörte sie auch, daß er seine Flinte ergriff. Zum Glück für sie stand die Gartenthüre völlig im Dunkeln, zum Theil von einem großen Feigenbaum überschattet. Bald bemerkte Colomba an den Lichtfunken in dem Zimmer ihres Bruders, daß er seine Lampe anzuzünden suche. Eiligst verschloß sie die Gartenthüre wieder, schlich langs der Mauer hin, so daß sich ihr schwarzer

Anzug mit den dunklen Blättern der Spalierbäume vermengte, und erreichte einige Augenblicke zuvor wieder die Küche, ehe Orſo daſelbſt erſchien.

„Was gibt es?“ fragte ſie ihn.

„Es ſchien mir,“ ſagte Orſo, „als habe man die Gartenthüre geöffnet.“

„Unmöglich. Der Hund würde angeſchlagen haben. Wir wollen übrigens ſehen.“

Orſo machte die Runde im Garten, und nachdem er ſich überzeugt hatte, daß die äußere Thüre gut verſchloſſen war, ſuchte er, dieſes blinden Lärms wegen ein wenig beſchämt und verſtimmt, ſein Zimmer wieder zu gewinnen.

„Ich ſehe es gern, mein Bruder,“ ſagte Colomba, „daß Du vorſichtig wirſt, wie man es in Deiner Lage ſeyn muß.“

„Du biſt meine Lehrmeiſterin,“ erwiderte Orſo. „Gute Nacht!“

Mit dem Anbruch des Tages erhob ſich Orſo und ſchickte ſich zur Abreiſe an. Sein Anzug verrieth zugleich die geſuchte Sorgfalt eines Mannes, welcher ſich einer Dame vorſtellen will, der er gern gefallen möchte, und die Vorſicht eines Corſen. Ueber einem knapp anſchließenden Rocke trug er an einem grünſeidenen Wehrgehänge eine kleine Büchſe von weißem Blech mit Patronen gefüllt; ſein Dolch ſteckte in der Seitentaſche und in der Hand hielt er die ſchöne, ſcharf geladene Flinte. Während er haſtig eine Taſſe Kaffee austrank, die ihm Colomba eingeſchenkt hatte, war einer der Hirten hinausgegangen, um das Pferd zu ſatteln und aufzuzäumen. Orſo und ſeine Schweſter folgten bald und traten in den umzäunten Platz. Der Hirte hatte ſich des Pferdes bemächtigt, aber Zaum und Sattel fallen laſſen, und ſchien von Schrecken ergriffen zu ſeyn, während das Pferd, welches ſich der Wunde von der vorhergehenden Nacht noch erinnerte und für das andere Ohr fürchtete, ſich bäumte, anſchlug, wieherte und teufelmäßig tobte.

„Vorwärts, spute Dich!“ rief ihm Orſo zu.

„Ach! Orſ' Anten! Ach! Orſ' Anten!“ rief der Hirt, „Blut der Madonna! ꝛc.“ Und es folgten zahl- und namenloſe Verwünſchungen, die ſich meiſt nicht überſetzen laſſen.

„Was iſt denn vorgegangen?“ fragte Colomba.

Man näherte ſich dem Pferde und als man das Blut und ein Ohr aufgeſchlitzt ſah, erhob ſich ein allgemeiner Ausruf der Ueberraſchung und des Unwillens. Man muß wiſſen, daß die Verſtümmelung des dem Feinde gehörigen Pferdes für den Corſen zugleich eine Rache, eine Herausforderung und eine Todesdrohung iſt. „Nur ein Flintenſchuß kann dieſe Schändlichkeit wieder gut machen.“ Obwohl Orſo, welcher lange auf dem Feſtlande gelebt hatte, die ungeheure Größe der Schmach weniger empfand, als ein Anderer, ſo hätte er dennoch, wenn in dieſem Augenblick ein Barricini ihm vor's Geſicht gekommen wäre, denſelben höchſt wahrſcheinlich ſogleich für die Schmach büßen laſſen, die nach ſeiner Meinung nur von ſeinen Feinden ausgegangen ſeyn konnte. — „Die feigen Schurken!“ rief er, „ſich an einem armen Thiere zu rächen, während ſie es nicht wagen, ſich mir gegenüberzuſtellen.“

„Was warten wir noch?“ rief Colomba ungeſtümm. „Sie haben uns beſchimpft, unſere Pferde verſtümmelt, und wir ſollten ihnen nicht erwidern? Seyd Ihr Männer?“

„Rache!“ riefen die Hirten. „Führen wir das Pferd im Dorfe herum, und ſtürmen wir dann ihr Haus.“

„Eine mit Stroh bedeckte Scheune ſtößt an ihren Thurm,“ ſagte der alte Polo Griffo, „die will ich im Nu in Flammen ſetzen.“ — Ein Anderer ſchlug vor, alsbald die Leitern vom Glockenthurm der Kirche zu holen; ein Dritter, die Thüren des Hauſes der Barricini mit einem Balken einzuſtoßen, der auf dem freien Platze lag, und zu einem Bau beſtimmt war. Mitten unter dieſen wüthenden Stimmen vernahm man die Colomba's, welche ihren Anhängern erklärte, daß, bevor man an's

Werk gehe, Jeder von ihr ein Glas Anisbranntwein erhalten werde.

Unglücklicher- oder vielmehr glücklicherweiſe verfehlte die Grauſamkeit gegen das arme Thier, von der Colomba ſich ſo viel verſprochen hatte, bei Orſo größtentheils ihren Zweck. Er zweifelte nicht daran, daß dieſe arge Verſtümmelung das Werk eines ſeiner Feinde ſey, und ſchrieb ſie beſonders Orlanduccio zu: aber er glaubte nicht, daß dieſer junge Mann, von ihm herausgefordert und geſchlagen, ſeine Schande durch Aufſchlitzung eines Pferdeohres getilgt hätte. Im Gegentheil, dieſe gemeine und lächerliche Rache vermehrte ſeine Verachtung gegen ſeine Gegner, und er war jetzt der Anſicht des Präfekten: dergleichen Leute verdienen nicht, daß man ſich mit ihnen meſſe. Sobald er ſich Gehör verſchaffen konnte, befahl er ſeinen beſtürzten Anhängern, ihren kriegeriſchen Abſichten zu entſagen, da die Juſtiz, welche in Kurzem eintreffen müſſe, das Ohr ſeines Pferdes hinlänglich rächen werde. — „Ich bin hier Herr,“ ſetzte er in ſtrengem Tone hinzu, „und erwarte, daß man mir gehorcht. Dem Erſten, der ſich noch einmal unterſtehe, von Mord oder Brand zu ſprechen, wäre ich leicht im Stand, eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Man ſattle mir ſchnell den Schimmel!“

„Wie? Orſo,“ ſagte Colomba, indem ſie ihn zurückhielt, Du duldeſt es, daß man uns beleidigt! Zu Lebzeiten unſeres Vaters würden die Barricini nicht gewagt haben, eines unſerer Thiere zu verſtümmeln.“

„Ich verſpreche Dir, daß ſie es bereuen ſollen; aber Gendarmen und Kerkermeiſter müſſen Elende beſtrafen, die nur gegen Thiere Muth zeigen. Ich habe Dir ſchon geſagt, die Juſtiz wird mich an ihnen rächen... wo nicht... ſo haſt Du nicht nöthig, mich daran zu erinnern, weſſen Sohn ich bin.“

„Geduld!“ ſagte Colomba ſeufzend.

„Denke daran, meine Schweſter,“ fuhr Orſo fort, „daß ich es Dir nie verzeihen werde, wenn ich nach meiner Rückkehr

finde, daß Jemand gegen die Barricini Demonſtrationen gemacht hat." Dann ſetzte er in ſanfterem Tone hinzu: „Es iſt ſehr wohl möglich, ſogar wahrſcheinlich, daß ich mit dem Oberſten und ſeiner Tochter bis her zurückkehre, ſorge, daß ihre Zimmer in Ordnung ſind, daß das Frühſtück gut iſt, damit ſich unſere Gäſte ſo wenig als möglich ſchlecht befinden. Es iſt wohl gut, Colomba, Muth zu haben, aber ein Frauenzimmer muß auch ein Hausweſen zu führen wiſſen. Komm', küſſe mich und ſey vernünftig; der Schimmel iſt geſattelt."

„Orſo," ſagte Colomba, „Du wirſt nicht allein reiſen."

„Ich brauche Niemand," ſagte Orſo, „und ich ſtehe Dir dafür, daß ich mir das Ohr nicht werde ſchlitzen laſſen."

„Oh! nimmer ſollſt Du mir in Kriegszeiten allein reiſen! He! Polo Griffo! Giem' Francé! Memmo! nehmt Eure Flinten und begleitet meinen Bruder."

Nach einem ziemlich lebhaften Streit mußte ſich Orſo darein ergeben, ſich von einer Bedeckung begleiten zu laſſen. Er wählte unter ſeinen Hirten die eifrigſten aus, d. h. die, welche die meiſte Luſt gezeigt hatten, den Krieg zu beginnen; dann wiederholte er ſeine Ermahnungen an ſeine Schweſter und die zurückbleibenden Hirten, brach auf und nahm diesmal einen Umweg, um das Haus der Barricini zu vermeiden.

Sie waren ſchon weit von Pietranera entfernt und ritten mit großer Eile, als der alte Polo Griffo beim Uebergang über einen kleinen Bach, der ſich in einem Sumpfe verlor, mehrere Schweine bemerkte, die im Kothe lagen, ſich ſonnten und dann wieder abkühlten. Sogleich legte er auf das größte an, ſchoß es durch den Kopf und es blieb auf dem Platze. Die Kameraden des Todten erhoben ſich und entfloh en mit einer überraſchenden Geſchwindigkeit; und obwohl der andere Hirte auch Feuer auf ſie gab, ſo gelangten ſie doch wohlbehalten in ein Dickicht, wo ſie verſchwanden.

„Dummköpfe," rief Orſo; „Ihr haltet Schweine für Eber."

„Nicht doch, Orſ' Anton," erwiderte Polo Griffe; „aber die Heerde gehört dem Advokaten, und das iſt Wiedervergeltung für die Verſtümmelung unſerer Pferde."

„Wie, Schurken?" rief Orſo außer ſich vor Wuth, „Ihr ahmt die Niederträchtigkeit unſerer Feinde nach! Verlaßt mich, Elende, ich brauche Euch nicht. Ihr ſeyd zu nichts gut, als Euch mit Schweinen herum zu balgen. Ich ſchwöre bei Gott, daß ich Euch die Köpfe zerſchlage, wenn Ihr mir zu folgen wagt."

Die zwei Hirten ſahen einander beſtürzt an. Orſo gab ſeinem Pferd die Sporen und verſchwand im Galopp.

„Nun wohl!" ſagte Polo Griffe, „der Oberſt, ſein Vater, wollte Dich auch einmal fortjagen, weil Du einſt auf den Advoten anlegteſt... Es war dumm genug, nicht zu ſchießen!.. Und der Sohn.... Du ſiehſt, was ich für ihn gethan habe.... Er ſpricht vom Zerſchlagen meines Kopfes, wie von einer Flaſche, welche keinen Wein mehr hält. Das muß man auf dem Feſtlande lernen, Memmo."

„Ja, und wenn man es erfährt, daß Du dieſes Schwein erſchoſſen haſt, wird man Dir den Proceß machen und Orſ' Anton wird weder mit den Richtern reden, noch den Advokaten bezahlen. Glücklicherweiſe hat Dich Niemand geſehen, und die heilige Nega iſt da, um Dich aus dem Spiele zu ziehen."

Nach einer kurzen Berathung kamen die Hirten überein, es würde am klügſten ſeyn, das Schwein in eine Lache zu werfen; dieſes Projekt führten ſie auch aus, aber erſt nachdem jeder einige Stücke abgeſchnitten hatte von dem unſchuldigen Opfer der della Rebbia und der Barricini.

XVII.

Seiner undisciplinirten Begleitung entledigt, ritt Orſo weiter, indem er mehr des Vergnügens, Miß Nevil wiederzuſehen, als der Furcht, ſeinen Feinden zu begegnen, gedachte.

Der Prozeß, dachte er, welcher mir mit diesen elenden Barricinis bevorsteht, wird mich nothwendig nach Bastia führen, warum sollte ich Miß Nevil nicht begleiten? Warum sollten wir von Bastia aus nicht miteinander in das Bad von Orezza reisen? Und sofort riefen ihm Jugenderinnerungen diese malerische Gegend in's Gedächtniß zurück. Er glaubte sich auf eine grüne Aue an den Fuß tausendjähriger Kastanienbäume versetzt. Auf dem Rasen einer glänzenden Wiese, deren blaue Blumen den Augen glichen, die ihm zulächelten, sah er Miß Lydia neben sich sitzen. Sie hatte ihren Hut abgelegt, und ihre blonden Locken, feiner und weicher als Seide, schimmerten wie Silber in der Sonne, welche durch die Zweige blinkte. Ihre meerblauen Augen dauchten ihm blauer als das Firmament. Ihre Wange auf die Hand stützend, berchte sie sinnend auf die Liebeswerte, die er zitternd an sie richtete. Sie trug das Mousselinkleid, welches sie am letzten Tage, da er sie zu Ajaccio sah, an hatte. Aus den Falten dieses Kleides entschlüpfte ein kleiner Fuß, den schwarzsammtne Schuhe umschlossen. Orfo stellte sich vor, wie glücklich er wäre, dieses Füßchen küssen zu dürfen: aber eine der Hände Miß Lydia's war nicht behandschuht und hielt ein kleines Päckchen. Orfo nahm letzteres, und Lydia's Hand drückte die seinige; er küßte das Päckchen, dann die Hand, und man erzürnte sich nicht darob... Alle diese Gedanken verhinderten ihn, auf den Weg zu sehen, den er eingeschlagen, und doch trabte er immer weiter. Eben wollte er Lydias weiße Hand in der Vorstellung zum zweiten Mal küssen, als er bemerkte, daß er in der Wirklichkeit den Kopf seines plötzlich anhaltenden Pferdes küßte: darum zwar, weil die kleine Ebilina demselben den Weg versperrte und es am Zügel nahm.

„Wohin so? Orfo Anton! Wisset Ihr nicht, daß Euer Feind nahe ist?"

„Mein Feind?" schrie Orfo wüthend, in einem so günstigen Augenblick unterbrochen zu werden. „Wo ist er?"

„Orlandueeie lauſche hier in der Nähe. Er paßt auf Euch. Kehret um, kehret um!“

„Ah! er erwartet mich? Haſt Du ihn geſehen?“

„Ja, Orſ' Anten! ich lauerte im Geſträuch, als er vorüberging. Er ſah ſich mit ſeiner Brille nach allen Seiten um.“

„Welche Richtung ſchlug er ein?“

„Er gieng da hinab, wohin Ihr reitet.“

„Danke.“

„Orſ' Anten, würdet Ihr nicht gut daran thun, meinen Oheim zu erwarten? Er muß bald kommen, und bei ihm wäret Ihr in Sicherheit.“

„Fürchte nichts, Chili, ich brauche Deinen Oheim nicht.“

„Wenn Ihr erlaubtet, gienge ich vor Euch her.“

„Danke, danke.“

Und Orſe gab ſeinem Pferde die Sporen, indem er eiligſt die Richtung einſchlug, welche ihm die kleine Chilina bezeichnet hatte.

Seine erſte Bewegung war ein wüthender Ausbruch des Zorns geweſen, und er hatte gedacht, daß ihm das Glück eine treffliche Gelegenheit darbiete, dieſen Elenden zu züchtigen, der ein Pferd verſtümmelte, um ſich für eine Ohrfeige zu rächen. Je mehr er aber vorwärts ritt, um ſo mehr gedachte er des halben Verſprechens, das er dem Präfekten gethan, und befürchtete zugleich des Beſuchs von Miß Nevil verluſtig zu werden, weßhalb er bald beinahe wünſchte, dem Orlandueeie nicht zu begegnen. Doch gleich darauf ſpornten ihn die Erinnerung an ſeinen Vater, die Mißhandlung ſeines Pferdes und die Drohungen ſeines Feindes an, Letzteren aufzuſuchen, damit er ihn fordere und zum Zweikampf zwinge. So von entgegengeſetzten Entſchlüſſen getrieben, ritt er immer vorwärts; doch jetzt mit Vorſicht, Geſträuche und Hecken genau betrachtend und zuweilen ſogar anhaltend, um dem unbeſtimmten Geräuſch zu lauſchen, das man auf freiem Felde vernimmt. Zehn Minuten nachdem

er die kleine Ghilma verlassen (es war ungefähr um neun Uhr Morgens), befand er sich am Rand eines äußerst abschüssigen Bergabhanges. Der Weg, oder vielmehr der kaum bemerkbare Fußpfad, dem er folgte, führte durch ein frisch verbranntes Maquis. Hier war die Erde mit weißlicher Asche bedeckt, und nur hin und wieder starrten noch einige von der Glut geschwärzte, entlaubte Gesträuche und Stämme aus der Verödung empor, obwohl gleichfalls ohne Lebenssaft. Wenn man ein verbranntes Maquis sieht, so glaubt man sich in eine nordische Winterlandschaft versetzt und der Contrast der Trockenheit der von den Flammen heimgesuchten Stellen mit der üppigen Vegetation ringsumher macht ihren Anblick noch traurigen und öder. Aber an dieser Landschaft sah Orso für jetzt nur einen Umstand, freilich in seiner Lage einen hochwichtigen: die Nacktheit der Erde verbürgte ihm die Unmöglichkeit eines Hinterhalts; und ein Mann, der jeden Augenblick befürchten muß, es könnte hinter dem nächsten Busch ein auf seine Brust gerichteter Flintenlauf hervorblinken, sieht einen offen daliegenden Grund und Boden nothwendig für eine Art Oase an. Auf das verbrannte Maquis folgten mehrere angebaute Felder, welche, nach dem Landesbrauch, bis zur Brusthöhe mit trockenen Steinen umfriedet waren. Der Fußweg führte zwischen diesen Umfriedigungen hindurch, die vom Ferne den Anblick dichter Gehölze darboten wegen der unregelmäßig durcheinander gerankten, ungeheuren Kastanienbäume.

Da Orso in Folge des immer rauher und steiler werdenden Pfades abzusteigen genöthigt war, so legte er seinem Pferde den Zügel über den Hals, ließ es frei laufen und stieg selber ermüdenden Fußes und oft auf der schlüpfrigen Asche ausgleitend den Abhang hinab. Er befand sich höchstens fünfundzwanzig Schritte von einer jener Stein-Umfriedungen zur Rechten des Weges, als er, just sich gegenüber, zuerst einen Gewehrlauf, dann einen die Mauer überragenden Menschenkopf gewahrte.

Das Gewehr wurde angelegt, und er erkannte den Orlanducci, welcher abzudrücken im Begriff war. Rasch setzte sich Orso in Vertheidigungszustand, und beide starrten sich, auf einander zielend, einige Sekunden mit jener peinlichen Aufregung an, welche auch den Tapfersten durchzuckt, wenn er im Begriff ist, den Tod zu geben oder zu empfangen.

„Elender Feigling!“ schrie Orso... Und noch waren die beiden Worte seinen Lippen nicht ganz entfahren, als er die Flamme von Orlanducci's Gewehr erblickte; und gleichzeitig sprang, auf der andern Seite des Platzes, ein zweiter Schuß zu seiner Linken los, abgedrückt von einem Manne, den er noch nicht wahrgenommen hatte, und der ihn von dem Posten hinter einer andern Mauer aufs's Korn nahm. Beide Kugeln hatten ihn getroffen; die des Orlanducci drang ihm durch den linken Arm, welchen er beim Zielen preis gab; die andere schlug ihm auf die Brust, zerriß sein Kleid, plattete sich jedoch glücklicher Weise an der Klinge seines Stilets, der sie begegnete, ab, und machte nur eine leichte Quetschung. Orso's linker Arm sank schlaff an seiner Hüfte hinab, und der Lauf seiner Büchse neigte sich einen Augenblick; aber er hob denselben blitzschnell wieder, richtete das Gewehr mit der rechten Hand allein und gab Feuer auf Orlanducci. Der Kopf seines Feindes, den er nur bis zu den Augen entdeckte, verschwand hinter der Mauer. Da wendete sich Orso zur Linken und drückte seinen zweiten Schuß auf einen von Pulverdampf umgebenen Mann ab, den er kaum bemerkte. Auch diese Gestalt verschwand. Die vier Schüsse waren einander mit unglaublicher Geschwindigkeit gefolgt, und nie haben exercirte Soldaten ein schnelleres Retirenfeuer gemacht. Nach Orso's letztem Schuß wurde Alles wieder stille. Langsam stieg der Rauch seiner Büchse zum Himmel. Keine Bewegung hinter der Mauer; nicht das leiseste Geräusch. Ohne den Schmerz, welchen er im Arm fühlte, hätte er glauben können, die Man-

ner, auf welche er zielte, seyen Phantome seiner Einbildungskraft gewesen.

Eine zweite Einladung der Gewehre erwartend, machte Orso einige Schritte, um sich hinter einem bei dem Brande des Manns stehen gebliebenen Baumstumpf zu decken. So geschützt, nahm er seine Büchse zwischen die Kniee und lud sie eiligst wieder. Indeß litt er unaussprechlich an seinem linken Arm, und es schien ihm, als trage er eine ungeheure Last. Was war aus seinen Widersachern geworden? Er konnte es nicht begreifen. Wären sie geflohen, wären sie verwundet, so hätte er sicherlich ein Geräusch, irgend eine Bewegung der Zweige vernehmen müssen. Oder waren sie todt? oder warteten sie nicht vielmehr, hinter dem Versteck ihrer Mauern, eine neue Gelegenheit ab, auf ihn zu schießen? In dieser Ungewißheit und da er seine Kräfte allmählig schwinden fühlte, kniete er mit dem rechten Fuß auf die Erde, stützte seinen verwundeten Arm auf das linke Knie und legte sein Gewehr auf einem todten Aste des Baumstrunkes auf. Den Finger am Drücker, das Auge auf die Mauer geheftet, das Ohr gespannt auf jedes Geräusch, — so blieb er einige Minuten, die ihm Jahrhunderte schienen, unbeweglich. Endlich ließ sich weit hinter ihm ein Schrei vernehmen, und bald blieb ein Hund, der pfeilschnell den Abhang herabrannte, schweifwedelnd vor ihm stehen. Es war Brutus, der Schüler und Begleiter der Banditen, welcher ohne allen Zweifel die Ankunft seines Herrn meldete, und nie war ein ehrlicher Mann mit größerer Ungeduld erwartet worden. Der Hund hob die Schnauze empor, drehte sich nach der nächsten Umfriedigung und schnüffelte besremdet. Plötzlich brach er in ein dumpfes Knurren aus, sprang mit einem Satz über die Mauer, und war sich eben so schnell wieder auf der Brüstung, von wo aus er Orso starr anlah; in seinen Augen malte sich die Ueberraschung so deutlich, als dieß bei einem Hunde seyn kann; dann hob er die Nase abermals in die Luft, diesmal in der Richtung nach dem an-

tern Gehege, deſſen Mauer er gleichfalls überſprang. Nach einer Sekunde erſchien er wieder auf der Brüſtung und bewies das gleiche Erſtaunen und Befremden: dann lief er in das Magazin mit niedergeſchlagenem Schweif, ſtets Orſo anblickend und ſich langſam mit einer Seitenwendung entfernend, bis er ſich in einiger Entfernung befand. Jetzt rannte er aus Leibeskräften und faſt ebenſo windſchnell, als er herabgekommen, den Abhang hinauf, einem Manne entgegen, welcher trotz der Abſchüſſigkeit des rauhen Pfades mit raſchen Schritten herannahte.

„In Hülfe, Brando!“ rief Orſo, ſobald er glaubte, daß ſeine Stimme ihn erreichen könne.

„He! Orſ' Ameu! Sie ſind verwundet!“ fragte ihn Brandelaccio, athemlos herkeuchend. „Im Leib oder an den Gliedern?....“

„Nein. Arm.“

„An Arm? Das hat nichts zu ſagen! Und der Andere?“

„Ich glaub', ich hab' ihn getroffen.“

Brandelaccio lief, ſeinem Hunde folgend, zur nächſten Umfriedigung und bemühte ſich hinüber, um hinter die Mauer zu ſehen. Jetzt zog er ſeine Nähe und ſagte:

„Gruß dem Signore Orlandaccio!“ Dann ſich nach Orſo hinwendend, grüßte er dieſen gleichfalls mit ernſter Miene, ſprechend: „Hier iſt Einer, den ich einen ſattſam abgefertigten Mann nennen möchte.“

„Lebt er noch?“ fragte Orſo, der kaum athmen konnte.

„Oh! er wird ſich wohl hüten! Die Kugel, welche Sie ihm in's Auge gejagt, macht ihm zu großen Kummer. Bist der Madonna, welches Loch! Ein gutes Gewehr, meiner Treu! Welches Kaliber! Das ſchlägt einem das Gehirn in Scherben! Hören Sie, Orſ' Ameu! als ich zuerſt hörte: piff! paff! da dachte ich: Donnerwetter, ſie machen mir meinen Lieutenant ab! Dann höre ich: bum, bum! Ah! dachte ich, jetzt packt das engliſche Gewehr: es gibt Appell... Aber, Brando, was willſt Du denn von mir?“

Der Hund leitete ihn zu der andern Unfriedigung. — „Bitt' um Entschuldigung!“ schrie Brandelaccio, starr vor Erstaunen. „Ein Doppelschuß! nichts Geringeres! Pst! man sieht wohl, daß das Pulver theuer ist; Sie sparen es!“

„Um Gotteswillen, was ist denn dort?“ fragte Orso.

„Ei! spielen Sie doch nicht den Spaßmacher, mein Lieutenant! Sie erlegen das Wildpret, und wollen, daß man es aufhebt.... Ich weiß Einen, der heute Mittag einen drolligen Rachtisch haben wird! Es ist der Advokat Barricini. Frisch geschlachtetes Fleisch, wer da will, kann haben! aber wer Teufels soll jetzt der Erbe seyn?“

„Wie, Vincentello auch todt?“

„Maustodt. Wohl bekomm' es uns Andern! Schön von Ihnen ist, daß Sie die Leute nicht lange leiden lassen. Kommen Sie doch, und sehen Sie Vincentello an: er kniet noch und lehnt den Kopf an die Mauer. Man meint, er schlafe. Hier tritt das Sprüchwort ein: Bleierner Schlaf. Armer Teufel!“

Entsetzt wendete Orso den Kopf weg.

„Weißt du gewiß, daß er todt ist?“

„Sie sind wie Sampiero Corso, der stets nur Einen Stoß gab. Sehen Sie, hier.... in der Brust, links! Just, wie Vincitorne bei Waterloo getroffen wurde. Ich wollte wetten, die Kugel sitzt nicht weit vom Herzen. Ein Doppeltreffer!... Traun! Ich rühre keine Büchse mehr an. Zwei auf zwei Schüsse!... Beide Brüder auf einmal!... Aus einem Doppellaufe! Hätte er noch einen dritten Schuß gehabt, ich glaube, er hätte auch den Papa kalt gemacht... Das übertrifft Jemand... Welche That, Orso Anton!... Aber der leidige Satan macht, daß es einem wackern Burschen, wie mir, niemals so gut geht, einen Doppelschuß auf die Gendarmen zu thun!“

Und während er sprach, untersuchte der Bandit Orso's Arm, nachdem er den Aermel mit seinem Stilet aufgeschnitten.

„Hat nicht viel zu bedeuten,“ sagte er. „Mit dem Rock wirt

Fraulein Colomba einige Arbeit haben.... Ohe! was ſehe ich denn da? Dieſer Riß auf der Bruſt?... Iſt hier nichts eingedrungen? doch nein, Sie wären ſonſt nicht ſo munter. Wohlan, verſuchen Sie es, die Finger zu rühren... Spüren Sie meine Zähne, wenn ich Sie in den kleinen Finger beiße? Nicht ſehr?... Einerlei, es will nicht viel heißen. Glauben Sie mir Ihr Schnupftuch und Ihr Halsband... Ja, der Ueberreck iſt freilich ſo gut als hin... Warum, zum Henker, waren Sie auch ſo ſchön aufſtaffiert? Wollten Sie zur Hochzeit reiten?... Da, trinken Sie einen Schluck Wein... Warum tragen Sie denn auch keine Feldflaſche? Gebt ein Gerſe jemals ohne dieſelbe aus?..." Dann unterbrach er ſich wieder mitten bei dem Verband, um auszurufen: „Ein Doppelſchuß! Beide manſtedt!... Was mein Pfarrer lachen wird... ein Doppelſchuß! Ah! da kommt ſie endlich, die kleine Schnecke, die Ghilina!"

Orſo antwortete nicht. Er war todesblaß und zitterte an allen Gliedern.

„Ghili," ſchrie Brandolaccio, „geh, ſieh' hinter jene Mauer! Nun?"

Das Kind, ſich mit Händen und Füßen helfend, kletterte auf die Mauer, und ſobald es den Leichnam Orlanduccio's wahrgenommen hatte, ſchlug es ein Kreuz.

„Das iſt noch Nichts," fuhr der Bandit fort: „Geh, weiter dort hinab, und ſieh' wieder!"

Das Kind ſchlug zum zweiten Mal ein Kreuz.

„Ihr, mein Onkel?" fragte ſie ängſtlich.

„Ich? bin ich denn nicht ein alter Taugenichts geworden? Ghili, das hat der Herr gethan. Rache ihm Dein Compliment."

„Die Signora wird ſich ſehr darüber freuen," ſagte Ghilina, „und wird ſehr betrübt darüber ſeyn, daß Ihr verwundet ſeyd. Orſ' Anten!"

„Wohlan, Orſ' Anten," ſagte der Bandit, nachdem er den Verband angelegt, „Ghilina hat Ihr Pferd wieder beigebracht.

Steigen Sie auf und kommen Sie mit mir in das Maquis von Stazzona. Wer Sie dort finden will, muß eine gute Naſe haben. Wir werden Sie dort ſo gut als möglich halten. Sind wir am Kreuz der heiligen Chriſtina angelangt, ſo wird abgeſeſſen. Sie geben dann Ihr Pferd der Ghilina, welche dem gnädigen Fräulein die Nachricht bringen wird, und theilen derſelben unterwegs Ihre Aufträge mit. Sie können der Kleinen Alles ſagen, Orſ' Anton: ſie ließe ſich lieber ſpießen, als daß ſie ihre Freunde verriethe..." Dann wandte er ſich an dieſe und ſagte mit zärtlichem Ton: „Geh' zu allen Teufeln, ſey im Bann, ſey vermaledeit, Diebin!"

Brandolaccio, abergläubig wie viele Banditen, fürchtete einen böſen Zauber für die Kinder, wenn er Segenswünſche oder Lobreden an ſie richtete, denn man weiß, daß die geheimnißvollen Mächte, welche die Anecchiatura (ein unwillkürlicher Zauber mittelſt des Auges oder des Wortes) beherrſchen, die böſe Gewohnheit haben, das Gegentheil von unſern Wünſchen zu vollziehen.

„Wohin ſagſt Du, daß ich gehen ſoll, Brando?" fragte Orſo mit erloſchener Stimme.

„Mordblei! Sie haben zu wählen: in's Gefängniß, oder in's Maquis. Aber ein della Rebbia kennt den Weg zum Gefängniß nicht. In's Maquis, Orſ' Anton!"

„So fahrt denn wohl, alle meine Hoffnungen!" rief der Verwundete ſchmerzlich aus.

„Ihre Hoffnungen? Alle Wetter! hoffen Sie denn etwas Beſſeres zu thun mit einer Doppelflinte?... Ei? da fällt mir ein: Wie Teufels haben die Burſche Sie noch treffen können? Die müſſen ein zäheres Leben haben, als die Katzen!"

„Sie haben zuerſt geſchoſſen," ſagte Orſo.

„Das iſt wahr, ich vergaß... Pif! Paf! Bum! Bum!...

ein Doppelſchuß mit einer Hand!...“) Wenn Jemand noch mehr thut, ſo hänge ich mich auf! Gottlob! ich habe Sie auf der Mähre... Aber ehe wir uns entfernen, ſehen Sie doch auch Ihre Arbeit ein wenig an. Es iſt nicht höflich, die Geſellſchaft ſo zu verlaſſen, ohne ihr Lebewohl zu ſagen.

Orſo gab ſeinem Pferde die Sporen; um alles in der Welt hätte er die Unglücklichen nicht betrachten mögen, welchen er kaum den Tod gegeben hatte.

„Halt, Orſ' Anton,“ ſagte der Bandit, das Pferd am Zügel faſſend, „darf ich offen zu Ihnen reden? Wohlan! ohne Sie beleidigen zu wollen, geſtehe ich, daß es mir leid thut um die zwei armen Jungen da. Ich bitte, entſchuldigen Sie mich... So ſchön! ſo ſtark... ſo jung!... Orlanduccio, mit dem ich ſo oft gejagt habe... erſt vor vier Tagen gab er mir ein Päckchen Cigarren... Vincentello, der immer ſo guter Laune war!... freilich Sie haben nur gethan, was ſie mußten... und außerdem iſt der Schuß allzuſchön, als daß man ihn bereuen ſollte... Ich aber hatte keinen Theil an Ihrer Rache... Wohl weiß ich, daß das Recht auf Ihrer Seite war, und daß man ſich eines Feindes entledigen muß: aber die Barricini — es war eine alte Familie... das iſt abermals eine, die ſich aus der Geſellſchaft davon macht!... und durch einen Doppelſchuß! Wunderlich!“

So die Leichenrede der Barricini haltend, führte Brandelaccio in aller Eile Orſo, Ghilma und den Hund Bruco nach dem Maquis von Stazzona.

*) Wollte mir ein ungläubiger Jäger den Doppelſchuß des Herrn della Rebbia beſtreiten, ſo mag er nach Sartena gehen, und ſich erzählen laſſen, wie einer der ausgezeichnetſten und liebenswürdigſten Bewohner dieſer Stadt ganz allein, mit gebrochenem Arm ſich aus einer Mehrzahl ihm ſo gefährlichen Lage zog.

XVIII.

Inzwischen hatte Colomba kurz nach der Entfernung Orso's durch ihre Spione erfahren, daß die Barricini im Felde lagen, und gerieth von diesem Augenblick an in die lebhafteste Unruhe. Man sah sie das Haus nach allen Richtungen durchlaufen: bald gieng sie aus der Küche in die für ihre Gäste bereiteten Zimmer, bald blieb sie stehen und lauschte, ob nicht in dem Dorfe eine ungewöhnliche Bewegung wahrzunehmen sey; stets geschäftig, that sie nichts. Gegen eilf Uhr zog eine ziemlich zahlreiche Kavalkade in Pietranera ein: es war der Oberst, seine Tochter, ihre Bedienung und ihr Führer. Beim Empfang dieses Besuchs war Colomba's erstes Wort: „Haben Sie meinen Bruder gesehen?" — Dann fragte sie den Führer, auf welchem Wege sie hergekommen, um welche Stunde sie abgereist seyen, und konnte in Folge der erhaltenen Antwort gar nicht begreifen, warum die Reisenden Orso nicht sollten begegnet haben.

„Vielleicht ist Ihr Bruder auf der Höhe gereist, während wir den Thalweg machten," sagte der Führer.

Aber Colomba schüttelte den Kopf und ernente ihre Fragen. Trotz ihrer natürlichen Festigkeit, welche durch den Stolz, den Fremden jede Schwäche zu verbergen, noch vermehrt wurde, konnte sie unmöglich ihrer Besorgniße verhehlen, und bald theilte sie dieselben auch dem Oberst und besonders Miß Lydien mit, nachdem sie ihnen den so unglücklichen Ausgang des stattgehabten Versöhnungsversuchs erzählt hatte. Miß Nevil war voller Bewegung: sie verlangte, man solle Boten nach allen Richtungen aussenden, und ihr Vater erbot sich, selbst wieder zu Pferd zu steigen und in Begleitung seines Führers Orso aufzusuchen. Die theilnehmenden Befürchtungen ihrer Gäste mahnten Colomba an ihre Pflicht als Hauswirthin. Sie zwang sich zu einem Lächeln, nöthigte den Oberst, sich zu Tisch zu setzen, und sann für die Zögerung ihres Bruders zwanzig wahrscheinliche Veran-

laſſungen, deren Beweis ſie freilich eine Minute ſpäter ſelbſt wieder entkräftete. Der Oberſt, welcher es als Mann für ſeine Pflicht hielt, den Damen Zuverſicht einzuflößen, verſuchte gleichfalls ſeine Erklärung, indem er ſagte:

„Ich wette, Herr v. Neddia iſt auf Wildpret geſtoßen; er konnte der Jagdluſt nicht widerſtehen, und wir werden ihn bald mit gefüllter Taſche heimkehren ſehen. „Merkſt!" fügte er bei, „wir haben unterwegs vier Schüſſe fallen hören. Zwei darunter waren ſtärker, als die andern, und ich ſagte gleich zu meiner Tochter: „Ich wette, das iſt della Neddia, der jagt. Nur meine Büchſe kann ſo knallen."

Celemda erblaßte, und Lydia, welche ſie aufmerkſam beobachtete, ahnte leicht, welche Schlüſſe des Oberſts Vorausſetzung in ihr erzeugen mußte. Nach einigem Stillſchweigen fragte Celemda haſtig, ob die beiden ſtärkeren Entladungen den anderen vorangegangen oder nachgefolgt ſeyen? Aber weder der Oberſt, noch ſeine Tochter, noch der Führer hatten dieſes entſcheidende Moment beachtet.

Gegen ein Uhr war noch keiner der von Celemda ausgeſendeten Boten zurückgekehrt; da nahm ſie ihren ganzen Muth zuſammen und nöthigte ihre Gäſte, ſich zu Tiſch zu ſetzen. Aber außer dem Oberſt konnte Niemand eſſen. Beim geringſten Geräuſch auf dem Vorplatz eilte Celemda an's Fenſter, dann kam ſie wieder zurück und ſetzte ſich traurig nieder, und noch trauriger bemühte ſie ſich, mit ihren Freunden eine unbedeutende Unterhaltung fortzuſpinnen, auf welche Keines hörte und deren Faden oft durch längeres Stillſchweigen abgeriſſen ward.

Plötzlich vernahm man den Galopp eines Pferdes. „Ah! diesmal iſt es mein Bruder," ſagte Celemda auffahrend. Aber bei dem Anblick Giulina's, welche rittlings auf Orſo's Pferde ſaß, ſchrie ſie mit herzzerreißender Stimme: „mein Bruder iſt todt!"

Der Oberſt ließ ſein Glas fallen, Miß Nevil ſtieß einen Angſtruf aus, und Alle liefen an die Pferde hinab. Ehe noch

Ghilina ſelbſt vom Pferde ſpringen konnte, war ſie von Colomba federleicht herangerafft und fühlte einen erſtickenden Druck des Arms derſelben. Das Kind verſtand ihren furchtbaren Blick und ihr erſtes Wort war das des Ehers in Othello: er lebt! Colomba öffnete die umklammernden Arme und Ghilina fiel elaſtiſch wie eine junge Katze zu Boden.

„Die Andern?“ fragte Colomba mit rauher Stimme.

Ghilina machte das Zeichen des Kreuzes mit dem Zeige- und Mittelfinger. Augenblicklich nahm die Todtenblaſſe auf Colomba's Geſicht einer lebhaften Röthe Platz. Sie warf einen brennenden Blick auf das Haus der Porricini und ſagte dann lächelnd zu ihren Gaſten: „Gehen wir hinauf, um den Kaffee zu trinken!“

Die Zeit der Banditen hatte ein langes Verhör zu beſtehen. Ihr von Colomba, ſo gut es gehen mochte, in's Italieniſche und hernach von Orſia in's Engliſche überſetztes Räuberwelſch entrieth dem Oberſt manchen Fluch und ſeiner Tochter manchen Seufzer; aber Colomba horchte mit leidenſchaftsloſer Miene zu, nur daß ſie ihre damaszirte Serviette beinahe in der Hand zerriß. Fünf bis ſechs Mal unterbrach ſie das Kind, um ſich's wiederholen zu laſſen, daß Brandolaccio erklärt habe, die Wunde Orſo's ſey nicht gefährlich und er habe ſchon andere geheilt, die mehr zu bedeuten gehabt hätten. Am Schluſſe berichtete Ghilina, daß Orſo inſtändig um Schreibzeug bitte und ſeine Schweſter beauftrage, eine Dame, die ſich vielleicht in ſeinem Hauſe befinde, anzuhalten, ſie möchte nicht abreiſen, ehe ein Brief von ihm in ihren Händen wäre. — „Das,“ ſetzte das Kind hinzu, „klagte ihn am meiſten, und er rief mir dieſe Gemmaſien noch einmal nach, wie ich ſchon weggieng; nicht weniger als drei Mal hat er's mir auf die Seele gebunden.“ — Ueber dieſe Dringlichkeit ihres Bruders lächelte Colomba leicht und drückte nun ſo ſtärker die Hand der Engländerin, welche in

Thranen ausbrach und es nicht für nöthig fand, ihrem Vater dieſen Theil der Erzählung zu überſetzen.

„Ja, Sie werden bei mir bleiben, meine theure Freundin,“ rief Celemba aus, indem ſie Miß Nevil küßte, — „und werden uns beiſtehen!“

Darnach nahm ſie aus einem Schranke ein Stück alter Leinwand und zerſchnitt dieſelbe, um Binden und Charpie daraus zu machen. Wenn man ihre funkelnden Augen, ihre hochrothe Farbe, den raſchen Wechſel ihrer Stimmung, welche bald von Erregtheit, bald von Kaltblütigkeit zeugte, betrachtete, ſo mochte man ſchwer entſcheiden, ob ſie von der Verwundung ihres Bruders mehr gerührt, als über den Tod ihrer Feinde entzückt ſey; bald goß ſie dem Oberſt Kaffee ein, und rühmte ihm ihr Talent in der Bereitung deſſelben, bald theilte ſie an Miß Nevil und Chilina Arbeit aus und ermahnte dieſelben, die Binden zu nähen und geplättet zuſammenzurollen; dann fragte ſie zum zwanzigſten Mal, ob Orſo an ſeiner Wunde ſehr leide? Alle Augenblicke unterbrach ſie ihre Arbeit, um zu dem Oberſt zu ſagen: „Zwei ſo gewandte, ſo furchtbare Männer!... er allein, verwundet, nur im Gebrauche *eines* Armes... er hat alle beide niedergemacht. Welcher Muth, Oberſt! Nicht wahr, er iſt ein Held? Ach, Miß Nevil, wie glücklich lebt man in einem ſo ruhigen Land, wie das Ihrige!... Gewiß, Sie kannten meinen Bruder noch nicht!... Ich hatte es ja geſagt: der Sperber wird ſeine Flügel entfalten!... Sie irrten ſich nur an ſeiner ſanftmüthigen Miene... freilich, in Ihrer Nähe, Miß Nevil... Ach, wenn er Sie für ſich arbeiten ſehen könnte... der arme Orſo!“

Miß Lydia arbeitete nicht und fand kein Wort zu ſagen. Ihr Vater fragte, warum man nicht alsbald bei dem Gericht Klage einlege? Er redete von der Unterſuchung durch den *Coroner* und vielen andern in Corſika gleich unbekannten Dingen. Endlich wollte er wiſſen, ob das Landhaus des guten Herrn

Brandolaccio, welcher dem Verwundeten Beistand geleistet hatte, sehr weit von Pietranera entfernt sey, und ob er nicht selbst seinen Freund besuchen könne.

Colomba antwortete mit ihrer gewohnten Ruhe, Orso befinde sich in dem Maquis, ein Bandit mehr seiner, er würde große Gefahr laufen, wenn er sich zeigte, bevor man sich von der Stimmung des Präfekten und der Richter überzeugt habe; einstweilen werde sie Sorge tragen, daß ein geschickter Chirurg sich insgeheim zu ihm begebe. „Besonders, Herr Oberst," fuhr sie fort, „erinnern Sie sich daran, daß Sie vier Schüsse gehört, und mir gesagt haben, die zwei letzten seyen von Orso gewesen." Der Oberst verstand Nichts von der Sache, und seine Tochter that nichts, als seufzen und sich die Augen abwischen.

Es war schon spät am Tage, als eine traurige Procession in das Dorf herein zog. Man brachte dem Advokaten Barricini die Leichname seiner Söhne, jeden quer über ein Maulthier gelegt, das ein Bauer führte. Eine Menge Clienten und Müßiggänger folgte dem Trauergeleite; auch Gendarmen, welche immer zu spät kommen, sah man jetzt dabei, und den Adjunkten, der die Hände über dem Kopf zusammenschlug, und unaufhörlich ausrief: „Was wird der Herr Präfekt sagen?" Einige Weiber, unter andern die Amme Orlanduccio's, zerrauften sich die Haare und stießen ein wildes Geheul aus. Aber ihr larmender Schmerz that weniger Wirkung, als die stumme Verzweiflung einer Person, welche alle Blicke auf sich zog. Das war der unglückselige Vater, der, von einem Leichname zum andern gehend, ihre staubbesudelten Häupter aufhob, ihre blauen Lippen küßte, ihre schon starren Glieder hielt, als wollte er sie vor den Stößen auf dem steinigen Wege schützen. Bisweilen sah man ihn den Mund öffnen, als ob er sprechen wollte: aber kein Schrei, kein Wort gieng daraus hervor. Immer die Augen auf die Leichname geheftet, stieß er sich an den Steinen, an den Bäumen, an jedem Gegenstand und Hinderniß.

Das Gewinsel der Weiber, die Verfluchungen der Männer verdoppelten sich, als man sich im Angesicht des Hauses von Orso befand. Da einige rebbianistische Hirten ein Triumphgeschrei auszustoßen gewagt hatten, so kannte die Entrüstung ihrer Gegner keine Grenzen mehr.

„Rache! Rache!“ riefen einige Stimmen. Steine wurden geschleudert und zwei Flintenkugeln, gegen die Fenster des Saals, worin sich Colomba und ihre Gäste befanden, gerichtet, drangen durch die Laden, so daß die Holzsplitter bis auf die Tafel flogen, an welcher die beiden Frauenzimmer saßen. Miß Lydia stieß entsetzliche Angstschreie aus, der Oberst ergriff ein Gewehr, und Colomba stürzte, bevor er sie zurückhalten konnte, zur Hausthüre, welche sie heftig aufriß. Hier auf der hohen Schwelle stehend, die beiden Hände ausgestreckt, um ihren Feinden zu fluchen, rief sie:

„Feige! Ihr schießet auf Frauen, auf Fremde! Seyd Ihr Corsen? seyd Ihr Männer? Elende, die nur hinterrücks morden können, kommet heran! Ich trotze Euch. Ich bin allein: mein Bruder ist fern. Meuchelt mich, meuchelt meine Gäste! das ist Eurer würdig... Ihr wagt es nicht, Wichte, die Ihr seyd! denn Ihr wißt, daß wir uns rächen. Geht! Geht und wimmert, wie Weiber, und danket uns, daß wir nicht noch mehr Blut verlangen.“

In dem Ton und der Haltung Colomba's lag etwas Imposantes und Fürchterliches: bei ihrem Anblick wich die Menge entsetzt zurück, wie bei der Erscheinung einer jener bösen Feen, von welchen man in Corsika mehr als eine Schauergeschichte in den Winterabenden erzählt. Der Augenblick, die Gendarmen und eine Anzahl von Weibern benützten diesen Moment der Bestürzung, um sich zwischen beide Parteien zu werfen; denn die rebbianistischen Hirten rüsteten bereits ihre Waffen, und man mußte einen Augenblick befürchten, es möchte sich ein allgemeiner Kampf auf dem Platze entspinnen; aber beide Faktionen

waren ihrer Häupter beraubt, und das disciplinirte Nasen der Corsen bricht selten ohne die Gegenwart der Hauptanheber ihrer inneren Kriege in's Handgemenge aus. Indem hielt die durch den Erfolg vorsichtig gemachte Colomba ihre kleine Garnison im Zaum: „Lasset die armen Leute weinen," sagte sie; „lasset diesen Greis sein Fleisch heimführen. Wozu diesen alten Fuchs umbringen, der keine Zähne zum Beißen mehr hat? — Giudice Barricini! gedenke des zweiten Augusts! Gedenke der blutigen Brieftasche, in welche Du mit Deiner Fälscherhand geschrieben! Mein Vater hatte Deine Schuld darein verzeichnet; Deine Söhne haben sie bezahlt. Ich stelle Dir die Quittung aus, alter Barricini!"

Colomba sah mit gekreuzten Armen, das Lächeln der Verachtung auf den Lippen, zu, wie man die Leichname in das Haus ihrer Feinde trug, und sich die Menge hernach langsam zerstreute. Jetzt schloß sie ihre Thüre wieder, und sagte, in den Speisesaal zurückgekehrt, zu dem Oberst:

„Ich bitte Sie im Namen meiner Landsleute sehr um Verzeihung, mein Herr! Nie hatte ich geglaubt, daß Corsen auf ein Haus, worin sich Fremde befinden, schießen könnten, und schäme mich für mein Land."

Als am Abend Miß Lydia sich in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, folgte ihr der Oberst und fragte sie, ob es nicht besser wäre, gleich morgen ein Dorf zu verlassen, wo man jeden Augenblick eine Kugel vor den Kopf riskiren müßte, und sofort auf's Schnellste ein Land, wo man nur Mord und Verrath sehe.

Miß Nevil wartete eine Zeitlang mit der Antwort, und offenbar verursachte ihr der Vorschlag ihres Vaters keine geringe Verlegenheit. Endlich sagte sie:

„Wie könnten wir diese unglückliche Jungfrau in einem Augenblick verlassen, wo sie des Trostes so sehr bedarf? Finden Sie nicht, mein Vater, daß das grausam von uns wäre?"

„Ich rede nur um Deinetwillen, meine Tochter," erwiderte der Oberst, „und wüßte ich Dich wohlbehalten im Gasthof von

Ajaccio, ſo würde es mir wahrlich wehe thun, dieſer verdammten Inſel Valet zu ſagen, ohne dem tapfern della Rebbia die Hand gedrückt zu haben."

„Wohlan denn, mein Vater! warten wir noch, und überzeugen wir uns vor unſerer Abreiſe erſt auf's Genaueſte, ob wir ihnen nicht einen Dienſt leiſten können."

„Gutes Herz!" ſagte der Oberſt, ſeine Tochter auf die Stirne küſſend. „Wie liebe ich es an Dir, daß Du Dich aufopferſt, um das Unglück Anderer zu mildern! Bleiben wir! Eine gute Handlung bereut man niemals."

Miß Lydia warf ſich ſchlaflos in ihrem Bette hin und her; bald ſchien ihr das unbeſtimmte Geräuſch, das ſie vernahm, eine Rüſtung zum Angriff gegen das Haus, bald dachte ſie wieder, beruhigt über ihre eigene Lage, an den armen Verwundeten, der zu dieſer Stunde wahrſcheinlich auf kaltem Boden ausgeſtreckt lag, ohne andern Beiſtand, als die Mildherzigkeit eines Banditen. Sie ſtellte ſich ihn mit Blut bedeckt, ſchrecklichen Fiebergualen preisgegeben, vor; und was das Sonderbarſte iſt, ſo oft ſich Orſo's Bild ihrem Geiſte darbot, erſchien ihr derſelbe immer ſo, wie ſie ihn im Augenblick ſeiner Abreiſe geſehen hatte, nämlich den Talisman, den ſie ihm gegeben, an ſeine Lippen drückend... Dann dachte ſie an ſeine Tapferkeit. Sie geſtand ſich, daß die ſchreckliche Gefahr, welcher er kaum entgangen war, auf ihre Rechnung falle; denn um ſie ein wenig balder zu ſehen, hatte er ſich darein gewagt. Es fehlte nicht viel, daß ſie ſich überredet hätte, in ihrer Vertheidigung ſey Orſo's Arm durchſchoſſen worden. Sich ſelber warf ſie ſeine Verwundung vor, aber ſie bewunderte ihn nur um ſo mehr; und wenn der famoſe Doppelſchuß in ihren Augen auch keinen ſo großen Werth hatte, als für Brandelaccio und Colomba, ſo fand ſie doch, daß wenig Romanhelden ſo viel Unerſchrockenheit und Kaltblütigkeit in einer ſo großen Gefahr bewieſen hätten.

Sie wohnte in Colomba's Zimmer. Ueber einer Art eiche-

nem Betruk, neben einer geweihten Palme, hing an der Wand ein Miniaturportrait, welches Orſo in der Unterlieutenants-Uniform darſtellte. Miß Nevil nahm dieſes Portrait herab, betrachtete es lange und legte es endlich neben ihr Bett, ſtatt es wieder an ſeinen Platz zu hängen. Erſt beim Anbruch der Morgenröthe ſchlief ſie ein, und die Sonne ſtand ſchon ſehr hoch, als ſie erwachte. Vor ihrem Bett ward ſie Colomba's anſichtig, welche regungslos den Augenblick erwartete, wo ſie die Augen öffnen würde.

„Nun, mein Fräulein! Sind Sie nicht ſehr übel in unſerem armen Hauſe gebettet?“ fragte Colomba. „Ich fürchte, Sie haben nicht geſchlafen.“

„Haben Sie Nachrichten von ihm, meine liebe Freundin?“ ſagte Miß Nevil, ſich aufrichtend.

Da bemerkte ſie Orſo's Portrait und beeilte ſich, um es zu verbergen, ein Taſchentuch darauf zu werfen.

„Ja, ich habe Nachrichten von ihm,“ erwiderte Colomba lächelnd; dann ergriff ſie das Portrait: — „finden Sie ihn ähnlich? Er iſt ſchöner, als ſo.“

„Mein Gott!...“ ſagte Miß Nevil, purpurroth vor Scham; „ich habe... aus Zerſtreuung... dieſes Portrait... herabgenommen... es iſt ein Fehler von mir, daß ich Alles anrühren muß... und Nichts wieder in Ordnung bringe... Wie befindet ſich Ihr Bruder?“

„Ziemlich gut. Giocante iſt dieſen Morgen vor vier Uhr hieher gekommen; er brachte mir einen Brief... für Sie, Miß Lydia: mir hat Orſo nicht geſchrieben. Es ſteht wohl auf der Adreſſe: „An Colomba“; aber weiter unten: „für Miß N....“ Die Schweſtern ſind nicht eiferſüchtig: Giocante ſagt, er habe viel Schmerzen ausgeſtanden, um zu ſchreiben. Giocante, der eine fürchterliche Handſchrift hat, wollte ſich von ihm diktiren laſſen: aber er hat nicht gewollt. Er ſchrieb mit einem Bleiſtift, auf dem Rücken liegend. Brandolaccio hielt das Papier. Jeden Augen-

blick wollte mein Bruder sich erheben, und dann litt er bei der geringsten Bewegung unsägliche Schmerzen an seinem Arm. „Es war zum Erbarmen," sagte Giocante. „Hier ist sein Brief."

Miß Nevil las den Brief, welcher ohne Zweifel aus einem Uebermaaß von Vorsicht englisch geschrieben war, und Folgendes enthielt:

„Mein Fräulein!

„Eine unglückliche Fügung des Verhängnisses hat mich getrieben; ich weiß nicht, was meine Feinde sagen, welche Verläumdungen sie erfinden werden. Doch liegt mir wenig daran, wenn Sie, mein Fräulein, nur Sie denselben keinen Glauben beimessen. Seitdem ich Sie gesehen, hatte ich mich in unsinnigen Träumen gewiegt. Es bedurfte dieser Katastrophe, um mich meines Aberwitzes zu überführen; jetzt bin ich vernünftig. Wohl sehe ich die Zukunft, welche meiner wartet; sie wird mich ergeben finden. Diesen Ring, den Sie mir gegeben, und den ich für einen Talisman des Glückes hielt, wage ich nicht zu behalten. Ich fürchte, Miß Nevil, Sie könnten bereuen, Ihre Geschenke so übel angebracht zu haben, oder vielmehr, ich befürchte, er möchte mich an die Zeit erinnern, wo ich ein Thor war. Colomba wird Ihnen denselben einhändigen... Leben Sie wohl, mein Fräulein; Sie verlassen jetzt Corsika, und ich werde Sie nicht mehr sehen; aber sagen Sie meiner Schwester, daß ich Ihre Achtung noch besitze, welche ich, mit Zuversicht darf ich es behaupten, immer noch verdiene.

O. d. N."

Miß Lydia hatte sich abgewendet, um diesen Brief zu lesen, und Colomba, welche sie aufmerksam betrachtete, gab ihr den egyptischen Ring, wobei sie mit den Augen fragte, was dieß zu bedeuten habe? Aber Miß Lydia wagte nicht, den Kopf zu erheben und blickte traurig den Ring an, welchen sie bald an den Finger steckte, bald wieder abzog.

„Theure Miß Nevil," ſagte Colomba, „darf ich nicht wiſſen, was Ihnen mein Bruder ſagt? Schreibt er von ſeinem Zuſtand?"

„Je nun ...." antwortete Miß Lydia erröthend, „er ſagt nichts davon.... Sein Brief iſt engliſch.... Er beauftragt mich, meinem Vater zu berichten ... er hofft, der Präfekt werde beilegen können..."

Colomba ſetzte ſich mit ſchelmiſchem Lächeln auf das Bett, faßte beide Hände Miß Nevil's, ſah ſie mit ihren durchdringenden Augen an und ſagte:

„Werden Sie gütig ſeyn? Nicht wahr, Sie antworten meinem Bruder? Sie würden ihm damit ſo wohl thun! Einen Augenblick dachte ich, als ſein Brief kam, daran, Sie aufzuwecken, habe mich aber dann nicht unterſtanden."

„Sie thaten ſehr Unrecht," antwortete Miß Nevil; „wenn ein Wort von mir ſeine Lage erleichtern könnte...."

„Jetzt kann ich ihm keine Briefe ſchicken. Der Präfekt iſt angekommen, das ganze Pietranera voll von ſeinen dienſtbaren Geiſtern. Später wollen wir ſehen. Ach! wenn Sie meinen Bruder kennten, Miß, Sie würden ihn lieben, wie ich ihn liebe... Er iſt ſo gut! ſo tapfer! Gedenken Sie doch ſeiner That! er allein und verwundet gegen zwei!"

Der Präfekt war zurück. In Kenntniß geſetzt durch einen Kurier des Adjunkten, war er in Begleitung von Gendarmen und Veltigeurs gekommen und hatte ferner den königlichen Prokurator, den Greffier u. ſ. w. mitgebracht, um das Verfahren in Betreff der neuen, furchtbaren Kataſtrophe einzuleiten, welche die Feindſchaften der Familien von Pietranera noch verwickelter machte oder vielmehr beendigte. Kurz nach ſeiner Ankunft beſuchte er den Oberſt Nevil und deſſen Tochter und verbarg ihnen ſeine Befürchtung nicht, daß die Sache eine ſchlimme Wendung nehmen könnte. — „Sie wiſſen," ſagte er, „der Kampf fiel ohne Zeugen vor; und der Ruf von dem Muth und der Gewandtheit des unglücklichen Brüderpaars ſteht ſo feſt, daß Niemand zu dem Glauben ſich bewegen läßt, Herr della Nebbia habe ſie tödten

kennen ohne den Beiſtand der Banditen, zu welchen er, heißt es, ſich geflüchtet hat.

„Nimmermehr!“ rief der Oberſt; „Orſo della Rebbia iſt ein junger Mann von Ehre; ich bürge für ihn.“

„Ich theile Ihre Anſicht,“ erwiderte der Präfekt; „aber der Generalprokurator (dieſe Herren ſind gar argwöhniſch) ſcheint mir nicht ſehr günſtig geſtimmt. Er hat ein Aktenſtück unter den Händen, das Ihrem Freunde großen Nachtheil bringt: nämlich einen Drohbrief an Orlanduccio, worin Orſo demſelben ein Stelldichein gibt... und dieſes Stelldichein ſcheint dem Prokurator ein Hinterhalt.“

„Dieſer Orlanduccio,“ ſagte der Oberſt, „hat ſich geweigert, wie ein Gentleman Satisfaction zu nehmen.“

„Das iſt hier nicht der Brauch. Man legt ſich in den Hinterhalt, man tödtet einander rücklings; dieß iſt die Manier in dieſem Land. Wohl hat man auch eine günſtige Zeugen-Ausſage: die eines Mädchens, das behauptet, vier Schüſſe gehört zu haben, wovon die beiden letzten, ſtärker als die anderen, von einer Büchſe ſchweren Kalibers herrührten, von der des Herrn della Rebbia. Aber unglücklicher Weiſe iſt dieſes Kind die Nichte eines der Banditen, welchen man der Mitſchuld bezüchtigt, und ihre Depoſition wird als eine eingelernte Lektion verdächtigt.“

„Mein Herr,“ unterbrach ihn Miß Lydia, bis in's Weiße der Augen erröthend, „wir befanden uns unterwegs, als die Schüſſe geſchahen, und haben das Gleiche gehört.“

„Wahrhaftig? Das iſt ein wichtiger Umſtand. Und Sie, Oberſt, machten ohne Zweifel die gleiche Bemerkung?“

„Ja,“ fiel Miß Nevil ein, „mein Vater, der ſich auf ſolche Dinge verſteht, ſagte: Horch! das iſt der Herr della Rebbia, welcher mit meinem Gewehr ſchießt.“

„Und dieſe Gewehrſchüſſe, die Sie hörten, waren alſo die letzten?“

„Nicht wahr, mein Vater, die beiden letzten?“

Der Oberſt hatte kein ſehr gutes Gedächtniß; aber jedenfalls lag ihm ſehr wenig daran, ſeiner Tochter zu widerſprechen.

„Man muß auf der Stelle mit dem königlichen Prokurator darüber ſprechen, Oberſt. Uebrigens erwarten wir dieſen Abend einen Chirurgen, der die Leichname unterſuchen und den Thatbeſtand erheben wird, ob die Verwundungen mit der fraglichen Waffe geſchahen."

„Ich war's, der ſie dem Orſo ſchenkte," ſagte der Oberſt, „und ich wollte, ſie läge auf dem Meeresgrund... das heißt... der wackere Junge! es freut mich doch, daß er ſie bei der Hand hatte; denn... ohne meinen Manteu... kann ich nicht ſagen, wie er ſich aus der Sache gezogen hätte."

XIX.

Der Chirurg kam ein wenig ſpät an. Es war ihm unterwegs ein Abenteuer zugeſtoßen. Giacento Caſtriceni hatte ihn begegnet und mit größter Höflichkeit aufgefordert, einem verwundeten Mann beizuſtehen. Er war zu Orſo geführt worden, und hatte den erſten Verband auf deſſen Wunde gelegt. Sofort hatte ihn der Bandit eine ziemliche Strecke begleitet und außerordentlich erbaut, indem er mit ihm von den berühmteſten Piſaner Profeſſoren redete, welche er ſeine intime Freunde nannte.

„Doktor," ſagte der Pfarrer, ihn verlaſſend, „Sie haben mir zu viele Achtung eingeflößt, als daß ich es für nöthig erachten ſollte, Ihnen in's Gedächtniß zu rufen, daß ein Arzt ebenſo verſchwiegen ſeyn muß, wie ein Beichtvater."

Dabei ſpielte er an der Batterie ſeiner Flinte. — „Sie haben den Ort vergeſſen, wo uns die Ehre ward, Sie bei uns zu ſehen. Adieu! entzückt, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben!"

Colomba drang inſtändig in den Oberſt, bei der Leichenſchau anweſend zu ſeyn.

„Sie kennen beſſer, als irgend wer, die Büchſe meines

Bruders," ſagte ſie, „und Ihre Gegenwart wird ſehr nützlich ſeyn. Zudem gibt es ſo viele böswillige Leute hier, daß wir große Gefahr liefen, wenn wir Niemand hätten, der ſich unſerer annimmt."

Mit Lydia allein geblieben, klagte ſie ſehr über Kopfweh und ſchlug erſterer einen Spaziergang, das Dorf entlang, vor. „Die freie Luft wird mir wohlthun," ſagte ſie. „Schon lange habe ich keine mehr eingeathmet." Während des Gehens redete ſie von ihrem Bruder, und Miß Lydia, ſehr intereſſirt von dieſem Gegenſtand, bemerkte nicht, daß ſie ſich weit von Pietranera entfernte. Schon gieng die Sonne unter, als ſie dieß bemerkte und Colomba zur Rückkehr aufforderte. Colomba verſicherte, einen weit näheren Heimweg zu kennen; dabei ſchlug ſie, den bisherigen Fußpfad verlaſſend, einen anderen, weniger ausgetretenen, ein. Bald begann ſie einen ſo ſteilen Abhang hinauf zu klettern, daß ſie ſich fortwährend mit der einen Hand an Baumzweigen emporheben mußte, während ſie mit der andern ihre Gefährtin nachzog. Nach einer ſtarken Viertelſtunde mühſeligen Anſteigens befanden ſie ſich auf einer kleinen, mit Myrthen und Geſtrüpp bewachſenen Hochebene, mitten unter großen Granitmaſſen, welche allenthalben aus dem Boden hervorſtachen. Miß Lydia war ſehr ermüdet, das Dorf wollte nicht zum Vorſchein kommen, und es war beinahe Nacht.

„Wiſſen Sie, meine theure Colomba," ſagte ſie, „daß ich befürchte, wir möchten uns verirrt haben?"

„Seyen Sie ohne Sorge," antwortete Colomba. „Nur immer zu! folgen Sie mir!"

„Aber ich ſchwöre Ihnen, Sie täuſchen ſich! Das Dorf kann nicht in dieſer Richtung liegen. Ich wollte wetten, wir kehren ihm den Rücken zu. Halt! ſehen Sie, dort, wo die Lichter hervorſchimmern, dort iſt gewiß Pietranera."

„Liebe Freundin!" entgegnete Colomba aufgeregt, „Sie

haben Recht, aber zwei hundert Schritte von hier... in diesem Maquis..."

„Nun?"

„Ist mein Bruder; ich könnte ihn sehen und umarmen, wenn Sie wollten."

Miß Nevil fuhr befremdet zusammen.

„Ich habe," fuhr Colomba fort, „Pietranera verlassen, ohne Aufsehen zu erregen, weil ich in Ihrer Gesellschaft war.... sonst wäre man mir nachgegangen... So nahe bei ihm zu seyn und ihn nicht zu sehen!.... Warum sollten Sie nicht mit mir meinen armen Bruder besuchen? Sie würden ihm so große Freude machen!"

„Aber, Colomba, das wäre meinerseits nicht schicklich."

„Ich begreife. Ihr Stadtdamen bekümmert euch stets um das, was schicklich ist; wir Dorfmädchen um das, was gut ist."

„Aber es ist so spat!... Und Ihr Bruder, was muß er von mir denken?"

„Er wird denken, daß er theilnehmende Freunde hat, die ihn nicht verlassen, und das wird ihm Ausdauer in seinen Schmerzen verleihen."

„Und mein Vater, er wird so beunruhigt seyn..."

„Er weiß Sie in meiner Gesellschaft... Wohlan denn! entscheiden Sie sich!.... Sie betrachteten diesen Morgen sein Bild!" fügte sie mit schelmischem Lächeln bei.

„Nein... wahrlich, Colomba, ich wag' es nicht... Diese Banditen, die dabei sind..."

„Was ist's darum? Diese Banditen kennen Sie nicht. Indem wollten Sie ja welche sehen!..."

„Mein Gott!"

„Wohlan, Fräulein, entschließen Sie sich! Sie hier allein lassen kann ich nicht; es könnte Unheil daraus entstehen. Besuchen wir geschwind Orso, oder aber kehren wir zusammen in's Dorf zurück... Ich sehe dann meinen Bruder... Gott weiß, wann... vielleicht nie wieder!..."

„Was ſagen Sie da, Colomba?..... In Gottes Namen denn, gehen wir hin! aber nur auf eine Minute! dann kehren wir ſogleich um.“

Colomba drückte ihr die Hand und begann, ohne ein weiteres Wort, mit ſolcher Geſchwindigkeit zu laufen, daß ihr Miß Lydia nur mühſam folgen konnte. Zum Glück hielt Colomba bald inne und ſagte zu ihrer Gefährtin: „Dringen wir nicht weiter vor, ehe wir ſie benachrichtigt haben; wir könnten ſonſt leicht mit einem Stückchen Blei empfangen werden.“ Damit pfiff ſie durch die Finger: unmittelbar darauf hörte man einen Hund bellen und alsbald erſchien die vorgeſchobene Schildwache der Banditen. Es war unſere alte Bekanntſchaft, der Hund Brusco, welcher Colomba alsbald erkannte und ihr zum Führer diente. Nach vielen Windungen in den engen Fußſteigen des Maquis ſahen ſie zwei bis an die Zähne bewaffnete Männer auf ſich zukommen.

„Seyd Ihr es, Brandolaccio!“ fragte Colomba; „wo iſt mein Bruder?“

„Da drunten!“ antwortete der Bandit. „Aber gehen Sie ſachte: er ſchlaft, und zwar zum Erſtenmal ſeit ſeinem Zufall. Alle Wetter! man ſieht wohl, daß, wo der Teufel kaum durchkommt, ein Frauenzimmerchen leicht einſchlüpft!“

Die beiden Damen näherten ſich vorſichtig und nahmen bei einem Feuer, deſſen Glanz man klüglich durch eine Art natürlicher Steinmauer maskirt hatte, Orſo's wahr, der auf einem Haufen Farnkraut, mit einem Pileme bedeckt, ſchlief. Er war ſehr blaß und man hörte ſeinen unterdrückten Athem. Colomba ſetzte ſich neben ihn und betrachtete ihn ſtillſchweigend mit gefalteten Händen, als ob ſie innerlich betete. Miß Lydia drückte ſich feſt an ſie und hielt ihr Taſchentuch vor die Augen; aber von Zeit zu Zeit hob ſie den Kopf, um den Verwundeten über die Schulter Colomba's weg anzuſehen. Eine Viertelſtunde verging, ohne daß Jemand den Mund öffnete. Auf ein Zeichen

des Pförtners hatte sich Brandolaccio mit ihm in's Gehölz vertieft, zur großen Zufriedenheit Miß Lydia's, welche zum Erstenmal fand, daß die großen Bärte und der sonstige Aufzug der Banditen allzu viel Lokalfarbe habe.

Endlich regte sich Orfe. Augenblicklich neigte sich Colemba über ihn hin und küßte ihn zu wiederholten Malen, indem sie unzählige Fragen über seine Wunde, seine Leiden, seine Bedürfnisse an ihn machte. Nachdem er geantwortet, daß es so gut gehe als möglich, fragte Orfe seinerseits, ob Miß Nevil noch in Pietranera sey, und ob sie ihm geschrieben habe. Die über ihren Bruder hingebeugte Colemba verbarg diesem ihre Gefährtin gänzlich; ohnehin hätte er sie in der Dunkelheit schwerlich zu erkennen vermocht. Colemba hielt eine Hand Lydia's mit ihrer Rechten und mit der Linken hob sie den Kopf des Verwundeten ein wenig in die Höhe.

„Mein Bruder, sie hat mir keinen Brief für Dich mitgegeben.... aber Du denkst ja immer an Miß Nevil: Du liebst sie alſo sehr?"

„Ob ich sie liebe, Colemba?.... Aber sie... sie verachtet mich jetzt vielleicht!"

In diesem Augenblick suchte Miß Nevil ihre Hand frei zu machen; aber es war nicht leicht, von Colemba's Druck los zu kommen: denn ihre Hand, obwohl klein und schön gebildet, besaß eine Kraft, von der wir bereits ein paar Proben haben.

„Dich verachten?" rief Colemba aus, „nach dem, was Du gethan hast?.... Im Gegentheil, sie redet Gutes von Dir.... Ach! Orfe, ich könnte Dir Allerlei von ihr erzählen."

Die Hand wollte immer entschlüpfen, aber Colemba zog sie näher und näher zu Orfe heran.

„Aber," sagte der Verwundete, „warum wollte sie mir denn nicht antworten?.... Eine einzige Zeile, und ich wäre zufrieden gewesen."

Durch Bitten und Zerren gelang es Colomba, Miß Nevil's Hand in die ihres Bruders zu legen. Dann ſchlüpfte ſie plötzlich hinweg, und rief mit lautem Lachen: „Nimm Dich wohl in Acht, Orſo, vor Miß Lydia Beſes zu reden, denn ſie verſteht das Gröbſte ſehr gut."

Miß Lydia zog augenblicklich ihre Hand zurück und ſtammelte einige unverſtändliche Worte. Orſo meinte zu träumen.

„Sie hier, Miß Nevil! Mein Gott, wie konnten Sie es wagen? Ach! wie glücklich Sie mich machen!" — Und mit Mühe ſich erhebend, ſuchte er, ihr näher zu kommen.

„Ich habe Ihre Schweſter begleitet," ſagte Miß Lydia.... „damit man nicht vermuthe, wohin ſie gehe.... und dann wollte auch ich.... mich überzeugen...."

„Oh! wie ſchlecht ſind Sie hier aufgehoben!"

Colomba hatte ſich hinter Orſo geſetzt. Sie hob ihn vorſichtig auf und ließ ſeinen Kopf auf ihren Knieen liegen. Ihren Arm ſchob ſie ihm unter den Hals und bedeutete Lydien, näher zu treten. — „Noch näher!" ſagte ſie; „noch näher! Ein Kranker darf ſich im Sprechen nicht anſtrengen." Und da Miß Lydia zögerte, ſo faßte ſie ihre Hand und nöthigte dieſelbe, ſo nahe herzurücken, daß ihr Kleid Orſo berührte, und ihre Hand, die ſie nicht losließ, auf des Verwundeten Schulter ruhte.

„So iſt er ſehr gut daran!" ſagte Colomba mit heiterer Miene. „Nicht wahr, Orſo, man befindet ſich auf der Bivacht, in einer ſchönen Nacht, wie die heutige, im Maquis köſtlich!"

„Ach ja! eine ſchöne Nacht!" ſagte Orſo. „Ich werde ſie nie vergeſſen."

„Welche Schmerzen müſſen Sie leiden!" ſagte Miß Nevil.

„Ich leide nicht mehr," antwortete Orſo, „und möchte auf dieſer Stelle ſterben." — Und ſeine rechte Hand ſuchte die der Miß Lydia, welche Colomba immer noch gefangen hielt.

„Es iſt durchaus nöthig, daß man Sie irgendwo hinbringt, wo Sie gepflegt werden können, Herr della Rebbia," ſagte Miß

Nevil. „Ich vermag nicht mehr zu ſchlafen, ſeit ich Sie ſo erbärmlich daliegen ſah... der Witterung preisgegeben..."

„Hätte ich nicht Ihnen zu begegnen gefürchtet, Miß Nevil, ſo wäre ich nach Pietranera zurückgekehrt und hätte mich als Gefangener geſtellt."

„Oh! warum fürchteteſt Du Dich, ihr zu begegnen, Orſo?" fragte Celemba.

„Ich war Ihnen ungehorſam geweſen, Miß... und hätte Ihnen jetzt nicht unter die Augen zu treten gewagt."

„Wiſſen Sie, Miß Lydia, daß Sie unbedingte Gewalt über meinen Bruder haben?" ſagte Celemba lachend. „Ich werde Sie verhindern, ihn zu ſehen."

„Ich hoffe," antwortete Miß Nevil, „daß dieſe unglückſelige Geſchichte ſich aufklären, und Sie bald nichts mehr zu fürchten haben werden.... Ich werde ſehr zufrieden ſein, wenn ich mit dem Bewußtſein ſcheide, daß man Ihnen Gerechtigkeit hat angedeihen laſſen, und Ihre Loyalität wie Ihre Tapferkeit außer allem Zweifel geſtellt iſt."

„Sie ſcheiden, Miß Nevil? O, ſprechen Sie dieſes Wort noch nicht aus!"

„Es muß aber doch ſein! Mein Vater kann nicht immer ſagen... er will abreiſen."

Orſo ließ ſeine Hand, welche die der Miß Lydia berührte, herabſinken und es trat eine peinliche Stille ein.

„Bah!" nahm Celemba das Wort, „wir laſſen Sie noch nicht abreiſen. Wir haben Ihnen noch Manches in Pietranera zu zeigen... Indem verſprachen Sie mir, mein Portrait zu machen, und noch iſt es nicht einmal begonnen... zudem gab ich Ihnen die Anlage, Ihnen eine Serenata in fünfundſiebzig Verſen zu dichten... ferner... Doch was hat denn Beatrice zu murren?... Dort kommt Beatrice, der ihn nachläuft... Sehen wir, was es gibt!"

Sofort stand sie auf, legte ohne Weiteres Orse's Kopf auf die Kniee der Miß Nevil und lief den Banditen zu.

Ziemlich erstaunt, sich so plötzlich unter vier Augen mit einem schönen jungen Mann mitten in einem Maquis zu befinden, ja sogar seinen Kopf auf dem Schooße zu halten, wußte Miß Nevil kaum, was sie anfangen sollte, denn falls sie sich rasch zurückzog, mußte sie fürchten, dem Verwundeten wehe zu thun. Aber Orse verließ selbst den süßen Stützpunkt, welchen ihm seine Schwester gegeben hatte, lehnte sich, aufrichtend, auf seinen rechten Arm und sagte: „Also reisen Sie bald ab, Miß Lydia? Ich hatte mir daran gedacht, daß Sie Ihren Aufenthalt in diesem Lande des Unglücks lange ausdehnen würden... und dennoch... seitdem Sie hieher gekommen sind, leide ich hundertmal mehr bei dem Gedanken, Ihnen Lebewohl sagen zu müssen... Ich bin ein armer Lieutenant... ohne Aussicht... jetzt vollends geachtet.... Welch schlimmer Augenblick, Miß Lydia, um Ihnen zu gestehen, daß ich Sie liebe... aber es ist ohne Zweifel das einzige Mal, wo ich es Ihnen gestehen kann, und mir scheint, ich sey jetzt weniger elend, da ich mein Herz erleichtert habe."

Miß Lydia wendete das Gesicht ab, als hätte die Dunkelheit ihr Erröthen nicht hinlänglich verbergen können... — „Herr della Rebbia," antwortete sie mit zitternder Stimme, „wäre ich an diesen Ort gekommen, wenn...." Und während sie sprach, legte sie in Orse's Hand den egyptischen Talisman. Dann gewann sie es mit gewaltsamer Anstrengung über sich, den ihr gewöhnlichen scherzhaften Ton wieder anzunehmen, indem sie fortfuhr: „Es ist sehr schlimm von Ihnen, Herr Orse, so zu reden... Mitten im Maquis, von Ihren Banditen umringt, wissen Sie wohl, darf ich es nicht wagen, Ihnen meinen Zorn zu zeigen."

Orse machte eine Bewegung, um die Hand zu küssen, die ihm den Talisman zurückgab, und da Miß Lydia dieselbe etwas schnell zurückzog, so verlor er das Gleichgewicht und fiel auf sei-

von verwundeten Arm. Er konnte einen schmerzlichen Seufzer nicht unterdrücken.

„Sie haben sich wehe gethan, mein Freund?“ rief sie, ihn aufhebend, aus. „Das ist mein Fehler! verzeihen Sie mir!...“ Darauf redeten beide noch eine Weile flüsternd mit einander, und zwar sehr nahe beisammen. Colomba, welche jetzt herbeistürzte, fand sie just in derselben Lage, in der sie sie verlassen hatte.

„Die Voltigeurs!“ rief sie aus. „Orso, versuch' es, Dich zu erheben und zu marschiren; ich helfe Dir.“

„Verlasset mich!“ antwortete Orso. „Heiße die Banditen sich retten... mir liegt wenig daran, gefangen zu werden; aber führe Miß Lydia hinweg! Um Gottes willen, man darf sie hier nicht erblicken!“

„Ich werde Sie nicht verlassen,“ sagte Brandolaccio, welcher Colomba auf dem Fuße nachfolgte. „Der Sergeant der Voltigeurs ist ein Pathenkin: des Advokaten: statt Sie zu verhaften, wird er Sie tödten und dann behaupten, es sey nicht mit Absicht geschehen.“

Orso versuchte aufzustehen; er machte sogar einige Schritte; bald aber blieb er stehen und sagte: „Ich kann nicht gehen. Ihr Andern fliehet! Adieu, Miß Nevil! geben Sie mir die Hand zum Lebewohl!“

„Wir werden Sie nicht verlassen,“ riefen beide Frauenzimmer.

„Wenn Sie nicht gehen können,“ sagte Brandolaccio, „so muß ich Sie tragen. Auf, mein Lieutenant, ein wenig Muth! wir werden Zeit haben, uns dort hinten, den Abhang hinab, zu salviren. Der Herr Pfarrer wird die Spürnasen einstweilen beschäftigen.“

„Nein, lasset mich,“ sagte Orso, sich auf die Erde legend. „Ich beschwöre Dich bei Gott, Colomba, führe Miß Nevil weg!“

„Sie sind stark, Fräulein Colomba,“ sagte Brandolaccio;

„faſſen Sie ihn um die Schultern, ich halte ihn an den Füßen: gut! vorwärts! marſch!“

Damit begannen ſie ihn eiligſt wegzutragen, trotz ſeiner Proteſtationen. Miß Lydia folgte ihnen und erſchrack entſetzlich, als ein Flintenſchuß knallte, welchen ſogleich fünf bis ſechs andere erwiderten. Miß Lydia ſtieß einen Schrei aus und Brandelaccio einen Fluch, aber er verdoppelte dabei ſeine Eile, und Colomba eilte, ſeinem Beiſpiel folgend, durch das Maquis, ohne ſich um die Zweige, welche ihr Geſicht peitſchten und das Geſtrüpp, das ihr Kleid zerriß, im Mindeſten zu bekümmern.

„Bücken Sie ſich, bücken Sie ſich, meine Theure!“ rief ſie ihrer Gefährtin zu; „eine Kugel könnte Sie treffen.“ So gieng, oder vielmehr lief man ungefähr fünfhundert Schritte, als Brandelaccio erklärte, daß er nicht mehr könne, und ſich, trotz der Zurufe und Scheltworte Colomba's, auf den Boden fallen ließ.

„Wo iſt Miß Nevil?“ fragte Orſe.

Miß Nevil, erſchreckt durch die Gewehrſchüſſe und jeden Augenblick durch die Dichtheit des Maquis aufgehalten, hatte bald die Spur der Flüchtigen verloren und war — eine Beute der beklemmendſten Aengſten — allein zurückgeblieben.

„Sie iſt im Nachzug dahinten,“ ſagte Brandelaccio, „aber nicht verloren; die Frauenzimmer finden ſich immer wieder. Hören Sie doch, Orſi' Anton, was der Pfarrer für einen Lärm mit Ihrer Büchſe macht. Unglücklicherweiſe ſieht man keinen Stich und thut einander durch ein nächtliches Gewehrfeuer nicht viel Schaden.“

„Stille!“ rief Colomba aus; „ich höre ein Pferd; wir ſind gerettet.“

In der That trabte ein in dem Maquis weidendes Pferd, das von dem Knallen der Gewehre aufgeſcheucht worden war, herbei in ihre Nähe.

„Wir ſind gerettet!“ wiederholte Brandelaccio. Dem Pferd entgegenlaufen, es an der Mähne packen, ihm ſtatt der Zügel

einen festen Strick in das Maul legen, war für den Banditen, welchem Colomba half, das Geschäft eines Augenblicks: „Benachrichtigen wir jetzt den Pfarrer!“ sagte er. Dann pfiff er zweimal; ein entferntes Pfeifen antwortete auf dieses Signal; und die Mantenbüchse verstummte. Jetzt sprang Brandolaccio auf das Pferd. Colomba setzte ihren Bruder vor den Banditen, der ihn mit der einen Hand festhielt und mit der andern sein Thier lenkte. Trotz seiner Doppellast lief das Pferd, gesperrt durch tüchtige Fußstöße an den Bauch, leicht davon und galoppirte einen steilen Abhang hinunter, wo jedes andere als ein corsisches Roß hundertmal Hals und Bein gebrochen hätte.

Colomba kehrte jetzt wieder um, indem sie der Miß Nevil aus Leibeskräften rief; aber keine Stimme antwortete der ihrigen..... Nachdem sie eine Zeitlang auf's Gerathewohl gelaufen war, um den frühern Pfad wieder aufzufinden, begegnete sie zwei Bettigeurs, welche ihr: „wer da?“ zuriefen.

„Schon gut! ihr Herrn,“ sagte Colomba spöttisch; „ei, das ist ja ein gewaltiger Lärm. Wie viele Leute?“

„Sie waren bei den Banditen,“ sagte einer der Soldaten; „Sie sollen mit uns gehen.“

„Sehr gern,“ erwiderte sie; „aber ich habe eine Freundin hier; die müssen wir erst wieder auffinden.“

„Ihre Freundin ist schon gefangen, und Sie werden mit derselben im Gefängniß schlafen.“

„Im Gefängniß? Das wollen wir doch erst sehen! Einstweilen führet mich zu ihr.“

Die Bettigeurs führten sie jetzt in das Feldlager der Banditen, wo sie die Treyhäen ihrer Expeditien zusammenbrachten, d. h. den Pilone, womit Orso bedeckt war, einen alten Torf und einen vollen Wasserkrug. An demselben Orte befand sich Miß Nevil, welche, da ihr die Soldaten begegneten, halbtodt vor Furcht, auf alle Fragen über die Anzahl der Banditen und

die von denſelben genommene Richtung nur mit Thränen antwortet...

Colomba warf ſich in ihre Arme und raunte ihr in's Ohr: „Sie ſind gerettet.“ Dann wendete ſie ſich an den Sergeanten der Voltigeurs: „Mein Herr, Sie ſehen wohl, daß das Fräulein von dem, worüber Sie fragen, nichts weiß. Laſſen Sie uns in's Dorf zurück, wo man uns mit Ungeduld erwartet.“

„Man wird Sie dahin bringen; früher, als Ihnen lieb ſeyn mag, Jüngferchen,“ ſagte der Sergeant, „und Sie werden ſich darüber zu erklären haben, was Sie um dieſe Stunde bei den Spitzbuben, welche entflohen ſind, zu ſchaffen hatten. Ich weiß nicht, welche Hexerei dieſe Schufte anwenden, aber gewiß iſt, daß ſie die Mädchen bezaubern, denn wo immer es Banditen gibt, da darf man ſich auch auf hübſche Mädchen gefaßt machen.“

„Sie ſind artig, Herr Sergeant,“ ſagte Colomba; „aber Sie werden gut thun, zweimal zu überlegen, was Sie ſchwatzen. Dieſes Fräulein iſt eine Verwandte des Präfekten, und man darf mit ihr nicht Lappalien plaudern.“

„Verwandte des Präfekten?“ murmelte ein Soldat ſeinem Vorgeſetzten zu: „in der That, ſie hat einen Hut.“

„Der Hut thut Nichts dazu,“ ſagte der Sergeant. „Sie waren beide bei dem Pfarrer, dem größten Verführer im Lande, und meine Pflicht fordert, daß ich ſie mitnehme. Inzwiſchen haben wir hier nichts mehr verloren. Ohne dieſen verdammten Corporal Lanpin... der Trunkenbold von einem Franzoſen hat ſich gezeigt, ehe ich das Maquis ganz umzingelt hatte... ohne ihn hätten wir ſie wie in einem Netz gefangen.“

„Ihr ſeyd eurer Sieben?“ fragte Colomba. „Wiſſet Ihr, meine Herrn, wenn zufällig die drei Brüder Gambini, Saracchi und Theodor Poli ſich am heiligen Chriſtinen-Kreuz mit Brandolaccio und dem Pfarrer verbanden, ſie Euch tüchtig zu ſchaffen geben würden? Wenn Ihr indeß ein Zwiegeſpräch mit dem

Commandanten des Gebirgs*) führen müſſet, ſo möchte ich nicht dabei ſeyn. Die Kugeln kennen bei Nacht keinen Unterſchied des Geſchlechts."

Die Möglichkeit eines Zuſammentreffens mit den furchtbaren Banditen, welche Colomba genannt hatte, ſchien auf die Voltigeurs Eindruck zu machen. Unter fortwährenden Verwünſchungen gegen den Corporal Taupin, den Hundefranzoſen, gab der Sergeant Befehl zum Rückzug, und ſein Häuflein ſchlug den Weg nach Pietranera ein, den Topf und Pilene mit ſich fortnehmend. Dem Zug machte ein Fußtritt den Garaus. Da ein Voltigeur Miß Lydia's Arm ergreifen wollte, ließ ihn Colomba ſogleich zurück: „Niemand rühre ſie an!" rief ſie. „Glaubet Ihr, wir haben Luſt zu entfliehen?... Muth, Lydia, meine Theure! ſtützen Sie ſich auf mich und weinen Sie nicht, wie ein Kind! Es iſt ein complettes Abenteuer, wird aber nicht tragiſch enden; in einer halben Stunde ſitzen wir beim Abendeſſen. Ich meinerſeits ſterbe vor Appetit darnach."

„Was wird man von mir denken?" ſagte Miß Nevil ganz leiſe.

„Man wird denken, Sie haben ſich in dem Maquis verirrt, und weiter nichts."

„Was wird der Herr Präfekt ſagen?..... und zumeiſt mein Vater?"

„Der Präfekt?... Dem werden Sie antworten, er ſolle ſich um ſeine Präfektur bekümmern. Ihr Vater?... Aus der Art zu ſchließen, wenn Sie mit Orſo zuſammenklöſterten, dächte ich, hätten Sie Ihrem Vater ein Geſtändniß abzulegen."

Miß Nevil drückte ihr den Arm, ohne zu antworten.

„Nicht wahr," ſagte ihr Colomba in's Ohr, „mein Bruder verdient, daß man ihn liebt? Lieben Sie ihn nicht ein wenig?"

„Ach! Colomba," antwortete Miß Nevil, trotz ihrer Ver-

*) Dieß war der Titel, den Theodor Poli führte.

wirrung, mit Lächeln: „Sie haben mich verrathen, mich, die ſo großes Vertrauen in Sie ſetzte!“

Colomba umſchlang ſie und ſagte, ſie auf die Stirne küſſend, ſehr leiſe: „Liebes Schweſterchen, verzeihen Sie mir!“

„Ich muß wohl, furchtbare Schweſter!“ antwortete Lydia, ihr den Kuß zurückgebend.

Der Präfekt und Staatsprocurator wohnten im Hauſe des Adjunkten von Pietranera, und der wegen ſeiner Tochter ſehr beſorgte Oberſt kam eben zum zwanzigſten Mal, um nach ihr zu fragen, als ein von dem Sergeanten eiligſt vorausgeſchickter Bettjunge ihnen den Bericht von dem ſchauderlichen, mit den Banditen beſtandenen Kampf machte, einem Kampfe, worin es freilich weder Todte, noch Verwundete gab, wobei man jedoch einen Topf, einen Pilone und zwei Mädchen erobert hatte, welch Letztere, nach ſeiner Behauptung, die Geliebten oder Spioninnen der Banditen ſeyen. So angekündigt erſchienen die beiden Gefangenen inmitten ihres bewaffneten Geleites. Man kann ſich Colomba's ſtrahlende Haltung, die Schaamröthe ihrer Gefährtin, die Ueberraſchung des Präfekten, die Freude und das Erſtaunen des Oberſts kaum denken. Der königliche Procurator machte ſich das boshafte Vergnügen, die arme Lydia eine Art Unterſuchung beſtehen zu laſſen, welche erſt mit einer völligen Verlegenheit der Inquiſitin endigte.

„Mir ſcheint,“ ſagte der Präfekt, „daß wir Jedermann füglich in Freiheit ſetzen können. Dieſe Fräulein befanden ſich auf einem Spaziergang, — nichts natürlicher, als das, bei ſo gutem Wetter; durch Zufall ſtießen ſie auf einen liebenswürdigen, verwundeten jungen Mann, abermals nichts natürlicher, als das.“ Dann nahm er Colomba bei Seite und ſagte zu ihr: „Mein Fräulein, Sie können Ihren Bruder benachrichtigen, daß ſeine Sache beſſer ſteht, als ich hoffte. Die Unterſuchung der Leichname und die Ausſage des Oberſts beweiſen hinlänglich, daß er nur gegen einen Angriff ſich vertheidigte und im

Augenblick des Kampfes allein war. Alles wird sich auf's Beste beilegen; aber er muß das Mannis schleunigst verlassen und sich vor Gericht stellen."

Es war nahe an eilf Uhr, als der Oberst, seine Tochter und Colomba sich zu einem kalt gewordenen Nachtessen niederließen. Colomba aß mit gutem Appetit, wobei sie über den Präfekten, den Staatsprocurator und die Voltigeurs spöttelte. Der Oberst aß, sprach aber kein Wort, sondern blickte immer wieder seine Tochter an, welche die Augen nicht vom Teller hob. Endlich sagte er mit sanfter, aber ernster Stimme auf englisch zu ihr:

„Lydia, Du hast Dich also mit della Rebbia versprochen?"

„Ja, mein Vater, seit heute," antwortete sie erröthend, aber mit fester Stimme.

Dann schlug sie die Augen auf, und da sie im Gesicht ihres Vaters nicht das geringste Zeichen von Zorn bemerkte, warf sie sich in seine Arme und küßte ihn, wie es wohlgezogene Töchter bei ähnlichen Gelegenheiten machen.

„Nun, meinetwegen," sagte der Oberst; „es ist ein wackerer Junge; aber, bei Gott! wir werden nicht in seinem Teufelsland bleiben! sonst verweigerte ich meine Einwilligung."

„Ich verstehe nicht englisch," sagte Colomba, welche sie mit äußerster Neugierde beobachtete; „aber ich wette, daß ich den Inhalt des Gespräches errathe."

„Wir sagen," antwortete der Oberst, „daß wir Sie auf eine Reise in Irland mitnehmen werden."

„Ja, recht gern, nur ich wette die **surella Colomba** sein. Gilt's, Herr Oberst? Schlagen wir ein?

„In diesem Fall küßt man sich," erwiderte der Oberst.

XX.

Einige Monate nach dem Duvelschuß, welcher die Gemeinde Pietranera in Bestürzung versetzte (Zeitungs-Styl), ritt ein jun-

ger Mann, den linken Arm in der Schlinge, an einem schönen Nachmittag von Baſtia heraus und nahm ſeine Richtung nach dem Dorfe Gardo, das durch ſeine Quelle berühmt iſt, welche zur Sommerzeit den Feinſchmeckern der Stadt ein köſtliches Waſſer ſpendet. Ein ſchlank und hoch gewachſenes, ausgezeichnet ſchönes Fräulein begleitete ihn auf einem ſchwarzen Pferd, deſſen Kraft und zierliche Formen der Kenner bewundert hätte, das aber zum Unſtern ein aufgeſchlitztes Ohr trug. Im Dorfe ſchwang ſich das Fraulein leicht vom Sattel, half ihrem Begleiter abſteigen und knüpfte die ziemlich ſchweren Satteltaſchen los. Die Pferde wurden der Obhut eines Bauern anvertraut, und das mit den Satteltaſchen, die ſie unter ihrem Mezzaro barg, beladene Fräulein ſchlug mit dem jungen Mann, der eine Doppelbüchſe trug, den Weg in's Gebirge ein. Der Pfad war rauh und ſchien zu keiner benachbarten Wohnung zu führen. Auf einer höheren Stufe des Berges Quercio angelangt, machten ſie Halt und ließen ſich Beide im Moofe nieder. Sie ſchienen Jemand zu erwarten, denn ſie wendeten die Augen an Einem fort nach dem Gebirge, und das Fraulein ſah fleißig auf eine ſchöne goldene Uhr, vielleicht ebenſo begierig, ein Kleinod, das erſt ſeit kurzer Zeit in ihrem Beſitz zu ſeyn ſchien, zu betrachten, als den Stundenzeiger zu befragen, ob der Augenblick eines ausgemachten Stelldicheins noch nicht gekommen ſey. Indeß brauchten ſie nicht lange zu warten. Ein Hund ſprang aus dem Maquis, und auf den Ruf: Brusco, von Seiten des Fräuleins, rannte er herbei, ihnen ſeine Freude zu bezeugen. Gleich darauf erſchienen zwei bärtige Männer, das Gewehr im Arm, die Patrontaſche im Gürtel und das Piſtol an der Hüfte. Ihre zerriſſenen und verflickten Kleider ſtachen gewaltig gegen ihre glänzenden, aus einer berühmten Fabrik des Feſtlands kommenden Waffen ab. Trotz der offenbaren Ungleichheit ihrer Lage und Verhältniſſe begrüßten ſich doch die vier Perſonen dieſer Scene vertraulich, wie alte Freunde.

„Wohlan! Orſ' Anton!“ ſagte der ältere Bandit zu dem jungen Mann, „Ihre Sache iſt jetzt im Reinen. Beſchluß: Sie nicht in Anklageſtand zu verſetzen. Mache meinen Glückwunſch. Bedaure dabei, daß der Advokat nicht mehr auf der Inſel iſt, um ihn darüber raſend zu ſehen. Und Ihr Arm? ...“

„In vierzehn Tagen, ſagt man mir, werde ich ihn ohne Schlinge tragen können. — Mein wackerer Brando, morgen reiſe ich nach Italien ab, und wollte Dir, ſo wie auch dem Herrn Pfarrer noch Adieu ſagen. Deßhalb erſuchte ich Euch, hieher zu kommen.“

„Sie eilen ſehr,“ bemerkte Brandolaccio; „geſtern freigeſprochen, morgen ſchon abgereist!“

„Man hat Geſchäfte,“ ſagte das Fräulein heiter. „Meine Herrn, ich habe Ihnen zu eſſen gebracht. Preßt die Mahlzeit, und vergeſſet meinen Freund Brusco nicht!“

„Sie verderben den Brusco, Fräulein Colomba; aber er iſt dankbar. Sie ſollen ſehen!“ Dann rief er, ſein Gewehr wagerecht ausſtreckend: „Hnida, Brusco, ſpringe für die Barricini!“ Der Hund blieb unbeweglich, leckte ſich die Schnauze und betrachtete ſeinen Herrn. — „Springe für die della Rebbia!“ Und er ſprang zwei Fuß höher, als nöthig.

„Höret, meine Freunde,“ ſagte Orſo, „Ihr treibet ein ſchlechtes Handwerk; und wenn Euer Unſtern nicht will, daß ihr Eure Laufbahn auf dem Platze da drunten*) beſchließet, ſo bleibt Eure beſte Ausſicht, in dem Maquis durch die Kugel eines Gendarmen zu fallen.“

„Wohlan!“ ſagte Gaſtriconi, „das iſt ein Tod, wie ein anderer, und noch mehr werth, als das Fieber, das Euch im Bette umbringt, mitten unter dem mehr oder minder aufrichtigen Gewinſel Eurer Erben. Wenn man, ſo wie wir, die freie Luft gewohnt iſt, ſo geht nichts über einen Tod in Schuh und Strumpfen, wie unſer Sprüchwort ſagt.“

*) Er deutete auf den Executions-Platz in Baſtia.

„Ich wünſchte," fuhr Orſo fort, „daß Ihr dieſes Land verließet ... und ein ruhiges Leben führtet. Zum Beiſpiel, warum ſolltet Ihr Euch nicht in Sardinien niederlaſſen, wie mehrere eurer Kameraden es gethan? Ich könnte Euch dazu behülflich ſeyn."

„In Sardinien!" ſchrie Brandolaccio. „Istos Sardos! Hole ſie der Teufel mit ihrem Kauderwälſch. Das iſt eine zu ſchlechte Geſellſchaft für uns."

„Es läßt ſich nicht mit Anſtand leben in Sardinien," fügte der Pfarrer bei. „Ich meines Theils verachte die Sarden. Um die Banditen zu jagen, haben ſie eine berittene Miliz; da ſind die Banditen und das Land gleich abgeſchmackt. Pfui über Sardinien! Eines nur ſetzt mich in Erſtaunen, Herr della Rebbia, daß Sie, ein Mann von Geſchmack und Wiſſenſchaft, unſer Leben in den Maquis nicht zu dem Ihrigen machten, da Sie es doch einmal gekoſtet haben!"

Orſo erwiderte lächelnd: „Als ich das Vergnügen hatte, Euer Tiſchgenoſſe zu ſeyn, war ich nicht wohl im Stande, die Reize Eurer Lage zu würdigen, und noch ſchmerzen mich die Rippen, wenn ich mich an den Ritt erinnere, den ich in einer ſchönen Nacht machte, quer, wie ein Sack, über ein ſatteloſes Pferd gelegt, das mein Freund Brandolaccio leitete."

„Und das Vergnügen, der Verfolgung zu entgehen," fiel Gaſtriconi ein, rechnen Sie für nichts? Wie können Sie unempfindlich bleiben für die Seligkeit einer unumſchränkten Freiheit unter einem milden Himmel, wie der unſrige? Mit dieſem Respectmacher (dabei ſchlug er an ſein Gewehr) iſt man König überall, ſo weit die Kugel reicht. Man regiert, man ſteuert dem Unrecht ... Das iſt eine ſehr moraliſche Unterhaltung, mein Herr! und dabei eine ſehr angenehme, die wir uns nicht verſagen. Gibt es ein ſchöneres Leben, als das eines irrenden Ritters, wenn man beſſer bewaffnet und geſcheidter iſt, als Don Quixote? Hören Sie! eines Tags erfuhr ich, daß der Oheim

der kleinen Lilla Luigi, der alte Spitzbube, ihr keine Mitgift geben wollte: ich ſchrieb ihm ohne Drohungen, das iſt nicht meine Manier; wohlan! der Mann gieng ſogleich in ſich, und verheirathete ſeine Nichte. Ich habe zwei Perſonen glücklich gemacht. Glauben Sie mir, Herr Orſo, es gibt nichts Unvergleichlicheres, als das Leben eines Banditen? Bah! Sie würden vielleicht Einer der Unſrigen ohne eine gewiſſe Engländerin, die ich nur einen Augenblick ſah, von der aber Jedermann in Baſtia mit Bewunderung ſpricht."

„Meine künftige Schwägerin liebt das Maquis nicht," ſagte Colomba lachend, „ſie fürchtet ſich allzuſehr."

„Nun denn," ſagte Orſo, „Ihr wollet hier bleiben? Es ſey! Redet, kann ich Euch einen Gefallen erweiſen?"

„Keinen, als — daß Sie uns in gutem Andenken behalten. Wir ſind bereits zu tief in Ihrer Schuld. Da iſt Chilina, die jetzt eine Ausſtattung hat, und zu einer guten Verſorgung nichts mehr braucht, als Empfehlungsbriefe ohne Drohung von meinem Freund Pfarrer. Wir wiſſen, daß Ihr Pächter uns Brod und Pulver geben wird, wenn wir deſſen bedürftig ſind: alſo, Adieu! Ich hoffe Sie noch einmal in Corſika wieder zu ſehen."

„In dringenden Augenblicken," ſagte Orſo, „kommen einige Stücke Geldes Einem oft ſehr zu Statten. Jetzt, da wir alte Bekanntſchaften ſind, werdet Ihr mir dieſe kleine Patrone, die Euch zur Anſchaffung anderer dienen kann, nicht ausſchlagen."

„Kein Geld zwiſchen uns, Lieutenant!" ſagte Brandolaccio mit entſchloſſenem Ton.

„Das Geld macht Alles in der Welt," ſagte Caſtriconi; „aber in dem Maquis gilt nur ein tapferes Herz und ein Gewehr, das nicht verſagt."

„Ich möchte Euch nicht verlaſſen," fuhr Orſo fort, „ohne Euch ein Andenken zu hinterlaſſen. Denk' einmal nach, Brando, was kann ich Dir geben?"

Der Bandit kratzte ſich den Kopf, und ſagte mit einem Seitenblick auf Orſo's Büchſe:

„Alle Wetter, mein Lieutenant,... wenn ich es wagen dürfte... aber nein, Sie halten zu ſehr darauf."

„Wovon redeſt Du?"

„Von... nichts... es geht nicht... Ich müßte auch noch wiſſen, wie man ſich derſelben bedient. Immer will mir der Doppeltreffer mit einer einzigen Hand nicht aus dem Kopf... Oh! das kommt nicht zweimal vor."

„Du wünſcheſt dieſe Büchſe?... Ich brachte ſie Dir mit; aber bediene Dich derſelben ſo wenig als möglich!"

„Oh! Ich verſpreche Ihnen, mich ihrer nicht zu bedienen wie Sie! Aber das dürfen Sie feſt glauben, wenn ſie einmal ein Anderer hat, dann iſt Brando Sarelli den Weg alles Fleiſches gegangen."

„Und Sie, Caſtriconi, was gebe ich Ihnen?"

„Da Sie mir nun einmal durchaus ein materielles Andenken an Sie hinterlaſſen wollen, ſo bitte ich ohne Weiteres um einen Horaz vom kleinſten Taſchenformat. Das wird mich unterhalten und davor bewahren, daß ich mein Latein vergeſſe. Es iſt eine kleine Cigarrenverkäuferin in Baſtia, die wird mir ihn einhändigen."

„Sie ſollen einen Elzevir haben, mein Gelehrter! unter den Büchern, die ich mitnehmen wollte, befindet ſich juſt ein ein ſolcher. — Wohlan denn, meine Freunde, es muß geſchieden ſeyn. Einen Händedruck! Denket Ihr einmal an Sardinien, ſo ſchreibt mir! Der Advokat N. wird Euch meine Adreſſe auf dem Feſtland geben."

„Mein Lieutenant," ſagte Brando, „morgen, wenn Sie außerhalb des Hafens ſind, blicken Sie nach dem Gebirge her, auf dieſen Platz; wir werden hier ſeyn und Ihnen mit dem Taſchentuch zuwinken!"

Damit trennten ſie ſich. Orſo und ſeine Schweſter ſchlugen den Weg nach Carbo ein, und die Banditen den Fußpfad zum Gebirge.

XXI.

An einem ſchönen Maimorgen fuhren der Oberſt Sir Thomas Nevil, ſeine erſt ſeit ein paar Tagen vermählte Tochter, Orſo und Colomba in einer Kaleſche aus der Stadt Piſa, um eine erſt neu entdeckte, unterirdiſche, etruskiſche Gruft zu beſuchen, welche alle Fremden in Augenſchein nahmen. In's Innere hinabgeſtiegen, nahmen Orſo und ſeine Frau ihre Stifte zur Hand und begannen die darin befindlichen Malereien abzuzeichnen. Der Oberſt und Colomba dagegen, beide ziemlich gleichgültig gegen archäologiſche Studien, ließen ſie allein und ergiengen ſich in der Umgegend.

„Meine theure Colomba," ſagte der Oberſt, „wir werden wieder nicht zu rechter Zeit nach Piſa zu unſerem luncheon zurückkommen. Haben Sie keinen Hunger? Orſo und ſeine Frau haben ſich da in ihre Alterthümer vertieft; wenn ſie miteinander zu zeichnen anfangen, können ſie nicht mehr aufhören."

„Ja," ſagte Colomba, „und doch bringen ſie keinen Strich von einer Zeichnung mit."

„Mein Rath wäre," fuhr der Oberſt fort, „wir giengen dort hinab in den kleinen Pächterhof. Wir werden daſelbſt Brod, vielleicht Aleatico und wer weiß? ſogar Sahne und Erdbeeren finden, wobei wir dann unſere Zeichner mit Geduld abzuwarten im Stande ſind."

„Sie haben Recht, Oberſt! Sie und ich, die beiden geſetzten Leute im Haus, würden groß Unrecht thun, uns zu Märtyrern dieſes Liebesmärchens zu machen, das nur von Poeſie lebt. Geben Sie mir den Arm. Nicht wahr, ich bilde mich? Ich nehme den Arm, ich bediene mich mediſcher Hüte und Kleider;

ich habe koſtbare Kleinigkeiten an mir; ich lerne, Gott weiß, wie viele ſchöne Sachen; kurz ich bin durchaus keine Halbwilde mehr. Sehen Sie doch, mit welcher Grazie ich dieſen Shawl trage.... Jener Blondling, d. h. der Offizier, welcher bei der Hochzeit war.... du lieber Himmel! ich kann ſeinen Namen nicht behalten; ein langes, friſirtes Weſen, das ich mit einem Fauſtſtoß auf die Erde werfen könnte..."

„Chatworth," fiel der Oberſt ein.

„Richtig! aber ausſprechen werde ich das nie... Der alſo iſt raſend in mich verliebt."

„Ei! Colomba! Sie werden ſehr kokett... in Kurzem werden wir eine zweite Hochzeit erleben."

„Ich? heirathen? Und wer ſollte dann meinen Neffen aufziehen... wenn mir Orſo Einen gibt? wer ſollte ihn korſiſch ſprechen lernen?... Ja, er muß korſiſch lernen, und ich werde ihm eine Spitzenmütze verfertigen, daß Sie toll darob werden."

„Warten wir erſt dieſen Neffen ab; dann mögen Sie ihn mit dem Stilett ſpielen lehren, wenn Ihnen das gut däucht."

„Adieu Stilette!" rief Colomba heiter; „jetzt habe ich einen Fächer, um Sie auf die Finger zu klopfen, wenn Sie über mein Vaterland raiſonniren."

So ſchwatzend, traten ſie in die Pächterwohnung, wo ſie Wein, Erdbeeren und Sahne fanden. Colomba half der Pächterin Erdbeeren pflücken, während der Oberſt Aleatico trank. Beim Umbiegen in einem Gartengang bemerkte Colomba einen Greis, der, wie es ſchien, krank war und auf einem Strohſeſſel in der Sonne ſaß; er hatte gefurchte Wangen und hohle Augen; ſeiner entſetzlichen Hagerkeit, ſeiner Unbeweglichkeit, ſeiner Bläſſe, ſeines ſtarren Blickes wegen glich er eher einem Leichnam, als einem lebenden Weſen. Mehrere Minuten lang betrachtete ihn Colomba mit ſo auffallender Neugierde, daß ſie die Aufmerkſamkeit der Pächterin erregte. — „Dieſer arme Greis," ſagte Letztere, „iſt einer Ihrer Landsmänner, „denn ich merke an Ihrer

Sprache wohl, daß Sie eine Corsin sind, mein Fräulein. Er hatte Unglück zu Hause. Seine Kinder kamen auf schreckliche Weise um. Man sagt... ich bitte um Vergebung, mein Fräulein... Ihre Landsleute seyen nicht zart in ihren Feindschaften. Hernach also kam dieser arme, einsam gebliebene Herr nach Pisa zu einer entfernten Base, welcher dieser Hof gehört. Der gute Mann ist ein wenig verrückt.... vor Kummer und Elend; das war für Madame, welche Gesellschaften gibt, unangenehm; deßhalb hat sie ihn hieher geschickt; er ist sehr sanft und gut zu haben; er redet keine drei Worte des Tags. Er ist eben, wie gesagt, nicht recht bei Trost. Der Arzt spricht alle Wochen ein; er sagt, es könne nicht lang dauern."

„Ah! er muß sterben?" rief Colomba. „In seiner Lage ist das ein Glück für ihn."

„Sie sollten ein wenig Corsisch mit ihm reden, Fräulein! Das brächte ihn vielleicht wieder etwas in's Geleise, wenn er die Sprache seines Volkes hörte."

„Wir sollen sehen," sagte Colomba mit ironischem Lächeln; damit trat sie auf den Greis zu, bis ihr Schatten ihm die Sonne entzog. Jetzt hob der arme Blödsinnige den Kopf und sah Colomba fest an, wie auch sie, immer lächelnd, ihn. Nach einer Sekunde fuhr der Greis an die Stirne und schloß die Augen, als wollte er dem Blicke Colomba's entgehen. Dann öffnete er sie wieder, aber sperrangelweit; seine Lippen zitterten, er wollte die Hände ausstrecken; doch verzaubert durch Colomba blieb er wie angenagelt auf seinem Stuhl, außer Stands, sich zu rühren oder zu sprechen. Endlich flossen dicke Thränen aus seinen Augen und einige Seufzer entrangen sich seiner Brust.

„Es ist das erste Mal, daß ich ihn so sehe," sagte die Pächterin. — „Das Fräulein ist eine Dame aus Ihrem Land; sie kam auf Besuch zu Ihnen," sagte sie zu dem Greisen.

„Gnade!" schrie dieser mit kreischender Stimme; „Gnade! bist Du noch nicht zufrieden? Jenes Blatt... das ich verbrannt

hatte ... wie machteſt Du's, um es zu leſen? ... Aber warum alle Beide? ... Orlanduccio, gegen ihn haſt Du nichts leſen können ... Du mußteſt mir Einen laſſen ... einen einzigen ... den Orlanduccio ... ſeinen Namen haſt Du nicht geleſen ..."

„Ich brauchte alle beide," ſagte Colomba mit gedämpfter Stimme in corſiſcher Mundart zu ihm. „Die Aeſte ſind abgehauen; und wäre die Wurzel nicht ſchon faul geweſen, ſo hätte ich ſie ausgeriſſen. Geh, klage nicht! Du haſt nicht lange zu leiden. Ich duldete zwei Jahre!

Der Greis ſtieß einen Schrei aus, und ſein Kopf fiel auf ſeine Bruſt herab. Colomba wendete ihm den Rücken und gieng mit langſamen Schritten nach dem Hauſe zurück, indem ſie einige halb verſtändliche Worte aus einer Ballata ſang: „Ich bedarf der Hand, die geſchoſſen, des Auges, das gezielt, und des Herzens, das erſonnen hat ..."

Während die Pächterin dem Greis zu Hülfe eilte, nahm Colomba mit hochrothen Wangen und funkelnden Augen dem Oberſt gegenüber am Tiſche Platz.

„Was haben Sie doch?" fragte dieſer; „Sie ſehen jetzt gerade wieder ſo aus, wie damals zu Pietranera, als man uns bei dem Mittageſſen Kugeln zum Fenſter hereinſchickte."

„Erinnerungen an Corſika ſind mir wieder durch den Kopf gefahren. Jetzt iſt's aber vorbei. Nicht wahr, ich werde Pathin ſeyn? Oh! welch' ſchöne Namen werd' ich ihm geben: **Ghilfaccio — Tomaso — Orso — Leone.**"

In dieſem Augenblick trat die Pächtersfrau wieder ein.

„Nun?" fragte Colomba mit großer Kaltblütigkeit: „iſt er todt, oder nur ohnmächtig?"

„Es war nur vorübergehend; aber ſeltſam iſt's, welchen Eindruck Ihr Anblick auf ihn gemacht hat!"

„Und der Arzt ſagt, er könne es nicht lang mehr treiben?"

„Vielleicht nicht einmal mehr zwei Monate."

„Da iſt nicht viel verloren," bemerkte Colomba.

„Von wem Teufels redet Ihr?“ fragte der Oberſt.

„Von einem Blödſinnigen aus meinem Vaterland,“ ſagte Colomba mit gleichgültiger Miene, „der ſich hier in Penſion befindet. Ich werde von Zeit zu Zeit Nachrichten über ſeinen Zuſtand einziehen. Aber, Oberſt Nevil, laſſen Sie doch auch Erdbeeren für Lydia und meinen Bruder übrig!“

Als Colomba den Pachthof verließ, um wieder in die Kaleſche zu ſteigen, folgte die Pächterin ihr eine Zeitlang mit den Augen, dann ſagte ſie zu ihrer Tochter:

„Siehſt Du dort jenes Fräulein, das ſo ſchön iſt? Je nun, ich weiß gewiß, daß es den böſen Blick beſitzt!“

Moſaik.

Geſammelte Erzählungen, Novellen und Skizzen.

Die Erscheinung Karl's XI.

Man bespöttelt den Glauben an übernatürliche Geschichten und Erscheinungen. Einige davon sind jedoch durch so sichere Zeugnisse verbürgt, daß man eben so gut jeden historischen Beweis verwerfen könnte, als denjenigen, der für solche Visionen geführt wird.

Ein in letzter Form ausgestelltes Aktenstück, unterzeichnet mit den ächten Namenszügen von vier glaubwürdigen Männern, bestätigt die Wahrheit der Thatsache, welche ich zu erzählen im Begriff bin. Ich muß noch beifügen, daß die in dem Aktenstück enthaltene Weissagung längst bekannt und veröffentlicht war, ehe die am Ende des vorigen Jahrhunderts eingetroffenen Ereignisse die Erfüllung derselben mit sich brachten.

Karl XI., Vater des berühmten Karl's XII., war einer der herrschsüchtigsten, aber auch einer der weisesten Monarchen, welche Schweden gehabt hat. Er schränkte die ungeheuren Vorrechte des Adels ein, vernichtete die Macht des Senats und machte Gesetze aus eigener Gewaltfülle; mit einem Wort, er veränderte die oligarchische Landesverfassung, welche vor ihm gegolten, und zwang die Stände, ihm eine absolute Herrschaft zu übertragen. Sonst war Karl XI. ein aufgeklärter, tapferer, der lutherischen Religion ganz ergebener Mann von unbeugsamem, rein praktischem Charakter, dem die Einbildungskraft gänzlich mangelte.

Er hatte kaum erst seine Gemahlin Ulrike Eleonore verloren. Obgleich, wie man behauptet, die Härte, womit er diese

Prinzeſſin behandelt, ihren Tod beſchleunigt hatte, ſo hegte er doch Achtung für ſie und war von ihrem Hinſcheiden ſittlich tiefer ergriffen, als man von einem ſo trockenen Herzen, wie das ſeinige, erwarten durfte. Seit dieſem Ereigniß wurde er noch düſterer und ſchweigſamer als zuvor, und arbeitete mit ſo unermüdlicher Anſtrengung, daß man wohl merken konnte, er fühle ein gebieteriſches Bedürfniß, peinliche Vorſtellungen damit aus ſeinem Geiſte zu verbannen.

An dem ſpaten Abend eines Herbſttages ſaß er im Schlafrock und Pantoffeln vor einem ſtarken Kaminfeuer in ſeinem Kabinet im Schloſſe zu Stockholm. Um ihn waren: ſein Kammerherr, der Graf Brahe, ein Liebling von ihm, der Leibarzt Baumgarten, welcher, gelegentlich geſagt, den ſtarken Geiſt ſpielte und Alles bezweifelt wiſſen wollte, außer der Medizin. Dieſer war an dieſem Abend wegen einer kleinen Unpäßlichkeit zu dem Könige berufen worden.

Man blieb ſehr lange auf, und der König machte, gegen ſeine Gewohnheit, den beiden Herren durch keinen „guten Abend!“ bemerklich, daß es Zeit ſey, ſich zurückzuziehen. Mit geſenktem Haupte die glühenden Kohlen anſtarrend, beobachtete er ein tiefes Stillſchweigen; ſeine Geſellſchaft langweilte ihn offenbar, und daher fürchtete er, unwiſſend warum, allein zu bleiben. Der Graf Brahe merkte wohl, daß ſeine Gegenwart nicht ſehr angenehm ſey, und hatte deßhalb ſchon mehrmals die Beſorgniß ausgedrückt, Se. Majeſtät möchte nun ihre Nachtruhe kommen: aber durch einen Wink des Königs war er immer wieder auf ſeinem Platze zurückgehalten worden. Der Leibarzt ſeinerſeits redete von den ſchädlichen Folgen durchwachter Nächte für die Geſundheit; Karl jedoch murmelte zwiſchen den Zähnen: „Bleibt! ich habe noch keine Luſt zu ſchlafen.“

Jetzt verſuchte man es mit mehreren Unterhaltungsgegenſtänden, die ſich indeß in zwei bis drei Redensarten jedesmal erſchöpften. Es lag am Tage, daß der König in einer ſeiner

schwarzen Launen war; und in solchen Fällen ist die Lage eines Höflings nicht eben die beneidenswertheste. Der Graf Brahe vermuthete, die Traurigkeit seines Herrn habe ihre Quelle in dem Kummer über den Verlust seiner Gemahlin, so betrachtete er eine Weile das im Kabinet hängende Bildniß der Königin und rief dann mit einem schweren Seufzer: „Wie ähnlich ist doch dieses Bild! Das sind ganz jene zugleich so majestätischen und sanften Züge!...“

„Bah!“ erwiderte barsch der König, welcher einen Vorwurf zu hören glaubte, so oft man den Namen der Königin vor ihm aussprach: „Bah! Dieß Portrait ist geschmeichelt! Die Königin war häßlich!“ Dann betrübte ihn im Innern seine eigene Härte, er stand auf und gieng im Zimmer auf und ab, um eine Bewegung, über die er erröthete, zu verbergen. Vor dem Fenster nach dem Schloßhof blieb er stehen. Die Nacht war düster und der Mond im ersten Viertel.

Der Palast, wo jetzt die Könige von Schweden residiren, war damals noch nicht vollendet, und Karl XI., der dessen Erbauung angefangen hatte, wohnte noch in dem alten Schloß auf der Spitze des Riddarholms mit der Aussicht auf den Mälar-See. Dies ist ein großes, hufeisenförmiges Gebäude. Das Kabinet des Königs befand sich an einem der beiden Enden, und beinahe gegenüber war der große Saal, wo sich die Stände versammelten, wenn sie eine Mittheilung von Seiten der Krone erhalten sollten.

Die Fenster dieses Saals schienen in diesem Augenblicke von einem strahlenden Lichte erhellt. Das schien dem Könige seltsam. Anfangs stellte er sich vor, diese Beleuchtung sey das Werk eines dort anwesenden Dieners. Aber was hatte ein solcher in einem Saale zu schaffen, der seit langer Zeit nicht aufgeschlossen worden war? Zudem war das Licht zu helle, um nur von einer Kerze zu stammen. Man hätte es einem Brand zuschreiben können; aber man sah keinen Rauch, die Fenster

waren nicht gesprungen, kein Knistern ließ sich vernehmen; Alles wies vielmehr auf eine Beleuchtung hin.

Karl betrachtete diese Fenster eine Zeit lang, ohne zu reden. Einstweilen faßte der Graf Brahe die Schnur einer Klingel und wollte einem Pagen winken, um sich nach der Ursache dieser sonderbaren Helle erkundigen zu lassen; aber der König hielt seine Hand, indem er sagte: „Ich will selbst nach diesem Saal gehen.“ Bei diesen Worten sah man ihn erblassen, und seine Miene hatte den Ausdruck einer mit überschwellen Schreckens. Dennoch gieng er mit festem Schritte hinaus; der Kammerherr und der Leibarzt folgten ihm, jeder mit einer angebrannten Kerze in der Hand.

Der Thürhüter, welcher die Schlüssel in Verwahrung hatte, war bereits zu Bett gegangen. Baumgarten weckte ihn und befahl ihm im Namen des Königs, augenblicklich die Thüren des Ständesaals zu öffnen. Groß war das Erstaunen dieses Mannes über den unerwarteten Befehl; er kleidete sich alsbald an und eilte mit seinem Schlüsselbunde zu dem König: dann öffnete er zuerst eine Gallerie, welche als Vorzimmer des Ständesaals diente. Der König trat ein; aber wie sehr erstaunte er, da er die Wände ganz schwarz verhangt sah!

„Wer befahl diesen Vorsaal schwarz auszuschlagen?“ fragte der Monarch mit zorniger Stimme. — „Niemand, daß ich wüßte, Sire,“ antwortete der bestürzte Thürhüter. „Und das letzte Mal, daß ich die Gallerie sehen ließ, war sie mit Eichenholz getäfert, wie immer... Gewiß, diese Verhänge kommen nicht aus dem Möbelmagazin Eurer Majestät.“ Und schon hatte der König, welcher mit eiligen Schritten vorwärts gieng, mehr als zwei Drittel der Gallerie durchlaufen. Der Graf und der Pförtner folgten ihm auf dem Fuß; der Leibarzt Baumgarten war ein wenig zurück, unschlüssig aus Furcht, allein zu bleiben, oder sich einem Abenteuer auszusetzen, das in so seltsamer Weise sich ankündigte.

„Gehen Sie nicht weiter, Sire!“ rief der Thürhüter. „Bei meiner Seele, da ist Zauberei im Spiel. Um diese Stunde... seit dem Tode der Königin, Ihrer allergnädigsten Gemahlin... sagt man, sie gehe in dieser Gallerie um... Gott beschütze uns!“

„Halten Sie inne, Sire,“ rief nun auch der Graf. „Hören Sie nicht den Lärm, der aus dem Ständesaal dringt? Wer weiß, welchen Gefahren sich Ew. Majestät aussetzen.“

„Sire,“ sagte Baumgarten, dessen Kerze ein Luftzug ausgelöscht hatte, „erlauben Sie wenigstens, daß ich eine Abtheilung ihrer Trabanten hole!“

„Treten wir ein!“ sprach der König mit fester Stimme, indem er vor der Thüre des großen Saals stehen blieb; „und Du, Pförtner, öffne schnell diese Thüre!“ Dabei stieß er sie mit dem Fuße an, und das Geräusch des Stoßes erscholl, von dem Echo wiederholt, in der Gallerie gleich einem Kanonenschuß.

Der Thürhüter zitterte so stark, daß sein Schlüssel am Schlosse hin- und herklapperte, denn er war unvermögend, denselben hineinzustecken. „Ein alter Soldat, der zittert!“ sagte Karl achselzuckend. „Wohlan, Graf, öffnen Sie uns diese Thüre!“

„Sire,“ antwortete der Graf, einen Schritt zurücktretend, „Eure Majestät wollen mir befehlen, gegen die Mündung einer dänischen oder deutschen Kanone zu marschiren, und ich werde ohne Zaudern gehorchen; aber Sie verlangen, daß ich der Hölle Trotz biete!“

Da riß der König die Schlüssel aus der Hand des Pförtners und sagte mit verächtlichem Ton: „Ich sehe wohl, daß das meine Sache allein ist!“ und ehe ihn seine Begleiter daran hindern konnten, hatte er die dicke Eichenthüre aufgeschlossen und war in den großen Saal mit den Worten eingetreten: „Unter dem Beistand Gottes!“ Seine drei Begleiter giengen aus einer die Furcht besiegenden Neugierde, vielleicht auch aus Schaam, ihren König zu verlassen, mit ihm hinein.

Der große Saal war durch eine zahllose Menge von Wachskerzen erleuchtet. Schwarze Tapeten nahmen die Stelle der alten, mit Bildern bemalten ein. Längs den Wänden hin sah man in gewöhnlicher Ordnung deutsche, dänische oder moskowitische Fahnen, die Trophäen der Feldzüge Gustav Adolph's aufgestellt. In der Mitte unterschied man deutlich die schwedischen Banner, welche mit schwarzem Flor verhängt waren.

Eine unermeßliche Versammlung füllte die Bänke. Die vier Stände des Staats: Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern, saßen jeder in seiner Reihe. Alle waren schwarz gekleidet; und diese Menge von Menschengesichtern, welche auf dem schwarzen Grunde zu strahlen schienen, verblendeten die Augen so sehr, daß keiner der vier Zeugen dieser außerordentlichen Scene ein bekanntes Antlitz unter der Maße herausfinden konnte. So sieht ein dem Publikum gegenüberbefindlicher Schauspieler nur ein verworrenes Gewimmel, darin er kein einziges Individuum zu unterscheiden vermag.

Auf dem erhöhten Throne, auf welchem der König zu der Versammlung zu sprechen gewohnt war, sahen sie einen blutigen, mit den Insignien der Königswürde bekleideten Leichnam. Rechts von diesem hielt ein aufrechtstehendes Kind, mit der Krone auf dem Kopf, ein Scepter in der Hand. Links von demselben lehnte sich ein bejahrter Mann, oder vielmehr ein entsetzes Phantom, an den Thron. Er war mit dem Prunkmantel angethan, den die alten Monarchen Schwedens trugen, ehe Wasa ein Königreich daraus gemacht hatte. Vor dem Thron saßen mehrere Personen von ernster und würdiger Haltung, in langen Mänteln gehüllt, in richterlicher Funktion vor einer Tafel, auf welcher man große Foliobände und einige Urnen bemerkte. Zwischen dem Thron und den Bänken der Versammlung befand sich ein mit schwarzem Flor bedeckter Block, auf ein Beil lag auf demselben.

Niemand in dieser übernatürlichen Versammlung hatte das

Anſehen, als bemerke er die Gegenwart Karl's und ſeiner drei Begleiter. Bei ihrem Eintritt hörten ſie zuerſt nur ein verworrenes Gemurmel, aus welchem heraus ſich keine artikulirten Worte faſſen ließen; dann erhob ſich der älteſte der Richter, welcher die Präſidentenſtelle einnahm, und ſchlug dreimal auf einen vor ihm liegenden Folioband. Augenblicklich erfolgte eine tiefe Stille. Jetzt traten einige junge Männer von gutem Ausſehen, reich gekleidet und die Hände auf den Rücken gebunden, in den Saal zur entgegengeſetzten Thüre von derjenigen ein, welche Karl XI. ſo eben geöffnet hatte.

Sie ſchritten mit hohem Haupte und zuverläſſiger Miene einher. Hinter ihnen hielt ein ſtarker Mann mit braunledernem Wams angethan das Ende der Stricke, womit ihre Hände gebunden waren. Der Vorangehende, welcher der wichtigſte von den Gefangenen ſchien, blieb mitten im Saale vor dem Blocke ſtehen, den er mit ſtolzer Verachtung betrachtete. Zu gleicher Zeit ſchien der Leichnam in convulſiviſcher Bewegung zu zittern, und ein friſches und rothes Blut floß aus ſeiner Wunde. Der junge Mann kniete nieder und legte das Haupt auf den Block; das Beil blinkte in der Luft und fiel alsbald mit Geräuſch nieder. Ein Blutſtrom ſprang auf die Thronesſtufen und vermiſchte ſich mit dem des Leichnams; der Kopf aber rollte über und über auf dem geröthetem Boden bis zu Karl's Füßen hin, die er mit Blut befleckte.

Bis zu dieſem Augenblick hin hatte ihn das Erſtaunen ſtumm gemacht; aber bei einem ſo entſetzlichen Schauſpiel „löſte ſich ſeine Zunge;“ er that einige Schritte gegen die Stufen des Thrones, wendete ſich an die mit dem Adminiſtrator-Mantel bekleidete Geſtalt und ſprach kühn die wohlbekannte Formel: „Wenn Du von Gott biſt, ſo rede! biſt Du von dem Andern, ſo laſſe uns im Frieden!“

Das Phantom antwortete ihm langſam mit feierlichem Ton: „König Karl! dieſes Blut wird nicht unter

Deiner Regierung fließen... (hier wurde die Stimme weniger deutlich), aber fünf Regierungen ſpäter... Wehe, wehe, wehe dem Blut Waſa's!"

Sofort begannen die Geſtalten der zahlreichen Mitglieder dieſer erſtaunenswerthen Verſammlung unbeſtimmter zu werden und glichen nur noch gefärbten Schatten; bald verſchwanden ſie plötzlich; die gelvenſtiſchen Kerzen erloſchen, und die von Karl und ſeinem Gefolge erhellten nur noch die alten, vom Winde leicht bewegten Tapeten. Eine Zeit lang hörte man noch ein ziemlich melodiſches Geräuſch, das einer der Zeugen mit dem Geſäuſel des Windes in den Blättern, und ein anderer mit dem verhallenden Ton einer geſprungenen Harfenſeite verglich. Alle ſtimmten über die Dauer der Erſcheinung ein, welche ſie auf zehn Minuten ſchätzten.

Die ſchwarzen Vorhänge, das abgeſchlagene Haupt, die Blutſtröme, welche den Eſtrich benetzten, Alles war mit den Phantomen verſchwunden; nur der Pantoffel Karl's XI. behielt einen rothen Fleck, welcher allein im Stande geweſen wäre, ihn an die Scenen jener Nacht zu erinnern, wären ſie auch nicht tief genug in ſein Gedächtniß gegraben geweſen.

In ſein Kabinet zurückgekehrt, ließ der König einen Bericht von dem, was er geſehen, niederſchreiben und von ſeinen Begleitern unterzeichnen, was er ſelber gleichfalls that. Welche Vorſicht man auch anwenden mochte, um den Inhalt dem Publikum zu verbergen, ſo wurde derſelbe doch bekannt; ſelbſt noch zu Lebzeiten Karl's XI.; er iſt noch vorhanden, und bis heute hat noch Niemand an der Aechtheit deſſelben nur von ferne gezweifelt. Das Ende deſſelben iſt merkwürdig; der König erklärt: „Und wenn, was ich eben berichtet, nicht ſtrenge Wahrheit iſt, ſo verzichte ich auf alle Hoffnung eines beſſern Lebens, welches ich durch einige gute Thaten, beſonders aber durch meinen Eifer und Fleiß für das Wohl meines Volks und die Aufrechthaltung der Religion meiner Väter verdient haben könnte."

Wenn man ſich jetzt an den Tod Guſtav's III. und die Hinrichtung Ankarſtröms, ſeines Mörders, erinnert, ſo wird man mehr als eine Beziehung zwiſchen dieſem Ereigniß und den Umſtänden jener ſeltſamen Prophezeihung finden.

Der junge, in Gegenwart der Stände enthauptete Mann hatte den Mörder Guſtav's III., Ankarſtröm, bedeutet.

Der gekrönte Leichnam wäre Guſtav III. geweſen. Das Kind, ſein Sohn und Nachfolger, Guſtav Adolph IV.

Der Greis endlich wäre der Herzog von Südermannland, Oheim Guſtav's IV., welcher zuerſt Reichsverweſer, dann, nach der Abſetzung ſeines Neffen, König wurde.

Mateo Falcone.

Wenn man Porto-Vecchio verläßt und den Weg in's Innere der Insel Corsika nimmt, so findet man bald ein ziemlich steil sich erhebendes Terrain und gelangt nach dreistündigem Marsch durch gewundene, von großen Felsenvierecken verrammelte und bisweilen von Waldbächen durchschnittene Fußpfade an den Rand eines sehr umfangreichen **Maquis**. Ein Maquis ist das Vaterland der corsikanischen Hirten und aller derjenigen, die sich mit der Justiz überworfen haben. Ferner muß man wissen, daß der corsische Landmann, zur Ersparung der Mühe, sein Feld zu düngen, Steppeln und Gestrüpp in einem gewissen Bereich anzündet: freilich schlimm, wenn die Flamme sich weiter verbreitet, als nöthig: aber geschehe, was da welle, dessen ist man gewiß, daß aus dem von Holzasche befruchteten, eingelaßten Boden eine treffliche Erndte emporschießt. Sind dann die Aehren abgerissen (mit dem Strohabschneiden gibt man sich nicht ab), so entsprossen den Baumwurzeln, welche unverbrannt in dem Boden blieben, im nächsten Frühling sehr dichte Gebüsche, welche in wenigen Jahren eine Höhe von sieben bis acht Fuß erreichen. Solches eng verschlungene Strauchwerk heißt man **Maquis**. Es besteht aus verschiedenen Arten von Bäumen und Schößlingen, die der Zufall wild und wirr durcheinander gemischt hat. Nur mit der Axt in der Hand könnte sich der

Menſch eine Bahn darin brechen: und man findet ſo kraus verſchlungene Maquis, daß ſelbſt der Muffel nicht durchdringen kann.

Wenn ihr Jemand umgebracht habt, ſo verfüget euch in das Maquis von Porte-Vecchio, und ihr werdet dort mit einem guten Gewehre nebſt Pulver und Blei in Sicherheit leben; vergeſſet auch einen braunen Mantel mit Kapuzenkragen (Pilone) nicht, denn er dient euch als Decke und Unterlage. Die Hirten geben euch Milch, Käſe und Kaſtanien; von der Juſtiz oder den Verwandten des Todten habt ihr nichts zu fürchten, außer wenn ihr in die Stadt hinabgehen müßt, um neuen Schießbedarf zu holen.

Als ich 18 . . in Corſika war, hatte Mateo Falcone ſein Haus eine halbe Stunde von dieſem Maquis. Er war ein für dieſes Land ziemlich wohlhabender Mann, der nobel, das heißt ohne Hand anzulegen, von dem Ertrag ſeiner Schaafsheerden lebte, welche von nomadenartigen Hirten da und dort auf den Bergen gehütet wurden. Ich ſah ihn zwei Jahre nach dem Ereigniß, das ich erzählen werde, und da ſchien er mir höchſtens fünfzig Jahre alt. Stellet euch einen kleinen, aber ſtarkknochigen Mann vor mit krauſen, rabenſchwarzen Haaren, einer Adlernaſe, ſchmalen, zuſammengekniffenen Lippen, großen, lebhaften Augen und einer Haut, die dem umgekehrten Oberleder eines Suwarow-Stiefels glich. Seine Geſchicklichkeit im Schießen galt ſogar bei ſeinen Landsleuten, unter welchen es ſo viele gute Schützen gibt, für außerordentlich. Zum Beiſpiel hätte Mateo Falcone nie mit Poſten auf einen Muffel geſchoſſen, ſondern er ſagte ihm auf hundertundzwanzig Schritte eine Kugel durch den Kopf oder den Bug. Des Nachts bediente er ſich ſeiner Blaſen eben ſo leicht, als am Tage, und man hat mir von ihm folgenden Zug von Gewandtheit erzählt, der offenbar jedem, welcher Corſika nicht bereiſt hat, unglaublich erſcheinen muß: In einer Entfernung von 60 Schritten ſtellte man eine angezündete Kerze hinter

ein durchlöchertes Papier in der Breite eines Handtuchs. Er legte an, dann löschte man das Licht aus, und er schoß, erst nach einer Minute, in der vollkommensten Dunkelheit, ohne mehr als einmal unter vieren das Papier zu verfehlen.

Durch ein so überschwengliches Talent hatte Mateo Falcone einen großen Ruf erworben. Man sagte ihm nach, daß er ein eben so nützlicher Freund, als gefährlicher Feind sey; übrigens leistete er seinem Nebenmenschen gerne einen Dienst, gab dem Armen ein Almosen und lebte mit aller Welt im Frieden in dem Bezirke von Porte-Vecchio. Nur das erzählte man von ihm, daß er zu Corte, wo er eine Frau nahm, sich sehr heldenmüthig eines Nebenbuhlers entledigt habe, der für furchtbar im Krieg, wie in der Liebe galt: wenigstens schrieb man auf Mateo's Rechnung einen gewissen Bäckenstuhß, der diesen Nebenbuhler überraschte, als er sich eben vor einem an seinem Fenster hängenden Handspiegel rasirte. Nachdem die Geschichte verfaust war, heirathete Mateo. Seine Frau Giuseppa, hatte ihm zuerst drei Töchter (das machte ihn wüthend), und erst zuletzt einen Sohn geboren, den er Fortunato nannte; dieser war die Hoffnung der Familie, der Erbe des Namens. Die Töchter hatten sich gut verheirathet: ihr Vater konnte im Nothfall auf Dolch und Stutzer seiner Schwiegersöhne zählen. Der Sohn war noch nicht über zehen Jahre alt, versprach aber bereits gute Anlagen.

An einem Herbsttag ging Mateo nebst seiner Frau zu guter Stunde aus, um eine seiner Heerden auf einer Lichtung des Maquis zu besichtigen. Der kleine Fortunato wollte ihn begleiten, aber die Lichtung war zu weit entfernt; zudem mußte Jemand als Hüter des Hauses daheim bleiben. Der Vater schlug also die Bitte mit Schmerz ab; man wird sehen, ob er keinen Grund hatte, sich zu bereuen.

Die Eltern waren schon mehrere Stunden abwesend, und der kleine Fortunato lag müßig ausgestreckt an der Sonne, die blauen Berge betrachtend und daran denkend, daß er nächsten

Sonntag zum Mittagessen bei seinem Onkel, dem Caporale *, in die Stadt gehen dürfe, als er durch den Knall einer Feuerwaffe in seinen Betrachtungen gestört wurde. Er sprang auf und wendete den Kopf nach der Ebene, woher der Schuß kam. Andere Flintenschüsse folgten in ungleichen Zwischenräumen und immer näher und näher; endlich erschien auf dem Fußpfade, der von der Ebene in Mateo's Haus führte, ein Mann mit einer spitzigen Mütze, wie die Bergbewohner sie tragen, mit langem Bart, in Lumpen, und sich kaum an seinem Gewehre weiter schleppend. Eine Kugel war ihm in's Knie gefahren. Der Mann war ein Bandit, d. h. ein Geächteter, der, auf seiner Rückkehr aus der Stadt, wohin er Nachts, Pulver zu kaufen, sich aufgemacht hatte, in einen Hinterhalt leichter corsischer Jäger gefallen war. Erst vor Kurzem war dieses Corps zur Unterstützung der Gendarmen auf der Insel ausgehoben worden.

Nach tapferem Widerstand hatte der Bandit das Weite gewonnen, doch lebhaft verfolgt und von Fels zu Fels seine Büchse entladend. Allein sein Vorsprung vor den Soldaten war nur gering, und seine Wunde setzte ihn außer Stand, das Maquis uneingeholt zu erreichen.

Er schleppte sich zu Fortunato und sprach:

„Du bist Mateo Falcone's Sohn?"

„Ja."

„Ich bin Gianetto Sanpiere. Ich werde von den gelben Kolletten verfolgt (die leichten Jäger trugen damals braune

* Die Caporali waren ehedem Anführer, welche die corsischen Gemeinden wählten, wenn sie gegen ihre Feudalherren aufstanden. Noch heute gibt man zuweilen diesen Namen einem Mann, der durch Vermögen, Verwandtschaften oder sonstigen Anhang eine Art Einfluß und richterliches Ansehen über eine Pieve oder einen Bezirk faktisch übt. Die Corsen zerfallen, nach alter Eintheilung, in fünf Kasten, nämlich: die Edelleute (theils magnifici, theils signori), die Caporali, die Bürger, die Bauren und die Fremden.

Röcke mit gelben Aufschlägen). Verbirg mich, denn ich kann nicht weiter."

„Und was wird mein Vater sagen, wenn ich Dich ohne Erlaubniß verberge?"

„Er wird sagen, Du habest wohl gethan."

„Wer weiß?"

„Verbirg mich schnell! sie kommen."

„Warte, bis mein Vater zurückgekehrt ist."

„Ich soll warten! Tod und Hölle! In fünf Minuten werden sie hier seyn. Geschwind verbirg mich, oder ich bringe Dich um."

Fortunato antwortete ihm mit der größten Kaltblütigkeit:

„Dein Gewehr ist abgeschossen, und in Deiner Carchera (Büchsenranzen) sind die Patronen ausgegangen."

„Ich habe mein Stilet."

„Aber kannst Du so schnell laufen, als ich?" — damit machte er einen Sprung und war außer Sanpiero's Bereich.

„Du bist Mateo Falcone's Sohn nicht! ließest Du mich sonst vor Deinem Hause verhaften?"

Der Knabe schien gerührt.

„Was gibst Du mir, wenn ich Dich verberge?" sagte er, näher kommend.

Der Bandit suchte in seiner Ledertasche, die ihm an dem Gürtel hieng, und zog ein Fünffrankenstück hervor, das er ohne Zweifel zum Ankauf von Pulver aufgespart hatte. Beim Anblick des Geldstückes schmunzelte Fortunato, ergriff es und sagte zu Gianetto: „Fürchte nichts!"

Und sogleich grub er ein großes Loch in eine Heuschichte neben dem Haus. Gianetto duckte sich hinein, und der Knabe bedeckte ihn vollständig, doch so, daß ihm ein wenig Luft zum Athemholen blieb. Niemand konnte auf den Verdacht gerathen, diese Heuschichte berge einen Menschen. Zudem ersann der Knabe eine äußerst pfiffige List, die einem Wilden Ehre gemacht hätte. Er

nahm eine Katze und ihre Jungen und legte sie auf den Heuhaufen, damit Niemand auf den Einfall gerathen möchte, das Heu sey kaum erst berührt worden. Endlich da er Blutspuren auf dem Fußwege in der Nähe des Hauses bemerkte, so bedeckte er sie sorgfältig mit Staub, hernach legte er sich mit größter Ruhe wieder an die Sonne.

Einige Minuten darauf standen sechs Mann in brauner Uniform mit gelbem Kollett, unter dem Commando eines Adjutanten, vor Mateo's Thüre. Dieser Adjutant war ein wenig verwandt mit Falcone (man weiß, daß in Corsika die Verwandtschaftsgrade weiter verfolgt werden, als anderswo). Er hieß Theodore Gamba, — ein thätiger Mann und sehr gefürchtet von den Banditen, deren einige er bereits abgefangen hatte.

„Guten Tag, kleiner Vetter," sagte er zu Fortunato, an ihn herantretend; „wie Du gewachsen bist! — Hast Du so eben einen Mann vorübergehen sehen?"

„Oh! ich bin noch nicht so groß, wie Ihr, mein Vetter," antwortete der Knabe mit einfältiger Miene.

„Das wird schon kommen. Aber, sage mir, hast Du keinen Mann vorbeigehen sehen?"

„Ob ich einen Mann vorbeigehen sah?"

„Ja, einen Mann mit einer schwarzatlassenen Zipfelmütze und einer roth- und gelbgestickten Weste?"

„Einen Mann mit einer schwarzatlassenen Zipfelmütze und einer roth- und gelbgestickten Weste?"

„Ja, antworte schnell, und schwatze mir meine Fragen nicht nach!"

„Diesen Morgen ist der Herr Pfarrer vor unserer Thüre vorübergeritten auf seinem Pferd Piero. Er hat mich gefragt, wie Papa sich befinde, und ich habe ihm geantwortet . . ."

„Ha! kleiner Spitzbube! Du spielst den Verschlagenen! Schnell sage mir, wohin Gianette gegangen ist, denn ihn suchen

wir; und ich weiß gewiß, daß er dieſen Fußpfad eingeſchlagen hat."

„Vielleicht."

„Vielleicht? Ich weiß gewiß, daß Du ihn geſehen haſt."

„Sieht man denn die Vorübergehenden, wenn man ſchläft?"

„Du ſchlieſſt nicht, Tagdieb! Die Flintenſchüſſe haben Dich geweckt."

„Ihr glaubet alſo, Vetter, daß Eure Gewehre ſolchen Lärm machen? Die Stutzbüchſe meines Vaters macht einen weit größern."

„Hol' Dich der Teufel! verdammter Bube! Sicherlich haſt Du Gianetto geſehen. Vielleicht verbirgſt Du ihn gar. Auf, Kameraden, gehet in dieſes Haus und ſehet, ob unſer Mann nicht drinnen iſt. Er hüpfte nur noch auf einer Tatze, und der Schelm iſt zu geſcheidt, um zu hoffen, daß er hinkend das Maquis erreichen könne. Außerdem hören hier die Blutſpuren auf."

„Und was wird Papa ſagen?" fragte Fortunato ſpöttlich lachend; „was wird er ſagen, wenn er erfährt, daß man in ſeiner Abweſenheit in ſein Haus gedrungen iſt?"

„Tagdieb!" ſagte der Adjutant Gamba, ihn am Ohr nehmend, „weiſſt Du, daß es in meiner Macht ſteht, Dich aus einem andern Ton reden zu machen? Vielleicht entſchlieſſt Du Dich, den Mund aufzuthun, wenn ich Dir zwanzig flache Säbelhiebe aufmeſſe!"

Aber Fortunato lächelte abermals heiſer und ſpöttlich.

„Mein Vater," ſagte er mit Nachdruck, „iſt Mateo Falcone!"

„Weiſſt Du wohl, kleiner Schuft, daß ich Dich nach Corte oder Baſtia mitführen kann? Ich laſſe Dich in einen Kerker auf Stroh mit Ketten am Fuß legen und zuletzt um einen Kopf kürzer machen, wenn Du nicht ſagſt, wo Gianetto Saviere iſt."

Der Knabe brach bei dieſer abgeſchmackten Drohung in

lautes Gelächter aus. Er wiederholte: „mein Vater iſt Mateo Falcone!“

„Adjutant,“ raunte einer der leichten Jäger Gamba in's Ohr, „verfeinden wir uns nicht mit Mateo!“

Gamba ſchien offenbar verlegen. Er redete leiſe mit ſeinen Soldaten, welche bereits das ganze Haus durchſucht hatten. Das war keine weitläufige Arbeit, denn die Hütte eines Corſen beſteht nur aus einem viereckigen Gemach. An Möbeln finden ſich darin: ein Tiſch, Bänke, Koffer und Haus- oder Jagd-Geräthe. Inzwiſchen ſchmeichelte der kleine Fortunato ſeiner Katze und ſchien mit Schadenfreude der Rathloſigkeit ſeines Vetters und der leichten Jäger zu genießen.

Ein Soldat näherte ſich der Heuſtichte. Da er die Katze ſah, ſo ſtieß er gleichgültig mit dem Bajonnett in das Heu, wobei er die Achſeln zuckte, als fühle er ſelbſt, wie überflüſſig dieſe Vorſicht ſey. Nichts bewegte ſich; des Knaben Geſicht verrieth nicht die leiſeſte Erregung.

Der Adjutant und ſeine Truppe waren bitter böſe über ihre verlorene Mühe. Schon blickten ſie ernſtlich nach der Ebene hin, in der Abſicht, wieder zurückzukehren, woher ſie gekommen, als ihr Führer, überzeugt, daß die Drohungen keinen Eindruck auf Falcone's Sohn machen würden, einen letzten Verſuch unternahm und zwar mit Schmeicheleien und Geſchenken.

„Kleiner Vetter!“ ſagte er, „Du ſcheinſt mir ein recht aufgewecktes Bürſchchen! Du wirſt es weit bringen. Aber Du ſpielſt ein ſchlechtes Spiel mit mir; und wenn ich nicht meinem Vetter Mateo wehe zu thun fürchtete, ſo ſoll mich der Teufel holen, wenn ich Dich nicht mitnähme.“

„Bah!“

„Wenn aber mein Vetter zurückkommt, werde ich ihm die Sache erzählen, und zur Strafe, daß Du gelogen, wird er Dich blutig peitſchen.“

„So?“

„Du wirſt es ſchon ſehen ... aber halt ... ſey ein wackerer Junge, und ich ſchenke Dir etwas.“

„Ich, mein Vetter, gebe Euch einen Rath. Wenn Ihr noch länger wartet, ſo wird Gianette in dem Maquis ſeyn, und dann braucht man mehr, als Eine Spürnaſe, wie Ihr, um ihn zu ſuchen.“

Der Adjutant zog eine ſilberne Uhr aus ſeiner Taſche, welche wohl zehen Thaler werth war, und wie er bemerkte, daß die Augen des kleinen Fortunato bei'm Anblick derſelben funkelten, ſo hob er ſeine Uhr an der Stahlkette empor und ſagte:

„Schelm! Du möchteſt wohl eine Uhr wie dieſe an Deinem Hals hängen haben, und giengeſt dann in den Straßen von Porto-Vecchio ſtolz wie ein Pfau damit ſpazieren. Man würde Dich fragen: wie viel Uhr iſt es? und Du würdeſt antworten: Sehet auf meine Uhr!“

„Wenn ich einmal groß bin, wird mein Onkel, der Caveraie, mir eine Uhr geben.“

„Ja, aber der Sohn Deines Onkels hat ſchon eine ... freilich keine ſo ſchöne, wie dieſe da ... und doch iſt er noch jünger, als Du.“

Der Knabe ſeufzte.

„Je nun, willſt Du dieſe Uhr, kleiner Vetter?“

Fortunato, wie er die Uhr mit einem Winkel des Auges muſterte, glich einem Kater, dem man ein ganzes Huhn vorlegt. Da er denkt, man habe ihn zum Beſten, ſo wagt er nicht, die Krallen einzuſchlagen, nur wendet von Zeit zu Zeit die Augen weg, um der Verſuchung nicht zu unterliegen; aber er ſchleckt ſich alle Augenblicke die Lefzen und ſieht d'rein, als wollte er ſeinem Herrn ſagen: „Wie grauſam iſt Euer Spaß!“

Indeß ſchien es der Adjutant Gamba mit dem Anerbieten ſeiner Uhr ernſtlich zu meinen. Fortunato ſtreckte die Hand nicht aus; aber er ſagte mit bitterem Lächeln: „Warum habt Ihr mich zum Beſten?“

„Bei Gott! ich habe Dich nicht zum Besten. Sage mir nur, wo Gianetto ist, und diese Uhr gehört Dein.“

Ein ungläubiges Lächeln spielte um Fortunato's Mund; er heftete seine schwarzen Augen auf die des Adjutanten und suchte den Grad der Glaubwürdigkeit seiner Worte darin zu lesen.

„Ich will meine Epauletten verlieren,“ rief der Adjutant, „wenn ich Dir nicht unter dieser Bedingung meine Uhr gebe! Meine Kameraden sind Zeugen; ich kann es nicht ablängnen.“

So redend hielt er die Uhr immer näher hin, so nahe, daß sie die blasse Wange des Knaben schier berührte. Auf dem Gesichte des letztern war der Kampf zwischen der Begehrlichkeit und der Achtung vor dem Gastrechte deutlich zu lesen. Seine nackte Brust hob sich mit Macht und er schien dem Ersticken nahe. Indessen spielte, flinkerte, tanzte die Uhr und berührte u.: mitunter die Nasenspitze. Endlich erhob sich seine rechte Hand allmählig nach der Uhr; seine Fingerspitze berührte sie; jetzt lag sie ganz in seiner Hand, ohne daß jedoch der Adjutant die Kette fahren ließ . . . das Zifferblatt war lasurblau . . . das Gehäuse frisch geputzt . . . es glänzte an der Sonne wie Feuer . . . Die Versuchung war zu stark.

Fortunato erhob nun auch seine linke Hand und bezeichnete mit dem Zeigefinger über die Achsel hin die Heuschichte, an welche er sich lehnte. Der Adjutant verstand ihn sogleich. Er ließ die Kette fahren. Fortunato fühlte sich im alleinigen Besitz der Uhr. Jetzt sprang er mit der Behendigkeit eines Rehes auf und entfernte sich zehn Schritte von dem Heuhaufen, den die leichten Jäger sogleich durcheinanderwarfen.

Nicht lange, so regte es sich in der Schichte: ein blutender Mann mit dem Dolch in der Hand kroch hervor; wie er aber versuchte, sich auf die Füße zu stellen, so gestattete seine fühl gewordene Wunde dieß nicht mehr. Er fiel. Der Adjutant warf sich auf ihn und entriß ihm sein Stilet. Augenblicklich band man ihn, trotz seines Widerstandes, fest.

Gianetto, auf der Erde liegend und gleich einem Holzbündel zuſammengeſchnürt, wendete den Kopf nach Fortunato, der herangekommen war. „Sohn einer . . .!“ rief er ihm mit mehr Verachtung, als Zorn zu. Der Knabe warf ihm das empfangene Geldſtück wieder hin, im Bewußtſeyn, daß er es nicht mehr verdiene; aber der Geächtete machte keine Miene, als bemerke er dieſe Handlung. Mit vieler Kaltblütigkeit ſagte er zu dem Adjutanten: „Mein werther Gamba, ich kann nicht gehen: ihr werdet genöthigt ſeyn, mich in die Stadt zu tragen.“

„Und doch lieſſt Du eben wie eine Gemſe,“ erwiderte der grauſame Sieger; „aber ſey unbeſorgt: ich bin ſo vergnügt, Dich zu haben, daß ich Dich, ohne müde zu werden, eine Stunde auf meinem Rücken trüge. Uebrigens, Kamerad, wollen wir Dir eine Sänfte aus Aeſten und Deinem Mantel machen; im Pachthofe von Greſpoli finden wir Pferde.“

„Gut!“ ſagte der Gefangene; „ihr werdet auch ein wenig Stroh auf eure Tragbahre legen, damit ich mich bequemer befinde.“

Während die leichten Jäger ſich bemühten, theils eine Sänfte aus Kaſtanienzweigen zu fertigen, theils Gianetto's Wunde zu verbinden, erſchienen Mateo Falcone und ſeine Frau plötzlich auf einer Beugung des zum Maquis führenden Pfades. Die Frau gieng mühſam einher, gebeugt unter der Laſt eines ungeheuren Sacks mit Kaſtanien, während ihr Mann es ſich wohl ſeyn ließ und nichts trug, als eine Flinte und eine Büchſe am Riemen: denn es iſt eines Mannes unwürdig, eine andere Bürde zu tragen, als ſeine Waffen.

Beim Anblick der Soldaten war Mateo's erſter Gedanke, daß ſie ihn zu verhaften kommen. Aber warum dachte er das? Hatte Mateo denn einige Zwiſtigkeiten mit der Juſtiz? Nein. Er genoß eines guten Rufs; er war, wie man ſagt, ein *ſolid renommirter Bürger*; aber er war Corſe und Bergbewohner, und es gibt wenige Gebirgsleute, welche bei genauer Durch-

ſuchung ihres Gedächtniſſes nicht ein Sündchen finden, als: Flintenſchüſſe, Stilettſtöße und andere Kleinigkeiten. Mateo beſaß ein reineres Gewiſſen, als mancher Andere, denn ſeit mehr als zehn Jahren hatte er ſein Gewehr nicht auf einen Menſchen gerichtet: aber vorſichtig war er auf jeden Fall, und ſtellte ſich in die Haltung einer prächtigen Defenſive, wenn dieß Noth thun ſollte.

„Weib," ſagte er zu Giuſeppa, „wirf Deinen Sack ab und halte Dich bereit!" Sie gehorchte alsbald. Er gab ihr die Büchſe, die er am Bandelier trug, um ſich ungehemmt bewegen zu können. Dann lud er das Gewehr, das er in der Hand hatte, und ſchritt langſam auf ſein Haus zu, an den Bäumen der Allee hin, allzeit fertig, bei der erſten feindlichen Bewegung ſich hinter den dickſten Stamm zu werfen, wo er in Sicherheit hätte Feuer geben können. Seine Frau gieng ihm auf der Ferſe nach, das Gewehr zum Wechſeln und den Büchſenranzen haltend. Eine gute Hausfrau erfüllt, im Fall eines Kampfes die Aufgabe, ihres Mannes Waffen zu laden.

Andererſeits war es dem Adjutanten gar nicht wohl bei der Sache, als er den Mateo auf ſolche Weiſe, mit gemeſſenen Schritten, die Flinte am Backen und den Finger am Drücker, heranrücken ſah. „Wenn," dachte er, „Mateo zufällig Gianette's Verwandter oder Freund wäre und ihn vertheidigen wollte, ſo führen die Ladungen ſeiner beiden Gewehre ſo ſicher Zweien unter uns in den Leib, als ein Brief auf der Poſt befördert wird, und wenn er gar auf mich, trotz unſerer Verwandtſchaft, zielte! . . ."

In dieſer Verlegenheit faßte er einen ſehr muthigen Entſchluß; er trat allein Mateo entgegen, um ihm die Sache auseinanderzuſetzen, und gieng ihn wie einen alten Bekannten an; aber der kurze Zwiſchenraum, der ihn von Mateo trennte, ſchien ihm entſetzlich lang.

„Hollah! he! mein alter Kamerad," ſchrie er, „wie geht's, mein Tapferer? Ich bin's, bin Gamba, Dein Vetter."

Mateo war, ohne eine Antwort zu geben, ſtill geſtanden, und ganz im Verhältniß, wie der Andere ſprach, hob er ſachte den Gewehrlauf empor, ſo daß dieſer gen Himmel gerichtet war, als der Adjutant neben ihm ſich befand.

„Guten Tag, Brüderchen" („Buon giorno, fratello," gewöhnlicher Gruß der Corſen), ſprach der Adjutant, ihm die Hand hinſtreckend. „Schon lange habe ich Dich nicht mehr geſehen."

„Guten Tag, Bruder!"

„Ich wollte Dir und meiner Baſe Peppa nur gelegentlich im Vorübergehen guten Tag ſagen. Wir haben heute einen langen Zug gemacht; aber wir dürfen über unſere Beſchwerden nicht klagen, denn wir thaten einen famöſen Fang. Eben haben wir Gianetto Sanpiero gefaßt."

„Gelobt ſey Gott!" rief Giuſeppa aus. „Er hat uns vorige Woche eine melkende Ziege geſtohlen."

Dieſe Worte ſtellten Gamba's Heiterkeit wieder her.

„Der arme Teufel!" ſagte Mateo; „er hatte Hunger."

„Der Kerl hat ſich vertheidigt wie ein Löwe," fuhr der Adjutant nicht ohne innere Qual fort; „er tödtete einen meiner leichten Jäger, und nicht zufrieden damit, zerſchoß er auch noch dem Korporal Chardon den Arm; doch das hat wenig auf ſich, es war nur ein Franzoſe . . . Darauf verſteckte er ſich ſo gut, daß ihn kein Teufel hätte entdecken können. Ohne die Hülfe meines kleinen Vetters Fortunato wäre er mir entgangen."

„Fortunato!" rief Mateo aus.

„Fortunato!" wiederholte Giuſeppa.

„Ja, der Gianetto hatte ſich unter den Heuhaufen dort verſteckt; aber mein kleiner Vetter hat mir die Bosheit aufgedeckt. Ich werde nicht ermangeln, es ſeinem Onkel, dem Corporale, zu ſagen, damit er ihm ein ſchönes Geſchenk für ſeine Bemühung ſchicke. Und ſein Name und der Deinige ſollen in dem Bericht

glänzen, den ich an den Herrn Generalprokurator ſchicken werde."

„Tod und Hölle!" fluchte Mateo leiſe.

Einſtweilen waren ſie bei der Soldatenabtheilung angelangt. Gianetto lag bereits, zum Abgang bereit, auf der Tragbahre. Als er Mateo in Gamba's Geſellſchaft ſah, lächelte er in ſeltſamer Weiſe; dann wandte er ſich gegen die Hausthüre, ſpuckte auf die Schwelle und ſagte: „Haus eines Verräthers!"

„Nur ein zu ſterben entſchloſſener Mann konnte es wagen, das Wort „Verräther" mit Beziehung auf Falcone auszuſprechen. Ein guter Stiletſtoß, der keiner Wiederholung bedurft hätte, wäre die augenblickliche Bezahlung für die Beleidigung geweſen. Mateo jedoch fuhr nur mit der Hand über die Stirne zum Zeichen ſchwerer Betrübniß.

Fortunato war, als er ſeinen Vater kommen ſah, in das Haus gegangen. Bald erſchien er wieder mit einer milchenden Katze, auf die er niedergeſchlagenen Auges dem Gianetto hindeutete. — „Weg von mir!" ſchrie der Geächtete mit Donnerſtimme. Dann wendete er ſich zu einem der leichten Jäger und ſagte: „Kamerad, gib mir zu trinken!" Der Soldat gab ihm ſeine Strohflaſche in die Hand, und der Bandit trank das Waſſer, welches ihm ein Mann, mit dem er kaum noch Flintenſchüſſe gewechſelt hatte, darbot. Dann verlangte er, daß man ihm die Hände gekreuzt auf die Bruſt binde, ſtatt hinter den Rücken. „Ich liege," ſagte er, „gern nach meiner Bequemlichkeit." Man beeilte ſich, ihm Genüge zu leiſten. Dann gab der Adjutant das Zeichen zum Abzug, ſagte Mateo Lebewohl, erhielt keine Antwort und eilte geflügelten Schrittes in die Ebene hinab.

Zehen Minuten vergiengen, bevor Mateo den Mund auftbat. Der Knabe betrachtete mit unruhigem Auge bald ſeine Mutter, bald ſeinen Vater, der, auf ſein Gewehr gelehnt, ihn mit dem Ausdruck ingrimmigen Zornes anſtarrte.

„Du fängſt gut an!“ ſagte Mateo endlich mit ruhiger Stimme, die aber für den, welcher den Mann kannte, nur um ſo ſchrecklicher war.

„Vater!“ ſchrie der Knabe, mit weinenden Augen auf ihn zugehend, als wollte er ihm zu Füßen fallen. Aber Mateo rief: „Hebe dich weg von mir!“ Und das Kind blieb ſchluchzend einige Schritte von ſeinem Vater ſtehen.

Giuſeppa kam herbei. Sie hatte die Uhrkette bemerkt, von welcher ein Ende unter Fortunato's Kleid hervorhieng.

„Wer hat Dir dieſe Uhr gegeben?“ fragte Giuſeppa mit ernſtem Ton.

„Mein Vetter, der Adjutant!“

Falcone packte die Uhr und warf ſie auf einen Stein, daß ſie in tauſend Stücke zerſplitterte.

„Weib,“ fragte er, „iſt dieß Kind von mir?“

Giuſeppa's braune Wangen wurden ziegelroth.

„Was ſagſt Du, Mateo, und weißt Du wohl, zu wem Du redeſt?“

„Ja wohl! Doch dieſer Bube iſt der erſte ſeines Stammes, der einen Verrath begieng.“

Fortunato's Schluchzen und Stöhnen verdoppelte ſich, und Falcone hielt ſeine Luchsaugen immer auf ihn geheftet. Endlich ſtieß er den Kolben ſeines Gewehrs auf den Boden, warf es dann wieder auf die Schulter und ſchlug den Fußpfad nach dem Maquis wieder ein, indem er Fortunato ihm folgen hieß. Der Knabe gehorchte.

Giuſeppa lief Mateo nach und hielt ihn am Arme. — „Es iſt Dein Sohn!“ rief ſie mit zitternder Stimme, ihre ſchwarzen Augen auf die ihres Mannes heftend, um zu leſen, was in ſeiner Seele vorgehe.

„Laß mich,“ antwortete Mateo, „ich bin ſein Vater.“

Giuſeppa küßte ihren Sohn und gieng weinend in die Hütte hinein. Sie warf ſich vor einem Madonnabild auf den

Boden und betete mit Inbrunſt. Indeſſen lief Falcone einige hundert Schritte auf dem Pfad fort und hielt bei einem kleinen Abhang an, den er hinabſtieg. Er unterſuchte den Boden mit ſeinem Flintenkolben, und fand ihn locker und leicht aufzugraben. Der Ort ſchien ihm günſtig für ſeinen Zweck.

„Fortunato! ſtelle Dich vor dieſen breiten Stein.“

Der Knabe that, wie ihm befohlen; dann kniete er nieder.

„Sage Deine Gebete her.“

„Vater! Vater! tödte mich nicht!“

„Sprich Deine Gebete!“ wiederholte Mateo mit fürchterlicher Stimme.“

Das Kind recitirte ſtammelnd und ſchluchzend das Pater und Credo. Der Vater fiel mit ſtarker Stimme in das Amen ein, ſo oft ein Gebet zu Ende gieng.

„Sind das alle Gebete, die Du kannſt?“

„Vater, ich kann noch das Ave Maria und die Litanei, welche mich meine Tante gelehrt hat.“

„Sie iſt ſehr lang; doch einerlei!“

Des Knaben Stimme erloſch, als er die Litanei beſchloß.

„Biſt Du fertig?“

„Ob, mein Vater! Gnade! verzeihet mir! Ich werde es nicht mehr thun! Ich will bitten und beten bei meinem Vetter, dem Caporale, daß man den Giannetto begnadigt.“

Während er flehte, hatte Mateo ſein Gewehr geladen und ſchlug auf ihn an mit den Worten: „Gott ſey Dir gnädig!“ Das Kind ſuchte mit verzweifelter Anſtrengung aufzuſtehen und die Kniee ſeines Vaters zu umfaſſen; aber es hatte keine Zeit mehr. Mateo drückte ab, und Fortunato ſtürzte regungslos in den Sand.

Ohne einen Blick auf den Leichnam zu werfen, ſchlug Mateo den Rückweg nach Hauſe ein, um eine Schaufel zur Beerdigung ſeines Sohnes zu holen. Kaum hatte er einige Schritt

gemacht, als er Giuſeppa begegnete, welche erſchreckt über den Schuß herbeieilte.

„Was haſt Du gethan!“ ſchrie ſie.

„Recht.“

„Wo iſt er!“

„In der Schlucht. Ich gehe, ihn zu beerdigen. Er ſtarb als Chriſt. Ich werde eine Meſſe für ihn leſen laſſen. — Du mußt jetzt meinem Gidam Liebere Bianchi ſagen, daß er in unſer Haus zieht!“

Die Erſtürmung der Schanze.

Einer meiner Freunde, ein Offizier, der in den achtzehnhundert und zwanziger Jahren als Philhellene in Griechenland am Fieber ſtark, erzählte mir eines Tags das erſte Handgemenge, dem er angewohnt hatte. Sein Bericht däuchte mir ſo intereſſant, daß ich ihn in dem erſten freien Augenblick aus dem Gedächtniß aufſchrieb. Hier iſt er:

„Am Abend des 4ten Septembers (1812) traf ich bei dem Regiment ein. Ich fand den Oberſt im Bivouac. Er empfing mich zuerſt ziemlich barſch; nachdem er aber das Empfehlungsſchreiben des General B*** geleſen hatte, änderte er ſein Betragen und richtete einige verbindliche Worte an mich.

Ich wurde von ihm meinem Hauptmann vorgeſtellt, der in demſelben Augenblick von einer Recognoscirung zurückkehrte. Dieſer Hauptmann, den ich nicht Zeit hatte kennen zu lernen, war ein großer, brauner Mann von harter und zurückſtoßender Phyſiognomie. Er hatte von der Pike auf gedient, und ſeine Epauletten und ſein Ehrenkreuz auf den Schlachtfeldern verdient. Seine heiſere und ſchwache Stimme bildete einen ſonderbaren Contraſt mit ſeiner faſt rieſenmäßigen Geſtalt. Man ſagte mir, dieſe ſonderbare Stimme verdanke er einer Kugel, welche ihm bei Jena durch den Leib gefahren war.

Als er erfuhr, daß ich aus der Militärſchule von Fon-

taineblean kam, schnitt er ein Gesicht und sagte: Mein Leutenant ist gestern gestorben . . . ich verstand, daß er damit sagen wollte: Sie sollten ihn ersetzen, aber sind es nicht im Stande.

Ein schneidendes Wort kam mir auf die Lippen, aber ich nahm mich zusammen.

Der Mond gieng auf hinter der Schanze von Cheverine, welche zwei Kanonenweiten von unserem Bivouac entfernt stand. Er war breit und roth, wie gewöhnlich bei seinem Aufgange. Diesen Abend aber schien er mir von außerordentlicher Größe. Eine Weile zeichnete sich die Schanze auf der glänzenden Mondesscheibe schwarz ab. Sie glich dem Kegel eines Vulkans im Augenblick seines Ausbruchs.

„Einem alten Soldaten, in dessen Nähe ich war, fiel gleichfalls die Farbe des Mondes auf. 'Er ist sehr roth,' sagte er; 'das ist ein Zeichen, daß es viel Blut kosten wird, sie zu nehmen, diese famose Schanze!' — Ich bin immer abergläubisch gewesen, und diese Weissagung, zumal in diesem Moment, gieng mir nahe. Ich legte mich nieder, konnte aber nicht schlafen. Dann erhob ich mich wieder und lief eine Zeit lang umher, indem ich die unermeßliche Feuerlinie betrachtete, welche die Höhen hinter dem Dorfe Cheverino bedeckte.

Als ich dachte, daß die kühle und scharfe Nachtluft mein Blut hinlänglich erfrischt habe, kehrte ich an das Wachfeuer zurück, wickelte mich sorgfältig in meinen Mantel und schloß die Augen in der Hoffnung, sie vor Tag nicht mehr zu öffnen. Aber der Schlaf floh mich beharrlich. Unvermerkt zogen düstere Vorstellungen in meine Seele ein. Ich sagte mir, daß ich unter den Hunderttausenden, die auf dieser Ebene lagen, keinen Freund habe. Wenn ich verwundet würde, müßte ich im Spital anwesenden Chirurgen unter die rücksichtslosen Hände fallen. Alles, was ich von den chirurgischen Operationen hatte sagen hören, kam mir dabei in's Gedächtniß. Mein Herz klopfte gewaltsam und maschinenartig legte ich mein Taschentuch und meine Brieftasche

als eine Art Schutzpanzer auf der Brust zurecht. Die Mattigkeit drückte mich nieder, ich dämmerte jeden Augenblick ein, aber jeden Augenblick stellte sich auch irgend ein düsterer Gedanke mit größerer Gewalt meinem Geiste vor, und ich fuhr wieder aus dem Schlummer auf.

Am Ende hatte die Ermattung den Sieg davongetragen und als die Morgenwache trommelte, war ich gänzlich eingeschlafen. Wir stellten uns in Schlachtordnung, man hielt den Namensaufruf, dann stellte man die Gewehre zusammen, und Alles verhieß einen ruhigen Tag.

Gegen drei Uhr langte ein Adjutant mit einem Befehl an. Man ließ uns die Waffen wieder aufnehmen; unsere Schützen verbreiteten sich in der Ebene; wir folgten ihnen langsam, und nach zwanzig Minuten sahen wir alle Vorposten der Russen sich in die Schanze zurückziehen.

Eine Artillerie-Batterie pflanzte sich zu unserer Rechten auf, eine andere zu unserer Linken, beide aber uns weit voran. Sie begannen ein heftiges Feuer auf den Feind, der es mit gleichem Nachdruck erwiderte, und bald verschwand die Schanze von Chepetine in dichten Rauchwolken.

Unser Regiment war, Dank einem Vorsprung des Bodens, beinahe gedeckt vor dem Feuer der Russen. Ihre Kanonenkugeln, die ohnehin weniger uns, als unsern Kanonieren galten, flogen über unsern Köpfen hinweg, oder jagten uns höchstens Erde und kleine Steine auf den Leib.

Sobald uns der Befehl, vorwärts zu marschiren, gegeben war, betrachtete mich mein Hauptmann mit einer Aufmerksamkeit, die mich nöthigte, meinen jungen Schnurrbart zwei bis dreimal so gleichgültig als möglich zu streicheln. Uebrigens hatte ich keine Angst, als die einzige, man möchte voraussetzen, ich hätte welche. Diese unschädlichen Kugeln trugen gleichfalls dazu bei, mich in meiner heroischen Ruhe zu erhalten. Meine Selbstliebe sagte mir, daß ich ernstliche Gefahr laufe, da ich

mich endlich unter dem Feuer einer Batterie befand. Ich war entzückt, mich so behaglich dabei zu fühlen, und dachte schon an das Vergnügen, wenn ich in dem Salon der Frau von B***, in der Provence-Straße, die Einnahme der Schanze von Cheverino erzählen würde.

Der Oberst ritt an unserer Compagnie vorüber; er rief mir zu:

„Nun! Sie werden gleich Kaliber zum Einstand bekommen!"

Ich lächelte mit einem ganz martialischen Gesicht, indem ich den Ärmel meines Rockes säuberte, auf welchen eine dreißig Schritte von mir geschlagene Bombe einigen Staub geworfen hatte.

Es scheint, daß die Russen den schlechten Erfolg ihrer Kugeln bemerkten, denn sie ersetzten dieselben mit Haubitzen, welche uns in dem Hohlweg, wo wir standen, leichter erreichen konnten. Ein ziemlich dicker Splitter riß mir meinen Tschako weg und tödtete einen Mann neben mir.

„Ich gratulire," sagte der Hauptmann zu mir, als ich eben meinen Tschako wieder aufgehoben hatte, „für heute ist Ihre Rechnung bezahlt." Ich kannte diesen militärischen Aberglauben, welcher fest und fest behauptet, das Axiom: non bis in idem! finde ebensogut auf dem Schlachtfeld, als bei einem Gerichtshof Anwendung. Stolz setzte ich meinen Tschako wieder auf den Kopf. — „Das heißt die Leute ohne viele Umstände ihr Kompliment machen lassen," sagte ich so lustig als möglich. Dieser schlechte Spaß erschien, in Anbetracht der Umstände, köstlich. — „Ich wünsche Ihnen Glück," wiederholte der Hauptmann, „es wird Ihnen heute nichts weiter zustoßen: diesen Abend commandiren Sie eine Compagnie; denn ich ahne wohl, der Ofen wird für mich eingeheizt. So oft ich verwundet ward, bekam der Offizier neben mir irgend eine todte Kugel, und," fügte er leiser und beinahe schamroth hinzu, „die Namen derselben fingen immer mit P. an."

Ich spielte den starken Geist; Mancher hätte es gemacht

wie ich; Mancher wäre aber doch auch wie ich durch dieſe prophetiſchen Worte betroffen worden. Rekrut, wie ich war, ſah ich aber wohl ein, daß ich meine Empfindungen Niemand anvertrauen durfte und immer kalten Blutes und unerſchrocken erſcheinen mußte.

Nach einer halben Stunde ließ das Feuer der Ruſſen merklich nach. Jetzt marſchirten wir aus unſerer geſchützten Stellung heraus gegen die Schanze.

Unſer Regiment beſtand aus drei Bataillonen. Das zweite erhielt Befehl, die Schanze auf der Kehlſeite zu umgehen; die beiden andern ſollten Sturm laufen. Ich gehörte zu dem dritten.

Als wir hinter der Art von Bruſtwehr, die uns gedeckt hatte, hervortraten, wurden wir von mehreren Musketen-Salven empfangen, welche nur wenig Schaden in unſeren Reihen anrichteten. Das Pfeifen der Flintenkugeln war mir etwas Neues: oft drehte ich den Kopf, und zog mir dadurch einige Scherze von meinen an dieſes Geräuſch mehr gewöhnten Kameraden zu. Alles zuſammengenommen, dachte ich bei mir ſelbſt, iſt eine Schlacht nichts ſo Grauſames.

Wir eilten im Sturmſchritt unſern Schützen nach. Plötzlich ſtießen die Ruſſen drei Hurrah aus, drei genau unterſchiedene Hurrah, dann blieben ſie ſtill, ohne zu ſchießen. „Dieſe Stille gefällt mir nicht," ſagte mein Hauptmann, „das iſt keine gute Vorbedeutung." Ich fand unſere Leute ein wenig geräuſchvoll und konnte mich nicht erwehren, in meinem Innern ihr lärmendes Geſchrei mit dem impoſanten Schweigen des Feindes zu vergleichen.

Pfeilſchnell gelangten wir an den Fuß der Schanze; die Paliſaden waren zerbrochen, und die Erde von unſern Kanonenkugeln aufgeriſſen. Die Soldaten ſtürzten über dieſe friſchen Ruinen mit dem Ruf: „Es lebe der Kaiſer!" hinweg. Hatten ſie zuvor ſchon ſtark geſchrieen, ſo ſchrieen ſie das Letztere noch weit ſtarker.

„Ich erhob die Augen, und nie werde ich das Schauspiel vergessen, das ich sah. Der größte Theil des Rauchs war hinaufgestiegen und hieng wie ein Wolkenhimmel zwanzig Schuhe über der Schanze. Durch einen bläulichen Dunst hindurch gewahrte man hinter ihrem halbzerstörten Erdwall die russischen Grenadiere, Gewehr im Arm, unbeweglich wie Bildsäulen. Noch glaube ich seren dieser Soldaten zu sehen, wie er das linke Auge auf uns heftete, das rechte an seiner erhobenen Waffe barg. In einer Schießscharte, einige Schritte von uns, stand ein Mann mit flammender Lunttenspitze neben einer Kanone.

Ich schauderte und glaubte, meine letzte Stunde sey gekommen. „Jetzt fangt der Tanz an!“ rief mein Hauptmann, „guten Abend!“ Dieß waren die letzten Worte, die ich von ihm hörte.

Trommelgerassel erscholl in der Schanze. Ich sah alle Gewehre im Anschlag. Jetzt drückte ich die Augen zu und hörte ein entsetzliches Krachen, welchem Schreien und Stöhnen folgte. Wieder öffnete ich die Augen, erstaunt, noch auf der Welt zu seyn. Die Schanze war von Neuem in Rauch gehüllt. Ich war von Verwundeten und Todten umringt. Mein Hauptmann lag zu meinen Füßen ausgestreckt; sein Schädel war von einer schweren Kugel zerschmettert und ich von seinem Gehirn und Blut überspritzt worden. Von meiner ganzen Compagnie standen nur sechs Mann und ich auf den Füßen.

Diesem Gemetzel folgte ein Moment der Erstarrung. Der Oberst, seinen Hut auf der Degenspitze, erstieg zuerst die Brustwehr mit dem Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ Augenblicklich folgten ihm alle, die es im Stand waren. Kaum kann ich mich noch deutlich erinnern, was jetzt erfolgte. Wir drangen in die Schanze, ich weiß nicht wie. Man schlug sich Mann an Mann mitten in einem so dichten Rauche, daß man einander nicht sehen konnte. Ich glaube, ich hieb ein, denn mein Säbel fand sich voller Blut. Endlich vernahm ich Siegesgeschrei. Und da

der Rauch dünner ward, bemerkte ich, daß der Boden der Schanze unter Blut und Todten ganz verſchwand. Ungefähr zweihundert aufrecht gebliebene Männner in franzöſiſcher Uniform ſtanden ohne Ordnung durch einander, theils ihre Gewehre ladend, theils ihre Bajonnette abwiſchend. Eilf ruſſiſche Gefangene waren in ihrer Mitte.

Der Oberſt lag mit Blut überzogen auf einem zerbrochenen Bombenkaſten, nahe am Kehlkorf. Einige Soldaten bemühten ſich um ihn. Ich trat hinzu. „Wo iſt der älteſte Hauptmann?“ fragte er einen Feldwebel. — Der Feldwebel zuckte ſehr bezeichnend die Achſeln. — „Und der älteſte Lieutenant?“ — „Hier, der geſtern angekommene Herr,“ antwortete der Feldwebel mit ganz ruhigem Ton. — Der Oberſt lächelte bitter. — „Wohlan, mein Herr,“ ſagte er zu mir, „Sie kommandiren hier als Chef; laſſen Sie ſchnell die Kehle der Schanze mit dieſen Karren verrammeln, denn der Feind rückt ſtark heran; doch der General G*** eilt zu Ihrer Unterſtützung herbei.“ — „Oberſt,“ ſprach ich zu ihm, „Sie ſind ſchwer verwundet!“ — „Fertig! mein Lieber, aber die Schanze iſt genommen!“

Die Perle von Toledo.

Nach dem Spaniſchen *.

Wer kann mir ſagen, ob die Sonne beim Aufgang ſchöner iſt, als beim Niedergang? Wer kann mir ſagen, ob der Olivenbaum oder der Mandelbaum ſchöner iſt? Wer kann mir ſagen, ob der Valenzianer tapferer iſt, oder der Andaluſier? Wer kann mir ſagen, welches die ſchönſte der Frauen iſt?

„Ich will euch ſagen, welches die ſchönſte der Frauen iſt: Aurora von Vargas, die Perle von Toledo."

Der Mohr Tuzani hat ſeine Lanze gefordert, er hat ſeinen Schild gefordert: ſeine Lanze hält er in der rechten Hand; ſein Schild hängt an ſeinem Halſe. Er geht in ſeinen Stall hinab und betrachtet ſeine vierzig Stuten, eine nach der andern. Er ſpricht: „Verſa iſt die kräftigſte; auf ihrem breiten Rücken werde ich die Perle von Toledo entführen, oder, beim Allah! Cordova ſoll mich niemals wieder ſehen!"

Er reitet ab, er trabt fort, er galopirt nach Toledo, er

---

* Man muß dieß nicht ſo verſtehen, als ob Merimee aus dem Spaniſchen überſetzte. Gottlob! aber er weiß Geiſt und Form der Spaniſchen in ſeinen Originalarbeiten ſo trefflich zu finden, daß man allerdings glaubt, er überſetze, was er ſelber dichtet.

Der deutſche Ueberſetzer.

begegnet einem Greis in der Nähe des Zocatin. „Greis mit dem weißen Bart, trage dieſen Brief zu Don Guttiere, zu Don Guttiere von Saldanha. Wenn er ein Mann iſt, ſo wird er kommen gegen mich zu kämpfen bei der Quelle Almami. Die Perle von Toledo ſoll Einem von uns Beiden angehören."

Und der Greis hat den Brief genommen, er hat ihn genommen und dem Grafen Saldanha überbracht, wie er mit der Perle von Toledo Schach ſpielte. Der Graf hat den Brief geleſen, er hat geleſen die Aufforderung, und hat mit ſeiner Hand ſo mächtig auf den Tiſch geſchlagen, daß alle Figuren herabfielen. Und er erhebt ſich und er fordert ſeine Lanze und ſein Pferd; und die Perle von Toledo hat ſich auch erheben, ganz zitternd, denn ſie ahnet mit Gewißheit, daß er zu einem Zweikampf geht.

„Bleibet, Guttiere, Don Guttiere von Saldanha bleibet, ich bitte Euch darum, und ſpielet noch ferner mit mir."

„Ich werde nicht weiter ſpielen mit Schachfiguren; ich will das Lanzenſpiel ſpielen an der Quelle Almami."

Und die Thränen Aurora's vermochten nicht, ihn aufzuhalten; denn nichts hält einen Ritter auf, der ſich zum Zweikampf begibt. Darauf hat die Perle von Toledo ihren Mantel genommen, ſie hat ihr Maulthier beſtiegen und iſt zur Quelle Almami geritten.

Der Raſen um die Quelle iſt roth. Das Waſſer der Quelle iſt gleichfalls roth: nicht das Blut eines Ehriſten röthet den Raſen, nicht das Blut eines Ehriſten röthet die Quelle. Der Mohr Inzani liegt auf dem Rücken: die Lanze des Don Guttiere iſt in ſeiner Bruſt abgebrochen; all ſein Blut verrinnet nach und nach. Seine Tante Borja ſteht ihn weinend an, denn ſie kann die Wunden ihres Herrn nicht heilen.

Die Perle ſteigt herab von ihrem Maulthier. — „Ritter, habet guten Muth! Ihr werdet noch leben, um eine ſchöne Meh-

rin zu heirathen; meine Hand weiß die Wunden zu heilen, die mein Ritter geschlagen hat."

„O Perle so weiß, o Perle so schön, reiß' aus meiner Brust diesen Lanzensplitter, der sie zerfleischt: die Kälte der Stahlspitze durchschauert mich eisig!"

Sie hat sich genähert ohne Mißtrauen; aber er hat seine letzte Kraft zusammengenommen und mit der Schärfe seines Schwertes dieses so schöne Gesicht verstümmelt.

Die Trictrac-Partie.

Bewegungslos hiengen die Segel an den Maſten herab; die See war ſpiegelglatt, die Hitze zum Erſticken, die Windſtille zum Verzweifeln.

Auf einer Seereiſe ſind die Unterhaltungsmittel der Schiffsgeneſenſchaft gar bald erſchöpft. Man kennt einander, ach! allzugut, wenn man einmal vier Monate in einem hölzernen, hundertundzwanzig Fuß langen Hauſe zuſammen hingebracht hat. Sieht man den erſten Lieutenant kommen, ſo weiß man zum Voraus, daß er von Rio-Janeiro, ſeiner letzten Station, reden wird; dann von der weltberühmten Schiffsbrücke bei Eßling, welche er die Pontonniers der Garde, zu denen er gehörte, ſchlagen geſehen. In vierzehn Tagen kennt man ſogar ſeine Lieblings-Ausdrücke, ſeine Phraſen-Bildung, die Biegungen ſeiner Stimme beim Vortrag. Wann hat er jemals verfehlt, traurig inne zu halten, nachdem er zum erſten Mal in ſeiner Erzählung das Wort: der Kaiſer . . . vergebracht? „hätten Sie ihn damals geſehen!!!“ (drei bewundernde Ausrufungszeichen) fügt er unfehlbar hinzu. Und die Epiſode von dem Trompeterpferde, und die zurückprallende Kugel, welche eine Patrontaſche mitnimmt, worin für ſiebentauſend fünfhundert Franken Geld und Kleinodien waren u. ſ. w. u. ſ. w.! — Der

zweite Lieutenant iſt ein ſtarker Politiker, er begleitet alle Tage die letzte Nummer des Conſtitutionnel, welche er in Breſt zu ſich ſteckte, mit Anmerkungen; oder verläßt er je die ſublimen Sphären der Politik, um auf die Literatur herabzuſehen, ſo wird er euch die Kritik des letzten Vaudeville's, das er ſpielen ſah, auftiſchen. Großer Gott! . . . der Schiffscommiſſär beſaß eine ſehr intereſſante Geſchichte. Wie entzückte er uns das erſte Mal, da er uns ſeine Flucht aus den Schiffskerkern von Cadix erzählte! aber bei der zwanzigſten Wiederholung, meiner Treu', da war es nicht mehr zum Aushalten . . . — Und vollends die Seeladetten und Aſpiranten! . . . Bei der Erinnerung an ihre Geſpräche ſträubte ſich mein Haar auf dem Kopf. Den Kapitän anlangend, ſo iſt dieſer in der Regel die mindeſt langweilige Perſon am Bord. In ſeiner Eigenſchaft als unumſchränkter Befehlshaber befindet er ſich in geheimem Kriegsſtand mit dem ganzen Offiziersſtabe; er quält, er unterdrückt bisweilen, aber es gewährt eine gewiſſe Luſt, über ihn zu fluchen. Hat er irgend eine fixe Idee, mit der er ſeine Untergeordneten chikanirt, ſo hat man dafür das Vergnügen, ſeinen Vorgeſetzten lächerlich zu finden, und das tröſtet ein wenig.

Am Bord des Schiffes, mit dem ich reiſte, waren die Offiziere die beſten Leute von der Welt, gute Kerls, die ſich wie Brüder liebten, aber zugleich um die Wette langweilten. Der Kapitän war der ſanfteſte Menſch, durchaus nicht malitiös-pedantiſch, was eine Seltenheit iſt. Immer nur mit Widerwillen ließ er ſein Anſehen als unumſchränkter Gebieter fühlen. Und doch — wie lang ſchien mir nicht dieſe Fahrt! zumal dieſe Windſtille, welche uns ein paar Tage, bevor wir Land ſahen, hindannte! . . .

Eines Tags nach dem Mittageſſen, das wir aus Geſchäftsloſigkeit ſo lang als menſchenmöglich ausdehnten, waren wir alle auf dem Verdeck verſammelt, in Erwartung des einförmigen, aber ſtets majeſtätiſchen Schauſpiels eines Sonnenunterganges

auf dem Meer. Ein Theil rauchte, der andere las zum zwanzigſten Mal einen der dreißig Bände unſerer traurigen Bibliothek; Alle gähnten zum Weinen. Ein Fähndrich, der neben mir ſaß, unterhielt ſich — und zwar ſo ernſthaft würdig, als eine ernſthafte Arbeit es verdient — damit, daß er den Hirſchfänger, welchen die Marine-Offiziere in gewöhnlicher Uniform zu tragen pflegen, ſenkrecht auf die Bretter des Verdecks fallen ließ. Dieß iſt eine Ergötzlichkeit ſo gut, wie eine andere, und erfordert noch außerdem eine gewiſſe Geſchicklichkeit, wenn der Dolch ſich kerzengerade in das Holz einſpießen ſoll. — Ich wollte es machen, wie der Fähndrich, und da ich keinen Dolch hatte, den des Kapitäns entlehnen; aber er verweigerte mir denſelben. Er hielt ausnehmend viel auf dieſe Waffe, und es wäre ihm peinlich geweſen, mitanzuſehen, wie ſie zu einer ſo geringfügigen Unterhaltung mißbraucht würde. Früher hatte dieſer Dolch einem tapfern Offizier angehört, der in dem letzten Krieg gefallen war . . . Ich ahnte, daß jetzt eine Geſchichte folgen werde, und täuſchte mich nicht. Der Kapitän begann, ohne ſich bitten zu laſſen. Was die uns umgebenden Offizieren betrifft, ſo zogen ſie ſich, da jeder von ihnen die traurigen Schickſale des Lieutenants Roger auswendig wußte, ſogleich auf vorſichtige Weiſe zurück. Der Kapitän erzählte mir ungefähr Folgendes:

„Als ich Roger kennen lernte, war er ungefähr drei Jahre älter, denn ich; er war Lieutenant, ich Fähndrich. Ich verſichere Sie, es gab keinen beſſern Offizier in unſerm Corps; zudem beſaß er ein vortreffliches Herz, Verſtand, Bildung, Talente; kurz, es war ein herrlicher Junge. Unglücklicherweiſe war er zugleich ſtolz und leicht aufzubringen; das ſchrieb ſich, wie mir däucht, von ſeiner Eigenſchaft als natürliches Kind her, weil er fürchtete, ſeine Geburt möchte ihm in der Achtung der Leute ſchaden. Aber, um aufrichtig zu ſeyn, der größte ſeiner Fehler war der, daß er überall die Hauptperſon ſpielen wollte. Sein Vater, den er niemals geſehen, ließ ihm eine Penſion zufließen,

welche für ſeine Bedürfniſſe mehr als hinreichend geweſen wäre, hätte Roger die Generoſität nicht auf den höchſten Grad getrieben. All' ſein Eigenthum gehörte ſeinen Freunden. Hatte er ſeinen vierteljährigen Sold bezogen, ſo durfte ihm Einer nur mit traurigem oder ſorgenvollem Geſicht begegnen, um ſogleich gefragt zu werden: „Nun, Kamerad, was haſt Du denn? Du ſiehſt aus, als könnteſt Du keinen großen Lärm machen, wenn Du an Deine Taſchen klopfſt; ſey getroſt, hier iſt meine Börſe, nimm, was Du brauchſt, und komm' zum Mittageſſen mit mir."

„Es geſchah, daß eine ſehr hübſche junge Schauſpielerin, Namens Gabriele, nach Breſt kam, welche alsbald Eroberungen unter den Seeleuten und Offizieren der Garniſon machte. Gabriele war keine regelmäßige Schönheit, aber ſie hatte einen ſchlanken Wuchs, einen kleinen Fuß und eine ziemlich herausfordernde Miene: all' das gefällt außerordentlich, wenn man in dem Fahrwaſſer von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren ſegelt. Zudem ſtand ſie in dem Geruch, die launenhafteſte Creatur ihres Geſchlechtes zu ſeyn, und ihre Art, auf der Bühne aufzutreten, beſtätigte dieſen Ruf. Bald ſpielte ſie zum Entzücken, daß man ſie für eine Schauſpielerin vom erſten Range hätte halten können, am andern Tag war ſie in demſelben Stück kalt, gefühllos; ſie haſpelte ihre Rolle ab, wie ein Kind ſeinen Catechismus herſagt. Was unſere jungen Leute am meiſten intereſſirte, war folgende Geſchichte, die man von ihr erzählte. Sie mußte in Paris von einem Senator auf ſehr glänzendem Fuße unterhalten worden ſeyn; der Mann ſoll alle möglichen Thorheiten für ſie begangen haben. Eines Tages ſetzte er in ihrem Zimmer ſeinen Hut auf; ſie erſuchte ihn, den Hut abzuziehen, und beklagte ſich ſogar, daß er es an Achtung für ſie fehlen laſſe. Der Senator lachte, zuckte die Achſeln, warf ſich in einen Lehnſeſſel und ſagte: „Ich werde mir's hoffentlich bei einem Mädchen, das ich bezahle, bequem machen dürfen." Eine tüchtige,

von der weißen Hand Gabriele's applicirte Ohrfeige belohnte ihn sogleich für seine Antwort, und warf seinen Hut in die andere Ecke des Zimmers. Daher vollständiger Bruch. Banquiers, Generale, Senatoren, hatten der Dame bedeutende Anerbietungen gemacht. Doch Alle waren von ihr abgewiesen worden: sie gieng auf's Theater, um, wie sie sagte, unabhängig zu leben.

„Als Neger sie sah und diese Geschichte erfuhr, hielt er dafür, diese Person passe für ihn; sofort benahm er sich mit der etwas rauhen Geradheit, die man uns Seemännern verwirft, auf folgende Weise, um ihr zu zeigen, wie sehr er von ihren Reizen ergriffen sey. Er kaufte die schönsten und seltensten Blumen, die in Brest zu finden waren, machte einen Strauß davon und umwand ihn mit einem schönen Rosa-Bande, in dessen Knoten er sehr zierlich eine Rolle von fünfundzwanzig Napoleonsd'or steckte; es war dieß für den Augenblick sein ganzes Vermögen. Ich entsinne mich, daß ich ihn während eines Zwischenaktes hinter die Coulissen begleitete. Er machte Gabrielen ein sehr kurzes Compliment über die Grazie ihres Kostumes, bot ihr das Bouquet an, und bat um die Erlaubniß, sie daheim besuchen zu dürfen. Das Alles war in drei Worten gesagt.

„So lange Gabriele nur die Blumen und den schönen jungen Mann, der sie ihr darreichte, sah, lächelte sie ihm freundlich zu und begleitete ihr Lächeln mit einer der anmuthigsten Verbeugungen: als sie aber den Strauß in der Hand hatte und die Schwere des Geldes fühlte, wechselte ihr Gesicht schneller das Ansehen, als die Oberfläche des Meeres, die ein Sturm unter den Wendekreisen aufregt, und traun! sie war auch nicht weniger bösartig, denn sie schleuderte mit aller Macht den Strauß und die Goldstücke meinem armen Freund an den Kopf, daß er acht Tage lang die Spuren davon in seinem Gesichte trug. Die Glocke des Regisseurs ertönte, Gabriele trat auf die Bühne und spielte ganz verkehrt.

„Roger, nachdem er ſeinen Strauß und ſein Geld mit ziemlich verſtörter Miene wieder aufgeleſen hatte, gieng in's Kaffeehaus, reichte den Strauß (ohne das Geld) der Dame du Comptoir, und verſuchte, aus dem Punſchglaſe Vergeſſenheit ſeiner Grauſamen zu trinken. Es gelang ihm nicht, und trotz des Aergers, daß es ſich mit ſeinen blauen Fenſterſcheiben nicht zeigen konnte, wurde er wahnſinnig in die leidenſchaftliche Gabriele verliebt. Er ſchrieb ihr täglich zwanzig Briefe, und was für Briefe! unterwürfige, zärtliche, hochachtungsvolle, wie man ſie an eine Prinzeſſin hätte ſchreiben dürfen. Die erſten wurden ihm unentſiegelt zurückgeſchickt, die andern erhielten keine Antwort. Roger jedoch behielt immer noch einige Hoffnung, bis wer ihm zeigten, daß die Pomeranzenhändlerin des Theaters ihre Orangen in die Liebesbriefe wickelte, welche Gabriele ihr mit ausſtudirter Bosheit dazu einhändigte. Das war ein fürchterlicher Schlag für den Stolz unſeres Freundes; deſſenungeachtet verminderte ſich ſeine Leidenſchaft nicht. Er ſprach davon, die Komödiantin heirathen zu wollen; und als man ihm verſicherte, daß das Marine-Miniſterium nie ſeine Einwilligung dazu geben würde, ſo ſchwur er, ſich eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

„Inzwiſchen begab es ſich, daß die Offiziere eines in Breſt garniſonirenden Linienregiments Gabrielen eine Strophe in einem Vaudeville wiederholen laſſen wollten, was dieſe aus purer Laune nicht that. Offiziere und Sängerin wurden ſo verſteckt, daß die Einen durch ihr Pfeifen das Fallen des Vorhangs erzwangen, und die Andere in Ohnmacht fiel. Man weiß, was das Parterre einer Garniſonsſtadt bedeuten will. Es wurde unter den Offizieren ausgemacht, daß mehrere Tage hinter einander die Frevlerin ohne Barmherzigkeit ausgepfiffen werden ſollte, und man ihr nicht geſtatten werde, eine einzige Rolle durchzuſpielen, bevor ſie mit der nöthigen Demuth durch eine Ehrenerklärung ihr Verbrechen gebüßt hätte. Roger war nicht in dieſer Vor-

ſtellung geweſen; aber er erfuhr noch am gleichen Abend den Skandal, welcher das ganze Theater in Verwirrung geſetzt hatte, ſowie die verabredeten Racheplane. Auf der Stelle war ſein Entſchluß gefaßt.

Als am folgenden Tag Gabriele auftrat, ſo erſcholl von der Offiziersbank her ein Ziſchen und Auspfeifen, daß Einem das Gehör hatte vergehen mögen. Roger, welcher ſich abſichtlich ganz in die Nähe der Lärmmacher geſetzt hatte, ſtand auf und tadelte die Lauteſten in ſo beſchimpfenden Ausdrücken, daß ihre ganze Wuth ſich ſogleich gegen ihn kehrte. Dann zog er mit großer Kaltblütigkeit ſeine Schreibtafel aus der Taſche, und bemerkte die Namen, die man ihm von allen Seiten zurief; er hätte jenes ganze Landregiment auf ſich genommen, wenn nicht eine große Zahl der Marineoffiziere aus Korpsgeiſt ſich eingemiſcht und die Mehrzahl ſeiner Gegner gefordert hätte. Das Durcheinander war in der That ſchauerlich.

„Die ganze Garniſon wurde auf mehrere Tage in die Kaſerne conſignirt; als man uns aber die Freiheit wieder gab, war eine ſchreckliche Rechnung in's Reine zu bringen. Wir fanden uns zu Sechszig an Ort und Stelle ein. Roger allein ſchlug ſich hintereinander mit drei Offizieren: Einen davon tödtete er und verwundete die beiden Andern gefährlich, ohne nur eine Ritze zu bekommen. Ich meinestheils war weniger glücklich; ein verdammter Lieutenant, der Fechtmeiſter geweſen war, verſetzte mir einen tiefen Stich in die Bruſt, an dem ich beinahe geſtorben wäre. Dieſes Duell, oder vielmehr dieſe Schlacht, gewährte, ich darf es wohl verſichern, ein ſchönes Schauſpiel. Die Marine war durchaus im Vortheil, und das Landregiment mußte Breſt verlaſſen.

„Sie können ſich wohl denken, daß unſere Stabsoffiziere den Urheber des Streites nicht vergaßen; er hatte vierzehn Tage lang eine Schildwache vor der Thüre.

„Als er aus dem Arreſt entlaſſen war, durfte auch ich aus

dem Hospital geben und besuchte ihn. Wie groß war mein Erstaunen, als ich, bei ihm eintretend, Gabriele unter vier Augen mit ihm beim Frühstück fand! Es hatte das Ansehen, als stünden sie schon lange in dem vollkommensten Einvernehmen. Sie duzten sich bereits und tranken aus dem gleichen Glase. Neger stellte mich seiner Geliebten als seinen besten Freund vor, und sagte ihr, daß ich in jenem Scharmützel, dessen eigentlicher Urheber er gewesen, verwundet worden sey; das trug mir von der hübschen Person einen Kuß ein. Dieses Frauenzimmer hatte ganz martialische Neigungen.

„Sie brachten, im Vollgenusse des Glücks, drei Monate miteinander zu, ohne sich einen Augenblick zu verlassen. Offenbar liebte ihn Gabriele wahnsinnig und Neger gestand, daß er vor seiner Bekanntschaft mit Gabriele die Liebe nicht gekannt habe.

„Eine holländische Fregatte lief in den Hafen ein. Die Offiziere gaben uns ein Festmahl. Alle Sorten von Wein flossen in Strömen; und nach aufgehobener Tafel setzte man sich, da man nichts Besseres zu thun wußte, denn diese Herren sprachen sehr schlecht französisch, zum Spiele nieder. Die Holländer schienen viel Geld zu haben; und zumal ihr erster Lieutenant wollte so hoch einsetzen, daß Keiner von uns es mit ihm aufzunehmen wagte. Neger, der gewöhnlich nicht spielte, glaubte, es handle sich bei dieser Gelegenheit darum, die Ehre unseres Landes aufrecht zu erhalten. Folglich spielte er, und hielt, soviel der holländische Lieutenant wollte. Erst gewann, dann verlor er. Nach einigem Wechsel von Gewinn und Verlust trennten sie sich ohne Resultat. Wir gaben den holländischen Offizieren ihr Gastmahl zurück; man spielte abermals. Neger und der Lieutenant geriethen wieder an einander. Kurz, mehrere Tage lang bestellten sie sich bald in's Caffehaus, bald in die Kajüte, indem sie alle Spielarten versuchten, zumal das Trictrac, und jedesmal ihren Einsatz erhöhten, so daß sie am Ende die Parthie um fünfund-

zwanzig Napoleonsd'or ſpielten. Für arme Offiziere, wie wir, war das eine ungeheure Summe: mehr als der Sold von zwei Monaten! Am Ende einer Woche hatte Roger alles Geld, das er beſaß, verloren, und noch drei- bis viertauſend Franken dazu, die er da und dort entlehnt hatte.

„Sie werden ſich wohl gedacht haben, daß Roger und Gabriele gemeinſame Haushaltung und Börſe führten: das heißt, Roger, der einen ſtarken Priſenantheil erhalten hatte, hatte zehn- bis zwanzigmal mehr eingelegt, als die Schauſpielerin. Jedoch betrachtete er dieſe Maſſe immer hauptſächlich als Eigenthum ſeiner Gel ebten und hatte zu ſeinen Privatausgaben nur fünfzig Napoleons zurückbehalten. Indeß war er genöthigt geweſen, dieſe Reſerve anzugreifen, um fortſpielen zu können. Gabriele machte ihm nicht die geringſte Gegenvorſtellung.

„Das Haushaltungsgeld nahm den gleichen Weg, wie ſein Taſchengeld. Bald war Roger ſo weit heruntergebracht, daß er ſeine letzten fünfundzwanzig Napoleons einſetzte. Er gab ſich furchtbare Mühe, daher dauerte die Partie lange und der Sieg ſchwankte bedeutend. Doch kam ein Augenblick, wo Roger, als er den Becher zur Hand nahm, nur noch eine Chance des Gewinnes hatte. Ich glaube, er brauchte ſechs vier. Die Nacht war weit vorgerückt. Ein Offizier, der ihnen lange zugeſehen hatte, war endlich auf ſeinem Seſſel eingeſchlafen. Der Holländer fühlte ſich ſchläfrig und ermüdet: er hatte nebenbei viel Punſch getrunken; Roger allein war ganz wach und ein Raub der heftigſten Verzweiflung. Bebend warf er die Würfel. Er warf ſie ſo heftig auf das Damenbrett, daß eine Kerze durch den Stoß auf den Boden fiel. Der Holländer wendete den Kopf zuerſt nach der Kerze, welche ſeine neuen Beinkleider mit Wachs beſudelt hatte, dann betrachtete er die Würfel. — Sie ſtanden auf ſechs vier. Blaß wie der Tod empfing Roger die fünfundzwanzig Napoleons. Sie ſpielten weiter; das Glück wurde meinem unglücklichen Freunde günſtig, obwohl er ſchülerhafte Fehler machte

und auf eine Art band, als wollte er abſichtlich verlieren. Der holländiſche Lieutenant gerieth in's Feuer, verdoppelte, verzehnfachte den Satz; er verlor immer, — ich meine, ich ſehe ihn noch vor mir; es war ein großer phlegmatiſcher Blondkopf mit wächſernem Geſicht. Endlich, nachdem er vierzigtauſend Franken verloren hatte, die er, ohne in ſeinem Geſichte die mindeſte Bewegung zu errathen, zahlte, ſtand er auf.

„Roger ſagte zu ihm: „Was wir dieſen Abend gethan haben, gilt nicht, Sie ſchliefen ja halb; ich will nichts von Ihrem Geld."

„Sie ſcherzen," antwortete der phlegmatiſche Holländer, „ich habe ſehr gut geſpielt, aber die Würfel waren mir ungünſtig; ich weiß gewiß, daß ich Ihnen vier Löcher vergeben, und doch noch gewinnen könnte. Gute Nacht!"

„Damit gieng er weg.

„Am andern Tag erfuhren wir, daß er aus Verzweiflung über ſeinen Verluſt ſich, nachdem er eine Bowle Punſch getrunken, erſchoſſen habe.

„Die vierzigtauſend von Roger gewonnenen Franken lagen auf einem Tiſch ausgebreitet, und Gabriele betrachtete ſie mit zufriedenem Lächeln.

„Wir ſind jetzt ſehr reich," ſagte ſie, „was wollen wir mit all' dem Gelde anfangen?"

„Roger antwortete nicht. Seit dem Tode des Holländers war er wie erſtarrt.

„Man muß tauſend tolle Streiche machen," fuhr Gabriele fort, „dieß Geld fell, wir gewonnen, ſo zerrennen ſeyn. Kaufen wir eine Kalesche und machen wir den Seepräfecten und ſeine Gemahlin wüthend vor Neid. Ich will Diamanten, Caſchemirſhawls haben. Nimm Urlaub und laß uns nach Paris gehen; hier werden wir mit ſo viel Geld nie fertig werden!" Sie hielt inne, um Roger zu beobachten, der, die Augen auf den Fuß-

beben geheftet, den Kopf auf die Hand geſtützt, ſie nicht einmal gehört hatte und die finſteren Gedanken im Kopfe zu rollen ſchien.

„Was Teufels haſt Du, Reger?“ rief ſie aus, eine Hand auf ſeine Achſel legend. „Ich glaube, Du ſchmollſt mit mir, ich kann kein Wort aus Dir herausbringen.“

„Ich bin ſehr unglücklich,“ ſagte er endlich mit einem erſtickten Seufzer.

„Unglücklich! Verzeih' mir's Gott, „Du ſcheinſt Dir gar ein Gewiſſen daraus zu machen, dieſen dicken Mynheer gerupft zu haben?“

„Er hob den Kopf und ſah ſie mit ſtieren Augen an.

„Was liegt daran?“ fuhr ſie fort, „was liegt daran, daß er die Sache tragiſch aufnahm und ſich das wenige Hirn, das er hatte, durchſchoß! Ich beklage die Spieler, welche verlieren, nicht; und gewiß iſt ſein Geld in unſern Händen beſſer angebracht, als in den ſeinigen: er hätte es mit Trinken und Rauchen vergeudet, während wir tauſend großartige Dinge, immer eines hübſcher als das Andere, damit ausführen werden.“

„Reger lief im Zimmer auf und ab: ſein Kopf hieng auf die Bruſt herab, ſeine Augen waren halb geſchloſſen und voller Thränen. Wer ihn ſah, hatte Mitleiden mit ihm haben müſſen. Mir that ſein Anblick in der Seele weh.

„Weißt Du,“ fuhr Gabriele fort, „daß Leute, die Deine romantiſche Ehrenhaftigkeit nicht kennteten, auf den Einfall gerathen könnten, Du habſt betrogen?“

„Und wenn es wahr wäre?“ rief er, vor ihr ſtehen bleibend, mit dumpfer Stimme aus.

„Bah!“ antwortete ſie lachend, „Du biſt nicht geſcheidt genug, um im Spiel zu betrügen.“

„Ja, ich habe betrogen, Gabriele; ich habe betrogen, wie ein Elender, der ich bin.“

„Sie überzeugte ſich an ſeiner Aufregung, daß er nur zu wahr redete; dann ſetzte ſie ſich auf ein Canapee und blieb eine

Zeit lang ſprachlos; endlich ſagte ſie mit ſehr bewegter Stimme: „Es wäre mir lieber, Du hättſt zehn Menſchen umgebracht, als im Spiel betrogen.“

„Tödtliches Stillſchweigen herrſchte eine halbe Stunde. Sie ſaßen Beide auf dem gleichen Sopha und ſahen ſich nicht ein einzigesmal an. Reger ſtand zuerſt auf, und ſagte ihr mit ziemlich ruhiger Stimme: „gute Nacht.“

„Gute Nacht!“ antwortete ſie ihm kalt und trocken.

„Reger hat mir nachher geſagt, er hätte ſich noch an demſelben Tage umgebracht, wäre die Furcht nicht geweſen, daß unſre Kameraden die Urſache ſeines Selbſtmords ahnen könnten. Er wollte kein ehrloſes Andenken hinterlaſſen.

„Am folgenden Tage war Gabriele ſo heiter wie gewöhnlich; man konnte glauben, ſie habe das Geſtändniß vom vorigen Tage bereits vergeſſen. Was Reger betrifft, ſo war er finſter, wunderlich, menſchenſcheu geworden; er gieng kaum aus ſeinem Zimmer, vermied ſeine Freunde und brachte oft ganze Tage zu, ohne an ſeine Geliebte ein Wort zu richten. Ich ſchrieb ſeine Traurigkeit einer ehrenhaften, aber übertriebenen Empfindlichkeit zu, und verſuchte mehrmals, ihn zu tröſten; aber er ließ mich gänzlich abfahren, indem er eine große Gleichgültigkeit gegen ſeinen unglücklichen Partner heuchelte. Eines Tages brach er ſogar in eine heftige Rede gegen die holländiſche Nation aus und verſuchte gegen mich die Behauptung, daß es in Holland keinen einzigen rechtſchaffenen Mann geben könne. Inzwiſchen erkundigte er ſich in der Stille nach der Familie des holländiſchen Lieutenants, aber Niemand konnte ihm Nachricht über dieſelbe ertheilen.

„Sechs Wochen nach dieſer unglückſeligen Trictrac-Partie fand Reger bei Gabrielen ein Billet von einem Cadetten, der ihr für Gunſtbezeugungen, die ſie ihm geſchenkt, zu danken ſchien. Gabriele war nämlich die perſonificirte Unordnung und hatte das fragliche Briefchen auf ihrem Kamin liegen laſſen. Ich kann

nicht ſagen, ob ſie wirklich untreu geworden war, aber Roger glaubte es, und ſein Zorn war gräßlich. Seine Liebe und ein Netz von Eitelkeiten waren die einzigen Gefühle, die ihn noch an das Leben feſſeln konnten, und das Stärkſte derſelben ſollte ihm ſo unplötzlich vergällt werden. Er überhäufte die hochmüthige Comödiantin mit Schimpfworten, und kaum begreife ich, wie er es bei ſeiner Heftigkeit anfieng, ſie nicht zu ſchlagen.

„Ohne Zweifel," rief er aus, „hat Dir dieſer Hafenfuß viel Geld geworfen? Geld iſt das Einzige, was Du liebſt, und Du würdeſt Dich dem ſchmutzigſten unſerer Matroſen preisgeben, wenn er es bezahlen könnte."

„Warum nicht?" antwortete die Schauſpielerin kaltblütig. „Ja, ich ließe mich von einem Matroſen bezahlen, aber . . . beſtehlen würde ich ihn nicht!"

„Roger ließ einen Wuthſchrei aus. Behend zog er ſeinen Hirſchfänger und ſtarrte Gabrielen einen Augenblick mit irren Augen an. Dann nahm er ſeine ganze Kraft zuſammen, warf ihr die Waffe vor die Füße und entwich aus dem Gemach, um der furchtbaren Verſuchung nicht zu unterliegen.

„Noch an dieſem Abend gieng ich ſehr ſpät an ſeiner Wohnung vorüber, und da ich noch Licht in ſeinem Zimmer ſah, trat ich ein, um ein Buch von ihm zu entlehnen. Ich fand ihn im Schreiben vertieft. Er ließ ſich nicht ſtören und ſchien meine Anweſenheit in ſeinem Zimmer nicht zu bemerken. Ich nahm neben ſeinem Pulte Platz und betrachtete ſeine Züge; ſie waren ſo ſehr angegriffen, daß ein Anderer, als ich, ihn zu erkennen Mühe gehabt hätte. Auf einmal bemerkte ich einen bereits geſiegelten Brief, der an mich adreſſirt war. Ich öffnete ihn ſogleich; Roger that mir kund, daß er ſeinem Leben ein Ende machen werde, und gab mir noch verſchiedene Aufträge. Während ich las, ſchrieb er immer fort, ohne Notiz von mir zu nehmen: es war an Gabriele, der er ſein Lebewohl ſagte . . . Sie können denken,

wie groß mein Erſtaunen war, und was ich ihm Alles ſagte in der Beſtürzung über ſeinen Entſchluß:

„Wie! Du willſt Dich umbringen, Du, der Glückliche?“

„Mein Freund,“ erwiderte er mir, ſeinen Brief ſiegelnd, „Du weißt Nichts... Du kennſt mich nicht; ich bin ein Schurke, bin ſo verächtlich, daß ein Freudenmädchen mich inſultirt, und ich fühle meine Niederträchtigkeit ſo ſehr, daß ich ſie nicht einmal zu rügen wage.“

„Darauf erzählte er mir die Geſchichte der Trictrac-Partie und Alles, was Sie ſchon wiſſen. Beim Zuhören war ich wenigſtens ebenſo bewegt, als er, ich wußte ihm nichts zu ſagen; ich drückte ihm die Hände, wiſchte mir die Thränen aus den Augen, aber reden konnte ich nicht. Zuletzt gerieth ich auf den Einfall, ihm vorzuſtellen, daß er ſich den Ruin des Holländers nicht als abſichtliche Schuld vorwerfen dürfe, und ihm durch ſeine.... Prellerei... nur fünf und zwanzig Napoleons abgenommen habe.

„Alſo!“ rief er mit bitterer Ironie aus, „alſo bin ich ein kleiner Dieb und kein großer. Ich, der ſo viel Ehrgeiz hatte! Nur ein Gaunerchen zu ſein!“

„Damit brach er in ein ſchallendes Lachen aus. Ich vergeß einen Strom von Thränen.

„Plötzlich ging die Thüre auf; ein Weib kam herein und ſtürzte ſich in ſeine Arme; es war Gabrielle. „Verzeih' mir,“ rief ſie, ihn umfaſſend, „verzeih' mir! ich fühle es wohl, ich liebe nur Dich. Ich liebe Dich jetzt mehr, als wenn Du nicht gethan hätteſt, was Du Dir zum Vorwurf machſt. Wenn Du willſt, ſo werde ich ſtehlen... Ich habe ſchon geſtohlen... ja, ich habe geſtohlen... ich habe eine goldene Uhr geſtohlen... was kann man Schlimmeres thun!“

Meyer ſchüttelte ungläubig den Kopf; aber ſeine Züge ſchien ſich aufzuheitern. „Nein, mein armes Kind,“ ſagte er, ſie ſanft abwehrend, „ich muß mich durchaus umbringen. Ich

leide zu ſehr, ich kann dem Schmerz, den ich hier fühle, nicht widerſtehen.

„Weblon! wenn Du ſterben willſt, Neger, ſo werde ich mit Dir ſterben! Ohne Dich, was iſt mir das Leben! ich habe Muth, ich habe ſchon Gewehre abgefeuert; ich werde mich umbringen, ſo gut wie ein Anderer. Zudem bin ich, welche Tragödie geſpielt hat, daran gewöhnt." Sie hatte Thränen in den Augen, als ſie anfing; dieſer letzte Gedanke machte ſie lachen, und ſelbſt Neger konnte ſich eines Lächelns nicht erwehren. „Du lachſt, mein Offizier," rief ſie händeklatſchend und ihn küſſend aus; „Du wirſt Dich nicht tödten." Und ſie küßte ihn fort und fort, bald weinend, bald lachend, bald wie ein Mainade ſuchend; denn ſie war eines von den Frauenzimmern, die vor einem derben Worte nicht erſchrecken.

„Einſtweilen hatte ich mich der Piſtolen und des Dolchs bemächtigt, und ſagte zu Neger: „Mein lieber Neger, Du haſt eine Freundin und einen Freund, die Dich lieben. Glaube mir, Du kannſt noch einiges Glück auf dieſer Welt genießen." Nachdem ich ihn umarmt, ging ich weg und ließ ihn mit Gabrielen allein.

„Ich glaube, wir hätten ſein trauriges Vorhaben nur verzögern können, wenn er nicht von dem Miniſter Befehl erhalten hätte, als erſter Lieutenant an Bord einer Fregatte zu gehen, welche in den indiſchen Meeren kreuzen ſollte, wenn ſie erſt durch das engliſche Geſchwader, das den Hafen blockirte, hindurch gekommen wäre. Die Aufgabe war gewagt. Ich machte ihm begreiflich, daß es mehr werth ſey, auf edle Weiſe von einer engliſchen Kugel zu ſterben, als eigenhändig ſeinem Leben ein Ende zu machen, ruhmlos und nutzlos für das Vaterland. Er verſprach, zu leben. Von den vierzigtauſend Franken vertheilte er die Hälfte an verkrüppelte Matroſen oder an Wittwen und Kinder von Verſtorbenen. Den Reſt gab er Gabrielen, welche ſofort ſchwur, dieſes Geld nur zu guten Werken anzuwenden. Sie hatte gewiß die Abſicht,

Wort zu halten, das arme Mädchen; aber die Begeisterung war bei ihr von kurzer Dauer. Ich habe später erfahren, daß sie den Armen einige tausend Franken gab; mit den übrigen kaufte sie sich Alitterstaat.

„Wir, Roger und ich, bestiegen eine schöne Fregatte, die Galatée; unsere Leute waren tapfer, gut exerzirt, gut disciplinirt; aber unser Commandant war ein Hohlkopf, der sich für einen Jean Bart hielt, weil er ärger fluchte, als ein Exerziermeister, weil er das Französische radebrechte, und weil er die Theorie seiner Kunst, deren Praxis er ziemlich mittelmäßig verstand, niemals studirt hatte. Dennoch begünstigte ihn anfänglich das Loos; wir liefen glücklich von der Rhede aus, Dank einer Brise, die das Blokadegeschwader auf die hohe See hinaustrieb, und begannen unsere Kreuzerei mit Verbrennung einer englischen Fregatte und eines Kauffahrteischiffs an den Küsten von Portugal.

„Wir segelten langsam den indischen Meeren zu, gehindert durch Winde und falsche Manöver unsers Kapitäns, dessen Ungeschick die Gefahren unserer Kreuzer noch vermehrte.

„Bald gejagt von überlegener Macht, bald Schiffe der indischen Kompagnie verfolgend, brachten wir keinen Tag ohne irgend ein neues Abenteuer zu. Aber weder die waghalsige Lebensart, die wir führten, noch die Strapazen des Dienstes auf der Fregatte konnten Roger den finsteren Gedanken entreißen, welche ihn ohne Unterlaß begleiteten. Er, der sonst für den thätigsten, den nach Auszeichnung begierigsten Offizier unseres Seeha'ens galt, begnügte sich jetzt mit einfacher Vollziehung seiner Pflicht. Sobald sein Dienst gethan war, verschloß er sich in sein Gemach ohne Bücher, ohne Papier; ganze Stunden brachte er in seiner Hängematte zu, und — der Unglückliche konnte doch nicht schlafen.

„Eines Tags, da ich seine Niedergeschlagenheit gewahrte, fiel es mir ein, ihm zu sagen: „Alle Wetter! mein Freund, Du

kränkest Dich um eine Kleinigkeit. Du hast fünfundzwanzig Napoleons einem dicken Hellenier abgeführt, sey's drum? — und machst Die Gewissensbisse für eine Million. Nun, sage mir, als Du der begünstigte Liebhaber der Gemahlin des Trafekten von .... warst, da hattest Du keine, nicht wahr? Und doch war sie mehr werth, als fünfundzwanzig Napoleonsd'or."

„Er kehrte sich auf seiner Matratze um, ohne mir zu antworten.

„Ich fuhr fort: „Jedenfalls hatte Dein Verbrechen, weil Du nun einmal die Sache mit Gewalt dazu stempelst, einen ehrenhaften Grund und kam aus einer erhabenen Seele."

„Er drehte den Kopf und sah mich mit wüthender Miene an.

„Ja, ja! wenn kurz und gut, wenn Du verlorst, was wäre aus Gabriele geworden? Das arme Mädchen, es hätte sein letztes Hemd für Dich verkauft... wenn Du verloren hättest, wäre sie dem Elend preis gegeben.... Für sie, aus Liebe für sie hast Du falsch gespielt! Es gibt Leute, die aus Liebe morden... die sich morden, eher Andere... Du, mein lieber Neger, hast noch mehr gethan. Bei Männern, wie wir, gehört mehr Muth zum... Stehlen (um es gerade heraus zu sagen) als zum Selbstmord."

„Vielleicht erscheine ich Ihnen," sagte, seine Erzählung unterbrechend, der Kapitän zu mir, „mit dergleichen Redensarten jetzt lächerlich. Aber ich versichere Sie, meine Freundschaft für Neger verlieh mir damals eine Beredsamkeit, die ich heute nicht mehr finde; und, hole mich der Teufel! als ich so mit ihm redete, meinte ich es aufrichtig und glaubte Alles, was ich sagte. Ach! dazumal war ich jung!

„Neger antwortete eine Zeitlang nicht; dann reichte er mir die Hand und sagte, mit ehrenbarer Anstrengung es über sich gewinnend: „Mein Freund, Du hältst mich für besser, als ich bin. Ich bin ein elender Teufel. Als ich diesen Helländer betrog, liebte ich nur daran, fünfundzwanzig Napoleonsd'or zu gewinnen;

[illegible]. An Gabriele dachte ich nicht, und darum verachte ich mich… Ich, meine Ehre geringer zu achten, als fünfundzwanzig Napoleondor's!… Welche Niederträchtigkeit! Ja, ich wäre glücklich, wenn ich nur sagen könnte: ich habe gestohlen, um Gabriele aus dem Elend zu ziehen … Nein! … nein! ich dachte nicht an sie … Ich war mir in diesem Moment nicht der Liebe bewußt … Ich war ein Spieler … ich war ein Gaudieb … ich stahl Geld, um es [illegible] zu haben … und diese Handlung hat mich so tief zum Thiere, zum Nichts gemacht, daß ich jetzt weder Muth, noch Liebe mehr habe … ich lebe und denke nicht mehr an Gabriele … ich bin ein fertiger Mensch!"

„So unglücklich war er offenbar, daß, hätte er meine Pistolen verlangt, um sich umzubringen, ich sie ihm wahrscheinlich gegeben hätte.

„An einem gewissen Freitag … ein Unglückstag der Seeleute! … entdeckten wir eine schwere englische Fregatte, die Alceste, welche auf uns Jagd machte. Sie trug achtundfünfzig Kanonen, wir hatten nur achtunddreißig. Wir setzten alle Segel, um ihr zu entrinnen; aber sie war eine überlegene Seglerin und gewann jeden Augenblick Vorsprung vor uns; es lag am Tage, daß wir noch vor Nacht einen ungleichen Kampf zu bestehen haben würden. Unser Kapitän berief Roger in sein Zimmer, wo sie eine lange Viertelstunde Berathung pflogen. Roger kam auf das Verdeck herauf, nahm mich am Arm und zog mich bei Seite.

„Binnen zwei Stunden," sagte er, „wird der Tanz anheben; den wackern Burschen da drüben, der sich auf dem Hinterdecken abzappelt, hat den Kopf verloren. Zweierlei konnte er wählen: entweder konnte er (was das Ehrenvollste wäre) den Feind auf uns herkommen lassen, dann ihn muthig entern und ein Hundert entschlossene Kerle über Bord werfen; oder aber (und das wäre auch nicht übel, wenn auch ziemlich feige) uns für die Flucht erleichtern und einen Theil der Kanonen über Bord werfen. Dann wären wir im Stande, uns sehr nahe an die afrikanische Küste, die wir dort drüben am Backbord entdecken, anzuschmiegen. Der Engländer wäre, aus Furcht zu scheitern, gezwungen, uns entkommen zu lassen; aber unser wackerer Kapitän ist weder ein Held, noch ein Feigling: er läßt sich aus der Ferne mit Kanonenschüssen zu Grunde richten, und nach einem Kampf von ein paar Stunden streicht er die Flagge. Schlimm genug für Dich! die Pontons von Portsmouth warten Deiner. Was mich betrifft, so will ich sie nicht sehen."

„Vielleicht," entgegnete ich, „thun unſere erſten Kanonenſchüſſe dem Feind Schaden genug, um ihn zur Einſtellung der Jagd auf uns zu nöthigen".

„Höre, ich will nicht Gefangener werden, ich will umkommen; es iſt Zeit, daß ich ein Ende mache. Wenn ich unglücklicher Weiſe nur verwundet werde, ſo gib mir Dein Wort, daß Du mich in's Meer wirfſt. In dieſem Bett muß ein guter Seemann, wie ich, ſterben".

„Welche Narrheit!" rief ich aus; „und was für einen Auftrag muthest Du mir da zu!"

„Du wirſt die Pflicht eines guten Freundes erfüllen. Du weißt, daß ich ſterben muß. Deſſen wirſt Du Dich wohl erinnern, daß ich nur in der Hoffnung, umgebracht zu werden, mich nicht umbrachte. Wohlan, verſprich mir das, weigerſt Du Dich, ſo verlange ich dieſen Dienſt von dem Bootsmann dort, der ihn mir nicht abſchlagen wird.

„Nach einigem Nachdenken ſagte ich zu ihm: „Ich gebe Dir mein Wort, zu thun, was Du verlangſt, vorausgeſetzt, daß Du tödtlich, rettungslos verwundet biſt. In dieſem Fall willige ich ein, Dir Schmerzen zu erſpar n."

„Ich werde tödtlich verwundet oder getödtet werden." Er reichte mir die Hand hin; ich drückte ſie ſtark. Von jetzt an war er ruhiger, und es leuchtete ſogar eine Art martialiſcher Luſtigkeit auf ſeinem Geſichte.

„Gegen drei Uhr Nachmittags begannen die Kugeln des verfolgenden Feindes in unſer Tauwerk zu ſchlagen. Wir ſtrichen jetzt einen Theil unſerer Segel, legten uns quer vor die Riccke und machten ein Kettenfeuer, das die Engländer nachdrücklich beantworteten. Nach einſtündigem Kampfe wollte unſer Kapitän, der nichts zu rechter Zeit that, die Enterung verſuchen. Aber wir hatten bereits viele Todte und Verwundete, und der übrige Theil unſerer Mannſchaft hatte ſeinen Eifer verloren; deßgleichen hatte unſer Tauwerk ſehr noth gelitten, und unſere Maſte waren bedeutend beſchädigt. Im Augenblick, wo wir die Segel entfalteten, um uns dem Engländer zu nähern, ſtürzte unſer Hauptmaſt, der durch nichts mehr gehalten wurde, mit furchtbarem Krachen um. Die Ricckte benützte die erſte Verwirrung, in welche uns dieſer Unfall verſetzte. Sie fuhr ganz nahe an unſerem Hintertheile vorüber, indem ſie auf beide Piſtolenſchußweite eine volle Lage auf uns ausſpie. Unſere unglückliche Fregatte wurde vom einen Ende zum andern durch-

geschmettert, und hatte auf diesem Punkt dem Feind nur zwei kleine Kanonen entgegenzustellen. In diesem Augenblick war ich neben Neger, der die Taue abhauen ließ, welche den gesunkenen Mast noch hielten. Ich fühlte, als er mir die Hand mit Macht drückte. Wie ich mich umwende, sehe ich ihn auf das Oberdeck gestürzt in seinem Blute schwimmen. Eben hatte er eine Kartätschenkugel in den Unterleib erhalten.

„Der Kapitän eilte auf ihn zu und rief: „Was ist zu thun, Lieutenant?"

„Man muß unsre Flagge an diesen Stumpf von Mast nageln und uns versenken." Der Kapitän verließ ihn sogleich, da dieser Rath nicht im geringsten nach seinem Geschmack war.

„Wohlan," sprach Neger zu mir, erinnere Dich jetzt Deines Versprechens!"

„Es hat nicht viel zu bedeuten," antwortete ich ihm, „Du kannst wieder genesen."

„Wirf mich über Bord," rief er schauerlich fluchend und mich an meinem Halsschloß fassend; „Du siehst wohl, daß ich nicht mehr aufkommen kann; wirf mich in's Meer, ich will unsere Flagge nicht streichen sehen."

„Zwei Matrosen näherten sich, um ihn in den untern Raum zu tragen."

„An Eure Kanonen, Schufte," schrie er zornig; „schießet mit Kartätschen und zielet auf das Lof! Und Du, wenn Du Deinem Worte untreu wirst, so verfluche ich Dich und halte Dich für den elendesten und niederträchtigsten der Menschen!"

„Seine Wunde war gewiß tödtlich. Ich sah, wie der Kapitän einen Kadetten rief und ihm Befehl ertheilte, unsere Flagge zu streichen."

„Gib mir einen Händedruck," sagte ich zu Neger.

„In demselben Augenblick, wo unsere Fahne sank . . ."

. . . . . .

„Kapitän, ein Wallfisch am Backbord!" unterbrach ihn ein herbeieilender Schiffsfahnbrich.

„Ein Wallfisch?" rief der Kapitän entzückt vor Freude und seine Erzählung einstellend. – „Schnell, die Schaluppe in's Meer! Die Nacht in's Meer! Alle Schaluppen hinabgelassen! — Harpunen! Seile! u. s. w."

Ich habe nie erfahren können, wie der arme Lieutenant Neger starb.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Der doppelte Mißgriff.

Von

Proſper Merimée.

Taſchenbibliothek

klaſſiſcher Romane

des

Auslands.

7. u. 8tes Bändchen.

Proſper Merimée's Werke

Dritter Band:

Der doppelte Mißgriff. Moſaik:

Kleinere Erzählungen und Novellen. Zweite Abtheilung.

Preis per Bändchen von 7—8 Bogen nur 15 kr. oder 4 Gr.

Stuttgart.
Verlag von Becher & Müller.
1846.

Proſper Merimée's

geſammelte Werke,

überſetzt

von

Dr. Heinrich Elöner.

Dritter Band.

Der doppelte Mißgriff.

Kleinere Erzählungen und Novellen.

Stuttgart.
Verlag von Becher & Müller.
1846.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
FRESENIUS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Der doppelte Mißgriff.

1.

Julie v. Chaverny war seit ungefähr sechs Jahren verheirathet und hatte seit ungefähr sechsthalb Jahren eingesehen, daß es ihr nicht nur unmöglich sey, ihren Gemahl zu lieben, sondern daß ihr auch jeder Funken von Achtung gegen denselben schwer fallen würde.

Dieser Gemahl war indeß kein erbärmlicher Mensch und weder ein Dummkopf, noch ein Geck. Aber eine kleine Beimischung von allem diesem mochte ihm nicht abzusprechen seyn. Wenn sie mit ihren Erinnerungen zu Rathe gieng, so hätte ihr einfallen können, daß sie ihn einst liebenswürdig gefunden habe; jetzt aber langweilte und ärgerte er sie. Alles an ihm war in ihren Augen zurückstoßend. Seine Art zu speisen, Kaffee zu trinken, zu reden verursachte ihr Nervenzuckungen. Sie sahen und sprachen sich zwar nur bei Tisch; aber da dieß mehrmals in der Woche geschah, so war es hinlänglich, die Abneigung Juliens zu nähren.

Was Chaverny betrifft, so war er ein ziemlich hübscher, für sein Alter etwas zu dicker Mann mit frischer Farbe, dabei sanguinisch und von einem Charakter, der den nervösen Spielen der Einbildungskraft keinen Zugang gestattete. Er glaubte andächtiglich, daß seine Frau eine „süße Freundschaft" für ihn

fühle (denn für den Wahn, als ob er „wie am Hochzeittage“ geliebt werde, war er zu philosophisch); und diese Ueberzeugung machte ihn weder kalt, noch warm; er hätte sich gleichmüthig auch zu dem Gegentheil bequemt. Nachdem er mehrere Jahre in einem Reiterei-Regiment gedient, hatte er, des Garnisonslebens müde, seine Entlassung und eine Frau genommen, um die Renten einer ihm zugefallenen beträchtlichen Erbschaft mit Muße zu verzehren. Den Ehebund zweier Personen zu erklären, welche vielleicht keinen einzigen Gedanken mit einander gemein hatten, mag eine ziemlich schwere Aufgabe seyn. Einerseits waren Großeltern und dienstfertige Leutchen von der Sorte, „welche die Republik Venedig an den Großtürken verkuppeln würden,“ äußerst geschäftig gewesen, um die Interessen zusammenzuwürfeln; andererseits gehörte Chaverny einer guten Familie an, war damals noch nicht zu dick, hatte guten Humor und durfte im vollen Sinne des Worts ein guter Junge genannt werden. Julie sah ihn mit Vergnügen das Haus ihrer Mutter besuchen, weil er dieselbe mit launigen Geschichten von seinem Regiment aufheiterte, obwohl sie nicht immer im feinsten Geschmack erzählt waren. Sie selber fand ihn liebenswürdig, weil er mit ihr auf allen Bällen tanzte und es ihm nie an guten Gründen fehlte, um Juliens Mutter zu langem Verweilen auf denselben, oder zu Spazierfahrten in's Boulogner-Wäldchen und zu Theaterbesuchen zu bewegen. Endlich hielt ihn Julie für einen Helden, weil er sich zwei- bis dreimal ehrenvoll im Duell geschlagen hatte. Was jedoch Chaverny's Triumph vollendete, war die Beschreibung eines nach seinem eigenen Plan zu bauenden Wagens, worin er selbst Julien führen würde, wenn sie erst in die eheliche Verbindung mit ihm gewilligt hätte.

Nach einigen im Ehestand zugebrachten Monaten hatten alle diese schönen Eigenschaften Chaverny's viel von ihrem Werthe verloren. Er tanzte, wie sich von selbst versteht, nicht mehr mit seiner Frau. Seine lustigen Geschichten hatte er sämmtlich

drei- bis viermal erzählt. Jetzt behauptete er, die Bälle dauerten zu lange in den Morgen hinein; er gähnte im Theater und fand den Gebrauch, sich Abends umzukleiden, unausstehlich lästig. Sein Hauptfehler war die Trägheit; hätte er zu gefallen gesucht, vielleicht wäre es ihm gelungen; aber der geringste Zwang, den er sich anthun mußte, erschien ihm als Folter; er hatte dieß mit allen dicken Leuten gemein. Die große Welt eckelte ihn an, weil man darin nur nach Maßgabe der Bemühungen ihr gefällig zu seyn, anerkannt wird. Die massive Lustigkeit schien ihm vor allen feineren Vergnügungen den Vorzug zu verdienen; denn um sich unter Personen von feinem Geschmack auszuzeichnen, brauchte er nur einen größeren Lärm aufzuschlagen, als die Andern, was ihm bei seiner starken Lunge nicht schwer wurde. Außerdem legte er einen bedeutenden Triumph darauf, mehr Champagner zu trinken, als ein gewöhnlicher Mensch, und setzte mit seinem Pferd glänzend über eine vier Fuß hohe Barriere. In Folge davon genoß er eines wohlerworbenen Ansehens unter jenen schwer zu bezeichnenden Wesen, die man „verlobende Jugend" nennt und gegen acht Uhr in Masse auf den Boulevards treffen kann. Jagd- und Champagner-Partieen, Wettrennen, Männer-Mittagessen, Männer-Abendessen ꝛc. wurden von ihm eifrigst aufgesucht. Zwanzigmal des Tags versicherte er, daß er der glücklichste Sterbliche sey; und so oft Julie dieß hörte, hob sie die Augen zum Himmel und ihr kleiner Mund nahm einen unaussprechlichen Ausdruck von Verachtung an.

Man begreift, daß sie, die schöne, junge, an einen ihr mißfälligen Mann verheirathete Frau von sehr eigennützigen Huldigungen umgeben seyn mußte. Aber außer dem Schutze ihrer Mutter, einer sehr klugen Dame, hatte der Stolz, ihr Hauptfehler, sie bisher vor den Verführungen der Welt bewahrt; zudem war sie durch die herbe Täuschung, welche ihrer Vermählung folgte, einigermaßen erfahrener, folglich einer verschnellen Begeisterung unzugänglicher geworden. Sie fühlte sich geschmeichelt, wenn

man ihre Lage in der Geſellſchaft beklagte, und ſie als ein Muſter von edler Reſignation hinſtellte. Im Ganzen genommen, fühlte ſie ſich beinahe glücklich, weil ſie Niemand liebte und ganz die Herrin ihrer Handlungen war. Ihre Koketterie (und man muß zugeben, daß ſie gerne den Beweis lieferte, wie wenig ihr Mann den Schatz, den er beſaß, zu würdigen verſtehe) ihre Koketterie, ſage ich, welche beinahe der inſtinktartigen eines Kindes glich, vertrug ſich ſehr gut mit einem ſtolz zurückgezogenen Weſen, das keineswegs ein affektirtes Sprödethun war. Kurz, ſie verſtand es, gegen Jedermann liebenswürdig zu ſeyn, aber gegen Jedermann in gleicher Weiſe. Selbſt die ſchlimmſte Zunge wußte nicht den geringſten Vorwurf gegen ſie aufzubringen.

2.

Dieſes Ehepaar hatte bei Frau v. Luſſan, Juliens Mutter, die nach Nizza abzureiſen im Begriff war, zu Mittag geſpeiſt. Chaverny, der ſich bei ſeiner Schwiegermutter zu todt langweilte, hatte den Abend dort zubringen müſſen, trotz ſeines lebhafteſten Wunſches, mit ſeinen Freunden auf dem Boulevard zuſammen zu ſeyn. Nach dem Mittageſſen war er bequem auf einen Sopha niedergeſunken und zwei Stunden lautlos geblieben, — aus einem ſehr einfachen Grunde: er ſchlief, übrigens anſtändig ſitzend, den Kopf auf die Seite geneigt, als höre er der Unterhaltung mit Intereſſe zu; er wachte ſogar von Zeit zu Zeit auf und brachte eine Bemerkung an.

Darauf hatte er ſich an einen Whiſttiſch ſetzen müſſen, zu einem Spiel, das er gründlich verfluchte, weil es einige Aufmerkſamkeit erfordert. Das Alles hatte ihn ziemlich verſpätet; die Uhr ſtand beinahe auf Mitternacht. Chaverny war auf dieſe Nacht nicht verſagt: er wußte durchaus nichts zu thun. Während er ſo ſich in Verlegenheit mit ſeiner Zeit befand, meldete man ſei-

nen Wagen. Fuhr er nach Hause, so mußte er seine Gemahlin mitnehmen. Die Aussicht auf ein halbstündiges Alleinsein mit derselben war entsetzlich; aber er hatte keine Cigarren in der Tasche und starb vor Sehnsucht, ein Küßchen anzubrechen, das er in dem Augenblick, wo er zur Mittagstafel fuhr, aus Havre erhalten hatte. Er ergab sich endlich in sein Loos.

Wie er seiner Frau den Shawl umlegte, konnte er ein Lächeln nicht unterdrücken, als er sich in einem Spiegel die Geschäfte eines achttägigen Ehemanns verrichten sah. Auch seine Frau, die er schon lange kaum bemerkt hatte, betrachtete er. Diesen Abend schien sie ihm hübscher, als gewöhnlich: daher nahm er sich einige Zeit, um ihr das Tuch auf der Schulter zurecht zu legen. Julien war das Alleinsein mit ihrem Manne, das ihr bevorstand, nicht minder unangenehm. Ihr Mund verzerrte sich zu einem kleinen Schmollen und ihre bogenförmigen Augbrauen zogen sich unwillkürlich zusammen. Das Alles verlieh ihrem Gesicht einen so anmuthigen Ausdruck, daß selbst ein Ehemann nicht gefühllos zu bleiben vermochte. Ihre Augen begegneten einander während der eben geschilderten Operation. Beide geriethen in Verlegenheit. Um sich daraus zu ziehen, küßte Chaverny lächelnd die Hand seiner Frau, womit sie eben ihren Shawl zurechtmachen wollte. — „Wie sie einander lieben!“ sagte Frau v. Lussan leise, ohne die kalte Verachtung der Frau und die gleichgültige Miene des Mannes zu bemerken.

Als das Paar in dem Wagen saß und Eins das Andere beinahe berührte, sprachen sie anfänglich keine Sylbe. Chaverny fühlte wohl, daß es sich für ihn schicke, etwas zu sagen, aber es fiel ihm nichts ein. Ihrerseits beobachtete Julie ein zur Verzweiflung bringendes Stillschweigen. Er gähnte mehrmals so deutlich, daß er sich selber darob schämte, und das letzte Mal für nöthig hielt, seine Frau deßhalb um Verzeihung zu bitten. — „Die Abendunterhaltung dauerte so lang,“ fügte er zur Entschuldigung bei.

Julie ſah in dieſer Redensart nur die Abſicht, ihrer Mutter Abendunterhaltungen zu kritiſiren und ihr etwas Unangenehmes zu ſagen. Schon lange vermied ſie jede Erörterung mit ihrem Mann und behauptete auch jetzt ein abſichtliches Stillſchweigen.

Chaverny, der dieſen Abend unwillkürlich mit einer geſprächigen Laune behaftet war, fuhr nach zwei Minuten fort: „das heutige Mittageſſen war gut; aber ich erlaube mir, Ihnen zu bemerken, daß der Champagner Ihrer Mutter zu ſehr gezuckert iſt.“

„Wie meinen Sie?“ fragte Julie, mit vieler Nachläßigkeit den Kopf zu ihm hindrehend und ſich ſtellend, als habe ſie nichts gehört.

„Ich ſagte, der Champagner Ihrer Mutter ſey überzuckert. Ich vergaß, es ihr zu bemerken. Das klingt erſtaunlich; aber man nimmt es zu leicht mit der Wahl des Champagners, denn es gibt nichts Schwierigeres: auf zwanzig ſchlechte Qualitäten dieſes Weins kommt nur eine gute.“

„Ah!“ machte Julie und wendete, nach dieſem von der Höflichkeit abgedrungenen Ausrufungszeichen den Kopf nieder, um aus dem Schlage an ihrer Seite hinauszuſehen. Chaverny lehnte ſich zurück und legte ſeinen Fuß auf das Kiſſen des Rückſitzes der Kaleſche, gewaltig bekümmert, daß ſich ſeine Frau ſo ganz empfindungslos gegen alle Mühen bewies, welche er ſich gab, um die Unterhaltung anzuſpinnen.

Nachdem er indeß noch zwei- bis dreimal gegähnt, fuhr er Julien näher rückend, fort: — „Sie haben da ein Kleid, das Ihnen zum Entzücken ſteht, Julie! Wo kauften Sie es?“

Ohne Zweifel will er ſeiner Maitreſſe ein ähnliches kaufen, dachte Julie.

„Bei Buvry,“ antwortete ſie lächelnd.

„Warum lachen Sie?“ fragte Chaverny, ſeine Füße von dem Kiſſen zurückziehend und noch näher rückend. Zugleich faßte

er eine Schleife ihres Kleides und ſchickte ſich an, ſie ein wenig à la Tartuffe zu betaſten.

„Ich lache," erwiderte Julie, „daß Sie meine Toilette bemerkbar finden. Nehmen Sie ſich in Acht, Sie verderben mir die Krauſe!" Dabei rückte ſie von Chaverny weg.

„Ich verſichere Sie, daß ich mich ſehr um Ihre Toilette bekümmere, und Ihren Geſchmack entſchieden bewund're. Wahrlich, auf Ehre, ich ſprach dieſer Tage davon mit ... einer Dame, die ſich immer ſchlecht kleidet ... obwohl ſie entſetzlich viel für ihren Anzug ausgibt ... ſie würde einen Kröſus erſchöpfen ... ich ſagte ihr das ... ich führte Sie als Muſter an." — Julie ergötzte ſich an ſeiner Verlegenheit und unterbrach ihn deßhalb nicht.

„Ihre Pferde ſind miſerabel; ſie laufen nicht! Ich muß Ihnen andere beſorgen," rief jetzt der gänzlich außer Faſſung gerathende Chaverny aus.

Auf dem ganzen Heimwege wurde die Unterhaltung nicht lebhafter. Außer einer trockenen Anwort klang keine Saite nach.

Die beiden Gattin gelangten endlich in ihr Hôtel und trennten ſich, indem ſie einander ſummariſch eine gute Nacht wünſchten.

Julie begann ſich auszukleiden und ihre Kammerfrau war aus irgend einem Grunde weggegangen, als die Schlafzimmerthüre ſich raſch auf aufthat und Chaverny hereinkam. Haſtig bedeckte Julie ihre Schultern. — „Um Vergebung," ſagte er: „ich wünſchte, um einſchlafen zu können, den neueſten Band von Walter Scott ... nicht wahr, es iſt Quentin Durward?"

„Er muß in Ihrem Zimmer ſeyn," antwortete Julie; „hier gibt es keine Bücher."

Chaverny betrachtete ſeine Frau in dieſer der weiblichen Schönheit ſo günſtigen, ſchwach verhüllenden Verwirrung. Er fand ſie *pikant*, um mich eines jener Ausdrücke zu bedienen, die ich vermaledeie. Es iſt wahrlich ein ſehr ſchönes Weib!

dachte er. Und er blieb unbeweglich, aufrecht, die Kerze in der Hand, vor ihr stehen. Julie, welche in gleicher Haltung ihm gegenüber stand, zerrte an ihrer Haube und schien mit Ungeduld darauf zu warten, daß er sie allein lasse.

„Sie sind heute Abend entzückend, der Teufel soll mich holen!“ rief Chaverny endlich aus, indem er einen Schritt auf sie zutrat und das Licht hinstellte. „Wie liebe ich die Frauenzimmer in dieser reizenden Lockenverwirrung!“ Und so sprechend ergriff er mit einer Hand die langen Haarflechten, welche über Juliens Schultern herabfielen, und schlug beinahe zärtlich den andern Arm um die Hüfte seiner Frau.

„Ach Gott! Sie riechen schauerlich nach Tabak!“ schrie Julie, sich abwendend. „Hinweg von meinen Haaren, sie könnten dieselben mit diesem Geruche anstecken, den ich nicht mehr herausbringen würde.“

„Bah! Sie sagen das nur so obenhin, weil Sie wissen, daß ich zuweilen rauche. Machen Sie doch nicht gar zu sehr die Spröde, mein liebes Weibchen!“ Und sie konnte sich nicht schnell genug von seinem Arm losreißen, um einem Kusse auf den Nacken zu entgehen.

Zum Glück für Julie kam ihre Kammerfrau zurück; denn es gibt für eine Ehefrau nichts Gehässigeres, als solcherlei Liebkosungen, deren Zurückweisung und Annahme beinahe gleich lächerlich ist.

„Marie,“ sagte Frau v. Chaverny, „das Mieder an meinem blauen Kleide ist viel zu lang. Ich habe heute Frau v. Bégy, nach deren Geschmack man sich richten darf, gesehen: ihr Leib war wenigstens zwei Finger breit kürzer. Machen wir geschwind eine Probe mit Stecknadeln!“

Jetzt begann zwischen der Gebieterin und der Kammerfrau einer der interessantesten Wortwechsel über den richtigen Maßstab der Länge eines Korsets. Julie wußte wohl, daß Chaverny nichts mehr haßte, als ein Gespräch über die Moden, und daß

ſie ihn damit in die Flucht ſchlagen werde. In der That, nachdem er fünf Minuten auf- und abgegangen war und Julie fortwährend mit ihrem Schnürleib beſchäftigt ſah, gähnte Chaverny entſetzlich, nahm ſeine Kerze wieder und gieng — dießmal, um nicht wieder zu kommen.

3.

Der Major Perrin ſaß vor einem kleinen Tiſche und las mit Aufmerkſamkeit. Der auf's Stäubchen gebürſtete Rock, die Soldatenmütze und beſonders die ſtarr herausgehaltene Bruſt verkündeten einen alten Militär. Alles war ſauber in ſeinem Zimmer, jedoch äußerſt einfach. Ein Dintenzeug mit zwei friſch beſchnittenen Federn ſtand auf dem Tiſch neben einem Album mit Briefpapier, wovon man wenigſtens ſeit einem Jahre kein Blatt gebraucht hatte. Wenn der Major Perrin nicht ſchrieb, ſo las er um ſo mehr. Gerade las er, ſeine Meerſchaumpfeife ſchmauchend, die „perſiſchen Briefe," und dieſe beiden Beſchäftigungen nahmen ſeine ganze Aufmerkſamkeit ſo ſehr in Anſpruch, daß er anfänglich den Eintritt des Majors Chateaufort in ſein Zimmer nicht gewahrte. Es war dieß ein junger Offizier von ſeinem Regiment mit hübſchem Geſicht, ſehr liebenswürdig, ein wenig eitel, auf's Beſte bei dem Kriegsminiſter angeſchrieben, kurz zu ſagen, der ſchnurgerade Gegenſatz zu Major Perrin in faſt jeder Beziehung. Dennoch waren ſie Freunde und beſuchten ſich täglich; warum? kann ich nicht ſagen.

Chateaufort klopfte den Major Perrin auf die Achſel. Dieſer wendete fortrauchend den Kopf. Sein erſter Ausdruck war Freude, da er ſeinen Freund ſah; der zweite Bedauern, da der würdige Mann ſich von ſeinem Buche trennen mußte; der dritte bezeichnete ſeinen Entſchluß, es dem Gaſte in ſeinem Zimmer ſo bequem, wie möglich, zu machen. Er ſuchte in ſeiner Taſche nach einem Schlüſſel, der einen Schrank öffnete, worin ein Kiſtchen köſtlicher Cigarren ſtand, die der Major nicht ſelbſt rauchte,

ſondern ſtückweiſe ſeinen Freunden reichte. Aber Chateaufort, der ihn hundertmal die gleiche Bewegung hatte machen ſehen, rief: „Bleiben Sie doch, Papa Perrin, behalten Sie Ihre Cigarren! Ich habe welche bei mir!“ Dann nahm er aus einem eleganten mexikaniſchen Strohetui eine Havanna-Cigarre, zündete ſie an und ſtreckte ſich auf einem kleinen Ruhſopha aus, deſſen ſich der Major Perrin niemals ſelber bediente: Chateaufort dagegen legte ſeinen Kopf auf das Kiſſen und die Füße auf die entgegengeſetzte Rücklehne. Erſt hüllte er ſich in eine Rauchwolke und ſchien während dieſer Operation mit geſchloſſenen Augen über das, was er ſagen wollte, tief nachzuſinnen. Sein Geſicht ſtrahlte vor Freude, und man ſah ihm an, daß er nur mit Mühe das Geheimniß eines Glückes, welches errathen zu laſſen ihn drängte, in ſeiner Bruſt verſchloß.

Der Major Perrin, nachdem er ſeinen Seſſel vor den Ruhſopha gerückt, rauchte eine zeitlang ſtillſchweigend. Als jedoch Chateaufort immer noch keinen Ton von ſich gab, fragte er denſelben: „Wie ſteht's mit Urika?“

Das war ein ſchwarzes Pferd, welches Chateaufort übertrieben hatte, und das nun ſchieferig zu werden drohte. — „Sehr gut,“ antwortete Chateaufort, ohne die Frage gehört zu haben. — Jetzt aber ſtreckte er den Fuß, der an der Lehne des Ruhſopha's lag, gegen ſeinen Freund aus und rief: „Perrin! wiſſen Sie, daß es ein wahres Glück für Sie iſt, mich zum Freunde zu beſitzen? . . .“

Der alte Major ſann hin und her, welche Vortheile ihm die Bekanntſchaft mit Chateaufort verſchafft hätte, fand aber nichts, als das Geſchenk von einigen Pfunden Kanaſter und einigen Tagen Arreſt, wozu er verurtheilt worden war, als Zeuge eines Duells, in welchem Chateaufort die Hauptrolle geſpielt. Allerdings gab ihm ſein Freund zahlreiche Beweiſe von Vertrauen; denn Chateaufort wendete ſich immer an ihn,

wenn er einen Stellvertreter auf der Wache oder einen Sekundanten brauchte.

Indeß ließ er ſeinen Freund nicht lange auf der Gedankenfolter, ſondern reichte ihm ein mit Mückenfüßchen, auf engliſchem Velinpapier geſchriebenes Briefchen hin. Perrin machte eine Grimaſſe, welche bei ihm die Stelle des Lächelns vertrat; denn ſchon oft hatte er ſolche velinpapierne, mückenfußbedeckte Briefchen bei ſeinem Freunde geſehen. — „Da," ſagte dieſer, „leſen Sie! Mir verdanken Sie dieß." Perrin las Folgendes:

„Es wäre ſehr artig von Ihnen, werther Herr, wenn Sie mit uns zu Mittag freiſ'ten. Herr v. Chaverny hätte Sie perſönlich eingeladen, aber er mußte eine Jagdpartie mitmachen. Da ich die Adreſſe des Herrn Majors Perrin nicht kenne, ſo kann ich ihm nicht ſchreiben, daß er Sie begleiten möchte. Sie haben mich ſehr neugierig auf ſeine Bekanntſchaft gemacht, und ich werde Ihnen doppelt verbunden ſeyn, wenn Sie ihn mitbringen.

Julie v. Chaverny."

„N. S. Ich danke Ihnen recht ſehr für die Muſik, die Sie für mich zu copiren die Güte hatten. Sie iſt entzückend und man muß Ihren Geſchmack bewundern. Sie kommen Donnerſtags nicht mehr in unſere Abendgeſellſchaft! und doch wiſſen Sie, daß uns dieß ſtets das größte Vergnügen macht."

„Eine zierliche Hand, aber ſehr fein!" ſagte Perrin, nachdem er geleſen. „Aber, Teufel! ihr Mittageſſen juckt mich in allen Gliedern, denn ich werde ſeidene Strümpfe anziehen müſſen und nach dem Eſſen keinen Zug rauchen dürfen!"

„Traun! ein ſchönes Unglück, die ſchönſte Frau von Paris einer Pfeife Tabak vorzuziehen! . . . Ich bewundere nur Ihren Undank. Sie danken mir nicht einmal für das Glück, das Sie mir ſchulden."

„Ihnen danken? Aber Sie ſind es ja nicht, dem ich für

dieſe Einladung verbunden bin ... wenn überhaupt etwas Dankenswerthes daran iſt."

„Wem denn?"

„Chaverny, welcher Rittmeiſter bei uns war. Er wird zu ſeiner Frau geſagt haben: Lade Perrin ein; es iſt ein guter Kerl. Wie ſollte denn eine hübſche Frau, die ich nur einmal geſehen, dazu kommen, ein alte Lederhoſe, wie mich, einzuladen?"

Chateaufort lächelte, indem er ſich in dem engen Spiegel, der das Zimmer des Majors ſchmückte, wohlzufrieden beäugelte.

„Sie haben heute einen beſchränkten Geſichtskreis, Papa Perrin! Leſen Sie mir dieſes Billet noch einmal; vielleicht finden Sie dann etwas darin, was Sie bis jetzt überſehen haben."

Der Major drehte und wendete das Billet und fand nichts.

„Wie? alter Dragoner," rief Chateaufort, „Sie ſehen nicht, daß ſie Sie einladet, um mir Vergnügen zu machen, nur um mir zu beweiſen, daß ſie meine Freunde ſchätzt ... daß ſie mir eine Probe geben will ... von? ..."

„Von was?" fiel Perrin ein.

„Von ... Sie wiſſen wohl, von was."

„Von ihrer Liebe?" fragte der Major mit zweifelnder Miene.

Chateaufort pfiff, ohne zu antworten.

„Hat ſie es Ihnen geſagt?"

„Aber ... das ſieht man ja, ſollte ich glauben."

„Wie? ... in dieſem Brief?"

„Ganz gewiß."

Jetzt war die Reihe zu pfeifen an Perrin. Sein Pfeifen war eben ſo bezeichnend, als der famoſe „Lillibulero" von weiland Onkel Toby.

„Zum Henker!" ſchrie Chateaufort, den Brief Perrin aus der Hand reißend, — „ſehen Sie denn nicht, wie viel ... Zärtlichkeit ... ja, Zärtlichkeit darin enthalten iſt? Was wollen Sie denn zu dem: „Werther Herr!" ſagen? Bemerken Sie

noch obendrein, daß ſie mir in einem andern Brief kurzw g: „mein Herr!“ ſchrieb. „Ich werde Ihnen beyweit verbunden ſeyn.“. — Das iſt doch klar, wie die Sonne. Und ſehen Sie, dahinter iſt ein Wort ausgeſtrichen, es hieß: Tauſend; ſie wollte: „tauſend Grüße“ ſchreiben, h t es aber nicht gewagt. „Tauſend Empfehlungen“ wäre zu kalt geweſen... Sie hat ihr Billet nicht vollendet... Er! mein Alter! ſoll denn vielleicht eine Dame von guter Abkunft und Erziehung, wie Frau v. Chaverny, ſich Ihrem gr erſamen Diener an den Kopf werfen, wie ein Grisettchen? ... Ich verſichere Sie, daß ihr Brief entzück.nd iſt; man blind ſeyn muß, um keine Leidenſchaft darin zu ſehen ... Und was ſagen Sie zu den Verwürfen in der Nachſchrift, weil ich ein einziges Mal am Donnerstag in ihrem Hauſe gefehlt habe?“

„Armes Weibchen!“ rief Perrin aus, „verliebe Dich nicht in dieſen da; Du würdeſt es ſehr bald zu bereuen haben!“

Chateaufort brachtete dieſe Apoſtrophe ſeines, reuntes nicht; er fragte ihn in leiſem und einſchmeichelndem Tone: „Wiſſen Sie, Beſter, daß Sie mir einen großen Dienſt leiſten können?“

„Wemit?“

„Sie müſſen mir in dieſer Sache helfen. Ich weiß, daß ihr Mann durchaus nicht für ſie paßt, — er iſt ein Kerl, der ſie unglücklich macht ... Sie haben ihn gekannt, Perrin; ſagen Sie doch ſeiner Frau, er ſey ein roher Knecht, ein Menſch von ſchlechtem Ruf ...“

„Oh! ...“

„Ein Wüſtling ... Sie verſtehen mich. Er hatte Maitreſſen, als er beim Regiment war; und was für Maitreſſen! Sagen Sie das Alles ſeiner Frau!“

„Oh! wie ſollte ich das ſagen? ... Zwiſchen Holz und Rinde ...“

„Mein Gott! es gibt eine Art und Weiſe, Alles anzubringen! ... Beſonders aber leben Sie mich!“

„Was das betrifft, ſo geht es leichter. Jedennoch . . .“

„Es iſt nicht ſo leicht, hören Sie! denn wenn ich Sie machen ließe, ſo würden Sie mich auf eine zuwiderige Art leben, die mich nicht zum Ziel führte . . . Sagen Sie ihr, daß Sie ſeit einiger Zeit Traurigkeit, Mattigkeit, Mangel an Eſſluſt bei mir bemerken . . .“

„Kanonendonnerwetter!“ rief Perrin mit ſo entſetzlichem Lachen aus, daß ſeine Pfeife in den buntеſten Bewegungen tanzte, „nie werde ich das der Frau v. Chaveroy in's Geſicht zu ſagen im Stande ſeyn. Noch geſtern Abend mußte man Sie nach dem Eſſen, das die Kameraden uns gaben, beinahe wegtragen.“

„Bey's drum! aber es iſt unnöthig, ihr das zu erzählen. Sie braucht blos zu wiſſen, daß ich in ſie verliebt bin; und die Romanfabrikanten haben nun einmal den Weibern weiß gemacht, ein Mann, der ißt und trinkt, könne nicht verliebt ſeyn.“

„Was mich betrifft, ſo weiß ich von nichts, was mir die Luſt zu eſſen und zu trinken rauben könnte.“

„Wohlan denn, mein theurer Perrin,“ ſagte Chateaufort, ſeinen Hut aufſetzend und die Haarlocken richtend, „es iſt zwiſchen uns abgemacht; nächſten Donnerſtag hole ich Sie ab: Schuhe und Seidenſtrümpfe, ganz patentirer Anzug! Vor Allem aber vergeſſen Sie nicht, Abſcheulichkeiten über den Mann und Hymnen auf mich anzubringen.“

Damit nahm er einen graziöſen Abgang und ließ den Major Perrin in großer Verlegenheit über die erhaltene Einladung, noch mehr aber über die nothwendigen Seidenſtrümpfe und den Patent-Anzug zurück.

4.

Da mehrere von den zum Diner bei Frau v. Chaveroy eingeladenen Perſonen ſich entſchuldigt hatten, ſo war das Mahl ziemlich traurig. Chateaufort war an Juliens Seite bemüht,

ſich ihr dienſtbar zu erweiſen, galant und huldigungsreich, wie gewöhnlich. Chaverny, der einen langen Morgenſpaziergang gemacht hatte, erfreute ſich eines unendlichen Appetits. Er aß und trank mit ſolcher Luſt, daß die Kranken darob hätten neidiſch werden können. Der Major Perrin leiſtete ihm Geſellſchaft, indem er ihm einſchenkte und aufſtach, daß die Gläſer klirrten, ſo oft ſein Gaſtfreund ihm Gelegenheit dazu gab. Als Chaverny ſich wieder unter Kriegsmännern befand, nahm er ſofort wieder ſeinen heitern Humor und die ſoldatiſchen Manieren an; ohnehin hatte er niemals in ſeinen Scherzen großes Zartgefühl bewieſen. Seine Gemahlin hörte jeden unpaſſenden Witz mit kalt verächtlicher Miene an, und wendete ſich dann zu Châteaufort, mit dem ſie ein beſonderes Geſpräch begann, um einer Unterhaltung, die ihr höchſt mißfiel, dem Anſchein nach ganz auszuweichen.

Hier ein Zug der Urbanität dieſes Muſters von einem Ehemann! Da gegen das Ende des Diners die Unterhaltung auf die Oper gefallen war, ſo erörterte man den verhältnismäßigen Werth mehrerer Tänzerinnen, und rühmte unter Andern Mademoiſelle *** mit großem Nachdruck. Beſonders war es Châteaufort, der ihre Grazie, ihre Haltung, ihr ausdrucksvolles Weſen außerordentlich lobte.

Perrin, welchen Châteaufort einige Tage zuvor in die Oper geführt hatte, und der nur dieſes einzige Mal dort geweſen war, erinnerte ſich dieſer Demoiſelle *** ſehr gut.

„Ja ja,“ ſagte er, „jene Kleine in Roſa, die wie ein Zicklein hüpft? . . . die Eigenthümerin jener Füße, von denen Sie ſo viel Aufhebens machten, Châteaufort?“

„Ah! Sie machten Aufhebens von ihren Füßen!“ rief Chaverny; „aber wiſſen Sie auch, daß Sie ſich mit Ihrem General, dem Herzog von J***, abwerfen könnten, wenn Sie ſich viel mit dieſen Füßen beſchäftigten? Acht gegeben, Kamerad!“

„Aber ich halte ihn doch nicht für so eifersüchtig, daß er mir verbieten wollte, dieselbe durch ein Glas zu betrachten."

„Doch, doch! denn er ist so stolz darauf, als ob er sie entdeckt hätte. Nun, was sagen Sie dazu, Major Perrin?"

„Ich verstehe mich nur auf Pferdefüße," antwortete der alte Soldat bescheiden.

„Sie sind in der That bewundernswerth," fuhr Chaverny fort, „und es gibt keine schönere in Paris, ausgenommen die..." Damit hielt er inne und strich sich, schmunzelnd, den Schnurrbart, indem er sannisch seine Frau ansah, welche bis unter den Hals erröthete.

„Ausgenommen die des Fräuleins D***?" unterbrach ihn Châteaufort, den Namen einer anderen Tänzerin nennend.

„Nein," antwortete Chaverny mit dem tragischen Ton Hamlet's; — „aber sieh' doch meine Frau an!"

Julie wurde purpurroth vor Entrüstung. Sie schleuderte ihrem Mann einen blitzschnellen Blick zu, in welchem sich Wuth und Verachtung malten. Dann nahm sie sich mit Gewalt zusammen und wendete sich plötzlich zu Châteaufort mit halb zitternder Stimme: „Wir müssen das Duett aus Maomette einstudiren. Es paßt sicherlich für Ihre Stimme."

Chaverny war nicht so leicht aus dem Concept zu bringen. „Châteaufort," fuhr er fort, „wissen Sie, daß ich die Beine, von welchen ich spreche, in Gyps abdrücken wollte? Aber man willigte niemals ein."

Châteaufort, welcher eine lebhafte Freude über diese unverschämte Enthüllung ehelicher Mysterien empfand, stellte sich, als höre er nichts, und sprach von Maomette mit Frau v. Chaverny.

„Die Person, welche ich meine," schwatzte der unbarmherzige Ehemann weiter, „fand es in der Regel anstößig, wenn man ihr in diesem Artikel Gerechtigkeit widerfahren ließ, aber im Grund war sie nicht erzürnt darüber. Denn ich will Ihnen nur

geht' er, sie ließ sich von ihrem Schneider das Maaß nehmen ... liebe Frau, werde nicht grenzig ... von ihrer Schneiderin, wollte ich sagen. Und als ich in Brüssel war, hatte ich zwei von ihrer Hand geschriebene Blätter bei mir mit ganz unschätzbaren Verhaltungsbefehlen, den Einkauf von Zwirnspitzen betreffend."

Aber er hatte gut schwatzen; Julie war entschlossen, nichts zu hören. Sie unterhielt sich mit Châteaufort, die beste Laune heuchelnd, um durch ihr gefälliges Lächeln leicht ihn zu überreden, daß sie nur ihm lausche. Châteaufort seinerseits war scheinbar ganz bei seiner Oper, verlor aber dessen ungeachtet keine Sylbe von Chaverny's Ungezogenheiten.

Nach dem Essen trieb man Musik, und Frau v. Chaverny sang mit Châteaufort am Piano. Chaverny verschwand in dem Augenblick, wo der Flügel geöffnet wurde. Es traten mehrere Besuche ein, die jedoch Châteaufort nicht hinderten, öfters leise mit Julie zu reden. Beim Hinausgehen versicherte er Perrin, daß er seinen Abend nicht verloren habe und schöne Fortschritte mache.

Perrin fand es ganz einfach, daß ein Mann von den Beinen seiner Frau rede; darum sagte er auch zu Châteaufort, als er mit diesem allein auf der Straße war, mit nachdrücklichem Vorwurf: — „Wie können Sie es über das Herz bringen, eine so gute Ehe zu stören? Er liebt sein Weibchen so sehr!"

5.

Seit einem Monat lag es Chaverny sehr am Herzen, Kammerherr zu werden.

Man erstaunt vielleicht, daß ein dicker, träger, bequemer Mann einem ehrgeizigen Gedanken zugänglich war; aber es fehlte ihm nicht an guten Gründen, diesen Ehrgeiz zu rechtfertigen. „Erstlich," sagte er zu seinen Freunden, „gebe ich viel Geld für Logen aus, die ich Frauenzimmern miethe. Habe ich ein Hofamt, so verfüge ich über eine beliebige Anzahl von Logen,

ehre daß sie mir einen Fehler kosten. Ferner liebe ich die Jagd gar sehr: die königlichen Jagden werden dann mir offenstehen. — Endlich weiß ich jetzt, da ich keine Uniform mehr habe, nicht, wie ich mich auf die Hofbälle ankleiden soll; ich liebe das Kleid eines Marquis nicht; eine Kammerherrn-Uniform wird mir trefflich stehen." Folglich stieß er alle Thüren auf. Er hätte es gerne gesehen, daß auch seine Gemahlin sich bemühte; aber sie war hartnäckig auf ihrer Weigerung beharrt, obgleich sie einige sehr einflußreiche Freundinnen hatte. Ihr Mann, welcher dem Herzog von H^mm, der damals viel bei Hofe galt, einige kleine Dienste geleistet hatte, erwartete viel von dessen Fürsprache. Sein Freund Châteaufort, der gleichfalls sehr schöne Bekanntschaften besaß, diente ihm mit einer Emsig'eit und Hingebung, die man nur dann zu finden pflegt, wenn man der Gemahl einer hübschen Frau ist.

Ein Umstand leistete Chaverny's Bestrebungen gute Dienste, obgleich er ziemlich fatal hätte für ihn ausschlagen können. Frau v. Chaverny hatte sich nicht ohne Mühe eine Loge an dem Tage einer gewissen ersten Vorstellung zu verschaffen gewußt. Diese Loge faßte sechs Personen. Ihr Gemahl war außerordentlicher Weise und nach lebhaften Erörterungen darauf eingegangen, sie zu begleiten. Nun wollte Julie Hrn. Châteaufort einen Platz anbieten, und da sie fühlte, daß sie nicht allein mit ihm in die Oper gehen könne, nöthigte sie ihren Mann, gleichfalls diese Vorstellung zu besuchen.

Sogleich nach dem ersten Akt verließ Chaverny die Loge, und sein Freund befand sich mit seiner Frau allein. Anfangs schwiegen Beide mit etwas verlegener Miene; Julie, weil sie seit einiger Zeit selbst eine kleine Verwirrung empfand, wenn sie mit Châteaufort allein war; dieser, weil er seine Absichten hatte und es daher passend fand, bewegt zu scheinen. Als er einen verstohlenen Blick auf den Saal warf, sah er mit Vergnügen mehrere Lorgnetten auf seine Loge gerichtet. Er empfand

eine lebhafte Genugthuung bei dem Gedanken, daß manche ſeiner Freunde ſein Glück beneiden und es allem Anſchein nach für weit größer halten werden, als es in Wirklichkeit war.

Julie, nachdem ſie wiederholt an ihrem Balſambüchschen und Blumenſtrauß gerochen, ſprach von der Hitze im Saal, von dem Schauſpiel, von den Toiletten. Châteaufort hörte zerſtreut zu, ſeufzte, drehte und wendete ſich auf ſeinem Seſſel, ſah Julien an und ſeufzte abermals. Julie begann unruhig zu werden, als er plötzlich ausrief:

„Wie ſehr wünſchte ich die Zeiten des Ritterthums zurück!“

„Die Zeiten des Ritterthums! warum denn?“ fragte Julie. „Ohne Zweifel, weil Ihnen das mittelalterliche Koſtüm beſſer ſtünde?“

„Sie halten mich für ſehr geckenhaft!“ erwiderte er mit bitterem und traurigem Ton. „Nein, ich wünſchte dieſe Zeiten zurück, ... weil damals ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte, nach ... Vielem ſtreben konnte. Wahrhaftig, damals brauchte man nur einen Rieſen zu durchbohren, um einer Dame zu gefallen ... Sehen Sie dort den großen Keilß auf dem Balken? ich wünſchte, Sie hießen mich ſeinen Schnurrbart von ihm fordern. ... damit ich Ihnen hernach drei kleine Worte zuflüſtern dürfte, ohne Ihren Zorn auf mich zu laden.“

„Welche Tollheit!“ rief Julie, bis in's Weiße der Augen erröthend aus, denn ſie errieth dieſe drei kleinen Worte bereits. — „Aber betrachten Sie doch Frau v. Sainte-Hermine! in ihrem Alter mit ausgeſchnittenem Kleid, im Ballſaal!“

„Ich ſehe nur Eines: daß Sie mich nicht hören wollen, und lange ſchon bemerke ich dieß ... Sie legen mir Stillſchweigen auf; aber ...“ fügte er ſehr leiſe und ſeufzend bei ... „Sie haben mich begriffen ...“

„Nein, gewiß nicht,“ ſagte Julie trocken. „Aber wohin iſt denn mein Mann gegangen?“

Sehr gelegen trat jetzt ein Beſuch ein, um ſie aus der Verlegenheit zu ziehen. Châteaufort that den Mund nicht auf. Er

war blaß und sichtbar tief ergriffen. Als der Besuchende weggegangen, machte er einige gleichgültige Bemerkungen über das Stück. In ihrer Unterredung gab es lange Pausen.

Eben begann der zweite Akt, als Chaverny mit einer sehr hübschen, sehr geschmückten Dame am Arm erschien, die kostbare Rosafedern im Haar hatte. Ihm folgte der Herzog v. H***.

„Liebe Freundin," sagte er zu seiner Frau, „ich fand den Herrn Herzog und seine Dame in einer abscheulichen Seitenloge, von wo aus man die Decorationen nicht sehen kann. Sie hatten die Güte, einen Platz in der unsrigen anzunehmen."

Julie verbeugte sich kalt. Der Herzog v. H*** mißfiel ihr. Er und seine Dame mit Rosablumen konnten der Entschuldigungen kein Ende finden, wenn sie auf irgend eine Weise beschwerlich fallen sollten. Man gerieth in Bewegung, und ein Kampf von Großmuth in Betreff der Plätze entspann sich. Während der kleinen Unordnung, die dadurch entstand, hieng sich Châteaufort an Juliens Ohr und raunte ihr sehr schnell und sehr leise zu: „Um Gottes Willen setzen Sie sich nicht auf den ersten Rang der Loge!" Julie war sehr erstaunt und blieb auf ihrem Platz. Als Jedermann sich gesetzt, wendete sie sich gegen Châteaufort und fragte ihn mit einem ziemlich strengen Blick um die Auflösung des Räthsels. Er saß da, steif, mit zusammengekniffenen Lippen, und seine ganze Haltung bewies, daß er außerordentlich schlecht erbaut sey. Bei weiterer Erwägung legte Julie Châteaufort's Aufforderung sehr unrichtig aus. Sie dachte, er wolle während der Vorstellung leise mit ihr reden und seine seltsamen Gespräche fortführen, was ihm unmöglich war, wenn sie in der Vordertreihe blieb. Als sie wieder in den Saal hineinschaute, bemerkte sie, daß mehrere Damen die Lorgnetten nach ihrer Loge richteten. Aber dieß ist immer der Fall beim Erscheinen eines neuen Gesichts. — Man zischelte, man lächelte; aber was lag daran Außerordentliches? Man ist so kleinstädtisch in der Oper!

Die unbekannte Dame neigte ſich zu Juliens Blumenſtrauß und ſagte mit artigem Lächeln: „Sie haben da ein herrliches Bouquet, Madame! Ich bin überzeugt, daß es in dieſer Jahreszeit ſehr viel koſten mußte: zehn Franken wenigſtens. Aber man hat es Ihnen geſchenkt? Gewiß ein Präſent? Die Damen kaufen ihre Sträuße niemals ſelbſt."

Julie machte große Augen und wußte nicht, welchem ländlichen Weſen ſie in die Hände gefallen ſeyn könnte. — „Herzog," ſagte die Dame mit ſchmachtender Miene, „Sie haben mir kein Bouquet gegeben." Chaverny ſtürzte ſich nach der Thüre. Der Herzog wollte ihn aufhalten, die Dame gleichfalls; ſie hatte keine Luſt mehr zu einem Bouquet. — Julie wechſelte einen Blick mit Châteaufort, der ſagen ſollte: ich danke Ihnen; aber es iſt zu ſpät. — Doch hatte ſie die Wahrheit noch nicht errathen.

Während der ganzen Vorſtellung ſchlug die Federn-Dame einen falſchen Takt mit Händen und Füßen und ſchwatzte in die Kreuz und die Quere über Muſik. Sie befragte Julien um den Preis ihres Kleides, ihres Schmuckes, ihrer Pferde. Nie hatte Julie ein ſolches Betragen erlebt. Sie ſchloß daraus, die Unbekannte müſſe eine Verwandte des Herzogs ſeyn, die friſchweg aus der Nieder-Bretagne komme. Als Chaverny mit einem ungeheuer großen, viel theurern Bouquet, als das ſeiner Frau, zurückkehrte, ſo war es eine Bewunderung, eine Dankſagungs- und Entſchuldigungs-Scene, die kein Ende nehmen wollte.

„Herr v. Chaverny, ich bin nicht undankbar," ſagte die angebliche Provinzialin nach langen Klauſen, „und um Ihnen das zu beweiſen, laſſen Sie mich darauf denken, daß ich Ihnen etwas verſpreche, wie Potier ſagt. Gewiß, ich werde Ihnen eine Börſe ſticken, wenn ich die dem Herzog verſprochene vollendet habe."

Endlich fiel der Vorhang des letzten Akts, zur großen Befriedigung Juliens, welche neben ihrer ſonderbaren Nachbarin wie auf Nadeln ſaß. Der Herzog bot ihr den Arm an, Cha-

verny nahm den der andern Dame. Châteaufort wandelte mit düsterem und mißvergnügtem Gesicht hinter Julien her und grüßte die Personen von seiner Bekanntschaft, welchen er auf der Treppe begegnete, ziemlich verlegen.

Einige Frauen giengen an ihnen vorüber, welche Julie vom Sehen kannte. Ein junger Mann sprach leise und spöttelnd mit ihnen, sogleich betrachteten sie mit äußerst neugierigen Blicken Chaverny und seine Gemahlin, und eine derselben rief aus: „ist's möglich!"

Der Wagen des Herzogs fuhr vor; dieser verabschiedete sich von der Frau v. Chaverny, indem er ihr nochmals seinen warmen Dank für ihre Gefälligkeit ausdrückte. Chaverny indeß wollte die unbekannte Dame bis an des Herzogs Wagen begleiten, und Julie blieb mit Châteaufort einen Augenblick allein.

„Wer ist denn dieses Frauenzimmer?" fragte Julie.

„Ich darf es Ihnen nicht sagen... denn es ist sehr außerordentlich!"....

„Wie?"

„Uebrigens werden die Personen von Ihrer Bekanntschaft, Madame, wohl wissen, was sie davon zu denken haben... Aber Chaverny!... Das hätte ich ihm nicht zugetraut!"

„So erklären Sie sich doch endlich! um's Himmels willen, reden Sie! Wer ist dieses Frauenzimmer?"

Eben kehrte Chaverny zurück. Châteaufort antwortete mit leiser Stimme: „Die Maitresse des Herzogs v. H***, Madame Melanie N***."

„Großer Gott!" rief Julie, Châteaufort mit glasernen Augen anblickend, aus: „Das ist unmöglich!"

Châteaufort zuckte die Achseln, und als er sie an ihren Wagen führte, setzte er bei: „Das sagten die Damen, welchen wir auf der Treppe begegneten. Was die Andere betrifft, so ist es ein in ihrer Gattung vollkommenes Subject. Sie verlangt Artigkeiten, Rücksichten... sie hat sogar einen Mann."

„Theure Freundin," sagte Chaverny mit vergnügtem Tone, „Sie bedürfen meiner nicht zum Begleiter. Gute Nacht. Ich gehe zum Nachtessen in das Hôtel des Herzogs."

Julie antwortete nichts.

„Châteaufort," fuhr Chaverny fort, „wollen Sie mit mir zu dem Herzog kommen? Sie sind eingeladen; man hat es mir so eben gesagt. Man hat Sie bemerkt. Sie haben gefallen, braver Junge!"

Châteaufort dankte kalt. Er empfahl sich bei Frau v. Chaverny, welche ingrimmig in ihr Schnupftuch biß, als der Wagen wegfuhr.

„Ei, mein Lieber," sagte Chaverny, „wenigstens fahren Sie mich in Ihrem Cabriolet bis an die Thüre jener Insantin!"

„Gerne," erwiderte Châteaufort heiter; „aber, nebenbei gesagt, wissen Sie, daß ihre Gemahlin am Ende merkte, an welch' einer Seite sie sich befand?"

„Unmöglich!"

„Ganz gewiß: und das war nicht recht von Ihrer Seite."

„Bah! sie hat einen sehr guten Ton, und zudem kennt man sie noch nicht weit herum. Der Herzog führt sie überall hin."

6.

Frau v. Chaverny brachte eine sehr unruhige Nacht zu. Das Betragen ihres Mannes in der Oper setzte allen seinen Verfehlungen die Krone auf und schien ihr eine augenblickliche Trennung zu erheischen. Sie wollte am nächsten Morgen eine Erörterung mit ihm haben und ihm erklären, daß sie nicht länger unter demselben Dach mit einem Manne leben würde, der sie auf so grausame Weise beschimpft hätte. Doch schauderte sie wieder vor dieser Erörterung zurück. Noch nie hatte sie eine ernste Unterredung mit ihrem Manne gehabt. Bis daher war

Schmollen der einzige Ausdruck ihres Mißvergnügens gewesen, und darauf hatte Chaverny keine Acht gegeben; denn da er seiner Gemahlin völlige Freiheit ließ, so wäre es ihm nimmermehr eingefallen, zu glauben, daß sie ihm eine Nachsicht verweigern könnte, die er selbst ihr im Nothfall angedeihen zu lassen gewigt war. Besonders fürchtete sie sich vor einem Thränenausbruch mitten in dieser Erörterung, da Chaverny denselben vielleicht einer gekränkten Liebe beigemessen hätte. Jetzt bedauerte sie lebhaft die Abwesenheit ihrer Mutter, welche ihr einen guten Rath hätte ertheilen, oder die Sentenz der Trennung an ihrer Stelle hätte aussprechen können. Alle diese Betrachtungen warfen sie in eine große Unentschlossenheit, und unmittelbar vor dem Einschlafen war sie auf die Auskunft verfallen, eine ihrer ältern Freundinnen zu befragen, die sie als zartes Mädchen gekannt hatte, und sich von ihrer Erfahrung und Klugheit das Betragen, welches sie gegen Chaverny beobachten sollte, vorschreiben zu lassen.

In ihrer höchsten Entrüstung hatte sie ganz unwillkürlich eine Vergleichung zwischen ihrem Gemahl und Châteaufort angestellt. Die enorme Unschicklichkeit des ersteren zeigte den Zartsinn des andern im schönsten Lichte, und sie erkannte es mit einem gewissen Vergnügen (worüber sie sich jedoch einen innern Vorwurf machte) an, daß ihr Liebhaber für ihren guten Ruf besorgter sey, als ihr Mann. Diese moralische Vergleichung führte sie wider Willen zu der weiteren Anerkennung, daß Châteaufort ein ausgezeichnet artiges Benehmen, ihr Mann dagegen ein kaum über die Gemeinheit sich erhebendes Wesen habe. Sie stellte sich ihren Mann vor, wie er mit seinem etwas hervorragenden Bauch schwerfällig den Galanten gegen die Maitresse des Herzogs von Q*** spielte, während Châteaufort, noch respektvoller als gewöhnlich, als ein Wächter ihrer Ehre dazustehen schien, die durch die Rücksichtslosigkeit ihres Gemahls verletzen konnte. Am Ende, wie unsere Gedanken oft wider

Willen uns weit führen, wiegte ſie ſich hin und wieder mit der Vorſtellung ein, daß ſie Wittwe werden könnte, und daß dann für ſie, die noch junge und reiche Dame, kein Hinderniß Statt fande, die erprobte Liebe des jungen Schwadronchefs auf rechtmäßige Weiſe zu krönen. Ein unglücklicher Verſuch bewies noch nichts gegen die Ehe überhaupt, und wenn Châteaufort's Liebe und Anhänglichkeit von ächtem Gepräge waren ... Aber ſo weit gekommen, ſcheuchte ſie dieſe Gedanken mit Erröthen von ſich, indem ſie den Entſchluß faßte, in ihren Beziehungen zu demſelben noch zurückhaltender zu ſeyn, als bisher.

Sie erwachte mit einem heftigen Kopfweh und war weniger als je zu einer entſcheidenden Erörterung aufgelegt. Sie mochte nicht zum Frühſtück hinabgehen, aus Furcht, ihrem Gemahl zu begegnen; ließ ſich den Thee auf ihr Zimmer bringen, und verlangte ihren Wagen, um Madame Lambert zu beſuchen, jene Freundin, deren Rath einzuholen ſie ſich vorgenommen hatte. Dieſe Dame befand ſich damals auf ihrem Landgute in P.

Beim Frühſtück nahm ſie eine Zeitung zur Hand. Der erſte Artikel, welcher ihr in die Augen ſprang, enthielt Folgendes: „Herr Darcy, erſter Sekretär der franzöſiſchen Geſandtſchaft in Conſtantinopel, iſt vorgeſtern mit Depeſchen in Paris angelangt. Dieſer junge Diplomat hat ſogleich nach ſeinem Eintreffen eine lange Conferenz mit dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten gehabt."

„Darcy in Paris!" rief ſie aus. „Es würde mir Freude machen, ihn wieder zu ſehen. Hat er ſich verändert? Iſt er ſehr ſteif geworden? — „Dieſer junge Diplomat!" Darcy ein junger Diplomat? Und ſie mußte über das Wort: „junger Diplomat," lachen, obwohl ſie allein war.

Dieſer Darcy beſuchte früher ſehr fleißig die Abendgeſellſchaften der Frau v. Luſſan; er war damals Attaché beim Miniſterium des Auswärtigen. Kurz vor ihrer Hochzeit hatte er Paris verlaſſen und ſie ihn ſeitdem nicht wieder geſehen. Nur

das wußte ſie, daß er viel gereist und ſchnell befördert wer-den war.

Noch hielt ſie die Zeitung in der Hand, als ihr Gemahl eintrat. Er ſchien in der heiterſten Laune zu ſeyn. Bei ſeinem Anblick ſtand ſie auf, um wegzugehen; da ſie jedoch ganz nahe an ihm hätte vorübergehen müſſen, um in ihr Toilette-Kabinet zu gelangen, ſo blieb ſie an demſelben Platze ſtehen, doch in ſolcher Aufregung, daß ihre auf den Theetiſch geſtützte zitternde Hand das Porcellan-Service merklich erſchütterte.

„Liebe Frau,“ ſagte Chaverny, „ich komme, Ihnen auf einige Tage Lebewohl zu ſagen. Ich gehe mit dem Herzog v. H*** auf deſſen Jagd. Er iſt entzückt über Ihre Gefäl-ligkeit von geſtern Abend. — Mein Geſchäft geht gut, und er hat mir verſprochen, mich bei dem Könige auf's Dringendſte zu empfehlen.“

Julie wurde, als ſie ihn reden hörte, abwechſelnd roth und blaß.

„Der Herr Herzog v. H.*** iſt Ihnen das ſchuldig, ...“ ſprach ſie mit bebender Stimme. „Er kann nicht weniger thun für Jemand, der ſeine Frau auf die ſkandalöſeſte Weiſe mit den Maitreſſen ſeines Gönners preisgibt.“

Dann machte ſie eine verzweifelte Anſtrengung, ſchritt mit majeſtätiſchem Auftreten durch das Zimmer und gieng in ihr Kabinet, deſſen Thüre ſie mit Macht zuſchlug.

Chaverny blieb eine zeitlang mit geſenktem Kopf und ver-legener Miene ſtehen.

„Woher weiß ſie das wohl?“ dachte er. — „Doch was liegt überhaupt daran? Geſchehen iſt geſchehen!“ — Und da es nicht ſeine Gewohnheit war, bei einer unangenehmen Vorſtellung lange zu verweilen, ſo machte er einen leichten Satz, nahm ein Stück Zucker aus der Doſe und rief mit vollem Munde die Kammerfrau, welcher er auftrug: „Sagt meiner Gemahlin, daß

ich vier bis fünf Tage auf dem Landgut des Herzogs v. H*** bleiben und ihr Wildpret ſchicken werde."

Und damit entfernte er ſich, nur noch an die Faſanen und Böcke denkend, die er ſchießen wolle.

7.

Julie reiste mit verdoppeltem Zorn gegen ihren Mann nach P. ab; dießmal jedoch aus einem ziemlich geringfügigen Grunde. Er hatte in das Schloß des Herzogs v. H*** die neue Kaleſche mitgenommen und ſeiner Frau einen andern Wagen zurückgelaſſen, der nach des Kutſchers Behauptung einiger Reparaturen bedurfte.

Unterwegs bereitete ſich Frau v. Chaverny darauf vor, Madame Lambert ihr Opern-Abenteuer zu erzählen. Trotz ihres Kummers lag ihr doch etwas an der Genugthuung, welche jeder Erzähler bei einem guten Vortrag ſeiner Geſchichte empfindet, und ſie rüſtete ſich zu ihrer Aufgabe, indem ſie Einleitungen ſuchte, und bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe begann. Das hatte zur Folge, daß ſie die Abſcheulichkeiten ihres Mannes unter allen möglichen Geſichtspunkten auffaßte, und ihr Mißvergnügen ſich in dem gleichen Verhältniß ſteigerte.

Es ſind, wie Jedermann weiß, über vier Stunden nach P., und ſo lange ſich auch Frau v. Chaverny den Kopf über die Form ihrer Anklage zerbrechen mochte, ſo begreift man doch, daß es ſelbſt dem giftigſten Haß unmöglich iſt, denſelben Gedanken vier Stunden aneinander fort hin und her zu drehen. Zu den heftigſten Stimmungen, welche die Unbilden ihres Gemahls in ihr erregten, geſellten ſich allmählig zarte und melancholiſche Erinnerungen, vermöge jener ſeltſamen Ideen-Aſſociation, welche an ein ſchmerzhaftes Gefühl häufig eine lachende Vorſtellung reiht.

Die reine, friſche Luft, der ſchöne Sonnenſchein, die ſorgloſen Geſichter der Vorübergehenden trugen gleichfalls dazu bei,

ſie ihren gehäſſigen Betrachtungen zu entreißen. Sie gedachte der Scenen ihrer Jugend und der Tage, wo ſie mit jungen Perſonen ihres Alters in Wald und Feld umherflatterte. Sie ſah ihre Gefährtinnen aus der Penſion wieder; ſie nahm an ihren Spielen, ihren Mahlzeiten Theil. Sie erklärte ſich jetzt gewiſſe geheimnißvolle Vertraulichkeiten, über welchen ſie die groſſen ertappt hatte, und konnte ſich eines Lächelns nicht erwehren, wenn ſie der hundert kleinen Charakterzüge gedachte, welche ſo frühzeitig den Inſtinkt zur Koketterie bei dem weiblichen Geſchlechte verrathen.

Dann ſtellte ſie ſich wieder ihren Eintritt in die Welt vor. Sie tanzte von Neuem auf den glänzendſten Bällen, welche ſie das Jahr nach ihrem Austritt aus der Kloſter-Penſion beſucht hatte. Die übrigen Bälle hatte ſie vergeſſen; man wird ſo gar leicht an Allem ſatt. Aber dieſe Bälle riefen ihr den Gemahl in's Gedächtniß. — „Thörin, die ich war!“ dachte ſie. „Wie konnte es mir nur einen Augenblick entgehen, daß ich unglücklich mit ihm ſeyn würde?“ Jede Abgeſchmacktheit, jede Plattheit, die der arme Chaverny als Bräutigam einen Monat vor der Hochzeit mit ſo unvergleichlicher Zuverſicht bei ihr auskramte — alle dieſe Bräutigams-Fadheiten fanden ſich in ihrer Erinnerung ſorgfältig notirt und regiſtrirt. Zugleich mußte ſie nothwendig auch an die zahlreichen Bewunderer denken, welche ihre Heirath zur Verzweiflung gebracht, die ſich aber nichtsdeſtoweniger bald darauf ſelbſt verheirathet oder auf andere Weiſe getröſtet hatten. — „Wäre ich mit einem Andern glücklich geweſen?“ fragte ſie ſich. „A... iſt unwiderſprechlich ein Thor; doch ein Thor, der Amalien nicht kränkt und ſich nach ihrem Belieben leiten läßt. Mit einem gehorſamen Ehemann kann man immerhin leben. — B... hat Maitreſſen, und ſeine Frau iſt ſo gütig, ſich darob nicht zu betrüben. Im Uebrigen erweiſt er ihr alle Rückſichten und... weiter würde ich nicht verlangen. — Der junge Graf v. C..., der nichts als Flugſchriften lieſt, und ſich ſo viele Mühe gibt,

einſt ein guter Deputirter zu werden, gäbe vielleicht einen guten Ehemann ab. Ja, doch alle dieſe Leute ſind langweilig, häßlich, albern . . ." Und wenn ſie ſo alle ihre Jugendbekannten an ihrem Geiſte vorübergehen ließ, ſtellte ſich ihr der Name Darcy zum zweiten Mal vor.

Darcy war früher in den Zirkeln der Frau v. Luſſan ein bedeutungsloſes Weſen, das heißt, man wußte . . . die Mütter wußten, — daß ſein Vermögen ihm nicht geſtattete, an ihre Töchter zu denken. Ihres Erachtens hatte er nichts an ſich, was junge Köpfe hätte verdrehen können. Indeß galt er für einen galanten Mann. Da er ein wenig miſanthropiſch und kauſtiſch war, ſo machte es ihm viel Vergnügen, als der einzige Mann in einem Zirkel von Fräulein ſich über die Lächerlichkeiten und Anmaßungen anderer junger Männer luſtig zu machen. Wenn er leiſe mit einem Fräulein redete, ſo geriethen die Mütter nicht in Angſt, denn ihre Töchter lachten ganz laut, und die Mütter von Beſitzerinnen ſchöner Zähne behaupteten ſogar, Herr Darcy ſey ſehr liebenswürdig.

Eine Geſchmacks-Aehnlichkeit und die gegenſeitige Furcht vor ihrem Talent zu ſpotten hatte Julien und Darcy einander nahe gebracht. Nach einigen Scharmützeln war Waffenſtillſtand und eine Offenſiv- und Defenſiv-Allianz zwiſchen beiden geſchloſſen worden; ſie ſchonten ſich gegenſeitig, waren dagegen ſtets verbunden, ihren Bekannten tüchtig durch die Hechel laufen zu laſſen.

Eines Abends hatte man Julien erſucht, ich weiß nicht welche Arie zu ſingen. Sie beſaß eine ſchöne Stimme und wußte es. Wie ſie zum Piano trat, betrachtete ſie die Damen mit einer etwas ſtolzen und beinahe herausfordernden Miene. Nun raubte ihr aber an jenem Abend irgend ein Unwohlſeyn oder ein unglücklicher Zufall faſt alle ihre Mittel. Die erſte Note, welche aus dieſer gewöhnlich ſo melodiſchen Kehle gieng, war entſchieden falſch. Julie gerieth in Verlegenheit, ſang alles durcheinander, verfehlte jeden Triller; kurz, das Fiasco war auf-

fallend groß. Ganz außer ſich, kaum der Thränen ſich erwehrend, verließ die arme Julie das Piano; und als ſie an ihren Platz zurückkehrte, mußte ſie nothwendig die Schadenfreude bemerken, welche ihre Geſpielinnen kaum verbergen konnten, da ſie ihren Stolz gedemüthigt ſahen. Selbſt die Männer ſchienen nur mit Mühe ein ſpöttiſches Lächeln zu unterdrücken. Aus Zorn und Schaam ſchlug ſie die Augen nieder und wagte eine Zeitlang nicht, ſie zu erheben. Als ſie denſelben wieder aufrichtete, war das erſte freundliche Geſicht, dem ſie begegnete, das Darcy's. Er war blaß und Thränen ſtanden ihm in den Augen; er ſchien über ihren Unſtern gerührter, als ſie ſelbſt. — „Er liebt mich," dachte, ſie; „er liebt mich wahrhaft." In der folgenden Nacht ſchlief ſie nicht, und Darcy's trauriges Geſicht ſchwebte ihr immer vor Augen. Zwei Tage lang dachte ſie nur an ihn und die geheime Leidenſchaft, welche er zweifelsohne zu ihr gefaßt hatte. Schon machte der Roman Fortſchritte, als Frau v. Luſſan eine Karte von Herrn Darcy mit den drei Buchſtaben: „p. p. C." zu Hauſe fand. — „Wohin reist denn Herr Darcy?" fragte Julie einen jungen Mann, der ihn kannte. — „Wohin er reist? Sie wiſſen es nicht? Nach Conſtantinopel. Dieſe Nacht eilt er als Kurier hinweg."

„Er liebt mich alſo nicht!" dachte ſie. Acht Tage hernach war Darcy vergeſſen. Seinerſeits konnte der damals ſehr romantiſch geſtimmte Darcy Julien acht Monate nicht vergeſſen. Um letztere zu entſchuldigen und den merkwürdigen Unterſchied in der Standhaftigkeit zu erklären, muß man bedenken, daß Darcy mitten unter Barbaren lebte, während Julie zu Paris in einem Meer von Vergnügungen und Huldigungen ſchwamm.

Wie dem auch ſey, ſechs bis ſieben Jahre nach ihrer Trennung erinnerte ſich Julie in ihrem Wagen auf dem Wege nach P . . . der melancholiſchen Miene Darcy's an dem Tage, wo ſie ſo ſchlecht geſungen hatte; und um aufrichtig zu ſeyn, ſie dachte an die Wahrſcheinlichkeit, daß er ſie damals liebte, viel-

leicht ſogar an die Gefühle, die er jetzt noch hegen könnte. All das beſchäftigte ſie eine halbe Stunde ſehr lebhaft. Sofort wurde Herr Darcy zum dritten Mal vergeſſen.

8.

Julie wurde ſehr mißmuthig, als ſie, in Madame Lambert's Hof einfahrend, einen Wagen bemerkte, von dem man die Pferde abſpannte, was auf einen längeren Beſuch deutete. Folglich ließ ſich keine Erörterung über ihre Beſchwerden gegen Herrn v. Ghaverny anſpinnen.

Madame Lambert unterhielt ſich, als Julie in den Saal eintrat, mit einer Dame, welcher Julie in der großen Welt ſchon begegnet war, die ſie aber dennoch kaum dem Namen nach kannte. Mit vieler Mühe unterdrückte ſie ihren Aerger über die vergebliche Reiſe nach P . . .

„Ei! guten Tag, Liebe, Schöne," rief Madame Lambert, ſie küſſend, „wie freut es mich, daß Sie meiner nicht vergeſſen haben! Sie konnten zu keiner beſſern Stunde kommen, denn ich erwarte heute Gott weiß wie viele Leute, die ganz toll in Sie verliebt ſind."

Julie antwortete in etwas gezwungener Weiſe, daß ſie Madame Lambert allein zu finden gehofft habe.

„Man wird entzückt ſeyn, Sie zu finden," fuhr Madame Lambert fort. „Mein Haus iſt ſo traurig ſeit der Vermählung meiner Tochter, daß ich unendlich glücklich bin, wenn meine Freunde ſich bei mir ein Stelldichein geben wollen. Aber, theures Kind, wo haben Sie Ihre ſchönen Farben hingebracht? Ich finde Sie heute ganz bleich."

Julie erfand eine kleine Lüge: „die Länge des Wegs . . . der Staub . . . die Hitze . . ."

„Gerade heute habe ich einen Ihrer Anbeter beim Mittageſſen, welchem ich eine angenehme Ueberraſchung bereiten will,

Herrn Châteaufort, und wahrscheinlich seinen getreuen Achates, Herrn Major Perrin."

„Ich hatte das Vergnügen, erst neulich den Major Perrin zu empfangen," sagte Julie ein wenig erröthend, denn sie dachte an Châteaufort.

„Auch kommt Herr v. St. Léger. Er muß nothwendig eine Sprüchwörter-Gesellschaft für den nächsten Monat hier aufthun, und Sie sollen eine Rolle dabei spielen, mein Enkel! Sie waren vor zwei Jahren unser erstes Subjekt für die Sprüchwörter."

„Mein Gott, Madame, ich habe so lange nicht in Sprüchwörtern mitgespielt, daß ich meine frühere Fertigkeit nicht mehr finden kann. Ich müßte zu dem bekannten Mittel meine Zuflucht nehmen: „Hat er keins, so macht er eins."

„Ach, Julie, mein Kind! rathen Sie, wen wir noch weiter erwarten! Was aber diesen betrifft, so gehört ein gutes Gedächtniß dazu, sich seines Namens zu erinnern . . ."

Der Namen Darcy stellte sich Julie alsbald dar. „Er belagert mich recht eigentlich," dachte sie. — „Gedächtniß, Madame . . . ich besitze ein sehr glückliches."

„Aber ich meine ein Gedächtniß, das sechs bis sieben Jahre umfaßt . . . Erinnern Sie sich noch eines Ihrer Höflinge, da Sie noch ein Backfischchen waren und ein Stirnband trugen?"

„Wahrhaftig, ich entsinne mich nicht."

„Wie abscheulich! meine Theure . . . so gänzlich einen artigen Mann zu vergessen, der, wenn ich nicht irre, Ihnen einst so sehr gefiel, daß Ihre Mutter beinahe in Angst gerathen wäre. Wohlan, meine Reizende, da Sie Ihre Anbeter so schnöde vergessen, muß ich Ihnen wohl die Namen derselben in's Gedächtniß zurückrufen: es ist Herr Darcy, den Sie wiedersehen sollen."

„Herr Darcy?"

„Ja; er ist endlich, aber erst seit ein paar Tagen, von Constantinopel zurückgekehrt. Vorgestern besuchte er mich, und da

hab' ich ihn eingeladen. Erfahren Sie denn, Undankbare, die Sie ſind, daß er ſich mit einem ſehr bedeutungsvollen Intereſſe nach Ihnen erkundigt hat!"

„Herr Darcy?" . . . ſagte Julie lehnend und mit affektirter Zerſtreuung; . . . „Herr Darcy? . . . nicht wahr, ein großer blonder junger Mann . . . Sekretär bei der Geſandtſchaft?"

„Oh! meine Theure, Sie werden ihn nicht wieder kennen; er hat ſich ſehr verändert; er iſt blaß, oder vielmehr olivengelb, mit tiefliegenden Augen; er hat viel Haare verloren wegen der Hitze, wie er behauptet." Dabei fuhr ſie mit ihren Fingern durch die vollen Locken eines ſchönen kaſtanienbraunen Haarwuchſes.

„Iſt Herr Darcy die ganze Zeit über in Conſtantinopel geblieben?" fragte Madame Chaverny.

„Nicht doch; er hat viel gereiſt; er war in Rußland, dann durchwanderte er Griechenland. Sie wiſſen noch nichts von ſeinem Glück? Sein Onkel iſt geſtorben und hat ihm ein ſchönes Vermögen hinterlaſſen. Er bereiſte auch Kleinaſien, und... wie heißt es doch gleich? . . . Car . . . Caramanien. Er iſt entzückend, meine Theure, er hat köſtliche Geſchichten im Vorrath, die Sie bezaubern werden. Geſtern erzählte er mir einige ſo hübſche, daß ich ihn immer ermahnte: aber ſparen Sie ſie doch für morgen auf; ſie ſollen dieſelben den jungen Damen erzählen, ſtatt ſie an ein altes Mütterchen, wie mich, zu verlieren."

„Hat er Ihnen ſeine Geſchichte mit der türkiſchen Frau, die er rettete, ſchon mitgetheilt?" fragte Madame Dumanoir.

„Mit der türkiſchen Frau, die er rettete? Er hat eine türkiſche Frau gerettet? Davon ſagte er mir kein Wort!"

„So! Es iſt dieß aber eine bewundernswerthe Handlung, ein wahrer Roman."

„Oh! erzählen Sie uns! bitte, bitte."

„Nein, nein! das ſoll er ſelbſt thun. Ich weiß die Begebenheit nur von meiner Schweſter, deren Mann, wie Ihnen

bekannt, Conſul in Smyrna war. Sie jedoch hatte ſie von einem Engländer, welcher Zeuge des ganzen Abenteuers geweſen iſt. Man muß darob ſtaunen."

„Erzählen Sie uns dieſe Geſchichte, Madame! Wie können Sie uns bis nach Tiſche warten laſſen? Es gibt nichts Verzweiflungsvolleres, als von einer Geſchichte reden hören, die Einem unbekannt iſt.

„Wohlan! ich will ſie Ihnen verderben; aber für die treue Wiedergabe meines Berichts ſtehe ich ein: — Herr Darcy befand ſich in der Türkei, um, ich kann nicht ſagen, welche, Ruinen am Strand des Meeres zu unterſuchen, als er eine gar traurige Wallfahrt auf ſich zukommen ſah. Es waren Stumme, die einen Sack trugen, und dieſer Sack, man ſah, wie er ſich bewegte, als ob etwas Lebendiges darin wäre . . ."

„Ach! mein Gott!" rief Madame Lambert, die den Giaur geleſen hatte, aus, „das war eine Frau, die in's Meer geworfen werden ſollte."

„Ganz richtig," fuhr Frau Dumaneir fort, nicht ohne einigen Aerger, daß man ihr den am meiſten dramatiſchen Theil ihrer Erzählung vorweggenommen hatte. „Herr Darcy beſichtigt den Sack, hört ein dumpfes Stöhnen und ahnet augenblicklich die entſetzliche Wahrheit. Er fragt die Stummen, was ſie zu thun im Begriff ſeyen? Statt aller Antwort ziehen ſie ihre Dolche. Zum Glück war Herr Darcy ſehr gut bewaffnet. Er jagt die Sklaven in die Flucht, und zieht endlich aus dieſem ſcheußlichen Sack eine halbohnmächtige Frau von entzückender Schönheit; er führt ſie in die Stadt zurück, wo er ſie in ein ſicheres Haus geleitet."

„Die arme Frau!" ſagte Julie, welche ſich für die Geſchichte zu intereſſiren anfieng.

„Sie halten ſie für gerettet? Mit nichten! Der eiferſüchtige Ehemann, es war nämlich ein Ehemann, reizte die ganze Bevölkerung auf, welche gegen Herrn Darcy's Haus mit Feuer-

bründen anſtürmte, um ihn lebendig zu braten. Ich weiß nicht recht, wie die Sache endete; nur ſo viel kann ich ſagen, daß er die Belagerung aushielt und die Frau zuletzt doch in Sicherheit brachte. Es ſcheint ſogar," ſetzte Madame Dumaneir mit plötzlich verändertem Ausdruck in ſehr frommem Naſenton bei, . . . „es ſcheint, Herr Darcy habe ſich um ihre Bekehrung verwendet und ſie ſey getauft worden."

„Und hat Herr Darcy ſie geheirathet?" fragte Julie lächelnd.

„Darauf vermag ich Ihnen nicht zu antworten. Aber die Türkin . . . mit dem ſonderbaren Namen, ſie hieß Emine . . . die Türkin hatte eine heftige Leidenſchaft für Darcy gefaßt. Meine Schweſter ſagte mir, daß ſie ihn immer So . . . So . . . Sotir nannte, was auf türkiſch oder griechiſch mein Heiland bedeutet. Eulalie verſicherte, es ſey eine der ſchönſten Perſonen, die man ſehen könne."

„Wir wollen ihm wegen ſeiner Türkin den Krieg erklären," rief Madame Lambert; „nicht wahr, meine Damen, man muß ihn ein wenig quälen? . . . Uebrigens wundert mich dieſer Zug an Darcy nicht im Mindeſten; er iſt einer der edelmüthigſten Männer, die ich kenne, und ich weiß Handlungen von ihm, worüber mir jedesmal, wenn ich ſie erzähle, die Augen übergehen."

„Sein verſtorbener Onkel hinterließ eine natürliche Tochter, die der Vater niemals anerkannte. Da er kein Teſtament machte, ſo hatte ſie kein Recht auf ſeine Hinterlaſſenſchaft. Darcy, der einzige Erbe, wendete ihr einen Theil zu, und wahrſcheinlich fiel dieſer Theil ſtärker aus, als ſein Onkel ſelbſt ihn gemacht hätte."

„War dieſe natürliche Tochter hübſch?" fragte Frau v. Chaverny mit ziemlich boshafter Miene, denn ſie fühlte das Bedürfniß, dieſem Herrn Darcy, den ſie nicht mehr aus dem Kopfe bringen konnte, Uebles nachzureden.

„Ei! meine Theure! wie mögen Sie vorausſetzen? . . . Indeß war Darcy noch in Conſtantinopel, als ſein Onkel ſtarb, und wahrſcheinlich hat er dieſes Mädchen niemals geſehen!"

Châteaufort's, des Majors Perrin und einiger anderen Perſonen Ankunft machte dieſem Geſpräch ein Ende. Châteaufort ſetzte ſich neben Frau v. Chaverny und ſagte, einen Augenblick, wo man laut ſprach, benützend:

„Sie ſcheinen traurig, Madame? ich wäre ſehr unglücklich, wenn, was ich Ihnen geſtern mittheilte, die Urſache davon wäre.“

Frau v. Chaverny hatte ihn nicht gehört, oder vielmehr nicht hören wollen. Châteaufort mußte ſich daher auf die Folter einer Wiederholung ſeiner Phraſe legen und erhielt zudem eine noch mehr quälende, ziemlich trockene Antwort, nach welcher ſich Julie ſogleich in die allgemeine Unterhaltung miſchte und, den Platz wechſelnd, von ihrem unglücklichen Bewunderer entfernte.

Châteaufort, nicht entmuthigt, ſtrengte ſeinen Witz auf alle möglíche Weiſe vergeblich an. Frau v. Chaverny, welcher allein er zu gefallen ſtrebte, gab kaum auf ihn Acht; ſie dachte an den nächſt bevorſtehenden Eintritt Darcy's, nicht ohne ſich zu befragen, warum ſie ſich ſo ſehr mit einem Manne beſchäftige, den ſie vergeſſen haben ſollte, und der ſie wahrſcheinlich längſt vergeſſen hatte.

Endlich vernahm man das Rollen eines Wagens; die Saalthüre gieng auf. „Ei! da iſt er!“ rief Madame Lambert aus. Julie wagte nicht, den Kopf umzuwenden, wurde aber äußerſt blaß. Ein lebhafter Schauer durchzuckte ſie plötzlich, und ſie bedurfte aller ihrer Kraft, um ſich aufrecht zu halten und Châteaufort die Veränderung ihrer Geſichtszüge nicht merken zu laſſen.

Darcy küßte Madame Lambert die Hand, ſprach eine Weile ſtehend mit ihr, dann ſetzte er ſich neben ihr nieder. Jetzt entſtand eine große Stille. Madame Lambert ſchien zu warten und eine Erkennungsſcene herbeiführen zu wollen. Châteaufort und die übrigen Männer mit Ausnahme des guten Majors Perrin beobachteten Darcy mit Neugierde und einiger Eiferſucht. Da

er von Conſtantinopel kam, hatte er große Vortheile über ſie, und das war ein hinreichender Beweggrund für ſie, ſeine freche Steifheit anzunehmen, mit der man gewöhnlich den Fremden begegnet. Darcy, der Niemand insbeſondere bemerkt hatte, brach zuerſt das Stillſchweigen. Er ſprach von dem Weg, dem Stand, von gleichgültigen Dingen; ſeine Stimme war ſanft und muſikaliſch. Frau v. Ghaverny unterſtand ſich, ihn anzublicken: ſie ſah ſein Profil. Er erſchien ihr magerer, und der Ausdruck ſeiner Züge ein anderer... Zu Summa, ſie fand an ihm Gefallen.

„Mein lieber Darcy," ſagte Madame Lambert, „bieten Sie doch um ſich, ob Sie nicht eine Ihrer alten Bekanntſchaften hier finden?" Darcy wendete den Kopf und bemerkte Julien, welche ſich bisher hinter ihrem Hut verborgen hatte. Eiligſt erhob er ſich mit einem Ausruf der Ueberraſchung und trat mit ausgeſtreckter Rechte auf ſie zu; dann hielt er plötzlich inne, als ob er ſeine übertriebene Vertrautheit bereue, machte eine tiefe Verbeugung vor Julien und erklärte ihr in geziemenden Ausdrücken ſein großes Vergnügen, ſie wieder zu ſehen. Julie ſammelte einige Worte höflicher Erwiderung und wurde ſehr roth, als ſie bemerkte, daß Darcy immer noch aufrecht vor ihr ſtand und ſie feſt anſah.

Bald kehrte ihre Geiſtesgegenwart zurück und ſie betrachtete ihn ihrerſeits mit jenem zugleich zerſtreuten und prüfenden Blick, den Leute von der großen Welt nach Belieben annehmen können. Er war ein großer, blaſſer junger Mann, in deſſen Zügen Ruhe ſich ſpiegelte, aber eine Ruhe, welche nicht ſowohl das Ergebniß eines ſtetigen Seelenzuſtandes war, als vielmehr das einer Herrſchaft, welche ſein Geiſt über den Ausdruck ſeiner Phyſionomie genommen hatte. Schon ſtark gezeichnete Falten durchfurchten ſeine Stirne. Seine Augen lagen tief, ſeine Mundwinkel zogen ſich herab, und ſeine Schläfe begannen die Haarzier zu verlieren. Und dennoch war er kaum dreißig Jahre alt. Darcy trug einen ſehr einfachen Anzug, aber mit jener Eleganz,

welche das Eingewebtsein in guter Gesellschaft, und die Gleichgültigkeit gegen einen Gegenstand, der das Nachdenken so vieler Jünglinge an sich fesselt, beweist. Julie machte mit Vergnügen alle diese Bemerkungen. Noch weiter fiel ihr auf, daß er eine ziemlich lange Narbe auf der Stirne habe, die er nur unvollkommen mit einer Haarlocke verbarg und durch einen Säbelhieb erhalten zu haben schien.

Julie saß neben Madame Lambert. Ein Stuhl zwischen ihr und Châteaufort stand leer. Aber sobald Darcy aufgestanden war, hatte Châteaufort die Hand auf die Lehne des Stuhls gelegt, denselben auf einen Fuß gestellt und hielt ihn spielend im Gleichgewicht. Offenbar wollte er ihn behaupten, wie der Gärtnershund einen Haferfack bewacht. Madame Lambert hatte Mitleiden mit Darcy, welcher immer noch aufrecht vor Frau v. Chaverny stand. Sie machte auf ihrem Canapee einen Platz für Darcy, welcher sich auf diese Weise an Juliens Seite sah. Bald darauf fing er ein nachhaltiges Gespräch mit ihr an.

Indessen mußte er von Madame Lambert und einigen andern Personen ein regelmäßiges Verhör über seine Reisen bestehen; aber er zog sich ziemlich lakonisch aus der Sache und ergriff jede Gelegenheit, sein besonderes Gespräch mit Frau v. Chaverny fortzusetzen. — „Nehmen Sie den Arm der Frau v. Chaverny!“ sagte Madame Lambert zu Darcy in dem Augenblick, als die Glocke das Zeichen zum Diner gab. Châteaufort biß sich in die Lippen, aber es gelang ihm, bei Tisch ziemlich in die Nähe von Julien zu kommen, um sie genau zu beobachten.

9.

Da der Abend schön und die Witterung warm war, so versammelte man sich in dem Garten um einen ländlichen Tisch zum Kaffeetrinken.

Châteaufort hatte mit steigendem Aerger Darcy's Aufmerksamkeiten für Frau v. Chavigny bemerkt. Je mehr er das In-

teresse, welches sie an der Unterhaltung des Neuangekommenen offenbar nahm, wachsen sah, um so weniger liebenswürdig wurde er selbst, und die sich seiner bemächtigende Eifersucht hatte keine andere Wirkung, als daß sie ihm die Mittel, zu gefallen, entzog. Er gieng auf der Terrasse, wo man sich gesetzt hatte, hin und her, es trieb ihn weg von seinem Platze, wie dieß bei unruhigen Geistern gewöhnlich ist, und oft starrte er die schweren schwarzen Wolken an, welche sich, ein Gewitter verkündend, am Horizonte sammelten, aber öfter noch seinen Nebenbuhler, der mit Julien zusammenflüsterte. Bald sah er sie heiter lächeln, bald wurde sie ernsthaft, bald schlug sie schüchtern die Augen nieder; kurz, er fand, daß Darcy kein Wort zu ihr sagen konnte, ohne einen deutlichen Eindruck zu machen. Was ihn jedoch besonders kümmerte, war der Umstand, daß die schnell wechselnden Eindrücke in Julien's Zügen nur Abbild und Wiederschein von Darcys beweglicher Physionomie zu seyn schienen. Endlich, nicht mehr im Stande, diese Folter auszuhalten, näherte er sich ihr, neigte sich über die Rücklehne ihres Stuhls und sagte zu ihr in dem Augenblick, wo Darcy Jemand den Bart des Sultans Mahmut beschrieb, mit bitterem Ton:

„Madame, Herr Darcy scheint ein sehr liebenswürdiger Mann zu seyn."

„Oh! ja," antwortete Frau v. Chaverny mit ausbrechender Begeisterung.

„Das liegt am Tage," fuhr Châteaufort fort, „denn er macht Sie Ihrer alten Freunde vergessen!"

„Meiner alten Freunde?" erwiderte Julie mit ziemlich strenger Betonung. „Ich verstehe Sie nicht." Damit wandte sie ihm den Rücken. Sofort faßte sie eine Ecke des Sacktuchs, welches Madame Lambert in der Hand hatte, und brach in den Ruf aus: — „Wie geschmackvoll doch die Stickerei an diesem Tuche ist! Ich nenn' es ein Wunderwerk!"

„Finden Sie das, meine Theure? Es iſt ein Geſchenk von Herrn Darcy, der mir, ich weiß nicht, wie viele geſtickte Tücher aus Conſtantinopel mitbrachte.“

„Auf ein Wort, Herr Darcy! Hat Ihre Türkin Ihnen geſtickt?“ fragte Julie lebhaft.

„Meine Türkin! welche Türkin?“

„Nun, jene ſchöne Sultanin, der Sie das Leben retteten! welche Sie nur ihren.... Oh! wie wollen Sie.... ihren.... ihren.... kurz und gut, ihren Heiland nannte. Sie müſſen ſelbſt wiſſen, wie das auf türkiſch heiße.“

Darcy ſchlug ſich lächelnd an die Stirne und rief heiter: „Iſt's möglich? hat Fama meinen Ruhm ſchon bis nach Paris getragen?“

„Aber es iſt kein Ruhm dabei, eher höchſtens für den Aufſchneidsmann, der ſeine Favorittin verlor.“

„Ei!“ antwortete Darcy, „ich ſehe wohl, daß Sie nur die Hälfte der Geſchichte wiſſen; denn dieſes Abenteuer hat ſo traurig für mich und, wie das mit den Wintmühlen für den Ritter von der traurigen Geſtalt. Soll ich denn, nachdem ich bei den Franken ſo ſehr verſpottet worden, auch noch in Paris für die einzige That eines ſchreienden Don Quixote, die ich mir je zu Schuld kommen ließ, ausgelacht werden?“

„Wie? Davon iſt uns nichts bekannt. Erzählen Sie es uns!“ riefen alle Damen einſtimmig.

„Ich ſollte,“ ſprach Darcy, „es bei dem Punkt der Geſchichte, an dem Sie ſtehen, bewenden laſſen, und auch Sie bat Verfolgt, deſſen Erinnerung nichts Angenehmes für mich hat, überheben; aber einer meiner Freunde... ich bitte Sie um Erlaubniß, Ihnen denſelben vorzuſtellen, Madame Lambert! — Sir John Tyrrel... einer meiner Freunde, der gleichfalls in dieſer tragikomiſchen Scene mitgewirkt hat, wird bald nach Paris kommen. Er könnte ſich leicht das boshafte Vergnügen machen, mich in ſeiner Darſtellung eine noch lächerlichere Rolle ſpielen

zu lassen, als ich wirklich spielte; darum erzähle ich lieber sachgetreu:

„Als diese unglückliche Frau in dem französischen Consulats-Gebäude untergebracht war ....

„Oh! fangen Sie doch von vorn an!“ rief Madame Lambert.

„Aber Sie wissen ja den Anfang schon.“

„Wir wissen noch gar nichts und verlangen, daß Sie uns die ganze Geschichte von A bis Z erzählen!“

„Wohlan denn, meine Damen! ich befand mich, im Jahre 18 .., zu Larnaca. Eines Tages verließ ich die Stadt, um zu zeichnen. Bei mir war ein sehr liebenswürdiger, sehr gutmüthiger, sehr feinschmeckerischer junger Engländer, Sir John Tyrrel genannt, ein auf Reisen unbezahlbarer Mensch, weil er wie alle praktischen Naturen seiner Art an das Mittagsessen dachte, den Mundvorrath nie vergaß, und immer eine gute Laune hatte. Indem reiste er ohne bestimmten Zweck, und verstand weder Geologie, noch Botanik, diese an einem Begleiter schauerlichen Wissenschaften.

„Ich hatte mich in den Schatten eines Steinblockes gesetzt, ungefähr zweihundert Schritte vom Meer, das in dieser Gegend von spitzigen Felsen beherrscht wird. Während ich mit vieler Mühe die Reste eines antiken Sarkophags abzeichnete, lag Sir John im Grase und bespöttelte meine unglückselige Leidenschaft für die schönen Künste, indem er eine Pfeife köstlichen Tabacks von Latakieh schmauchte. Uns zur Seite bereitete ein türkischer Dragoman, den wir in Dienst genommen hatten, unsern Kaffee. Er war dieß der beste Kaffeemacher und der feigste Mann unter allen Türken, die ich je kennen lernte.

„Plötzlich rief Sir John voller Freude: „Da kommen Leute mit Schnee das Gebirge herab; wir wollen welchen von ihnen kaufen und Orangen-Sorbet machen.“

„Ich hob die Augen auf, und sah einen Esel gegen uns kommen, über dessen Rücken ein dicker Pack quer gelegt war;

zwei Sklaven hielten letzteren auf jeder Seite. Vorn führte ein Treiber den Esel am Zaum; und hinten schloß ein ehrwürdiger Türke mit weißem Bart, auf einem ziemlich guten Pferde sitzend, den Zug. Diese ganze Prozession bewegte sich nur langsam und mit vielem Ernste vorwärts.

„Unser Türke warf, immer sein Feuer anblasend, einen Blick zur Seite auf die Last des Esels und sagte uns mit sonderbarem Lächeln: „Das ist kein Schnee." Dann fuhr er mit seinem gewöhnlichen Phlegma fort, unsern Kaffee zu bereiten.

„Was ist es denn?" fragte Tyrrel. „Ist es etwa Mundvorrath?"

„Für die Fische," antwortete der Türke.

„In diesem Augenblick schlug der berittene Begleiter des Zugs Galopp an und eilte in der Richtung nach dem Meere an uns vorüber, nicht ohne uns jene verächtlichen Blicke zuzuwerfen, womit die Muselmänner so gerne die Christen bedienen. Er wandte sein Pferd bis zu den spitzigen Felsen, deren ich erwähnt, und hielt auf dem steilsten Punkte plötzlich an. Er betrachtete das Meer und schien den besten Ort, wo er sich hineinstürzen könnte, zu suchen.

„Jetzt prüften wir mit aufmerksameren Blicken den Pack, welchen der Esel trug, und waren von der seltsamen Form dieses Sackes betroffen. Augenblicklich fielen uns hundert Geschichten von Weiber-Gefängnissen durch ihre eifersüchtigen Männer ein. Wir theilten einander unsere Betrachtungen mit.

„Frag' diese Schufte," sagte Sir John Tyrrel zu unserem Türken, „ob es nicht ein Weib ist, das sie so fortschleppen!"

„Der Türke machte große Augen, aber den Mund nicht auf. Offenbar fand er unsere Frage allzu unschicklich.

„Da in diesem Augenblicke der Sack in unsere Nähe kam, so sahen wir genau, daß er sich bewegte, und hörten sogar eine Art Gelaufe oder Gebälke daraus hervorgehen.

„Tyrrel, obwohl den Tafelfreuden ergeben, ist sehr ritter-

lich. Er fuhr empor wie ein Rasender, sprang auf den Treiber zu und fragte ihn englisch (so sehr hatte ihm der Zorn die Besinnung geraubt), was er auf solche Weise fortführe und was er mit seinem Sacke zu machen im Sinn habe. Der Treiber dachte nicht an eine Antwort; aber der Sack bewegte sich heftig und das Geschrei einer Frau wurde vernehmlich: worauf die beiden Sklaven dem Sack starke Streiche mit den Riemen zu geben anfingen, dessen sie sich zur Antreibung des Esels bedienten. Tyrrels Wuth ward dadurch auf den höchsten Grad gesteigert. Mit einem kräftigen und wohlgezielten Faustschlag stürzte er den Eseltreiber zu Boden und faßte einen der Sklaven an der Gurgel, wodurch der im Kampfe stark angestoßene Sack schwer in das Gras fiel.

„Ich war herbeigelaufen. Der andere Sklave war emsig bemüht, Steine aufzulesen, und der Eseltreiber stellte sich wieder auf die Beine. Trotz meines Widerwillens, mich in anderer Leute Angelegenheiten zu mischen, war es mir doch unmöglich, meinem Kameraden nicht beizuspringen. Ich faßte einen Pfahl, der mir beim Zeichnen zum Sonnenschirmhalter diente, und schwang ihn drohend gegen die Sklaven und den Eseltreiber. Dabei machte ich eine so martialische Miene, wie möglich. Alles gieng gut, als jener Teufel von einem Türken zu Pferd, nachdem er seinen Augenschein am Meere beendigt, da er den Lärm des Streites vernahm, pfeilschnell herbeiritt, und ehe wir es dachten, uns auf dem Leib war: er hatte eine Art schlechtes Jagdmesser in der Hand.

„Einen Pataghan?“ sagte Chateaufort, der die örtlichen Bezeichnungen der Dinge liebte.

„Einen Pataghan,“ fuhr Darcy mit beifälligem Lächeln fort. „Er sprengte auf mich ein und versetzte mir mit diesem Pataghan einen Hieb, daß mir sechsunddreißig Kerzen vor den Augen funkelten, wie mein Freund, der Marquis v. Roseville sich elegant ausdrückte. Indeß diente ich ihm dennoch darauf

mit einem tüchtigen Pfahlſchlag in die Lenden, und gerieth ſofort in ſolche Berſerkerwuth, daß ich wie ein Dreſchbaum die Runde machte und den Eſelstreiber, die Sklaven, das Pferd und den Türken zuſammendroſch. Ohne Zweifel wäre die Sache ſchlecht für uns ausgefallen, denn unſer Dragman hielt ſich neutral, und wir konnten es nicht lange mit einem Steck gegen drei Mann zu Fuß und einen zu Pferd nebſt ſeinem Yataghan vertheidigen. Glücklicherweiſe erinnerte ſich Sir John eines Paars Piſtolen, das wir mitgebracht hatten. Er ergriff dieſelben, warf mir eine zu und ſchlug die andere ſogleich auf den Reiter an, der uns ſo viel zu ſchaffen machte. Der Anblick dieſer Waffen und das leichte Knattern des Hahns der Piſtole brachte eine zauberhafte Wirkung auf unſere Feinde hervor. Sie ergriffen ſchimpflich die Flucht und überließen uns das Schlachtfeld, den Sack und ſogar den Eſel. Trotz unſeres Zorns hatten wir kein Feuer gegeben, und das war unſer Glück, denn man tödtet einen guten Muſelmann nicht ungeſtraft, und es koſtet ſchon ein Gräuliches, wenn man ihn nur durchwallt.

„Als ich mein Blut ein wenig abgewiſcht hatte, war, wie Sie wohl denken können, unſere erſte Sorge, zu dem Sack zu gehen und ihn zu öffnen. Wir fanden darin eine ziemlich hübſche Frau, etwas wohlbeleibt, mit ſchönen ſchwarzen Haaren, die ſtatt aller Kleidungsſtücke ein blaues Wollenhemd anhatte, das nicht ganz ſo durchſichtig war, als die Schärpe der Frau von Chaverny.

„Sie entſchlüpfte leicht aus dem Sack und richtete, ohne ſehr verlegen zu ſcheinen, eine wahrſcheinlich ſehr emphatiſche Rede an uns; aber wir verſtanden kein Wort. Hernach küßte ſie mir die Hand. Dieß iſt das einzige Mal, meine Damen, daß mir ein Frauenzimmer dieſe Ehre erwies.

„Uebrigens waren wir jetzt wieder kalten Blutes geworden. Wir ſahen unſern Dragman ſich, gleich einem Verzweifelten, die Haare ausraufen. Ich verband mir den Kopf, ſo gut es

gehen möchte, mit einem Taſchentuch. Tyrrel ſagte: „Was Teufels fangen wir mit dieſem Weibe an? Wenn wir hier bleiben, ſo wird bald der Ehemann mit verſtärkter Macht erſcheinen und uns niederwerfen; wenn wir in dieſem ſchönen Aufzug mit ihr nach Larnaca zurückkehren, ſo wird uns die Canaille unfehlbar ſteinigen.“ Von allen dieſen Vorſtellungen in Verlegenheit gebracht und wieder im Beſitze ſeines brittiſchen Phlegma's, rief Tyrrel nach einer Pauſe aus: „Welche wahnwitzige Idee hatten Sie, heute zeichnen zu gehen!“ Sein Ausruf brachte mich zum Lachen, und die Frau, welche natürlich nichts verſtand, fiel in mein Lachen ein.

„Aber es mußte ein Entſchluß gefaßt werden. Ich dachte, das Beſte, was wir thun könnten, ſey, uns unter den Schutz des franzöſiſchen Viceconſuls zu ſtellen; aber das Schwerſte war, nach Larnaca zurückzukehren. Der Tag neigte ſich zu Ende, und das war ein glücklicher Umſtand für uns. Unſer Türke ließ uns einen großen Umweg machen, und wir gelangten, Dank der Nacht und dieſer Vorſicht, ohne Beſchwerde zum Hauſe des Conſuls außerhalb der Stadt. Ich vergaß, Ihnen zu ſagen, daß wir aus dem Sack und dem Turban unſeres Dolmetſchers einen beinahe anſtändigen Anzug für das geretirete Frauenzimmer herausgekünſtelt hatten.

„Der Conſul empfieng uns ſehr ſchlecht, ſagte uns, wir ſeyen Narren, man müſſe die Sitten und Gebräuche des Landes, worin man reiſe, ehren und den Finger nicht zwiſchen Stamm und Rinde ſtecken. Kurz, er ſchmälte uns alles Ernſtes aus; auch hatte er recht, denn was wir gethan, war hinreichend, um einen heftigen Auflauf zu veranlaſſen, wobei kein Franken-Leben auf der ganzen Inſel Cypern ſicher geweſen wäre.

„Seine Frau war menſchenfreundlicher; ſie hatte viele Romane geleſen und fand unſer Betragen ſehr edelmüthig. In der That, wir hatten uns als Romanhelden benommen. Die vortreffliche Dame war zugleich eine ſehr fromme Chriſtin; ſie

dachte, die Ungläubige, welche wir ihr gebracht, leicht zu bekehren; diese Bekehrung würde dann im Moniteur stehen, und ihr Gemahl zum General-Conſul befördert werden. Dieſer ganze Plan ſprang in einem Augenblick aus ihrem Haupte hervor. Sie küßte das türkiſche Weib, gab ihr ein Kleid, tadelte den Viceconſul wegen ſeiner Grauſamkeit und ſchickte ihn zu dem Paſcha, um die Angelegenheit in's Reine zu bringen.

„Der Paſcha tobte vor Zorn und Grimm. Der eiferſüchtige Gemahl war eine wichtige Perſon und ſpie Feuer und Flammen. Es ſey eine Abſcheulichkeit, rief er, daß Chriſtenhunde einen Mann, wie er, verhindern, ſeine Sklavin in's Meer zu werfen. Der Viceconſul war in tiefſter Verlegenheit: er redete viel von dem König, ſeinem Herrn, und noch mehr von einer Fregatte mit ſechzig Kanonen, die in den Gewäſſern von Larnaca erſchienen ſey. Der Beweis jedoch, welcher am meiſten wirkte, war der Vorſchlag in unſerem Namen, die Sklavin nach ihrem gerechten Preiſe zu bezahlen.

„Ach! wenn Sie wüßten, was der gerechte Preis einer Türkin iſt! Man mußte den Ehemann zahlen, den Paſcha zahlen, den Eſeltreiber zahlen, welchem Tyrrel zwei Zähne eingeſchlagen hatte, für den Skandal zahlen, für Alles zahlen. Wie oft rief Tyrrel ſchmerzlich aus: „Warum in's Teufels Namen an den Meeresſtrand zeichnen gehen!“

„Welches Abenteuer, mein armer Darcy!“ rief Madame Lambert: alſo daher haben Sie dieſe furchtbare Narbe erhalten? Bitte, ſtreichen Sie doch Ihre Haare zurück! Es iſt wahrlich ein Wunder, daß er Ihnen den Kopf nicht geſpalten hat!“

„Julie hatte während der ganzen Erzählung kein Auge von der Stirne des Berichterſtatters weggewendet; endlich fragte ſie mit ſchüchterner Stimme: „Was wurde aus der Frau?“

„Juſt das iſt die Parthie der Geſchichte, welche ich nicht gar gerne mittheile. Der weitere Verlauf des Abenteuers wird

ſo traurig für mich, daß man ſich zur Stunde, wo ich mit Ihnen rede, immer noch über unſer ritterhaftes Abenteuer luſtig gemacht."

„War ſie hübſch, dieſe Frau?" fragte Frau v. Chaverny, leicht erröthend.

„Wie dieß sie?" fragte Madame Lambert.

„Sie dieß Gmineh. — Hübſch? . . . Ja, ſie war ziemlich hübſch, aber zu dick und nach Landesbrauch zu ſehr mit Schminke verkleiſtert. Man bedarf einer langen Angewöhnung, um die Reize einer türkiſchen Schönheit billig zu würdigen."

„Gmineh wurde alſo in dem Hauſe des Vicecenſuls untergebracht. Sie war ans Plaudern und ſagte zu Madame G***, der Gemahlin des Vicecenſuls, ſie ſey die Tochter des Fürſten. In dieſem Lande iſt jeder Dreck, der zehn andere Spitzbuben commandirt, ein Fürſt. Man behandelte ſie demnach als Prinzeſſin: ſie ſpeiſete an der Tafel, aß für Vier und wenn man ihr von Religion ſprach, ſchlief ſie regelmäßig ein. So ging es eine Zeit lang fort. Endlich beſtimmte man den Tag zur Taufe. Madame G*** ernannte ſich zur Pathin und wünſchte, daß ich Pathe mit ihr werde. Da galt es, Leckerbiſſen, Geſchenke und was dergleichen mehr iſt, anzuſchaffen! . . . Es ſtand geſchrieben, daß dieſe verfluchte Gmineh mich ruiniren ſollte. Madame G*** behauptete, Gmineh liebe mich mehr als Tyrrel, weil ſie mir beim Anbieten von Kaffee ſtets welchen auf die Kleider goß. Ich bereitete mich auf dieſe Taufe mit ächt evangeliſcher Salbung vor, als am Abend vor der Ceremonie die ſchöne Gmineh verſchwand. Soll ich Ihnen Alles ſagen? Der Vicecenſul hatte zum Koch einen Mingrelier, gewiß einen großen Lumpenhund, der aber einen vortrefflichen Pilaf bereitete. Dieſer Mingrelier hatte Gmineh gefallen, welche ohne Zweifel in ihrer Manier patriotiſche Gefühle hegte. Er entführte ſie und zugleich eine ziemlich ſtarke Summe dem Herrn G***, der ihn niemals wieder auffinden konnte. So war der Conſul um ſein Geld, ſeine Gemahlin um das ſchöne Pathengeſchenk, das ſie

Gunſt gegeben, und ich um meine Handſchuhe und Leckerbiſſen betrogen, die Hiebe, welche ich empfangen, nicht einmal gerechnet. Das Schlimmſte iſt, daß man mich für das Abenteuer einigermaßen verantwortlich machte. Man behauptete, ich hätte dieſes niederträchtige Weib befreit, die ich in Meeresgrund wünſche, weil ſie meinen Freunden ſo viel Unannehmlichkeiten gemacht hat. Tyrrel wußte ſich aus der Geſchichte zu ziehen; er galt als Opfer, während er doch die Schuld des ganzen Durcheinanders trug, und ich mußte den Ruf eines Don Quixote und dieſe Narbe behalten, welche meinen Erfolgen vielen Eintrag thut."

Nach Erzählung der Geſchichte kehrte man in den Salen zurück. Darcy redete noch einige Zeit mit Frau v. Chaverny, dann mußte er ſie verlaſſen, weil ihm ein in der National-Oekonomie ſehr geſchickter junger Mann vorgeſtellt wurde, der auf eine Deputirtenſtelle ſtudirte und ſtatiſtiſche Notizen über die ottomaniſche Pforte begehrte.

10.

Julie blickte, ſeit Darcy von ihr weggegangen, oft nach der Pendeluhr. Zerſtreut hörte ſie Châteaufort an, und unwillführlich ſuchten ihre Augen Darcy, der ſich am andern Ende des Saals unterhielt. Bisweilen warf er, mitten in ſeiner Unterredung mit dem Freunde der Statiſtik, ein Auge auf ſie herüber, und ſie konnte dieſen durchdringenden, wenn auch ruhigen Blick nicht aushalten. Sie fühlte, daß er bereits eine außerordentliche Herrſchaft über ſie gewonnen habe, und daß ſie keinen Verſuch mehr machte, ſich derſelben zu entziehen.

Endlich ließ ſie ihren Wagen vorfahren, und, ſey's nun Abſicht, ſey's Zerſtreutheit, ſie ſah dabei Darcy mit einem Blicke an, der ſagen wollte: „Wir haben eine halbe Stunde vergeudet, die wir hätten miteinander verleben können." Der Wagen ſtand bereit. Darcy redete noch immer fort, obwohl ſichtlich ermüdet

und gelangweilt durch den Frager, der ihn nicht losließ. Julie ſtand langſam auf, drückte Madame Lambert die Hand, dann gieng ſie nach der Saalthüre, erſtaunt und beinahe geärgert, daß Darcy ſich nicht vom Platze rührte. Châteaufort war neben ihr; er bot ihr ſeinen Arm, den ſie maſchinenartig annahm, ohne auf ihn zu hören und ſchier ohne ſeine Anweſenheit gewahr zu werden. Sie wandelte durch die Vorhalle, begleitet von Madame Lambert und einigen andern Perſonen, die ſie bis zum Wagen führten. Darcy war in dem Saale geblieben. Als ſie in ihrer Kaleſche ſaß, fragte Châteaufort lächelnd, ob ſie ſich ganz allein des Nachts auf offener Straße nicht fürchte? und fügte bei, er werde ihr in ſeinem Tilbury auf dem Fuße folgen, ſobald der Major Perrin ſeine Partie Billard beendigt habe. Die ganz in Gedanken verſunkene Julie wurde durch den Ton ſeiner Stimme wieder zu ſich ſelbſt gebracht; verſtanden aber hatte ſie nichts. Sie that, was jede andere Frau in gleicher Lage auch gethan hätte, ſie lächelte. Sodann verneigte ſie ſich zum Abſchied gegen die im Vorhof verſammelten Perſonen und flog im Galopp davon.

Aber juſt in dem Moment, wo der Wagen angezogen wurde, hatte ſie geſehen, wie Darcy blaß, mit trauriger Miene und auf ſie in einer Weiſe gehefteten Augen, als ob er einen beſondern Abſchied heiſchte, aus dem Saale heraustrat. Sie fuhr weg mit dem Bedauern, daß ſie ihm nicht noch beſonders habe zuwinken können, und dachte ſogar, er werde deßhalb gekränkt ſeyn. Schon hatte ſie vergeſſen, daß er einem Andern die Bemühung, ſie an ihren Wagen zu begleiten, überlaſſen hatte; jetzt war alles Unrecht auf ihrer Seite und ſie klagte ſich deſſelben als eines großen Verbrechens an. Die Gefühle, welche ſie einige Jahre zuvor, nach jenem Abend, wo ſie falſch ſang, für Darcy empfunden, waren weit weniger lebhaft, als diejenigen, welche ſie heute mit ſich nahm. Und dieß zwar nicht bloß darum, weil der Zuwachs an Jahren ihre Eindrucksfähigkeit geſteigert hatte, ſondern

hauptsächlich, weil sich die Eindrücke entgegengesetzter Natur mit dem ganzen Gewicht ihres Zorns gegen ihren Mann verstärkten. Vielleicht auch daß die leichte Neigung für den jetzt gänzlich vergessenen Châteaufort, welche sie sich zuvor gestattete, eine Vorbereitung für ihr Gemüth war, um sich ohne allzu große Gewissensbisse dem weit lebhafteren Gefühle, das sie zu Darcy hinzog, zu überlassen.

Was ihn betrifft, so waren seine Gedanken weit ruhigerer Natur. Mit Vergnügen hatte er eine hübsche Frau wiedergefunden, die ihm glückliche Erinnerungen zurückrief, und deren Bekanntschaft ihm wahrscheinlich für den Winter, den er in Paris zubringen mußte, angenehm seyn würde. Sobald sie aber nicht mehr leibhaftig vor seinen Augen stand, blieb für ihn höchstens das Andenken einiger behaglich verflossenen Stunden zurück, ein Andenken, dessen Süßigkeit ihm erst noch durch die Aussicht, spät zu Bette zu kommen und zuvor noch vier Stunden machen zu müssen, verbittert ward. Lassen wir ihn sammt seinen prosaischen Vorstellungen sich sorgfältig in seinen Mantel wickeln, ganz schräge und bequem in seinem gemietheten Coupé ausdehnen und seine Gedanken von dem Salon der Mad. Lambert nach Constantinopel, von Constantinopel nach Corfu und von Corfu in einen Halbschlaf sich verlieren.

Lieber Leser, ist's gefällig, so folgen wir der Frau v. Chaverny!

11.

Als Frau v. Chaverny das Schloß der Mad. Lambert verließ, war die Nacht entsetzlich finster, die Atmosphäre schwer und erstickend; von Zeit zu Zeit zeichneten Blitze, welche über die Landschaft hinzuckten, schwarze Baum-Silhouetten auf einen zitronengelben Grund. Nach jedem Wetterleuchten schien die Dunkelheit sich zu verdoppeln, und der Kutscher konnte nicht einmal den Kopf seiner Pferde sehen. Bald brach ein hef-

tiges Gewitter aus. Der Regen, welcher zuerst in dicken, doch spärlichen Tropfen fiel, verwandelte sich plötzlich in eine wahre Sündfluth. Der Himmel stand auf allen Seiten in Flammen und seine Artillerie fieng ganz betäubend zu spielen an. Die erschreckten Pferde schnaubten stark und bäumten sich, statt weiter zu laufen: aber der Kutscher hatte sich nichts abgehen lassen, sein dicker Mantel und zumal der getrunkene Wein benahmen ihm alle Furcht vor Regen und schlechten Wegen. Er peitschte die armen Thiere nachdrücklich und war eben so unerschrocken, als Cäsar im Sturme, da er zu seinem Steuermanne sprach: „Du trägst Cäsar und sein Glück!“

Frau v. Chaverny, welche den Donner nicht fürchtete, verhielt sich gleichgültig gegen das Gewitter. Sie wiederholte sich Alles, was Darcy zu ihr gesagt, und bereute, ihm nicht Vieles vertraut zu haben, was sie ihm hätte vertrauen dürfen, als sie in ihren Betrachtungen plötzlich durch einen gewaltigen Stoß, den ihr Wagen erhielt, unterbrochen ward: zugleich flogen die Fenster in Splitter, ein unheilverkündendes Krachen wurde vernehmlich: die Kalesche lag in einem Graben. Julie kam mit dem Schrecken davon. Aber der Regen hörte nicht auf; ein Rad war gebrochen; die Laternen brannten nicht mehr und man sah rings umher kein Haus, in dem man hätte eine Zuflucht suchen können. Der Kutscher fluchte, der Jäger wünschte den Kutscher zum Teufel und lästerte über sein Ungeschicklichkeit. Julie blieb in ihrem Wagen liegen und fragte, wie man nach P. zurückkehren könnte, oder was man zu thun hätte; aber auf jede Frage erhielt sie die verzweifelnde Antwort: „es ist unmöglich!“

Inzwischen hörte man von Ferne das dumpfe Rollen eines herankahrenden Gefährts. Bald erkannte der Kutscher der Frau v. Chaverny, zu seiner großen Genugthuung, einen seiner Collegen, mit welchem er den Grund zu einer zärtlichen Freundschaft

in der Küche der Mad. Lambert gelegt hatte; er schrie ihm zu, daß er anhalten solle.

Der Wagen hielt; und kaum war der Namen Frau v. Chaverny's ausgesprochen, als ein in dem Coupé befindlicher junger Mann selbst den Schlag öffnete und mit dem Ausruf: „Ist sie verwundet?“ mit einem Sprung an Juliens Kalesche stürzte. Sie hatte Darcy erkannt: sie erwartete ihn.

Ihre Hände begegneten einander in der Dunkelheit, und Darcy glaubte zu fühlen, daß Frau v. Chaverny die seinige drückte; aber es geschah wahrscheinlich unter dem Eindruck der Angst. Nach einigen Fragen bot Darcy natürlich seinen Wagen an. Julie antwortete anfänglich nichts, denn sie war sehr unentschlossen, was sie thun sollte. Einestheils bedachte sie, daß sie drei bis vier Stunden unter vier Augen mit einem jungen Manne zubringen müßte, wenn sie nach Paris fahren wollte; anderntheils zitterte sie bei der Vorstellung, in's Schloß der Mad. Lambert zurückzukehren und deren Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, weil sie dort ihren romantischen Unfern mit dem umgeworfenen Wagen und den von Darcy erhaltenen Beistand erzählen mußte. Wieder zu erscheinen in dem Salon während der Whist-Partie, gerettet von Darcy, wie das türkische Weib . . . dieser Gedanke war ihr unerträglich. Aber dagegen drei lange Stunden nach Paris allein mit ihm . . . . Derweil sie so unentschieden schwankte und auf ziemlich linkische Weise einige gewöhnliche Redensarten über Belästigung, welche sie mache, hervorstammelte, sagte Darcy, der in ihrem Herzensgrund zu lesen schien, kalt: — „Nehmen Sie meinen Wagen, Madame; ich werde in dem Ihrigen bleiben, bis Jemand nach Paris vorüberfährt.“ Julie, welche allzu große Sprödigkeit gezeigt zu haben fürchtete, nahm schnell das erste Anerbieten Darcy's an, und nicht das zweite. Und da ihr Entschluß so urplötzlich gewesen, so hatte sie nicht Zeit zur Lösung der wichtigen Frage, ob man nach P... oder nach Paris fahren sollte. Sie

befand ſich bereits in Darcy's Coupé, eingehüllt in ſeinen, ihr ſchleunig angebotenen Mantel, und die Pferde trabten raſch nach Paris zu, ehe ſie daran gedacht hatte, zu beſtimmen, wohin ſie fahren wollte. Ihr Betreuter hatte die Wahl für ſie getroffen, indem er dem Kutſcher die Straße und Hausnummer ſeiner Gebieterin in Paris bezeichnete.

Beim Beginn der Unterhaltung waren beide Theile verlegen. Darcy faßte ſich kurz, und ſein Ton ſchien ein wenig üble Laune anzudeuten. Julie ſtellte ſich vor, ihre Unentſchloſſenheit habe ihn vor den Kopf geſtoßen und er halte ſie für eine lächerliche Sprödе. So rieſengroß war ſchon der Einfluß dieſes Mannes auf ſie, daß ſie ſich im Innern lebhafte Vorwürfe machte und nur noch darauf dachte, ihm die üble Laune, welche er zeigte, zu nehmen. Darcy's Anzug war durchnäßt; ſie bemerkte es, zog augenblicklich ihren Mantel aus und verlangte, daß er ſich damit bedecke. Jetzt folgte ein Kampf der Großmuth, deſſen Ergebniß war, daß man den Streitgegenſtand halbirte und Jedes ſeinen Theil an dem Mantel nahm. Eine ungeheure Unvorſichtigkeit, die ſie nicht begangen hätte ohne jene kurze Zögerung, welche ſie vergeſſen machen wollte.

Sie ſaßen ſo nahe beiſammen, daß Juliens Wange den warmen Odem Darcy's fühlen konnte. Die Stöße des Wagens brachten ſie bisweilen noch näher an einander.

„Dieſer Mantel, der uns beide umhüllt," ſagte Darcy, „erinnert mich an die Zeit unſerer kindlichen Spiele. Denken Sie noch daran, daß Sie meine Virginie waren, als wir uns beide in die Mantille Ihrer Großmutter vermummten?"

„Ja, und an die Strafpredigt, die ſie mir bei dieſer Gelegenheit hielt."

„Ach!" rief Darcy aus, „welch' glückliche Zeit war das! wie oft habe ich mit Trauer und Freude unſerer ſelig verlebten Abende in der Straße Bellechaſſe gedacht! Erinnern Sie ſich noch der ſchönen Geyer-Flügel, die man Ihnen mit Roſabän-

dern an die Schultern befeſtigt, und des Goldpapier-Schnabels, den ich für Sie mit ſo viel Kunſt gefertigt hatte?"

„Ja," antwortete Julie, „Sie waren Prometheus, und ich der Geyer. Aber welches Gedächtniß haben Sie! Wie konnten Sie alle dieſe Kindereien behalten? Denn es iſt gar lange her, ſeit wir uns geſehen."

„Verlangen Sie ein Kompliment von mir?" ſagte Darcy lächelnd und ſich vorbeugend, um ihr in's Geſicht zu ſehen. Dann fuhr er ernſthafter fort: „Wahrlich, es iſt nichts Außerordentliches, daß ich das Andenken der glücklichſten Stunden meines Lebens bewahrt habe."

„Welches Talent hatten Sie nicht für Charaden?" .... unterbrach ihn Julie, aus Furcht, das Geſpräch möchte eine zu ſentimentale Wendung nehmen.

„Soll ich Ihnen eine weitere Gedächtniß-Probe ablegen?" fiel Darcy ein. „Erinnern Sie ſich unſers Allianz-Vertrags im Hauſe der Mad. Lambert? Wir hatten uns verſprochen, über alle Welt zu läſtern, dagegen aber uns gegenſeitig zu vertheidigen gegen alle Welt ... Doch unſer Vertrag hatte das Schickſal der meiſten Verträge: er blieb unvollzogen."

„Wie können Sie das behaupten?"

„Mein Gott! ich ſtelle mir vor, daß Sie nicht oft Gelegenheit fanden, mich zu vertheidigen; denn nachdem ich einmal von Paris weg war, welcher Langweiler hätte ſich da mit mir beſchäftigt?"

„Sie zu vertheidigen? Nein; aber über Sie mit Ihren Freunden zu reden ..."

„Oh! meine Freunde!" rief Darcy mit bitterem Lächeln aus, „ich hatte in jener Epoche keine, wenigſtens keine, die Sie kannten. Die jungen Männer, welche in Ihrer Frau Mutter Haus kamen, haßten mich, ich weiß nicht warum; und was die Damen betrifft, ſo dachten ſie wenig an den armen Attaché beim Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten."

„Weil Sie ſich nicht mit ihnen abgaben.“

„Das iſt wahr. Nie kannte ich den Liebenswürdigen bei Perſonen machen, die ich nicht liebte.“

Hätte die Dunkelheit Juliens Züge nicht verborgen, ſo hätte Darcy die lebhafte Röthe ſehen müſſen, welche ſich über dieſelben ergoß, als ſie die letzte Phraſe hörte, der ſie ſogleich einen Sinn unterſchob, an den Darcy vielleicht nicht gedacht hatte.

Wie dem ſey, Julie ließ hiemit die nur allzugut von beiden Seiten aufbewahrten Jugend-Erinnerungen fallen und wollte ihn auf ſeine Reiſen zu ſprechen bringen, in der Hoffnung, daß dieß ihn zu unverfänglichen Erzählungen vermögen werde. Das Mittel gelingt faſt immer bei Reiſenden, zumal bei ſolchen, die ein entferntes Land beſucht haben.

„Wie ſchön iſt Ihre Reiſe!“ ſagte ſie, „und wie ſehr bedauere ich, niemals eine ſolche machen zu können!“

Aber Darcy war nicht mehr in Erzähler-Laune.

„Wer iſt der ſchnurrbärtige junge Mann, der heute Abend mit Ihnen redete?“ fragte er mit einem Mal.

Dießmal erröthete Julie noch ſtärker. — „Es iſt ein Freund meines Manns,“ antwortete ſie, „ein Offizier von ſeinem Regiment . . .“

„Man ſagt,“ fuhr ſie fort, ohne ihr morgenländiſches Thema fallen laſſen zu wollen, „daß Perſonen, die dieſen blauen orientaliſchen Himmel geſehen haben, nirgend anderswo mehr leben können.“

„Er hat mir entſetzlich mißfallen, ich weiß nicht warum . . . Ich rede von dem Freunde Ihres Mannes, nicht von dem blauen Himmel . . . Was dieſen blauen Himmel betrifft, Madame, ſo behüte Sie Gott davor! Man ſieht ſich am Ende ſo ſatt daran, nämlich an ſeinem ewigen Einerlei, daß man einen ſchmutzigen Pariſer Nebel als das ſchönſte Schauſpiel bewundern würde! Nichts foltert, Sie dürfen mir glauben, die Nerven ſo ſehr, als dieſer

blaue Himmel, der gestern blau war und morgen blau seyn wird. Wenn Sie wüßten, mit welcher Ungeduld, welcher stets neuen Spannung man eine Wolke hofft, erwartet!"

„Und doch sind Sie sehr lange unter diesem blauen Himmel geblieben."

„Aber, Madame, anders zu thun, wäre mir ziemlich schwer geworden. Hätte ich nur meiner Neigung folgen dürfen, so wäre ich gar schnell in die Nachbarschaft der Straße Bellechasse zurückgekehrt, nach Befriedigung der kleinen Neugierde, welche die Sonderbarkeiten des Morgenlandes nothwendig erregen müssen."

„Ich glaube, mancher Reisende würde das Gleiche sagen, wenn er so aufrichtig wäre, wie Sie .... Wie bringt man in Constantinopel und anderen Städten des Orients seine Zeit zu?"

„Dort, wie überall, gibt es verschiedene Arten, die Zeit todtzuschlagen. Die Engländer trinken, die Franzosen spielen, die Deutschen rauchen, und einige geistreiche Leute lassen, um eine Abwechslung in ihre Vergnügungen zu bringen, Flintenschüsse auf sich abfeuern, wenn sie auf die Dächer steigen, um die Frauen des Landes zu lorgniren."

„Diese letzte Beschäftigung war es ohne Zweifel, welcher Sie den Vorzug gaben?"

„Mit nichten. Ich studirte das Türkische und Griechische, wodurch ich grundlächerlich wurde. Wenn ich mit den Dragomans der Gesandtschaft fertig war, zeichnete ich, galloppirte zu den „süßen Wassern," und dann wandelte ich am Seestrande auf und ab, zu sehen, ob nicht irgend ein Menschen-Gesicht von Frankreich oder anderswoher komme."

„Es mußte ein großes Vergnügen für Sie seyn, einen Franzosen in so großer Entfernung von Frankreich zu sehen?"

„Ja: doch die Freuden waren sparsam zugemessen: das waren meistens Quincaillerie- und Kaschemir-Händler, oder, was noch schlimmer ist, junge Poeten, welche, sobald sie von ferne Jemand sahen, der zur Gesandtschaft gehörte, ihm zu-

ſchrieen: Führen Sie mich zu den Ruinen, führen Sie mich in die Sophien-Kirche, führen Sie mich auf's Gebirge, zum Lazur-Meer! Ich will die Orte ſehen, wo Hero ſeufzte! — Dann, wenn ſie einen guten Sonnenſtich bekommen, ſchließen ſie ſich in ihr Zimmer ein und wollen nichts mehr ſehen, als die letzten Nummern des Conſtitutionnel."

„Sie malen, nach Ihrer alten Gewohnheit, Alles in's Schwarze. Wiſſen Sie, daß Sie ungebeſſert blieben? Denn immer ſind Sie noch der gleiche Spötter."

„Antworten Sie mir, Madame, ob es einem Verdammten, der in ſeinem Teufe ſiedet, nicht zu verzeihen iſt, wenn er ſich ein wenig an ſeinen bratenden Kameraden ergötzt? Auf Ehre! Sie wiſſen nicht, wie elend das Leben iſt, das wir führen müſſen. Wir Geſandtſchafts-Sekretäre gleichen den Schwalben, welche niemals eine dauernde Stätte nehmen. Für uns gibt es keinen der herzinnigen Bezüge, welche das Glück des Lebens ausmachen ... wie mir ſcheint. (Dieſe letzten Worte ſagte er mit ſeltſamer Betonung, indem er ſich Julien näherte.) Seit ſechs Jahren habe ich Niemand gefunden, mit dem ich hätte meine Gedanken austauſchen können."

„Sie hatten alſo dort keine Freunde?"

„Eben erklärte ich Ihnen, daß es unmöglich iſt, im fremden Lande Einen zu haben. In Frankreich hatte ich zwei zurückgelaſſen. Einer iſt geſtorben; der Andere befindet ſich gegenwärtig in Amerika, von wo er erſt in einigen Jahren zurückkommt, wenn ihn das gelbe Fieber nicht ... behält."

„Alſo ſind Sie einſam? ..."

„Ganz und gar."

„Und die Geſellſchaft der Damen, wie iſt es mit dieſer im Orient? Bietet ſie Ihnen nicht einige Zerſtreuung?"

„Oh! was das betrifft, ſo iſt es damit am ſchlechteſten beſtellt. An die türkiſchen Frauen darf man nicht einmal denken. Von den Griechinnen und Armenierinnen iſt das Beſte,

was man zu ihrem Lobe sagen kann, daß sie sehr hübsch sind. Von den Gemahlinnen der Consuln und Gesandten lassen Sie mich schweigen! Das ist eine diplomatische Frage; und wenn ich darüber sagte, was ich denke, so könnte ich mir bei den auswärtigen Angelegenheiten Schaden thun.

„Sie scheinen Ihre Laufbahn nicht sehr zu lieben. Früher sehnten Sie sich so sehr, in die Diplomatie einzutreten!“

„Ich kannte das Handwerk noch nicht. Jetzt möchte ich lieber Kothinspektor von Paris seyn!“

„Ach! mein Gott, wie mögen Sie so reden? Paris! der mißliebigste Aufenthalt von der Welt!“

„Lästern Sie nicht! Ich möchte Ihre Palinodie in Neapel hören, wenn Sie sich nur zwei Jahre in Italien aufgehalten hätten.“

„Neapel! dahin sehnte ich mich am allermeisten!“ antwortete sie seufzend... „vorausgesetzt, daß meine Freunde mit mir wären.“

„Oh! unter dieser Bedingung machte ich die Reise um die Welt! Reisen mit seinen Freunden! das ist gerade, als ob man in seinem Salon bliebe, während die Welt an den Fenstern vorüberzöge, wie in einem abrollenden Panorama.“

„Nun! wenn das zu viel verlangen heißt, so würde ich mich mit einem... mit nur zwei Freunden begnügen.“

„Ich meinerseits bin nicht so anspruchsvoll; ich möchte nur Einen, oder Eine,“ fügte er lächelnd bei... „Aber dieses Glück blühte mir niemals... und wird mir niemals blühen,“ setzte er seufzend hinzu. Dann fuhr er heiterer fort: „In der That, ich habe immer Unglück gehabt. In meinem ganzen Leben habe ich nur zweierlei lebhaft gewünscht, und doch nicht erlangen können!“

„Was denn?“

„Oh! nichts Uebertriebenes. Zum Beispiel, ich sehnte mich leidenschaftlich, mit einer gewissen Person walzen zu können...

Ich ſtudirte den Walzer von Grund aus. Ganze Monate lang übte ich mich, allein, mit einem Stuhl in den Händen, um den unausbleiblichen Schwindel zu überwinden; und als ich der Betäubung endlich Meiſter geworden war…"

„Und mit wem wünſchten Sie zu walzen?"

„Wenn ich Ihnen nun antwortete: mit Ihnen?… Und nachdem ich mit unſäglicher Mühe ein vollkommener Walzertänzer geworden, da verbot Ihre Großmutter, welche einen janſeniſtiſchen Beichtvater genommen hatte, das Walzen durch einen Tagsbefehl, der mir noch auf dem Herzen liegt."

„Und Ihr zweiter Wunſch?…" fragte Julie ſehr verwirrt.

„Mein zweiter Wunſch… ich gebe Ihnen denſelben preis: Ich hätte mögen, es war zu viel verlangt von mir, ich hätte mögen geliebt werden… aber geliebt… vor dem Walzen wünſchte ich das, ich folge der chronologiſchen Ordnung nicht…. ich hätte, ſage ich, geliebt werden mögen von einem weiblichen Weſen, das mich einem Ball — dem gefährlichſten aller Nebenbuhler — vorgezogen hätte; von einem weiblichen Weſen, das ich mit beſchmutzten Stiefeln in dem Augenblicke hätte beſuchen dürfen, wo es auf einen Ball zu fahren im Begriff war. Das trotz Schmuck und vollſtändiger Toilette zu mir geſagt hätte: Bleiben wir hier beiſammen! Aber das war Narrheit. Man muß nur nach Möglichem trachten."

„Wie böſartig Sie ſind! Immer Ihre ironiſchen Bemerkungen! Nichts findet Gnade vor Ihren Augen. Sie ſind immer noch unbarmherzig gegen die Frauen."

„Ich? Gott behüte mich! Mir ſelber vielmehr ſage ich Uebles nach. Heißt das die Frauen verläumden, wenn ich behaupte, ſie ziehen eine angenehme Abendgeſellſchaft… einem Zuſammenſeyn unter vier Augen mit mir vor?"

„Ein Ball!…. eine Toilette!…. Ach! mein Gott!… wer liebt ſolche Dinge jetzt?…." Dieß war keine Antwort auf

Darcy's Worte; sie glaubte seinen Gedanken zu vernehmen, und die arme Frau vernahm nur ihr eigenes Herz.

„Um auf Ball und Toilette zu kommen, wie Schade, daß wir nicht mehr Karneval haben! Ich habe ein griechisches Frauenkostüm mitgebracht, das reizend ist und Ihnen zum Entzücken stünde."

„Sie müssen mir eine Zeichnung davon für mein Album anfertigen."

„Sehr gerne. Sie werden sehen, welche Fortschritte ich gemacht habe seit der Zeit, daß ich auf den Theetisch Ihrer Frau Mutter Figuren kreidelte. — Apropos! Madame, ich muß Ihnen gratuliren; man benachrichtigte mich heute Morgen auf dem Ministerium, daß Herr v. Chaverny demnächst zum Kammerherrn ernannt werden werde. Das hat mich sehr gefreut."

Julie bebte unwillkührlich zusammen.

Darcy fuhr fort, ohne ihre Bewegung zu bemerken:

„Erlauben Sie mir, schon jetzt um Ihre Protektion zu bitten... Eigentlich aber bin ich mit Ihrer neuen Würde nicht recht zufrieden. Ich fürchte, Sie möchten den Sommer über in St. Cloud wohnen müssen, und dann hätte ich weniger oft das Vergnügen, Sie zu sehen."

„Nie werde ich nach St. Cloud ziehen!" sagte Julie mit sehr erregter Stimme.

„Oh! desto besser; denn sehen Sie, Paris ist ein Paradies, das man niemals verlassen muß, es sey denn, um von Zeit zu Zeit bei Madame Lambert eine ländliche Mittagstafel zu genießen unter der Bedingung, daß man am gleichen Abend wieder heimkommt. Wie glücklich sind Sie, Madame, in Paris leben zu können! Ich, der vielleicht nur auf kurze Zeit dort verweilen darf, Sie können sich gar nicht vorstellen, wie glücklich ich mich in der kleinen Wohnung fühle, die mir meine Tante angewiesen hat. Und Sie, man sagte mir, Sie wohnen in der Vorstadt St. Honoré. Man hat mir Ihr Hôtel bezeichnet. Sie

müſſen einen prachtvollen Garten haben, wenn die Baumuth Ihre Alleen nicht ſchon in Baden verwandelt hat."

„Nein, Gott ſey Dank! mein Garten iſt noch unberühret."

„An welchem Tage empfangen Sie Geſellſchaft, Madame?"

„Ich bin beinahe jeden Abend zu Hauſe. Es würde mich unendlich freuen, wenn Sie zuweilen die Güte haben wollten, mich zu beſuchen."

„Sie ſehen, Madame, ich thue, als ob unſere alte Allianz noch beſtünde. Ich lade mich ſelbſt ein, ohne Ceremonien und offizielle Vorladung. Nicht wahr, Sie vergeben mir?... Ich kenne in Paris nur noch Sie und Madame Lambert. Alle Welt hat mich vergeſſen; aber dieſe beiden Häuſer ſind auch die einzigen, nach denen ich in meiner Verbannung mich zurückſehnte. Beſonders ihr Salon muß reizend ſeyn. Sie, die in der Wahl Ihrer Freunde ſo richtigen Takt haben!.... Erinnern Sie ſich noch der Plane, die Sie vereint für die Zeit entwarfen, wo Sie Hausherrin ſeyn würden? Ein für Langweiler unzugänglicher Salon, bisweilen Muſik, immer Unterhaltung, und bis ſpät in die Nacht; keine aufdringliche Leute, eine kleine Anzahl von Perſonen, die einander genau kennen, die folglich nicht zu lügen und Effekt zu machen ſuchen... Dazu noch zwei bis drei geiſtreiche Frauen (und Ihre Freundinnen müſſen das ſeyn): ſo iſt Ihr Haus das anmuthigſte von Paris. Ja, Sie ſind die glücklichſte der Frauen und machen Alle glücklich, die ſich Ihnen nahern!"

Während Darcy redete, dachte Julie, daß ſie dieſes Glück, das er mit ſo glänzenden Farben ausmalte, hätte gewinnen können, wenn ſie einen andern Mann.... Darcy zum Beiſpiel, geheirathet hätte. Als Gegenſatz zu dieſem imaginären, ſo geſchmackvollen, ſo ergötzenden Salon dachte ſie an die langweiligen Gäſte, die Chaverny ihr auf den Hals geladen hatte:... Statt dieſer ſo heitern Geſpräche erinnerte ſie ſich ehelicher Scenen, wie diejenige, die ſie nach P... getrieben hatte....

Kurz, sie sah sich für immer unglücklich, angekettet an das Loos eines Mannes, den sie haßte, den sie verachtete; indeß derjenige, den sie für den liebenswürdigsten in der Welt hielt, derjenige, dem sie so gern ihr Lebensglück anvertraut hätte, ihr für immer ein Fremder bleiben sollte. Ihre Pflicht erheischte, daß sie ihn vermeide, sich von ihm entferne, ... und er war ihr so nahe, daß die Ermel ihres Kleides von seinen Rockschößen gestreift wurden!

Darcy fuhr noch eine Weile fort, die Vergnügungen des Pariser Lebens mit aller der Beredtsamkeit zu schildern, die ihm eine lange Entbehrung einflößte. Julie jedoch fühlte heiße Thränen über ihre Wangen rollen. Sie zitterte vor Angst, Darcy möchte dieselben bemerken, und der Zwang, den sie sich anthat, steigerte noch ihre Rührung. Endlich entfuhr ihr ein Seufzer, und Alles war verloren. Den Kopf in ihre Hände gesenkt, fiel sie, halb erstickt vor Thränen und Schaam, in den Wagen zurück.

Darcy, der an nichts weniger dachte, war sehr erstaunt. Einen Augenblick machte die Verwunderung ihn stumm; aber da das Schluchzen sich verdoppelte, hielt er sich verpflichtet, zu reden und um den Grund dieser plötzlichen Thränen zu fragen.

„Was haben Sie, Madame? Um Gottes Willen, Madame,... antworten Sie mir! Wie geschieht Ihnen?..."

Und da die arme Julie auf alle diese Fragen nur ihr Tuch um so fester auf die Augen drückte, so faßte er ihre Hand, hob sanft das Tuch weg und sprach mit sehr bewegter Stimme, die Julien tief in's Herz drang: „Ich beschwöre Sie, Madame, ich flehe inständig, sagen Sie, was Sie haben! Hätte ich Sie ohne mein Wissen und Wollen beleidigt?... Sie stürzen mich durch Ihr Stillschweigen in Verzweiflung."

„Ach!" rief Julie, die sich nicht mehr bezwingen konnte, „ich bin sehr unglücklich!" Dabei schluchzte sie noch stärker.

„Unglücklich? Wie?... warum?... Was kann Sie unglück-

lich machen? antworten Sie mir!“ Indem er ſo ſprach, drückte er ihr die Hände, und ſein Haupt berührte beinahe das Juliens, welche ſtets weinte, ſtatt zu antworten. Darcy wußte nicht, was er denken ſollte, aber er war durch ihre Thränen gerührt. Auf einmal fühlte er ſich um zehn Jahre jünger, und der Blick in eine Zukunft that ſich ihm auf, wie ſie ſich ſeiner Einbildung noch nicht dargeſtellt hatte: nämlich, daß er von der Rolle des Vertrauten leicht zu einer höheren übergehen könnte.

Da ſie ihm beharrlich nicht antwortete, ſo ließ Darcy, aus Furcht, ſie möchte ſich übel befinden, einen der Wagenfenſter herab, knüpfte die Bänder an Juliens Hut auf, nahm ihr Mantel und Shawl ab. Die Männer ſind bei ſolchen Dienſtleiſtungen linkiſch. Er wollte das Gefährt an einem Orte halten laſſen und rief ſchon dem Kutſcher zurufen, als Julie, ihn am Arme faſſend, inſtändig bat, keinen Aufenthalt zu machen, indem ſie verſicherte, daß es ihr viel beſſer ſey. Sie fuhren ſo denn ununterbrochen in der Richtung nach Paris fort.

„Aber ich bitte Sie ſchlechterdings, meine theure Frau v. Chaveny,“ ſagte Darcy, ihre Hand, die er einen Augenblick hatte fahren laſſen, wieder faſſend; „ich beſchwöre Sie, mir zu ſagen, was Ihnen iſt? Ich fürchte . . . und kann doch nicht begreifen, wie ich ſo unglücklich ſeyn konnte, Ihnen wehe zu thun.“

„Ah! Nicht Sie! Nicht Sie!“ rief Julie, ihm ſchnell die Hand drückend.

„Wohlan! ſo ſagen Sie mir, wer kann Ihnen ſolche Thränen erpreſſen? Reden Sie vertraulich mit mir. Sind wir denn nicht alte Freunde?“ ſagte er lächelnd bei, ſeinerſeits Julien die Hand drückend.

„Sie ſprechen mir von dem Glück, in deſſen Schooße Sie mich wähnen, . . . und dieſes Glück iſt ſo ferne von mir!“

„Wie? haben Sie nicht alle Bedingungen zum Glücke? . . . Sie ſind jung, reich, ſchön . . . Ihr Gemahl nimmt einen ausgezeichneten Rang in der Geſellſchaft ein . . .“

„Ich verabscheue ihn!“ schrie Julie außer sich, „ich verachte ihn!“ Und sie barg ihren Kopf in ihr Schnupftuch, indem sie heftiger schluchzte, als zuvor.

„Oh! Oh!“ dachte Darcy, „das wird sehr wichtig.“ Erfort benützte er geschickt alle Stöße des Wagens, um sich noch enger an die unglückliche Julie hinanzumachen, und flüsterte ihr mit der sanftesten und zärtlichsten Stimme zu: — „Warum aber? warum so ganz darniedergeschlagen? Darf denn ein Wesen, das Sie verachten, so viel Einfluß auf Ihr Leben haben? Warum geben Sie zu, daß er allein Ihr Glück vergiftet, und müssen Sie denn gerade von ihm dieses Glück verlangen?“ Damit küßte er ihr die Fingerspitze; weil sie jedoch ihre Hand augenblicklich mit Schrecken zurückzog, so fürchtete er, zu weit gegangen zu seyn; übrigens entschlossen, ein Ende des Abenteuers zu sehen, sagte er mit einem gar heuchlerischen Seufzer:

„Wie sehr ward ich getäuscht! Als ich Ihre Heirath erfuhr, da glaubte ich, daß Herr v. Chaverny Ihnen wirklich gefiele.“

„Ach! Herr Darcy, Sie haben mich niemals gekannt!“ Der Ton ihrer Stimme sagte deutlich: „Ich habe Sie immer geliebt, und Sie wollten es nur nicht bemerken.“ Die arme Frau glaubte in diesem Augenblicke mit der ehrlichsten Ueberzeugung von der Welt, daß sie während der letztverflossenen sechs Jahre Darcy immer geliebt habe, und zwar mit ebensoviel Liebe, als sie jetzt gerade für ihn empfand.

„Und Sie,“ rief Darcy, leidenschaftlicher werdend, „Sie, Madame, haben Sie denn mich gekannt? Haben Sie jemals meine Gefühle begriffen? Ach! wenn Sie mich besser gekannt hätten, so wären wir ohne Zweifel jetzt Beide glücklich.“

„Wie unglücklich bin ich!“ wiederholte Julie mit überströmenden Thränen, indem sie ihm heftig die Hand drückte.

„Aber wenn Sie mich auch begriffen hätten, Madame,“ sahe Darcy in seiner gewohnten melancholisch-ironischen Manier

fort, „was wäre daraus gefolgt? Ich habe kein Vermögen; das Ihrige war beträchtlich; Ihre Mutter hätte mich mit Verachtung abgewiesen. — Ich war zum Voraus verurtheilt. — Sie selbst, ja Sie, Julie, hätten, bevor eine traurige Erfahrung Ihnen die wahre Quelle des Glückes gewiesen, ohne Zweifel über meine Anmaßung gelacht, und ein hübsch lackirter Wagen mit einer Grafenkrone auf dem Schlag wäre damals höchst wahrscheinlich das sicherste Mittel gewesen, Ihnen zu gefallen."

„O Himmel! und auch Sie? So wird denn Niemand Mitleiden mit mir haben!"

„Verzeihung, theure Julie!" rief er, selbst sehr gerührt, aus. „Flehentlich bitte ich um Verzeihung. Vergessen Sie diese Vorwürfe; nein, nein, ich habe kein Recht zu dergleichen. — Ich bin schuldvoller, als Sie . . . ich wußte Ihren Werth nicht zu schätzen. Ich hielt Sie für schwach, gleich den Frauen der Welt, in der Sie leben; ich zweifelte an Ihrem Muth, theure Julie, und bin grausam dafür gestraft! . . ." Und feurig küßte er ihre Hände, die sie nicht mehr zurückzog. Er wollte sie an seinen Busen drücken . . . Aber Julie stieß ihn mit lebhaftem Schrecken zurück und rückte so weit weg, als die Breite des Wagens es gestattete.

Darauf sagte Darcy mit einer Stimme, deren Milde gerade den Sinn noch schneidender machte: — „Entschuldigen Sie mich, Madame, ich hatte Paris vergessen. Ich erinnere mich jetzt, daß man zwar dort Heirathen eingeht, aber daß man nicht liebt."

„Ach! ja, ich liebe Sie!" schluchzte sie hervor, und ließ ihren Kopf auf Darcy's Schulter sinken. Darcy drückte sie entzückt in seine Arme, indem er den Strom ihrer Thränen durch Küsse hemmen wollte. Noch einmal suchte sie sich seiner Umschlingung zu entziehen, aber dieß war auch ihre letzte, vergebliche Anstrengung. —

12.

Darcy hatte sich über das Wesen seiner Gemüthsbewegung getäuscht: aufrichtig gestanden, er war nicht verliebt. Er hatte ein gutes Glück benützt, das sich ihm an den Kopf zu werfen schien und das wohl verdiente, mit beiden Händen gefaßt zu werden. Außerdem war er, wie alle Männer, weit beredter im Begehren, als im Bedanken. Indeß war er höflich, und die Höflichkeit vermißt oft die Stelle achtungswertherer Gesinnungen. Nachdem alle der erste Augenblick trunkener Seligkeit vorüber war, überhäufte er Julien mit zärtlichen Redensarten, deren Ausdruck ihm unschwer gelang, und die er mit zahlreichen Händeküssen begleitete, welche ihm ebensoviel Worte ersparten. Er sah ohne Bedauern, daß der Wagen schon an den Barrieren war, und schon in wenigen Minuten ihn von seiner Eroberung trennen mußte. Frau v. Chaverny blieb stillschweigend inmitten seiner zärtlichen Betheuerungen; die Niedergeschlagenheit, von der sie überwältigt zu seyn schien, machte die Lage ihres neuen Liebhabers schwierig, und wenn ich den Ausdruck wagen darf, sogar widerwärtig. Unbeweglich saß sie in einer Wagenecke, maschinenmäßig ihren Shawl an die Brust drückend. Sie weinte nicht mehr; ihre Augen waren starr, und als Darcy ihre Hand ergriff, um sie zu küssen, so fiel diese Hand, sobald er sie losgelassen, wie todt auf ihre Kniee herab. Sie redete nicht, hörte kaum; aber eine Menge herzzerreißender Gedanken stellten sich zugleich ihrem Geiste vor, und wenn sie einen ausdrücken wollte, so schloß der andere ihn auf der Stelle den Mund.

Wie wäre es möglich, ein solches Chaos von Gedanken, aber vielmehr von Bildern, die so rasch aufeinander folgten, als die Schläge ihres Herzens, zu schildern! Sie glaubte, in ihre Ohren hinein Worte ohne Verbindung und Zusammenhang, aber alle von entsetzlicher Bedeutung zu hören. Noch am Morgen hatte sie ihren Gatten angeklagt; er war ein Elender in ihren Augen, jetzt fand sie sich noch hundertmal verächtlicher.

Es ſchien ihr, als wäre ihre Schmach eine öffentliche. — Die Maitreſſe des Herzogs von H*** würde ihr nun ihrerſeits den Rücken kehren. — Madame Lambert, alle ihre Freunde würden ſie vor der Thüre abweiſen laſſen — und Darcy? — Liebte er ſie? — Er kannte ſie ja kaum. — Er hatte ſie vergeſſen. — Er hatte ſie nicht einmal ſogleich wiedererkannt. — Vielleicht hatte er ſie ſehr verändert gefunden. — Er war kalt gegen ſie: dieſe Vorausſetzung gab ihr den Gnadenſtoß. Sich einem Manne hingegeben zu haben, der ſie kaum kannte, der ihr keine Liebe, nur Höflichkeit gezeigt hatte! — Unmöglich, daß er ſie liebte. — Sie ſelbſt, liebte ſie ihn denn? — Nein, denn ſie hatte ſich verheirathet, nachdem er kaum abgereiſt war.

Als der Wagen in Paris einfuhr, ſchlugen die Uhren Eins. Um vier Uhr hatte ſie Darcy zum erſten Mal geſehen. Ja, geſehen, — ſie konnte nicht ſagen, wiedergeſehen... ſie hatte ſeine Züge, ſeine Stimme vergeſſen; er war ein Fremder für ſie .. neun Stunden ſpäter war ſie ſeine Geliebte geworden! ... Nur ſo lange hatte er gebraucht, um ſie in ihren eigenen Augen, ſelbſt in den ſeinigen zu entehren ... denn was mußte er von einer ſo ſchwachen Frau denken! Wie ſollte er ſie nicht verachten?

Zuweilen küßte ihr die Sanftheit von Darcy's Stimme, die Zärtlichkeit ſeiner Worte wieder ein wenig Muth ein, dann zwang ſie ſich zu dem Glauben, daß er wirklich die Liebe fühle, von der er ſprach. Sie hatte ſich nicht ſo leicht hingegeben. Dauerte doch ihre Liebe ſchon lange, ſchon ſeitdem Darcy weggereiſet. — Darcy mußte wiſſen, daß ſie ſich nur aus Kummer über ſeinen Abgang verheirathet hatte. — Alles Unrecht war auf Darcy's Seite. — Dennoch hatte ſie ihn während ſeiner langen Abweſenheit immer geliebt, und nach ſeiner Rückkehr war er glücklich geweſen, ſie ſo beſtändig zu finden, als er ſelbſt war. — Die Geradheit ihres Geſtändniſſes — ihre Schwäche ſogar mußte Darcy gefallen, der die Verſtellung verabſcheute. —

über die Unsinnigkeit dieser Trugschlüsse wurde ihr bald klar. — Die tröstenden Gedanken verschwanden und sie blieb eine Beute der Schmach und Verzweiflung.

Einen Augenblick wollte sie ihren Gefühlen Ausdruck geben. Sie hatte sich eben eingebildet, daß sie von der Welt geächtet, von ihrer Familie verlassen sey. Nach einer so unverzeihlichen Beleidigung gegen ihren Gemahl erlaubte ihr der Stolz nicht, ihn wieder zu sehen. „Darcy liebt mich," sagte sie bei sich selbst, „ich kann nur ihn lieben. — Ohne ihn kann ich nicht glücklich seyn. — Ueberall werde ich glücklich seyn mit ihm. Fliehen wir also mit einander an einen sichern Ort, wo ich niemals ein Gesicht sehen kann, das mich errröthen macht. Er nehme mich nach Constantinopel mit . . ."

Darcy war himmelweit entfernt, zu ahnen, was in Juliens Herzen vorging. Eben hatte er bemerkt, daß sie in die von Frau v. Chaverny bewohnte Straße einfuhren und zog seine glacirten Handschuhe mit großer Kaltblütigkeit wieder an.

„Apropos," sagte er, „ich muß Herrn v. Chaverny förmlich vorgestellt werden . . . ich denke, wir sollen bald gute Freunde werden. — Durch Madame Lambert vorgestellt, werde ich in Ihrem Hause auf gutem Fuße stehen. Da er jedoch auf dem Lande ist, kann ich Sie inzwischen besuchen?"

Die Sprache erstarb auf Juliens Lippen; jedes Wort Darcy's war ein Dolchstoß. Wie sollte sie von Flucht, von Entführung mit einem so ruhigen, so kalten Manne reden, der an Nichts weiter dachte, als seine Verbindung für den Sommer auf die bequemste Weise einzurichten? Mit Wuth zerriß sie die goldene Kette, die sie um den Hals trug, und quirlte die Bruchstücke zwischen ihren Fingern. Der Wagen hielt an der Thüre des Hauses, das sie bewohnte. Darcy zeigte sich sehr eifrig, ihr den Shawl auf die Achsel zu legen und den Hut passend herzurichten. Als der Schlag aufgieng, bot er ihr mit der hochachtungsvollsten Miene die Hand, aber Julie schwang sich her-

aus, ohne ſeinen Beiſtand anzunehmen. — „Ich bitte um Erlaubniß, Madame," ſagte er mit einer tiefen Verneigung, „mich nach Ihrem Befinden erkundigen zu dürfen."

„Adieu!" ſagte Julie mit erſtickter Stimme. Darcy ſtieg wieder in ſein Coupé, ließ ſich heimfahren, und pfiff dazu mit der Miene eines Mannes, der mit ſeinem Tagewerk ſehr zufrieden iſt.

13.

Sobald ſich Darcy in ſeinem Junggeſellenzimmer wieder fand, zog er einen türkiſchen Schlafrock und Pantoffeln an, ſtopfte in eine lange Pfeife mit einem boomiſchen Weichſelrohr und einem Mundſtück von weißem Agat, Tabak von Latakieh, und machte ſich das angenehme Geſchäft, den Weihrauch derſelben auf einer großen, mit Marokin überzogenen und federſchwellenden Ottomane ausgeſtreckt, zu koſten. Leuten, die darüber erſtaunen möchten, ihn in einer ſo ordinären Beſchäftigung zu treffen, da er doch jetzt hätte gar poetiſch träumen können, antworte ich, daß eine gute Pfeife zur Traumerei nützlich, ja nothwendig iſt, und daß das wahre Mittel, ein Glück recht zu genießen, in der Verbindung mit noch einem Glücke beſteht. Einer meiner Freunde, ein ſehr gefühlvoller Mann, öffnete nie einen Brief ſeiner Geliebten, bevor er ſeine Cravatte ausgezogen, das Feuer (wenn es im Winter war) angeſchürt, und ſich bequem auf einen Sopha gelegt hatte.

„In der That," ſagte Darcy bei ſich, „ich wäre ein großer Thor geweſen, wenn ich Sir John Tyrrel's Rath befolgt und eine griechiſche Sklavin gekauft hätte, um ſie nach Paris zu bringen. Alle Wetter! das hätte, wie mein Freund Halek-Effendi zu ſagen pflegte, Feigen nach Damaskus tragen heißen. Gott ſey Dank! die Civiliſation hat in meiner Abweſenheit Rieſenſchritte gemacht, und ein Uebermaß von Strenge ſcheint gar nicht obzuwalten ... Der arme Chaverny!... Ei! Ei!

Doch wäre ich vor einigen Jahren reich geweſen, ſo hätte ich Julien geheirathet, und vielleicht hätte dann Charcerny ſie heute Abend heimgeführt. Sollte ich mich jemals verheirathen, ſo werde ich den Wagen meiner Frau oft unterſuchen laſſen, damit ſie keiner irrenden Ritter bedarf, die ſie aus dem Graben ziehen ... Je nun, beſinnen wir uns. Im Ganzen genommen iſt ſie eine ſehr ſchöne Frau, ſie hat Geiſt, und wäre ich nicht ſo alt, als ich bin, ſo könnte ich gar wohl auf den Glauben verfallen, daß ich es meinen großmächtigen Vorzügen verdanke!... Ah! meinen großmächtigen Vorzügen!... Ach! Ach! In einem Monat werden vielleicht meine Vorzüge nicht höher ſtehen, als die des Herrn mit dem Schnurrbart... Zum Henker! wie lieb wäre es mir geweſen, wenn die kleine Naſtaſia, die ich ſo ſehr geliebt habe, hätte leſen und ſchreiben, und mit anſtändigen Leuten anſtändige Redensarten hätte wechſeln können, denn ich glaube, dieſes Weib allein hegte eine innige Neigung für mich... Das arme Kind!...“ Seine Pfeife löſchte aus und er ſchlief bald ein.

14.

Als ſie in ihre Gemächer trat, nahm Frau v. Charcerny alle ihre Kraft zuſammen, um mit einer natürlichen Miene ihrer Kammerjungfer zu ſagen, daß ſie ſie nicht brauche und allein ſeyn wolle. Sobald dieſes Mädchen hinausgegangen war, warf ſie ſich auf ihr Bett, und hier begann ſie noch bitterlicher zu weinen, jetzt, da ſie ſich allein befand, als da Darcy's Gegenwart ſie zu einigem Zwange nöthigte.

Sicherlich hat die Nacht einen großen Einfluß auf die moraliſchen Qualen, wie auf die phyſiſchen Schmerzen. Sie gibt jeder Sache einen traurigen Anſtrich, und die Bilder, welche am Tage uns gleichgültig, oder ſogar lachend erſcheinen würden, beunruhigen oder foltern uns des Nachts gleich Geſpenſtern, welche nur in der Finſterniß Gewalt haben. Während der

Macht verdoppelt, wie es scheint, die Vorstellungskraft ihre Thätigkeit und der Verstand verliert seine Herrschaft. Eine Art innerlicher Phantasmagorie verwirrt und erschreckt uns, ohne daß wir die Kraft hätten, die Ursache unserer Aengsten zu entfernen oder kaltblütig zu untersuchen, was Wirkliches daran sey.

Man stelle sich die arme Julie vor, halb angekleidet auf ihrem Bette liegend, unablässig sich hin und her wendend, bald von glühender Hitze verzehrt, bald von scharfem Froste durchschauert, bei dem leisesten Krachen des Getäfels erbebend und die Schläge ihres Herzens deutlich vernehmend. Von ihrer Lage hatte sie kein Bewußtseyn, als eine unbestimmte Beklemmung, deren Ursache sie vergeblich suchte. Dann durchzuckte die Erinnerung an diesen unheilschwangeren Abend ihren Geist mit Blitzesschnelle, und mit derselben erwachte ein lebhafter, ätzender Schmerz, als ob ein glühendes Eisen in eine vernarbte Wunde gedrückt würde.

Bald betrachtete sie ihre Lampe, mit bieder Aufmerksamkeit jede flackernde Bewegung der Flamme verfolgend, bis die Thränen, welche sich, sie wußte nicht warum, in ihren Augen sammelten, sie verhinderten, das Licht zu sehen. „Wozu diese Thränen?“ fragte sie sich. „Ha! ich bin entehrt!“

Bald zählte sie die Eicheln an ihren Bettvorhängen, aber nie konnte sie die Zahl derselben behalten. „Was ist doch das für ein Wahnwitz?“ dachte sie. „Wahnwitz? — Ja, denn vor einer Stunde habe ich mich wie eine elende Dirne einem Manne hingegeben, den ich nicht kannte.“

Darauf sah sie mit starrem Auge dem Zeiger ihrer Pendeluhr zu, so seelenangstvoll, wie ein Verurtheilter, dessen letzte Stunde herbeikommt. Mit einem Male schlug die Uhr: „Vor drei Stunden....“ sagte sie plötzlich erbebend, „da war ich bei ihm, und jetzt bin ich entehrt!“

In dieſer fieberhaften Aufregung brachte ſie die Nacht hin. Als die Sonne aufging, öffnete ſie das Fenſter; und die friſche und ſcharfe Morgenluft brachte ihr einige Erleichterung. Ueber die Baluſtrade ihres Fenſters nach dem Garten hin gelehnt, athmete ſie mit einer Art Wolluſt die kalte Luft ein. Die Unordnung ihrer Gedanken lichtete ſich allmählig. Auf die unbeſtimmten Qualen, auf das Delirium, das ſie durchſchütterte, folgte eine concentrirte Verzweiflung, welche verhältnißmäßig eine Ruhe war.

Ein Entſchluß mußte gefaßt werden. Sie begann jetzt zu überlegen, was ſie zu thun habe. Darcy wiederſehen zu wollen, kam ihr nicht in den Sinn. Das ſchien ihr unmöglich; bei ſeinem Anblick wäre ſie geſtorben vor Schaam. Sie mußte Paris verlaſſen, wo in zwei Tagen ſo viele Leute mit den Fingern auf ſie deuten würden. Ihre Mutter war zu Nizza; ſie wollte zu ihr hineilen, ihr Alles geſtehen; dann, nachdem ſie ihr Herz in den mütterlichen Buſen ausgeſchüttet, hatte ſie nur noch Eines zu thun: einen verlaſſenen Ort Italiens, den kein Reiſender beſucht, aufzuſuchen, wo ſie allein leben und bald ſterben würde.

Sobald dieſer Entſchluß feſt ſtand, fühlte ſie ſich beruhigt. Sie ſetzte ſich an einen kleinen Tiſch neben dem Fenſter, ihr Kopf ſank in ihre Hände, ſie weinte, aber dießmal ohne Bitterkeit. Erwattung und Niedergeſchlagenheit trugen endlich den Sieg davon; ſie ſchlief ein, oder vielmehr, ſie hörte ungefähr eine Stunde lang zu denken auf.

Mit einem Fieberſchauer erwachte ſie. Das Wetter hatte ſich verändert; der Himmel war grau, und ein feiner eiskalter Regen verkündete Näſſe und Froſt für den ganzen Tag. Julie klingelte ihrer Kammerjungfer. „Meine Mutter iſt krank," ſagte ſie zu ihr, „ich muß ſogleich nach Nizza abreiſen. Packe die nöthigen Effekten ein, ich will in einer Stunde fort."

„Aber, Madame, was haben Sie? Sind Sie nicht krank?.., Madame haben ſich nicht zu Bette gelegt!" rief die Kammer-

jungfer aus, denn die Veränderung in den Zügen ihrer Gebieterin versetzte sie in Angst.

„Ich will abreisen," sagte Julie mit ungeduldigem Ton, „ich muß durchaus abreisen. Packe mir die nöthigen Effekten."

In unserer modernen civilisirten Welt reicht ein einfacher Akt des Wollens nicht hin, um von einem Orte an den andern sich zu bewegen. Man braucht einen Paß, muß Pakete machen, Schachteln mit sich nehmen, kurz, hundert langweilige Vorbereitungen in's Werk setzen, die Einem zum Voraus alle Wanderlust entleiden könnten. Aber Juliens Ungeduld schnitt diese gewöhnlichen Zögerungen kurz ab. Sie lief in den Zimmern hin und her und half selbst die Koffer packen, indem sie Hauben und Kleider, die an eine weit rücksichtsvollere Behandlung gewöhnt waren, ohne Ordnung einpöckelte. Bisweilen jedoch waren ihre Bemühungen eher Hinderungs-, als Beschleunigungsmittel für ihre Domestiken.

„Madame haben ohne Zweifel den Herrn benachrichtigt?" fragte die Kammerjungfer schüchtern.

Julie ergriff, ohne ihr zu antworten, ein Papier; sie schrieb: „Meine Mutter liegt in Nizza krank. Ich eile zu ihr." Sie faltete das Papier zusammen, konnte sich aber nicht entschließen, eine Adresse darauf zu setzen.

Mitten unter den Reiserüstungen trat ein Bedienter ein und meldete: „Herr Châteaufort fragt, ob die gnädige Frau zu sprechen ist; auch ein anderer Herr, den ich nicht kenne, ist zu gleicher Zeit gekommen; hier seine Karte."

Sie las: „E. Darcy, Gesandtschafts-Sekretair."

Nur mit Mühe hielt sie einen Schrei zurück. „Ich bin für Niemand zu Hause!" rief sie; „sage, ich sey krank. Sage nicht, daß ich abreisen werde." Sie konnte sich nicht erklären, wie Darcy und Châteaufort zu gleicher Zeit kommen sollten, und in ihrer Geistesverwirrung zweifelte sie nicht, daß Darcy bereits in Châteaufort einen Vertrauten gewählt habe. Und doch war nichts

einfacher, als ihre Anwesenheit zur gleichen Stunde. Durch denselben Beweggrund herbeigeführt, hatten sie sich an der Thüre begegnet, und nachdem sie einen sehr kalten Gruß gewechselt, war Einer von dem Andern in der Stille auf's Herzlichste zum Teufel gewünscht worden.

Auf die Antwort des Bedienten giengen sie miteinander die Stiege hinab, grüßten sich von Neuem noch kälter und entfernten sich nach entgegengesetzten Richtungen.

Châteaufort hatte die ganz besondere Aufmerksamkeit in's Auge gefaßt, womit Darcy von Frau v. Chaverny behandelt worden war, und von diesem Augenblick an haßte er ihn gründlich. Darcy seinerseits hatte nicht sobald die verlegene und mißvergnügte Miene Châteaufort's bei seinem Anblick bemerkt, als er auch sogleich, — denn er that sich was darauf zu gut, Physiognomiker zu seyn, — daraus schloß, daß derselbe Julien liebe; und da er in seiner Eigenschaft als Diplomat geneigt war, das Schlimme a priori anzunehmen, so hatte er gar leichtsinniger Weise weiter gefolgert, daß Julie gegen Châteaufort sich nicht grausam bewies.

„Diese absonderliche Kokette," sagte er im Weggehen bei sich selber, „hat uns wahrscheinlich nicht zusammen angenommen, aus Furcht vor einer Erörterungsscene, wie die im Menschenhasser... Aber ich war ein großer Thor, daß ich keinen Vorwand fand, um zu warten, bis dieser junge Geck sich getrollt hatte. Gewiß, wäre ich nur geblieben, bis er den Rücken gekehrt hätte, so wäre ich zugelassen worden, denn ich habe den unbestrittenen Vorzug der Neuheit vor ihm voraus."

Während er diese Betrachtungen anstellte, war er stehen geblieben, hernach hatte er sich umgewendet, und kehrte dann in das Hotel der Frau v. Chaverny zurück. Châteaufort, der sich gleichfalls beobachtend umgesehen hatte, kam seinerseits wieder herbei und stellte sich, als Kreuzer, in einiger Entfernung von dem ersehnten Hafen auf, um seinen Nebenbuhler zu beobachten.

Darcy ſagte zu dem über ſeine Rückkunft erſtaunten Bedienten, er habe vergeſſen, ihm ein Wort für ſeine Gebieterin mitzutheilen: es handle ſich um eine ſehr drängende Sache und eine Commiſſion, womit ihn eine Dame an Frau v. Chaverny beauftragt habe. Sich erinnernd, daß Julie engliſch verſtehe, ſchrieb er mit dem Bleiſtift auf ſeine Karte: „**Begs leave to ask when he can show to Madame de Chaverny his turkish album**“ *). Damit händigte er dem Bedienten die Karte wieder ein und ſagte, er erwarte eine Antwort.

Dieſe Antwort zögerte lange. Endlich kam der Bediente ſehr verlegen wieder und meldete: „Madame hat ſich eben ſehr übel befunden und iſt jetzt allzuleidend, um antworten zu können.“ — Alles das hatte eine Viertelſtunde gedauert. Darcy glaubte nicht an die Ohnmacht, aber handgreiflich war es, daß ſie ſeinen Beſuch ablehnte. Er faßte ſich als Philoſoph. Da er noch andere Beſuche in dem Stadtviertel zu machen hatte, ſo gieng er weg, ohne ſich weiter um dieſen Unſtern zu bekümmern.

Châteaufort erwartete ihn mit wüthender Beklemmung. Da er ihn vorübergehen ſah, ſo zweifelte er nicht daran, daß er ſein glücklicher Nebenbuhler ſey, und ſchwur bei ſich, die erſte Gelegenheit an den Haaren herbeizuziehen, um ſich an der Ungetreuen und ihrem Mitſchuldigen zu rächen. Dem Major Perrin, der ihm ſehr zu rechter Zeit begegnete, klagte er ſein Mißgeſchick und wurde beſtmöglich getröſtet durch die vernünftige Gegenvorſtellung, wie wenig Wahrſcheinlichkeit ſein Argwohn habe.

15.

Leider war es nur zu wahr, daß Julie beim Empfang der zweiten Karte Darcy's die Beſinnung verloren hatte. Auf ihre Ohnmacht folgte ein Bluthuſten, der ſie ſehr ſchwächte. Ihre

*) Erlaubt ſich anzufragen, wenn er der Frau v. Chaverny ſein türkiſches Album zeigen kann.

Kammerfrau hatte nach dem Arzte geſchickt, aber Julie verweigerte ihm hartnäckig den Eintritt. Gegen vier Uhr waren die Poſtpferde angekommen, die Koffer gepackt. Alles ſtand zur Abreiſe bereit. Julie ſtieg, unter entſetzlichem Huſten, in einem erbarmungswürdigen Zuſtand in den Wagen. Während des Abends und die ganze Nacht über ſprach ſie nur mit dem Kammerdiener, der auf dem Bock der Kaleſche ſaß, und auch mit dieſem einzig und allein, damit er die Poſtillons zur Eile antreibe. Sie huſtete immer und ſchien ſtark auf der Bruſt zu leiden; aber keine Klage entfuhr ihrem Munde. Am Morgen war ſie ſo ſchwach, daß ſie in Ohnmacht fiel, als man den Schlag öffnete. Man brachte ſie in eine ſchlechte Herberge, wo ſie zu Bette gelegt wurde. Ein Dorfarzt erſchien: er fand ein heftiges Fieber und verbot die Weiterreiſe. Dennoch wollte ſie immer weiter fahren. Im Laufe des Abends fing ſie irre zu reden an, und alle Krankheitsſymptome wurden bedenklicher. Sie redete fort und fort mit ſolcher Flüchtigkeit, daß man ſie kaum verſtehen konnte. In ihren unzuſammenhängenden Phraſen kehrten die Namen Darcy, Châteaufort und Madame Lambert mehrmals wieder. Die Kammerfrau ſchrieb an Herrn v. Chaverny, um ihm die Krankheit ſeiner Gemahlin anzuzeigen; aber ſie war ungefähr dreißig Stunden von Paris entfernt, Chaverny jagte auf dem Landgut des Herzogs v. H***, und die Krankheit machte ſo ſchnelle Fortſchritte, daß es zweifelhaft war, ob er noch zu rechter Zeit anlangen werde.

Indeß war der Kammerdiener in die nächſte Stadt geritten und hatte einen Arzt mitgebracht. Dieſer tadelte die Vorſchriften ſeines Collegen und erklärte, daß man ihn faſt zu ſpät rufe, und die Krankheit gefährlich ſey.

Das Delirium hörte bei Tagesanbruch auf, und Julie verfiel in einen tiefen Schlaf. Als ſie zwei bis drei Stunden ſpäter aufwachte, ſchien ſie nur mit Mühe ſich zu erinnern, durch welche Verkettung von Umſtänden ſie ſich in einer ſchmutzigen

Herbergſtube zu Bett befinde. Doch bald kehrte ihr volles Gedächtniß zurück. Sie erklärte, ſich beſſer zu befinden, und ſprach ſogar davon, am folgenden Tage weiter reiſen zu wollen. Hierauf, nachdem ſie ſichtlich lange nachgedacht, forderte ſie Dinte und Papier zum Schreiben. Ihre Kammerfrau ſah ſie Briefe anfangen und nach den erſten Worten immer wieder zerreißen. Zugleich befahl ſie, daß man die Papierſtückchen verbrenne. Die Kammerfrau bemerkte auf mehreren Bruchſtücken das Wort: „Mein Herr," was ihr außerordentlich vorkam, wie ſie ſagte, denn ſie glaubte, Madame ſchreibe an ihre Mutter oder ihren Gemahl. Auf einem andern Bruchſtücke las ſie: „Sie müſſen mich ſehr verachten."

So verſuchte ſie eine halbe Stunde lang vergeblich, dieſen Brief zu ſchreiben, mit dem ſie lebhaft beſchäftigt ſchien. Endlich erlaubte ihr die Erſchöpfung der Kräfte nicht mehr, fortzufahren: ſie ſtieß das Schreibpult vor ihrem Bette zurück und ſagte mit dem Ausdruck des Irrwahns im Geſicht zu ihrer Kammerfrau: „Schreiben Sie ſelbſt an Herrn Darcy!"

„Was ſoll ich ſchreiben, Madame?" fragte die Kammerfrau, überzeugt, daß das Deliriren wieder anhebe.

„Schreiben Sie ihm, daß er mich nicht kennt . . . daß ich ihn nicht kenne . . .!"

„"

Und ſie fiel erſchöpft auf ihr Kiſſen zurück.

Dieß waren die letzten folgerichtigen Worte, die ſie hervorbrachte. Das Delirium begann wieder und verließ ſie nicht mehr. Sie ſtarb am folgenden Tag ohne auffallend große Leiden.

16.

Chaverny langte drei Tage nach ihrer Beerdigung an. Sein Schmerz ſchien wahr, und alle Dorfbewohner weinten, als ſie ihn im Kirchhof ſtehen ſahen, wie er die friſch aufgeworfene Erde betrachtete, die ſeiner Gattin Sarg bedeckte. Erſt wollte er ſie ausgraben und nach Paris bringen laſſen; da aber der Maire

ſich widerſetzt, und der Notar ihm von endloſen Formalitäten geredet hatte, ſo begnügte er ſich mit dem Auftrag zu einem einfachen und anſtändigen Gedenkſtein.

Châteaufort war ſehr empfindſam bei dieſem ſo unerwarteten Tod. Er lehnte mehrere Balleinladungen ab, und eine Zeit lang ſah man ihn nur ſchwarz gekleidet.

17.

In der großen Welt erzählte man ſich Allerlei über Frau v. Chaverny's Ableben. Einer Behauptung zu Folge hatte ſie einen Traum, oder wenn das intereſſanter klingt, eine Ahnung gehabt, daß ihre Mutter krank ſey. Das hatte ſo ſtark auf ſie gewirkt, daß ſie plötzlich nach Nizza abreiſte, trotz Huſten und Schnupfen, die ſie auf dem Heimwege von Madame Lambert's Schloß bekommen; und aus dieſem Schnupfen ſollte eine Bruſtentzündung geworden ſeyn.

Andere hellſehende Geiſter verſicherten mit geheimnißvoller Miene, daß Frau v. Chaverny, da ſie ſich ihre Liebe zu Herrn Châteaufort nicht mehr verhehlen konnte, bei ihrer Mutter Kraft zum Widerſtand hab ſuchen wollen. Schnupfen und Bruſtentzündung waren die Folgen einer übermäßig beſchleunigten Abreiſe. Ueber dieſen Punkt fand keine Meinungsverſchiedenheit Statt.

Darcy ſprach niemals von ihr. Drei bis vier Monate nach ihrem Tod machte er eine vortheilhafte Heirath. Als er Madame Lambert ſeine Vermählung anzeigte, ſagte ſie zu ihm beim Glückwunſche:

„In Wahrheit, Ihre Frau iſt reizend, und außer meiner armen Julie wäre Ihnen keine beſſer angeſtanden. Wie Schade, daß Sie zu arm für ſie waren, als ſie ſich verheirathete!"

Darcy lächelte mit ſeiner ſtehenden ironiſchen Miene, aber antwortete nichts.

Dieſe beiden Herzen, die ſich verkannten, waren vielleicht für einander geſchaffen.

Mosaik.

Gesammelte Erzählungen, Novellen und Skizzen.

Zweite Abtheilung.

Die Seelen im Fegefeuer.

Cicero ſagt irgendwo, ich glaube, in ſeiner Abhandlung **de natura deorum** (über die Natur der Götter), daß es mehrere Jupiter gab, — einen Jupiter auf Creta, einen andern im Olymp, einen andern anderswo, — ſo viele zwar, daß jede nur einigermaaßen anſehnliche Stadt in Griechenland ihren eigenen Jupiter hatte. Aus allen dieſen Jupitern hat man einen einzigen gemacht, dem man die Geſammtzahl der Abenteuer ſeiner Namensgenoſſen beimaß. Dieß erklärt die wunderbare Menge glücklicher Liebſchaften, welche man von dieſem Gott erzählt.

Die gleiche Vermengung geſchah in Beziehung auf Don Juan, eine öffentliche Perſon, welche an Berühmtheit nicht viel hinter Jupiter zurückſteht. Sevilla allein beſaß mehrere Don Juans, manche andere Stadt ſpricht von dem ihrigen. Einſt hatte jeder ſeinen beſondern Sagenkreis; mit der Zeit ſammelten ſich alle Legenden in Einem.

Wenn man übrigens genauer prüft, ſo kann man leicht Jedem ſeinen Theil ausſcheiden oder wenigſtens zwei dieſer Helden hervorheben, nämlich: Don Juan Tenorio, der, wie männiglich weiß, von einem Steinbild geholt wurde, und Don Juan de Mariña, deſſen Ende ganz verſchieden von jenem war.

Man erzählt zwar von dem Leben des Einen und des An-

dern ungefähr die nämlichen Stücke: nur die Entwicklung macht den Unterschied zwischen Beiden. Es gibt da letzte Schicksale nach jeglichem Geschmack, wie in den Theaterstücken von Ducis, welche glücklich oder unglücklich enden, je nach dem Geschmack des Publikums, vor dem gespielt wird.

Was die Wahrheit dieser Geschichte oder dieser beiden Geschichten betrifft, so ist sie über jeden Zweifel erhaben, und man würde den Provinzial-Patriotismus der Sevillaner tief beleidigen, wenn man die Existenz dieser bösen Buben für mythisch erklärte, welche das Geschlechtsregister der edelsten Familien ihres Landes verdächtig gemacht haben. Man zeigt den Fremden das Haus des Don Juan Tenorio, und kein Freund der Künste dürfte Sevilla bereisen, ohne die Charitas-Kirche zu besuchen. Dort wird er das Grabmal des Ritters von Marana gesehen haben, mit der von seiner Demuth oder vielleicht von seinem Stolz diktirten Inschrift: Aqui yase el peor hombre que fué en el mondo. (Hier liegt der schlimmste Mensch, der auf der Welt war.) Kann man nach solchen steinernen Beweisen noch zweifeln? Freilich wird euer Cicerone, nachdem er euch an diese beiden Monumente geführt, euch noch ferner berichten, wie Don Juan (man weiß nicht welcher) der Giralda, jener Figur von Bronze, welche auf dem maurischen Thurm der Cathedrale steht, befremdende Anträge machte, und wie die Giralda sie aufnahm; — ferner, wie Don Juan, als er weinerbitzt auf dem linken Ufer des Quadalquivir auf und ab lief, Feuer von einem Manne verlangte, der auf dem rechten Ufer eine Cigarre rauchend sich ergieng, und wie der Arm des Rauchenden (der nichts Geringeres war, als der leibhaftige Teufel) sich mehr und mehr verlängerte, bis er über den Fluß herüber reichte, und seine Cigarre dem Don Juan bot, welcher die seinige sofort anzündete, ohne mit einer Wimper zu zucken, und ohne die Warnung zu beachten, so sehr versteckt war er.

Ich habe versucht, jedem Don Juan den ihm gebührenden

Theil von dem gemeinſamen Grundſeck der Schand- und Frevelthaten beizumeſſen. In Ermanglung einer beſſern Methode bemühte ich mich, von Don Juan de Marana, meinem Helden, nur ſolche Abenteuer zu berichten, die nicht kraft des Bevorzugungsrechts dem Don Juan Tenorio angehören, welcher in der gebildeten Welt durch Molières und Mozart's Meiſterſtücke ſo bekannt geworden iſt.

* * *

Der Graf Don Carlos de Marana war einer der reichſten und angeſehenſten Edelleute von Sevilla. Seine Geburt war erlaucht und in dem Kriege gegen die aufrühreriſchen Moriscken hatte er bewieſen, daß er dem Muth ſeiner Vorvordern keine Schande machte. Nach der Unterwerfung der Alpuxarren kam er nach Sevilla zurück mit einer Narbe auf der Stirne und einer großen Anzahl Kinder, die er den Ungläubigen abgenommen hatte, ſodann ſorgſamlich taufen ließ und vortheilhaft an chriſtliche Häuſer verkaufte. Seine Wunden, die ihn nicht entſtellten, waren kein Hinderniß, daß er einem Fraulein von gutem Hauſe gefiel, welches ihm den Vorzug vor einer großen Zahl Bewerber um ihre Hand verlieh. Aus dieſer Ehe entſproßten zuerſt mehrere Töchter, von denen einige in der Folge ſich verheiratheten, und andere in's Kloſter giengen. Schon wollte Don Carlos de Marana darob verzweifeln, daß er keinen Erben ſeines Namens erhalte, als die Geburt eines Sohnes ihn auf den höchſten Gipfel der Freude hob und hoffen ließ, daß ſein altes Erblehen nicht auf eine Seitenlinie übergehen werde.

Don Juan, der ſo ſehr erſehnte Sohn und Held dieſer wahrhaftigen Geſchichte, wurde von ſeinem Vater und ſeiner Mutter verderbt, wie das bei dem einzigen Erben eines großen Namens und Vermögens nicht anders der Fall ſeyn konnte. Schon als Knabe war er faſt unumſchränkter Herr ſeiner Handlungen, und in dem Palaſt ſeines Vaters hätte Niemand die Kühnheit gehabt, gegen ſeinen Willen zu verſtoßen. Nur wollte

seine Mutter ihn frommgläubig haben, gleich ihr, und sein Vater einen Tapfern aus ihm machen, gleich ihm. Die erstere bewog das Kind mit Schmeicheleien und Leckerbissen, die Litaneien, Rosenkränze, kurz alle obligatorischen und nicht obligatorischen Gebete zu lernen. Sie lullte es mit Legenden in den Schlaf. Anderseits brachte der Vater seinem Sohne die Romanzen vom Cid und Bernhard del Carpio bei, erzählte ihm den Aufruhr der Moriskos und ermuthigte ihn, sich den ganzen Tag im Speerwerfen zu üben und mit der Armbrust oder sogar mit der Arkebuse auf einen Strohmann zu schießen, der als Maure gekleidet und an der Gartenmauer angebracht war.

In dem Betzimmer der Gräfin v. Marana hing ein Gemälde in dem harten und trockenen Styl von Morales, das die Qualen des Fegefeuers darstellte. Alle Arten von Peinigungen, die der Maler hatte in Erfahrung bringen können, fanden sich hier mit solcher Genauigkeit ausgebildet, daß der Folterer der Inquisition nichts daran auszusetzen gefunden hätte. Die Seelen des Fegefeuers befanden sich in einer Art großen Gewölbes, an welchem man oben ein Zugloch sah. Ein Engel, der am Rande dieser Oeffnung schwebte, reichte einer Seele, die aus dem Schmerzensort herausstieg, die Hand, während ihm zur Seite ein betagter Mann, einen Rosenkranz in den gefalteten Händen haltend, mit vieler Andacht zu beten schien. Dieser Mann war der Stifter des Gemäldes, das er für die Kirche von Huesca hatte machen lassen. Bei dem Aufruhr hatten die Moriskos die Stadt angezündet: die Kirche wurde zerstört, das Gemälde aber durch ein Wunder erhalten. Der Graf v. Marana hatte es heimgebracht und das Betzimmer seiner Frau damit geschmückt. So oft der kleine Don Juan in die Gemächer seiner Mutter trat, weilte er lange in starrer Betrachtung vor diesem Gemälde, das ihn zugleich erschreckte und anzog. Besonders konnte er seine Augen nicht von einem Manne abwenden, dessen Eingeweide eine Schlange benagte, während er selbst über einer Gluthpfanne hing an

eiſernen Angeln, welche ſich in ſeine Lenden einbohrten. Angſtvoll ſeine Augen zu der oberen Oeffnung wendend, ſchien der Dulder den Stifter um ſeine Fürbitte anzuflehen, daß ſie ihn aus ſo vielen Qualen erlöſe. Die Gräfin ermangelte niemals, ihrem Sohn zu erläutern, daß der Unglückliche dieſe Folter erdulde, weil er ſeinen Katechismus nicht recht auswendig gewußt, weil er eines Prieſters geſpottet, oder in der Kirche an etwas Anderes gedacht hatte. Die zum Paradies emporfliegende Seele gehörte einem Vetter der Familie Maraña, welcher ohne Zweifel etliche kleine Sünden begangen; aber der Graf von Maraña war ſein Fürbitter geweſen, hatte der Geiſtlichkeit viel geſchenkt, um ihn aus Feuer und Qualen loszukaufen, und es war ihm die Genugthuung worden, die Seele ſeines Vetters in das Paradies zu ſchicken, ohne daß ſie ſich lange in dem Fegfeuer abzappeln mußte.

„Und doch, Juanito, liebes Herz," fügte die Gräfin bei, „werde ich vielleicht eines Tags auf dieſe Weiſe Pein leiden, und müßte Millionen Jahre in dem Fegefeuer bleiben, wenn Du vergäßeſt, Meſſen leſen zu laſſen, damit mir herausgeholfen würde! Wie übel wäre es gethan, wenn Du die Mutter, deren Bruſt Dich geſäugt, in der Qual ließeſt!" Dann weinte der Knabe, und wenn er einige Realen in der Taſche hatte, ſo eilte er, ſie dem erſten Bettelmönch zu geben, der ein Libumlarum für die Seelen im Fegfeuer zu ſingen verſprach.

Trat er in das Gemach ſeines Vaters, ſo ſah er kugeldurchlöcherte Panzer, eine Pickelhaube, die der Graf von Maraña bei der Erſtürmung von Almeria getragen, und worauf eine muſelmänniſche Art ihr Mahlzeichen geprägt hatte; mauriſche Lanzen, Damascenerſäbel, den Ungläubigen abgenommene Standarten zierten dieſes Gemach.

„Dieſes Schwert," ſagte der Graf, „habe ich dem Kadi von Beier entriſſen, der mich dreimal damit traf, ehe ich ihn niedermachte. — Dieſe Standarte wurde von den Rebellen des Ge-

birgs von Olvira getragen. Sie hatten kaum zuvor eine Chriſtliche Stadt mit Feuer und Schwert verheert; ich eilte mit zwanzig Rittern herbei. Viermal verſuchte ich in die Mitte ihrer Schlachtreihe zu dringen, um dieſe Standarte zu erobern; viermal ward ich zurückgeſchlagen. Beim fünften Mal ſchlug ich ein Kreuz: ich rief: „Sankt Jakob!“ und warf die Reihen dieſer Heiden auseinander. — Und ſiehſt Du dieſen goldenen Becher, den ich in meinem Wappen trage? Ein Alfaqui der Meriken hatte ihn in einer Kirche geſtohlen, wo er tauſend Greuelthaten begangen. Seine Pferde hatten Haber auf dem Altar gefreſſen und die Soldaten Gebeine von Heiligen mit Hohn zerſtreut. Der Alfaqui bediente ſich dieſes Bechers, um Schneewaſſer daraus zu trinken. Ich überrumpelte ihn in ſeinem Zelt, als er eben das heilige Gefäß an die Lippen führte. Ehe er: „Allah“ ſagen konnte, weil das Getränke noch in ſeinem Schlunde war, hieb ich mit dieſem guten Degen den geſcherenen Kopf des Hundes durch, und die Klinge fuhr bis auf die Zähne herab. Zum Gedächtniß an dieſe heilige Rachethat hat mir der König erlaubt, einen goldenen Becher in meinem Wappen zu tragen. Ich ſage Dir das, Juanito, mein Junge, damit Du es Deinen Kindern erzählſt, und ſie erfahren, warum Dein Wappen nicht genau das Deines Großvaters Don Diego iſt, welches Du über ſeinem Porträt abgebildet ſiehſt.

So in die zwei Hälften Krieg und Frömmigkeit getheilt, brachte der Knabe ſeine Tage zu, indem er bald kleine Kreuze aus Holzſtückchen verfertigte, bald mit einem hölzernen Säbel bewaffnet auf Kürbiſſe im Garten loshieb, deren Form, nach ſeiner Behauptung, beturbanten Mauernköpfen ſehr ähnlich war.

In ſeinem achtzehnten Jahr überſetzte Don Juan ziemlich ſchlecht das Lateiniſche, miniſtrirte ſehr gut bei der Meſſe und handhabte das Rapier oder den Degen gewandter, als weiland ſelbſt der Cid. Sein Vater, welcher der Anſicht war, daß ein Edelmann aus dem Hauſe Maraña auch noch einige andere

Talente kultiviren müſſe, beſchloß, ihn nach Salamanca zu ſchicken. Die Rüſtungen zur Reiſe waren bald getroffen. Seine Mutter gab ihm eine Menge Roſenkränze, Skapuliere und geweihte Medaillen mit; deßgleichen lehrte ſie ihn mehrere Stoßſeufzer von ſehr großer Kraft in einer Menge von Lebensbegebniſſen. Don Carlos ſchenkte ihm einen Degen, deſſen mit Silber damascirter Griff das Wappen ſeiner Familie trug; er ſprach zu ihm: „Bis jetzt haſt Du nur mit Kindern gelebt; fortan wirſt Du mit Männern leben. Denke daran, daß das koſtbarſte Gut eines Edelmanns ſeine Ehre iſt und Deine Ehre iſt die der Maraña; eher möge der letzte Zweig unſers Hauſes verderben, als daß ſeine Ehre durch eine Makel befleckt werde. Nimm dieſen Degen, er wird Dich vertheidigen, wenn man Dich angreift. Ziehe ihn nie zuerſt, aber erinnere Dich daran, daß Deine Ahnen den ihrigen nicht wieder in die Scheide ſteckten, als bis ſie Sieger und gerächt waren.“ Auf ſolche Weiſe mit geiſtlichen und zeitlichen Waffen verſehen, ſtieg der Abkömmling der Maraña zu Pferd und verließ die Wohnung ſeiner Väter.

Die Univerſität Salamanca glänzte damals in ihrem vollen Ruhme. Nie waren ihre Schüler zahlreicher, ihre Profeſſoren gelehrter geweſen; aber auch nie hatten die Bürger ſo viel zu leiden gehabt von den übermüthigen Streichen der zuchtloſen Jugend, welche in ihrer Stadt weilte, oder vielmehr herrſchte. Serenaden, Katzenmuſiken, alle Arten von nächtlichen Unruhen war ihre gewöhnliche Lebensweiſe, deren Einerlei von Zeit zu Zeit durch Entführungen von Frauen oder Töchtern, Diebſtähle oder Prügeleien eine angenehme Abwechslung erhielt. In Salamanca angekommen, brauchte Don Juan einige Tage zum Abgeben der Empfehlungsſchreiben an die Freunde ſeines Vaters, zum Beſuche ſeiner Profeſſoren, zur Betrachtung der Kirchen, deren Reliquien er ſich zeigen ließ. Nach dem Willen ſeines Vaters hänigte er einem der Profeſſoren eine ziemlich beträchtliche Summe zur Vertheilung unter die armen Studenten ein.

Dieſe Freigebigkeit war vom beſten Erfolge und machte ihm alsbald zahlreiche Freunde.

Don Juan hatte eine große Lernbegierde. Er faßte den ernſten Vorſatz, Alles, was aus dem Munde ſeiner Profeſſoren gehen würde, wie Worte des Evangeliums zu erlauſchen; und um Nichts davon zu verlieren, wollte er ſich ſo nahe als möglich an den Katheder ſetzen. Da er in den Hörſal eintrat, ſah er einen leeren Platz, ſo nahe bei dem Profeſſor, wie er es nur wünſchte. Er ſetzte ſich darauf. Ein ſchmutziger, ungekämmter, abgeriſſener Student, wie es ſo viele auf den Univerſitäten gibt, wendete eine Minute die Augen von ſeinem Buche weg, um Don Juan mit einer Miene blödſinnigen Erſtaunens anzuſehen. „Ihr ſetzet Euch an dieſen Platz," ſagte er mit dem Tone des Schreckens, „wiſſet Ihr denn nicht, daß hier Don Garcia Navarro gewöhnlich Platz nimmt?"

Don Juan antwortete, er habe immer ſagen hören, daß die Plätze dem zuerſt Kommenden gehören, und er dieſen da, den er leer angetroffen, einnehmen zu können glaube, beſonders, wenn der edle Don Garcia ſeinen Nachbar nicht beauftragt habe, ihm denſelben zu belegen.

„Ihr ſeyd fremd hier, ſo viel ich ſehe," erwiederte der Student, „und gar kurz erſt angekommen, da Ihr den Don Garcia nicht kennet. Erfahret alſo, daß er einer der raſ . . ." Hier dämpfte der Student ſeine Stimme und ſchien Furcht zu haben, daß er von Andern gehört werde. „Don Garcia iſt ein ſchrecklicher Menſch. Wehe dem, der ihn beleidigt! Er hat eine kurze Geduld und einen langen Degen: und, glaubet mir, wenn ſich Jemand an einen Platz ſetzt, den Don Garcia zweimal eingenommen hatte, ſo reicht das hin, daß er Streit anfängt, denn er iſt gar händelſüchtig und empfindlich. Wenn er Streit hat, ſo ſchlägt er ſich, und wenn er ſich ſchlägt, ſo tödtet er. Baſta, ich habe Euch gewarnt; thut nun, was Euch gut dünkt."

Don Juan fand es ſehr außerordentlich, daß Don Garcia

die beſten Plätze behaupten wollte, ohne dieſelben durch ſein pünktliches Erſcheinen zu verdienen. Zugleich bemerkte er, daß mehrere Studenten ihn ſcharf betrachteten, und fühlte, wie demüthigend es wäre, dieſen Platz, nachdem er ſich darauf geſetzt, zu verlaſſen. Anderſeits hegte er keineswegs den Wunſch, gleich nach ſeiner Ankunft in eine Streitigkeit verwickelt zu werden, zumal mit einem Gegner, wie Don Garcia, mit dem es unläugbare Gefahr hatte. Noch ſchwebte er in dieſer Verlegenheit und Unſchlüſſigkeit, wobei er jedoch natürlich auf dem gleichen Platze blieb, als ein Student eintrat und geradewegs auf ihn zuging. „Hier iſt Don Garcia," ſagte ſein Nachbar zu ihm.

Dieſer Garcia war ein breitſchultriger, wohlgewachſener, ſonnverbrannter Jüngling mit ſtolzem Auge und höhniſchem Munde. Er trug ein befudeltes Wamms, das einſt ſchwarz geweſen ſeyn konnte, und einen von Stößen durchbohrten Mantel; über alledem hing eine lange goldene Kette herab. Man weiß, daß die Studenten von Salamanca und anderen ſpaniſchen Univerſitäten jederzeit eine Ehre darein ſetzten, abgeriſſen zu erſcheinen, wahrſcheinlich in der Abſicht, damit zu beweiſen, daß das wahre Verdienſt des vom Mammon gebergten Zierrathes entbehren kann.

Don Garcia trat an die Bank, worauf Don Juan immer noch ſaß, grüßte ihn mit vieler Höflichkeit und ſagte: „Herr Student, Sie ſind ein Neuling unter uns; doch iſt mir Ihr Name wohl bekannt. Unſere Väter waren innige Freunde, und wenn Sie es erlauben wollen, ſo werden es ihre Söhne nicht weniger ſeyn." So ſprechend reichte er dem Don Juan mit der herzlichſten Miene die Hand. Don Juan, der ſich auf eine ganz andere Anrede gefaßt gemacht hatte, nahm Don Garcia's Höflichkeiten ſehr zuvorkommend auf und antwortete ihm, daß er ſich durch die Freundſchaft eines ſolchen Cavaliers ſehr geehrt fühlen würde.

„Sie kennen Salamanca noch nicht," fuhr Don Garcia fort; „wenn Sie mich zum Führer annehmen wollen, ſo wird es mich erfreuen, Ihnen Alles zu zeigen in dem Lande, wo ſie nun leben werden, von der Ferne bis zum Meer!" — Sofort herrſchte er dem neben Don Juan ſtehenden Studenten zu: — „Marſch, Perico, ſchiebe Dich! Glaubſt Du, ein Schafskopf, wie Du, dürfe dem edlen Herrn Don Juan de Marana Geſellſchaft leiſten?" Damit ſtieß er ihn rauh an und ſetzte ſich an ſeinen Platz, den der Student ſchleunigſt verließ.

Nach beendigter Vorleſung gab Don Garcia dem neuen Freund ſeine Adreſſe und nahm ihm das Verſprechen ab, ihn zu beſuchen; grüßte ihn dann mit einer anmuthigen und vertrauten Handbewegung und ging hinaus, indem er ſich mit Grazie in ſeinen gleich einem Schaumlöffel durchlöcherten Mantel einhüllte. —

Don Juan war, mit ſeinen Büchern unter dem Arm, in einer Gallerie des Collegiums ſtehen geblieben, um die alten Inſchriften, welche die Mauern bedeckten, zu betrachten, als er bemerkte, daß der Student, der zuerſt mit ihm geſprochen, ſich ihm näherte, als ob er die gleichen Gegenſtände zu beſehen Luſt trüge. Nachdem ihm Don Juan durch ein Kopfnicken bewieſen hatte, daß er ihn wiedererkenne, wollte er hinweggehen, aber der Student hielt ihn am Mantel zurück. — „Señor Don Juan," ſagte er, „wenn Ihr keine Eile habt, wäret Ihr wohl ſo gut, mir einen Augenblick Gehör zu ſchenken?"

„Recht gerne," antwortete Don Juan, ſich an einen Pfeiler lehnend. — „Ich höre."

Perico ſah ſich mit unruhiger Miene nach allen Seiten um, als ob er beobachtet zu werden fürchtete, und trat ganz nahe zu Don Juan, um ihm in's Ohr zu flüſtern, was offenbar eine unnöthige Vorſicht war, denn in der ungeheuern gothiſchen Gallerie befand ſich außer ihnen Niemand.

Nach kurzem Stillſchweigen fragte der Student mit leiſer und beinahe zitternder Stimme:

„Könntet Ihr mir ſagen, Señor Don Juan, ob Euer Vater den Vater von Don Garcia Navarro wirklich gekannt hat?“

Don Juan machte ein überraſchtes Geſicht:

„Ihr habt gehört, daß Don Garcia es ſoeben behauptete.“

„Ja,“ entgegnete der Student, noch leiſer flüſternd; „aber ich möchte wiſſen, ob Ihr Eueren Vater habt jemals ſagen hören, daß er den Señor Navarro kenne?“

„Ja, ganz gewiß, er war mit ihm in dem Krieg gegen die Morisken.“

„Sehr wohl; aber habt Ihr ihn von dieſem Edelmann ſagen hören, daß er einen Sohn habe?“

„Wahrhaftig, ich habe nie viel Acht darauf gegeben, was mein Vater etwa von ihm ſagte... Doch wozu dieſe Fragen? Iſt Don Garcia nicht der Sohn des Señor Navarro?... Wäre er ein Baſtard?“

„Ich nehme den Himmel zum Zeugen, daß ich Nichts dieſer Art geſagt habe,“ rief der Student mit Schrecken, indem er hinter den Pfeiler ſchaute, an den ſich Don Juan lehnte: „ich möchte Euch nur fragen, ob Euch Nichts von Einer ſeltſamen Geſchichte bekannt wurde, welche ſich viele Perſonen über dieſen Don Garcia erzählen.“

„Kein Wort.“

Man ſagt, ... merket wohl, daß ich nur Gehörtes wiederhole!... man ſagt, Don Diego Navarro habe einen Sohn gehabt, der in einem Alter von ſechs oder ſieben Jahren in eine ſchwere und ſo befremdliche Krankheit verfiel, daß die Aerzte kein Mittel dagegen zu verſchreiben wußten. In Folge deſſen ſchickte der Vater, der kein anderes Kind hatte, vielfältige Gaben an mehrere Kapellen, ließ den Kranken Reliquien berühren; doch Alles vergeblich. Verzweiflungsvoll ſagte er eines Tags,

wie man mir verſicherte,... ſagte er eines Tags, ein Bildniß des Sankt Michael anſehend:

„Da Du meinen Sohn nicht retten kannſt, ſo will ich verſuchen, ob der, den Du da unter dem Fuße haſt, nicht mehr kann.“

„Das war eine abſcheuliche Gotteslästerung!“ rief Don Juan, im höchſten Grade geärgert, aus.

„Bald darauf wurde das Kind geſund, ... und dieſes Kind.... iſt Don Garcia.

„Und ſo geſchah es, daß Don Garcia ſeit jener Zeit den Teufel im Leibe hat,“ ſagte, in eine helle Lache ausbrechend, Don Garcia, der in demſelben Augenblick hervortrat und, offenbar hinter einem Pfeiler in der Nähe verſteckt, dieſe ganze Unterredung belauſcht hatte. — „Wahrlich, Perico,“ ſagte er mit kaltem und verächtlichen Tone zu dem vor Schreck erſtarrten Studenten, „wenn Du kein Feigling wäreſt, ſo ſollte Dich die Unverſchämtheit, daß Du über mich zu reden wagteſt, reuen. — Edler Don Juan,“ fuhr er an Maraña gewendet fort: „wenn wir uns einmal beſſer kennen, ſo werden Sie Ihre Zeit nicht mehr mit Anhörung dieſes Schwätzers verlieren. Wohlan, um Ihnen zu beweiſen, daß ich kein ſchnöder Teufel bin, thun Sie mir die Ehre an, mich ſofort zur Kirche des heiligen Petrus zu begleiten; haben wir dort unſere Andacht verrichtet, ſo bitte ich Sie um die Erlaubniß, Ihnen ein ſchlechtes Eſſen mit einigen Kameraden anbieten zu dürfen.“

Damit nahm er den Arm Don Juan's, welcher beſchämt, bei der Anhörung von Perico's ſeltſamer Geſchichte betroffen worden zu ſeyn, alsbald das Anerbieten ſeines neuen Freundes annahm, um ihm zu beweiſen, wie wenig er ſich um die eben gehörten Läſterungen bekümmere.

Als ſie in die Sankt Peterskirche eingetreten waren, knieten Don Juan und Don Garcia vor einer Seitenkapelle nieder, um welche ſich eine große Menge Gläubiger ſammelte. Don

Juan ſagte ſeine Gebete mit leiſer Stimme, und obwohl er die gehörige Zeit in dieſer frommen Beſchäftigung verweilt, fand er doch, wie er den Kopf erhob, daß ſein Kamerad noch in eine ſichtbar tiefe und fromme Begeiſterung verſenkt ſey: ſanft bewegten ſich ſeine Lippen: man hätte denken können, er ſey noch nicht in der Mitte ſeiner heiligen Betrachtungen. Etwas beſchämt, daß er ſelbſt ſo bald zu Ende ſey, ſagte Don Juan leiſe alle Litaneien her, die ihm einfielen. Die Litaneien waren fertig; aber Don Garcia rührte ſich immer noch nicht. Don Juan ließ abermals in voller Zerſtreuung einige kurze Seufzerlein vom Stapel laufen; da er aber auch jetzt noch ſeinen Kameraden unbeweglich ſah, ſo glaubte er, ſeine Augen ein wenig um ſich her laufen laſſen zu dürfen, damit ihm die Zeit bis zur Beendigung dieſes ewigen Gebetes vergehe. Drei auf türkiſchen Teppichen knieende Damen zogen zuerſt ſeine Aufmerkſamkeit an. Die erſte konnte, nach Alter, Brille und ehrwürdiger Haubenbreite, Niemand ſeyn, als eine Dueña. Die beiden andern waren jung und hübſch, und ſenkten die Blicke nicht ſo tief auf ihre Roſenkränze herab, daß man nicht hätte bemerken ſollen, wie groß, lebhaft und ſchöngeſchlitzt ihre Augen ſeyen. Don Juan empfand viel Vergnügen bei der Betrachtung der einen von ihnen, mehr Vergnügen ſogar, als an einem heiligen Ort ſich geziemte. Vergeſſend, daß ſein Kamerad betete, zog er ihn am Aermel und fragte ihn leiſe, wer die Jungfrau mit dem Roſenkranz von Bernſtein wäre.

„Es iſt," antwortete Garcia, offenbar nicht geärgert durch die Unterbrechung, „Donna Tereſa de Ojeda, und dieſe dort iſt Donna Fauſta, ihre ältere Schweſter, beide Töchter eines Auditor's beim Rath von Caſtilien. Ich bin in die ältere verliebt; verſuchen Sie das Gleiche bei der jüngern. Halt!" fügte er bei, „ſie ſtehen auf und werden ſogleich die Kirche verlaſſen; eilen wir, ſie in den Wagen ſteigen zu ſehen; vielleicht hebt der

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Wind ihre Reifröcke ein wenig, und wir bemerken einen oder zwei niedliche Füße.

Don Juan war dergeſtalt von Donna Terefa's Schönheit bezaubert, daß er, ohne die Unſchicklichkeit einer ſolchen Sprache zu fühlen, Don Garcia an die Kirchthüre folgte und die beiden Edelfräulein in die Karoſſe ſteigen und den Platz vor der Kirche verlaſſen ſah, worauf ſie in eine der beſuchteſten Straßen einbogen. Nachdem ſie weggefahren, rief Don Garcia, ſeinen Hut quer in den Kopf drückend, heiter aus:

„Das heiße ich mir reizende Kinder! Der Teufel ſoll mich holen, wenn die ältere davon nicht mein iſt, bevor zehn Tage vergehen! Und Sie, wie weit ſind Sie mit der jüngeren gekommen?“

„Was? wie weit gekommen?“ antwortete Don Juan mit naivem Geſicht; „ich erblicke ſie ja heute zum erſten Male!“

„Traun! ein ſchöner Grund das!“ rief Garcia aus. „Glauben Sie, ich kenne die Fauſta viel länger? Und doch habe ich ihr heute ein Briefchen eingehändigt, das ſie ſehr gut aufnahm.“

„Ein Briefchen? Aber ich ſah Sie ja nicht ſchreiben!“

„Ich habe immer alle möglichen Arten derſelben bei mir, und man braucht nur keinen Namen hineinzuſetzen, ſo paſſen ſie für alle. Desgleichen muß man darauf Bedacht haben, daß man keine Beiwörter über die Farbe von Haaren und Augen aufnimmt, weil man ſich vergaloppiren könnte. Was aber Seufzer, Thränen, Herzbeklemmungen u. ſ. w. betrifft, ſo wiſſen Braune und Blonde, Mädchen und Frauen, eine ſo gut, wie die andere, was das zu bedeuten hat.“

Unter ſolchen Geſprächen waren Don Garcia und Don Juan an die Thüre des Hauſes gelangt, wo das Mittageſſen ihrer wartete. Es war Studentenküche, nicht ſowohl fein und abwechſelnd, als reichlich; eine Maſſe gewürzter Ragouts, eingepöckelten Fleiſches, kurz lauter Dinge, die zum Durſt reizen. Zudem floßen Weine von Mancha und Andaluſien in

Strömen. Einige Studenten, Don Garcia's Freunde, erwarteten ſeine Ankunft. Man ſetzte ſich ſogleich zu Tiſche, und eine gute Weile hörte man keinen andern Ton, als die Bewegung der Kinnladen und das Anklingen von Gläſern an Flaſchen. Bald jedoch, da der Wein die Gäſte in guten Humor verſetzte, begann die Unterhaltung und wurde äußerſt geräuſchvoll. Man ſprach von nichts mehr, als von Duellen, Liebſchaften und Schülerſtreichen. Der Eine erzählte, wie er ſeine Hausphiliſterin angeführt, indem er am Abend vor dem Verfalltag ſeiner Miethe ſich aus dem Staub gemacht habe. Ein Anderer hatte bei einem Weinhändler einige Schanzkrüge Valdepeñas auf den Namen eines der ehrwürdigſten Profeſſoren der Theologie holen laſſen und die Schanzkrüge geſchickt abgeführt, indeß der Profeſſor, wenn er wollte, die Rechnung zahlen konnte. Ein Dritter hatte die Schnuren geprügelt; ein Vierter war mittelſt einer Strickleiter in das Schlafzimmer ſeiner Geliebten geſtiegen, trotz aller Vorſichtsmaßregeln eines eiferſüchtigen Ehemannes. Anfänglich hörte Don Juan mit einiger Beſtürzung den Bericht von ſolch' tollen Abenteuern an. Allmählig entwaffnete jedoch der Wein, den er trank, oder die Luſtigkeit der Geſellſchaft ſeine moraliſche Sprödigkeit. Die Geſchichten, die man erzählte, brachten ihn zum Lachen, und er beneidete am Ende ſogar einige ſeiner Mitgäſte um das Renommee, welches ſie durch geſchickte oder ſchelmiſche Streiche ſich erworben. Er begann, die ſoliden Grundſatze, die er auf die Univerſität mitgebracht, zu vergeſſen, um das barocke Studentenweſen zu bewundern. Der Comment zog ihn an; derſelbe war ganz einfach und leicht, denn er beſtand nur darin, daß man ſich gegen die Philiſter, das heißt, das ganze Menſchengeſchlecht, welches nicht auf der Univerſität immatrikulirt iſt, Alles erlauben dürfe. Der Student iſt in der Mitte der Philiſter in Feindesland und hat das Recht, gegen ſie zu verfahren, wie die Hebräer weiland gegen die Canaaniter. Nur mußten ſie, weil der Herr Gerre-

gider unglückseligerweise wenig Respekt vor den heiligen Commentgesetzen hegte und den Anhängern derselben bei jeder Gelegenheit zu schaden suchte, sein brüderlich zusammenhalten, einander helfen und besonders bei Untersuchungen stumm seyn, wie die Fische.

Dieses erbauliche Gespräch dauerte gerade so lange, als die Flaschen. Nachdem diese geleert waren, schwebte jede Besinnungskraft in elendester Verwirrung, und Alle fühlten eine gewaltige Schlafbegierde. Da die Sonne noch hoch stand und mächtig brannte, so giengen sie auseinander, um Siesta zu halten. Don Juan nahm von Don Garcia ein Bett an. Kaum hatte er sich auf eine Schafledermatratze ausgestreckt, als ihn Ermüdung und Weindünste in einen tiefen Schlaf versenkten. Lange Zeit waren seine Träume so bizarr und verworren, daß er nur das unbestimmte Gefühl eines Mißbehagens hatte, ohne eines Bildes oder einer Vorstellung sich bewußt zu werden, welche die Ursache davon seyn konnte. Nach und nach begann er indeß deutlicher in seinen Traum hineinzuschauen, und er träumte, wenn man sich so ausdrücken darf, mit Folgerichtigkeit. Ihm däuchte, er befände sich in einer Barke auf einem großen Fluß, der viel breiter und viel wirbelreicher war, als er jemals den Guadalquivir in der stürmischen Jahreszeit gesehen hatte. Es mangelten ihm Segel, Ruder, Steuer und Anker, und das Ufer des Flusses war öde und leer. Die Barke wurde dergestalt von dem Strudel umhergeworfen, daß er wegen der Uebelkeit, die er empfand, sich an der Mündung des Guadalquivir glaubte, just in dem Moment, wo die Landgimpel von Sevilla, welche nach Cadix fahren, die ersten Anfälle der Seekrankheit verspüren. Bald fand er sich in einem weit engeren Theile des Flusses, so daß er leicht die beiden Ufer sehen und sich gegen dieselben hin verständlich machen konnte. Jetzt erschienen auf beiden Ufern zugleich zwei glänzende Gestalten, welche sich von beiden Seiten her näherten, als wollten sie ihm

beiſpringen. Zuerſt wandte er den Kopf rechts und ſah einen Greis mit ernſtem und ſtrengem Geſicht, barfüßig und nur mit einer grauen Kutte angethan. Er ſchien die Hand nach Don Juan auszuſtrecken. Zur Linken, wo er hernach hinblickte, ſah er ein Weib von hohem Wuchs und äußerſt edlem und anziehendem Geſicht, das einen Blumenkranz in der Hand hielt, welchen es ihm darbot. Zugleich bemerkte er, daß ſeine Barke ihre Richtung nach ſeinem Belieben nehme, ohne Ruder, einzig dem Gedanken ſeines Willens folgend. Schon wollte er auf der Seite des Weibes landen, als ein von dem rechten Ufer ertönender Schrei ihn bewog, den Kopf zu wenden, und ſich dieſer Seite zu nähern. Der Greis ſah noch ſtrenger d'rein als zuvor, ſein ganzer Körper war mit Beulen bedeckt, bleich und voll geronnenen Blutes. In der einen Hand hielt er eine Dornenkrone und in der andern eine Peitſche mit eiſernen Stacheln. Ein Schauer faßte Don Juan bei dieſem Anblick. Schnell kehrte er zum linken Ufer zurück. Die Erſcheinung, welche ihn ſo lieblich angeſprochen hatte, war noch daſelbſt; die Locken des Weibs flatterten loſe, ihre Augen funkelten von übernatürlichem Feuer, und ſtatt einer Krone hielt ſie einen Degen in der Hand. Don Juan hielt einen Augenblick ſtille, bevor er an's Land ſtieg, und da bemerkte er, bei genauerer Prüfung, daß die Klinge des Degens roth von Blut ſey, und die Hand der Nymphe desgleichen. Entſetzt wachte er plötzlich auf. Wie er die Augen öffnete, konnte er einen Schrei nicht zurückhalten, als er einen nur zwei Schritte von ſeinem Bette blinkenden, bloßen Degen erblickte. Aber nicht eine ſchöne Nymphe war es, die denſelben hielt. Don Garcia wollte ſeinen Freund eben wecken, und da er neben deſſen Bett einen Degen von intereſſanter Arbeit ſah, ſo unterſuchte er ihn mit Kennermiene. Auf der Klinge ſtand die Inſchrift: „Halt Treue!" und der Griff trug, wie wir ſchon berichtet, das Wappen, den Namen und die Deviſe der Maraña.

„Sie haben da einen ſchönen Degen, mein Kamerad," ſagte

Don Garcia. — „Jetzt werden Sie ausgeruht haben. — Die Nacht iſt angebrochen; gehen wir ein wenig ſpazieren; und wenn die guten Leute dieſer Stadt untergekrochen ſind, ſo wollen wir, wenn's beliebt, gehen und unſern Engeln ein Ständchen bringen."

Don Juan und Don Garcia ergiengen ſich eine Zeitlang am Ufer der Tormes und betrachteten die Damen, welche daſelbſt friſche Luft ſchöpfen, oder ihre Liebhaber beäugeln wollten. Allmählig wurden die Spaziergänger ſeltener und verſchwanden endlich ganz.

„Jetzt iſt der Augenblick da," ſagte Don Garcia, „der Augenblick, wo die geſammte Stadt den Studenten gehört. Die Philiſter würden es nicht wagen, uns zu ſtören in unſern unſchuldigen Erholungen. Was die Schaarwache betrifft, ſo brauche ich, falls ſie uns in die Haare käme, nicht erſt zu bemerken, daß es eine Canaille iſt, die keine Schonung verdient. Sollten aber die Schufte zu zahlreich ſeyn, ſo daß man Ferſengeld geben müßte, dann ſeyen Sie unbeſorgt; ich kenne alle Schliche, folgen Sie mir einfach auf dem Fuße und ſeyen Sie überzeugt, daß Alles gut gehen wird."

Mit dieſen Worten warf er ſeinen Mantel über die linke Schulter in der Art, daß der größte Theil ſeines Geſichts bedeckt wurde, der rechte Arm aber frei blieb. Don Juan that das Gleiche, und beide ſchlugen den Weg nach der Straße ein, in welcher Donna Fauſta und ihre Schweſter wohnten. Als ſie an der Vorhalle einer gewiſſen Kirche vorübergiengen, pfiff Don Garcia, und ſein Page erſchien mit einer Zither in der Hand. Don Garcia nahm ſie und verabſchiedete ihn.

„Ich ſehe," ſagte Don Juan in die Straße Valladolid eintretend, „daß Sie mich zur Beſchützung Ihrer Serenade gebrauchen wollen; ſeyen Sie überzeugt, ich werde durch mein Betragen Ihre Billigung zu verdienen wiſſen. Ich will von meiner Vaterſtadt Sevilla verlängnet werden, wenn ich die Straße nicht von Zudringlichen ſauber halten kann."

Garcia erwiderte: „Ich denke nicht daran, Sie als Schildwache aufzupflanzen. Allerdings befindet ſich mein Liebchen hier, aber das Ihrige auch. Jedem Jäger ſein Wildpret! Stille! hier iſt das Haus. Sie vor dieſer Jalouſie, ich vor jener! friſchauf!“

Nachdem Don Garcia ſeine Zither geſtimmt, ſang er mit ziemlich angenehmer Stimme eine Romanze, worin, wie gewöhnlich, von Thränen, Seufzern und Allem, was damit zuſammenhängt, die Rede war. Ich weiß nicht, ob er ſelbſt dieſelbe gedichtet hatte.

Bei der dritten oder vierten Strophe wurden die Jalouſien zweier Fenſter leicht gelüftet, und ein kleines Huſten ließ ſich vernehmen. Das bedeutete: man lauſche. Die Muſiker, heißt es im Sprüchwort, ſingen nie, wenn man ſie bittet oder behorcht. Don Garcia legte ſeine Zither auf einen Eckſtein und begann die Unterredung flüſternd mit einer der Damen, die gelauſcht hatten.

Als Don Juan die Augen aufhob, ſah er an dem Fenſter über ihm ein Frauenzimmer, das ihn offenbar aufmerkſam betrachtete. Er zweifelte gar nicht, daß dieſe die Schweſter der Donna Fauſta ſey, welche kraft ſeiner eigenen Wahl und dem Willen ſeines Freundes, die Dame ſeiner Gedanken geworden war. Aber er war noch furchtſam, erfahrungslos, und wußte nicht, wie er anheben ſollte. Plötzlich fiel ein Taſchentuch aus dem Fenſter, und ein ſüßes Stimmchen rief: „Ach, Jeſus! mein Taſchentuch iſt hinabgefallen!“ Don Juan hob es augenblicklich auf, ſteckte es auf die Spitze ſeines Degens und brachte es ſo zur Höhe des Fenſters. Daran ließ ſich ein Geſpräch knüpfen. Die Stimme begann mit Dankſagungen und fragte dann, ob der galante Señor Cavalier nicht dieſen Morgen in der St. Peterskirche geweſen ſey. Don Juan anwortete: „dorthin ſey er, leider, gegangen und habe ſeine Ruhe verloren.“

„Wie das?“ fragte ſüß die Schöne.

„Weil ich Sie erblickte;“ gab er ſchmachtend zur Antwort.

Das Eis war gebrochen. Don Juan war von Sevilla und wußte alle mauriſchen Romanzen, daran die Sprache der Verliebten ſo reich iſt, auswendig. Es konnte nicht fehlen, daß er beredt wurde. Die Unterhaltung dauerte ungefähr eine Stunde. Endlich rief Teresa, ſie höre ihren Vater und man müſſe den Rückzug antreten. Die zwei Liebesritter verließen die Straße nicht eher, als bis zwei weiße Hände aus der Jalouſie hervorgeſtochen und jedem einen Jasminzweig zugeworfen hatten. Don Juan legte ſich, den Kopf mit den köſtlichſten Bildern erfüllt, zu Bette. Was Don Garcia betrifft, ſo gieng er in eine Kneipe und brachte den größten Theil der Nacht darin zu.

Am nächſten Abend war es das gleiche Spiel mit Seufzern und Serenaden. Ebenſo an den folgenden. Nach einem geziemenden Widerſtand genehmigten die beiden Damen das Geben und Annehmen von Haarlocken, eine Operation, die mittelſt eines Fadens geſchah, welcher die zu wechſelnden Pfänder herabließ und hinaufbrachte.

Don Garcia, dem es mit Kleinigkeiten nicht gedient war, redete von einer Strickleiter oder von falſchen Schlüſſeln, aber man fand ihn allzukühn, und ſein Vorſchlag wurde, wenn auch nicht ganz verworfen, doch auf unbeſtimmte Zeit vertagt.

Seit einem Monat ungefähr girrten Don Juan und Don Garcia ziemlich umſonſt als Tauber unter den Fenſtern ihrer Angebeteten. — Da ſtanden ſie einsmals in einer ſehr finſtern Nacht auf ihrer gewöhnlichen Schildwache, und die Unterredung dauerte bereits eine Weile zur gegenſeitigen Zufriedenheit, als an dem Ende der Straße ſieben bis acht Männer in Mänteln erſchienen, deren Hälfte mit muſikaliſchen Inſtrumenten verſehen war.

„Gerechter Himmel!“ rief Teresa, „dort kommt Don Criſtoval, der uns eine Serenade bringen will. Entfernet Euch um Gottes Willen, oder es geſchieht ein Unglück!“

„Wir treten Niemand einen so schönen Platz ab," rief Don Garcia, und sagte mit noch stärkerer Stimme zu dem Ersten, der herannahte: „Ritter, der Platz ist eingenommen, und diese Damen kümmern sich nichts um Eure Musik; ist's also gefällig, so sucht Euer Glück anderswo!"

„Das ist einer der Tröpfe von Studenten, die uns in den Weg treten wollen!" schrie Don Cristoval. „Ich werde ihn lehren, was es heißt, sich an mein Liebchen zu wagen!" Damit legte er die Hand an den Degen. Zu gleicher Zeit blitzten die Klingen zweier von seinen Freunden. Don Garcia wickelte mit wunderbarer Gewandtheit seinen Mantel um den Arm, schwang den Flamberg und rief: „Hieher, Studenten!" Aber es war kein einziger in der Umgegend. Die Musikanten, welche ohne Zweifel befürchteten, es möchten in dem Handgemenge ihre Instrumente zu Schanden gehen, ergriffen die Flucht und appellirten an die Justiz, indeß die beiden Fräulein am Fenster alle Heiligen des Paradieses zu ihrem Beistand anriefen.

Don Juan, der unter dem bei Don Cristoval nächsten Fenster stand, mußte sich zuerst gegen diesen vertheidigen. Sein Gegner war ein geübter Fechter und hatte zudem eine eiserne Tartsche in der linken Hand, womit er parirte, während Don Juan nichts hatte, als Degen und Mantel. Lebhaft von Cristoval gedrängt, erinnerte er sich sehr zu rechter Zeit eines Stoßes von Signor Uberti, seinem Fechtmeister. Er ließ sich auf die linke Hand fallen und stieß mit der Rechten seinen Degen, die er von unten herauf unter Don Christoval's Tartsche durchschob, diesem mit solcher Macht in die Weiche, daß der Stahl, nachdem er so lang, wie eine ausgestreckte Hand, eingedrungen war, abbrach. Don Cristoval stieß einen Schrei aus und fiel, in seinem Blute gebadet. Während dessen (die That dauerte nicht so lang, als mein Bericht) schlug sich Don Garcia mit Erfolg gegen seine zwei Gegner, welche nicht sobald ihren Chef auf dem Boden

ausgestreckt sahen, als sie sogleich davon liefen, so schnell sie konnten.

„Bringen wir uns jetzt in Sicherheit," sagte Don Garcia, „hier ist nicht mehr gut seyn. Adieu, meine Schönen!" Damit zog er den über seine Heldenthat ganz bestürzten Don Juan hinweg. Zwanzig Schritte von dem Hause stand Don Garcia still, um seinen Genossen zu fragen, was er mit seinem Degen gemacht.

„Mein Degen?" sagte Don Juan, der jetzt erst bemerkte, daß er ihn nicht mehr in der Hand hielt.... „ich weiß nicht.... wahrscheinlich habe ich ihn fallen lassen."

„Tod und Hölle!" schrie Don Garcia: „und Ihr Namen ist auf dem Korb eingegraben!"

In diesem Augenblick sah man Männer mit Fackeln aus den Nachbarhäusern herauskommen und sich hülfreich um den Sterbenden sammeln. Von der andern Seite der Straße her eilte eine Abtheilung Bewaffneter rasch herbei. Offenbar war es eine Patrouille, die das Geschrei der flüchtigen Musikanten und das Getöse des Kampfes herbeigezogen hatte.

Don Garcia schlug seinen Hut über die Augen herab, bedeckte den untern Theil des Gesichtes mit seinem Mantel, um unkenntlich zu seyn, und stürzte, der Gefahr trotzend, mitten unter die Menge, in der Hoffnung, Juan's Degen zu finden, der ohne allen Zweifel zur Entdeckung des Schuldigen geführt hätte. Don Juan sah ihn rechts und links Stöße austheilen, Lichter auslöschen und Alles, was ihm im Wege stand, über den Haufen werfen. Bald lief er wieder aus Leibeskräften herbei, mit einem Degen in jeder Hand. Die ganze Patrouille verfolgte ihn.

„Ach! Don Garcia," rief Don Juan, den dargereichten Degen nehmend, „wie vielen Dank bin ich Ihnen schuldig!"

„Fliehen, fliehen wir!" schrie Garcia. „Mir nach! und wenn einer dieser Hundsfötter Ihnen zu nahe auf den Leib kommt, so kitzeln Sie ihn, wie so eben den Andern!"

Beide rannten jetzt hinweg mit aller Geſchwindigkeit, welche ihnen die natürliche Kraft ſowohl, als beſonders die Furcht vor dem Corregidor verlieh,... eine Magiſtratsperſon, welche für ſtrenger galt gegen die Studenten, als gegen die Diebe.

Don Garcia, welcher Salamanca auswendig wußte, wie das Vaterunſer, lenkte ebenſo behende, als geſchickt um die Straßenecken und warf ſich in die dunkelſten Alleen, indeß ſein noch unerfahrener Begleiter große Mühe hatte, ihm zu folgen. Eben fieng der Athem ihnen auszugehen an, als ſie am Ende einer Straße einer Studenten-Gruppe begegneten, die ſich unter Geſang und Zitherſpielen ergieng. Sobald dieſe bemerkten, daß ihre Kameraden verfolgt wurden, ergriffen ſie Steine, Stöcke, kurz Alles, was eine Waffe abgeben konnte. Die keuchenden Schaarwächter achteten es nicht für erſprießlich, ſich auf ein Gefecht einzulaſſen. Sie machten einen klugen Rückzug, und die beiden Schuldigen nahmen ihre Zuflucht in eine nahe Kirche, um ein wenig auszuruhen.

Unter dem Portal der Kirche wollte Don Juan ſeinen Degen in die Scheide ſtecken, da er es weder für anſtändig, noch chriſtlich hielt, in das Gotteshaus mit blanker Waffe einzuziehen. Aber die Scheide widerſtand, nur mit Mühe war die Klinge hinein zu bringen; kurz er fand, daß der Degen, den er in der Hand hatte, nicht der ſeinige ſey: Don Garcia hatte in ſeiner Haſt den nächſten beſten Degen, welchen er auf dem Boden fand, ergriffen, und es war der des Todten oder eines ſeiner Geſellen. Der Fall war bedenklich; Don Juan benachrichtigte ſeinen Freund davon, denn er hatte den guten Rath deſſelben ſchätzen gelernt.

Don Garcia runzelte die Stirne, biß ſich in die Lippen, quirlte die Ränder ſeines Hutes und gieng einige Schritte auf und ab, während der über die unangenehme Entdeckung, die er gemacht, ganz beſtürzte Don Juan von Unruhe und Gewiſſensbiſſen gefoltert wurde. Nach einem viertelſtündigen Nachdenken, wobei Don Garcia (ſo fein gebildet war er!) auch nicht einmal

ſagte: „Aber warum ließen Sie Ihren Degen fallen?“ nahm er Don Juan beim Arm und ſprach: „Kommen Sie mit mir, ich weiß Rath.“

In dieſem Augenblick trat ein Prieſter aus der Sakriſtei der Kirche heraus und ſchickte ſich an, auf die Straße zu gehen; Don Garcia hielt ihn auf.

„Habe ich nicht die Ehre, mit dem gelehrten Licenciaten Gomez zu ſprechen?“ fragte er denſelben, ſich tief verneigend.

„Ich bin noch nicht Licenciat,“ antwortete der Prieſter, ſichtlich geſchmeichelt, für einen Licenciaten zu gelten. „Ich heiße Manuel Cordova und bin Euer ergebener Diener.“

„Mein Vater, Ihr ſeyd gerade die Perſon, mit der ich reden wollte. Es handelt ſich um eine Gewiſſensfrage, und wenn mich die Fama nicht getäuſcht hat, ſo ſeyd Ihr der Verfaſſer der berühmten Abhandlung de Casibus conscientiae, welche ſo viel Aufſehen zu Madrid machte?“

Der Prieſter, ſich der Sünde der Eitelkeit hingebend, ſtammelte zur Antwort hervor, daß er nicht der Verfaſſer dieſes Buches ſey (in der That hatte ein ſolches nie exiſtirt), aber daß er ſich mit dergleichen Materien abſonderlich befaßt habe. Don Garcia, der aus guten Gründen nicht auf ihn hörte, fuhr folgendermaßen fort: „Die Sache, wegen der ich Euch um Rath fragen wollte, iſt in drei Worten dieſe. Einer meiner Freunde wurde an dem heutigen Tage, vor nicht ganz einer Stunde, von einem Manne angegangen, der zu ihm ſagte: Ritter, ich bin im Begriff, mich zwei Schritte von hier zu ſchlagen; mein Gegner hat einen längeren Degen, als ich; wollet mir den Eurigen leihen, damit die Waffen gleich ſeyen. Und mein Freund tauſchte den Degen mit ihm. Er wartete in der Straßenecke eine Zeitlang auf den Ausgang des Duells. Da er kein Degengeklirre mehr hört, tritt er hinzu; was ſieht er? einen todten Mann, durchſtoßen von demſelben Degen, den er hergeliehen hatte. Seit dieſem Augenblick iſt er in Verzweiflung:

er macht ſich ſeine Gefälligkeit zum Vorwurf und glaubt, eine Todſünde begangen zu haben. Ich verſuche ihn zu beruhigen; ich halte die Sünde für erläßlich, darum zwar, weil er, wenn er ſeinen Degen nicht hergeliehen hätte, die Urſache geweſen wäre, daß zwei Männer ſich mit ungleichen Waffen geſchlagen hätten. Was denkt Ihr davon, mein Pater? Seyd Ihr nicht meiner Anſicht?"

Der Prieſter, welcher ein Caſuiſten-Lehrling war, ſpitzte die Ohren bei dieſer Geſchichte und rieb ſich eine Weile die Stirne, wie ein Mann, der einen Beleg ſucht. Don Juan wußte nicht, wo Garcia hinaus wollte; aber er hielt reinen Mund, aus Furcht, etwas Linkiſches hervorzubringen.

„Mein Pater," fuhr Garcia fort, „die Frage iſt äußerſt ſchwierig, da ein ſo großer Gelehrter, wie Ihr, ſie zu löſen zögert. Morgen, wenn Ihr es erlaubet, werden wir wiederkommen und Eure Entſcheidung vernehmen. Einſtweilen, bitte ich, habt die Güte, einige Meſſen für die Seele des Verſtorbenen zu leſen oder leſen zu laſſen." Mit dieſen Worten legte er einige Dukaten in die Hand des Prieſters, was ihn vollends ganz günſtig ſtimmte für ſo fromme, ſo ſkrupulöſe und zumal ſo freigebige junge Männer. Er verſicherte ſie, daß er am folgenden Tage hierſelbſt ihnen ſeine Anſicht ſchriftlich mittheilen werde. Den Garcia ergoß ſich in einen Strom von Dankſagungen; dann warf er mit gleichgültigem Ton und als eine Bemerkung von geringer Wichtigkeit den Ausruf hin: „Wenn uns nur die Juſtiz nicht für dieſen Todſchlag verantwortlich macht! Auf Euch hoffen wir, um uns mit Gott zu verſöhnen."

„Was die Juſtiz betrifft," ſagte der Prieſter, ſo habt Ihr nichts von derſelben zu fürchten. Da Euer Freund ſeine Waffe nur hergeliehen hat, ſo iſt er nach dem Geſetze ohne Mitſchuld."

„Ja, mein Pater, der Mörder hat die Flucht ergriffen. Man wird die Wunde unterſuchen, und vielleicht den blutbe-

fleckten Degen finden... was weiß ich Alles? Man sagt, die Männer des Gesetzes seyen schrecklich."

„Aber," sagte der Priester, „Ihr waret Zeuge, daß der Degen entlehnt wurde?"

„Gewiß," sagte Don Garcia, „ich würde es vor allen Gerichtshöfen des Königreichs behaupten. Außerdem," fuhr er mit dem einschmeichelndsten Tone fort, „wäret ja Ihr, mein Pater, da, um der Wahrheit Zeugniß zu geben. Wir waren lange zuvor, ehe die Sache bekannt wurde, hier, um Euren geistlichen Rath einzuholen. Ihr könntet sogar den Klingen-Tausch bezeugen... Sehet da den Beweis!" — Damit nahm er Don Juans Degen. — „Nun saget einmal, wie paßt diese Klinge in diese Scheide?"

Der Priester nickte mit dem Kopf, wie ein Mann, der von der Wahrheit einer ihm erzählten Geschichte überzeugt ist. Er wog, ohne zu sprechen, die Dukaten, welche er in der Hand hatte, und fand daran immer einen unwiderleglichen Beweis zu Gunsten der beiden jungen Männer.

„Doch, mein Pater, was geht uns überhaupt die Justiz an?" sagte Don Garcia mit sehr frommer Miene. „Mit dem Himmel wollen wir versöhnt seyn."

„Morgen also!" sagte der Priester weggehend.

„Morgen," erwiderte Don Garcia; „wir küssen Euch die Hand und rechnen auf Euch."

Als der Priester fort war, hüpfte Don Garcia hoch auf vor Freude. — „Es lebe die Simonie!" rief er aus: „jetzt steht unsere Sache besser, wie ich verhoffe. Wenn die Justiz sich mit Ihnen zu schaffen machen sollte, so ist dieser gute Pater für die Dukaten, die er erhalten, und die, welche er noch von uns zu hoffen hat, bereit, zu zeugen, daß wir an dem Tod des Ritters, welchen Sie so eben hinüber befördert haben, gerade so unschuldig sind, wie ein neugeborenes Kind. Gehen Sie jetzt nach Hause, seyen Sie immer auf der Hut, und öffnen Sie

ihre Thüre mit gehöriger Umsicht nur Freunden; ich will in der Stadt herumlaufen und mich ein wenig nach Neuigkeiten umschauen."

Als Don Juan in sein Zimmer zurückgekehrt war, warf er sich in seinen Kleidern auf das Bett; er brachte eine schlaflose Nacht zu, immer nur an den kaum begangenen Mord und zumal an die Folgen desselben denkend. So oft er in der Straße das Geräusch eines menschlichen Trittes hörte, bildete er sich ein, die Justiz hole ihn in Verhaft. Da er jedoch sehr ermüdet war und in Folge der mitgemachten Studentenmahlzeit noch einen schweren Kopf hatte, so schlief er in dem Augenblick ein, wo die Sonne aufgieng.

Er schlummerte bereits mehrere Stunden, als sein Bedienter ihm die Meldung brachte, daß eine verschleierte Dame ihn zu sprechen begehre. In demselben Augenblick trat eine Dame in das Zimmer. Sie war von Kopf bis zu den Füßen in einen großen schwarzen Mantel gehüllt, der ihr nur ein Auge offen ließ. Dieses Auge drehte sie auf den Bedienten, dann auf Don Juan, als bate sie, mit letzterem ohne Zeugen zu sprechen. Der Bediente gieng sogleich hinaus. Die Dame setzte sich nieder, indem sie Don Juan mit ihrem ganzen Auge aufmerksamst betrachtete. Nach einem ziemlich langen Stillschweigen begann sie, wie folgt:

„Señor Cavalier, der Schritt, den ich thue, mag auffallend seyn und ohne Zweifel keine hohe Meinung in Betreff meiner zu Stande bringen; kennete man aber die Beweggründe, die mich hieherführen, so würde man mich ohne Zweifel nicht tadeln. Sie haben sich gestern mit einem Cavalier aus dieser Stadt geschlagen...."

„Ich, Donna?" rief Don Juan erbleichend. „Ich bin nicht aus diesem Zimmer gegangen...."

„Verstellung bei mir ist überflüssig, und ich muß Ihnen in der Aufrichtigkeit vorangehen. Mit diesen Worten schlug sie

ihren Mantel auseinander, und Don Juan erkannte Donna Teresa.

„Señor Don Juan," fuhr sie erröthend fort, „ich muß Ihnen gestehen, daß Ihre Tapferkeit meine Theilnahme im höchsten Grade gewonnen hat. Trotz der Verwirrung, in der ich mich befand, bemerkte ich bei dem Zweikampfe doch, daß Ihr Degen zerbrochen war, und Sie ihn neben unserer Thüre auf die Erde geworfen hatten. Im Augenblicke nun, wo man sich um den Verwundeten drängte, eilte ich hinab, und hob den Griff dieses Degens auf. Wie ich denselben betrachtete, las ich Ihren Namen, und sah wohl ein, wie große Gefahr Sie laufen könnten, wenn er in die Hände Ihrer Feinde fiele. Hier ist er nun, ich bin sehr glücklich, Ihnen denselben zurückstellen zu können."

Wie billig, fiel Don Juan auf die Kniee, sagte ihr, daß sie ihm das Leben gerettet habe, daß jedoch ihr Geschenk völlig unnütz sey, weil sie ihn vor Liebespein sterben lasse. Donna Teresa hatte Eile und wollte auf der Stelle wieder weggehen, jedoch hörte sie mit solchem Vergnügen auf Don Juan, daß sie sich nicht entschließen mochte, so kurz abzubrechen. Eine Stunde verstrich auf diese Weise, eine Stunde voll Schwüren ewiger Liebe, Händeküssen, Bitten auf der einen, schwachen Weigerungen auf der andern Seite. Der plötzlich eintretende Don Garcia unterbrach das Stelldichein. Er war nicht der Mann, der ein Aergerniß nahm. Seine erste Sorge war, Teresa zu beruhigen. Er lobte ihren Muth, ihre Geistesgegenwart sehr, und bat sie am Ende, bei ihrer Schwester ein gutes Wort einzulegen, damit diese ihn fortan minder grausam behandle. Donna Teresa versprach alles, was er wollte, verschloß sich hermetisch in ihren Mantel und gieng weg, nachdem sie versprochen hatte, sich noch am gleichen Abend mit ihrer Schwester in einem bestimmten Theil der Promenade einzufinden.

„Unsere Geschäfte gehen gut," sagte Don Garcia, sobald

die jungen Manner allein waren. „Niemand hat einen Verdacht auf Sie. Der Corregidor, der mir durchaus nicht grün iſt, hatte mir zuerſt die Ehre erwieſen, an mich zu denken. Er ſey überzeugt, behauptete er, daß ich Don Criſtoval umgebracht habe. Wiſſen Sie, wodurch er auf eine andere Meinung gerieth? Dadurch, daß er erfuhr, ich habe den ganzen Abend mit Ihnen zugebracht; denn Sie, mein Theurer, ſtehen in einem ſo ſchönen Ruf von Solidität, daß Sie Andern davon abtreten können. Doch, dem ſey, wie ihm wolle, an uns denkt man nicht. Das feine Stückchen dieſer tapferen kleinen Terſite ſicherte uns für ſpäter: alſo denken wir nicht mehr an den Vorfall, ſondern an unſer Vergnügen."

„Ach! Garcia," rief Don Juan betrübt aus, „es iſt etwas gar Trauriges, einen Mitmenſchen zu tödten!"

„Es gibt etwas noch viel Traurigeres," antwortete Don Garcia, „nämlich von einem ſeiner Mitmenſchen getödtet zu werden, und etwas Drittes, das über dieſe beiden Traurigkeiten hinausgeht: ein Tag ohne Mittageſſen. Darum lade ich Sie ein, heute mit einigen jungen Lebemännern bei mir zu ſpeiſen, welche erfreut ſeyn werden, Sie kennen zu lernen." Nach dieſen Worten entfernte er ſich.

Schon die Liebe machte den Gewiſſensbiſſen unſeres Helden eine mächtige Diverſion, die Eitelkeit erſtickte ſie vollends. Die Studenten, mit welchen er bei Garcia zu Mittag aß, hatten von dieſem erfahren, wer der wahre Mörder des Don Criſtoval ſey. Dieſer Criſtoval war ein fameſer Cavalier, von den Studenten wegen ſeines Muthes und ſeiner Gewandtheit gefürchtet: daher konnten ſie ſich über ſeinen Tod nur freuen, und ſein glücklicher Gegner wurde mit Höflichkeiten überhäuft. Wenn man ſie hörte, ſo war er die Ehre, die Blüthe, der Arm der Univerſität. Es wurde mit Begeiſterung auf ſeine Geſundheit getrunken, und ein Student von Murcia dichtete zu ſeinem Lobe ein Siegreifſonnett, worin er ihn dem Cid und Bernhard del Carpio an die

Seite stellte. Als Don Juan von der Tafel aufstand, fühlte er wohl noch einige Last auf dem Herzen: aber wenn er die Macht gehabt hätte, Don Cristoval wieder aufzuwecken, so fragt es sich doch, ob er Gebrauch davon gemacht hätte, aus Furcht, das Ansehen und Renommee zu verlieren, welches er durch diesen Todschlag sich auf der ganzen Universität Salamanca erworben hatte.

Als der Abend angebrochen war, erschien man von beiden Seiten pünktlich bei dem Stelldichein am Ufer des Tormes. Donna Teresa nahm Don Juan's Hand (man bot damals der Dame noch nicht den Arm), und Donna Fausta die des Don Garcia. Nachdem sie sich einige Zeitlang ergangen, trennten sich die beiden Paare sehr zufrieden, mit dem Versprechen, keine Gelegenheit zum Wiedersehen unbenützt vorübergehen zu lassen. Als sie die beiden Schwestern verlassen hatten, begegneten sie einigen Zigeunerinnen, welche mitten unter einer Studentengruppe nach dem Schlag der Mohrentrommel tanzten. Unsere Freunde mischten sich unter die Zuschauer. Die Tänzerinnen gefielen dem Don Garcia, welcher sie zum Nachtessen mitzunehmen beschloß. Der Antrag wurde sogleich gemacht und ebenso angenommen. In seiner Eigenschaft als fidus Achates war Don Juan von der Parthie. Gereizt durch die Bemerkung einer der Zigeunerinnen, daß er aussehe, wie ein Klosternoviz, gab er sich alle Mühe, durch die That zu beweisen, daß dieser Beinamen auf ihn übel angewendet sey. Er fluchte, tanzte, spielte und trank allein so viel, als zwei Jungburschen kaum hätten mit einander leisten können. Es bedurfte großer Mühe, ihn nach Mitternacht heimzuschleppen, in einem Zustande, der mehr als Betrunkenheit war, und so wüthend, daß er Salamanca in Brand stecken und die ganze Tormes aussaufen wollte, damit man den Brand nicht löschen könne. Auf solche Weise verlor Don Juan alle seine guten Eigenschaften, eine nach der andern, die ihm Natur und Erziehung geschenkt hatten. Nach einem dreimonatlichen Aufenthalt in Salamanca, unter Garcia's Leitung, hatte er die arme Teresa gänzlich ver-

führt: ſein Kamerad war mit Zanſa acht bis zehn Tage früher zum Zweck gekommen. Anfangs liebte Don Juan ſeine Schöne mit aller Liebe, die ein Jüngling ſeines Alters für das erſte Mädchen, das ſich ihm hingibt, empfindet; aber Don Garcia bewies ihm ohne Mühe, daß die Beſtändigkeit eine chimäriſche Tugend ſey: zudem, wenn er ſich anders, als ſeine Kameraden in den Studenten-Orgien betrüge, müßte ſeinetwegen Teresa's Ruf nothleiden. „Denn," pflegte er zu ſagen, „nur eine ſehr heftige und befriedigte Liebe begnügt ſich mit Einem Weib." Ueberdieß gönnte die ſchlechte Geſellſchaft, in welche er gerathen war, Don Juan keinen Augenblick Ruhe. Nur ſelten erſchien er in den Hörſälen, oder wenn je, ſo ſchlief er, von Nachtwachen und Völlerei geſchwächt, bei den gelehrteſten Vorleſungen der berühmteſten Profeſſoren ein. Dagegen war er ſtets der erſte und letzte auf der Promenade, und was die Nächte betrifft, ſo brachte er diejenigen, welche ihm Donna Teresa nicht widmen konnte, regelmäßig in der Kneipe oder an einem noch ſchlechtern Orte zu.

Eines Morgens erhielt er ein Billet von der genannten Dame, worin ſie ihm ihr Bedauern ausdrückte, daß ſie ein für die nächſte Nacht verſprochenes Stelldichein nicht geben könne. Eine alte Baſe war in Salamanca angekommen, und man hatte ihr das Zimmer der Teresa, welche in dem ihrer Mutter ſchlafen ſollte, eingeräumt. Dieſe Behinderung machte keinen allzu unangenehmen Eindruck auf Don Juan, der ſchon wußte, wo er ſich entſchädigen konnte. Im Augenblick, als er, ſeiner Vergnügungsplane voll, auf die Straße hinaustrat, händigte ihm ein verſchleiertes Frauenzimmer ein Billet ein; es war von Donna Teresa. Sie hatte ſich ein anderes Zimmer zu verſchaffen gewußt und mit ihrer Schweſter Alles zu einem Stelldichein vorbereitet. Don Juan zeigte den Brief Don Garcia. Sie ſchwankten eine Zeitlang; endlich erkletterten ſie maſchinenmäßig und aus Gewohnheit den Balken ihrer Schönen.

Donna Teresa hatte ein ziemlich deutliches Muttermahl über dem Busen. Don Juan mußte es als eine ungeheure Gunst betrachten, wie er dasselbe zum ersten Mal sehen durfte. Eine gute Weile schien seinem verliebten Auge dieses Muttermahl die reizendste Sache von der Welt. Bald verglich er es mit einem Veilchen, bald mit einer Anemone, bald mit einer Alkalkablüthe. Doch allmählig verlor es, trotz seiner Schönheit, an Interesse für den Gatten. „Es ist ein großer, schwarzer Fleck, weiter nichts," sagte er seufzend. „Schade, daß er sich an diesem Ort befindet. Zum Henker, es sieht einer Speckschwarte ähnlich. Der Teufel hole dieß Mahl!"

Eines Tages fragte er Teresa gar, ob sie keinen Arzt wegen der Ausmerzung desselben befragt hätte. Darauf antwortete das arme Mädchen, bis in's Weiße der Augen erröthend, außer ihm habe kein einziger Mann dieses Mahl gesehen; zudem wisse sie von ihrer Amme, daß dergleichen Zeichen Glück bedeuten.

Am schon erwähnten Abend bemerkte Don Juan, der in ziemlich schlechter Laune gekommen war, das fragliche Muttermahl wieder, und es schien ihm noch größer, als sonst. „Donnerwetter! es sieht einer großen Ratte gleich, wie ein Ey dem andern," fluchte er bei sich. „Wahrlich, es ist ein Abscheu! Es ist ein Zeichen der Verwerfung, wie auf Kain's Stirne! Man muß den Teufel im Leib haben, um ein solches Mädchen zu seiner Geliebten zu machen!" Es versteht sich, daß er im höchsten Grade mürrisch und widerwärtig war. Er plagte die arme Teresa ohne Grund, preßte ihr Thränen aus und verließ sie gegen die Morgendämmerung, ohne sie eines Kusses zu würdigen. Don Garcia, der mit ihm wegging, lief eine Zeitlang stillschweigend neben ihm her, dann stand er plötzlich still und sagte:

„Gestehe, Don Juan (die Herren waren einstweilen Smollis geworden), daß wir uns diese Nacht gewaltig langweilen. Was mich betrifft, so bin ich noch ganz zermartert davon, und hätte

gute Luſt, dieſe Prinzeſſin an einem ſchönen Morgen laufen zu laſſen."

„Du haſt Unrecht," ſagte Don Juan; „die Jungfrau iſt eine reizende Perſon, weiß wie ein Schwan und ſtets guter Laune. Und wie ſehr liebt ſie Dich! Wahrlich, Du biſt ein glücklicher Menſch!"

„Weiß, mag ſeyn! ich gebe zu, daß ſie weiß iſt; aber ſie hat keine Farbe, und neben ihrer Schweſter nimmt ſie ſich aus, wie ein Schatten neben einer Taube. Du biſt der Glückliche!"

„Wie man's nimmt!" antwortete Don Juan. „Die Kleine iſt ziemlich artig, aber ein Kind. Man kann kein vernünftiges Wort mit ihr reden. Ihr Hirn iſt von Ritter-Romanen vollgeſtopft, und ſie hat ſich die übertriebenſten Dinge von der Liebe in den Kopf geſetzt. Du kannſt Dir keinen Begriff von ihren Anſprüchen machen."

„Das ſchreibt ſich daher, Don Juan, daß Du zu jung biſt und Deine Geliebte nicht zu dreſſiren verſtehſt. Ein Weib, merke Dir das, iſt wie ein Pferd: läßt Du es ſchlechte Gewohnheiten annehmen, überzeugſt Du es nicht gründlich, daß Du ihm keine Laune verzeihſt, ſo wirſt Du nicht mit ihm fertig werden."

„Sage mir, Garcia, behandelſt Du Deine Geliebten wie Deine Pferde? Brauchſt Du oft die Reitpeitſche, um ihnen die Launen zu vertreiben?"

„Selten; aber ich bin zu gut. Halt einmal, Don Juan, willſt Du mir Deine Terefa abtreten? Ich verſpreche Dir, daß ſie in vierzehn Tagen geſchmeidig ſeyn ſoll, wie ein Handſchuh. Ich biete Dir Jungfrau dafür zum Tauſch. Muß ich etwas zugeben?"

„Der Handel wäre ſehr nach meinem Geſchmack," ſagte Don Juan lächelnd, „wenn die Damen ihrerſeits einwilligten. Aber Donna Jungfrau wird Dich nimmermehr abtreten wollen. Sie verliert zu viel bei dem Tauſch."

„Du bist zu bescheiden; aber sey nur ruhig! Ich habe sie gestern so sehr in Wuth gebracht, daß ihr der nächste Beste, im Vergleich mit mir, wie ein Engel des Lichts für einen Verdammten erscheint. Weißt Du, Don Juan," fuhr Don Garcia fort, „daß ich in allem Ernst rede?" — Und Don Juan lachte noch weit stärker über den Ernst, womit sein Freund diese Uebertreibungen preisgab.

Dieses erbauliche Gespräch wurde durch die Begegnung mehrerer Studenten unterbrochen, welche ihre Gedanken auf andere Dinge lenkten. Als aber am Abend die beiden Freunde hinter einer Flasche Mentillawein und einem Körbchen mit valencianischen Nüssen saßen, fieng Don Garcia abermals an, sich über seine Dulcinea zu beklagen. Er hatte eben einen Brief von Fausta erhalten, voll Zärtlichkeiten und süßer Vorwürfe, aus welchen aber dennoch ihr schelmischer Geist und die Gewohnheit, Alles von der komischen Seite zu nehmen, hervorblickte.

„Da," sagte Don Garcia, seinem Genossen den Brief hinreichend und übermäßig gähnend, „da, lies dieses schöne Stück Arbeit! Abermals ein Stelldichein auf diesen Abend! aber hol' mich der Teufel, wenn ich hingehe!"

Don Juan las den Brief, der ihm köstlich schien.

„Wahrlich," erwiderte er, „hätte ich ein Liebchen, wie Du, ich wollte nur darauf denken, sie glücklich zu machen."

„So nimm sie hin, Bester!" rief Don Garcia aus, „nimm sie und befriedige Deine Laune für sie! Ich trete Dir meine Rechte ab. Oder machen wir es noch besser!" setzte er, aufstehend und wie von einer plötzlichen Eingebung erleuchtet, hinzu: „spielen wir um unsere Geliebten! Da sind Karten: machen wir eine Parthie l'hombre. Donna Fausta ist mein Einsatz; Du setzest Donna Teresa dagegen."

Don Juan, dem vor Lachen über seines Kameraden Tollheit das helle Wasser über die Wangen lief, nahm die Karten

und miſchte. Obgleich er faſt ohne alle Aufmerkſamkeit ſpielte, gewann er dennoch. Don Garcia, ohne über den Verluſt ſeiner Partie angegriffen zu ſcheinen, verlangte Schreibzeug und ſtellte eine Art Wechſel auf Donna Fauſta zu ziehen aus, welch letztere er anwies, ſich dem Ueberbringer zur Verfügung zu ſtellen, ganz wie er ſeinem Intendanten geſchrieben hätte, an einen ſeiner Gläubiger hundert Dukaten zu zahlen.

Don Juan, noch immer lachend, bot Don Garcia Revanche an. Dieſer aber weigerte ſich. — „Wenn Du ein wenig Muth haſt," ſagte er, „ſo nimmſt Du meinen Mantel und gehſt zu der kleinen Thüre, die Du wohl kennſt. Du wirſt nur Fauſta finden, da Teresa Dich nicht erwartet. Folge ihr, ohne ein Wort zu ſagen. Biſt Du einmal in ihrem Schlafzimmer, ſo mag es wohl ſeyn, daß ſie einen Augenblick erſtaunt iſt, ja ſogar, daß ſie etliche Thränen vergießt; aber das muß Dich nicht abſchrecken. Sey überzeugt, ſie wagt nicht zu ſchreien. Dann zeige ihr meinen Brief; ſag' ihr, daß ich ein abſcheulicher Frevler, ein Ungeheuer bin — kurz, was Du willſt; daß ſie aber eine leichte und ſchnelle Rache an der Hand hat; und dieſe Rache, das glaube feſt, wird ſie ganz ſüß finden.

Bei jedem Worte von Garcia drang der Teufel tiefer in Don Juan's Herz ein und bewies ihm, daß das, was er bis jetzt für einen leeren Scherz angeſehen hatte, ſich auf die angenehmſte Weiſe für ihn realiſiren könnte. Er hörte zu lachen auf, und die Röthe der Luſtgier ſtieg ihm auf die Stirne.

„Wenn ich gewiß wüßte," ſagte er, „daß Fauſtina in dieſen Wechſel einwilligte . . ."

„Ob ſie einwilligen wird!" rief der Wüſtling. „Welcher Gelbſchnabel biſt Du denn, Kamerad, daß Du glaubſt, ein Weib werde einen Augenblick ſchwanken zwiſchen einem Liebhaber, den ſie ſechs Monate beſitzt, und einem andern, der zum erſten Mal kommt! Geh', ich ſehe voraus, Du wirſt mir morgen mit beiden Händen danken, und die einzige Vergeltung, die ich verlange, iſt,

daß Du mir erlaubſt, der holden Teresa zur Entſchädigung den Hof zu machen."

Als er jetzt ſah, daß Don Juan halb und halb überredet war, fügte er bei:

„Entſcheide Dich, denn ich meinerſeits will heute Abend die Fauſta nicht beſuchen; wenn Du nicht willſt, ſo gebe ich dieß Billet dem dicken Fabrique, der dann den Regen ziehen wird."

„Meiner Treu! geſchehe, was da welle!" ſchrie Don Juan, das Billet nehmend, und verſchluckte, um ſich Muth zu machen, ein großes Glas Mantilla.

Die Stunde kam. Don Juan, den ein Neſt von Gewiſſen immer noch zurückhielt, trank Zug für Zug, um ſich zu betäuben. Endlich ſchlug die Stunde. Don Garcia warf ſeinen Mantel über Don Juan's Schultern und begleitete ihn bis an die Thüre ſeiner Geliebten, nachdem er dann das abgeredete Zeichen gegeben, wünſchte er ihm gute Nacht und entfernte ſich ohne den geringſten Gewiſſensbiß über die böſe That, die er eben begangen.

Die Thüre gieng augenblicklich auf. Donna Fauſta wartete ſchon eine Weile.

„Biſt Du es, Don Garcia?" fragte ſie mit leiſer Stimme.

„Ja," antwortete Don Juan noch leiſer, ſein Geſicht in den weiten Falten des Mantels bergend. Er trat ein, und als die Thüre wieder geſchloſſen war, begann Don Juan mit ſeiner Führerin eine dunkle Stiege hinaufzuſteigen.

„Faſſe meine Mantilla an," ſagte ſie, „und folge mir ſo ſachte, als möglich."

Nach wenigen Augenblicken ſtand er in Fauſta's Zimmer. Es wurde von einer einzigen Lampe nur ſpärlich erhellt. Zuerſt hielt ſich Don Juan, ohne Mantel und Hut abzuziehen, aufrecht, den Rücken an die Thüre gelehnt, ohne daß er es wagte, ſich zu entdecken. Donna Fauſta betrachtete ihn eine Weile ſtillſchweigend; dann gieng ſie plötzlich auf ihn zu und ſtreckte ihm

die Arme entgegen. Don Juan ließ jetzt seinen Mantel fallen und that gleich ihr.

„Wie? Sie sind es, Señor Don Juan?“ rief sie. „Ist denn Don Garcia krank?“

„Krank? Nein,“ erwiderte Don Juan . . . „Aber er kann nicht kommen. Er hat mich zu Ihnen geschickt.“

„Oh! wie mich das betrübt! Aber, sagen Sie mir, verhindert ihn nicht ein anderes Frauenzimmer, zu mir zu kommen?“

„Sie halten ihn also für sehr ausgelassen? . . .“

„Wie wird sich meine Schwester über Ihren Besuch freuen! Das arme Kind! es fürchtete, Sie werden nicht kommen! . . . Lassen Sie mich hinüber, ich will sie benachrichtigen.“

„Das ist nicht nöthig.“

„Sie machen ein seltsames Gesicht, Don Juan . . . Sie haben mir eine schlimme Botschaft zu bringen . . . Reden Sie, ist Don Garcia etwas zugestoßen?“

Um sich eine schwierige Antwort zu ersparen, reichte Don Juan dem armen Fräulein Don Garcia's infames Billet hin. Sie las es hastig durch und verstand es anfangs nicht. Sie las es wieder, und konnte ihren Augen nicht trauen. Don Juan beobachtete sie aufmerksam und sah, wie sie bald ihre Stirne abwischte, bald sich die Augen rieb; ihre Lippen zitterten, Todesblässe bedeckte ihr Antlitz, und sie mußte das Billet mit beiden Händen halten, daß es nicht zu Boden fiel. Endlich fuhr sie mit verzweifelter Anstrengung auf und rief: „Alles das ist falsch! ist eine niederträchtige Fälschung! Nimmermehr hat Don Garcia das geschrieben!“

Don Juan antwortete: „Sie kennen seine Hand. Er wußte den Schatz, den er besaß, nicht nach seinem Werthe zu würdigen . . . ich aber habe ihn angenommen, weil ich Sie anbete.“

Sie warf ihm einen Blick der tiefsten Verachtung zu, und begann den Brief von Neuem zu lesen mit der Aufmerksamkeit eines Advokaten, der bei einem Aktenstück Fälschung vermuthet.

Ihre Augen waren übermäßig aufgeriſſen und ſtarrten auf das Papier hin. Bisweilen fiel eine dicke Thräne daraus, ohne daß ſie mit der Wimper zuckte, und rollte über ihre Wangen hinab. Da lächelte ſie plötzlich wie eine Wahnwitzige und rief: „Nicht wahr, das iſt ein Scherz? ein Scherz? Don Garcia iſt hier, er wird gleich kommen! . . .“

„Es iſt kein Scherz, Donna Fauſta. Nichts Wahreres gibt es, als die Liebe, die ich für Sie fühle. Ich wäre ſehr unglücklich, wenn Sie mir nicht glaubten.“

„Elender!“ ſchrie Donna Fauſta; „aber wenn Du Wahrheit ſprichſt, ſo biſt Du noch ein größerer Frevler, als Don Garcia.“

„Die Liebe entſchuldigt Alles, ſchöne Fauſta. Don Garcia verläßt Sie; nehmen Sie mich zum Tröſter an. Ich ſehe auf dieſem Teppich Bacchus und Ariadne abgebildet; laſſen Sie mich Ihren Bacchus ſeyn!“

Ohne ein Wort zu antworten, ergriff ſie ein Meſſer vom Tiſche und gieng auf Don Juan zu, es über dem Kopfe ſchwingend. Aber er hatte ihre Bewegung ſogleich bemerkt, faßte ihren Arm und entwaffnete ſie ohne Mühe; jetzt glaubte er ſich berechtigt, ſie für den Beginn der Feindſeligkeiten abzuſtrafen, küßte ſie drei- bis viermal und wollte ſie auf ein Ruhebett hinziehen. Donna Fauſta war ein ſchwaches und zartgebautes Mädchen; aber der Zorn verlieh ihr Kräfte, ſie widerſtand Don Juan, indem ſie ſich bald an Stubengeräthe anklammerte, bald mit Händen, Füßen und Zähnen wehrte. Anfangs hatte Don Juan einige Stöße lächelnd ausgehalten, bald aber wuchs bei ihm der Zorn ſo hoch als die Begierde an. Er umſchlang Fauſta mit ehernem Arm, ohne ihre zarte Haut zu ſchonen. Er war ein gereizter Kämpfer, der um jeden Preis über ſeinen Gegner triumphiren wollte, ſelbſt auf die Gefahr hin, ihn zu erwürgen, wenn der Sieg nicht anders gewonnen werden konnte. Jetzt nahm Fauſta zum letzten Mittel ihre Zuflucht. Bis dahin

hatte ein Gefühl weiblicher Schaam sie verhindert, um Hülfe zu rufen; da sie aber zu unterliegen im Begriff war, schrie sie, daß das ganze Haus erschallte.

Don Juan merkte, daß es sich bei ihm nicht mehr darum handle, sein Opfer zu besitzen, sondern allererst, sich in Sicherheit zu bringen. Er wollte Fausta zurückstoßen und zur Thüre eilen, aber sie klammerte sich an seine Kleider, und er konnte sich nicht von ihr losmachen. Zu gleicher Zeit vernahm er das unangenehme Knarren geöffneter Thüren; Männertritte und Stimmen nahten; kein Augenblick war zu verlieren: er strengte sich mächtig an, Donna Fausta von sich abzuschütteln; aber sie hatte ihn so stark am Wamse gepackt, daß er sich mit ihr um sich selber drehte, ohne etwas anderes, als eine veränderte Stellung gewonnen zu haben. Fausta befand sich jetzt neben der Thüre, welche nach innen aufging. Sie schrie immer fort. Plötzlich öffnete sich die Thüre; ein Mann mit einer Arkebuse in der Hand erschien auf der Schwelle. Ein Ausruf des Erstaunens entfährt ihm, und ein Schuß folgt alsbald. Die Lampe erlöschte und Don Juan fühlte, daß die Hände der Donna Fausta sich lösten, und etwas Warmes, Flüssiges über die seinigen herabrieselte. Sie sank oder gleitete vielmehr auf den Fußboden: die Kugel hatte sie in den Rückgrat getroffen; ihr Vater hatte sie, statt ihres Entführers, getödtet. Als Don Juan sich frei fühlte, rannte er, mitten in dem Pulverdampf, der Treppe zu. Zuerst erhielt er einen Kolbenstoß von dem Vater und einen Säbelhieb von einem Bedienten, der ihn verfolgte. Aber mit keinem von beiden hatte es viel auf sich. Mit blankem Degen suchte er sich Bahn zu brechen und die Kienfackel auszulöschen, welche der Bediente trug. Letzterer wich auch wirklich, durch seine entschlossene Miene erschreckt, zurück. Aber Don Alonso d'Ojeda, ein heißblütiger und unerschrockener Mann, stürzte sich ohne Zaudern auf Don Juan: dieser parirte einige Stöße und hatte ohne Zweifel anfangs nur die Absicht, sich zu vertheidigen; allein die Gewohnheit des

Fechtens macht, daß ein Ausfall nach einer Parade nur noch eine maſchinenmäßige und unwillkührliche Bewegung iſt. Daher dauerte es nur eine Minute, und Donna Fauſta's Vater ſtieß, tödtlich verwundet, einen tiefen Seufzer aus und fiel. Jetzt, nachdem alle Hinderniſſe beſeitigt, ſchwang ſich Don Juan pfeilgeſchwind auf die Treppe, von da nach der Thüre und war in einem Augenblick auf der Straße, da die Bedienten, ſtatt ihn zu verfolgen, ſich hülfeleiſtend um ihren verathmenden Gebieter drängten. Donna Tereſa, welche nach dem Arkebuſenſchuß herbeigeeilt war, hatte dieſe entſetzliche Scene geſehen und fiel ohnmächtig an der Seite ihres Vaters nieder. Sie kannte nur erſt die Hälfte ihres Unglücks.

Don Garcia brach gerade der letzten Flaſche Mentilla den Hals, als Don Juan, blaß, blutbedeckt, mit wirren Augen, zerriſſenem Wams, und weit herausgezerrter Halskrauſe in ſein Zimmer hereinſtürzte und ſich keuchend in einen Lehnſtuhl warf, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Der Andere merkte auf der Stelle, daß ein ſchweres Ereigniß vorgefallen ſeyn müſſe. Er ließ Don Juan Zeit zum Verſchnaufen, dann befragte er ihn um das Nähere; bald wußte er Alles. Don Garcia, der ſein gewöhnliches Phlegma nicht leicht verlor, hörte den durch Keuchen und Gemüthsbewegung mehrmals unterbrochenen Bericht ſeines Freundes an, ohne mit einer Wimper zu zucken. Dann füllte er ein Glas und ſagte, es ihm darbietend:

„Trink! Du bedarfſt deſſen. Das iſt eine böſe Geſchichte," fuhr er fort, nachdem er ſelber getrunken. „Einen Vater umbringen iſt keine Kleinigkeit . . . doch gibt es manche Beiſpiele, und man kann gleich mit dem Cid anfangen. Das Schlimmſte an der Sache iſt, daß Du nicht fünfhundert weißgekleidete Mannen, ſämmtlich Vettern, zu Deiner Verfügung haſt, um Dich gegen die Schaarwache von Salamanca und die Verwandten des Seligen zu vertheidigen! . . . Beſchäftigen wir uns zunächſt

mit dem Dringendſten!“ . . . Damit lief er zwei- bis dreimal im Zimmer auf und ab, als wollte er ſeine Gedanken ſammeln.

„In Salamanca bleiben,“ fuhr er fort, „nach einem ſolchen Hausfriedensbruch, wäre Tollheit. Don Alonſo Ojedo iſt nicht etwa ein gemeiner Strolch, nach welchem kein Hahn kräht, und zudem muß Dich die Dienerſchaft erkannt haben. Das Renommée, welches Du Dir inzwiſchen auf der Univerſität erworben, iſt ſo vorzüglich, daß man ohnehin nicht verfehlen wird, ein anonymes Verbrechen auf Deinen Conto zu ſchreiben. Wohlan, denk' an mich! Du mußt abreiſen, und zwar je bälder, je beſſer. Du biſt hier dreimal gelehrter werden, als es ſich für einen Edelmann von gutem Hauſe geziemt. Laß Minerva jetzt ruhen und verſuch' es mit Mars; das wird Dir beſſer gelingen, denn Du haſt Anlagen dazu. Man ſchlägt ſich in Flandern herum. Gehen wir, Ketzer abzuthun; nichts iſt geeigneter, um unſere weltlichen Sündelein damit abzuſühnen. Amen! ich ſchließe, wie in der Predigt.“

Das Wort Flandern wirkte wie ein Talisman auf Don Juan. Spanien verlaſſen, hoffte er, hieße ſich ſelbſt entgehen. Mitten unter Strapazen und Gefahren des Kriegs würde er keine Muße für Gewiſſensbiſſe haben! „Nach Flandern, nach Flandern!“ rief er aus: „auf, laſſen wir uns in Flandern todtſchießen!“

„Von Salamanca nach Brüſſel iſt's weit,“ nahm Don Garcia bedeutſam wieder das Wort, „und in Deiner Lage kannſt Du nicht zu frühe abreiſen. Bedenke, wenn der Herr Corregidor Dich abfaßt, ſo wird es Dir ſchwer werden, anderswo, als auf den Galeeren Seiner Majeſtät, einen Feldzug zu machen.“

Nach weiterer kurzer Berathung mit ſeinem Freunde legte Don Juan raſch die Studentenkleidung ab. Er zog ein Koller von geflicktem Leder an, wie die Soldaten es damals trugen, ſetzte einen großen Hut mit zurückgeſchlagener Krämpe auf und vergaß nicht, ſeinen Gürtel mit ſo vielen Dublonen zu ſpicken,

als Garcia zuſammenfinden konnte. All dieſe Rüſtungen dauerten nur einige Minuten. Er nahm den Weg unter die Füße, verließ die Stadt ohne erkannt zu werden und lief die ganze Nacht und den ganzen Morgen, bis die Sonnenhitze ihn auszuruhen zwang. In der erſten Stadt, wohin er gelangte, kaufte er ſich ein Pferd; und da er ſich einer Karawane Reiſender angeſchloſſen hatte, erreichte er ohne Hinderniß Saragoſſa. Dort verweilte er einige Tage unter dem Namen Don Juan Carrasco. Don Garcia, welcher Salamanca einen Tag ſpäter verlaſſen hatte, nahm einen andern Weg und fand ſich in Saragoſſa mit ihm zuſammen. Sie blieben nicht lange daſelbſt. Nachdem ſie gar eilig unſerer lieben Frau vom Pfeiler ihre Huldigung dargebracht hatten, nicht ohne ein wenig nach den aragoniſchen Schönheiten zu ſchielen, begaben ſie ſich, jeder mit einem guten Bedienten verſehen, nach Barcelona, wo ſie nach Civita-Vecchia unter Segel giengen. Ermüdung, Seekrankheit, Neuheit aller Gegenſtände und zumal Don Juan's natürlicher Leichtſinn wirkten zuſammen, um ihn ſchnell der gräßlichen Scene vergeſſen zu machen, die er hinter ſich ließ. Einige Monate lang wurden die zwei Freunde von dem Hauptzweck ihrer Reiſe durch die Vergnügungen Italiens abgelenkt; da jedoch ihr Geldvorrath auf die Neige gieng, ſo ſchloſſen ſie ſich an eine Anzahl ihrer Landsleute an, welche gleich ihnen an Geldnoth und Gefahrverachtung litten, und machten ſich nach den Niederlanden auf.

In Brüſſel angelangt, reihte ſich Jeder unter die Fahne desjenigen Führers, der ihm gefiel. Die beiden Freunde beſchloßen, ihren erſten Waffengang unter dem Befehl des Hauptmanns Don Manuel Gomare zu thun, erſtens weil er ein Andaluſier war, und dann weil er in dem Ruf ſtand, von den Soldaten nichts zu verlangen, als Muth und ſchön geputzte, gutgehaltene Waffen, ſonſt aber über die Kriegszucht ein wenig wegzuſehen.

Erfreut über ihr martialiſches Ausſehen, behandelte ſie der Hauptmann gut und nach ihrem Geſchmack, das heißt, er ver-

wendete sie bei allen gefahrvollen Gelegenheiten. Das Glück war ihnen günstig, denn wo viele ihrer Kameraden den Tod fanden, wurden sie nicht einmal verwundet und dennoch mit Auszeichnung von den Generalen bemerkt. Am gleichen Tage erhielt jeder von beiden ein Fähnlein. Von diesem Augenblick an gestanden sie, überzeugt, in der Achtung und Freundschaft ihrer Führer fest zu stehen, ihre wahre Namen und fiengen ihre gewohnte Lebensweise wieder an, nämlich sie brachten den Tag mit Spielen und Trinken, und die Nacht mit Ständchen zu, welche sie den schönsten Damen der Städte, wo im Winter ihre Garnison lag, brachten. Von ihren Eltern hatten sie Verzeihung erhalten, was sie nicht allzusehr rührte, und Creditbriefe an Bankiers in Antwerpen. Davon machten sie guten Gebrauch. Als reiche, tapfere und kühne junge Männer durften sie auf zahlreiche und schnelle Eroberungen zählen. Ich will mich bei der Beschreibung ihrer glücklichen Liebes-Abenteuer nicht aufhalten; der Leser braucht nur zu erfahren, daß sie, sobald ihnen ein hübsches Mädchen oder Weib aufstieß, kein Mittel unversucht ließen, um es in ihr Garn zu locken. Versprechungen, Schwüre waren für diese abscheulichen Wüstlinge nur ein Spiel; und wenn Brüder oder Ehemänner gegen ihr Betragen gerechte Einsprache thaten, so hatten sie zur Antwort gute Klingen oder unbarmherzige Gemüther.

Der Krieg begann mit dem Frühjahr von Neuem. In einem Scharmützel, das für die Spanier unglücklich ausfiel, wurde der Hauptmann Gomare tödtlich verwundet. Don Juan, der ihn fallen sah, eilte zu ihm hin, und rief einigen Soldaten, ihn wegzutragen. Der tapfere Hauptmann jedoch sagte zu ihm mit Aufbietung seiner letzten Kraft:

„Laßt mich hier sterben, ich fühle, daß es aus mit mir ist. Ob ich aber hier sterbe, oder eine halbe Stunde weiter entfernt, daran liegt nichts. Behaltet Eure Soldaten, sie werden gleich genug zu thun bekommen, denn ich sehe die Holländ-

der mit Macht anrücken. — Kinder!" wendete er ſich an die zu ihm herbeigeeilten Soldaten, „ſchließet Euch um Eure Fahnen zuſammen und ſcheeret Euch nicht um mich!"

In dieſem Augenblicke kam Don Garcia herbei, und fragte ihn, ob er nicht einen letzten Willen habe, der nach ſeinem Tode vollzogen werden ſollte.

„Was Teufels ſoll ich denn wollen in einem Augenblick, wie dieſer?..." rief er, doch ſammelte er ſich hierauf einige Minuten; dann fuhr er fort: „Ich habe nie viel an den Tod gedacht und glaubte ihn nicht ſo nahe... es wäre mir nicht unlieb, wenn ich einen Prieſter neben mir hätte.... Aber alle unſere Mönche ſind bei der Bagage.... jedennoch iſt es hart, ohne Beichte zu ſterben!"

„Hier iſt mein Gebetbuch," ſagte Don Garcia, ihm eine Weinflaſche hinreichend. „Nehmet Muth ein!"

Die Augen des alten Soldaten verfinſterten ſich mehr und mehr. Don Garcia's Spaß wurde von ihm nicht bemerkt, aber die alten Soldaten rings umher nahmen ein Aergerniß daran.

„Don Juan, mein Kind," ſagte der Sterbende, tretet näher! Sehet, ich mache Euch zu meinem Erben. Hier iſt meine Börſe, ſie enthält Alles, was ich beſitze; beſſer, ſie gehört Euch, als dieſen Ketzern. Nur Eines verlange ich von Euch, daß Ihr einige Meſſen für die Ruhe meiner Seele beten laſſet."

Don Juan verſprach es ihm mit einem Händedruck, während Don Garcia ſeinem Freunde leiſe die Bemerkung zuraunte, was es doch für ein Unterſchied ſey bei einem ſchwachen Mann, ob er auf ſeinem Todtenbette liege, oder hinter einem Tiſch mit vollen Flaſchen ſitze. Einige Kugeln, welche um ihre Ohren ſauſten, meldeten ihnen den Anmarſch der Holländer. Die Soldaten ſtellten ſich wieder in Reih' und Glied. Jeder beeilte ſich, dem Hauptmann Gomare ein Lebewohl zu ſagen, und man bekümmerte ſich nur noch um einen geordneten Rückzug.

Das war keine leichte Aufgabe bei einem überlegen anrückenden Feind, bei grundlosen, überschwemmten Wegen, mit Soldaten, die vom langen Marsche zum Tod ermüdet waren. Dennoch konnten die Holländer ihre Glieder nicht durchbrechen, und gaben mit Anbruch der Nacht die Verfolgung auf, ohne eine Fahne erbeutet oder Gefangene (mit Ausnahme von Verwundeten) gemacht zu haben.

Am Abend unterhielten sich die beiden Freunde mit einigen Offizieren in einem Zelt über das Gefecht, dem sie kaum erst beigewohnt hatten. Man tadelte die Anordnungen des Kommandirenden und fand nach Austrag der Sache Alles, was er hätte thun sollen, gar weise auf. Dann gieng die Unterhaltung auf die Gefallenen und Verwundeten über.

„Was den Hauptmann Gomare betrifft," sagte Don Juan, „so werde ich ihn lange bedauern. Er war ein tapferer Offizier, ein guter Kamerad und ein wahrer Soldaten-Vater."

„Ja," sagte Don Garcia; „aber ich will euch gestehen, daß ich nie so sehr auf Kohlen stand, als da ich ihn so sehr bekümmert sah, daß er keine schwarze Kutte an seiner Seite hatte. Das beweist nur Eines: daß es leichter ist, in Worten, als in Handlungen tapfer zu seyn. Da spottet Jemand einer entfernten Gefahr, und erblaßt, wenn sie nahe kommt. A propos! Don Juan, da Du sein Erbe bist, so sag' uns doch, was die Börse enthält, die er Dir hinterließ?"

Don Juan öffnete sie jetzt und fand, daß ungefähr sechzig Goldstücke darin waren.

„Da wir bei Kasse sind," sagte Don Garcia, der die Börse seines Freundes als die seinige anzusehen gewohnt war, „warum sollten wir nicht eine Partie Faro machen, statt uns so über unsere todten Freunde abzuhärmen?"

Der Vorschlag wurde von Allen angenommen; man brachte einige Trommeln, die man mit einem Mantel bedeckte; sie dienten als Spieltisch. Don Juan spielte zuerst, berathen von Don

Garcia; bevor er jedoch ſetzte, zog er zehn Goldſtücke aus ſeiner Börſe, knüpfte ſie in ſein Taſchentuch und ſchob dieſes wieder ein.

„Was Teufels willſt Du damit machen?“ rief Garcia. „Ein Soldat, der Schätze ſammelt, und vollends am Abend vor einer Schlacht!“

„Du weißt, Don Garcia, daß dies Geld nicht ganz mein gehört. Don Manuel hat mir ein Vermächtniß sub poenae nomine gemacht, wie wir in Salamanca ſagten.“

„Die Peſt über den Narren!“ ſchrie Don Garcia „Hol' mich der Teufel, ich glaube gar, er beabſichtigt, dieſe zehn Goldthaler dem erſten beſten Pfaffen zu geben, dem wir begegnen!“

„Warum nicht, ich hab' es verſprochen.“

„Schweig'! beim Bart des Propheten! Du machſt mich ſchaamroth; ich kenne Dich nicht mehr.“

Das Spiel begann; erſt wechſelte das Glück, dann ſprang es entſchieden hinüber auf die Seite von Don Juan's Gegenpart. Umſonſt, daß, um eine Wendung herbeizuführen, Don Garcia die Karten zur Hand nahm. Nach Verfluß einer Stunde war Alles Geld, das ſie beſaßen, und noch dazu die fünfzig Goldſüchſe des Hauptmanns Gomare in die Hände des Bankhalters übergegangen. Don Juan wollte ſchlafen geben; aber Don Garcia war erbitzt, er forderte Revanche und wollte mit Gewalt wieder gewinnen, was er verlorn.

„Geſchwind, Herr Superklug,“ rief er, „heraus mit den Thalern, die Du ſo gut eingekunden haſt! Ich bin überzeugt, ſie werden uns Glück bringen.“

„Bedenke, Garcia, daß ich es verſprochen habe!...“

„Heraus damit, Kind, das Du biſt! Wer denkt jetzt an Meſſen? Der Hauptmann, wenn er hier wäre, hätte lieber eine Kirche geplündert, als eine Karte unbeſetzt gelaſſen.“

„Da ſind fünf Thaler," ſagte Don Juan; „riskire ſie nicht alle auf einen Umſchlag."

„Nur keine Schwäche!" ſagte Don Garcia, und ſetzte die fünf Thaler auf einen König. Er gewann, hielt Pareli, aber verlor den zweiten Umſchlag. — „Jetzt an die fünf letzten!" ſchrie er zornbleich. Don Juan machte einige leicht befeſtigte Einreden: er gab nach und zog vier Thaler heraus, welche ſogleich den übrigen nachfolgten. Don Garcia warf wüthend die Karten hin, daß ſie dem Bankhalter an die Naſe flogen, und fuhr vom Stuhle auf. Dann ſagte er zu Don Juan: „Du biſt ſonſt immer glücklich geweſen, und ich habe behaupten hören, ein letztes Geldſtück habe eine ganz beſondere Kraft über das Glück."

Don Juan war wenigſtens ebenſo wüthend, als Garcia. Er dachte weder an die Meſſen, noch an ſeinen Eid mehr, ſetzte den letzten übrigen Thaler auf ein As und verlor ſogleich.

„Zum Teufel mit der Seele des Hauptmanns Gomare!" rief er. „Ich glaube, ſein Geld war verhext!...."

Der Bankhalter fragte ſie, ob ſie fortſpielen wollten; da ſie aber kein Geld mehr hatten, und man Leuten, welche alle Tage ihren Kopf auf's Spiel ſetzen, nicht gerne Credit gibt, ſo mußten ſie die Farobank verlaſſen und ſich beim Weinkruge zu tröſten ſuchen. Die Seele des armen Hauptmanns wurde gänzlich vergeſſen.

Als nach einigen Tagen die Spanier Verſtärkung erhalten hatten, ſo ergriffen ſie die Offenſive wieder und rückten vor. Sie zogen über das Feld, worauf ſie ſich geſchlagen hatten. Die Todten waren noch nicht eingeſcharrt. Don Garcia und Don Juan ſetzten die Sporen ein, um aus dem Bereich dieſer Leichname zu kommen, welche den Sinn des Geſichts und des Geruchs auf gleiche Weiſe beleidigten, als ein vor ihnen reitender Soldat einen großen Schrei ausſtieß beim Anblick eines in einem Graben liegenden Körpers. Sie ritten hinzu und er-

kannten den Hauptmann Gomare. Uebrigens war er beinahe ganz entstellt. Seine verzerrten und in schrecklichen Convulsionen erstarrten Züge bewiesen, daß er in den letzten Augenblicken gräßliche Schmerzen ausgestanden haben mußte. Obwohl längst an ähnliche Schauspiele gewöhnt, konnte sich doch Don Juan eines Schauers nicht erwehren, als er diesen Leichnam sah, dessen stiere und mit geronnenem Blute unterlaufene Augen drohend auf ihn gerichtet schienen. Er gedachte der letzten Aufträge des armen Hauptmanns, und wie leichtsinnig er die Vollziehung derselben unterlassen hatte. Doch befreite ihn die künstliche Hartherzigkeit, zu der er es bereits gebracht hatte, bald von diesen Gewissensbissen; er ließ schnell eine Grube schaufeln, um den Hauptmann zu begraben. Zufällig war ein Kapuziner in der Nähe, welcher in der Eile einige Gebete hersagte. Der mit Weihwasser besprengte Leichnam wurde mit Steinen und Erde bedeckt, und die Soldaten verfolgten stiller, als gewöhnlich, ihren Weg. Don Juan aber bemerkte einen alten Arkebusier, der, nachdem er lange in seinen Taschen gesucht, endlich einen Thaler darin fand, und ihn dem Kapuziner reichte, mit den Worten: „Hier ist Etwas zu Messen für den Hauptmann Gomare!" An diesem Tage legte Don Juan Proben von außerordentlicher Tapferkeit ab, und setzte sich dem feindlichen Feuer so rücksichtslos aus, daß man zu glauben versucht war, er wolle sich todtschießen lassen.

„Man ist tapfer, wenn man keinen Heller mehr in der Tasche hat," spöttelten seine Kameraden.

Kurze Zeit nach dem Tode des Hauptmanns Gomare wurde ein junger Soldat in die Compagnie, bei der Don Juan und Don Garcia dienten, als Rekrut aufgenommen. Man sah bald, daß er entschlossen und unerschrocken, aber gleichfalls, daß er von tückischem und geheimnißvollem Charakter sey. Nie sah man ihn mit seinen Kameraden trinken oder spielen; ganze Stunden brachte er auf der Bank der Wachtstube zu, einzig

beſchäftigt, den Flug der Mücken anzuſehen, oder mit dem Drücker ſeiner Arkebuſe zu ſpielen. Die Soldaten, welche ſich über ſeine Zurückgezogenheit luſtig machten, hatten ihm den Beinamen Medeſe gegeben. Unter dieſem Namen war er in der Compagnie bekannt, und ſelbſt ſeine Offiziere gaben ihm keinen andern.

Der Feldzug endigte mit der Belagerung von Berg-op-Zoom, welche, wie bekannt, eine der blutigſten dieſes Kriegs war, da ſich die Belagerten mit der äußerſten Erbitterung vertheidigten. Eines Abends befanden ſich beide Freunde dienſtthuend mit einander in dem Laufgraben, welcher bereits ſo nahe an die Mauern der Feſtung vorgerückt war, daß dieſem Poſten große Gefahr drohte. Die Belagerten fielen häufig aus und unterhielten ein lebhaftes, gut gerichtetes Feuer.

Der erſte Theil der Nacht verſtrich unter beſtändigen Beunruhigungen; hernach ſchienen Belagerte und Belagerer gleichmäßig der Ermattung nachzugeben. Von beiden Seiten hörte das Schießen auf, und ein tiefes Stillſchweigen lagerte über der ganzen Ebene, welches höchſtens durch ſpärliche Schüſſe unterbrochen wurde, womit nur bewieſen werden ſollte, daß, wenn auch der Kampf eingeſtellt ſey, man dennoch gute Hut halte. Es war ungefähr um die vierte Stunde des Morgens; dieß iſt der Augenblick, wo der überwachte Menſch das Gefühl durchdringenden Froſtes hat, welches von einer Art moraliſcher Niedergeſchlagenheit, erzeugt durch phyſiſche Abmattung und Schlafbedürfniß, begleitet wird. Kein aufrichtiger Mann wird läugnen, daß er ſich bei ſolcher Stimmung des Körpers und Geiſtes fähig fühlte, Schwächen zu begehen, worüber er nach Sonnenaufgang erröthet wäre.

„Donnerwetter!“ rief Don Garcia, der, um ſich zu wärmen, auf- und ablief und ſeinen Mantel feſter um ſich wickelte, „ich fühle, wie mir das Mark in den Beinen gerinnt; ich glaube, ein holländiſcher Bube könnte mich mit einem Bierkrug in alle

Weite sagen. Wahrhaftig, ich kenne mich selbst nicht mehr. Ein Flintenschuß macht mich beben. Meiner Treu! wenn ich an Etwas glaubte, so könnte ich gar leicht den seltsamen Zustand, worin ich mich befinde, für eine Mahnung von oben halten."

Alle Anwesenden und Don Juan besonders waren außerordentlich überrascht, ihn von Himmel reden zu hören, denn sonst gab er sich gar nicht damit ab, oder höchstens um darüber zu spotten. Da er bemerkte, daß Mehrere bei seinen Worten lächelten, so rief er, durch eine Anwandlung von Eitelkeit bewogen, aus:

„Auf keinen Fall soll Jemand es sich einfallen lassen, zu glauben, daß ich vor den Holländern, vor Gott oder dem Teufel Furcht habe, denn er würde es, wenn die Ablösungswache aufzieht, mit mir zu thun haben.

„Mag seyn, was die Holländer betrifft, was aber Gott und den Andern anlangt, so darf man sie wohl fürchten," sagte ein alter graubartiger Hauptmann, welcher einen Rosenkranz an seinem Degengriff hängen hatte.

„Was können sie mir Böses thun?" fragte er, „der Donner trifft nicht so sicher, wie eine protestantische Arkebuse."

„Und Eure Seele?" fragte der alte Hauptmann, sich bei dieser entsetzlichen Läſterung bekreuzend.

„Ah! was meine Seele anlangt ... so müßte ich vor Allem auch gewiß wissen, daß ich eine habe. Wer hat mir jemals gesagt, ich habe eine Seele? Die Priester. Nun trägt die Erfindung der Seele denselben so schöne Einkünfte, daß kein Zweifel obwalten kann, sie seyen die Urheber derselben: gerade wie die Zuckerbäcker die Torten erfunden haben, um sie zu verkaufen."

„Don Garcia, Ihr werdet ein schlimmes Ende nehmen!" sagte der alte Hauptmann: „solche Reden sollten nicht in dem Laufgraben geführt werden."

„Im Laufgraben, wie anderswo sage ich, was ich denke. Doch ich will schweigen, denn da seht nur, meines Kameraden

Don Juan Hut iſt im Begriff auf den Boden zu fallen, ſo ſehr ſträuben ſich ihm die Haare auf dem Kopfe. Er glaubt nicht nur an die Seele, er glaubt ſogar an die Seelen im Fegefeuer.

„Ich bin kein ſtarker Geiſt," ſagte Don Juan lachend, „und beneide bisweilen Deine erhabene Gleichgültigkeit gegen die Dinge der andern Welt; denn ich will nur geſtehen, und ſelbſt Du mich auch darob verhöhnen, es gibt Augenblicke, wo mich das, was man von Verdammten erzählt, in unangenehmes Nachſinnen verſetzt."

„Der beſte Beweis, wie ſchlecht es mit der Macht des Teufels ſteht, iſt der, daß Du noch heute geſund und ſtark in dieſem Laufgraben biſt. Auf Ehre, meine Herrn," fügte Don Garcia lachend bei, indem er auf Don Juan's Achſel klopfte, „wenn es einen Teufel gäbe, ſo hätte er dieſen Jungen ſchon längſt geholt. Trotz ſeiner Jugend kann ich ihn als einen wahren Auswurf der Kirche vorſtellen. Er hat mehr Weiber verführt, und mehr Männer in den Sarg gelegt, als zwei Franziskaner und zwei Banditen von Valencia gekennt hätten."

Noch hatte er nicht ganz ausgeredet, als ein Schuß von der Seite des Laufgrabens fiel, welche zunächſt an das ſpaniſche Lager grenzte. Don Garcia fuhr mit der Hand an ſeine Bruſt und rief: „Ich bin verwundet!" Er wankte und fiel faſt augenblicklich. Zu gleicher Zeit ſah man einen Mann die Flucht ergreifen, aber die Dunkelheit entzog ihn bald den Blicken ſeiner Verfolger.

Don Garcia's Wunde zeigte ſich als tödtlich: der Schuß war ganz nahe abgefeuert worden und die Waffe mit mehreren Kugeln geladen geweſen. Aber die Feſtigkeit dieſes verſteckten Wüſtlings verleugnete ſich keinen Augenblick. Er ſchickte Alle zum Kukuk, die ihm von Beichte ſprachen. Zu Don Juan ſagte er:

„Nur Eines kränkt mich nach meinem Tode, daß die Kapuziner Dir weiß machen werden, das ſey ein Gottesurtheil gegen mich. Du mußt mir zugeben, daß nichts natürlicher iſt,

als der Tod eines Soldaten durch einen Arkebuſenſchuß. Sie behaupten, die Kugel komme von unſerer Seite: je nun, ſo läßt mich eben ein rachſüchtiger Nebenbuhler oder Ehemann meucheln. Er ſoll hoch und kurz gehenkt werden, wenn man ihn erwiſcht. Höre, Don Juan, ich habe zwei Schätzchen in Antwerpen, drei in Brüſſel und andere anderswo, woran ich mich nicht mehr erinnere . . . mein Gedächtniß verwirrt ſich . . . ich vermache ſie Dir . . . in Ermanglung von etwas Beſſerem. Nimm auch meinen Degen . . . und hauptſächlich vergiß nicht den Stoß, den ich Dich gelehrt habe . . . Leb' wohl . . .! Und ſtatt Meſſen ſollen ſich meine Kameraden nach meinem Begräbniß zu einem glorreichen Gelage verſammeln!“

Das ungefähr waren ſeine letzten Worte. Um Gott und die andere Welt bekümmerte er ſich eben ſo wenig, als er bei vollem Leben und Streben gethan hatte. Er ſtarb mit einem Lächeln auf den Lippen, da ihm die Eitelkeit Kraft verlieh, die abſcheuliche Rolle, die er ſo lange geſpielt hatte, bis zum Ende zu behaupten. Modeſto erſchien nicht wieder. Das ganze Heer war überzeugt, daß er Don Garcia gemeuchelt habe; aber warum? darüber zerbrach man ſich vergeblich die Köpfe.

Don Juan bedauerte Don Garcia mehr als einen Bruder. Er wähnte, der Unſinnige! daß er ihm Alles ſchuldig ſey. Er war es, der ihn in die Myſterien des Lebens eingeweiht, der die dichte Binde von ſeinen Augen gelöst hatte. Was war ich, ehe ich ihn kennen lernte? fragte er ſich, und ſeine Eigenliebe antwortete ihm, daß er ein den Andern überlegener Mann geworden ſey. Kurz, alles Uebel, das ihm in Wirklichkeit die Bekanntſchaft dieſes Atheiſten zugefügt, verwandelte er in Gutes, und war dafür eben ſo dankbar, als ein Schüler gegen ſeinen Lehrer ſeyn ſoll.

Die traurigen Eindrücke, die dieſer plötzliche Todesfall auf ihn machte, wirkten lange genug auf ſein Gemüth, um auf mehrere Monate ſeine Lebensweiſe zu ändern. Nach und nach

jedoch kam er zu ſeinen alten Gewohnheiten zurück, die jetzt zu tiefe Wurzel geſchlagen hatten, als daß ein Zufall [illegible] hatte umwandeln können. Er begann wieder zu ſpielen, zu trinken, den Weibern den Hof zu machen und ſich mit den Männern zu ſchlagen. Jeden Tag hatte er ein neues Abenteuer. Heute erſtieg er eine Breſche, am andern Tag kletterte er auf einen Balkon; am Morgen kreuzte er ſein Eiſen mit einem Ehemann, am Abend trank er mit Freudenmädchen.

Mitten in ſeiner Schwelgerei erfuhr er, daß ſein Vater das Zeitliche geſegnet habe: ſeine Mutter war wenige Tage darauf geſtorben, ſo daß er die beiden Nachrichten zugleich erhielt. Die Geſchäftsmänner riethen ihm, ganz im Einverſtändniß mit ſeinem eigenen Geſchmack, nach Spanien zurückzukehren und das Majorat, nebſt dem großen Vermögen, das er geerbt hatte, in Beſitz zu nehmen. Lange ſchon war er wegen des Todes von Don Alonzo d'Ojeda, dem Vater der Donna Fauſta, begnadigt worden, und betrachtete die Sache als gänzlich abgethan. Zudem hatte er Luſt, ſeine Talente auf einem größeren Schauplatz zu üben. Er dachte an die Genüſſe von Sevilla und die zahlreichen Schönheiten, welche ohne Zweifel nur ſeine Ankunft abwarteten, um ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Er legte alſo den Küraß ab und reiſte nach Spanien. Eine Zeitlang hielt er ſich in Madrid auf und machte ſich bei einem Stiergefechte durch den Reichthum ſeines Coſtüms und ſeine Gewandtheit als Picador bemerklich. Es fehlte ihm nicht an Eroberungen, aber er verweilte doch nicht lange. In Sevilla angelangt, blendete er Große und Kleine durch Pomp und Glanz. Alle Tage gab er neue Feſte, wozu er die ſchönſten Damen Andaluſiens einlud. Alle Tage erſann er neue Vergnügungen, neue Orgien in ſeinem großartigen Pallaſte. Er war der König eines Haufens von Wüſtlingen geworden, welche, ſonſt alle Zucht und Ordnung verſchmähend, ihm mit jener Gefügigkeit gehorchten, welche ſich nur zu oft bei den Verbindungen

der Schlechten findet. Am Ende gab es gar keine Wollust mehr, die er nicht ausgekostet hätte; und da ein lasterhafter Reicher nicht dieß sich selbst verdirbt, so wirkte sein Beispiel auch auf die andalusische Jugend, die ihn bis zu den Wolken erhob und zum Muster nahm, höchst gefährlich. Kein Zweifel, wenn die Vorsehung seine Ausschweifungen länger geduldet hätte, so wäre für die Schand- und Frevelthaten in Sevilla als gerechte Sühne ein Feuer- und Schwefel-Regen nöthig geworden. Eine Krankheit, welche Don Juan eine Zeitlang auf's Lager warf, vermochte ihn zu keiner Sinnesänderung; im Gegentheil wünschte er die Herstellung seiner Gesundheit von seinem Arzte nur deßhalb, um von Neuem Alles, was der bösen Welt Brauch ist, zu üben.

Während seiner Genesung ergötzte er sich mit Verfertigung einer Liste von allen Frauen, die er verführt, und allen Ehemännern, die er betrogen hatte. Die Liste war methodisch in zwei Columnen getheilt: auf der einen standen die Namen der Frauen und ein kurzes Signalement, daneben der Name ihrer Männer und deren Stand. Nur mit vieler Mühe konnte er in seinem Gedächtniß die Namen aller dieser Unglücklichen wiederfinden, und man darf annehmen, daß das Verzeichniß weitaus nicht vollständig war. Eines Tages zeigte er es einem seiner Freunde, der ihn besuchte; und da er in Italien die Gunst einer Dame genossen hatte, welche sich zu rühmen wagte, die Geliebte eines Pabstes gewesen zu seyn, so begann die Liste mit ihrem Namen und der des Pabstes figurirte in der Liste der Ehemänner. Folgte darauf ein regierender Fürst, dann Herzoge, Marquis, bis zu den Handwerkern herab.

„Schau', mein Theurer," sagte er zu seinem Freunde, „schau, keiner hat mir entrinnen können vom Pabst bis zum Schuster ... kein Stand, der mir nicht seinen Tribut geliefert hätte."

Den Terribie, so hieß dieser Freund, untersuchte das

Verzeichniß und gab es ihm mit dem triumphirenden Ausruf zurück:

„Dein Register hat ein Loch.“

„Wie! ein Loch? wer fehlt denn auf meiner Ehemännerliſte?“

„Gott,“ antwortete Don Terribio.

„Gott? ja wahrhaftig! es iſt keine Nonne dabei. Donnerwetter! ich danke Dir, daß Du mich darauf aufmerkſam machteſt. Wohlan! ich ſchwöre Dir bei Edelmannswort, daß er, ehe ein Monat vergeht, auf meiner Liſte ſtehen wird, vor Seiner Heiligkeit, dem Papſt, und daß ich Dich hier mit einer Nonne zu Nacht ſpeiſen laſſen werde. In welchem Kloſter von Sevilla gibt es die hübſcheſten Vögelchen?“

Einige Tage nachher hatte Don Juan bereits den Feldzug angetreten. Er beſuchte fleißig die Kirchen der Nonnenklöſter und kniete ſehr nahe an den Gittern nieder, welche die Bräute des Herrn von den übrigen Gläubigen trennen. Hier warf er ſeine ſchamloſen Blicke auf die ſchüchternen Jungfrauen, wie ein in die Heerde eingebrochener Wolf das fetteſte Lamm ſucht, um es zuerſt zu verſchlingen. Bald hatte er in der Kirche unſerer lieben Frau zum Roſenkranz eine junge Nonne von entzückender Schönheit bemerkt, welche ein melancholiſcher Zug in ihrem Geſichte nur noch erhöhte. Nie hob ſie die Augen, oder wendete ſie rechts und links; ſie ſchien ganz in das göttliche Myſterium, das man vor ihr feierte, verſunken. Sanft bewegten ſich ihre Lippen, und leicht konnte man ſehen, daß ſie mit mehr Gluth und Salbung bete, als alle ihre Mitſchweſtern. Ihr Anblick erweckte in Don Juan alte Erinnerungen. Es ſchien ihm, er habe dieſe Frau anderswo geſehen, doch war er nicht im Stande, ſich klar zu machen, wann und wo. Kein Wunder! hatten ſich doch ſo viele Bilder ſtärker oder ſchwächer in ſein Gedächtniß gegraben, daß eine Verwirrung unvermeidlich war. Zwei Tage hinter einander kehrte er in die Kirche zurück, jedesmal am Gitter ſeinen Platz nehmend, ohne daß es ihm ge-

lang, die Schweſter Agathe zum Aufſchlagen der Augen zu vermögen. Ihren Namen hatte er bereits erfahren.

Die Schwierigkeit des Triumphs über eine durch ihre Lage und ihre Beſcheidenheit ſo wohlbewachte Perſon ſtachelte Don Juan's Begierde nur noch mehr. Das Wichtigſte und, wie es ſchien, auch das Schwerſte war, bemerkt zu werden. Seine Eitelkeit überzeugte ihn, daß der Sieg mehr als halb gewonnen wäre, wenn er nur erſt die Schweſter Agathe aufmerkſam auf ſich gemacht haben würde. Er verfiel auf folgendes Mittel, um die ſchöne Perſon zum Aufſchlagen der Augen zu bewegen. Er ſtellte ſich ſo nahe an ihre Seite, als möglich, benützte dann den hohen Moment, wo Alles niederkniet, um die Hand zwiſchen die Gitterſtäbe zu ſtecken und vor der Schweſter Agathe den Inhalt eines Riechfläſchchens, das er mitgebracht hatte, zu entleeren. Der durchdringende Geruch, der ſich plötzlich entwickelte, zwang die junge Nonne, den Kopf zu erheben, und da Don Juan juſt vor ihr ſtand, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſie ihn anſah. Zuerſt malte ſich ein lebhaftes Erſtaunen auf allen ihren Zügen, dann wurde ſie todesblaß, ließ einen ſchwachen Schrei aus und fiel ohnmächtig auf die Steinplatten. Ihre Mitſchweſtern drängten ſich um ſie und trugen ſie in ihre Zelle. Don Juan, indem er ſich äußerſt ſelbſtzufrieden hinwegbegab, ſagte bei ſich: „Dieſe Nonne iſt wahrhaft reizend; aber je mehr ich ſie anſehe, deſto mehr ſcheint es mir, daß ſie bereits in meinem Regiſter figurieren müßte.“

Am folgenden Tag fand er ſich zur Stunde der Meſſe pünktlich am Ort ein, aber die Schweſter Agathe war nicht an ihrem gewöhnlichen Platz in der erſten Reihe der Nonnen; im Gegentheil ſtand ſie ſchier verborgen hinter den andern. Doch fiel es Don Juan auf, daß ſie oft verſtohlen umher blickte. Er zog daraus ein günſtiges Vorzeichen für ſeine Leidenſchaft. — Die Kleine fürchtet mich, dachte er, bald wird ſie zahm werden. Nach beendigter Meſſe entdeckte er, daß ſie in einen Beichtſtuhl

trat; um jetzt zu demſelben zu gelangen, ging ſie an dem Gitter vorüber und ließ, wie aus Verſehen, ihren Roſenkranz fallen. Don Juan beſaß zu viele Erfahrung, um nicht zu wiſſen, was dieſe ſcheinbare Zerſtreutheit bedeute. Zuerſt dachte er, der Beſitz dieſes Roſenkranzes ſey für ihn von Wichtigkeit, aber er befand ſich auf der andern Seite des Gitters und überlegte wohl, daß er, um ihn aufzuheben, warten müſſe, bis Jedermann die Kirche verlaſſen habe. Um dieſen Zeitpunkt abzuwarten, lehnte er ſich an einen Pfeiler in nachläſſender Stellung, eine Hand über die Augen haltend, ſo jedoch, daß er durch die Finger alle Bewegungen der Schweſter Agathe beobachten konnte. Wer ihn in dieſer Stellung geſehen hätte, würde ihn für einen in frommes Nachdenken verſenkten guten Chriſten gehalten haben.

Die Nonne ging vom Beichtſtuhl weg, und machte einige Schritte, um in's Innere des Kloſters hineinzutreten; bald bemerkte ſie jedoch, daß ſie fehlte ſich, als bemerke ſie, daß ihr Roſenkranz ihr fehle. Sie warf ihre Augen nach allen Seiten, und ſah, daß er neben dem Gitter lag. Zurückkehrend bückte ſie ſich, um ihn aufzuheben. In demſelben Augenblick entdeckte Don Juan etwas Weißes, das unter dem Gitter hervorkam. Es war ein ſehr kleines, viereckig zuſammengelegtes Papier. Die Nonne eilte ſchnell hinweg.

Unſer Wüſtling, erkannt, ſchneller als er ſich deſſen verſehen, ſein Ziel zu erreichen, empfand ein gewiſſes Bedauern, daß er nicht mehr Hinderniſſen begegnet ſey. Sein Bedauern glich dem eines Jägers, der einen Hirſch verfolgt, auf eine lange und mühſame Jagd rechnend: doch plötzlich fällt das kaum erſt angetriebene Thier und raubt dem Jäger das Vergnügen und Verdienſt, welches er ſich von der Verfolgung verſprochen hatte.

Uebrigens hob Don Juan das Billet ſchleunig auf, und

ging aus der Kirche hinaus, um es mit Bequemlichkeit zu lesen. Er lautete:

„Du bist es, Don Juan! Ist es also wahr, daß Du mich nicht vergessen hast? Ich war sehr unglücklich, doch ich begann, mich an mein Los zu gewöhnen. Fortan werde ich noch hundertmal unglücklicher seyn. Ich lehre Dich hassen... Du hast das Blut meines Vaters vergessen: aber ich kann Dich nicht hassen, noch vergessen. Habe Mitleiden mit mir! Kehre nicht in diese Kirche zurück: Du thust mir zu wehe. Leb' wohl, leb' wohl! Ich bin todt für die Welt.

Teresa."

„Ah! es ist die Teresita!" sagte Don Juan bei sich. „Ich wußte ja wohl, daß ich sie Perlen irgendwo gesehen hatte. Dann durchlas er das Billet noch einmal. — Ich sollte Dich hassen. — Das heißt: ich liebe Dich an. — Du hast das Blut meines Vaters vergessen!... — Ximene sagte das Gleiche zu Don Metzige... — Kehre nicht in diese Kirche zurück — das heißt, ich erwarte Dich morgen. Sehr gut! Sie ist mein." Und damit ging er zum Mittagessen.

Am nächsten Tage kam er sich pünktlich mit einem fertigen Brief in der Tasche in der Kirche ein: allein er erstaunte gewaltig, da er die Schwester Agathe nicht erscheinen sah. Nie war ihm eine Messe so lang vorgekommen. Er tobte im Innern. Nachdem er Teresa's Strumpf hundertmal verflucht hatte, ging er am Ufer des Guadalquivir spazieren, um ein Auskunftsmittel zu ersinnen, und blieb bei folgendem stehen:

Das Kloster unserer lieben Frauen vom Rosenkranz war berühmter als alle andern in Sevilla durch die ausgezeichneten Confituren, welche die Schwestern bereiteten. Er begab sich an das Sprachgitter, begehrte die Schaffnerin und ließ sich eine Liste aller seitgebotenen Confituren geben. — „Hättet Ihr keine Citronen à la Mercedes?" fragte er mit der unbefangensten Miene von der Welt.

„Citronen à la Maraña, Señor Cavalier? Von dieſer Confitur höre ich zum erſten Male reden.“

„Und doch iſt jetzt keine andere mehr in der Mode; ich erſtaune, daß ein Haus, wie das Eure, nicht viel davon einmacht.“

„Citronen à la Maraña?“

„à la Maraña,“ wiederholte Don Juan, jede Sylbe betonend. „Unmöglich, daß nicht eine Eurer Nonnen das Recept dazu kennt. Ich bitte, fraget dieſe Damen, ob ſie von der genannten Confitur nichts wiſſen? Morgen komme ich wieder vorbei!“ — Fünf Minuten nachher war im ganzen Kloſter von nichts mehr die Rede, als von Citronen à la Maraña. Die beſten Künſtlerinnen hatten niemals davon reden hören. Die Schweſter Agathe ganz allein kannte das Verfahren. Man mußte zu gewöhnlichen Citronen noch Roſenwaſſer, Veilchen u. ſ. w. hinzuthun; ferner.... ſie nahm Alles auf ſich. Als Don Juan zurückkam, fand er einen Topf Citronen à la Maraña; freilich war es ein Miſchmaſch von abſcheulichem Geſchmack; aber unter dem Papierdeckel des Topfes befand ſich ein Billet von Teresa's Hand. Neue Bitten, ihr zu entſagen und ſie zu vergeſſen. Das arme Mädchen ſuchte ſich ſelbſt zu hintergehen. Religion und kindliche Zärtlichkeit kämpften im Herzen dieſer Unglücklichen mit der Liebe; aber es war leicht zu bemerken, daß die Liebe die Oberhand hatte. Am folgenden Tag ſchickte Don Juan einen ſeiner Pagen in's Kloſter mit einem Gefäß, das Citronen zum Einmachen enthielt und von ihm insbeſondere derjenigen Nonne, welche die geſtern gekauften Confituren gemacht hatte, anempfohlen wurde. Auf dem Grunde des Gefäßes befand ſich geſchickt verborgen eine Antwort auf Teresa's Briefe.

Er ſchrieb ihr: „Ich bin ſehr unglücklich geweſen. Ein böſes Fatum regiert meinen Arm. Seit jener trauervollen Nacht habe ich nicht aufgehört, Dein zu gedenken. Ich wagte nicht, zu hoffen, daß Du mich nicht haſſen würdeſt. Endlich

habe ich Dich wiedergefunden. Rede mir nicht länger von den Eiden, die Dein Mund geſprochen. Mein gehörteſt Du, ehe Du Dich dem Altar verbindlich machteſt. Du konnteſt nicht über Dein Herz verfügen, es war ja mein Eigenthum. Ich komme, ein Gut wieder anzuſprechen, das ich dem Leben verziehe. Du ſollſt mir zurückgegeben werden, oder ich will untergehen. Morgen werde ich Dich im Sprachzimmer befragen. Bevor ich Dich in Kenntniß geſetzt, wollte ich mich dort nicht verſtellen. Ich fürchtete, Deine Bewegung möchte uns verrathen. Waffne Dich mit Muth und ſage mir, ob die Schaffnerin gewonnen werden kann.“ Zwei geſchickt auf das Papier geworfene Waſſertropfen figurirten als Thränen, welche beim Schreiben vergoſſen worden ſeyn ſollten.

Einige Stunden darauf brachte ihm der Kloſtergärtner eine Antwort und bot ihm ſeine Dienſte an. Die Schaffnerin war unbeſtechlich. Schweſter Agathe willigte ein, in's Sprachzimmer hinabzugehen, aber unter der Bedingung, daß es in der Abſicht geſchehe, ein ewiges Lebewohl zu geben und zu empfangen.

Die unglückliche Teresa erſchien im Sprachzimmer mehr todt als lebendig. Sie mußte die Gitterſtäbe mit beiden Händen halten, um nicht umzuſinken. Don Juan, kalt und leidenſchaftslos, koſtete mit Wolluſt den Genuß, welchen ihre Verwirrung und ihr Kummer ihm gewährten. Zuerſt ſprach er, um die Laienſchweſter irre zu leiten, mit gleichgültiger Miene von den Freunden, welche Teresa in Salamanca hinterlaſſen hatte, und von denen er mit Grüßen an ſie beauftragt worden ſey. Hernach benützte er einen Augenblick, wo die Laienſchweſter weggegangen war, und ſagte ſehr ſchnell und ſehr leiſe zu Teresa:

„Ich bin entſchloſſen, Alles zu wagen, um Dich herauszubringen; und wenn ich das Kloſter darob verbrennen müßte, ich würfe Feuer hinein. Stille mit jedem Widerſpruch: Du gehörſt

mein, in einigen Tagen beſitze ich Dich oder gehe zu Grund; aber viele Andere ſollen mit mir zu Grunde gehen."

Die Laienſchweſter kam wieder näher. Donna Teresa erſtickte faſt und konnte kein Wort hervorbringen. Don Juan jedoch redete ganz unbefangen von Confituren, von Nadelarbeiten der Nonnen, verſprach der Laienſchweſter in Rom geweihte Roſenkränze und dem Kloſter ein Brokat-Gewand, um die Schutzheilige des Kloſters an ihrem Namenstag darein zu kleiden. Nach einer halbſtündigen Unterhaltung in dieſem Ton empfahl er ſich Donna Teresa mit beobachtungsvoller und ernſter Miene und ließ ſie in einem Zuſtand von unbeſchreiblicher Aufregung und Verzweiflung zurück. Sie eilte, ſich in ihre Zelle einzuſchließen, und ihre Hand, gehorſamer als ihre Zunge, verzeichnete einen langen Brief voller Vorwürfe, Bitten und Klagen. Aber ſie konnte es ſich nicht verſagen, ihre Liebe zu geſtehen, und entſchuldigte ſich für dieſen Fehler mit dem Gedanken, daß ſie durch die Weigerung, ſich den Wünſchen ihres Geliebten zu ergeben, eine genügende Sühne dafür leiſte. Der Gärtner, welcher dieſen verbrecheriſchen Briefwechſel beſorgte, brachte bald eine Antwort. Don Juan drohte fortwährend mit den äußerſten Wagniſſen; er habe hundert Arme zu ſeinen Dienſten, ſchrieb er. Er ſchaudere vor dem Einbruch in das Heiligthum nicht zurück. Er fühle ſich glücklich, zu ſterben, wenn er nur einmal noch ſeine Freundin an die Bruſt gedrückt habe.

Was konnte dieſes arme Kind machen, das längſt gewohnt war, dem Mann, den es anbetete, nachzugeben? Des Nachts weinte Teresa, und bei Tag konnte ſie nicht beten, weil Don Juan's Bild ſie überall verfolgte. Selbſt wenn ſie ihre Mitſchweſtern bei ihren Andachts-Uebungen begleitete, ahmte ihr Körper nur maſchinenmäßig die Geberden einer betenden Perſon nach, aber ihr Herz gehörte gänzlich ihrer jammerſeligen Leidenſchaft an.

Nach Verfluß von einigen Tagen hatte ſie nicht mehr die Kraft

zum Widerſtand. Sie berichtete Don Juan, daß ſie zu Allem bereit ſey. Sie ſah ſich unter allen Umſtänden verloren und tröſtete ſich damit, daß, bei der Wahl, ſo oder ſo zu ſterben, es doch vorzuziehen ſey, zuvor noch einen Augenblick der Wonne zu genießen. Der hocherfreute Don Juan rüſtete Alles zur Entführung. Er wählte eine mondſcheinloſe Nacht. Der Gärtner brachte Thereſa eine ſeidene Strickleiter, um die Kloſtermauern damit zu überſteigen. Ein Packet mit weltlichen Damenkleidern ſollte an einem beſtimmten Ort des Gartens verborgen ſeyn, denn man durfte gar nicht daran denken, mit Nonnenkleidern auf die Straße hinauszugehen. Don Juan ſollte ſie am Fuß der Mauer erwarten. In einiger Entfernung würde eine mit kräftigen Maulthieren beſpannte Sänfte bereit ſtehen, um ſie raſch in ein Landhaus zu führen. Dort würde ſie allen Verfolgungen enthoben ſeyn und ruhig und glücklich mit ihrem Geliebten leben. Das war der von Don Juan ſelbſt entworfene Plan. Er ließ paſſende Kleider machen, probirte die Strickleiter, fügte für Thereſa eine Anweiſung, dieſelbe zu befeſtigen, bei, kurz, er vernachläſſigte nichts, was den Erfolg ſeines Unternehmens ſichern konnte. Der Gärtner war ein zuverläſſiger Mann und hatte zu viel durch die Treue zu gewinnen, als daß man an ihm hätte zweifeln können. Zum Ueberfluß waren Maßregeln getroffen, daß er in der Nacht nach der Entführung erwordet würde. Mit einem Wort, die Sache war ſo gut angezettelt, ſo gewandt in Gang gebracht, daß nichts die Ausführung verhindern konnte.

Um jeden Verdacht zu entfernen, reiſte Don Juan zwei Tage vor der zur Entführung beſtimmten Nacht in das Schloß Maraña ab. In dieſem Schloß hatte er den größten Theil ſeiner Kindheit zugebracht, aber es ſeit ſeiner Rückkehr nach Sevilla noch nicht betreten. Er kam daſelbſt bei Anbruch der Nacht an und ſein Erſtes war, daß er das Abendeſſen einnahm. Sofort ließ er ſich entkleiden und legte ſich zu Bette. In ſeinem

Schlafzimmer hatte er zwei große Wachskerzen anzünden laſſen und auf ſeinem Tiſch lag ein Buch mit ſchlüpfrigen Erzählungen. Nachdem er einige Blätter geleſen, fühlte er ſich ſchläfrig, ſchloß das Buch und löſchte eine der Kerzen aus. Ehe er die zweite auslöſchte, gleiteten ſeine Blicke zerſtreut über das ganze Zimmer hin, und mit einem Mal wurde er in ſeinem Alkov des Gemäldes gewahr, das die Qualen des Fegefeuers darſtellte, und das er in ſeiner Kindheit ſo oft betrachtet hatte. Unwillkührlich richteten ſich ſeine Augen auf den Mann, deſſen Eingeweide eine Schlange zerfraß, und obwohl ihm dieſe Darſtellung jetzt noch mehr Abſcheu einflößte, als früher, konnte er ſich doch nicht mehr von derſelben abwenden. Zugleich erinnerte er ſich an das Geſicht des Hauptmanns Gomare und die entſetzlichen Verzerrungen, welche der Tod in deſſen Zügen hervorgebracht hatte. Dieſe Vorſtellung machte ihn erbeben, und er fühlte, wie ſein Haar ſich auf dem Kopf ſträubte. Doch nahm er ſeinen Muth zuſammen und löſchte die letzte Kerze aus, in der Hoffnung, die Dunkelheit werde ihn von den wüſten Bildern, die ihn verfolgten, befreien. Die Dunkelheit vermehrte noch ſeinen Schrecken. Seine Augen richteten ſich immer nach dem Gemälde, das ſie nicht ſehen konnten; aber es war ihm ſo bekannt, daß es ſich in ſeiner Einbildungskraft ſo genau abſpiegelte, als am hellen Tage. Zuweilen ſchien es ihm ſogar, als ob die Geſichter ſich erhellten und glänzend würden, gleich als wäre die Flamme des Fegefeuers, welche der Künſtler gemalt hatte, eine wirkliche Flamme geweſen. Endlich wurde ſeine Gemüthsbewegung ſo ſtark, daß er mit lauter Stimme nach ſeinen Domeſtiken rief, um das Gemälde, welches ihm ſolches Entſetzen einjagte, wegnehmen zu laſſen. Als aber die Gerufenen in ſein Zimmer getreten waren, ſchämte er ſich ſeiner Schwäche. Er dachte, ſeine Leute würden über ihn ſpotten, wenn ſie erführen, daß er vor einer Pinſelei Furcht empfinde. Daher begnügte er ſich, mit der ruhigſten Stimme, die ihm zu Gebot ſtand, zu befehlen, daß man

die Kerzen wieder anzünde und ihn allein laſſe. Darnach ſchickte er ſich wieder zu leſen an; aber nur ſeine Augen liefen über das Buch hin, ſein Geiſt war bei dem Gemälde. Einer unausſprechlichen Aufregung zum Raube, brachte er eine ſchlafloſe Nacht hin.

Kaum graute der Morgen, als er eilig aufſtand und auf die Jagd ging. Anſtrengung und friſche Morgenluft beruhigten ihn allmälig, und als er in ſein Schloß zurückkehrte, waren die durch den Anblick des Gemäldes erzeugten Eindrücke verſchwunden. Er ſetzte ſich zu Tiſch und trank viel. Schon war er etwas benebelt, als er ſich niederlegte. Auf ſeinen Befehl hatte man ihm ein Bett in einem andern Zimmer zurecht gemacht; und man kann ſich wohl denken, daß er das Gemälde nicht habe in dieſes bringen heißen; aber er hatte die Erinnerung daran behalten und ſie war ſo mächtig, daß ſie ihm abermals während eines Theils der Nacht den Schlaf raubte.

Uebrigens flößten ihm dieſe Schreckniſſe keine Reue über ſeinen vergangenen Lebenswandel ein: er beſchäftigte ſich fortwährend mit der eingeleiteten Entführung: und nachdem er ſeiner Dienerſchaft die nöthigen Befehle gegeben, reiste er allein nach Sevilla ab, mitten in der Tagehitze, um erſt bei Nacht anzulangen. Wirklich war es ſchwarze Nacht, als er neben dem Thurm bei Llere vorüberkam, wo ihn einer ſeiner Bedienten erwartete. Er warf ihm die Zügel ſeines Pferdes zu und erkundigte ſich, ob Sänfte und Mauthiere bereit ſeyen. Seiner Weiſung gemäß ſollten ſie in einer dem Kloſter benachbarten Straße warten, damit er und Terela ſich geſchwind zu Fuß an die Sänfte begeben könnten: doch aber auch nicht zu nahe, um nicht den Verdacht der Nonne zu erregen, wenn ſie ihnen begegnete. Alles war gerüſtet: man hatte ſeine Anweiſungen buchſtäblich vollzogen. Er fand, daß er noch eine Stunde warten müſſe, ehe er Terela das abgeredete Zeichen geben könnte. Sein Bedienter warf ihm einen großen braunen Mantel über die Schul-

ter, und er gieng allein durch das Thor von Triana nach Sevilla hinein, ſein Geſicht ſorgfältig verbergend, um nicht erkannt zu werden. Hitze und Ermattung zwangen ihn, auf eine Bank in einer einſamen Straße ſich zu ſetzen. Hier machte er ſich's zum Geſchäft, zum Zeitvertreib die Melodieen, die ihm in's Gedächtniß kamen, zu ſummen und zu pfeifen. Von Zeit zu Zeit ſah er auf die Uhr, und ärgerte ſich, daß der Zeiger nicht ſo ſchnell lief, wie ſeine Ungeduld es wünſchte . . . Da ſchlug plötzlich eine feierliche und traurige Muſik an ſein Ohr. Ohne Mühe erkannte er die Weiſen der Lieder, welche die Kirche zum Zweck der Begräbniſſe geweiht hat. Bald wandelte eine Prozeſſion um die Straßenecke und kam ihm näher. Zwei lange Reihen von Bußbrüdern mit angezündeten Kerzen giengen vor einer mit ſchwarzem Sammt bedeckten Bahre her, welche von mehreren altmodiſch gekleideten Geſtalten mit weißem Bart und den Degen an der Seite getragen wurde. Zwei andere Reihen von Bußbrüdern in Trauerkleidern, welche, gleich den erſten, Kerzen trugen, ſchloßen den Zug. Dieſes ganze Grabgeleite bewegte ſich langſam und ernſt. Man hörte keine Fußtritte auf dem Pflaſter und hätte glauben mögen, jede Geſtalt gleite viel mehr, als daß ſie auftrete. Die langen und ſtarren Falten der Röcke und Mantel ſchienen ſo unbeweglich, wie die marmornen Kleider der Bildſäulen.

Bei dieſem Schauſpiel empfand Don Juan zuerſt jenen Widerwillen, welchen die Verſtellung des Todes gewöhnlich einem Epikuräer einflößt. Er ſtand auf und wollte ſich entfernen; aber die Anzahl der büßenden Brüder und der Pomp des Geleites überraſchten ihn und reizten ſeine Neugierde. Da der Zug ſeine Richtung nach einer in der Nähe befindlichen Kirche nahm, deren Thore eben geräuſchvoll geöffnet werden waren, ſo hielt Don Juan eine der Geſtalten, welche Kerzen trugen, am Aermel zurück und fragte ſie höflich, welches die Perſon ſey, die man hier beſtatte. Der Büßende hob den Kopf, ſein Geſicht war blaß und fleiſchlos, wie das eines Mannes, der eine lange und

ſchmerzhafte Krankheit überſtanden hat. Er antwortete mit einer Grabesſtimme:

„Den Grafen Don Juan von Maraña.“

Dieſe ſeltſame Antwort ſträubte dem Don Juan das Haar auf dem Kopfe empor; doch gleich darauf gewann er ſeine Kaltblütigkeit wieder und begann zu lächeln.

„Entweder habe ich falſch verſtanden,“ ſagte er bei ſich, „oder muß ſich dieſer Greis geirrt haben.“ Und zugleich mit der Prozeſſion trat er in die Kirche. Die Leichengeſänge, von hellen Orgeltönen begleitet, begannen wieder, und mit Trauerflören bekleidete Prieſter ſtimmten das De profundis an. Trotz ſeiner Anſtrengungen, ruhig zu ſcheinen, fühlte Don Juan ſein Blut gerinnen. Einem andern Büßenden ſich nähernd, fragte er:

„Wer iſt denn der Todte, den man begräbt?“

„Der Graf Don Juan de Maraña,“ antwortete der Büßende mit hohler und grauenhafter Stimme. Don Juan lehnte ſich an eine Säule, um nicht umzufallen. Er fühlte ſeine Kraft ſchwinden, und all ſein Muth hatte ihn verlaſſen. Inzwiſchen dauerte der Trauergottesdienſt fort und die hohen Wölbungen der Kirche verſtärkten noch den Klang der Orgel und den Ton der Stimmen, welche das furchtbare Dies irae ſangen. Er vermeinte, die Chöre der Engel vom jüngſten Gericht zu hören. Endlich faßte er mit ungeheurer Selbſtüberwindung die Hand eines Prieſters, der an ihm vorübergieng. Dieſe Hand war kalt, wie Marmelſtein.

„Im Namen des Himmels! mein Vater,“ rief er, „für wen betet Ihr hier und wer ſeyd Ihr?“

„Wir beten für den Grafen Don Juan de Maraña,“ antwortete der Prieſter, indem er ihn mit einem ſchmerzlichen Ausdruck anſah. „Wir beten für ſeine Seele, die ſich in Todſünde befindet, und wir ſind Seelen, welche die Meſſen und Gebete ſeiner Mutter aus dem Fegefeuer erlöſt haben. Wir zahlen dem Sohne, was wir der Mutter ſchulden; aber dieſe Meſſe iſt

die letzte, welche wir für die Seele des Grafen Don Juan de Marana feiern dürfen."

In diesem Augenblick schlug die Uhr der Kirche Eins; es war die zur Entführung Teresa's bestimmte Stunde.

„Die Zeit ist erfüllt!" rief eine Stimme, welche aus einem dunkeln Winkel der Kirche hervordrang: „Die Zeit ist erfüllt! Ist er unser?"

Don Juan wendete den Kopf und sah eine gräßliche Erscheinung; Don Garcia kam bleich und blutend mit dem Hauptmann Gomare herbei, dessen Züge immer noch von schrecklichen Verzerrungen bewegt wurden. Beide traten an die Bahre heran, und Don Garcia, den Deckel mit Macht zu Boden werfend, wiederholte:

„Ist er unser?"

In demselben Augenblick erhob sich eine riesenhafte Schlange hinter ihm, überragte ihn weit und schien bereit, sich in die Bahre zu stürzen... Don Juan rief: — Jesus! und fiel ohnmächtig auf das Steinpflaster.

Es war schon sehr spät in der Nacht, als die vorüberziehende Runde einen Mann gewahrte, der regungslos an einer Kirchenpforte ausgestreckt lag. Die Schaarwächter giengen hinzu, vermeinend, es sey eines gemordeten Mannes Leichnam. Sie erkannten augenblicklich den Grafen von Marana, und versuchten ihn wieder in's Leben zu rufen, indem sie ihm frisches Wasser in's Gesicht spritzten; da sie jedoch sahen, daß er nicht zum Bewußtseyn komme, so trugen sie ihn nach Hause. Die Einen sagten, er sey betrunken, Andere, ein eifersüchtiger Ehemann habe ihn durchgeprügelt. Niemand, wenigstens kein anständiger Mann in Sevilla, liebte ihn und Jeder gab bei dieser Gelegenheit seinen Senf dazu. Der Eine segnete den Stock, der ihn so nachdrücklich betäubt habe, der Andere fragte, wie viele Flaschen in diesem bewegungslosen Rumpf Platz fänden. Don Juan's Bedienten empfiengen ihren Herrn aus den Hän-

den der Schaarwächter und holten eiligſt einen Wundarzt. Man ließ ihm reichlich zu Ader, und bald kam er wieder zu ſich. Anfänglich hörte man Nichts von ihm, als zuſammenhangloſe Worte, unartikulirtes Schreien, Seufzen und Stöhnen. Nach und nach ſchien er alle Gegenſtände, die ihn umgaben, aufmerkſam zu betrachten. Er fragte, wo er ſey, und dann, was aus dem Hauptmann Gomare, Don Garcia und der Prozeſſion geworden. Seine Leute hielten ihn für wahnſinnig. Indeſſen ließ er ſich, nachdem er Magentropfen genommen, ein Crucifix bringen und küßte es eine Weile, indem er einen Thränenſtrom vergoß. Sodann befahl er, ihm einen Beichtvater zu holen.

Das Erſtaunen war allgemein, ſo wenig hatte er aus ſeiner Gottloſigkeit einen Hehl gemacht. Mehrere von ſeinen Leuten berufene Prieſter weigerten ſich, vor ihm zu erſcheinen, in der Ueberzeugung, daß er irgend einen boshaften Spott mit ihnen vorhabe. Endlich willigte ein Dominikaner-Mönch ein, ihn zu beſuchen. Man ließ ſie allein, und Don Juan, nachdem er ſich ihm zu Füßen geworfen, erzählte ihm das Geſicht, das er gehabt, dann legte er ſeine Beichte ab. Während er jedes ſeiner Verbrechen genau ſchilderte, unterbrach er ſich manchmal, um zu fragen, ob es möglich ſey, daß ein ſo großer Sünder, wie er, jemals die himmliſche Verzeihung erlange. Der Mönch antwortete, Gottes Barmherzigkeit ſey unendlich. Nachdem er ihn zur Beharrlichkeit in ſeiner Reue ermahnt, und die Tröſtungen gegeben hatte, welche die Religion den größten Frevlern nicht verweigert, zog ſich der Dominikaner zurück mit dem Verſprechen, am Abend wieder zu kommen. Don Juan brachte den ganzen Tag in Gebeten zu. Als der Dominikaner wieder kam, erklärte er ihm, ſein Entſchluß ſey gefaßt, ſich aus der Welt zurückzuziehen, in der er ſo viel Aergerniß gegeben, und er werde durch Bußübungen eine Sühne ſuchen für die ungeheuren Verbrechen, die ihn beflecken. Der durch ſeine Thränen gerührte Mönch ſprach ihm, ſo gut er konnte, Muth ein, und um zu prüfen,

ob er das Herz habe, seinem Entschlusse zu folgen, machte er ihm ein abschreckendes Gemälde von der überstrengen Lebensweise im Kloster. Aber bei jeder Peinigung, die er beschrieb, rief Don Juan aus, das sey noch Nichts, und er verdiene eine weit härtere Behandlung. Gleich am andern Tage machte er mit der Hälfte seines Vermögens armen Verwandten eine Schenkung; einen andern Theil widmete er zur Gründung eines Hospitals und zur Erbauung einer Kapelle; er vertheilte beträchtliche Summen an die Nothleidenden und ließ eine große Anzahl Messen für die Seelen im Fegefeuer lesen, besonders für die des armen Gomare und der Unglücklichen, welche im Zweikampf mit ihm gefallen waren. Endlich versammelte er alle seine Freunde und klagte sich vor ihnen der schlechten Beispiele an, die er ihnen so lange gegeben; er schilderte ihnen in nachdrücklicher Weise seine Gewissensbisse wegen der Vergangenheit, und seine Hoffnungen, die er für die Zukunft zu hegen wage. Mehrere dieser Wüstlinge wurden gerührt und besserten sich, andere, verstecktere Sünder, verließen ihn mit kaltem Hohn. Ehe er in das Kloster trat, das er zum Asyle gewählt hatte, schrieb Don Juan an Donna Teresa. Er gestand ihr seine schändlichen Entwürfe, erzählte ihr sein Leben, seine Bekehrung und bat sie, ihm zu vergeben, wobei er sie aufforderte, an ihm ein Beispiel zu nehmen und ihr Heil in der Buße zu suchen. Diesen Brief vertraute er dem Dominikaner an, nachdem er ihm den Inhalt gezeigt hatte.

Die arme Teresa hatte in dem Klostergarten auf das abgeredete Zeichen lange gewartet; nach mehreren, in unaussprechlicher Aufregung zugebrachten Stunden, gieng sie, als schon der Morgen dämmerte, in ihre Zelle zurück, eine Beute des lebhaftesten Schmerzes. Sie schrieb Don Juan's Nichterscheinen tausend von der Wahrheit gleich weit entfernten Ursachen zu. So vergingen mehrere Tage, ohne daß sie Nachricht von ihm erhielt und ohne daß eine Botschaft ihre Verzweiflung versüßte.

Endlich erhielt der Mönch nach einer Erörterung mit der Priorin die Erlaubniß, ſie zu ſprechen, und händigte ihr den Brief ihres reumüthigen Verführers ein. Während ſie denſelben las, ſah man ihre Stirne mit dicken Schweißtropfen ſich bedecken: ſie wurde bald feuerroth, bald todesblaß. Doch hatte ſie den Muth, ihn ganz zu leſen. Jetzt verſuchte der Dominikaner, ihr Don Juan's Reue vorzumalen und ſie zu beglückwünſchen, daß ſie der entſetzlichen Gefahr entronnen ſey, welche beiden bevorſtand, wäre ihr Plan nicht durch ein ſichtliches Walten der Vorſehung geſcheitert. Aber bei allen dieſen Ermahnungen rief Donna Tereſa aus: „Er hat mich niemals geliebt!“ Ein hitziges Fieber befiel dieſe Unglückliche; vergeblich wurden alle Hilfsmittel der Kunſt und Religion bei ihr angewendet: erſtere ſtieß ſie zurück, gegen die zweiten ſchien ſie gefühllos. Sie hauchte einige Tage hernach ihren Geiſt aus, indem ſie immer wiederholte: „Er hat mich niemals geliebt!“

Als Don Juan das Novizenkleid angezogen hatte, bewies er die Aufrichtigkeit ſeiner Bekehrung. Keine Bußübung, keine Peinigung, die er nicht zu ſanft fand! Und, der Prior des Convents war oft genöthigt, ihm Mäßigung der Qualen zu befehlen, womit er ſeinen Körper folterte. Er ſtellte ihm vor, daß er auf dieſe Weiſe ſeine Tage verkürzen würde, daß aber, richtig betrachtet, mehr Muth dazu gehöre, mäßige Selbſtpeinigungen lange auszuhalten, als ſeine Pönitenz plötzlich mit einer Art Selbſtmord zu endigen.

Als die Zeit des Novizíats zu Ende war, legte Don Juan ſeine Gelübde ab und fuhr fort, unter dem Namen des Bruders Ambroſius das ganze Haus durch ſeine ſtrenge Lebensweiſe zu erbauen. Unter ſeiner grobwollenen Kutte trug er ein Hemd von Roßhaaren; eine Art enger Kiſte, nicht ſo lang als ſein Körper, diente ihm als Bett. Im Waſſer gekochte Gemüſe machten ſeine ganze Nahrung aus, und nur an Feſttagen, auf das beſondere Gebot ſeines Oberen, ließ er ſich zum Brodeſſen

bewegen. Den größten Theil ſeiner Nächte brachte er mit Wachen und Beten zu, die Arme in Kreuzesform ausgeſtreckt. Kurz, er war das Vorbild dieſer frommen Gemeinſchaft, wie er zuvor ein Muſter der Wüſtlinge ſeines Alters geweſen. Eine anſteckende Krankheit, welche in Sevilla ausgebrochen war, bot ihm Gelegenheit, die neuen Tugenden, womit ihn ſeine Bekehrung begabt hatte, zu üben. Die Kranken wurden in das Hoſpital, das er gegründet, aufgenommen, er beſorgte die Armen und brachte ſeine Tage an ihrem Schmerzenslager mit Ermahnungen, Aufmunterungen und Tröſtungen zu. So groß war die Gefahr der Anſteckung, daß man um ſchweres Geld keine Menſchen zur Beerdigung der Todten finden konnte. Don Juan verſah dieſen Dienſt; er gieng in die verödeten Wohnungen und begrub die verweſenden Leichname, welche manchmal ſchon ſeit vielen Tagen entſeelt waren. Ueberall ſegnete man ihn, und da er während dieſer ſchrecklichen Seuche niemals krank wurde, ſo verſicherten einige leichtgläubige Leute, Gott habe ein neues Wunder an ihm gethan.

Schon ſeit mehreren Jahren wohnte Don Juan oder Bruder Ambroſius in dem Kloſter, und ſein Leben war nur eine ununterbrochene Reihe von Uebungen der Frömmigkeit und Buße. Immer ſchwebte die Erinnerung an ſein vergangenes Leben ſeinem Gedächtniß vor, aber ſeine Gewiſſensbiſſe waren bereits gemildert durch die innere Ueberzeugung ſeiner wahren Beſſerung.

An einem Nachmittag, um die Stunde, wo die Hitze ſich am ſtärkſten fühlbar macht, genoſſen alle Kloſterbrüder, dem Gebrauche gemäß, einiger Ruhe. Bruder Ambroſius allein arbeitete, mit entblößtem Kopfe der Sonne ausgeſetzt, im Garten; es war dieß eine der Bußübungen, die er ſich auferlegt hatte. Auf ſeine Schaufel gebeugt, ſah er den Schatten eines Mannes, der neben ihm ſtehen blieb. Er hielt ihn für einen der Mönche, der in den Garten herabgekommen, und grüßte, fortarbeitend, ohne aufzuſehen, mit einem Ave Maria. Keine Antwort. Er-

ſtaunt, daß dieſer Schatten ſo unbeweglich blieb, hob er die Augen und wurde eines großen jungen Mannes gewahr, der vor ihm ſtand in einen Mantel gehüllt, welcher ihm bis unter die Knöchel gieng, das Geſicht halb verſteckt unter einem Hut mit einer weißen und einer ſchwarzen Feder. Dieſer Menſch betrachtete ihn ſtillſchweigend mit dem Ausdruck von Schadenfreude und tiefer Verachtung. Einige Minuten ſtarrten ſich Beide wechſelſeitig an. Endlich trat der Unbekannte einen Schritt näher, lüftete ſeinen Hut, um ſeine Züge zu zeigen, und ſprach:

„Kennet Ihr mich?"

Don Juan ſah ihn mit noch größerer Aufmerkſamkeit an, erkannte ihn aber nicht.

„Erinnert Ihr Euch der Belagerung von Berg-op-Zoom?" fragte der Unbekannte, „Habt Ihr einen Soldaten, Namens Modeſto vergeſſen?..."

Don Juan erbebte. Der Unbekannte fuhr kaltblütig fort: „Einen Soldaten, Namens Modeſto, der mit einem Arkebuſenſchuß Euren würdigen Freund Don Garcia tödtete, und zwar ſtatt Eurer, auf den er angelegt hatte?... Modeſto! der bin ich. Ich habe noch einen andern Namen, Don Juan, ich heiße Don Pedro de Ojeda; ich bin der Sohn des Don Alfonſo de Ojeda, den Ihr gemordet habt; — ich bin der Bruder der Donna Fauſta de Ojeda, die Ihr gemordet habt; — ich bin der Bruder der Donna Tereſa de Ojeda, die Ihr gemordet habt."

„Mein Bruder," ſagte Don Juan, vor ihm niederknieend, „ich bin ein mit Frevel beladener Elender. Sie zu ſühnen, trage ich dieſes Kleid und habe der Welt entſagt. Gibt es ein Mittel, meine Verzeihung von Euch zu erhalten, ſo nennt es mir. Die härteſte Buße ſoll mir kein Grauen machen, wenn ich es dahin bringe, daß Ihr mich nicht verfluchet."

Don Pedro lächelte bitter.

„Laſſen wir die Heuchelei bei Seite, Señor de Maraña;

ich verzeihe nicht. Was meinen Fluch betrifft, ſo habt Ihr ihn redlich verdient. Aber ich bin zu ungeduldig, um die Wirkung deſſelben zu erwarten. Ich trage etwas Wirkſameres bei mir als Flüche.

Mit dieſen Worten warf er ſeinen Mantel ab und zeigte ihm zwei lange Stoßrapiere. Er zog ſie aus der Scheide und ſtieß ſie beide in die Erde.

„Wählet, Don Juan," ſagte er. „Man rühmt Euch als einen großen Klopffechter, und ich thue mir was darauf zu gut, einen geſchickten Stoß zu führen. Wohlan, legt Euer Probeſtück ab."

Don Juan ſchlug ein Kreuz und ſprach:

„Mein Bruder, Ihr vergeſſet die Gelübde, die ich ausgeſprochen. Ich bin nicht mehr der Don Juan, den Ihr gekannt, ich bin der Bruder Ambroſius."

„Gut denn! Bruder Ambroſius, Ihr ſeyd mein Feind, ich haſſe Euch unter jedem Namen, den Ihr tragen möget, und will mich an Euch rächen."

Don Juan fiel wieder auf die Kniee vor ihm.

„Wenn Ihr mein Leben nehmen wollet, mein Bruder, ſo gehört es Euch. Strafet mich, wie Ihr begehret."

„Feiger Heuchler! glaubſt Du, mich zum Beſten zu haben? Wenn ich Dich hätte todtſchlagen wollen, wie einen tollen Hund, meinſt Du, ich hätte mir dann die Mühe gegeben, dieſe Waffen herzuſchleppen? Marſch, wähle ſchnell und vertheidige Dein Leben!"

„Ich wiederhole Euch, mein Bruder, ich kann nicht kämpfen, aber ich kann ſterben."

„Niederträchtiger!" ſchrie Don Pedro wüthend, „man hatte mir geſagt, Du beſitzeſt Muth. Ich ſehe, daß Du nur ein ſchlechter Feigling biſt!"

„Muth, mein Bruder? ich bitte Gott, daß er mir ſolchen gewähre, damit ich mich nicht der Verzweiflung hingebe, in die

mich ohne ſeinen Beiſtand die Erinnerung an meine Frevel ſtürzen würde. Lebet wohl, mein Bruder! Ich gehe, denn ich ſehe wohl, daß mein Anblick Euch erbittert. Möchte es Euch eines Tags klar werden, daß meine Reue ſo aufrichtig iſt, als ich ſie zeige!"

Er that einige Schritte, um den Garten zu verlaſſen, als Don Pedro ihn am Aermel hielt.

„Ihr oder ich!" rief er aus! „Einer wird nicht lebend von hier weg gehen. Nehmet einen von dieſen Degen, denn der Teufel ſoll mich holen, wenn ich ein Wort von allen Euren Jeremiaden glaube!"

Don Juan warf ihm einen flehenden Blick zu und that abermals einen Schritt, um ſich zu entfernen; aber Don Pedro faßte ihn gewaltig und hielt ihn an der Bruſt feſt:

„Wähnſt Du denn, ehrloſer Meuchelmörder! Du könneſt Dich meinen Händen entwinden? Nein! ich werde Deine heuchleriſche Kutte, welche den Pferdefuß des Teufels birgt, in Stücke hauen, und dann bekommſt Du vielleicht ſo viel Herz, um Dich mit mir zu ſchlagen!" So ſprechend, ſchüttelte er ihn und ſtieß ihn hart an die Mauer.

„Señor Pedro de Ojeda," rief Don Juan, „tödet mich, wenn Ihr wollet, aber ich ſchlage mich nicht!" Damit kreuzte er die Arme, indem er Don Pedro mit ruhiger, obwohl ziemlich ſtolzer Miene ſtarr anſah.

„Ja, ich werde Dich umbringen, Elender! aber zuvor will ich Dich als den Feigling behandeln, der Du biſt."

Und er gab ihm eine Ohrfeige, die erſte, welche Don Juan jemals empfangen. Don Juan's Geſicht wurde purpurroth, der Stolz und Grimm ſeiner Jugend kehrten in ſeine Seele zurück. Ohne ein Wort zu ſprechen, ſtürzte er auf einen der Degen und faßte denſelben. Don Pedro nahm den andern und ſtellte ſich in Parade. Beide griffen ſich mit Wuth an und fielen gegeneinander mit gleicher Heftigkeit aus. Don Pedro's Klinge ver-

ſchwand in der wollenen Kutte Don Juan's und gliſchte an dem Körper weg, ohne ihn zu verwunden, während die des Don Juan ſich bis zum Stichblatt in die Bruſt ſeines Gegners bohrte. Don Pedro verendete auf der Stelle.

Als Don Juan ſeinen Feind zu ſeinen Füßen ausgeſtreckt ſah, blieb er eine Zeitlang regungslos und ſtarrte ihn blödſinnig an. Allmälig kam er wieder zu ſich, und erkannte die Größe ſeines neuen Verbrechens. Er ſtürzte ſich auf den Leichnam und verſuchte ihn wieder zu beleben. Doch hatte er zu viele Wunden geſehen, um zweifeln zu können, daß dieſe da tödtlich ſey. Der blutige Degen lag zu ſeinen Füßen und ſchien ſich ihm zur Selbſtbeſtrafung anzubieten; aber bald überwand er dieſe neue Verſuchung des böſen Geiſtes, und eilte zu dem Prior, in deſſen Zelle er ganz außer ſich hineinſtürzte. Hier warf er ſich zu Boden und berichtete die ſchreckliche Scene, indem er eine Thränenfluth vergoß.

Erſt wollte ihm der Prior nicht glauben und verfiel auf den Gedanken, die großen Selbſtpeinigungen, welche der Bruder Ambroſius mit ſich vornahm, hätten ihn um den Verſtand gebracht. Aber das Blut, das die Hände und das Kleid Don Juans bedeckte, ließ ihn nicht länger an der ſchrecklichen Wahrheit zweifeln. Der Prior war ein Mann von großer Geiſtesgegenwart. Augenblicklich erweg er das Aergerniß, welches auf dem Kloſter laſten würde, wenn dieſes Abenteuer unter dem Publikum bekannt würde. Niemand hatte das Duell geſehen.

Er bemühte ſich, es ſelbſt den Kloſterbewohnern zu verbergen. Don Juan befahl er, ihm zu folgen, und brachte mit ſeiner Hilfe den Leichnam in einen Saal zu ebener Erde, deſſen Schlüſſel er zu ſich ſteckte. Sofort ſchloß er Don Juan in ſeine Zelle ein und gieng, dem Corregidor (weltlichen Beamten) die Anzeige zu machen.

Vielleicht erſtaunt man, daß Don Pedro, der doch bereits einen mönchleriſchen Mordverſuch auf Don Juan gemacht hatte,

den Gedanken eines zweiten Meuchelmords verwarf und ſich ſeines Feindes durch einen Kampf mit gleichen Waffen zu entledigen ſuchte; aber es war das von ihm nur ein hölliſcher Racheeclat. Er hatte von Don Juan's ſtrenger Kaſteiung und vom dem Geruch der Heiligkeit, worin er ſtand, ſo viel reden hören, daß er gar nicht zweifelte, ihn direkt in den Himmel zu ſchicken, wenn er ihn hinterrücks meuchelte. Er hoffte daher, wenn er ihn herausfordere und zum Zweikampf zwinge, ihn in einer Todſünde begriffen umzubringen und ſo an Leib und Seele zu verderben.

Man hat geſehen, wie dieſer ſataniſche Plan ſich gegen den eigenen Urheber wendete.

Es war nicht ſchwer, die Sache in der Stille abzuthun. Der Corregidor verſtand ſich mit dem Prior des Kloſters, um jeden Verdacht abzulenken. Die andern Mönche glaubten, der Verſtorbene ſey in einem Duell mit einem unbekannten Cavalier unterlegen und ſchwer verwundet in das Kloſter getragen worden, wo er bald darauf den Geiſt aufgegeben hätte.

Was Don Juan betrifft, ſo will ich weder ſeine Gewiſſensbiſſe noch ſeine Buße zu ſchildern verſuchen. Mit Freude unterzog er ſich jeder Peinigung, die ihm der Prior auferlegte. Sein ganzes Leben hindurch bewahrte er, über ſeinem Lager aufgehängt, den Degen, womit er Don Pedro durchſtochen, und nie ſah er die Waffe an, ohne für die armen Seelen der Familie Ojeda zu bitten. Um den Reſt weltlichen Stolzes, der noch in ſeinem Herzen verblieben, vollends zu ertödten, hatte ihm der Abt befohlen, jeden Morgen zu dem Kloſterkoch zu gehen, der ihm eine Ohrfeige geben mußte. Nachdem er dieſelbe erhalten, verfehlte der Bruder Ambroſius niemals, auch die andere Wange hinzuſtrecken, wobei er dem Koch dankte, daß er ihn alſo demüthige.

Er lebte noch zehn Jahre in dieſem Kloſter und niemals wurde ſeine Buße durch eine neue Anwandlung ſeiner Jugendleidenſchaften unterbrochen. Er ſtarb, verehrt wie ein Heiliger,

ſelbſt von denjenigen, welchen ſeine früheren Ausſchweifungen bekannt waren. Auf ſeinem Todtenbett bat er ſich als eine Gnade aus, unter der Kirchenſchwelle beerdigt zu werden, damit Jeder, der hereingieng, ihn mit Füßen trete. Ferner wünſchte er, daß man auf ſein Grab die Inſchrift ſetze: Hier liegt der ſchlimmſte Menſch, der auf der Welt war.

Allein man hielt es nicht für zweckdienlich, alle Beſtimmungen ſeines letzten Willens, welche von übermäßiger Demuth herrührten, zu vollziehen. Er wurde am Hochaltar der Kapelle, die er gegründet, begraben. Allerdings genehmigte man die Inſchrift auf den Stein, der ſeine ſterbliche Hülle deckt, ſo, wie er ſie verfaßt hatte; aber man fügte derſelben eine Erzählung und Lobrede ſeiner Bekehrung bei. Sein Hoſpital und beſonders die Kapelle, worin er begraben liegt, werden von allen Fremden, welche durch Sevilla reiſen, beſucht. Murillo hat die Kapelle mit mehreren ſeiner Meiſterwerke geſchmückt. Die Heimkehr des verlorenen Sohnes und der Teich von Jericho, die man jetzt in der Gallerie des Marſchall Soult bewundert, zierten früher die Wände des Charitas-Hoſpitals.

Die etrurische Vase.

August Saint-Clair war in der großen Welt nicht beliebt: der Hauptgrund war, daß er nur denjenigen Leuten zu gefallen suchte, die ihm selber gefielen. Diesen lief er nach, und jenen, die ihm nicht gefielen, lief er davon. Zudem war er zerstreut und meist gleichgültig.

Eines Abends, als er aus der italienischen Oper gieng, fragte ihn die Marquise A***, wie Fräulein Sontag gesungen habe? „Ja, Madame," antwortete Saint-Clair, gefällig lächelnd und dabei an etwas Anderes denkend. Man konnte diese lächerliche Antwort der Furchtsamkeit nicht beimessen, denn er redete mit einem großen Herrn, mit einem großen Mann und sogar mit einer tonangebenden Dame nicht minder taktfest, als er sich mit Seinesgleichen unterhalten hätte.

Die Marquise entschied daher, daß Saint-Clair ein Meerwunder von Unverschämtheit und Geckenhaftigkeit sey.

Madame B*** lud ihn eines Montags zur Mittagstafel ein. Sie sprach viel mit ihm; und er, da er ihr Haus verließ, erklärte, niemals einer liebenswürdigeren Frau begegnet zu seyn. Madame B*** hatte die Gewohnheit, geistreiche Gedanken bei Andern einen Monat lang zu sammeln und aufzuspeichern und ihren Vorrath dann in ihrem eigenen Salon in einem Abend

aufzuzählen. Saint-Clair ſah ſie am Donnerſtag derſelben Woche wieder. Dießmal langweilte er ſich einigermaßen. Ein weiterer Beſuch veranlaßte ihn, ihren Salon für immer zu meiden. Madame B*** erklärte jetzt öffentlich, Saint-Clair ſey ein Mann ohne Lebensart und guten Ton.

Er beſaß von Natur ein zärtliches und liebevolles Herz; aber in einem Alter, wo man nur allzuleicht Eindrücke für ſein ganzes Leben aufnimmt, hatte ſeine überfließende Empfindſamkeit ihm Sticheleien von Seiten ſeiner Freunde zugezogen. Da er ſtolz und ehrgeizig war und von der Meinung Anderer ſich beſtimmen ließ, gleich den Kindern: ſo ſtudirte er ſich ſortan darauf ein, alle Gefühlsäußerungen zu unterdrücken, weil er ſie als entehrende Schwäche betrachtete. Er erreichte ſeinen Zweck, aber ſein Sieg kam ihm theuer zu ſtehen. Vor den Andern konnte er die Regungen ſeiner allzuzärtlichen Seele verbergen, aber während er ſie in ſein Inneres verſchloß, machte er ſie nur um ſo peinigender und ſtärker. In der Welt gewann er den traurigen Ruf eines Gefühlloſen und Gleichgültigen, in der Einſamkeit dagegen ſchuf ihm ſeine unruhige Einbildungskraft hundert Qualen, die ihn um ſo mehr folterten, als er das Geheimniß derſelben keiner Seele anvertrauen wollte.

Allerdings iſt es ſchwer, einen Freund zu finden.

Schwer! Wäre das möglich? Gewiß! denn gab es je zwei Männer, die kein Geheimniß vor einander gehabt hätten?

Saint-Clair glaubte alſo nicht an die Freundſchaft und man merkte das wohl. Man fand ihn kalt und zurückhaltend gegen die jungen Männer von ſeiner Geſellſchaft; nie befragte er ſie über ihre Geheimniſſe; aber alle ſeine Gedanken und die meiſten ſeiner Handlungen waren dafür auch Geheimniſſe vor ihnen. Die Franzoſen ſprechen gern von ſich ſelbſt; deßhalb war auch Saint-Clair wider Willen in dem Fall, verſchiedene Vertraulichkeiten in Empfang zu nehmen. Seine Freunde — dieß Wort bezeichnet Perſonen, mit denen man zweimal wöchentlich zu-

ſammentrifft, — beklagten ſich über ſein Mißtrauen gegen ſie; in der That findet ſich Derjenige, welcher unbefragt uns in ſein Geheimniß einweiht, in der Regel beleidigt, wenn er das unſrige nicht erfährt. Man bildet ſich ein, die Indiscretion müſſe gegenſeitig ſeyn.

„Er iſt bis unter das Kinn zugeknöpft," ſagte eines Tags der ſchöne Schwadronschef Alphons von Themines: „nie werde ich zu dieſem verteufelten Saint-Clair das geringſte Zutrauen faſſen können."

„Ich halte ihn für einen halben Jeſuiten," fiel Julius Lambert ein: „es hat mir Jemand auf Ehrenwort verſichert, er ſey ihm zweimal begegnet, als er aus Sankt Sulpiz herausgegangen. Niemand weiß, was er denkt, ich meinerſeits kannte mich niemals behaglich in ſeiner Geſellſchaft befinden."

Damit trennten ſich die jungen Herren. Alphons begegnete Saint-Clair auf dem italieniſchen Boulevard: dieſer ging mit geſenktem Haupte, ohne Jemand zu ſehen. Alphons hielt ihn an, nahm ihn am Arm und ehe ſie noch in die Friedensſtraße gekommen waren, hatte er ihm die ganze Geſchichte ſeiner Liebſchaft mit Madame *** erzählt, deren Gemahl ſo roh und eiferſüchtig iſt.

Am Abend verlor Julius Lambert ſein Geld im Cearté. Er ſtellte ſich unter die Tanzenden. Beim Tanzen breitete er an einen Mann, welcher gleichfalls ſein Geld verloren und eine äußerſt ſchlechte Laune hatte. Es fielen einige ſpitzige Worte: man beſchimpfte ſich. Julius bat Saint-Clair, ſein Sekundant zu werden und entlehnte bei dieſer Gelegenheit Geld von ihm, das er beharrlich zurückzugeben vergaß.

Im Ganzen war mit Saint-Clair ziemlich gut auszukommen. Seine Fehler ſchadeten nur ihm allein. Er war gefällig, oft liebenswürdig, ſelten langweilig. Er hatte viel geſehen, viel geleſen, und ſprach von ſeinen Reiſen und ſeinen Büchern nur, wenn man es von ihm verlangte. Außerdem war er hochgewachſen

und gut gebildet; der Ausdruck ſeines Geſichtes edel und geiſtvoll, faſt immer ernſt; aber ſein Lächeln voll Anmuth.

Faſt hätte ich einen wichtigen Punkt vergeſſen. Saint-Clair bewies allen Damen große Aufmerkſamkeit und ſuchte ihre Unterhaltung mehr als die der Männer. Liebte er? Das war ein ſchwer zu entſcheidender Punkt. Nur das wußte man, daß wenn dieſes ſo kalte Weſen Liebe fühlte, die ſchöne Gräfin Mathilde von Gontz der bevorzugte Gegenſtand ſeyn mußte. Sie war eine junge Witwe, bei der man ihn als guten Geſellſchafter ſah. Um auf ein intimes Verhältniß zu ſchließen, führte man folgende Beweiſe an: Erſtens Saint-Clair's faſt ceremonielle Höflichkeit gegen die Gräfin und vice versa; ſodann die Abſichtlichkeit, womit er ihren Namen niemals in der Geſellſchaft ausſprach, aber, wenn er von ihr zu reden genöthigt wurde, den Umſtand, daß er ſie nie im Geringſten liebte; ferner daß er, ehe er ihr vorgeſtellt wurde, die Muſik leidenſchaftlich liebte, während die Gräfin eine eben ſo große Vorliebe für die Malerei hatte, und daß, ſeit ſie ſich kennen gelernt, ein Wechſel in dem Geſchmack Beider vorgegangen war. Endlich hatte Saint-Clair, als die Gräfin im vergangenen Jahr in ein Bad reiſete, ſechs Tage nach ihr Paris verlaſſen . . . . . .

. . . . . .

Meine Pflicht als wahrhaftiger Geſchichtſchreiber gebietet mir, zu erklären, daß in einer Julinacht, wenige Minuten vor Sonnenaufgang, die Parkthüre eines Landhauſes aufging, und ein Mann herausſchlüpfte mit allen Vorſichtsmaßregeln eines Diebes, der ertappt zu werden fürchtet. Dieſes Landhaus gehörte der Frau von Gontz, und dieſer Mann war Saint-Clair. Eine Dame begleitete ihn, in einen Pelz gehüllt, bis an die Thüre und ſtreckte den Kopf hinaus, um ihn noch länger zu ſehen, während er, ſich entfernend, den Zuſchlag Linge der Parkmauer hinabeilte. Mit einem Male hielt er ſtill, warf einen verſtoh-

gen Blick einigkam und machte dieſer Frau ein Zeichen mit der Hand, daß ſie hineingehen ſollte. Die Helle einer Sommernacht geſtattete ihm, ihr bleiches, unbewegliches an dem gleichen Platz hinausſtarrendes Geſicht zu unterſcheiden. Er kehrte auf der Ferſe um, näherte ſich ihr und ſchloß ſie zärtlich in ſeine Arme. Er wollte ſie zum Hineingehen auffordern; aber er hatte ihr noch hundert Sachen zu ſagen. Ihre Unterredung mochte ungefähr zehn Minuten gedauert haben, als man die Stimme eines Bauers hörte, der zur Arbeit auf's Feld gieng. Ein Kuß wird genommen und zurückgegeben, die Thüre verſchloſſen und Saint-Clair iſt mit einem Sprung am Ende des Fußpfades.

Er verfolgte einen Weg, der ihm ſehr bekannt ſchien. Bald beſchleunigte er ſchier vor Freude und lief verwirrt, indem er an die Gebüſche mit ſeinem Stocke ſchlug: bald hielt er ſtill, oder gieng langſam, indem er den Himmel betrachtete, der ſich nach Oſten hin in Purpur kleidete; kurz, wer ihn ſah, hätte glauben mögen, er ſey ein Narr, welcher Einfällen, aus ſeinem Käfig entronnen zu ſeyn. Nach einer halben Stunde befand er ſich an der Thüre eines einſamen kleinen Hauſes, das er für die Dauer der ſchönen Jahreszeit gemiethet hatte. Er öffnete das Schloß, er gieng hinein. Dann warf er ſich auf ein großes Ruhebett und hier dachte, hier träumte er wachend mit ſtarren Augen, den Mund zu einem ſüßen Lächeln verzogen. Damals führte ihm ſeine Einbildungskraft nur die Bilder des Glückes vorüber.

„Wie glücklich bin ich!“ ſagte er ſich jeden Augenblick. „Endlich habe ich das Herz gefunden, welches das meinige verſteht! . . . Ja, mein Freund habe ich gefunden . . . ich habe einen Freund an ihr und eine Geliebte . . . Welch ein Charakter! . . . welche heiß glühende Seele! . . . Nein, vor mir hat ſie Keinen geliebt . . .“ Und da die Eitelkeit ſich in alles Menſchliche einflechtet, ſo dachte er gleich darauf weiter: „Sie iſt die ſchönſte Frau von Paris!“ Und dabei ſpiegelte ihm ſeine Einbildungskraft alle ihre Reize mit einem Mal von Neuem

ver. — „Sie hat mich aus Allen herausgewählt. Die Quinteſſenz der Geſellſchaft macht ihr den Hof: jener ſo ſchöne, ſo tapfere und nicht ſehr geckenhafte Huſarenoberſt; — jener junge Schriftſteller, der ſo ſchöne Aquarellen malt und ſo gut mit Sprüchwörtern ſpielt; jener ruſſiſche Lovelace, der den Balkan geſehen und unter Diebitſch gedient hat; — zumal aber Camill T***, der gewiß Geiſt, ein hübſches Betragen und einen ſchönen Säbelhieb über die Stirne hat . . . ihnen Allen hat ſie Körbe gegeben. „Und ich! . . .“ jetzt folgte ſein Refrain: „wie glücklich bin ich! wie bin ich glücklich!“ Und er ſtand auf und öffnete das Fenſter, denn der Athem gieng ihm aus; dann lief er auf und ab, und dann wälzte er ſich auf ſeinem Ruhebett.

Ein glücklicher Liebhaber iſt beinahe eben ſo langweilig, als ein unglücklicher. Einer meiner Freunde, der ſich öfters in der einen oder andern dieſer beiden Lagen befand, hatte kein anderes Mittel gefunden, um mich zum Hören zu bewegen, als daß er mir ein vortreffliches Frühſtück gab, während deſſen er die Freiheit hatte, von dieſer oder jener Gattung ſeiner Liebe zu reden; aber ſobald der Caffee getrunken war, mußte er durchaus den Gegenſtand des Geſprächs wechſeln.

Da ich nicht allen meinen Leſern ein Frühſtück verſetzen kann, ſo will ich ſie mit Saint-Glairs verliebten Gedanken verſchonen. Ohnehin kann man ſich nicht immer in der Wolkenregion befinden. Saint-Glair war ermüdet, er gähnte, dehnte ſich und ſah, daß es heller Tag ſey; er mußte endlich an den Schlaf denken. Als er aufwachte, ſah er auf ſeiner Uhr, daß er kaum Zeit habe, ſich anzukleiden und nach Paris zu fahren, wo er zu einem Frühmittageſſen mit mehreren jungen Männern ſeiner Bekanntſchaft eingeladen war . . . . . .

. . . . . .

Man hatte eben den Pfropf einer weiteren Champagnerbouteille ſpringen laſſen; der wievielten überlaſſe ich dem Leſer zu errathen. Er braucht nur zu wiſſen, daß man auf dem Punkte

angelangt war, der bei einem Gabelfrühstück von Junggesellen ziemlich bald eintritt, wo Alles zusammensprechen will, und wo die hellen Köpfe für die düstern in Unruhe zu gerathen anfangen.

„Ich wünschte," sagte Alphons von Themines, der nie eine Gelegenheit, über England zu reden, verlor, ich wünschte, es wäre in Paris Mode, wie in London, einen Toast auf seine Geliebte auszubringen. Auf diese Weise erführen wir bestimmt, für welche Schöne unser Freund Saint-Clair seufzt." So sprechend füllte er sein und seiner Nachbarn Glas.

Saint-Clair suchte in einiger Verlegenheit nach einer Antwort; aber Julius Lambert kam ihm zuvor.

„Ich billige diesen Gebrauch sehr," sagte er, „und nehme ihn an;" dann hob er sein Glas: „Auf alle Medisinnen in Paris! Ausgenommen die dreißigjährigen, die einaugigen, die hinkenden u. s. w."

„Hurrah! hurrah!" schrieen die jungen Anglenarren.

Saint-Clair stand mit erhobenem Glase auf:

„Meine Herren," sprach er, „ich habe kein so weites Herz, wie unser Freund Julius; aber es ist beständiger. Nun ist aber meine Treue um so verdienstlicher, als ich schon lange von der Dame meiner Gedanken getrennt bin. Doch hege ich die Zuversicht, daß ihr meine Wahl billigen werdet, vorausgesetzt, daß ihr nicht bereits meine Nebenbuhler seyd. — Auf Judith Pasta, meine Herren! Möchten wir bald die erste tragische Heldin Europa's wiedersehen!"

Themines wollte gegen den Toast etwas einwenden, aber die Beifallsrufe ließen ihn nicht zum Wort kommen. Da Saint-Clair diesen Stoß parirt hatte, so glaubte er sich für heute außerhalb aller Gefahr.

Die Unterhaltung fiel zuerst auf die Theater; von der Censur der Schauspiele war der Uebergang auf die Politik leicht gemacht. Von Lord Wellington kam man zu den englischen

Pferden, und von den engliſchen Pferden auf die Frauenzimmer vermöge einer gar begreiflichen Gedankenverbindung; denn für junge Männer gibt es keine wünſchenswerthern Gegenſtände, als zuerſt ein ſchönes Pferd und hernach eine hübſche Geliebte. Hierauf erörterte man ein Mittel, dieſe ſo erſehnten Mittel zu erlangen. Die Pferde kann man kaufen, die Frauenzimmer auch, aber von ſolchen reden wir nicht. Nachdem Saint-Clair ſeine geringe Erfahrung in dieſem ſo zarten Gegenſtand beſcheiden vorausgeſchickt, behauptete er, die erſte Bedingung, einer Frau zu gefallen, ſey die, ſich abſonderlich zu machen, von Andern verſchieden zu ſeyn. Ob ſich aber die Art und Weiſe, etwas Beſonderes zu werden, unter eine allgemeine Regel bringen laſſe, das bezweifelte er.

„Folglich," ſagte Julius, „hat nach Ihrer Anſicht ein Hinkebein oder ein Höckerling mehr Anſpruch zu gefallen, als ein geradgliedriger, wie die Mehrzahl gebildeter Mann?"

„Sie ſtellen meine Behauptung gleich auf den Kopf," antwortete Saint-Clair, „doch wenn es ſeyn muß, gebe ich alle Folgerungen aus meinem Oberſatz zu. Zum Beiſpiel, wenn ich buckelig wäre, ſo würde ich mir keine Kugel durch den Kopf jagen und ſogar auf Eroberungen ausgehen. Zuvörderſt hielte ich mich nur an zwei Klaſſen von Frauenzimmern, theils an wahrhaft empfindſame, theils an ſolche — und ihre Anzahl iſt groß — welche ſich etwas darauf zu gut thun, einen originellen, oder wie man in England ſagt, excentriſchen Character haben. Der erſtgenannten Klaſſe würde ich meine gräßliche Lage, die Grauſamkeit der Natur gegen mich abſchildern. Ich würde verſuchen, ihnen Mitleiden mit meinem Looſe einzuflößen, und ſie ahnen laſſen, daß ich einer leidenſchaftlichen Liebe fähig ſey. Ich brächte einen meiner Nebenbuhler um und vergiftete mich mit einer ſchwachen Opiumdoſis. Ich wette darauf, nach einigen Monaten hätte man kein Auge mehr für meinen Höcker, und dann wäre es nur noch meine Aufgabe, aus der erſten

Anwandlung von Empfindſamkeit Nutzen zu ziehen. — Was die auf Originalität Anſpruch machenden Frauenzimmer betrifft, ſo ſind ſie leicht zu erobern. Man überzeuge ſie nur, daß es eine allgemein und mit Recht aufgeſtellte Regel iſt, ein Buckliger könne in der Liebe kein Glück machen, ſo werden ſie ſogleich gegen dieſe Regel einen faktiſchen Beweis liefern wollen."

„Welcher Don Juan!" rief Julius aus.

„Schlagen wir uns die Beine entzwei, meine Herren," ſagte der Oberſt Beaujeu, „da wir das Unglück haben, nicht hinkend zu ſeyn."

„Ich pflichte durchaus der Meinung von Saint-Clair bei," ſagte Hektor Requantin, der nur viertehalb Fuß hoch war; „man ſieht täglich die ſchönſten und gefeiertſten Damen ſich Leuchen ergeben, an welche ihr hübſchen Jungen gar nicht dächtet..."

„Hektor, ich bitte, ſtehen Sie auf und läuten Sie, daß man uns Wein bringt!" ſagte Themines mit der natürlichſten Miene von der Welt. Der Zwerg erhob ſich, und Jeder dachte lächelnd an die Fabel von dem Fuchs mit abgehauenem Schweif.

„Was mich betrifft," nahm Themines die Unterhaltung wieder auf, „ſo mache ich immer mehr die Erfahrung, daß ein erträgliches Geſicht," dabei warf er einen gefälligen Blick in den ihm gegenüberhängenden Spiegel, „ein erträgliches Geſicht und Geſchmack im Anzug die große Beſonderheit ſind, welche die Grauſamſten verführt:" und dabei ließ er mit einem Stüber ein Brösmlein Brod, das auf ſeinem Aermel lag, wegfliegen.

„Bah!" rief der Zwerg, „mit einem hübſchen Geſicht und einem Anzug von Staub gewinnt man Frauenzimmer, die man acht Tage behält, und ſehen beim zweiten Stelldichein vor Langeweile zum Teufel wünſcht. Um Liebe, was man Liebe heißt, zu erwecken... muß man..."

„Soll ich euch," unterbrach ihn Themines, „ein unwiderlegliches Beiſpiel geben? Ihr Alle habt Maſſigny gekannt und wiſſet, was er für ein Menſch war. Manieren, wie ein eng-

liſcher Reitknecht, Unterhaltungsfähigkeit, wie ſein Gaul!... aber er war ſchön, wie Adonis, und legte ſeine Cravatte ſo vollkommen an, wie Brummel. Summa, er war das langweiligſte Weſen, das ich gekannt habe."

„Er hatte es auf meinen Tod abgeſehen," ſagte der Oberſt Beaujeu. „Stellet euch vor, ich mußte zweihundert Stunden mit ihm machen."

„Wiſſet ihr," fragte Saint-Clair, „daß er den Tod des armen Richard Thornton, unſers gemeinſchaftlichen Freundes, auf dem Gewiſſen hat?"

„Wie," warf Julius ein, „iſt euch denn unbekannt, daß Thornton in der Nähe von Fenny durch Räuber ermordet wurde?"

„Zugegeben; aber ihr werdet gleich ſehen, daß Maſſigny wenigſtens die Mitſchuld an dem Verbrechen trägt. Mehrere Reiſende, unter ihnen Thornton, hatten verabredet, alle zuſammen nach Neapel zu gehen, aus Furcht vor den Räubern. Maſſigny wollte ſich an die Caravane anſchließen. Sobald Thornton dieß erfuhr, eilte er voraus, ich denke vor Entſetzen, einige Tage mit Maſſigny zubringen zu müſſen. Da er allein reiste, wurde er geplündert und gemeuchelt."

„Thornton hatte Recht," ſagte Themines, „von zwei Todesarten wählte er die leichtere. Jeder hatte an ſeiner Stelle ebenſo gehandelt." Dann fuhr er nach einer Pauſe fort: „Es wird mir alſo zugeſtanden, daß Maſſigny der langweiligſte Menſch von der Welt war?"

„Zugeſtanden!" riefen alle einſtimmig.

„Bringen wir Niemand zur Verzweiflung," ſagte Julius, machen wir eine Ausnahme zu Gunſten des Herrn ***, zumal wenn er ſeine politiſchen Plane entwickelt.

„Ihr werdet mir gleichfalls zugeben," nahm Themines wieder das Wort, „daß Frau von Gouſy die geiſtreichſte Dame von der Welt iſt."

Es wurde einen Augenblick ſtill. Saint-Clair neigte den Kopf und ſtellte ſich vor, Aller Augen ſeien auf ihn gerichtet.

„Wer zweifelt daran?“ ſagte er endlich, immer auf ſeinen Teller ſtarrend, als ob er mit gar großem Intereſſe die auf das Porzellan gemalten Blumen betrachte.

„Ich behaupte,“ ſagte Julius mit geſteigerter Stimme, „ich behaupte, daß ſie eine der drei liebenswürdigſten Damen von Paris iſt.“

„Ich habe ihren Mann gekannt,“ ſagte der Oberſt, „er zeigte mir oft entzückende Briefe von ſeiner Gemahlin.

„Auguſt,“ rief Hektor Roquantin dazwiſchen, „ſtellen Sie mich doch der Gräfin vor; man ſagt, Sie ſeyen es, der Regen und gut Wetter bei ihr macht.“

„Am Ende des Herbſtes,“ murmelte Saint-Clair, „wenn ſie nach Paris zurückgekehrt iſt ..... ich ..... ich glaube, ſie empfängt keine Geſellſchaft in ihrem Landhaus.“

„Wollt Ihr mich anhören?“ ſchrie Themines. Und es trat wieder Stillſchweigen ein. Saint Clair bewegte ſich auf ſeinem Stuhle hin und her, wie ein Angeklagter vor dem Aſſiſenhof.

„Sie haben die Gräfin vor drei Jahren nicht geſehen, Sie waren damals in Deutſchland, Saint-Clair,“ ſprach Alphons de Themines mit einer zur Verzweiflung bringenden Kaltblütigkeit weiter; „Sie können ſich gar keine Vorſtellung machen von dem, was ſie damals war, — ſchön, friſch wie eine Roſe, beſonders lebhaft und heiter wie ein Schmetterling. Nun denn! wiſſen Sie, welcher von ihren zahlreichen Anbetern mit ihrer Gunſt beehrt wurde? — Maſſigny! Der dümmſte und thörichteſte aller Sterblichen hat der geiſtreichſten Frau den Kopf verrückt! Glauben Sie, ein Höckerling hätte es eben ſoweit gebracht! Gebt mir, gebt, ein hübſches Geſicht, ein guter Schneider und Kühnheit, — die gewinnen!“

Saint-Clair war in einer fürchterlichen Lage. Schon wollte er den Erzähler förmlich Lügen ſtrafen, aber die Beſorgniß, die

Gräfin zu kompromittiren, hielt ihn zurück. Gerne hätte er Etwas zu ihren Gunsten vorgebracht, aber seine Zunge klebte am Gaumen, seine Lippen bebten vor Wuth, und vergeblich zerarbeitete er seinen Kopf, um einen Vorwand zum Streite zu finden.

„Wie?“ rief Julius mit verstelltem Erstaunen aus, „Frau von Courfy hat sich an Massigny ergeben! Frailty, thy name is woman!“ (Schwachheit, dein Name ist Weib!)

„Es liegt ja so gar wenig an dem Ruf einer Frau!“ sagte Saint-Clair mit trockenem und verächtlichem Ton, „man hat ja gar wohl das Recht, denselben zu zerstückeln, um ein wenig Witz zu zeigen, und . . .“

Mitten im Satze erinnerte er sich mit Grausen einer gewissen etrurischen Vase, die er hundertmal in Paris auf dem Kamin der Gräfin gesehen hatte. Er wußte, daß es ein Geschenk Massigny's bei seiner Rückkehr war, und, niederschmetternde Thatsache! diese Vase war von Paris auf das Landgut mitgenommen worden, und alle Abende stellte Mathilde, wenn sie ihr Bouquet abnahm, es in die etrurische Vase.

Das Wort erstarb ihm auf den Lippen; er sah nur noch Eins, er dachte nur noch Eines: „die etrurische Vase!“

Schöner Beweis das! wird ein Kritiker sagen: seine Geliebte wegen einer solchen Kleinigkeit beargwohnen! — „Sind Sie schon verliebt gewesen, Herr Kritiker?“

Themines war in der besten Laune, durch den Ton, welchen Saint-Clair gegen ihn angenommen hatte, sich beleidigt zu finden. Er antwortete mit scheinbarer Unbefangenheit und Gutmüthigkeit: „Ich wiederhole nur, was man allgemein sagte. Die Sache galt für ausgemacht, als Sie in Deutschland waren. Uebrigens kenne ich Frau v. Courfy sehr wenig, seit achtzehn Monaten besuchte ich ihr Haus nicht mehr. Möglich, daß man sich geirrt, und Massigny mir etwas weiß gemacht hat. — Um auf unsere Frage zurückzukehren, so würde ich, selbst wenn mein eben angeführtes Beispiel falsch wäre, nichts desto weniger Recht

haben: ihr Alle wißt, daß die genialſte Frau von Frankreich, deren Werke . . ."

Die Thüre gieng auf und Theodor Neville trat ein. Er kam von Egypten zurück.

„Theodor! So bald ſchon zurück?"

Und jetzt wurde er mit Fragen erdrückt.

„Haſt Du ein ächtes türkiſches Coſtüm mitgebracht?" fragte Thenatines. „Haſt Du ein arabiſches Pferd und einen türkiſchen Groom?"

„Was iſt der Paſcha für ein Mann? Wann erklärt er ſich für unabhängig? Haſt Du einen Kopf mit Einem Säbelhieb abhauen ſehen?"

„Und die Almehs?" fragte Roquantin. „Sind die Frauen ſchön in Cairo?"

„Haben Sie den General L*** geſehen?" fragt der Oberſt Beaujeu. „Wie hat er das Heer des Paſchas organiſirt? Hat Ihnen der Oberſt C*** einen Damascener für mich mitgegeben?"

„Und die Pyramiden? und die Nilkatarakten? und die Memnonsſäule? Ibrahim Paſcha? u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w."

Alle ſchwatzten durcheinander. Saint-Clair dachte nur an die etruriſche Vaſe. Theodor, der ſich mit gekreuzten Füßen geſetzt hatte, denn er war von dieſer in Egypten angenommenen Gewohnheit in Frankreich noch nicht abgegangen, wartete, bis die Frager müde waren, und ſprach, was folgt, ziemlich ſchnell, um nicht leicht unterbrochen zu werden.

„Die Pyramiden! auf Ehre, ein Regular humbug. Nicht ſo hoch, als man glaubt, der Straßburger Münſter hat nur vier Meter weniger. Die Alterthümer ſchlagen mir zu allen Poren heraus. Redet mir nicht davon. Schon beim Anblick einer Hieroglyphe würde ich in Ohnmacht fallen. Es gibt ſo gar viele Reiſende, die ſich mit ſolchen Sachen beſchäftigen! — Mein Zweck war, die Sitten und das ganze Weſen jener bizarren Bevölkerung zu ſtudiren, welche ſich in den Straßen von Alexandria

und Kairo drängt, als da sind: Türken, Beduinen, Kophten, Fellahs, Meghrebinen. Ich habe in der Geschwindigkeit einige Bemerkungen aufgeschrieben, während ich im Lazareth war. — Welche Scheußlichkeit, so ein Lazareth! Ich hoffe, daß ihr nicht an die Ansteckung glaubt! Ich habe inmitten von dreihundert Pestkranken ruhig meine Pfeife geschmaucht. — Ach! Oberst, Sie kennten da eine schöne, gut berittene Reiterei sehen. Ich werde Ihnen prächtige Waffen zeigen, die ich mitgebracht. — Ich habe einen Djirid, der dem berühmten Murad-Bey angehörte. — Oberst, ich habe einen Yatagan für Sie und einen Khandjar für August. — Sie werden meinen Metschlah, meinen Burnus und meinen Haik sehen. — Wisset Ihr, daß es nur auf mich angekommen wäre, Weiber mitzubringen? Ibrahim Pascha hat eine solche Menge aus Griechenland geschickt, daß sie für einen Spottpreis zu haben sind; aber in Rücksicht auf meine Mutter . . . — Mit dem Pascha habe ich mich viel unterhalten: er ist ein Mann von Geist, alle Wetter! und ohne Vorurtheile. Ihr kennet Euch gar nicht denken, wie gut er unsere Staatsangelegenheiten versteht; auf Ehre, er ist von den kleinsten Geheimnissen unseres Cabinets unterrichtet. Aus seiner Unterhaltung habe ich köstliche Aufschlüsse über den Stand der Partheien in Frankreich geschöpft. Er beschäftigt sich gegenwärtig viel mit Statistik. Er ist auf alle unsere Journale abonnirt. Wisset Ihr, daß er ein wüthender Bonapartist ist? Er redet nur von Napoleon. — 'Ach! welch großer Mann, der Bounabardo!' sagte er zu mir. Man sagt dort Bounabardo für Buonaparte."

„Giourdina heißt Jordan," spöttelte Themines leise vor sich hin.

„Anfangs," fuhr Theodor fort, „war Mohamed Ali sehr zurückhaltend gegen mich; Ihr wißt, alle Türken sind sehr argwöhnisch. Hol' mich der Teufel! er hielt mich für einen Spion oder für einen Jesuiten. — Die Jesuiten kann er nicht ausstehen. Aber nach einigen Besuchen hat er gefunden, daß ich ein vorur-

theilsloſer Reiſender ſey, der ſich über Sitten, Gebräuche und Politik des Morgenlandes gründlich unterrichten wolle. Da ſchmelz das Eis bei ihm und ſein Herz lag offen vor mir da. In meiner letzten Audienz, es war die dritte,' die ich bei ihm hatte, nahm ich mir die Freiheit, ihm zu ſagen: 'Ich begreife nicht, warum Deine Hoheit ſich nicht von der Pforte unabhangig macht'. — 'Mein Gott,' antwortete er mir, 'ich möchte gerne, aber ich fürchte, die liberalen Zeitungen, welche in Deinem Lande alles regieren, möchten mich nicht unterſtützen, wenn ich einmal die Unabhängigkeit Aegyptens verkündet hätte.' — Es iſt ein ſchöner Greis mit ſchönem weißem Bart, — der niemals lacht. — Er hat mir vortreffliche Conſtituten vorgeſetzt; von Allem, was ich ihm ſchenkte, hat ihm jedoch die Sammlung der Coſtüme der Kaiſergarde von Charlet das größte Vergnügen gemacht."

„Iſt der Paſcha romantiſch?" fragte Themines.

„Er beſchäftigt ſich wenig mit ſchöner Literatur; doch iſt es Euch ja bekannt, daß die arabiſche Literatur durch und durch romantiſch iſt. Sie haben einen Poeten, Namens Meleſ Agatalmeſous-Ebn-Eseraf, der neulich Meditationen (lyriſche Ergüſſe) herausgab, neben welchen die des Herrn y. Lamartine wie klaſſiſche Proſa erſcheinen. Gleich nach meiner Ankunft in Cairo nahm ich einen arabiſchen Lehrmeiſter, mit welchem ich mich zur Lektüre des Korans anſchickte. Obwohl ich nur zu wenigen Lektionen Zeit fand, ſo habe ich doch genug geſehen, um die erhabenen Stylſchönheiten des Propheten und die Erbärmlichkeit aller unſerer Ueberſetzungen zu begreifen. — Wollt Ihr eine arabiſche Schrift ſehen? Hier dieſes Wort mit goldenen Buchſtaben heißt: Allah, was Gott bedeutet."

Damit zeigte er einen ſehr ſchmutzigen Brief, den er aus ſeiner duftenden ſeidenen Börſe gezogen hatte.

„Wie lange haſt Du Dich in Aegypten aufgehalten?" fragte Themines.

„Sechs Wochen."

Dann fuhr der Reiſende fort, Alles zu beſchreiben, von der Ceder bis zum Moſey.

Faſt ſogleich nach ſeiner Ankunft gieng Saint-Clair weg und ſchlug den Weg nach ſeinem Landhauſe wieder ein. Der ſtarke Galopp ſeines Pferdes hinderte ihn, ſich einem regelmäßigen Ideengang hinzugeben. Aber ihn durchzuckte eine unbeſtimmte Ahnung, daß ſein Glück auf dieſer Welt auf immer zerſtört ſey, und er ſich für dieſen ungeheuren Verluſt nur an einen Todten oder an eine etruriſche Vaſe halten könne.

Zu Hauſe angelangt, warf er ſich auf das Ruhebett, wo er in der vergangenen Nacht ſo weitläufig und ſo ſelig ſein Glück ſich auseinander geſetzt hatte: der Gedanke, womit er ſich am wonnigſten geſchmeichelt, war der, daß ſeine Geliebte keine Frau ſey, wie eine andere, und Keinen geliebt habe, Keinen je zu lieben vermöchte, als ihn. Jetzt verſchwand dieſer ſchöne Traum vor der traurigen und grauſamen Wirklichkeit.

„Ich beſitze eine ſchöne Frau, nichts weiter. Sie hat Geiſt: nur um ſo ſtrafbarer iſt ſie, daß ſie einen Maſſigny lieben konnte! . . . Allerdings liebt ſie mich jetzt . . . von ganzer Seele . . . ſoweit ſie lieben kann. Geliebt zu werden, wie Maſſigny es wurde! . . . Schrecklich! . . . Sie hat ſich meinen Bewerbungen, meinen Beweiſen von Liebe, von Leidenſchaft, meinen Zudringlichkeiten ergeben. — Aber ich habe mich getäuſcht. — Zwiſchen unſern Herzen fand keine Sympathie Statt. — Maſſigny oder ich — das iſt ihr ganz einerlei. Er iſt ſchön, ſie liebt ihn wegen ſeiner Schönheit. — Ich meinerſeits ergötze Madame bisweilen.“

„Wohlan! lieben wir den Saint-Clair,“ hat ſie wohl bei ſich geſagt, „weil der Andere geſtorben iſt! Und wenn Saint-Clair ſtirbt, oder mich langweilt, nun, ſo wollen wir weiter ſehen.“

Ich glaube faſt, daß der Teufel unſichtbar einen Unglücklichen beherrſcht, der ſich ſelbſt peinigt. So ein Schauſpiel iſt

entzückend für den Menſchenfeind; und wenn das Opfer ſeine Wunden vernarben fühlt, ſo iſt der Teufel da, ſie wieder aufzureißen.

Saint-Clair glaubte eine Stimme zu vernehmen, die ihm in die Ohren raunte:

„O wie ehrenvoll, wie fein
Ein Nachfolger nur zu ſeyn.“

. . . . . .

Ingrimmig ſetzte er ſich auf und warf einen wilden Blick rings um ſich. Wie glücklich wäre er geweſen, Jemand in ſeinem Zimmer zu finden! Ohne Zweifel hätte er ihn zerriſſen. Auf ſeiner Pendeluhr ſchlug es acht. Um halb neun Uhr erwartete ihn die Gräfin. — Wenn er bei'm Stelldichein ausbliebe? — In der That, warum Maſſigny's Geliebte wieder ſehen?“ Er legte ſich wieder auf ſeinen Sopha zurück und ſchloß die Augen. — „Ich will ſchlafen',“ ſagte er. Eine halbe Minute blieb er unbeweglich, dann ſprang er auf die Füße und eilte an die Pendeluhr, um das Verrücken der Stunde zu betrachten. — „Wie ſehr wünſchte ich, daß es halb neun Uhr wäre!“ rief er, „dann wäre es zu ſpät, mich auf den Weg zu begeben.“ In ſeinem Herzen fühlte er den Muth nicht, daheim zu bleiben; einen Vorwand wollte er haben. Es wäre ihm lieb geweſen, krank zu ſeyn. Er gieng in dem Zimmer auf und ab, ſetzte ſich dann wieder, ergriff ein Buch und konnte keine Sylbe leſen. Er trat an ſein Piano, hatte aber nicht die Kraft, es zu öffnen. Er pfiff, ſchaute den Wolken nach und wollte die Pappeln vor ſeinen Fenſtern zählen. Endlich lief er wieder an die Uhr, um nach der Zeit zu ſehen; da ergab ſich, daß er ſich noch keine drei Minuten abgequält habe. — „Ich kann mich nicht hindern, ſie zu lieben,“ ſchrie er ſtampfend und Zähne fletſchend; „ſie beherrſcht mich, ich bin ihr Sclave, wie Maſſigny es vor mir war! Wohlan denn, Elender, ſo gehorche, weil Du nicht Herz genug

haſt, eine verhaßte Kette zu brechen!“ Damit nahm er ſeinen Hut und ſtürzte hinaus.

Wenn reine Leidenſchaft uns fortreißt, ſo gewährt es unſrer Eigenliebe einigen Troſt, unſere Schwäche von der Höhe unſeres Stolzes herab zu betrachten. — ‘Freilich bin ich ſchwach’, ſagt man bei ſich, ‘aber wenn ich wollte!’ . . .

Mit langſamen Schritten ſtieg er den Fußpfad hinauf, der zu der Parkthüre führte, und ſchon von Ferne ſah er eine weiße Geſtalt, welche ſich auf dem dunkeln Grund der Bäume erkennbar machte. Sie ſchwenkte mit der Hand ein Sacktuch, als wollte ſie ihm ein Zeichen geben. Sein Herz ſchlug gewaltig, ſeine Kniee zitterten, er hatte nicht die Kraft, zu ſprechen und war ſo ängſtlich geworden, daß er fürchtete, die Gräfin möchte ſeine ſchlechte Laune auf ſeinem Geſichte leſen.

Er nahm die Hand, die ſie ihm hinreichte, küßte ſie auf die Stirne, weil ſie ſich an ſeine Bruſt warf und folgte ihr ſtumm und nur mühſam die Seufzer, welche ihm faſt die Bruſt zerſprengten, erſtickend, in ihr Gemach.

Ein einziges Kerzenlicht erhellte das Schlafzimmer der Gräfin. Beide ſetzten ſich. Saint-Clair prüfte den Kopfputz ſeiner Geliebten: Eine einzige Roſe ſchmückte ihre Locken. Am vorigen Abend hatte er ihr einen ſchönen engliſchen Kupferſtich, die Herzogin von Portland nach Leſly vorſtellend, mitgebracht und mit Beziehung auf den Haarputz der Dame des Bildes nur die Worte beigefügt:

„Ich liebe dieſe ganz einfache Roſe mehr, als eure mühſamen und erkünſtelten Haarzierereien.“ — Er liebte die Edelſteine nicht, und dachte wie jener Lord, der barſch und derb erklärte:

„Aus Weibern, die mit Putz, und aus Pferden, die mit Waffrappen verhangt ſind, komme der Teufel!“

Als er in der verwichenen Nacht mit einem Perlenhalsband der Gräfin ſpielte (und wenn er redete, mußte er irgend etwas zwiſchen den Fingern haben), war ihm die Bemerkung entſchlüpft:

„Kleinodien ſind nur gut, um Mängel zu verbergen. Sie ſind zu reizend, Mathilde, um dergleichen zu tragen.“ — Heute Abend alſo hatte die Gräfin, welche ſeine gleichgültigſten Worte behielt, Ringe, Halsbänder, Ohrenbehänge und Armſpangen ausgezogen. — An der Toilette ſeiner Frau ſah er vor Allem auf die Beſchuhung und hatte, wie viele Andere, ſeine beſonderen Launen über dieſes Kapitel. Vor Sonnenuntergang war ein ſtarker Regenguß gefallen. Das Gras hieng noch voller Tropfen; dennoch war die Gräfin mit Seidenſtrümpfen und ſchwarzen Atlasſchuhen auf dem naſſen Raſen gegangen . . . hätte ſie nicht krank werden können?

„Sie liebt mich,“ ſagte Saint-Clair bei ſich, ſeufzte ſelber über ſeinen eiferſüchtigen Wahn, und betrachtete Mathilde unwillkührlich mit einem freundlichen Lächeln, denn ſeine Seele war getheilt zwiſchen ſeiner ſchlechten Laune und dem Vergnügen, zu ſehen, wie eine hübſche Frau ihm in allen jenen Kleinigkeiten, welche ſo viel Werth für Liebende haben, zu gefallen ſuchte.

Was die Gräfin betrifft, ſo drückte ihr ſtrahlendes Antlitz eine Miſchung von dem Gefühl beglückter Liebe und von heiterer Schelmerei aus, welche ſie noch reizender machte. Sie nahm etwas aus einem lackirten Kiſtchen und ſagte, indem ſie in der Fauſt ihres Händchens den Gegenſtand, welchen ſie hielt, verbarg: — „Vorigen Abend habe ich Ihre Uhr zerbrochen. Da iſt ſie wieder hergeſtellt.“ Sie händigte ihm die Uhr ein und betrachtete ihn mit einem halb zärtlichen, halb ſchelmiſchen Blick, indem ſie ſich in die Unterlippe biß, um das Lachen zu verhalten. Himmel! wie ſchön waren ihre Zähne! Wie blinkten ſie weiß hinter der glühenden Roſe ihrer Lippen! (Ein Mann ſieht ſehr einfältig aus, wenn er die Liebkoſungen einer ſchönen Frau kaltblütig aufnimmt.)

Saint-Clair dankte ihr, nahm die Uhr und wollte dieſelbe in ſeine Taſche ſtecken, als ſie fortfuhr: „Sehen Sie die Uhr

doch an, öffnen Sie ſie und prüfen Sie auch, ob ſie gut reparirt iſt. Sie, der Gelehrte, der ehemalige Zögling der polytechniſchen Schule, müſſen ja das verſtehen!"

„O! Ich verſtehe mich ſehr wenig darauf," entgegnete Saint-Clair und öffnete den Deckel mit zerſtreuter Miene. Aber wie ſehr wurde er überraſcht! das Portrait der Frau von Courſy war auf den Grund des Deckels gemalt. Da ſchmolz Einer noch länger! Seine Stirne klärte ſich auf; er dachte nicht mehr an Maſſigny; er erinnerte ſich nur, daß er bei einer reizenden Frau ſey und daß dieſe Frau ihn anbete . . . . . .

. . . . . .

Die Lerche, dieſe Botin der Aurora, begann zu ſingen und lange Streifen blaſſen Lichtes durchfurchten die Wolken im Oſten. Um dieſe Zeit ſagte Romeo Julien Lebewohl; das iſt die claſſiſche Stunde, wo alle Liebenden ſich trennen müſſen.

Saint-Clair ſtand vor einem Kamin, den Parkſchlüſſel in der Hand, die Augen auf die etruriſche Vaſe gerichtet, von der wir bereits geſprochen haben. Er war derſelben im Herzensgrund noch bitterböſe. Doch hatte er eine ſo gute Laune, daß der ſehr natürliche Gedanke, Themines könnte gelogen haben, in ihm auftauchte. Während die Gräfin, welche ihn bis an die Parkthüre zurückbegleiten wollte, ihren Kopf in einen Shawl wickelte, klopfte er ſachte mit ſeinem Schlüſſel an die verhaßte Vaſe, die Kraft ſeiner Stöße mehr und mehr ſteigernd, ſo daß man glauben mußte, ſie werde bald in Stücke fliegen.

„Ei! Du mein Gott! Geben Sie doch Acht!" rief Mathilde. „Sie zerbrechen mir ja meine ſchöne etruriſche Vaſe!" Und ſie riß ihm den Schlüſſel aus der Hand.

Saint-Clair war ſehr mißvergnügt, aber er ergab ſich. Um der Verſuchung nicht zu unterliegen, wendete er dem Kamin den Rücken, öffnete ſeine Uhr und begann das Portrait, das er erhalten, zu betrachten.

„Wie heißt der Maler?" fragte er.

„Es iſt Herr R... — Denken Sie nur, Maſſigny hat ihn mir vorgeſtellt. Seit ſeiner Reiſe nach Rom nämlich war es Maſſigny eingefallen, daß er einen ausgezeichneten Geſchmack für die ſchönen Künſte habe, und er hat ſich zum Mäcenas aller jungen Künſtler aufgeworfen. — Wahrhaftig, ich finde, daß mir dieß Porträt gleicht, obwohl es mir ein wenig ſchmeichelt."

Saint-Clair hatte gute Luſt, die Uhr an die Mauer zu ſchleudern, was ſie freilich in einen ſchwer wieder herzuſtellenden Zuſtand gebracht hätte. Er nahm ſich jedoch zuſammen und ſteckte ſie wieder in ſeine Taſche; dann brachte er die Bemerkung vor, daß es ſchon Tag ſey, erſuchte Mathilde, ihn nicht zu begleiten, verließ das Haus, lief mit großen Schritten durch den Park und war in einem Augenblick auf dem Felde allein.

„Maſſigny, Maſſigny!" ſchrie er ingrimmig; „ſoll ich Dich denn ewig wiederfinden!..... Ohne Zweifel hat der Maler, der dieſes Porträt machte, auch ein anderes für Maſſigny gemalt!.... Schwachkopf, der ich war! Ich konnte einen Augenblick glauben, daß ich mit einer der meinigen gleichkommenden Liebe geliebt werde... und das, weil ſie eine Roſe in's Haar ſteckt und keinen Schmuck trägt!... Sie hat einen Schrank voll Koſtbarkeiten... Maſſigny, der bei den Frauen nur auf die Toilette ſah, liebte die Edelſteine ſo ſehr!.... Ach ja! Sie hat einen guten Charakter, das muß man ihr laſſen. Sie weiß ſich nach dem Geſchmack ihres jeweiligen Liebhabers zu richten. — Donnerwetter! Hundertmal lieber wäre es mir, ſie hielte offenen Markt mit ihrer Perſon und hätte ſich für Geld hingegeben. Dann wenigſtens könnte ich glauben, ſie liebe mich, weil ich ſie beſitze und doch nicht bezahle."

Bald ſtellte ſich eine noch mehr niederſchlagende Vorſtellung ſeinem Geiſte dar. Die Trauer der Gräfin gieng in einigen Wochen zu Ende. Saint-Clair ſollte ſie gleich am Ende ihres Trauerjahres heirathen. Er hatte es verſprochen. — Verſprochen? — Nein. — Nie hatte er davon geredet. Aber ſeine Ab-

ſicht war es geweſen, und die Gräfin hatte dieſelbe verſtanden. Für ihn galt dieß an Eidesſtatt. Einen Tag früher hätte er einen Thron hingegeben, um die Stunde zu beſchleunigen, wo er ſeine Liebe öffentlich geſtehen könnte; jetzt ſchauderte er ſchon bei dem Gedanken, ſein Loos auf immer mit der früheren Geliebten eines Maſſigny zu theilen. — „Und doch **iſt es meine Pflicht!**“ ſagte er bei ſich, „auch wird es geſchehen. Sie glaubte ohne Zweifel, die arme Frau, daß ich ihren früheren Liebeshandel kenne. Man ſagte mir ja, es ſey ein öffentliches Geheimniß geweſen. Und außerdem kennt ſie mich ja nicht.... ſie kann mich nicht verſtehen. Sie wähnt, ich liebe ſie nur, wie Maſſigny ſie liebte.“ Dann beſchloß er ſeinen Monolog nicht ohne Stolz mit den Worten: — „Drei Monate hat ſie mich zum glücklichſten der Männer gemacht — dieſes Glück verdient wohl das Opfer meines ganzen Lebens.“ —

Er legte ſich nicht zu Bette und ritt den ganzen Morgen im Walde ſpazieren. In einer Allee des Gehölzes von Verrières ſah er einen Mann auf einem ſchönen engliſchen Pferd, der ihn von Nahem bei ſeinem Namen rief und augenblicklich an ſeiner Seite ritt. Es war Alphons von Themines. In der Gemüthsverfaſſung, worin ſich Saint-Clair befand, iſt die Einſamkeit beſonders wünſchenswerth: daher verwandelte die Begegnung von Themines ſeine ſchlechte Laune in einen erſtickten Zorn. Themines bemerkte es nicht, oder machte ſich vielmehr das boshafte Vergnügen, ihm zuwider zu ſeyn. Er ſchwatzte, ſcherzte, lachte, ohne daß man ihm antwortete. Als Saint-Clair eine dichte Allee ſah, trieb er ſein Pferd ſogleich hinein, in der Hoffnung, der Ueberläſtige werde ihm nicht folgen; aber er täuſchte ſich: Ein Ueberläſtiger läßt ſeine Beute nicht leicht fahren. Themines wendete gleichfalls um und trabte ſchnell, um in gleicher Linie mit Saint-Clair zu bleiben und das Geſpräch bequemer fortzuſetzen.

Ich habe ſchon geſagt, daß die Allee eng war. Nur mit

höchſter Mühe konnten die beiden Pferde neben einander darin laufen; daher iſt es gar nicht auffallend, daß Themines, obwohl ein ſehr guter Reiter, Saint-Clair's Fuß im Heranreiten an eine Seite ſtreifte; dieſer, deſſen Zorn im äußerſten Stadium angelangt war, konnte ſich nicht länger bewältigen. Er ſtellte ſich in die Steigbügel und ſchlug mit ſeiner Reitpeitſche Themines' Pferd ſtark auf die Naſe.

„Was Teufels haben Sie, Auguſt?“ rief Themines. „Warum ſchlagen Sie mein Pferd?“

„Warum folgen Sie mir auf Weg und Steg!“ antwortete Saint-Clair mit furchtbarer Stimme ausbrechend.

„Sind Sie von Sinnen, Saint-Clair? Vergeſſen Sie, daß Sie mit mir ſprechen?“

„Ich weiß ſehr gut, daß ich mit einem Gecken ſpreche.“

„Saint-Clair!.... Ich denke, Sie ſind nicht bei Troſt... Hören Sie: Morgen werden Sie ſich bei mir entſchuldigen, oder aber mir für Ihre Unverſchämtheit Genugthuung geben.“

„Morgen alſo, mein Herr!“

Themines hielt ſein Pferd an; Saint-Clair gab dem ſeinen die Sporen und verſchwand bald im Gehölz.

In dieſem Augenblick fühlte er ſich ruhiger. Er hatte die Schwachheit, an Ahnungen zu glauben. Er dachte, daß er am nächſten Tage fallen werde, und jetzt war dieß eine für ſeine Lage ganz vorzügliche Löſung des Knotens. Nur noch ein Tag war zu überſtehen: Morgen keine Seelenunruhe, keine Qualen mehr! Er ritt heim, ſchickte ſeinen Bedienten mit einem Billet zu dem Oberſt Beaujeu, ſchrieb einige Briefe, ſpeiſte dann mit gutem Appetit zu Mittag, und ſtellte ſich präcis halb neun Uhr an der kleinen Parkthüre der Gräfin ein. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

„Was haben Sie denn heute, Auguſt?“ ſagte die Gräfin; „Sie ſind von befremdender Luſtigkeit und doch können Sie

mich mit allen ihren Scherzen doch nicht zum Lachen bewegen. Geſtern waren Sie ein wenig verſtimmt, und ich war ſo heiter. Heute haben wir die Rolle gewechſelt. — Ich leide an abſcheulichem Kopfſchmerz."

„Schöne Freundin, ich geſtehe es; ja, ich war geſtern ſehr widerwärtig. Heute aber bin ich ſpazieren geritten, habe mir Bewegung gemacht und befinde mich köſtlich."

„Ich meinerſeits bin ſpät aufgeſtanden, habe dieſen Morgen lange geſchlafen und ſehr herunterſtimmende Träume gehabt."

„Ei! Träume? Glauben Sie an Träume?"

„Welche Thorheit!"

„Ich, ich glaube daran. Ich wette, Sie haben etwas geträumt, das auf ein tragiſches Ereigniß hindeutet."

„Du lieber Gott, ich erinnere mich niemals meiner Träume: Doch da fällt mir ein.... In meinem Traume habe ich Maſſigny geſehen; alſo können Sie ſich denken, daß es nichts ſehr Ergötzliches war."

„Maſſigny! da möchte ich ja im Gegentheil glauben, das Wiederſehen hätte Ihnen viel Vergnügen gemacht!"

„Der arme Maſſigny!"

„Arme Maſſigny!"

„Auguſt, ich bitte, ſagen Sie mir, was Sie dieſen Abend haben. In Ihrem Lachen liegt etwas Sataniſches. Sie ſehen aus, als verhöhnen Sie ſich ſelber."

„Ei, ſeht doch, Sie behandeln mich ſo ſchlecht, als Ihre Freundinnen, die alten Wittwen, mich behandeln."

„Ja, Auguſt, Sie machen heute ein Geſicht wie bei den Leuten, die Ihnen zuwider ſind."

„Stille! Geſchwind, geben Sie mir Ihre Hand!" Er küßte ihr mit ſpöttlicher Höflichkeit die Hand, und ſie ſahen ſich eine Minute lang feſt an. Saint-Clair ſchlug zuerſt die Augen nieder und rief: „Wie ſchwer iſt es, in dieſer Welt zu leben, ohne für einen ſchlimmen Menſchen zu gelten! Scheint es doch, man

dürfe von nichts Anderem reden, als vom Wetter oder von der Jagd, oder noch beſſer, man beſpräche mit ihren alten Freundinnen das Budget ihrer Wohlthätigkeitsausſchüſſe.“ Auf dem Tiſch lag ein Papier, er nahm es: „Da liegt der Cente ihrer Feinwäſcherin. Sprechen wir hierüber, mein Engel, dann werden Sie nicht mehr ſagen, daß ich ſchlimm ſey.“

„In Wahrheit, Auguſt, Sie ſetzen mich in Erſtaunen...“

„Dieſe Orthographie erinnert mich an einen Brief, welchen ich dieſen Morgen fand. Ich muß Ihnen ſagen, daß ich meine Papiere geordnet habe, denn von Zeit zu Zeit halte ich meine Sachen wieder an den gehörigen Platz. — Alſo denn, ich fand einen Liebesbrief wieder, den mir eine Nähterin ſchrieb, mit welcher ich in meinem ſechszehnten Jahr einer Liebſchaft pflog. Sie hat eine ganz eigene Manier, jedes Wort zu ſchreiben, und zwar eine ganz verzwickte. Ihr Styl iſt ihrer Orthographie würdig. Weil ich aber dazumal ein wenig eitel war, ſo fand ich es meiner unwürdig, eine Maitreſſe zu haben, welche nicht academiſch ſchrieb. Ich verließ ſie plötzlich. Heute, als ich dieſen Brief wieder las, erkannte ich, daß jene Nähterin eine wahre Liebe zu mir haben mußte.“

„Warum nicht gar? Ein Mädchen, das Sie unterhielten?...“

„Schauerlich ſplendid: fünfzig Franken des Monats. Aber mein Vormund ſetzte mir eben keine gar ſtarke Penſion aus, denn er behauptete, ein junger Menſch im Beſitze vielen Geldes verderbe ſich und Andere.“

„Und was iſt aus dieſem Weibe geworden?“

„Was weiß ich?... Wahrſcheinlich hat ſie im Spital ein Ende genommen.“

„Auguſt!... wenn das wahr wäre, ſo hätten Sie nicht dieſe ſorgloſe Miene.“

„Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, ſo hat ſie ſich mit einem anſtändigen Manne verheirathet; und als ich Herr

meines Vermögens wurde, habe ich ihr eine kleine Mitgift gegeben."

„Wie gut Sie sind!... Aber warum wollen Sie denn schlimm erscheinen?"

„O, ich bin die gute Stunde selbst... — Je mehr ich darüber nachdenke, um so mehr überzeuge ich mich, daß dieses Weib mich wirklich liebte.... Aber damals wußte ich ein wahres Gefühl unter einer lächerlichen Form nicht herauszufinden."

„Sie hätten mir den Brief bringen sollen. Ich wäre nicht eifersüchtig gewesen... wir Frauen haben mehr Takt, als ihr, und sehen gleich am Styl eines Briefs, ob der Verfasser es ehrlich meint, oder ob er eine Leidenschaft heuchelt, die er nicht empfindet."

„Und dennoch, wie oft lasset ihr euch von Thoren oder Gecken überrumpeln!"

Bei diesen Worten sah er die etrurische Vase an, und in seinem Blick, wie in seiner Stimme lag ein unheilvoller Ausdruck, den Mathilde nicht bemerkte.

„Gebt mir doch! Ihr Männer wollt alle für Don Juans gelten. Ihr bildet Euch ein, den Frauenzimmern etwas aufzubinden, während ihr oft nur weibliche Don Juans findet, die noch weit abgefeimter sind, als ihr."

„Ich will schon glauben, daß ihr Damen mit eurem überlegenen Geiste einen Thoren auf eine Meile weit riechet. Darum zweifle ich nicht, daß unser Freund Maffiguy, der ein Thor und Geck war, als Jungfer und Märtyrer gestorben ist."

„Maffiguy? Er war aber doch kein ganzer Thor, und zudem gibt es auch Thörinnen. In Bezug auf Maffiguy muß ich Ihnen eine Geschichte erzählen.... Aber halt; habe ich sie Ihnen nicht schon erzählt?"

„Niemals," antwortete Saint-Clair mit zitternder Stimme.

„Maffiguy wurde nach seiner Rückkehr aus Italien in mich verliebt. Mein Gemahl kannte ihn; er stellte ihn mir als Mann

von Geiſt und Geſchmack vor; das Paar war für einander geſchaffen. Maſſigny belagerte mich anfangs ſehr eifrig: er ſchenkte mir Aquarellen, die er bei Schreth kaufte, als wären ſie ſeine Arbeit, und ſprach mit mir über Muſik und Malerei in dem Ton einer höchſt ergötzlichen Ueberlegenheit. Eines Tags ſchickte er mir einen Liebesbrief. Unter Anderem verſicherte er mich auch, ich ſey die rechtſchaffenſte Frau in Paris; darum wolle er mein Geliebter ſeyn. Ich zeigte meiner Baſe Julie den Brief. Wir waren damals zwei luſtige Schelme, und beſchloſſen, ihm einen Streich zu ſpielen. Eines Abends hatten wir einige Beſuche, worunter Maſſigny. Meine Baſe ſagte zu mir: „Ich werde Ihnen eine Liebeserklärung leſen, die ich dieſen Morgen erhalten habe.“ Sie nimmt den Brief und lieſt ihn unter ſchallendem Gelächter... Der arme Maſſigny!“

Saint-Clair fiel auf die Knies, indem er einen Freudenſchrei ausſtieß. Er faßte die Hand der Gräfin und bedeckte ſie mit Küſſen und Thränen. Mathilde war tief erkannt und glaubte anfänglich, er beſtehe ſich unwohl. Saint-Clair konnte nur die Worte ſtammeln: „Verzeihung! Verzeihung!“ Endlich ſtand er auf. Er ſtrahlte vor Wonne. In dieſem Augenblick war er glücklicher, als an dem Tage, wo Mathilde zum erſtenmal ihm zugeflüſtert hatte: „Ich liebe Dich.“

„Ich bin der thörichſte und der ſtrafbarſte aller Männer,“ rief er aus: „ſeit zwei Tagen hegte ich Argwohn gegen Dich... und habe mich nicht mit Dir zu verſtändigen geſucht...“

„Du hegteſt Argwohn gegen mich!... Und warum?“

„O! Ich bin ein Elender!... Man ſagte zu mir, Du habeſt Maſſigny geliebt und...“

„Maſſigny!“ rief ſie und lachte aus vollem Halſe: dann wurde ſie ſchnell wieder ernſt und ſagte: „Angut, können Sie unklug genug ſeyn, um ſolchen Argwohn zu hegen, und heuchleriſch genug, um ihn mir zu verbergen?“ Und eine Thräne trat ihr in's Auge.

„Ich flehe Dich an, verzeihe mir.

„Wie ſollte ich Dir nicht verzeihen, theurer Freund? .... aber vor Allem laß mich Dir ſchwören ...."

„Oh! ich glaube Dir, ich glaube Dir, ſage mir nichts!"

„Aber um Gotteswillen, welcher Beweggrund konnte Dich auf einen ſo höchſt unwahrſcheinlichen Verdacht bringen?"

„Nichts, gar nichts in der Welt, als mein verdammter Kopf ... und ... ſiehſt Du, dieſe etruriſche Vaſe, von der ich erfuhr, daß ſie ein Geſchenk von Mathieu an Dich ſey ...."

Mit erkünſtelter Miene ſchlug die Gräfin die Hände zuſammen und rief dann hell lachend aus: „Meine etruriſche Vaſe! Meine etruriſche Vaſe!"

Saint-Clair ſelbſt konnte ſich des Lachens nicht erwehren und doch floſſen viele Thränen über ſeine Wangen herab. Er faßte Mathilde in ſeine Arme und ſagte zu ihr:

„Ich laſſe Dich nicht, bis Du mir verziehen haſt!"

„Ja, ich verzeihe Dir, teufler Menſch, der Du biſt!" antwortete ſie mit einem zärtlichen Kuſſe. „Du machſt mich heute ſehr glücklich, denn ſehe da, zum erſtenmal ſehe ich Thränen in Deinen Augen, und ich glaubte, Du könnteſt nicht weinen."

Dann befreite ſie ſich aus ſeinen Armen, nahm die etruriſche Vaſe und zerbrach ſie in tauſend Stücke auf dem Fußboden. Es war ein ſeltenes noch nirgends kopirtes Stück. Man ſah darauf mit drei Farben gemalt den Kampf eines Lapithen gegen einen Centauren.

Saint-Clair war einige Stunden lang der beſchämteſte und der glücklichſte Menſch . . . . . .

. . . . . .

„Nun!" fragte Aequantin den Oberſt Beaujeu, welchen er Abends bei Tortoni traf, „iſt die Neuigkeit wahr?"

„Nur zu wahr, mein Theurer," antwortete der Oberſt mit tragiger Miene.

„Erzählen Sie mir doch, wie es zuging."

„Oh! ganz recht. Saint-Clair begann damit, daß er mir ſagte, er habe Unrecht, er wolle aber Themines' Feuer zuvor aushalten, ehe er ſich bei ihm entſchuldige. Ich konnte das nur billigen. Themines verlangte, daß das Loos über den erſten Schuß entſcheide. Saint-Clair beharrte darauf, daß Themines denſelben habe. Themines ſchoß: ich ſah Saint-Clair ein Mal ſich um ſich ſelbſt drehen, hernach fiel er todt nieder. Schon mehrmals habe ich bei Duellen, die mit Kugeln gewechſelt wurden, dieſen ſonderbaren Wirbel, der dem Tode vorangeht, bemerkt."

„Sehr ſonderbar!" ſagte Rosamonde, „und Themines, was that er?"

„Oh! was man bei ſolchen Gelegenheiten thun muß. Er warf ſeine Piſtole mit einer Miene des Bedauerns zu Boden. Er warf ſie ſo ſtark hin, daß er den Hahnen zerbrach. Es iſt eine engliſche Piſtole von Manton; ich weiß nicht, ob er in Paris einen Büchſenmacher finden wird, der ihm wieder einen gleichguten aufſetzen kann."

. . . . . .

. . . . . .

Drei Jahre lang nahm die Gräfin keinen Beſuch an; Niemer wie Themines brachte ſie in ihrem Landhauſe zu, wo ſie kaum zuweilen die Zimmer verließ, und von einer Mulattin bedient wurde, welche ihre Verbindung mit Saint-Clair kannte, mit der ſie jedoch keine zwei Worte des Tages redete. Nach Ablauf von drei Jahren kehrte ihre Base Julie von einer langen Reiſe zurück. Sie erkannte ihre Thüre und fand die arme Mathilde ſo mager und ſo blaß, daß ſie den Leichnam dieſer Frau, die ſie ſo voll Leben und Schönheit geſehen hatte, zu erblicken glaubte. Nur mit Mühe gelang es ihr, ſie aus ihrer Zurückgezogenheit zu reißen und nach Hyeres zu bringen. Dort ſiechte die Gräfin noch drei bis vier Monate lang hin, dann ſtarb ſie an einem Brustleiden, das eine Folge häuslichen Kummers war, wie der Doctor M....., der ſie behandelte, erklärt hat.

Die Venus von Ille.

Ich ſtieg den letzten Abhang des Canigou hinab, und obgleich die Sonne bereits untergegangen war, ſo erkannte ich doch in der Ebene die Häuſer der kleinen Stadt Ille, nach welcher ich meine Richtung nahm.

„Ihr wiſſet," ſagte ich zu dem Katalonier, der mir zum Führer in der Stadt diente, „Ihr wiſſet, wo Herr von Peyrehorade wohnt?"

„Ob ich es weiß?" rief er aus, „ich kenne ſein Haus ſo gut, als das meinige; und wenn es nicht ſo dunkel wäre, wollte ich es Ihnen zeigen, es iſt das ſchönſte in Ille. Er hat Geld, ja Geld hat er, der Herr von Peyrehorade; und verheirathet ſeinen Sohn noch reicher, als er ſelbſt iſt."

„Und wird die Hochzeit bald ſeyn?" fragte ich den Mann.

„Bald? Ei ja doch! vielleicht ſind die Geigen ſchon beſtellt. Dieſen Abend vielleicht, morgen, übermorgen, was weiß ich? Auf Puygarrig wird das vor ſich gehen; denn das Fräulein von Puygarrig heirathet der Sohn. Das wird ſchön werden, ja!"

„Ich war von meinem Freunde, Herrn von P. an Herrn von Peyrehorade empfohlen. Dieſer ſey, hatte mir mein Freund geſagt, ein ſehr unterrichteter und außerordentlich gefälliger Alterthümler. Er werde ſich ein Vergnügen machen, mir auf

zehn Stunden in die Runde alle Ruinen zu zeigen. Alſo rechnete ich auf ihn, um die Umgebungen von Ille zu beſuchen, deren Reichthum an antiken und mittelalterlichen Denkmälern mir bekannt war. Dieſe Heirath aber, von der man mir ſeeben zum erſtenmal geſprochen hatte, drohte alle mein Plane zu vereiteln."

„Ich werde ein Freudenſtörer ſeyn," ſagte ich bei mir ſelbſt. Aber ich wurde erwartet; durch Herrn v. P. angemeldet, mußte ich mich wohl vorſtellen.

„Wetten wir, mein Herr," ſagte mein Führer, als wir uns auf der Ebene befanden, „wetten wir eine Cigarre, daß ich errathe, was Sie bei Herrn von Peyrehorade zu thun im Begriff ſind?"

„Ei," antwortete ich, ihm eine Cigarre reichend, „das iſt nicht ſchwer zu errathen. Die Hauptſache um dieſe Stunde, zumal wenn man ſechs Meilen auf den Canigen gemacht hat, iſt, zu Nacht zu ſpeiſen."

„Ja, aber morgen?.... Sehen Sie, ich wollte wetten, Sie kommen nach Ille, um das Götzenbild zu ſehen? Das ſchwante mir ſchon, als ich ſah, wie ſie von den Heiligen in Serrabona ein Porträt entwarfen."

„Das Götzenbild? Welches Götzenbild?" Dieß Wort hatte meine Neugierde erregt.

„Wie? man hat Ihnen zu Perpignan nicht erzählt, wie Herr von Peyrehorade ein Götzenbild in der Erde fand?"

„Ihr wollet ſagen, ein Götzenbild in gebrannter Erde, in Thon?"

„Nichts da. Nein, gut von Kupfer; man könnte viele ſchwere Sous daraus machen. Es wiegt Ihnen ſo viel, als eine Kirchenglocke. Tief im Boden drunten am Fuß eines Oelbaums haben wir es gefunden."

„Ihr waret alſo bei der Entdeckung gegenwärtig?"

„Ja, Herr! Herr von Peyrehorade hieß uns, Hans Coll

und mich, vor vierzehn Tagen einen alten Oelbaum auszureuten, der das vorige Jahr erfroren war; denn es war ein ſchlechtes Jahr, wie Sie wiſſen. Nun alſo, wie Hans Coll aus Leibeskräften darauf los arbeitete, thut er einen tüchtigen Hieb mit der Hacke, und ich höre: bimm..., als hätte er an eine Glocke gepocht. „Was iſt das?“ ſag' ich. Wir hacken immer drauf los, wir hacken zu, und da kommt eine ſchwarze Hand heraus, die der Hand eines Todten glich, welche er aus der Erde ſtreckte. Ich... mir rieſelte es kalt durch die Glieder — ich laufe zu dem Herrn und ſag' ihm: „Meiſter, es gibt Todte unter dem Oelbaum! Man muß den Pfarrer holen.“ — „Was für Todte?“ fragt er mich. Er kommt herbei und hat kaum die Hand geſehen, als er ausruft: „Eine Antike! Eine Antike!“ Man hätte glauben können, er habe einen Schatz gefunden. Und ſchaut nur, da nimmt er die Hacke, nimmt die Hände und probirt's auch, und arbeitet beinahe ſo viel, als wir beide.“

„Und was fandet Ihr am Ende?“

„Ein großes, ſchwarzes, halbnacktes Weib, mit Reſpekt zu melden, Herr, ganz von Kupfer; und Herr von Peyreherade belehrte uns, das ſey ein Oelgötze aus der Heidenzeit... aus der Zeit von Karl dem Großen, was!“

„Ich kann mir ſchon denken, was es iſt.... irgend eine gute Jungfrau von Bronce, aus einem zerſtörten Kloſter.“

„Eine gute Jungfrau? Ei ja doch!.... ich hätte ſie gleich gekannt, wenn es eine gute Jungfrau geweſen wäre. Ich ſage Ihnen, es iſt ein Oelgötz; man ſieht es ihr am Geſicht an; ſie ſtarrt einen mit ihren großen weißen Augen an.... Man möchte ſagen, ſie ſteche Einen damit; ja, ja, man ſchlägt die Augen nieder, wenn man ſie anſieht.“

„Weiße Augen? Ohne Zweifel ſind ſie in Bronce eingelegt. Vielleicht wird es eine römiſche Statue ſeyn.“

„Römiſch! ſo iſt's. Herr von Peyreherade ſagte, es ſey

eine römiſche. Ah! jetzt merke ich ſchon, daß Sie ein Gelehrter ſind, wie er."

„Iſt ſie noch ganz, iſt ſie gut conſervirt?"

„Oh, Herr, es fehlt ihr nichts. Sie iſt noch ſchöner und beſſer vollendet, als die Büſte Louis Philipp's aus angeſtrichenem Gyps, die auf dem Rathhauſe ſteht. Aber bei alle dem will mir das Geſicht dieſes Götzenbildes nicht recht hinunter. Die kupferne Perſon hat eine bösartige Miene ... und iſt es auch."

„Bösartig, womit hat ſie Euch das bewieſen?"

„Nicht gerade mir, aber hören Sie nur! Wir waren in voller Halsarbeit, um ſie aufrecht zu ſtellen, und auch Herr von Peyrehorade, der gleichfalls an dem Seil zog, obwohl er nicht mehr Kraft hat, als ein Hühnlein, der Ehrenmann! Mit vieler Mühe bringen wir ſie auf. Ich hob eben einen Ziegelſtein zur Unterlage auf, als ſie, krach! da liegſt du! rückwärts umſtürzt. Ich rufe: Obacht, wer drunten iſt! Aber nicht ſchnell genug, denn Hans Gell hatte nicht Zeit, ſein Bein wegzubringen ...."

„Und wurde er verwundet?"

„Gebrochen, murzab, wie ein Pfahl, ſein armes Bein. Schwereneth! wie ich das ſah, ward ich wüthend. Ich wollte den Oelgötzen mit der Hacke zuſammenſchmettern, aber Herr von Peyrehorade hielt mir den Arm. Er hat dem Hans Gell Geld gegeben; aber es iſt ſchon vierzehn Tage her, und er liegt noch immer im Bett, und der Doctor ſagt, daß er mit dieſem Bein nie wieder ſo laufen werde, wie mit dem andern. Schade um ihn! er war der beſte Läufer und, nach dem Herrn Sohn, der abgerichtetſte Ballſpieler. Darum war auch Herr Alphons von Peyrehorade traurig darob, denn Gell machte immer eine Parthie mit ihm. Das war ein ſchönes Spektakel, wie ſie einander die Bälle zuſchleuderten. Paff! paff! und nie berührten ſie den Boden."

So plaudernd giengen wir nach Ille hinein und bald ſtand

ich vor Herrn von Peyrehorade. Es war ein kleiner, noch friſcher und gut aufgelegter, gerunderter Greis mit rother Naſe, jovialer und ſchelmiſcher Miene. Ehe er noch den Brief des Herrn M. von P. öffnete, hatte er mich hinter eine ſtarkbeſetzte Tafel aufgepflanzt, und mich ſeiner Frau und ſeinem Sohn als einen weltberühmten Alterthumsforſcher vorgeſtellt, der im Begriff ſey, das Neuſſilien aus der Vergeſſenheit zu ziehen, worin die Gleichgültigkeit der Gelehrten es bisher gelaſſen.

Während ich mit gutem Appetit aß, denn nichts ſtimmt beſſer dazu, als die ſcharfe Bergluft, beſchaute ich mir meine Gaſtfreunde. Ich habe ein Wort über Herrn von Peyrehorade geſagt: ich muß noch beifügen, daß er die Lebhaftigkeit ſelber war. Er redete, aß, ſtand auf, lief in ſeine Bibliothek, brachte mir Bücher, zeigte mir Kupferſtiche, ſchenkte mir ein; nie blieb er zwei Minuten auf einem Platz. Seine Frau, die ein wenig zu dick war, wie die meiſten Catalenierinnen, wenn ſie die Vierzig zurückgelegt haben, ſchien mir eine eingeſtichte Provinzialin, die ſich einzig und allein um ihre Haushaltung bekümmerte. Obgleich das Nachteſſen wenigſtens für ſechs Perſonen hingereicht hätte, lief ſie doch in die Küche, ließ Tauben umbringen, Mais-mehlbrei kochen, und machte, ich weiß nicht wie viel Confiturentörpfe auf. In einem Augenblick ſeufzte der Tiſch unter einer Maſſe von Schüſſeln und Flaſchen, und ſicherlich wäre ich an einer Indigeſtion geſtorben, wenn ich von Allem, was man mir anbot, auch nur ein klein wenig gekoſtet hätte. Dennoch regnete es, ſo oft ich mich für ein Gericht bedankte, neue Entſchuldigungen. Man befürchtete, ich möchte in Ille mich ſehr ſchlecht befinden. In der Provinz könne man ſich ſo wenige Bedürfniſſe verſchaffen, und die Pariſer ſeyen ſo anſpruchsvoll.

Während ſeine Eltern immer ab- und zuzogen, rührte ſich Herr Alphons von Peyrehorade ſo wenig, als ein Weggeiger. Er war ein großer junger Mann mit ſchöner und regelmäßiger, aber ausdrucksloſer Geſichtsbildung. Sein hoher Wuchs und

ſeine athletiſchen Formen rechtfertigten augenſcheinlich den Ruf eines unermüdlichen Ballſpielers, den er in der Umgegend hatte. An dieſem Abend war er elegant, durchaus nach der Zeichnung des neueſten Modejournals gekleidet. Aber er ſchien mir in ſeinem Anzug ſich unbequem zu finden. Er hielt ſich ſteif, wie eine Schildwache, in ſeiner Atlaskravatte, und drehte ſich nur an Einem Stück um. Seine dicken und ſonnverbrannten Hände, ſeine kurzen Nägel bildeten einen ſeltſamen Contraſt mit ſeiner modiſchen Kleidung. Es waren die Hände eines Arbeiters, aus den Aermeln eines Dandy's ſich hervorſtreckend. Uebrigens, obwohl er mich vom Wirbel bis zur Zehe ſehr neugierig muſterte, weil ich ein Pariſer war, richtete er doch nur ein einziges Mal den ganzen Abend das Wort an mich, und zwar, um mich zu fragen, wo ich meine Uhrkette gekauft habe.

„Heida! mein lieber Gaſt," rief Herr von Peyreſorade, als das Eſſen zu Ende ging. „Sie gehören mein. Sie ſind in meinem Hauſe. Ich laſſe Sie nicht mehr los, bevor Sie alle Merkwürdigkeiten unſerer Berge geſehen haben. Sie haben gar keinen Begriff davon, was wir Ihnen Alles zeigen werden. Phöniziſche, celtiſche, römiſche, arabiſche, byzantiniſche Monumente, Alles vom A bis zum Z ſollen Sie in Augenſchein nehmen. Ich werde Sie überall hinführen, keinen Backſtein werde ich Ihnen ſchenken."

Ein Anfall von Huſten that ſeiner Beredtſamkeit Einhalt. Ich benützte den Moment, um ihm zu verſichern, daß ich troſtlos wäre, wenn ich ihn in einer ſo intereſſanten Familienſache irgendwie ſtörte. Wenn er mir nur ſeine vortrefflichen Rathſchläge in Betreff der vorzunehmenden Exkurſionen ertheilen wollte, ſo könnte ich, ohne daß er die Mühe hätte, mich zu begleiten...."

„Ah, Sie wollen von der Heirath dieſes Jungen da reden?" rief er einfallend. „Kleinigkeit! Uebermorgen iſt ſie abgemacht. Sie werden Hochzeitsgaſt ſeyn, es iſt nur ein Familieneſſen,

denn die Braut vertrauert eine Tante, von der ſie erbt. Alſo kein Feſt, kein Ball ... Schade darum! ... Sie hätten unſere Catalenierinnen tanzen ſehen können ... hübſche Mädchen! Vielleicht wäre Ihnen gar die Luſt gekommen, es meinem Alphens nachzumachen. Eine Hochzeit, ſagt man, zieht eine andere an ... nächſten Samſtag ſind die jungen Leute vermählt, ich bin dann frei und wir treten unſere Ausflüge an. Verzeihung, daß ich Sie mit einer Hochzeit in der Provinz langweilen muß. Ein Pariſer hat die Feſtivitäten ſatt ... und vollends eine Hochzeit ohne Ball! Zur Entſchädigung ſollen Sie eine Braut ſehen ... eine Braut ... die ſich gewaſchen hat ... Doch, Sie ſind ein ernſter Mann und ſchielen nicht mehr nach den Weibern. Ich habe Ihnen etwas Beſſeres zu zeigen. Ich werde Sie eine Rarität ſehen laſſen! ... Ich behalte Ihnen eine mächtige Ueberraſchung auf morgen vor.

„Mein Gott!“ antwortete ich ihm, „es iſt ſchwer, einen Schatz in ſeinem Hauſe zu haben, ohne daß das Publikum davon Kunde erhält. Ich glaube, die Ueberraſchung, die ſie mir zugedacht, zu errathen; wenn alſo Ihre Bildſäule damit gemeint iſt, ſo hat die Beſchreibung, die mir mein Führer davon machte, nur meine Neugierde erregt und mich zur Bewunderung geſtimmt.“

„Ah! er hat Ihnen von dem Götzen geſprochen, denn ſo ſchelten ſie meine ſchöne Venus Tur ... Doch — ich will Ihnen noch nichts ſagen. Morgen am hellen Tage ſollen Sie ihren Anblick haben und mir ſagen, ob ich ſie mit Recht für ein Meiſterwerk ausgebe. Alle Wetter! Sie könnten gar nicht geſchickter kommen! Es ſind Inſchriften darauf, die ich armer Unwiſſender in meiner Weiſe auslege ... aber ein Gelehrter von Paris! ... Sie werden vielleicht über meine Erklärung ſpotten ... denn ich habe einen Aufſatz geſchrieben ... ich, der mit Ihnen redet ... ein abgeſtandener Alterthümler aus der Provinz, habe mich hinausgewagt ... ich will die Preſſe ſeufzen

laſſen . . . wenn Sie mich zu leſen und zu verbeſſern die Güte haben wollten, ſo könnte ich hoffen . . . zum Beiſpiel, ich bin ſehr neugierig zu erfahren, wie Sie die Inſchrift auf dem Geſtell: **CAVE** überſetzen werden . . . Doch . . . ich will Sie noch nichts fragen . . . Morgen, morgen! . . . kein Wort heute über die Venus!"

„Du haſt Recht, Peyreherade," ſagte ſeine Frau, „daß Du mit Deinem Oelgötzen aufhörſt. Du ſollteſt ſehen, daß Du den Herrn am Eſſen hinderſt. Geh', der Herr hat in Paris weit ſchönere Bildſäulen geſehen, als die Deinige; in den Tuilerien ſtehen ſie zu Dutzenden, und auch bronzene."

„Da haben Sie ein Muſter von Unwiſſenheit, von heiliger Provinz-Unwiſſenheit!" unterbrach ſie Herr v. Peyreherade. „Eine bewunderungswürdige Antike mit den platten Figuren eines Couſtou vergleichen."

„Ach, wie doch ohne Ehrerbietung
Mein Hausweib von den Göttern ſpricht!"

„Wiſſen Sie, daß meine Frau verlangte, ich ſolle die Statue umgießen und eine Glocke für unſere Kirche daraus machen laſſen? Natürlich wäre ſie die Pathin davon geworden. Ein Meiſterſtück von Myron, Herr!"

„Meiſterſtück? Meiſterſtück! ein ſchönes Meiſterſtück das! Einem Manne das Bein zu brechen!"

„Siehſt Du, Frau," ſprach Peyreherade mit entſchloſſenem Ton, indem er ſeinen rechten, in einem gezwickelten Seidenſtrumpf ſteckenden Fuß nach ihr ausſtreckte: „wenn meine Venus mir dieſes Bein gebrochen hätte, ſo würde ich es gar nicht bedauern."

„Guter Gott! Peyreherade, wie magſt Du ſo was reden! Zum Glück beſſert es ſich mit dem Manne . . . aber immer noch mag ich die Bildſäule gar nicht anſehen, die ein ſolches Unglück anſtellt. Der arme Hans Gell!"

„Der Froſch beklagt ſich noch, mein Herr," ſagte Peyreherade mit lautem Lachen, „und doch hat ihn Venus verwundet!"

Veneris nec praemia noris.

Wer wurde denn nicht von Venus verwundet?

Herr Alphens, der das Franzöſiſche beſſer verſtand, als das Lateiniſche, blinzelte mit einer Miene des Einverſtändniſſes, und ſah mich an, als ob er mich fragen wollte: Und Sie, Pariſer, verſtehen Sie?

Das Abendeſſen hörte endlich auf. Schon ſeit einer Stunde aß ich keinen Biſſen mehr. Ich war ermattet, und konnte mein häufiges Gähnen nicht mehr unterdrücken. Frau v. Peyreherade bemerkte es zuerſt, und erklärte, es ſey Schlafengehenszeit. Jetzt fingen neue Entſchuldigungen über die ſchlechte Lagerſtätte, die ich haben werde, an. Ich werde freilich nicht liegen, wie in Paris; man ſey ſo ſchlecht eingerichtet in der Provinz. Man müſſe Nachſicht mit den armen Neuffillonern haben. Umſonſt betheuerte ich, daß nach einem Marſch in den Bergen ein Strohbund mir ein köſtliches Lager ſeyn würde, man bat mich immerfort, armen Landleuten zu verzeihen, wenn ſie mir es nicht ſo bequem machen, als ſie gerne wollten. Endlich gieng ich in das mir beſtimmte Zimmer, von Herrn von Peyreherade begleitet, hinauf. Die Stiege, deren obere Stufen von Holz waren, führte mitten in einen Corridor, von welchem aus man in mehrere Zimmer eintreten konnte.

„Rechts," ſagte mein Gaſtfreund, „ſind die Gemächer, die ich der künftigen Frau Alphenſens beſtimme. Ihr Zimmer, mein Herr, iſt am entgegengeſetzten Ende des Corridors. Sie wiſſen ja," fügte er mit einer pfiffigſeynwollenden Miene bei, „Sie wiſſen ja wohl, daß man die Neuvermählten iſoliren muß. Sie ſind an einem Ende des Hauſes, die beiden Leutchen am andern."

Wir traten in eine gut möblirte Stube, worin der erſte Gegenſtand, auf den mein Auge fiel, eine ſieben Fuß lange, ſechs Fuß breite und ſo hohe Bettlade war, daß man faſt einer Leiter bedurfte, um hinauf zu klettern. Nachdem mir mein Gaſtfreund den Platz der Glocke gewieſen und ſich perſönlich überzeugt hatte,

daß die Zuckerdose voll, die Kölnischwasser-Fläschchen gehörig auf dem Toilettetisch aufgestellt seyen, fragte er mich noch mehrmals, ob mir nichts abgehe, wünschte mir eine gute Nacht und ließ mich allein.

Die Fenster waren geschlossen. Bevor ich mich auskleidete, öffnete ich eines, um die nach einem langen Abendessen so erquickende frische Nachtluft einzuathmen. Vor mir lag der Canigou, der immer einen bewunderungswürdigen Anblick gewährt, aber in dieser Nacht mir der schönste Berg von der Welt schien, beleuchtet vom schimmernden Monde. Einige Minuten betrachtete ich sein wundervolles Bild, und wollte eben das Fenster schließen, als ich, niederschauend, die Bildsäule auf einem Fußgestelle, ungefähr zwanzig Toisen vom Hause entfernt, gewahrte. Sie stand im Winkel eines lebendigen Haages, welches einen kleinen Garten von einem großen vollkommen ebenen Quadrat trennte, das, wie ich später erfuhr, der Ballspielplatz der Stadt war. Dieser Grund, ein Eigenthum des Herrn v. Peyreherade, war von ihm, auf die dringenden Fürsprachen seines Sohnes, an die Gemeinde abgetreten worden.

Auf die Entfernung, in der ich mich befand, konnte ich die Beschaffenheit der Statue nicht genau würdigen: Nur auf die Höhe konnte ich schließen; sie schien mir ungefähr sechs Fuß hoch. In diesem Augenblick liefen zwei böse Buben aus der Stadt über den Ballspielplatz, ziemlich nahe am Haag, indem sie die hübsche Melodie des Roussillonets: „Ihr frischen, freien Berge," pfiffen. Sie hielten an, um die Bildsäule zu betrachten. Einer derselben hielt ihr sogar eine laute Anrede. Er sprach catalenisch; ich war jedoch lange genug in Roussillon gewesen, um ungefähr zu verstehen, was er sagte.

„Da bist Du also, Schandmensch! (der catalenische Ausdruck war noch schärfer). Da bist Du!" rief er. „Du also hast dem Hans Coll das Bein gebrochen! Wärest Du mein, ich bräche Dir den Hals."

„Bah! Mit was?“ ſagte der Andere; „ſie iſt von Kupfer, und ſo hart, daß Stephan ſeine Feile daran zerbrach, als er ihr eins verſetzen wollte. Es iſt Kupfer aus der Heidenzeit; das iſt härter als ich weiß nicht was.“

„Hätte ich nur meinen Gluthhacken (es ſcheint, der Burſche war ein Schlofferlehrling), ſo wollte ich ihr bald ihre großen weißen Augen ausgeſtoßen haben, wie ich eine Mandel aus ihrer Schaale ziehe. Es iſt für mehr als hundert Sous Silber daran.“

Sie gienzen einige Schritte weiter.

„Ich muß dem Oelgötzen gute Nacht wünſchen,“ ſagte der größere Lehrling plötzlich ſtille ſtehend.

Er beugte ſich und hob wahrſcheinlich einen Stein auf. Ich ſah ihn ſeinen Arm ausrecken, etwas ſchleudern, und augenblicklich ertönte die Statue mit hellem Schall. In demſelben Moment fuhr der Lehrling mit der Hand an ſeinen Kopf, indem er einen ſchmerzlichen Schrei ausſtieß.

„Sie hat ihn mir zurückgeworfen!“ brullte er.

Und die beiden Barenhäuter gaben Fersengeld, ſo ſchnell ſie konnten. Offenbar war der Stein von dem Metall zurückgeſprungen und hatte dieſen Streich für die Schmach, welche er der Göttin anthat, gezüchtigt.

Herzlich lachend, ſchloß ich das Fenſter.

„Abermals ein Vandale, der durch Venus geſtraft wird! Möchte allen Zerſtörern unſerer alten Denkmäler auf ſolche Weiſe der Kopf zerklopft werden!“ Mit dieſem chriſtlichen Wunſche ſchlief ich ein.

Als ich aufwachte, war es heller Tag. Neben meinem Bett ſtand auf der einen Seite Herr v. Peyrehorade im Schlafreck, auf der andern ein von ſeiner Frau geſchickter Bedienter mit einer Taſſe Chocolate in der Hand.

„Auf, friſch auf, Pariſer! Da ſieht man meine Siebenſchläfer aus der Hauptſtadt!“ ſagte mein Gaſtfreund, während ich mich eiligſt ankleidete. „Acht Uhr! und noch im Bette? Ich

meinerſeits bin ſchon ſeit ſechs Uhr auf. Ich komme jetzt zum drittenmal herauf; auf den Fußſpitzen näherte ich mich ihrer Thür; Nichts da, kein Lebenszeichen. Das allzulange Schlafen in Ihrem Alter wird Ihnen nicht gut thun. Und meine Venus, die Sie noch nicht geſehen haben! Wohlan, trinken Sie ſchnell dieſe Taſſe Chocolade von Barcelona ... ächte Contrebande ... Chocolade, wie man keine in Paris hat. Sammeln Sie ſich Kräfte, denn wenn Sie einmal vor meiner Venus ſind, wird man Sie nicht wieder wegbringen können."

In fünf Minuten war ich bereit: das heißt, halb raſirt, kaum die Hälfte der Knöpfe zugemacht und von der Chocolade, die ich ſiedend verſchlang, verbrannt. Ich gieng in den Garten hinab und befand mich vor einer wunderbaren Bildſäule.

Allerdings war das eine Venus, und eine von wunderbarer Schönheit. Das Obertheil des Leibs war nackt, wie die Alten in der Regel die hohen Gottheiten darſtellten; die bis zur Höhe des Buſens gehobene rechte Hand war umgekehrt, die flache Hand einwärts, der Daumen und die beiden erſten Finger ausgeſtreckt, die beiden andern leicht gebogen. Die andere, in der Nähe der Hüfte gehaltene Hand trug das Gewand, welches den unteren Theil des Körpers bedeckte. Die Haltung dieſer Statue erinnerte an die des Merimoriſpielers, den man, ich weiß eigentlich nicht warum, mit dem Namen Germanicus bezeichnet. Vielleicht hatte man die Göttin darſtellen wollen, wie ſie das Fingerſpiel trieb.

Wie dem nun ſey, unmöglich konnte man etwas Vollkommeneres ſehen, als den Leib dieſer Venus; nichts anmuthiger, nichts weltlüſtiger als ihre Umriſſe; nichts geſchmackvoller und edler, als der Wurf ihres Gewandes! Ich hatte irgend eine Arbeit aus der griechiſchen Kaiſerzeit erwartet, und ſah dafür ein Meiſterwerk aus der beſten Epoche der Bildhauerkunſt. Was mir beſonders auffiel, war die anmuthende Wahrheit ihrer Formen,

ſo daß man ſie für einen Abdruck der Natur hätte halten können, wenn die Natur ſo vollkommene Muſter erzeugte.

Das auf der Stirne hinaufgeſtrichene Haar ſchien früher vergoldet geweſen zu ſeyn. Der Kopf, welcher, wie beinahe auf allen griechiſchen Bildſäulen, klein war, neigte ſich leicht vor. Was das Geſicht betrifft, ſo wird es mir nie gelingen, deſſen ſeltſamen Charakter auszudrücken, und ich erinnere mich keiner alten Statue, deren Kopf nach gleichem Stempel gemeiſelt wäre. Es war nicht jene ruhige und ernſte Schönheit der griechiſchen Bildhauer, welche aus Grundſatz allen Zügen eine majeſtätiſche Unbeweglichkeit verleihen. Ganz im Gegentheil bemerkte ich hier mit Ueberraſchung die entſchiedene Abſicht des Künſtlers, eine bis zur Bösartigkeit gehende Bosheit darzuſtellen. Alle Züge waren ein wenig zuſammengekniffen: die Augen etwas ſchräge, der Mund mit hinaufgezogenen Winkeln, die Naslöcher etwas aufgeblaſen. Verachtung, Spott, Grauſamkeit, las man auf dieſem, dennoch unglaublich ſchönen Geſichte. In der That, je mehr man dieſe bewunderungswürdige Statue anſah, um ſo mehr empfand man das peinigende Gefühl, daß eine ſo wunderbare Schönheit ſich mit einem gänzlichen Mangel von Gefühl vereinigen könne.

„Wenn das Urbild dazu jemals exiſtirt hat," ſagte ich zu Herrn v. Peyreherade, „aber ich zweifle, daß der Himmel jemals ein ſolches Weib werden ließ, wie beklage ich ihre Liebhaber! Es mußte ihr eine Wolluſt gewähren, ſie in Verzweiflung ſterben zu laſſen. In ihrem Geſichtsausdruck liegt etwas Erbarmungsloſes, und doch habe ich nie etwas ſo Schönes geſehen."

„Es iſt die Venus, ganz ſich heftend an die Beute!" rief Herr v. Peyreherade, den meine Begeiſterung befriedigte.

Dieſer Ausdruck hölliſcher Ironie wurde vielleicht noch vermehrt durch den Contraſt ihrer mit Silber eingelegten und ſehr glänzenden Augen mit der ſchwarzgrünlichen Patina, welche die Zeit über die ganze Statue verbreitet hatte. Ihre glänzenden

Augen erzeugten eine gewiſſe Täuſchung, welche an Wirklichkeit, an Leben gemahnte. Ich erinnerte mich an die Worte meines Führers, daß, wer ſie anſehe, die Augen niederſchlagen müſſe. Dieß war beinahe richtig; und ich konnte mich einer Anwandlung von Zorn gegen mich ſelber nicht erwehren, als es mir etwas unheimlich vor dieſer brenzenen Geſtalt zu werden ſchien.

„Jetzt, da Sie Alles im Einzelnen bewundert haben, mein theurer Collega in der Alterthümelei," ſagte mein Gaſtfreund, „ſo wollen wir, wenn's gefällig iſt, eine wiſſenſchaftliche Conferenz eröffnen. Was ſagen Sie zu dieſer Inſchrift, die Sie noch gar nicht beachtet?"

Damit zeigte er mir das Fußgeſtell der Statue, und ich las die zwei Worte:

CAVE AMANTEM.

Wir wollen den beiden gelehrten Herrn auf dem Felde ihrer Conjekturen nicht folgen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Provinzialalterthümler die unwahrſcheinlichſten Erklärungen mehrerer Inſchriften der Statue für die beſten in ſeiner Abhandlung ausgab, nach dem bekannten Grundſatz, daß der ſchwierigere Sinn der beſſere ſey. Deßgleichen ſuchte Herr v. Peyreherade ſeinem Gaſte zu beweiſen, daß dieſe Venus aus Myron's Schule ſtamme.

Eben waren ſie, über die Vortrefflichkeit und Antiquität der Statue einig, weiter zu gehen im Begriff, als Herr v. Peyreherade ausrief:

„Ach! mein Gott, abermals ein Zug von Vandalismus! Man muß auf meine Venus einen Stein geſchleudert haben!"

Er hatte einen weißen Fleck ein wenig über dem Buſen derſelben bemerkt. Eine ähnliche Spur fiel mir an den Fingern der rechten Hand auf, welche, wie ich damals vorausſetzte, durch den fliegenden Stein berührt worden waren, oder vielleicht dadurch, daß ſich beim Anprallen ein Stückchen davon abgelöst hatte und an die Hand geflogen war. Ich erzählte meinem Gaſtfreund die Be-

leidigung der Göttin, deren Zeuge ich geweſen, und die ſchnell erfolgte Züchtigung. Er lachte ſehr darüber, verglich den Lehrjungen mit Diomed und wünſchte ihm, daß er, wie der griechiſche Heros, alle ſeine Kameraden in weiße Vögel verwandelt ſehen möge.

Die Frühſtücksglocke unterbrach die klaſſiſche Unterhaltung und wie am Tage zuvor ich genöthigt, für Viere zu eſſen. Hierauf kamen die Pächter des Herrn v. Peyreborade; und während er ihnen Audienz ertheilte, führte mich ſein Sohn an eine Kaleſche hinab, die er zu Toulouſe für ſeine Braut gekauft hatte und die ich, wie ſich von ſelbſt verſteht, bewunderte. Sofort gieng ich mit ihm in ſeinen Stall hinein, wo er mich eine halbe Stunde aufhielt, um mir ſeine Pferde zu rühmen, ihr Geſchlechtsregiſter herzuſagen, und die Preiſe zu berichten, die er bei den Wettrennen im Departement gewonnen hatte. Endlich kam er auf ſeine Zukünftige zu reden, wozu eine graue Stute, die er ihr beſtimmte, den Uebergang bildete.

„Wir werden ſie heute ſehen," ſagte er. „Ich weiß nicht, ob Sie ſie hübſch finden. Ihr Pariſer ſeyd ſo ſchwer zu befriedigen: aber alle Welt, hier und in Perpignan, findet ſie reizend. Das Beſte daran iſt, daß ſie großen Reichthum beſitzt. Ihre Tante von Prades hat ihr all ihr Vermögen hinterlaſſen. O! Ich werde ſehr glücklich ſeyn."

Ich war tief gerührt, daß ich einen jungen Mann mehr von der Mitgift, als von den ſchönen Augen ſeiner Zukünftigen entzückt ſehen mußte.

„Sie ſind Kenner von Edelſteinen," fuhr Herr Alphons fort; „wie finden Sie dieſen da? Es iſt der Ring, den ich ihr morgen geben werde."

Und ſo ſprechend, zog er von dem erſten Gelenke ſeines kleinen Fingers einen dicken, reich mit Diamanten beſetzten und aus zwei verſchlungenen Händen geformten Ring, — eine Anſpielung, die mir über die Maaßen poetiſch ſchien. Die Arbeit daran war alt, ich urtheilte aber, daß man ihn umgearbeitet

habe, um die Diamanten einzusetzen. Im Innern des Rings standen mit gothischen Buchstaben die Worte: Semper ab te, das heißt: Immer bei Dir.

„Das ist ein schöner Ring," sagte ich; „aber durch diese beigefügten Diamanten hat er etwas von seinem Charakter verloren."

„Oh! er ist so noch weit schöner," antwortete er lächelnd; „es sind für 1200 Franken Diamanten daran. Meine Mutter hat ihn mir gegeben. Es war ein Familienring, uralt... aus der Ritterzeit her. Er hatte meiner Großmutter gedient, welche ihn von der ihrigen hatte. Gott weiß, wann er gemacht worden ist."

„In Paris," sagte ich, „ist es der Brauch, einen ganz einfachen, gewöhnlich aus zwei verschiedenen Metallen, wie etwa Gold und Platina, zusammengesetzten Ring zu geben. Sehen Sie, der andere Ring, den Sie an diesem Finger haben, wäre sehr passend. Der mit den Diamanten und getriebenen Händen ist so dick, daß man keinen Handschuh darüber anlegen könnte."

„O! Madame Alphons wird es machen, so gut es geht. Ich glaube, es wird ihr immer angenehm seyn, ihn zu besitzen. Zwölfhundert Franken am Finger macht Spaß. Dieser kleine Ring da," fügte er bei, mit befriedigter Miene das glattrunde Ringlein an seiner Hand betrachtend, „ist von einer Pariser Dame, die ihn mir am Fastnacht-Dienstag gegeben. Ah! Was führte ich für ein Schlaraffenleben, als ich vor zwei Jahren in Paris war! Dort kann man sich ergötzen!..." Und er seufzte vor Sehnsucht.

Wir sollten an diesem Tage zu Puygarrig bei den Eltern der Braut zu Mittag speisen; also stiegen wir in die Kalesche und fuhren in das Schloß, welches ungefähr anderthalb Meilen von Ille entfernt ist. Ich wurde als Freund der Familie vorgestellt und aufgenommen. Von dem Mittagessen und der darauf folgenden Unterredung, an der ich wenig Theil nahm, will ich

nicht ſprechen. Herr Alphens, der ſeiner Zukünftigen an der Seite ſaß, ſagte ihr alle Viertelſtunden ein Wort in's Ohr. Was ſie betrifft, ſo ſchlug ſie kein Auge auf und erröthete, ſo oft ihr Bräutigam ihr etwas zuflüſterte, beſcheiden, antwortete ihm jedoch ohne Verlegenheit.

Fraulein von Puygarrig war achtzehn Jahre alt: ihre geſchmeidige und feine Taille ſtach gegen die knochigen Formen ihres handfeſten Bräutigams ſehr ab. Sie war nicht nur ſchön, ſondern bezaubernd. Ich bewunderte die vollkommene Natürlichkeit aller ihrer Antworten; und ihr freundliches Geſicht, das jedoch nicht ganz ohne einen leichten Anſtrich von Bosheit war, erinnerte mich wider Willen an die Venus meines Gaſtfreundes. Bei dieſer innerlich gemachten Vergleichung fragte ich mich, ob die höhere Schönheit, welche man der Statue zuerkennen mußte, nicht großentheils ihrer Tiger-Miene zuzuſchreiben ſey; denn die Energie, ſelbſt in ſchlimmen Leidenſchaften, erregt bei uns immer ein Erſtaunen und eine Art unwillkührlicher Bewunderung.

„Wie Schade," dachte ich, Puygarrig verlaſſend, „daß eine ſo liebenswürdige Perſon reich iſt und wegen ihrer Mitgift von einem ihrer unwürdigen Menſchen heimgeführt wird."

Als ich nach Iſle zurückkam und nicht recht wußte, was ich der Frau v. Peyrehorade, an die ich doch Schuld- und Ehrenhalber irgend ein Wort richten mußte, ſagen ſollte, rief ich aus:

„Ihr ſeyd recht ſtarke Geiſter im Rouſſillon; wie, Madame, Sie laſſen an einem Freitag heirathen? In Paris wären wir abergläubiſcher; an dieſem Wochentage wagte es Niemand, eine Frau zu nehmen."

„Mein Gott!" ſagte ſie zu mir, „reden Sie mir nicht davon! Wenn es nur von mir abgehängt hätte, gewiß, dann wäre ein anderer Tag gewählt worden. Aber Peyrehorade hat es gewollt und man mußte ihm nachgeben. Uebrigens macht es mir dennoch Angſt. Wenn ein Unglück begegnete? Es muß doch

einen Grund haben, denn warum fürchtete ſich ſonſt die ganze Welt in ſolchen Fällen vor dem Freitag?"

„Freitag!" rief ihr Mann, „das iſt der Tag der Freia (Venus)! ein guter Tag zum Freien! Sie ſehen, mein theurer Collège, ich denke immer an meine Venus. Auf Ehre! um ihretwillen habe ich den Freitag gewählt. Wenn Sie wollen, ſo bringen wir ihr vor der Hochzeit ein kleines Opfer; wir würden ihr zwei Ringeltauben opfern und wenn ich Weihrauch zu finden wüßte..."

„Pfui doch, Peyrehorade!" unterbrach ihn ſeine im höchſten Grad geärgerte Frau, „einem Götzenbild Weihrauch anzünden? das wäre ja ein Verbrechen gegen die Religion! Was würde man von uns im Lande ſagen?"

„Wenigſtens," erwiderte Herr v. Peyrehorade, „wirſt Du mir erlauben, ihr eine Roſen- und Lilienkrone aufzuſetzen:

Manibus date lilia plenis.
(mit vollen Händen ſtreuet Lilien).

Sie ſehen, mein Herr, die Charte iſt ein leeres Wort. Wir haben keine Freiheit für jeden Cultus!"

Die Anſtalten auf den nächſten Tag wurden auf folgende Weiſe getroffen. Jedermann mußte präcis zehn Uhr gerüſtet und in vollſtändiger Toilette ſeyn. Nach eingenommener Chocolade wollte man ſich zu Wagen nach Puygorrig begeben. Die bürgerliche Copulation ſollte auf dem Rathhaus des Dorfs, die religiöſe Ceremonie in der Kapelle des Schloſſes ſtattfinden. Dann ſollte ein Gabelfrühſtück folgen. Nach dem Frühſtück würde man die Zeit, ſo gut es gehen möchte, auf eigene Fauſt bis ſieben Uhr zubringen. Um ſieben Uhr führe man in's Haus des Herrn v. Peyrehorade nach Ille zurück, wo beide Familien zuſammen die Abendmahlzeit einnehmen ſollten. Das Uebrige ergibt ſich von ſelbſt. Da man nicht tanzen konnte, ſo wollte man möglichſt viel eſſen.

Schon um acht Uhr ſaß ich vor der Venus mit einer Reiſe-

feder in der Hand, und fieng zum Zwanzigſtenmal den Kopf der Statue an, ohne daß ich im Stande war, den Ausdruck deſſelben aufzufaſſen. Herr v. Peyreborade flatterte um mich her, gab mir Rathſchläge und brachte ſeine phöniziſchen Etymologieen an. Dann ſtellte er bengaliſche Meſen auf das Fußgeſtell der Bildſäule und richtete im tragikomiſchen Ton Wünſche an ſie für das Paar, das unter ſeinem Dache fortan leben würde. Gegen neun Uhr gieng er in's Haus zurück, um auf ſeinen Anzug zu denken, und zu gleicher Zeit erſchien Herr Alphons, ſtark eingezwängt in ſein neues Kleid, mit weißen Handſchuhen, lackirten Stiefeletten, ciſelirten Knöpfen und einer Roſe im Knopfloch.

„Sie müſſen das Porträt meiner Frau machen," ſagte er zu mir, auf meine Zeichnung ſich herbeugend; „ſie iſt auch ſchön."

In dieſem Augenblick begann auf dem Ballſpielplatz, von dem ich geredet, eine Parthie, welche auf der Stelle die Aufmerkſamkeit des Herrn Alphons erregte. Ich ſelbſt verließ, ermüdet und an meiner Fähigkeit, dieſes diaboliſche Geſicht wiederzugeben zu können, verzweifelnd, bald darauf meinen Stand, auf dem ich zeichnete, um gleichfalls den Spielenden zuzuſehen. Es waren einige ſpaniſche Maulthiertreiber darunter, welche erſt am Abend zuvor angelangt waren, — Arragonier und Navarreſen, faſt alle von wunderbarer Gewandtheit. Daher wurden die Burſche aus Ille, ob auch durch die Gegenwart und Rathſchläge des Herrn Alphons ermuthigt, ziemlich ſchnell durch dieſe neuen Kämpfer geſchlagen. Die franzöſiſchen Zuſchauer ſchwiegen beſtürzt. Herr Alphons ſah auf ſeine Uhr. Es fehlte noch eine halbe Stunde zur Abfahrtzeit, und ſeine Mutter hatte ihren Kopfputz kaum begonnen. Er zögerte nicht länger, zog ſeinen Rock aus, verlangte ein Wamms und forderte die Spanier auf. Lächelnd und etwas erſtaunt ſah ich ſein Treiben an.

„Man muß," ſagte er, „die Ehre des Landes aufrecht halten."

Jetzt fand ich ihn wahrhaft ſchön. Die Leidenſchaft lieh ſeinem Geſichte Bedeutung. Sein Anzug, der ihn kaum noch gar ſehr in Anſpruch genommen, war nichts mehr für ihn. Einige Minuten zuvor hätte er ſich gefürchtet, nur den Kopf zu drehen, damit ſeine Cravatte nicht in Unordnung geriethe. Jetzt dachte er nicht mehr an ſeine friſirten Haare oder an ſeine gecäckelte Hemdkrauſe. Und ſeine Braut!... Meiner Treu, ich glaube, er hätte im Nothfall ſeine Heirath vertagen laſſen. Ich ſah ihn in der Eile ein Paar Sandalen anziehen, ſeine Aermel zurückſchlagen und mit ſo zuverſichtlicher Miene an die Spitze der beſiegten Parthei treten, wie Cäſar, als er bei Dyrrhachium wieder zu ſeinen Soldaten ſtieß. Ich ſprang über das Haag und ſtellte mich bequem unter den Schatten eines Lotusbaumes, um beide Felder ganz zu überſehen.

Gegen die allgemeine Erwartung fehlte Herr Aithens den erſten Ball; freilich flog er ſchief den Boden ſtreifend, und mit erſtaunlicher Kraft von einem Arragoneſen, welcher das Haupt der Spanier zu ſeyn ſchien, geſchleudert heran.

Der Arragonier war ein Mann von etwa vierzig Jahren, hager und muskelkräftig, ſechs Fuß hoch, und ſeine olivfarbige Haut ſah beinahe ebenſo dunkel aus, als die bronzene Venus. Wüthend warf Herr Aithens ſein Rackett zu Boden, indem er ausrief:

„Es iſt dieſer verfluchte Ring, der mir den Finger zuſammenſchnürt, wegen deſſen ich einen ſichern Ball verfehlte!“

Nicht ohne Mühe zog er ſeinen Diamantring aus; ich trat herbei, denſelben in Empfang zu nehmen; aber er kam mir zuvor, lief zu der Venus, ſteckte ihr den Ring an den Ringfinger und nahm ſeinen Poſten an der Spitze der Illenefen wieder ein.

Er war blaß, aber ruhig und entſchloſſen. Jetzt machte er keinen einzigen Fehler mehr, und die Spanier wurden vollſtändig geſchlagen. Ein herrliches Schauſpiel gewährte die Begeiſterung der Zuſchauer. Ein Theil ſtieß unzählige Freuden-

ſchreie aus und warf die Mützen in die Luft; Andere drückten dem Sieger die Hände und nannten ihn die Ehre des Landes. Ich zweifle, daß die Glückwünſche lebhafter und aufrichtiger geweſen wären, wenn er eine feindliche Invaſion zurückgeſchlagen hätte. Der Aerger der Beſiegten erhöhte noch den Glanz ſeines Sieges.

„Wir werden noch andere Parthien mit einander machen, mein Wackerer," ſagte er zu dem Arragoneſen mit dem Ton der Ueberlegenheit; „aber ich werde Euch Etwas vergeben."

Ich hätte Herrn Alphons beſcheidener gewünſcht, und die Erniedrigung ſeines Nebenbuhlers that mir faſt wehe.

Der ſpaniſche Rieſe fühlte dieſe Verhöhnung tief. Ich ſah ihn unter ſeiner Mehrenhaut erblaſſen. Zähneknirſchend und finſter betrachtete er ſein Rackett; dann ſagte er mit erſtickter Stimme ganz leiſe: **Ne lo pagarás** (Du ſollſt mir's bezahlen)!

Die Stimme des Herrn von Peyrehorade ſtörte den Triumph ſeines Schutz. Mein Gaſtfreund, ſehr erſtaunt, ihn nicht bei der Herrichtung der neuen Kaleſche zu finden, war es noch mehr als er ihn in Schweiß gebadet, das Rackett in der Hand, ſah. Herr Alphons lief in's Haus, wuſch ſich Geſicht und Hände, zog ſeinen neuen Frack und ſeine Glanzſchuhe wieder an; fünf Minuten darauf fuhren wir in ſtarkem Trab auf der Straße nach Puygarrig. Alle Ballſpieler der Stadt und ein großer Theil der Zuſchauer folgten uns mit Freudengeſchrei. Kaum konnten die kräftigen Pferde, welche uns zogen, den Vorſprung vor dieſen unermüdlichen Catalanen halten.

Wir waren in Puygarrig und der Zug wollte ſich ſchon nach der Mairie in Bewegung ſetzen, als Herr Alphons ſich vor die Stirne ſchlug und mir zuflüſterte:

„Welcher Unſtern! ich habe den Ring vergeſſen! er iſt an dem Finger der Venus, die der Teufel holen ſoll! Sagen Sie es wenigſtens meiner Mutter nicht; vielleicht überlebt ſie es ganz."

„Sie könnten Jemand hinſchicken;" ſagte ich.

„Bah! mein Bedienter iſt in Ille geblieben. Dieſem hier mag ich mich nicht anvertrauen. Diamanten im Werth von zwölfhundert Francs könnten wohl Manchen in Verſuchung führen! Indem, was würde man hier von meiner Zerſtreutheit denken? Man würde ſich zu ſehr über mich luſtig machen! Man würde mich den Gemahl der Billſaule heißen.... Wenn man mir ihn nur nicht ſtiehlt! Glücklicherweiſe ſteht das Bild meinen Strichen Furcht ein. Sie wagen nicht, ſich ihm auf Armeslänge zu nähern. Alſo... einerlei! ich habe einen andern Ring.“

Die beiden Ceremonien, die bürgerliche und religiöſe, wurden mit dem geziemenden Pomp vollzogen, und Fräulein von Puygarrig empfing den Ring einer Pariſer Nähterin, ohne zu ahnen, daß ſie von ihrem Bräutigam das Opfer eines Liebespfandes erhalte. Dann ſetzte man ſich zu Tiſch, aß, trank, ſang ſogar, Alles ſehr — ſehr lang. Wie that in die Seele der Braut hinein die rohe Freude weh, welche um ſie her erſcholl. Doch hielt ſie ſich feſter, als ich gehofft hatte, und ihre Verlegenheit war weder kindiſch, noch affektirt.

Vielleicht kommt Einem der Muth mit den ſchwierigen Lagen. Als mit Gottes Hilfe das Gabelfrühſtück vorüber war, ſchlug es vier Uhr. Die Männer gingen in den Park ſpazieren, eher laben dem Tanz der feſtlich geſchmückten Bäuerinnen von Puygarrig auf dem Raſenplatz vor dem Schloſſe zu. So verweilten wir einige Stunden. Inzwiſchen drängten ſich die Frauenzimmer um die Neuvermählte, welche ihnen ihre Brautgeſchenke zur Schau und Bewunderung ausſtellte. Dann wechſelte ſie ihre Toilette, und ich bemerkte, daß ſie ihre ſchönen Haare mit einer Haube und einem Federbut bedeckte, denn die jungen Frauen haben nichts Eiligeres zu thun, als, ſobald ſie können, jenen Putz anzulegen, welchen ihnen, ſo lange ſie Fräulein ſind, die Sitte verweigert.

Es war bald acht Uhr, als man ſich anſchickte, nach Ille

abzureisen. Vorher aber fand noch eine pathetische Scene Statt. Die Tante des Fräuleins von Pungarrig, welche Mutterstelle an ihr versah, eine sehr alte und sehr fromme Frau, konnte uns nicht in die Stadt begleiten. Beim Abschied nun hielt sie ihrer Nichte eine rührende Predigt über ihre Pflichten als Gattin, eine Predigt, welche einen Thränenstrom und unendliche Umarmungen und Küsse zur Folge hatte. Herr von Peyrebrade verglich diese Trennung mit dem Raub der Sabinerinnen. Endlich kamen wir dennoch fort, und unterwegs bemühte sich Jedes, die Neuvermählte zu zerstreuen und aufzuheitern; allein umsonst.

In Ille erwartete uns das Nachtessen, und welches Nachtessen! Hatte mich die wilde Lustigkeit am Morgen geärgert, so waren mir die Zweideutigkeiten und Scherze, womit man Braut und Bräutigam aufzog, noch mehr zuwider. Der Bräutigam, welcher einen Augenblick hinausgegangen war, ehe er sich an den Tisch setzte, sah todesblaß und eisigernst aus. Er trank Glas um Glas von dem alten Collioure-Wein, der beinahe eben so stark ist, als gebranntes Wasser. Ich saß neben ihm und hielt es für meine Pflicht, ihn zu mahnen."

„Nehmen Sie sich in Acht! man sagt, der Wein...."

Ich weiß nicht mehr, welchen schlechten Witz ich ihm zurannte, um mit den andern Gästen Chorus zu machen.

Er stieß mich mit dem Knie an und sagte ganz leise: „Wenn man von der Tafel aufsteht.... möchte ich gerne zwei Worte mit Ihnen reden."

Sein feierlicher Ton überraschte mich. Ich sah ihn aufmerksamer an und bemerkte eine seltsame Veränderung in allen seinen Zügen.

„Fühlen Sie sich unwohl?" fragte ich ihn.

„Nein."

Damit trank er fort.

Inzwischen zeigte mitten unter Geschrei und Händeklatschen

ein allerliebſtes Kind, das ich unter die Tafel geſchlichen hatte, der Geſellſchaft ein hübſches roſa-ſeidenes Band, das es von dem Knöchel der Braut abgelöſt hatte: man nennt dieß ihr Strumpfband. Es wurde ſogleich in Stücke geſchnitten und den jungen Herrn vertheilt, welche, nach einem alten Brauch, der ſich bis heute noch in einigen patriarchaliſchen Familien erhält, ihr Knopfloch damit ſchmückten. Bei dieſer Gelegenheit erröthete die Braut bis in's Weiße der Augen .... aber auf den höchſten Grad ging ihre Verwirrung, als Herr v. Pomeberade, nachdem er Stillſchweigen verlangt, die einige, unendlich improviſirte, fatalaniſche Weiſe ſang. Wenn ich ihn recht verſtand, ſo iſt Folgendes der Sinn:

„Was iſt denn das, meine Freunde? Macht der Wein, den ich getrunken, mich doppelt hörend, hier ſind zwei Venus ..."

Der Bräutigam wendete raſch und mit entſetzter Miene, worüber Jedermann lachte, den Kopf.

„Ja," fuhr Herr v. Pomeberade fort, „zwei Venus ſind unter meinem Dach, die Eine habe ich in der Erde gefunden, wie eine Trüffel; die Andere, die vom Himmel geſtiegen iſt, hat ſtrahlen ihren Mantel unter uns vertheilt."

Er wollte ſagen, ihr Strumpfband.

„Mein Sohn, wähle unter der römiſchen Venus und der fatalaniſchen Venus diejenige, welche Du vorziehſt. Der Schelm nimmt die fatalaniſche und wählt den beſſern Theil. Die römiſche iſt ſchwarz, die fatalaniſche iſt weiß: die römiſche iſt kalt, die fatalaniſche entflammt Alles, was ihr naht."

Dieſer Schluß erweckte ein ſolches Hurrah, ein ſo geräuſchvolles Klatſchen, ein ſo ſchallendes Gelächter, daß ich glaubte, die Decke müßte uns über den Kopf ſtürzen. Rings um die Tafel gab es nur drei ernſte Geſichter: die der beiden Vermählten und das meinige. Ich hatte ein heftiges Kopfweh: ohnehin mache mich, ich weiß nicht warum, eine Hochzeit immer traurig, gelegentlich gelagt: dieſe da ärgerte mich ein wenig an.

Nachdem die letzten Verſe von dem Abſunken des Maire geſungen waren, gar leichtſinnige Verſe, muß ich geſtehen, begab man ſich in den Saal, um des Aufbruchs der Braut zu genieſſen, welche bald in die Brautkammer geführt werden ſollte, denn es war beinahe Mitternacht.

Herr Alphons zog mich in eine Fenſtervertiefung und ſagte mir mit abgewandten Augen:

„Sie werden ſich über mich luſtig machen .... allein, ich weiß nicht, wie mir geſchieht ... hol' mich der Teufel! ich bin verhext.“

Der erſte Gedanke, der mir kam, war der, daß er ſich von irgend einem Uebel der Art bedroht glaube, von welchen Montaigne und Frau v. Sévigné berichten:

„Das ganze Reich der Liebe iſt voll tragiſcher Geſchichten“ u. ſ. w.

Bisher meinte ich, dergleichen Zufälle begegnen nur Leuten von Geiſt, ſagte ich zu mir ſelber.

„Sie haben zuviel ſtarken Wein getrunken, mein theurer Herr Alphons,“ ſagte ich zu ihm, „ich hatte Sie gewarnt.“

„Ja vielleicht. Aber es iſt etwas weit Schrecklicheres.“

Er ſtieß bei jedem Wort an. Ich hielt ihn für ganz betrunken.

„Sie erinnern ſich meines Ringes,“ fuhr er nach kurzem Stillſchweigen fort.

„Nun? hat man ihn geſtohlen?“

„Nein.“

„Alſo haben Sie ihn?“

„Nein ... ich ... ich kann ihn nicht vom Finger dieſer Teufels-Venus ziehen.“

„Sie werden eben nicht ſtark genug gezogen haben.“

„Ja doch ... aber die Venus ... hat den Finger gebogen.“

Er ſtarrte mich mit irrem Auge an und hielt ſich an einem Geländer, um nicht zu fallen.

„Welche Fabel!“ erwiderte ich. „Sie haben den Ring zu tief hineingedrückt. Morgen holen Sie ihn mit einer Zange. Aber nehmen Sie ſich in Acht, daß Sie der Statue keinen Schaden zufügen.“

„Nein, ſage ich Ihnen. Der Finger der Venus iſt gebogen, eingeklemmt; ſie ſchließt die Hand, verſtehen Sie mich? . . . Offenbar iſt ſie meine Frau, weil ich ihr meinen Ring gegeben habe. Sie will ihn mir nicht mehr zurückgeben.“

Ein Schauer überlief mich und ich hatte einen Augenblick eine Gänſehaut. Dann wehte mir ein großer Seufzer, den er ausſtieß, eine Maſſe heißen Weindunſtes zu, und alle meine Gemüthsbewegung verſchwand.

„Der Elende!“ dachte ich, „iſt völlig beſoffen.“

„Sie ſind Alterthumsforſcher, mein Herr,“ fügte der Bräutigam mit erbärmlichem Tone bei. „Sie kennen ſolche Statuen . . . vielleicht gibt es daran eine Feder, irgend eine Teufelei, die ich nicht verſtehe . . . wenn Sie nachſehen wollten?“

„Gerne,“ ſagte ich, „kommen Sie mit mir.“

„Nein, es iſt mir lieber, wenn Sie allein gehen.“

Ich verließ den Salon.

Während des Abendeſſens hatte das Wetter ſich verändert, und der Regen begann in Strömen zu fallen. Eben wollte ich einen Regenſchirm verlangen, als ein Bedenken mich zurückhielt. „Ich wäre doch ein großer Thor,“ ſagte ich bei mir ſelber, „wenn ich auf Treue und Glauben von dieſem betrunkenen Menſchen hinginge! Zudem wollte er ſich vielleicht irgend einen boshaften Spaß mit mir machen, um dieſen rechtſchaffenen Provinzbewohnern etwas zum Lachen zu geben; ohnehin wäre das Geringſte, das mir begegnen könnte, daß ich bis auf Mark und Bein durchnäßt und von einem tüchtigen Schnupfen befallen würde.“

Von der Thüre aus warf ich einen Blick auf die von Waſſer triefende Bildſäule und ſtieg in mein Schlafzimmer hinauf, ohne in den Salon zurückzukehren. Ich legte mich zu

Bette; aber der Schlaf ließ lange auf ſich warten. Alle Scenen des vergangenen Tages ſtellten ſich meinem Geiſte wieder dar. Ich dachte an dieſe ſo ſchöne und ſo reine Jungfrau, welche in die Arme eines rohen Trunkenboldes geſchleppt worden. „Wie gehäſſig,“ rief ich aus, „iſt doch eine Convenienzheirath! Ein Maire legt eine dreifarbige Schärpe um, ein Pfarrer die Stola und das herrlichſte Mädchen von der Welt wird einem Minotaurus geopfert! Was können zwei Weſen, die ſich nicht lieben, einander ſagen in einem ſolchen Augenblick, welchen zwei Liebende mit ihrem Leben erkaufen würden? Kann eine Frau je einen Mann lieben, den ſie einmal gemein geſehen hat? Die erſten Eindrücke verwiſchen ſich nicht mehr, und ich bin überzeugt, dieſer Herr Alphons wird einen gründlichen Haß wohl verdienen . . .“

Während meines Monologs, den ich ſehr abkürze, hatte ich in dem Hauſe viel hin und hergehen, Thüren auf und zuſchlagen, Wagen abfahren gehört; dann ſchien es mir, als ſchlichen auf der Treppe leichte Schritte mehrerer Frauenzimmer in der Richtung nach dem am andern Ende von meinem Zimmer befindlichen Gange hin. Wahrſcheinlich war es die Begleitung der Vermählten, die man zu Bett brachte. Sofort war man die Stiege wieder herabgekommen. Die Thüre der Frau von Peyrehorade hatte ſich geſchloſſen. „Wie muß,“ dachte ich, „dieſes arme Mädchen in Verwirrung und Noth ſeyn!“ Dabei wälzte ich mich in ſchlechteſter Laune auf meinem Lager umher. Ein Junggeſelle ſpielt eine dumme Rolle in einem Haus, wo eine Hochzeit gefeiert wird.

Eine Zeit lang herrſchte Stillſchweigen im Hauſe, bis es durch plumpe Tritte, welche die Treppe hinaufſtiegen, geſtört wurde. Die hölzernen Staffeln krachten ſtark.

„Welcher Büffel!“ ſchrie ich. „Ich wette, er fällt noch auf der Stiege.“

Alles wurde wieder ſtill. Ich ergriff ein Buch, um meinen

Gedankengang zu wechseln. Es war eine Statistik des Departements, ausgestattet mit einer Denkschrift des Herrn v. Peyrehorade über die Druidischen Denkmäler des Bezirks von Prades. Ueber der dritten Seite schlummerte ich ein.

Ich schlief schlecht und wachte mehreremale auf. Es mochte etwa fünf Uhr des Morgens seyn, und ich war schon seit zwanzig Minuten munter, als der Hahn krähte. Der Tag brach an. Jetzt vernahm ich genau dieselben plumpen Schritte, das gleiche Krachen der Treppe, welches ich vor dem Einschlafen gehört hatte. Das schien mir doch sonderbar. Gähnend versuchte ich zu errathen, warum Herr Alphens so früh aufstehe. Es fiel mir nichts Wahrscheinliches ein. Ich wollte eben die Augen wieder schließen, als meine Aufmerksamkeit von Neuem durch ein befremdendes Umhertrippeln vieler Füße, das Schellen von Glocken und das Knarren von rasch aufgerissenen Thüren in Anspruch genommen wurde; sodann unterschied ich ein verworrenes Gerede.

„Mein Trunkenbold muß irgendwo Feuer eingelegt haben," dachte ich, von meinem Bett herabspringend.

Ich kleidete mich in aller Eile an und lief auf den Corridor. Vom entgegengesetzten Ende her erscholl Geschrei und Wehklagen, und eine herzzerreißende Stimme übertönte die Andern mit dem Ruf: „Mein Sohn! Mein Sohn!" Ohne Zweifel mußte Herrn Alphens ein Unglück begegnet seyn. Ich eilte in das Brautgemach: Es war voller Menschen. Das erste Schauspiel, das sich meinen Augen darbot, war der junge Mann, halb angekleidet quer über das Bett gestreckt, dessen hölzerne Lade zerbrochen war. Er sah todesbleich aus und war regungslos. Seine Mutter weinte und schrie an seiner Seite. Herr von Peyrehorade war unermüdlich, rieb ihm die Schläfe mit kölnischem Wasser, oder hielt ihm Aether unter die Nase. Ach! sein Sohn war schon lange todt. Am andern Ende des Zimmers auf einem Ruhebett wälzte sich in entsetzlichen Convulsionen die Neuver-

mählte. Sie stieß unartikulirte Laute aus, und zwei kräftige Mägde hatten alle Mühe, sie zu halten.

„Guter Gott!“ rief ich, „was ist denn hier geschehen?“

Ich trat zu dem Bett und hob den Körper des unglücklichen jungen Mannes auf! er war schon steif und kalt. Seine verbissenen Zähne und sein schwarz unterlaufenes Gesicht hatten den Ausdruck furchtbarer Beängstigungen. Man sah deutlich, daß sein Tod gewaltsam, und sein letzter Kampf schrecklich gewesen seyn mußte. Doch nirgends eine Spur von Blut auf seiner Kleidung! Ich lüftete sein Hemd und sah auf seiner Brust einen bleifarbigen Fleck, der sich nach den Rippen und dem Rücken hin verlängerte. Man konnte glauben, er sey in einen eisernen Zirkel eingekeilt worden. Mein Fuß stand auf etwas Hartem, das auf dem Teppich lag; ich bückte mich und sah den Diamantenring.

Ich zog Herrn v. Peyrehorade und seine Frau auf ihr Zimmer; dann ließ ich die Braut dahin bringen. „Sie haben noch eine Tochter,“ sagte ich zu ihnen, „dieser sind Sie Ihre Sorgfalt schuldig.“

Hierauf ließ ich sie allein.

Es schien mir unzweifelhaft, daß Herr Alphons das Opfer eines Meuchelmords gewesen sey, dessen Thäter Mittel gefunden hatten, sich Nachts in das Zimmer der Verlobten einzuführen. Allein diese Quetschungen auf der Brust und ihre den Körper umkreisende Richtung setzten mich stark in Verlegenheit, denn ein Stock oder eine Eisenstange hätte sie nicht verursachen können. Da erinnerte ich mich mit einemmal, gehört zu haben, daß in Valencia einige Banditen sich langer, mit feinem Sand gefüllter Ledersäcke bedienen, um Leute umzubringen, deren Tod man ihnen bezahlt hatte. Augenblicklich fiel mir der arragonesische Maulthiertreiber und seine Drohung ein; übrigens wagte ich kaum zu denken, daß er eine so furchtbare Rache wegen eines leichten Scherzes genommen habe.

Ueberall im Hause suchte ich nach Spuren eines Einbruchs,

fand aber keine. Ich gieng in den Garten hinab, um zu sehen, ob die Meuchelmörder von dieser Seite hereindrängen gekonnt: aber auch hier mangelte es mir an sicheren Zeichen. Der Regen vom vergangenen Abend hatte ohnehin den Boden so sehr abgewaschen, daß ein genauer Fußtritt nicht mehr bemerklich war. Doch beobachtete ich einige tief in den Boden gedrückte Tritte; ich fand welche in zwei entgegengesetzten Richtungen, aber auf der gleichen Linie, ausgehend von dem Winkel des dem Ballspielplatze benachbarten Hauses und an der Hausthüre sich verlierend. Es konnten die Fußtapfen des Herrn Alphons seyn, als er seinen Ring am Finger der Bildsäule zu holen gieng. Andertheils war aber auch das Haus an diesem Ort weniger dicht geschlossen, als anderswo, weßhalb die Mörder auf diesem Punkte wahrscheinlich durch daselbe gedrungen seyn mußten. Hin- und wiedergehend vor der Bildsäule, blieb ich einen Augenblick stehen, um sie zu betrachten. Dießmal, ich will es nicht läugnen, konnte ich ihre sprüchlich beshaften Züge nicht ohne Schauder betrachten; und mein von den schrecklichen Scenen, deren Zeuge ich gewesen, überfüllter und überreizter Kopf stellte sich vor, eine höllische Gottheit zu sehen, welche dem Unheil, das diesem Hause widerfuhr, Beifall lache.

Ich kehrte auf mein Zimmer zurück und blieb dort bis zum Mittag. Dann trat ich wieder hervor und erkundigte mich nach meinen Gastfreunden. Sie waren ein wenig ruhiger. Fräulein v. Pongarrig, ich sollte sagen, die Wittwe des Herrn Alphons, war wieder zu sich gekommen. Sie hatte sogar mit dem königlichen Procurator von Perpignan, der gerade auf seiner Amtsreise nach Ille kam, gerechet, und dieser Gerichtsbeamte ihre Aussage niedergeschrieben. Er befragte mich um die meinige. Ich sagte ihm, was ich wußte, und verbarg ihm meine Verdachtsgründe gegen den arragonesischen Maulthiertreiber nicht. Er befahl die Verhaftnehmung desselben auf der Stelle.

„Haben Sie etwas von Madame Alphons erfahren?“ fragte

ich den Staatsprocurator, als meine Angabe geſchrieben und unterzeichnet war.

„Dieſe unglückliche junge Perſon iſt närriſch geworden," ſagte er mir, traurig lächelnd. „Närriſch! ganz närriſch. Hören Sie nur, was ſie erzählt:

„Sie habe, ſagte ſie, einige Minuten hinter zugezogenen Gardinen im Bette gelegen, als die Zimmerthüre aufging und Jemand eintrat. Madame Alphens befand ſich in dieſem Augenblick auf der hinteren Seite des Bettes, das Geſicht gegen die Mauer gekehrt. Ueberzeugt, daß es ihr Gemahl ſey, machte ſie keine Bewegung. Einen Augenblick darauf trachte das Bett, als hätte ſich eine ungeheure Laſt darauf gelagert. Sie fühlte große Furcht, wagte aber nicht den Kopf zu wenden. Fünf Minuten, zehn Minuten vielleicht... genau kann ſie ſich über die Zeit nicht Rechenſchaft geben, vergiengen auf ſolche Weiſe. Dann machte ſie eine unwillkührliche Bewegung, oder vielmehr das Weſen, das in dem Bett war, machte eine ſolche, und ſie fühlte die Berührung von etwas Eiskaltem, — das ſind ihre eigenen Worte!" Sie ſteckte ſich tief unter die Decke, an allen Gliedern zitternd. Bald darauf öffnete ſich die Thüre zum zweitenmal und es trat Jemand herein, der ſagte: „guten Abend, mein Weibchen!" Bald darauf zog man die Gardinen auseinander. Sie hörte einen erſtickten Schrei. Das Weſen, das neben ihrem Bette war, ſetzte ſich auf und ſchien die Arme vorwärts zu ſtrecken. Jetzt wendete ſie den Kopf... und ſah, ſagte ſie, ihren Mann vor dem Bette knieen, mit dem Kopf bis zum Kiſſen reichend, zwiſchen den Armen eines grünlichen Rieſen, der ihn mit Gewalt zuſammenpreßte. Sie behauptet, und ſie hat es mir zwanzigmal wiederholt, die arme Frau!... ſie habe erkannt... rathen Sie doch was? Die bronzene Venus, die Bildſäule des Herrn v. Peyrehorade... Seitdem dieſelbe über der Erde iſt, träumt die ganze Gegend davon. Doch, ich vollende den Bericht der unglücklichen Närrin. Bei dieſem Anblick

verlor ſie das Bewußtſeyn und hatte wahrſcheinlich ſeit einigen Augenblicken bereits den Verſtand verloren. Sie kann durchaus nicht angeben, wie lange ſie ohnmächtig blieb. Wieder zu ſich gekommen, ſah ſie abermals das Geſpenſt, oder die Statue, wie ſie beharrlich ſagt, unbeweglich, Beine und Unterkörper im Bett, Büſte und Arme vorwärts hinausgeſtreckt, und zwiſchen ihren Armen ihren Gemahl, der ſich nicht mehr regte. Ein Hahn krähte. Jetzt verließ die Statue das Bett, ließ den Leichnam fallen und gieng hinaus. Madame Alphens ſtürzte der Glocke zu. Das Uebrige wiſſen Sie."

Man brachte den Spanier; er war ruhig und vertheidigte ſich mit vieler Kaltblütigkeit und Geiſtesgegenwart. Uebrigens läugnete er den Ausruf, den ich gehört, keineswegs; aber er erklärte denſelben dahin, daß er nichts Anderes habe ſagen wollen, als: er würde am andern Tage, wo er ſich ausgeruht hätte, eine Ballpartie ſeinem Beſieger abgewonnen haben. Ich erinnere mich, daß er beifügte:

„Wenn ein Arragoneſe beſchimpft iſt, ſo wartet er mit ſeiner Rache nicht bis zum andern Tag. Wäre ich der Anſicht geweſen daß mich Herr Alphens hätte beleidigen wollen, ſo hätte ich ihm auf der Stelle mein Meſſer in den Wanſt geſtoßen."

Man verglich ſeine Schuhe mit den Fußſtapfen im Garten; ſeine Schuhe waren weit größer.

Endlich verſicherte der Gaſtwirth, bei welchem dieſer Mann logirte, daß er die ganze Nacht damit zugebracht habe, ein krankes Maulthier einzureiben und ihm Arznei einzuſchütten.

Außerdem war dieſer Arragoneſe ein gut berüchtigter, in der Gegend bekannter Mann, und kam alle Jahre ſeines Handels wegen nach Frankreich. Man ließ ihn daher mit Entſchuldigungen wieder los.

Ich darf die Angabe eines Bedienten nicht vergeſſen, welcher der letzte geweſen war, der Herrn Alphons lebend geſehen hatte. Im Augenblick, da er zu ſeiner Frau hinaufſteigen wollte,

rief er diesen Menschen herbei und fragte ihn mit unruhiger Miene, ob er nicht wisse, wo ich wäre? Der Bediente antwortete, er habe mich nicht gesehen. Jetzt stieß Herr Alphons einen Seufzer aus, blieb über eine Minute sprachlos und rief sodann: Ja nun! der Teufel wird ihn auch geholt haben!

Ich fragte diesen Mann, ob Herr Alphons seinen Diamantring gehabt, als er mit ihm redete. Der Bediente zauderte mit der Antwort; endlich sagte er, er glaube es nicht, obwohl er darauf keine Acht gegeben hatte. — Hätte er diesen Ring am Finger gehabt, fuhr er sich besinnend fort, so wäre es mir ohne Zweifel aufgefallen, weil ich glaubte, er habe ihn seiner Braut gegeben.

Als ich diesen Menschen ausfragte, empfand ich eine kleine Anwandlung von dem abergläubischen Schrecken, welchen die Angabe der Frau Alphons im ganzen Hause verbreitet hatte. Der königliche Procurator sah mich lächelnd an, und ich hütete mich wohl, weiter in das Geheimniß dringen zu wollen.

Etliche Stunden nach dem Begräbniß des Herrn Alphons rüstete ich mich, Ille zu verlassen. Der Wagen des Herrn v. Peyrehorade sollte mich bis Perpignan führen. Trotz einem Zustand großer Schwäche, in den er verfallen, begleitete mich der arme Greis doch bis an die Thüre seines Gartens. Wir durchwandelten denselben schweigend: er, sich mit Mühe schleppend und auf meinen Arm gestützt. Im Augenblick, da wir uns trennten, warf ich einen letzten Blick auf die Venus. Wohl konnte ich mir denken, daß mein Gastfreund, so wenig er den Schrecken und Haß, welchen dieselbe einem Theil seiner Familie einflößte, theilen konnte, dennoch sich eines Gegenstandes würde entledigen wollen, der ihm ohne Unterlaß ein schreckliches Unglück in's Gedächtniß riefe. Ich hätte ihn gerne aufgefordert, sie in einem Museum aufzustellen, und besann mich gerade auf einen passenden Eingang, als Herr v. Peyrehorade unwillkührlich den Kopf nach der Seite drehte, wohin er mich starr blicken sah.

Er gewahrte die Statue und brach ſogleich in Thränen aus. Ich wagte nicht, ihm ein Wort zu ſagen, umarmte ihn ſtumm und ſtieg in das Gefährt. Bis jetzt habe ich nicht erfahren können, daß irgend ein neues Licht auf dieſe geheimnißvolle Kataſtrophe gefallen ſey.

Herr v. Peyrehorade ſtarb einige Monate nach ſeinem Sohn. Kraft ſeines Teſtaments hat er mir ſeine Manuſcripte vermacht, die ich vielleicht einmal herausgeben werde. Die Abhandlung, welche ſich auf die Inſchriften dieſer Venusſtatue bezieht, habe ich nicht darunter gefunden.

Nachſchrift. Mein Freund Herr von P. meldet mir ſo eben aus Perpignan, daß die Statue nicht mehr exiſtirt. Nach ihres Gemahls Tode war die erſte Sorge der Frau v. Peyrehorade, ſie in eine Glocke umgießen zu laſſen, und unter dieſer neuen Form dient ſie jetzt der Kirche von Ille. Aber, fügt Herr von P. bei, ein böſes Schickſal ſcheint die Beſitzer dieſer Bronze zu verfolgen. Seitdem dieſe Glocke zu Ille läutet, ſind die Weinberge zweimal erfroren.

Ende des dritten Bandes.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Die

dramatiſchen Werke

der

ſpaniſchen Schauſpielerin

Clara Gazul.

Von

Proſper Merimée.

Taſchenbibliothek

klaſſiſcher Romane

des

Auslands.

9. u. 10tes Bändchen.

Proſper Merimée's Werke.

Vierter Band:

Die dramatiſchen Werke der ſpaniſchen Schauſpielerin

Clara Gazul.

Preis per Bändchen von 7—8 Bogen nur 15 kr. oder 4 Ggr.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Becher.
1846.

Prosper Merimée's

gesammelte Werke,

übersetzt

von

Mehreren.

Vierter Band:

Das Theater der Clara Gazul

frei nach dem Französischen

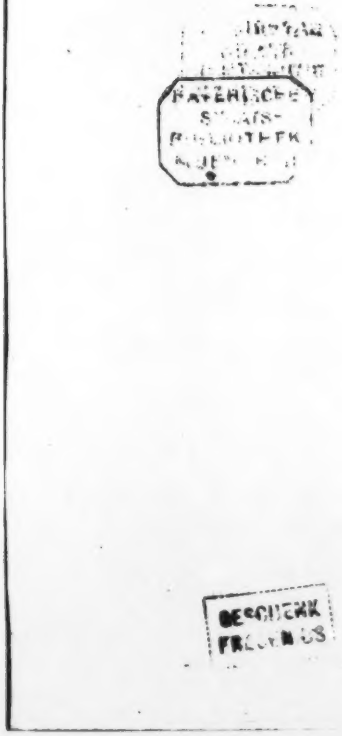
von

Karl Herrmann.

Stuttgart.

Verlag von Adolph Becher.

1816.


BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Das Theater der Clara Gazul.

Vorbericht des Ueberſetzers.

Den Meiſten unſerer verehrten Leſer wird bereits bekannt ſeyn, daß die ſpaniſche Comödiantin Clara Gazul, deren dramatiſche Arbeiten Merimée (1825) pſeudonym oder vielmehr als angeblicher Ueberſetzer unter dem Namen Joſeph L'Eſtrange herausgab, eine rein fiktionnäre Perſon iſt, deren Schriften in keinem Compendium der ſpaniſchen Literatur-Geſchichte aufgefunden werden könnten. Es ſind dieſe dramatiſche Scenen, worin Merimée dem jugendlichen Uebermuth ſeines zügelloſen wuchernden Talentes mehrfach den Zügel ſchießen läßt, vielmehr nichts Anderes, als die Erſtlings-Arbeit dieſes begabten Dichters und eine glückliche Myſtifikation der franzöſiſchen Kritik, welche bekanntlich auf dem Gebiet der ausländiſchen Literatur nicht ſonderlich ſattelfeſt noch gründlich gebildet iſt.

Zur Zeit, da Merimée dieſe dramatiſchen Scenen erſcheinen ließ, waren in Frankreich gerade die ſogenann-

ten Romantiker in Kunst und Literatur am Ruder, welche der Klassicität des achtzehnten Jahrhunderts und des Zeitalters Ludwig's XIV. wenn auch nicht offen den Krieg erklärten, so doch jener eine Reaktion im Sinne der Freiheit der philosophischen Ideen wie der formellen Erscheinung entgegensetzen wollten. Zum Erstenmal gestand man zu, daß man sich nach fremden Mustern bilden müsse, und erkannte den Werth des Ausländischen an; die Mode mengte sich in's Spiel und brachte sogar am Ende gerade das Ausländische in Schwung. Man hörte Namen wie Shakspeare, Schiller, Goethe, Calderon, Milton, Lope, Alfieri ꝛc. als Schlagworte in literarischen Kreisen fallen, und als Muster preisen von Leuten, die von jenen großen Geistern wenig mehr wußten, als den Namen oder höchstens das, was ihnen die Encyclopédie des Gens du Monde an die Hand gab. Dieß mochte den gesunden, rein realistischen Sinn Mérimée's anwidern, dessen scharfen Verstand und ziemliche Kenntnisse gerade der so oft mißbrauchten und am falschesten Orte citirten Literatur des südlichen Europa ihn bald darüber klar machten, wie weit eigentlich die Kenntniß dieser Wortführer der Kritik in solchen Dingen de facto reichten, und er beschloß, sie mit einem rein originellen, nur einer sardonischen Laune entspringenden Werkchen auf's Eis zu führen. Er war noch unbekannt, der Jurisprudenz die er studirt hatte abhold, und von einem schöpferischen Drange beseelt, sich auf einem Felde geltend zu machen, wo er auf so viele

Hohlköpfe herabsehen konnte. Seine publicistischen Versuche hatten ihm noch nicht viel Lorbeeren eingetragen: nun wollte er es auf dem belletristischen Felde versuchen. Er gab das Theater der Clara Gazul heraus. Der fremde Name, die hübsch geschriebene statt einer Vorrede dienende, spannende Biographie der angeblichen Verfasserin lockten, der biegsame, fließende Styl, die kecken für eine Frau und eine Spanierin wirklich erstaunenswerthen Ausfälle gegen den Priesterstand, gegen die Inquisition und andere Institutionen, die man seit Jahrhunderten jenseits der Pyrenäen in den Augen der Menge nie hatte verdächtigen, und noch weniger vernichten können, — die kühne oft derbe Wendung der einzelnen spannenden Situationen — all das zusammen verfehlte nicht, auf dem Büchermarkte Aufsehen zu machen und dieses Aufsehen in engern und weiteren literarischen Kreisen zu erhöhen. — Ah! riefen die Afterkritiker, comme cela ressemble à Calderon ou à Lopé! c'est divine! c'est merveilleux! — Merimée lachte in's Fäustchen, denn er sah, daß diese wichtig thuenden Herren nie einen Akt von Calderon oder Lope de Vega gelesen hatten. Wo hätte Calderon, der von der Trommel zum Altar geflüchtet war und aus innerem Antriebe das Zelt mit der Zelle, das Schwert mit dem Brevier vertauscht hatte, — wo hätte der fromme Don Lope Felix de Vega Carpio, der Secretär der Inquisition und Kammerfiscal des Pabstes Urban VIII., sich je gewagt, so an den Grundvesten der römischen Kirche auch

nur in Gedanken, geschweige denn in dieser Form bald bitterer Satyre, bald jovialen Spottes à la Boccaccio zu rütteln!? Die Herren Kritiker ließen sich nicht einmal durch das wirklich zweideutige Motto aus Sancho Pansa's Munde warnen, welches das Theater der Clara Gazul an der Stirne trug, — ja man zog sogar gerade daraus einen um so vortheilhafteren Schluß auf das Ganze*). — Als die Mystifikation entdeckt wurde, was freilich ziemlich lange dauerte, hatte Prosper Merimée die Lacher für sich und sein Werkchen nur desto größern Absatz. Trotzdem gelang es ihm zwei Jahre später mit einem andern Werkchen, dessen Titelschlagwort nur ein Anagramm von Gazul war, nämlich mit: „La Guzla, ou Choix de poésies illyriques, recueillies dans la Dalmatie, la Bosnie" etc. nicht nur die französischen, sondern auch die ausländischen Kritiker auf's Gelungenste hinter's Licht zu führen und selbst der ernsten deutschen, sonst so objektiven Gelehrsamkeit eine derbe Nase zu drehen, wie er dieß selbst in der Vorrede zu einer neueren Auflage der „Guzla" mit vielem Humor erzählt. (Wir werden diese Vorrede seiner Zeit sammt der „Guzla" in unsrer Gesammtausgabe geben.)

Ob Merimée allein auf die Motive einer muthwilli-

*) Es liegt nämlich in der sprüchwörtlichen Redensart der Spanier: hinchar un perro, einen Hund aufblasen, — ein Doppelsinn; es bedeutet sowohl einen Betrug bei einem Handel begehen, einen Bären aufbinden, als auch einen gespielten Possen entdecken, die im Sack gekaufte Katze finden.

gen oder geiſtreichen Myſtifikation hin die Fabel der Clara Gazul erfand, oder ob er — was ihm zuweilen ſchon zum Vorwurf gemacht worden iſt — dadurch einen um ſo raſcheren Succeß für ſich ſelbſt und einiges Aufſehen herbeizuführen ſuchte, alſo nur eine Art literariſchen Puffs ſpielte, laſſen wir unerörtert, da es uns genügen kann zu wiſſen, daß dieſe originellen dramatiſchen Scenen vollauf den Beifall und die Anerkennung in Frankreich erhielten, den ſie um ihrer Friſche, Keckheit und Laune willen verdienen.

Wir übergeben ſie hiemit unſern Leſern in der Ueberzeugung, daß ſie ſie nicht unbefriedigt wieder bei Seite legen werden.

Karl Herrmann.

Notiz über Clara Gazul.

Meine Bekanntschaft mit Clara Gazul (läßt Mérimée seinen Joseph L'Estrange in der Vorrede zur ersten Ausgabe 1825 sagen) datirt sich aus dem Jahre 1813 und aus Gibraltar her, wo ich damals mit dem Schweizerregiment Watteville in Garnison lag. Sie war damals vierzehn Jahre alt. Ihr Oheim, der Licentiat Gil Vargas de Castañeda, Anführer einer andalusischen Guerilla, war von den Franzosen aufgeknüpft worden, und hatte Doña Clara der Vormundschaft eines gewissen Fray Roque Medrano hinterlassen, eines finstern Mönchs, der mit ihr verwandt und Inquisitor am Tribunal von Granada war.

Der ehrwürdige Herr Pater hatte seiner Mündel ausdrücklich verboten, ein anderes Buch zu lesen als seine Horen, und, um sein Verbot desto wirksamer zu machen, höchst eigenhändig alle Bücher der kleinen Bibliothek verbrannt, welche der Licentiat Gil Vargas seiner Nichte hinterlassen hatte. Daher rührt nun wohl auch, wie ich vermuthe, der Haß der Dichterin gegen die Angehörigen

eines frommen Ordens, welchen die Weisheit des Königs von Spanien glücklicherweise jetzt aufgehoben hat. Ich hatte zufälligerweise unter meinem Gepäcke ein paar einzelne Bände, die ich Doña Clara schenkte, und durch deren Ueberlassung, welche mir das Mädchen sehr hoch anschlug, ich den ersten Grund zu unserer spätern Bekanntschaft legte. Ich habe diese auch während des spätern ganzen Aufenthalts in Spanien nach dem Befreiungskrieg, stets eifrig gepflegt, und bin daher besser als irgend Wer im Stande, eine Menge von Lügen und absurden Behauptungen, welche man in der Heimath dieser seltenen Frau über sie im Schwange hört, durch die reine Wahrheit zu entkräften und zu widerlegen.

Ueber ihre früheste Jugend ist fast nichts Gewisses bekannt. Selbst ich konnte nur das Wenige, was ich unten gebe, aus ihrem eigenen Munde hierüber erfahren. Als wir nämlich eines Abends rauchend bei ihr um den Brasero (das Kohlenbecken, das in Spanien die Stelle der Oefen vertritt, saßen, richtete ein Geistlicher unter uns an sie die Frage um ihre Herkunft und ihren Geburtsort; worauf uns Clara, welche gerade zum Erzählen aufgelegt war, nachstehende Geschichte zum Besten gab, die ich jedoch durchaus nicht verbürgen möchte.

„Ich erblickte das Licht der Welt," hub sie an, — „unter einem Orangenbaum an offener Heerstraße, in der Nähe von Motril im Königreiche Granada. Meine Mutter lebte vom Wahrsagen, und ich begleitete sie — oder

ſie trug mich vielmehr mit ſich — bis in mein fünftes Jahr. Um jene Zeit nun nahm ſie mich eines Tages mit ſich zu einem Canonicus in Granada (dem Licentiaten Gil Vargas), der uns mit ſichtbarer Freude in ſein Haus aufnahm. „Grüße Deinen Herrn Oheim!“ ſagte die Mutter zu mir, was ich denn ſofort auch that. Darauf küßte ſie mich noch einmal und verließ mich ſodann, und von jenem Augenblicke an habe ich ſie mit keinem Auge wiedergeſehen.“

Um uns weitere Fragen zu verderben, griff Doña Clara bei dieſen Worten nach der Guitarre, und ſang uns die Romanze von der Zigeunerin: Cuando me parió mi madre la gitana!

Ihre Genealogie hatte ſie ſich nach eigenem Gutdünken geſchaffen und zugeſtutzt. Weit entfernt, ſich eine reine Abkunft von alten Chriſten zuzuſchreiben, leitete ſie vielmehr ihre Abſtammung von mauriſchem Blute her, und nannte ſich eine Urenkelin des zärtlichen Mohren Gazul, der in den alten ſpaniſchen Romanzen ſo ſehr gefeiert iſt. Wie dem nun auch ſey, ein gewiſſer wilder Zug in ihrem Auge, ihre langen glänzend-ſchwarzen Haare, ihr ſchlanker feiner Wuchs, die ſchönen weißen Zähne und ihr leichtgebräunter Teint ſtrafen dieſe Angabe ihrer Abkunft nicht Lügen.

Als im ſüdlichen Spanien Ruhe und Frieden wieder hergeſtellt waren, zogen Doña Clara und ihr Vormund wieder nach Granada zurück. Der ehrwürdige Vater war

ſo eine Art Cerberus und geſchworener Feind von Serenaden. Wenn irgend in der Nachbarſchaft ein armer Barbier auf ſeiner geſtrengen ſchnarrenden Guitarre klimperte, ſchnaubte Frau Rosine, der überall nur Liebhaber witterte, in das Kämmerchen der Tochter Clara hinauf, warf ihr mit bittern Worten den Skandal vor, den ihre Koketterie wieder hervorgerufen, und ermahnte ſie, durch den Eintritt in ein Kloſter für das Heil ihrer Seele zu ſorgen (vermuthlich gelüſtete ihn einigermaßen nach dem Erbe, welches ihr der Licentiat Gil Vargas hinterlaſſen hatte, und das er ihr nun mit guter Manier ablocken wollte). Gewiß verließ er ſie alsdann niemals, ohne ſich verſichert zu haben, daß die Eiſengitter des Fenſters und die Schlöſſer der Thüre ihm hinreichende Bürgen für ihr gutes Betragen und ein entſprechender Hort für ihre Tugend ſeyen.

Eines Tages ſchlich er ſich ſo ſachte in Clara's Kämmerchen hinauf, daß er ſie über'm Schreiben ertappte; aber nicht etwa über'm Schreiben einer Komödie, denn das hatte ſie damals noch nicht unternommen, ſondern über der Abfaſſung eines höchſt leidenſchaftlichen glühenden Liebesbriefs. Der Zorn des ehrwürdigen Vaters war nicht geringer als das Verbrechen der jungen Schelmin, und ſie mußte es in einem Kloſter abbüßen.

Vierzehn Tage nachdem man ſie in einem ſolchen eingeſperrt hatte, wußte ſie Mittel zu finden, über die Kloſter-

manern zu entkommen, und es gelang ihr sofort, mehr als drei Monate lang sich allen Nachforschungen zu entziehen.

Nach Verlauf dieser Zeit erfuhr Fray Roque mit Entsetzen, daß die seiner Obhut anvertraute schüchterne Taube mit höchst aufmunterndem Erfolge auf dem Teatro Mayor (großen Theater) in Cadix als Doña Clara in dem Stücke la Magnata (die Heuchlerin) aufgetreten sey.

Sporenstreichs verließ er Granada, um die Flüchtige wieder aus dem sonderbaren Asyl zu holen, das sie gewählt hatte. Die Freunde öffentlichen Aergernisses freuten sich schon bei der Aussicht auf den künftigen Prozeß zwischen einem Requisitor und einem Theaterdirektor, als ein Anfall von zurückgetretener Gicht das heilige Officium um eines seiner eifrigsten Mitglieder, und die lebhafte Clara um einen höchst unbequemen sauertöpfischen Vormund brachte.

Man hat Clara's Entschluß, ihr Heil auf dem Theater zu versuchen, den verschiedenartigsten Beweggründen zugeschrieben: die Einen wollten darin eine angeborne, natürliche Neigung und Vorliebe für den Schauspielerstand sehen — die Andern schrieben ihn einer Liebschaft mit dem Joven galan (dem ersten Liebhaber) des Teatro grande zu, und wieder Andre versicherten, nur Mangel und Armuth hätten Donna Clara für die Bühne entschieden.

Kurz vor der Empörung der auf der Insel kantonnirten Truppen hatte Doña Clara die Erbschaft ihres Oheims angetreten und einen kleinen Salon aufgethan,

der nun bald der Sammelplatz aller Schöngeister und aller Constitutionell-Gesinnten von Cadix wurde. Der Ruf worin sie stand, nämlich eine eifrige Anhängerin der freisinnigen politischen Grundsätze zu seyn, wäre ihr bei dem Blutbade vom 11. März fast theuer zu stehen gekommen. Einen der Leales de Fernando Septimo war auf der Straße mit ihr zusammengestoßen, und hatte schon den Säbel geschwungen, um sie niederzuhauen, als ihm einer seiner Kameraden mit den Worten in den Arm fiel: „Siehst Du denn nicht, Dummkopf, daß es Clarita die Comödiantin ist, die uns neulich in dem Saynete (Lustspiel) La Gitana (die Zigeunerin) so ergötzte?“ — ‘Ich weiß wohl,’ versetzte der Andere, ‘aber sie ist eine geschworne Feindin Gottes und des Königs!’ — „Thut nichts zur Sache, ich wenigstens will sie noch einmal in der Rolle der Gitana sehen!“ wandte der Erstere ein, und rettete Doña Clara dadurch das Leben. —

In den nächsten Tagen erschien Doña Clara stets mit der National-Kokarde auf der Brust auf den Brettern und sang patriotische Lieder und Hymnen mit soviel Anmuth, daß sie sogar den Serviles den Kopf verrückte. Alle Offiziere des Regiments Outroga waren total in ihre schönen Augen vernarrt.

Zwei Offiziere von dem Bataillon America hatten ihretwegen Händel bekommen. Sie hatte nämlich den Einen von ihnen eine eigenhändig angefertigte Nationalkokarde von grünen Seidenbändern zum Geschenk gemacht, welche

der Andre dieſem gewaltſam abführen wollte. Eine Forderung war die nächſte Folge davon, und Beide ſtellten ſich auf der Menſur. Aber Clara hatte Wind davon bekommen, und fand ſich ebenfalls zur beſtimmten Stunde am Ort des Rendez-vous ein. Was für Mittel ſie anwandte, um die Wuth und Blutgier der beiden Nebenbuhler zu beſänftigen, iſt nicht bekannt geworden; aber ſoviel iſt gewiß, daß ſie am Abend Arm in Arm mit den beiden wiederausgeſöhnten Kameraden nach Cadix zurückkehrte, Beide mit ſich zum Souper nahm, und ſo innig wieder vereinigte, daß ſie niemals wieder Streit bekamen.

Ihr literariſcher Ruf begann mit und gründete ſich auf ein kleines Stück unter dem Titel: „Ein Weib iſt ein Teufel!“ — Der Gegenſtand, welchen das Stück behandelte, war dem Publikum gänzlich unbekannt geblieben, und man kann ſich die Ueberraſchung und das Staunen des ſpaniſchen Auditoriums denken, als es zum Erſtenmal die Beamten der Inquiſition im Galla-Koſtüm auf der Bühne erblickte. Das leichte, kleine Stück fand einen wahnwitzigen Applaus: es war als ob Schüler ihren Zuchtmeiſter mit Ruthen ſtreichen ſähen, ſo jauchzte das der Inquiſition müde, von freiſinnigen Ideen aus langer Verblendung wachgerufene Volk dieſer bittern Satyre auf die Kirchentyrannen zu.

Inzwiſchen ſammelten ſich die Phariſäer und Heuchler und ſchrieen Zeter über den Skandal. Ein paar Marquiſen und Herzoginnen — ärgerlich darüber, daß Jeder-

mann die steife Langeweile ihrer Salons mied und zu der muthwilligen Comödiantin Panner floh — veranlaßten ihre Männer, bei der Regierung Beschwerde über Doña Clara zu führen. Allein diese besaß ebenfalls vielgeltende Fürsprecher, und die Komödie ward nicht verboten, sondern nur mit einem moralischen Prolog vorgeschuht, den wir — nur der Vollständigkeit wegen — in unserer Uebersetzung ebenfalls dem Stücke vorangeschickt haben. Clara hatte sich vorgenommen, den zweiten Theil von „Ein Weib ist ein Teufel" aufführen zu lassen, allein ihr Beichtvater — der Feldprediger des Regiments de la Constitucion — wurde davon so empört und in Harnisch gebracht, daß er sie veranlaßte, das kleine Manuscript dem Flammentod zu übergeben.

Von diesem Augenblicke an verbreitete sich und stieg ihr Renommee mehr und mehr, und ihre Theaterstücke folgten rasch auf einander, bis zu ihrer Flucht nach England unter der Restauration. Da sie jedoch erst 1822 dem Druck übergeben und auf den Madrider Bühnen noch später aufgeführt wurden, sind sie bis dato im Ausland fast gänzlich unbekannt geblieben und zumal in Paris, wo dermalen eine gewisse Nachfrage und Vorliebe für ausländische Geistesprodukte sich zu zeigen scheint.

Eine Gesammt-Ausgabe der Theaterstücke von Doña Clara Gazul in zwei kleinen Quartbänden war zu Cadiz veranstaltet worden; allein die royalistischen Juntas hatten nach der Niederlage der constitutionellen Partei nichts Eili-

geres zu thun gewußt, als die Werke der Clara Gazul auf das Verzeichniß der verbotten, für Kirche und Staat gefährlichen Bücher zu setzen, und den Rest der Auflage der Vernichtung zu übergeben. So ist die Originalausgabe äußerst selten geworden. Die Uebersetzung, welche wir hiemit der Lesewelt bieten, darf man füglich für eine sehr getreue halten, da sie in England unter den Augen der Doña Clara gefertigt wurde, welche sogar die Güte hatte, mir eine ihrer noch ungedruckten Arbeiten zur Einreihung in diese Ausgabe zu überlassen. Es ist dieß das letzte Stück der ersten Abtheilung „Himmel und Hölle," das in Spanien noch gar nie und in London nur auf einem Liebhabertheater zur Ausführung gekommen ist.

1825. Joseph L'Estrange.

Die Spanier in Dänemark.

Komödie in drei Aufzügen [1].

Que el orbe se admire,
Y en nosotros mire
Los hijos del Cid.

Als Vorwort.

„Der Marquis de la Romana, spanischer General, ist gebürtig von der Insel Majorca, wo seine Familie großes Ansehen genießt, und ein Neffe des berühmten Generals Ventura Caro.

„Er erhielt in seiner Jugend eine äußerst sorgfältige Erziehung, verstand mehrere Sprachen, und legte für die Wissenschaften einen leidenschaftlichen Eifer und eine Fassungskraft an den Tag, die ein seltenes Ziel erreicht hätten, wäre ihnen nicht bald darauf, durch die militärische Laufbahn la Romana's, eine andere Richtung gegeben worden. Er machte nämlich mit seinem Oheim im Jahr 1793 den Feldzug gegen die Franzosen mit und zeichnete sich bei mehreren Gelegenheiten, besonders aber bei der Vertheidigung des Postens Biriatori, vortheilhaft

---

1) Wir sagen Aufzügen, da sich Merimee des ältern Ausdrucks Jornada, Tag, Tagewerk, für Akt bedient und ihn mit journée wiedergibt. Wir fänden im Deutschen keinen analogen Ausdruck.

Der Uebersetzer.

auf; später wurde er verwundet. Im Jahr 1795 machte er sich um die Vertheidigung von Katalonien sehr verdient. Als der Friede ihm zu reisen erlaubte, gieng er nach Frankreich, und besuchte von da hierauf die bedeutendsten Städte Europa's.

„Als Napoleon im Jahr 1807 von König Karl IV. ein Hülfscorps von 15,000 Mann zur Unterstützung der Operationen seiner Armee im nördlichen Europa verlangte, ward der Oberbefehl über dasselbe dem Marquis de la Romana übertragen. Kaum waren diese Truppen an ihrem Bestimmungsorte angelangt, so wurden mehrere Corps derselben vor den Feind geführt, und fochten mit Auszeichnung. Besonders die Kavallerie schlug sich stets mit entschiedenem Vortheil gegen die feindlichen Armeen.

„Der Marquis de la Romana stand noch unter der französischen Fahne auf der Insel Fünen, als er fast zu gleicher Zeit die Begebenheiten zu Madrid am 2. Mai 1808 erfuhr und die Kunde bekam, daß Napoleon mit seinen Absichten auf den spanischen Thron nunmehr offen herausrücke. Sofort beschloß der Marquis de la Romana, in sein Vaterland zurückzukehren und sich zu den Vertheidigern der Sache der Nationalität und der Unabhängigkeit zu schlagen. Allein es galt zunächst, hinter dem Rücken des Fürsten von Ponte-Corvo (Bernadotte, nachmaligen Königs von Schweden), des Oberbefehlshabers der französischen Armee, mit den spanischen Agenten in London und der englischen Regierung sich in Verkehr zu setzen. Dieß gelang ihm denn auch vermittelst des Schiffskapitains Don Rafael Lobe, der auf dem englischen Geschwader im baltischen Meere diente; er schiffte sich heimlich mit all seinen Truppen ein, und ließ nur etliche hundert Mann in Jütland und Seeland zurück, welche bald von den dänischen Truppen umzingt und entwaffnet wurden.

„Bei seiner Rückkehr nach Spanien vereinigte sich la Romana mit den sogenannten Insurgenten; allein weder sein Muth noch seine militärischen Talente konnten ihn vor zahlreichen Nie-

verlagen ſchützen. Die von Eſpinoſa war eine der verhängniß-vollſten für ihn. Gleichwohl ließ er den Muth nicht ſinken. Zu Ende des Jahres 1808 vereinigte er ſeine über das Königreich Leon hin zerſtreuten Truppencorps, und bildete aus ihnen und andern die ſogenannte linke Armee. Zu Anfang des Jahres 1809 hatte er eine ſehr lebhafte Affaire mit einem der franzöſiſchen Truppencorps, welche die damals in vollem Rückzuge befindliche engliſche Armee verfolgten: Er machte jenem Corps nachdrücklich und mit Hartnäckigkeit jeden Fußbreit Boden ſtreitig, büßte aber ſeine beſten Truppen dabei ein. Den Engländern gelang es endlich, ſich einzuſchiffen, und der Marquis de la Romana zog ſich in die Provinz Orenſe (in Galizien) zurück, wo er feſten Fuß faßte und von wo aus er die Operationen der franzöſiſchen Armee bedeutend zu hemmen wußte, indem er ſie ſtündlich und auf allen Punkten zu necken ſuchte und auf dem Marſche beunruhigte. Mittelſt dieſes Syſtemes bemächtigte er ſich der Stadt Villafranca und zog nach Aſturien hinüber, wo er den Offenſivkrieg in gleicher Weiſe fortführte. Die Provinz Valencia ernannte ihn endlich zum Mitglied der Junta von Sevilla; er legte daher ſein militäriſches Commando nieder und begab ſich an ſeinen neuen Beſtimmungsort. Seine Kollegen wußten den Scharfblick, die Kenntniſſe und Umſicht dieſes ſeltenen Mannes vollauf zu ſchätzen, und er übte keinen unweſentlichen Einfluß auf alle die wichtigen Maaßregeln aus, welche damals in's Werk geſetzt wurden. Im Jahr 1810, als die Franzoſen nach Andaluſien einfielen und die Junta von Sevilla zur Flucht nöthigten, übernahm der Marquis das Kommando der längs den Ufern der Guadiana aufgeſtellten Armee, und ſtieß mit dieſer zu dem Herzog v. Wellington, als dieſer ſich in die Linien von Torres-Vedras zurückzog.

„La Romana vertheidigte darauf gemeinſchaftlich mit dem General Hill das linke Ufer des Tajo, deſſen ſich der Marſchall Maſſena trotz der geſchickteſten Manöver niemals ganz bemächti-

gen konnte. Allein die Strapazen dieser Art der Kriegführung hatten seine Gesundheit untergraben, und er starb an den Folgen eines lang versteckten körperlichen Leidens am 28. Januar 1811 zu Cartaxo in Portugall.

„Seine Landsleute und selbst die Franzosen ließen seiner Bravour, seinen Talenten und seinen redlichen ehrenhaften Absichten volle Gerechtigkeit widerfahren, und die Spanier zählen ihn unter ihre ausgezeichnetsten Feldherrn der neuern Zeit.“

(Neue Biographien der Zeitgenossen.)

Vorſpiel.

Perſonen:

Ein Grande. Ein Dichter.
Ein Hauptmann. Clara Gazul.

Schauplatz: Das Garderobe-Zimmer von Clara Gazul im Theater.

Der Grande: Endlich ſind Sie mit Ihrer Toilette zu Ende?!

Dichter: Und immer ſchön wie ein Engel!

Hauptmann: Und wie? Was ſeh' ich? Ohne Basquina und Mantilla [1])?

Clara: Sie vergeſſen, daß ich in keinem ſpaniſchen Stücke ſpiele.

Hauptmann: Das thut mir leid.

Grande: Wer iſt der Verfaſſer?

Clara: Ich kenne ihn nicht.

Dichter (ſpöttlich): Immer discret! immer auf der Hut! O wir Dichter ſind Ihnen zum höchſten Danke verpflichtet!

(Sie ſetzen ſich Alle.)

Clara (lebhaft): Nun, das gefällt mir, meine Herren!

1) Die üblichſte Frauentracht in Spanien; die Basquina iſt ein enger kurzer Rock, die Mantilla ein ſchwarzer Schleier, in welchen ſich die ſpaniſchen Frauen außer dem Hauſe zeigen.

Sie ſetzen ſich ja Alle ſo breit und feſt hin, als ob Sie Luſt hätten, den ganzen Abend hier in meinem Garderobe-Zimmer zu verbringen! — Erlauchteſter Herr Graf, wenn Sie ſich ſo im Armſtuhle ausſtrecken, ſchlafen Sie ſicher ein und kommen um die ganze Komödie!

Grande: Bah, was thut das? Wiſſen Sie ja doch, daß ich auch ſonſt nie vor dem zweiten Aufzug [2]) erſcheine!

Dichter: Apropos, ich hoffe doch, daß die neue Komödie in Akte eingetheilt iſt?

Clara: Da hoffen Sie vergebens, mein Herr! Aber ſollte das die Komödie ſchlimmer machen?

Dichter: Je nun, beſſer wird ſie dadurch auf keinen Fall. Zuvörderſt ſcheint mir ſodann der Titel etwas ungereimt zu ſeyn, da bis jetzt — ſoviel ich weiß — niemals Spanier in Dänemark waren. Nicht wahr, Excellenz?

Grande: Vielleicht etwa zur Zeit der Kriege von Pavia?.... Unter dem großen Feldherrn..... — Sie haben ſich damals vielleicht beigehen laſſen, jenen Weg einzuſchlagen..... Mir däucht, es iſt kein Umweg, wenn man, um nach Dänemark zu gehen, jene Straße einſchlägt..... Was meinen Sie, Señor Licentiat?

Dichter (mit einer zuſtimmenden Verbeugung): Ganz natürlich,

---

2) Hier gebraucht Merimée abermals den Begriff **Jornada**, im Gegenſatz zu der neueren Bezeichnung Akt. Im alten ſpaniſchen Drama iſt es nämlich herkömmlich, jede **Comedia** (womit der Spanier jede größere dramatiſche Dichtung überhaupt bezeichnet) in **drei** Abtheilungen oder **Jornadas** zu ſcheiden, deren erſte — meiſt kürzeſte — die Expoſition, die zweite, längere die Peripetien, und die dritte, größte endlich die Kataſtrophe umfaßt. Ihnen voran gehen entweder Vorſpiele oder moraliſche Prologe; zwiſchen die Akte hinein ſchiebt man aber Ballette, welche auf die Handlung Bezug haben (wie in unſerm vorliegenden Stücke) oder ganz abgeſonderte, ſelbſtändige Bluetten: **Sayneten** und **Entremeſes**, welche den heutigen Poſſen und den Schäferein und Balletten aus Molière's Zeit gleichkommen.

Der Überſetzer.

Excellenz! ohne allen Zweifel. — Aber der geradeste Weg bleibt doch immer.....

Grande: Der beste, — ja, ja, ganz recht!

Hauptmann: Wie, Señor Licentiat? Sie behaupteten vorhin, die Spanier seyen noch nie nach Dänemark gezogen? Allerliebst, bin ich doch selbst mit dem großen Marquis de la Romana dort gewesen, und habe — bei Gott! — um ein Haar meine Nase dort gelassen? — Auf Ehre! ich hatte die Nase so erfroren, daß man sie fast für ein Stück Eis hätte halten können.

Clara: Bravo, Señor Kapitän! Sie haben den Stoff dieses Stückes errathen!

Alle drei: Wie? es handelt vom Marquis de la Romana?

Clara: Zuverlässig.

Hauptmann: Nun, dann muß die Komödie vortrefflich seyn, — das möchte ich mit meinem Wort verbürgen! — Der Marquis war ein großer Mann. Er hat in unserem Lande den kleinen Krieg der Cuadrillas organisirt, womit wir die Franzosen aus unserem alten Spanien vertrieben haben.

Grande (geringschätzend): Wie abgeschmackt, den Marquis de la Romana einen großen Mann zu nennen! diesen Parteigänger, dieses Muster von Ungerechtigkeit, der mir nicht einmal ein Regiment geben wollte . . . mir eine Obristenstelle verweigerte, — mir!

Dichter: Es ist ja aber rein unmöglich, eine Komödie über Leute zu machen, die kaum gestorben sind; ich finde das zum Mindesten sehr kühn!

Clara: Kaum gestorben?! . . . Wollte Gott, der arme Marquis lebte noch!

Hauptmann: Bei Gottes Blut! ich erinnere mich noch lebhaft des Tages, wo wir in Galizien[3]) mit unsern alten

---

3) Bei Espinosa; der Marquis de la Romana war damals gerade abwesend in England.

Waffenbrüdern aus Polen zusammentrafen. Wir waren Alle wie aus den Wolken gefallen . . . Unglücklicherweise war de la Remana nicht bei uns, sonst . . . und . . .

Grande: Thun Sie uns doch den Gefallen, Clarita, und sagen Sie uns in Kürze, was denn die neue Komödie eigentlich vorstellt!

Clara: Gedulden Sie sich noch ein wenig, erlauchter Señor, und Sie werden es selbst sehen!

Dichter: Diesen Aeußerungen nach zu schließen beginnt also die Komödie in Dänemark, und endet zu Espinosa in Galizien. — Die Entfernung ist ja nur unbedeutend, und diese Herren Romantiker haben so leichte und bequeme Verkehrsmittel . . .

Clara: Sie urtheilen zu rasch, Señor Licentiat, und wissen nicht, was Sie da schwatzen. Das ganze Stück trägt sich auf der Insel Fünen zu!

Hauptmann: Ja, ja, ganz recht, auf der Insel Fünen! da ist eben der Ort, wo ich beinahe meine Nase eingebüßt hätte.

Dichter: Meinetwegen denn -.- . aber die dramatischen Einheiten?

Clara: Meiner Treu! ich weiß nicht, wie es damit steht. Um ein Stück zu beurtheilen, frage ich nicht erst, ob die ganze Begebenheit sich in vierundzwanzig Stunden zuträgt und ob alle Personen an demselben Ort zusammenkommen, die Einen um ihre Verschwörung einzufädeln, die Andern um sich ermorden zu lassen, und die Dritten um sich über den Leichnamen der Zweiten zu erbolchen, wie dieß jenseits der Pyrenaen geschieht!

Grande (der nur das Ende der letzten Phrase Clara's gehört hat, lebhaft): Warum nicht gar? Ermorden sich diese Franzosen so mir nichts, dir nichts? . . . Sonderbar! ich war doch auch in Frankreich und hörte nie etwas Derartiges, obwohl ich fast ganz Paris kennen lernte!

Dichter (bei Seite): Welche Bornirtheit! Traurig genug,

daß ein Menſch wie ich genöthigt iſt, Verſe für einen Burſchen wie er zu machen! — (laut): Um aber wieder auf unſere Einheiten zurückzukommen . . .

Hauptmann: Laſſen wir das, Señor Licentiat! Was kümmert Sie das, ob eine Einheit in dem Stücke iſt oder nicht! Ihr Dichter könnt doch keinen Andern ungehudelt laſſen!

Dichter: Was ich einwende, geſchieht lediglich im Intereſſe der Kunſt! Es wäre ſehr zu wünſchen, daß wir hierin unſern Nachbarn, den Franzoſen, nachahmten! . . .

Hauptmann: Nein, nein! den Teufel auch! wir ſollen den Franzoſen nichts nachmachen, als etwa das Exercitium beim Feuern in zwölf Temp's, das ſie mit mehr Eleganz und Leichtigkeit zu Wege bringen als wir!

Grande: Und in ihrer Achtung für den Adel! In Frankreich ſind es Gottlob ſtets Leute von vornehmer Abkunft, denen man die Portefeuilles der Miniſter anvertraut, während dermalen bei uns[4]) . . .

Clara: Freilich, freilich! es iſt eine himmelſchreiende Sünde! . . . Dieſe verdammte Conſtitution! . . . Ein Miniſterpoſten ſtünde Ihnen ſo gut an, Señor!

Grande: Und warum denn nicht? . . . Beſitze ich nicht erlauchte Ahnen und alle möglichen politiſchen Talente? — Fragen Sie nur den Señor Licentiaten hier: er muß ſich darauf verſtehen!

Dichter: Gewiß! wir haben keine ältere Familie im Königreiche, als die Eurer Excellenz.

Hauptmann: Alle Wetter! Es lebe die Gleichheit! Ich bin ſchon lange genug Kapitän; ſoll es noch dahin kommen, daß irgend ein Gelbſchnabel aus vornehmem Hauſe mir die Oberſten-

4) Man vergeſſe dabei nicht, daß dieſe Komödie unter der conſtitutionellen Regierung geſchrieben wurde.

Epauletten vor der Nase wegschnappt, nachdem ich schon so lange darauf gewartet habe?

Graude: Kapitän! Kapitän! . . . Man gibt heutzutage keinem Guerilleros . . .

Clara (lebhaft): Ruhe, meine Herren! zanken Sie sich hier nicht, oder ich weise Ihnen Allen die Thüre! — Sie sollen jetzt das neue Stück ansehen, das hoffentlich Ihnen Allen gefallen wird. Sie, erlauchter Señor, werden sich für einen altadeligen Marquis interessiren! — Ihr Liebling, Kapitän, wird der Adjutant des Generals la Romana seyn, — ein Mann, dessen Namen allen Spaniern ein theurer ist! . . .

Hauptmann: Was für ein Name? Ich habe einen Adjutanten des Marquis de la Romana gekannt, der sich seine Epauletten in den Vorzimmern des Friedensfürsten Don Manuel Godoy geholt hatte!

Clara: Der Name Ihres Helden, Kapitän, ist Don Juan Diaz . . .

Hauptmann: Don Juan Diaz Portier? . . . Bravo, bravo! der Marqueſito!

Clara: Das wollte ich nicht sagen; er heißt nur schlechtweg Don Juan Diaz[b]) . . . Für Sie, Señor Licentiat! der

---

b) Es scheint, daß sich Clara Gazul den durch seine Tapferkeit und sein Unglück so berühmten Don Juan Diaz Portier — in Spanien besser gekannt unter dem Stichnamen el Marqueſito, der kleine Marquis — zum Helden des Stückes gewählt hat. Ich weiß nicht, ob er wirklich mit la Romana auf Fünen war. Nur so viel ist gewiß, daß nach Ferdinand's VII. Rückkehr in seine Staaten sich Portier offen für die Constitution der Cortes erklärte, die er schon während des Befreiungskrieges so rühmlich vertreten hatte. Ein Versuch, den er im September 1815 zu Coruña machte, die Constitution zu proklamiren, verunglückte total, und Portier selbst wurde von elenden Waffenbrüdern verrathen, den Militärbehörden überliefert, durch Standrecht zum Tode verurtheilt, und am 3. October 1815 erschossen. Die Grabschrift, welche er sich selbst gemacht, lautet: — „Hier „ruht die Asche des Don Juan Diaz Portier, Generals der spanischen

Sie alles, was aus Frankreich kommt, so sehr zu lieben scheinen, wird ein besonderer Reiz darin liegen, daß die Heldin des Stückes eine Französin ist!

Dichter: Wie? eine Französin in Dänemark? . . . Was soll sie denn dort machen?

Grande: La Romana war der ungerechteste, parteiischste Mensch, den ich je getroffen habe: — das Stück muß schlecht seyn.

Hauptmann: Zum Henker mit dem Stück und dem Verfasser, wenn die Heldin eine Französin ist!

Clara? Nun denn! Keiner von Ihnen, Señores, ist also zufrieden? Mir ahnt, ich werde Ihnen nicht sehr zu Dank spielen . . . Sie, Kapitän? Sie wollen also nicht einmal Ihrem General klatschen?

Hauptmann: Doch, doch! vorausgesetzt, daß man in dem Stücke weidlich auf die Franzosen schimpft!

Clara: Und Sie, Señor Escolastico? . . . da ja doch Franzosen in dem Stücke auftreten?

Dichter: Je nun, meinetwegen! vorausgesetzt, daß es Leute sind, die man seit mindestens vier Jahrhunderten unter die Todten zählen darf.

Clara: Und wenn diese Menschen erst seit dreihundertundfünfzig Jahren todt wären, könnte darum die Komödie nichtsdesteweniger gut seyn?

Dichter: Das ist schwer zu entscheiden.

Clara: Dann wird das Stück wenigstens mit der Zeit gut werden. (Lachend): Wahrhaftig, ich möchte in vierhundert Jahren wieder auf die Welt kommen, um die Komödie beklatschen zu hören! — Aber Sie, Excellenz? ich bitte Sie dringend, beklatschen Sie wenigstens einen spanischen Marquis von altem Adel!

„Herre, welche glücklich gefochten gegen die Feinde seines Vaterlandes, aber „als Opfer politischer Zwistigkeiten und Meinungsverschiedenheit fiel. „Theilnehmende Seelen, ehret die Asche eines Unglücklichen."

J. P. E.

Grande: Ich? eine Familie beklatschen, die mich wenigstens um sieben meiner Beinamen gebracht hat?

Clara: Hole Euch Alle der Henker! — (Zum Publikum). Sie, meine Herren! sind vernünftige, urtheilsfähige Leute, hören Sie mit Nachsicht das neue Stück an! Der Verfasser empfiehlt sich Ihrer Großmuth!

Die Spanier in Dänemark.

Perſonen:

Der Marquis de la Romana.
Don Juan Diaz.
Der franzöſiſche Reſident auf der Inſel Fünen.
Charles Leblanc, franzöſiſcher Offizier.
Wallis, ein engliſcher Offizier.
Der Gaſtwirth zu den drei Kronen.
Frau von Tourville (Madame Leblanc).
Frau von Coulanges, ihre Tochter (Mademoiſelle Leblanc).
Diener. Offiziere. Soldaten.

Der Schauplatz iſt die Inſel Fünen im Jahr 1809.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Das Kabinett des franzöſiſchen Reſidenten.

(Man hört in der Ferne einen Marſch ſpaniſcher Militärmuſik.)

Der Reſident (allein):

La-la-la, la-la-la! Zum Henker mit ihrer verdammten Muſik! — Die Parade iſt gottlob zu Ende. Es wird mir immer unheimlich, wenn ich mich mitten unter dieſen ſonnegebräunten alten Soldaten ſehe! (Blickt durch das Fenſter): Aha, der General

Ja Romana geht nun auch nach Hauſe: nun wollen wir ausruhen. Du lieber Gott! was für ein rauhes ungeſchlachtes Handwerk! Meine Inſtruktionen legen mir ausdrücklich auf, mich immer unter dieſe Offiziere zu miſchen! — Da bin ich nun abermals eine volle Stunde mit ihnen herumgeſchlendert... Pfui doch, meine Kleider ſtinken nach Taback wie eine Wachtſtuben-Matratze; man könnte ohnmächtig werden. — In Paris könnte ich mich ſechs Wochen lang in keiner anſtändigen Geſellſchaft blicken laſſen ... aber in Fünen, in dieſer nordiſchen Einöde, wo ſich Fuchs und Haſe gute Nacht geben, iſt man freilich nicht ſo delikat. (Setzt ſich in ſeinen Lehnſtuhl): Auf Ehre, ich fürchte mich faſt vor dieſen Burſchen mit den abſcheulich langen Schnurrbärten und den wilden, ſchwarzen, ſtechenden Augen. Zudem ſcheinen ſie uns Franzoſen nicht-ſenderlich grün zu ſeyn ... dieſe verteufelten Spanier ſind ſo bernirt, ſo eigenſinnig, ſo total unwiſſend ... das verwünſchte Geſindel begreift gar nicht, daß unſer erhabener Monarch nichts Anderes will als ihr Glück, ihr wahres Beſtes, wenn er ihnen ſeinen erlauchten Bruder zum König gibt ... Sie finden das Klima hier ein wenig rauh und kalt... und ich — parbleu! ich finde es ebenfalls. — Ich muß die Ehre wahrlich theuer erkaufen, die mir eine Miſſion wie meine jetzige einträgt ... Morbleu! als ich mich auf die Diplomatie legte, erwartete ich zuverſichtlich, man werde mich nach Rom oder Neapel ſenden oder wenigſtens in ein Land, wo man gute Geſellſchaft trifft ... — Ich felicitire beim Miniſter ... in der Converſation laſſe ich zufällig mir entſchlüpfen, daß ich ſpaniſch verſtehe; wie ein Falke ſtürzt er auf mich los. —' Sie ſprechen ſpaniſch?' ruft er; 'das iſt ja allerliebſt; ſo finde ich auf einmal, was ich brauche!' ... Entzückt verlaſſe ich die Audienz, eile nach Hauſe; eine Viertelſtunde ſpäter erhalte ich meine Päſſe und Inſtruktionen; ... aha, es geht nach Madrid, denke ich! ... Ohe, fehlgeſchoſſen! es geht vielmehr nach der Inſel Fünen, zu dem ſpaniſchen

Armeekorps des Generals Marquis de la Romana!... Nach der Inſel Fünen! Lieber Gott, wie muß man ſich in Paris gewundert haben, mich nach Fünen verſetzt zu ſehen! — Bei alle dem hetzt man mich noch ebendrein heute dahin, morgen dorthin, als ob ich ein Militär wäre. Ja, wenn ich wenigſtens noch drüben in Dänemark bei der Armee des Fürſten v. Ponte-Corvo wäre, dort fänden ſich doch wenigſtens Franzoſen zum Umgang, — aber hier? — Hier ſoll ich nun leider bleiben, unter einem Haufen Tramer, Dänen, Hannoveraner, Deutſcher aller Art ... Dieſe Burſchen vertragen ſich unter einander wie Hunde und Katzen. Man ſoll ſie beobachten, ausholen, amuſiren, divertiren, ihnen Vernunft, Natur und Civiliſation einrichtern, wie meine Inſtruktionen mir vorſchreiben? — Allein das iſt, meiner Treu, ein ſchweres Stück Arbeit! Sie wollen ſich durchaus nicht überzeugen laſſen, daß die Engländer mit ihrem Zucker ihre Todfeinde ſind. Sie möchten für ihr Leben gern wieder weſtindiſchen Kaffee und tauſenderlei andere Dinge haben; allein wenn wir ſie entbehren müſſen, können ſie deſſen auch ſich entbrechen. — Mein Gott, wann werden wir einmal England einnehmen! die verwünſchten Engländer tragen allein die Schuld, daß ich mich hier unter dieſen zigeuneriſchen ſpaniſchen Spitzbuben langweilen muß! ... Ach, du liebe Zeit! das Wetter war heute wieder einmal recht feucht und unfreundlich; — man darf ſich ordentlich glücklich ſchätzen, wenn man ohne einen tüchtigen Schnupfen oder Bruſtkrampf davon kommt. — Am liebſten würde ich mich zu Bette legen, aber ich muß noch meinen Rapport machen ... Verwünſchtes Handwerk! keinen Augenblick Ruhe. — Schon wieder einen Kurier! aber was ſoll ich darin ſagen? ... Der Fürſt ſchreibt mir, er habe allen Grund, die Treue des Marquis la Romana zu bezweifeln. Er trägt mir auf, ein wachſames Auge auf ihn zu haben, und die Stimmung ſeiner Soldaten häufig zu ſondiren! — Ja, ja, ſondiren! das iſt bald geſagt! ... Aber wer ſagt mir, wie ich es angreife, um ihnen in's Herz zu ſehen ... Die

Haut dieſer Haldwohren iſt ja ſo ſchwarz, daß man ihr Herz gar nicht hindurch ſehen kann. — Sapperment! da ertappe ich mich auf einem köſtlichen Mot! — Das ſchreibe ich auch ohne Weiteres an den Fürſten Pente-Corvo; das wird ihm das Zwerchfell erſchüttern, und das fördert das Avancement, wenn man den Leuten hie und da die Laune aufheitert. — Ja ja, ſo ſoll's werden, — ich ſchreibe daſſelbe auch nach Paris. — (Er fängt an zu ſchreiben.) . . . Der Einfall iſt wahrlich nicht übel . . .

Diener (ſchonend). Eine Dame wünſcht den gnädigen Herrn zu ſprechen!

Reſident: Eine Dame? Allerliebſt! Und was für eine Art von Dame.

Diener: Eine Franzöſin, gnädiger Herr! . . . Sie iſt äußerſt geſchmackvoll gekleidet, und hat ein ſehr gewandtes Benehmen.

Reſident: Eine Franzöſin auf der Inſel Fünen? eine Franzöſin in Nyborg? — Meiner Treu, ein unverhofftes Glück! Kaſſeur, gib mir meinen blauen Frack und die Uhr mit den Brelogues. — Schnell einen Kamm! So — nun führe ſie herein.

Frau v. Contanges (in Reiſekleidern, tritt ein).

Diener (tritt hervor): Frau v. Contanges.

(Geht ab.)

Reſident (bei Seite): Alle Wetter! das iſt mindeſtens und ohne Zweifel die Gattin eines Generals. — (Laut): Ich bin in der That in Verzweiflung, Madame, Sie inmitten des diplomatiſchen Wuſts und Wirrwarrs eines Kabinets empfangen zu haben, das . . .

Frau v. Contanges (ihm ins Wort fallend): Geruhen Sie gefälligſt dieſen Brief hier zu leſen, mein Herr!

Reſident: Vor Allem, Madame, belieben Sie Platz zu nehmen.

Frau v. Contanges: Mein Herr, ich bitte . . .

Reſident: O, bitte, nehmen Sie dieſen Lehnſtuhl!

Frau v. Coulanges (verlegen): Wenn ich bitten dürfte ...

Resident (der den Brief noch immer unerbrochen in der Hand hält): Madame kommen wahrscheinlich direkt von Paris? ...

Frau v. Coulanges: Zu dienen, mein Herr! Aber dieser Brief ...

Resident (noch immer zögernd): Ich wage kaum zu hoffen, Madame, daß Sie einen längern Aufenthalt in diesem abscheulichen Lande zu nehmen geruhen werden! ...

Frau v. Coulanges: Ich weiß es selbst noch nicht; wenn Sie sich jedoch die Mühe nehmen wollten, diesen Brief hier zu lesen ...

Resident (ohne diese Aufforderung zu beachten, — sehr lebhaft): Nyberg besonders ist ein trübseliger Aufenthalt. Wir haben hier die spanischen Truppen in Garnison, die sich um die Wette langweilen mit den Deutschen. Franzosen vermissen wir hier fast gänzlich. Sie sind unglückseligerweise drüben in Dänemark, jenseits des Belt bei dem Armeecorps des Fürsten v. Ponte-Corvo. Ihr Verweilen in Nyberg, Madame, würde jedoch hinreichen, den ganzen Generalstab des Fürsten zu uns herüber zu locken. — Eine Wüste, eine Einöde, welche von einer Einsiedlerin wie Sie, meine schöne Frau, bewohnt würde ...

Frau v. Coulanges (welche seither mit sichtbaren Zeichen der Ungeduld auf dem Stuhle herumrückte, drängend): Mein Herr, wenn Sie jetzt ...

Resident (ohne ihren Wink zu beachten, neugierig): Apropos, wie geht es Talma? Wie spielt er?

Frau v. Coulanges: Ich besuche das Schauspiel nur selten. Aber wenn Sie nun ...

Resident (mit dem Brief in der Hand, den er gar nicht mehr zu beachten scheint): Ich kann es kaum in Worte fassen, Madame, wie sehr ich entzückt bin, hier ... inmitten des ewigen Schnee's ... eine Rose aus Paris zu treffen ... ha, ha, ha, ... eine so wunderliebliche Landsmännin ... Ich wünschte von Herzen,

Ihnen in irgend Etwas dienen zu können . . . Wenn Sie meinen Rath oder Unterstützung brauchen, Madame, so belieben Sie unbedingt über mich . . .

Frau v. Coulanges (angeduldig, aber schüchtern): So erlaube ich mir die flehentliche Bitte, mein Herr, Sie möchten sich bemühen, diesen Brief zu lesen!

Resident: Wenn Sie es also erlauben! — (Er erbricht und liest den Brief; hierauf mit Zeichen der lebhaftesten Ueberraschung und Verwunderung): Aha . . . her, her . . . Oho, oho! . . . Pestilenz! — Ei ei, Sie brauchen hierüber nicht zu erröthen! . . . Aber wie zum Henker soll ich Ihnen an die Hand gehen, Madame? Was wollen Sie von mir wissen?

Frau v. Coulanges (errötzend und verlegen): Machen Sie mich mit dem Marquis de la Romana bekannt!

Resident: Aber was kann ich Ihnen in dieser Beziehung sagen? — Ich habe stets ein wachsames Auge auf ihn gehabt. Es ist ein Mensch, mit welchem gar nichts anzufangen ist, — finster, verschlossen, menschenscheu, — bis an's Kinn zugeknöpft, wie wir daheim sagen. Und zudem — sehen Sie — ist er schon ein alter Eisenfresser . . . und Ihre Augen, so hübsch und freundlich sie auch sind, haben doch die Gabe nicht, einen Todten wieder zu beleben . . . ha, ha, ha!

(Er rückt mit dem Stuhl näher zu Frau v. Coulanges.)

Frau v. Coulanges (verlegen, ungeduldig): Vielleicht hat der Marquis einen Freund . . . einen recht innigen Freund, der sein volles Vertrauen besitzt? . . .

Resident: Ja, wahrlich, Sie haben es errathen — er hat einen solchen, und zwar einen recht drolligen Kauz. Es ist sein Adjutant und Neffe zugleich. Wie man mich versichert, hat er vor ihm gar kein Geheimniß. Im Uebrigen ist der Adjutant ein mauvais sujet, ein Renommist, ein Raufbold . . . der kaum vor vierzehn Tagen einen jungen französischen Offizier aus sehr gutem Hause im Duell getödtet hat. Und wissen Sie, weshalb?

Blos weil dieser französische Offizier, als man die Gesundheit des Kaisers ausbrachte, ihm die Ohren abzuschneiden drohte, falls er auf diese Gesundheit nicht mittränke. Der Bursche hat auch wirklich nicht getrunken und den Andern umgebracht.

Frau v. Coulanges: So? was für ein Mensch ist er aber sonst? ... Wie ist sein Charakter? ...

Resident: Sein Charakter? ... Meiner Treu, was läßt sich davon sagen? Was wollen Sie damit? ... Ich weiß es nicht ... Er dreht beständig seinen Schnurrbart zwischen den Fingern, flucht wie ein Heide ... ist ein leidenschaftlicher Raucher, ein unverbesserlicher Schlet! Ja, denken Sie sich, er sitzt zuweilen ganze Stunden bei verschlossenen Thüren auf dem Zimmer des Marquis, und raucht mit diesem um die Wette die allerdrolligsten Cigarren von der Welt aus Papier, die sie sich selbst machen. Das ist alles buchstäbliche Wahrheit, die ich beschwören kann, denn ich habe es selbst gesehen.

Frau v. Coulanges: Man hat Ihnen gewiß schon verschiedene Mittheilungen in Beziehung auf ihn zugestellt?

Resident: Offen gestanden, ja! man hat mir schon Notizen über ihn beigebracht, hat auch schon solche von mir von Oben verlangt. Allein ich weiß auf Ehre nicht, wohin sie gerathen sind. Ich habe so viel Papiere! ... Zudem müssen sie auch ziemlich werthlos und ohne Belang gewesen seyn, da ich mich ihrer nicht mehr entsinnen kann!

Frau v. Coulanges: Lassen wir's gut seyn. Aber seinen Namen können Sie mir vielleicht doch sagen?

Resident: Er heißt Don ... Sie wissen doch wohl, daß alle Spanier Don heißen ... er heißt also Don Juan Diaz! Sie haben Alle ganz kuriose Namen! ... Don Juan Diaz ... Freilich führt er daneben noch einen andern Namen, aber ich kann mich nicht mehr darauf besinnen. — Er wohnt im Gasthofe zu den drei Kronen, der dort hart am Strande liegt.

Frau v. Genlanges: Diese Notizen genügen mir, und ich bin Ihnen für die freundliche Belehrung sehr verbunden ... Für jetzt wäre ich einer Summe von tausend Thalern benöthigt.

Resident (nach einer Wechsel bereits aus): Sie sollen sie haben. Sie haben laut diesem Briefe einen unbeschränkten Credit, und Ihr hübsches Gesicht, Madame, erhöht denselben noch, ha, ha, ha!

Frau v. Genlanges: Wäre es nicht möglich, mein Herr, dieses Geld durch Ihre Vermittlung postfrei einem meiner Brüder zuzustellen, der als Sergeant in der Garde dient? ... Das Geld rührt von einem Quantum französischer Waaren her, die ich in Deutschland verkaufte ...

Resident: Das hat durchaus keine Schwierigkeiten. Ich sende durch den diplomatischen Kurier fast täglich Pöckelfleisch von hier aus an meine Freunde. Allein ... darf ich von Ihrer Seite auch auf einige Erkenntlichkeit rechnen, Madame?

Frau v. Genlanges: Lautet der Wechsel auf Sicht?

Resident: An die Herren Moor und Compagnie, zahlbar bei Sicht. — Dieser Herr Don Juan Diaz ist fürwahr ein glücklicher Schurke, recht ordentlich zu beneiden. Wir Leute von der Diplomatie durchschauen alle Pläne sogleich, und erkennen alle Fäden ... Sie sollen ihn verführen, nicht wahr? ... O, auf diese Gefahr hin hätte ich selbst große Lust, ein Verschwörer, ein Complottenmann zu werden, — ha ha ha!

Frau v. Genlanges (ausrufend): Allein es wäre dann nichts Leichtes, Ihre Geheimnisse zu ergründen, mein Herr! — Was indessen mich anbelangt, so bitte ich höflichst um Verzeihung, daß ich Sie um solcher Kleinigkeiten willen in Ihren diplomatischen Beschäftigungen stören mußte!

Resident: O, ich bitte, bitte sehr! ... Wollten Sie mir vielleicht erlauben, Madame, mich zuweilen bei Ihnen einzufinden und von den Strapazen der Politik zu erholen?

Frau v. Genlanges: Ich bedaure, mein Herr, auf dieses Vergnügen verzichten zu müssen: Sie scheinen zu übersehen, daß

ich den franzöſiſchen Reſidenten auf der Inſel Fünen nicht füglich bei mir ſehen darf.

Reſident: Beim Henker ja! Sie haben einigermaaßen recht. . . . . Allein wenn ich zuweilen Abends . . . . . in einer recht finſtern nebligen Nacht . . . . . in einem großen dunklen Mantel, wie ihn die Spanier tragen. . . .

Frau v. Gentanges (entſchieden): Mit nichten, mein Herr! dieß muß unſre erſte und letzte Zuſammenkunft ſeyn. Meine Mutter wird Ihnen die Mittheilungen bringen, welche ich dem Fürſten von Ponte Corvo zu machen habe.

(Sie zieht ihren Schleier vor das Geſicht und will ſich entfernen).

Reſident: So erlauben Sie mir wenigſtens . . . .

Diener (eintretend): Der Adjutant, gnädiger Herr — Sie wiſſen ja ſchon — der Adjutant des Generals la Romana wünſcht Sie zu ſprechen!

Reſident: Er ſoll mir zum T — gehen! — Laſſeur, führe dieſe Dame über die hintere Treppe und durch die Hinterthüre auf die Straße. Raſch, trumme Dich! Adieu, meine Sirene! (Frau v. Gentanges will ab). — Wie ſchade, daß ſie geht, nie war ich ſo witzig, ſo liebenswürdig! Ich war eben im beſten Zuge! . . . . . das Wetter hol' den überläſtigen Burſchen! Wenn man doch auch nicht eine Weile für ſich ſelbſt hat. . . .

Don Juan Diaz (tritt auf).

Reſident (die Hände reibend, äußerſt freundlich): Ah, ſieh' da! der Herr Adjutant! habe die Ehre, Ihnen mein Compliment zu machen! Wie befinden Sie ſich? — O das freut mich ausnehmend. Und der Herr General? Immer wohlauf? — Freut mich ungemein! Bitte, belieben Sie doch Platz zu nehmen!

Don Juan: Wollen Sie mir auf einen Augenblick Gehör ſchenken?

Reſident: Ganz zu Ihrem Befehle! Verfügen Sie ganz über mich!

Don Juan: Mein Herr, es ſind nun ſechs volle Mo-

nate, ſeit wir keine Nachrichten mehr aus Spanien erhalten haben. Verſchiedene Gründe veranlaſſen uns — nämlich die Offiziere unſerer Diviſion und mich ſelbſt — zu dem Glauben, daß Sie, mein Herr, von Ihrer Regierung Befehl erhalten haben, alle und jede Mittheilung an uns mit Beſchlag zu belegen, und .....

Reſident: Um Vergebung, Herr Oberſt, da ſind Sie ganz und gar im Irrthume, und um Sie hierüber vollſtändig zu enttäuſchen, mache ich mir ein wahres Vergnügen daraus, Ihnen die Depeſchen aus Ihrer Heimath mitzutheilen, welche ich ſo eben empfangen habe ..... Hier iſt eine Proclamation Seiner Hoheit des Großherzogs von Berg .... hier ein Bulletin, das .....

Don Juan (ärgerlich). Bah, was will ich von dieſen Ihren Proclamationen und Bülletins. Glauben Sie denn, wir bekümmern uns darum? Wir wollen Nachrichten von unſern Familien, und nicht Neuigkeiten vom Großherzog von Berg! Er geht uns nichts an.

Reſident (vertigen): Es gibt ſo viele Zufälle und Wechſelfälle, mein Herr, welche Schuld tragen können, daß ein Brief nicht an ſeine Adreſſe gelange! ..... Vielleicht hat man z. B. in Spanien vergeſſen, die Briefe an Sie zu frankiren, was häufig vorkommt, oder man hat .....

Don Juan: Lächerliche Ausflüchte!

Reſident: Wollen Sie mir das Vergnügen ſchenken, mit mir zu frühſtücken, Herr Oberſt!

Don Juan: Ich danke, Herr Reſident! Zu Hauſe erwartet mich meine eingeſchwärzte Chocolade, und Sie werden mich entſchuldigen, wenn ich ſie Ihrem kaiſerlichen Kaffee vorziehe!

Reſident: Ei ei, junger Herr! ſollten Sie vergeſſen, welchen unerſetzlichen Schaden Sie dem Handel zufügen, indem

Sie den Schleichhandel begünſtigen? Wird Ihnen dieſe Chocolade nicht von unſern erbittertſten Erbfeinden geliefert?

Don Juan: Was kümmert das mich, wenn nur die Waare gut iſt!

Reſident: Gi ei, Herr Oberſt! die Chocolade, welche die Tyrannen der Meere verkaufen, ſollte für einen Offizier, welcher die Ehre hat, unter den ſtets ſiegreichen Fahnen Seiner kaiſerlichen Majeſtät zu dienen, immer eine verabſcheuungswürdige Waare ſeyn.

Don Juan (mit bitterem Lachen): Vermuthlich, weil uns Seine Kaiſerliche Majeſtät dafür ſo gut entſchädigt durch die verſchiedenen, auf dem Feſtlande producirten Getränke, die wir Dank ſeiner Continentalſperre hier verſchlucken müſſen?!

Reſident: Eben deßwegen, Herr Oberſt! Will nicht Seine Kaiſerliche Majeſtät dermalen auch jenſeits der Pyrenäen die Sonne der Civiliſation aufgehen laſſen, von welcher Ihre Landsleute ſeither vor den Nebeln der Anarchie nur einen ſchwachen Schimmer erhalten hatten?

Don Juan (lachend): Ha ha ha! Dieſe väterliche Fürſorge iſt wahrhaft rührend. — Allein eſſen geſtanden, Herr Reſident! lieben wir daheim in Spanien den Schatten, und können uns der Sonne ſehr gut entſchlagen.

Reſident: Ein neuer Beweis, daß Sie einen Geſetzgeber brauchen, der Sie wieder aufraffe und die Kraft fühle. Erlauben Sie mir, Ihnen hierüber unumwunden meine volle Meinung zu ſagen! Ihr Spanier Alle ſtehet nicht auf der Höhe des Jahrhunderts! wollet ihr ja doch ſelbſt — wer ſollte es glauben? — die geſtrige Morgenröthe von euch ſtoßen, die man euch hinüberbringt! — Ich wette, Herr Oberſt, daß Sie ſelbſt zum Beiſpiel Voltaire noch nicht geleſen haben!

Don Juan: Da bitte ich ſehr um Vergebung, Herr Reſident; ich kann die Mehrzahl ſeiner Werke ſogar beinahe auswendig.

Reſident: In dieſem Falle brauche ich Ihnen ſchon nicht zu analyſiren. — Jedennoch aber ſeyd ihr noch immer (— Sie war nicht, Herr Oberſt, der Sie ein ſo aufgeklärter Mann ſind wie irgend ein Franzoſe, aber die große Maſſe Ihrer Landsleute —) ſeyd ihr noch immer für einen Aberglauben eingenommen. Ihr ſeyd noch ſo weit zurück in der Cultur, daß ihr vor nichts Anderem Reſpekt habt als vor einem Pfaffenpack . . . heißt das nicht, euch einen wichtigen Dienſt erweiſen, wenn man euch Kindern der Unwiſſenheit und des Irrthums die Philoſophie des neunzehnten Jahrhunderts zuführt, und euch vom Druck der alten Vorurtheile befreit?

Don Juan: Wir werden dieſe Philoſophie ſtets mit offenen Armen aufnehmen, Herr Reſident, ſo lange man ſie uns in Kiſten voll guter Bücher zuführt. Allein auf Ehre! das Gefolge von achtzigtauſend Soldaten, das heutzutage den Einzug dieſer Lehre begleitet, weckt in uns keine beſondere Vorliebe für ſie.

Reſident: Seine Majeſtät der Kaiſer will euch vom Joche der engliſchen Tyrannen befreien.

Don Juan: Apropos, man erzählt, daß in Portugal . . . . an der Küſte . . . . in der Nähe eines kleinen Städtchens Namens Vimeire [1]) die Engländer . . . .

Reſident: O glauben Sie das ja nicht! Sie ſind ganz falſch berichtet!

Don Juan: Was wiſſen Sie denn? Ich habe ja noch gar nichts geſagt!

Reſident: Aber ich errieth ſogleich, was Sie ſagen wollten. Glauben Sie mir, daß ich Ihre Quellen berichtige und die Thatſachen einfach erhärte. Es iſt wahr, daß die Engländ-

1) Die Schlacht von Vimeiro, in welcher am 21. Juni 1808 Sir Arthur Wellesley (nachmaliger Herzog v. Wellington) die franzöſiſche Armee unter General Junot total ſchlug und den letzteren nöthigte, zu Cintra zu kapituliren und ſich nach Frankreich einzuſchiffen.

der ſich bei Vimeire angeſchifft haben: bis hieher ſind Sie genau unterrichtet. Allein ſie wurden ſogleich von unſern Truppen angegriffen, umgangen, von ihrer Flotte abgeſchnitten .... es ward ein fürchterliches, unerhörtes Blutbad unter ihnen angerichtet, und es ſcheint ſogar, daß ſie viele ihrer Generale verloren haben. Ihre Armee iſt auf's Erbarmlichſte verſprengt, alles Proviant, aller Munition beraubt worden. ..... Seſort haben ſich alsdann unſre Truppen, auf höhern Befehl, nach Breſt in Frankreich eingeſchifft. Dieß iſt der genaue, ungeſchminkte Hergang der Sache, Herr Oberſt!

Don Juan: Ich danke Dunker zu hören: eine erkannenswerthe Waffenthat. Ich bin Ihnen ſehr zu Dank verbunden, und eile jetzt, die Neuigkeiten, welche Sie mir mitgetheilt haben, auch meinen Freunden und Landsleuten zuzutragen.

Reſident: Wenn Sie es erlauben, werde ich Ihnen eine klarere und kürzere Auseinanderſetzung des Verlaufs der Dinge zuſenden.

Don Juan: Ich gar nicht nöthig, Herr Reſident! Ihre Darſtellung war vortrefflich und klar genug ..... ich begnüge mich damit vollkommen. Adieu, mein Herr! beſten Appetit! Man kann ihn brauchen, wenn man den Kaffee der großen Nation trinken muß.

(Ab.)

Reſident: Ihr Diener, Herr Oberſt, meine Empfehlungen an den Herrn Marquis, wenn ich bitten darf! — (Allein.) Einfältiger Trottrege! Mag er übrigens lachen, ſoviel er will, gewiß iſt jedenfalls, daß ich ihm mit meiner Erzählung der Schlacht von Vimeire Sand aufgebunden habe. S'iſt überhaupt ſonderbar: ſeit ich mich auf die Diplomatie geworfen habe, beſitze ich eine Unbefangenheit und Unerſchrockenheit, den Leuten Bären aufzubinden und Windbeuteleien vorzuſchwatzen, wenn ich noch vor einem Jahre durchaus nicht fähig geweſen wäre. Ich mache in der That meine Bulletins jetzt ebenſo gut als ein

Generalmajor. Geduld, nur Geduld! ich bin ja nicht an dieſe Inſel gebannt. Man avancirt raſch im kaiſerlichen Dienſte. Wer weiß? An einem ſchönen Morgen finde ich vielleicht beim Erwachen das Portefeuille des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten unter meinem Kopfkiſſen!

(Ab).

Zweite Scene.

Ein Geſellſchaftszimmer im Gaſthofe zu den drei Kronen.

Der Marquis de La Romana (allein) geht unruhig im Zimmer auf und ab:

(Er bleibt auf einen Tiſch). Schon ſeit einer Stunde ſollte er da ſeyn! . . . . Kann kann ich es mehr hier aushalten. . . . . Vielleicht läßt ſich von hier aus etwas entdecken! — (Er tritt an eines der Fenſter, welche die Richtung auf das Meer bieten, und öffnet es): Nein, nicht ein einziges Boot in See. . . . So weit der Blick reicht, nur Wellen . . . . . nur ewiges Wogenſpiel . . . . nicht ein einziger ſchwarzer Punkt, der mir einen Hoffnungsſchimmer böte! — (Am Fenſter auf- und abgehend): Vielleicht haben ſie ſich vor der ſchlimmen Witterung gefürchtet . . . doch nein, im Gegentheile! ein ſolches Wetter hätte ihnen gerade willkommen ſeyn ſollen. . . . . Wenn ich nur wenigſtens die Zuverſicht hätte, daß ſie nicht auf der See ſind! . . . . . (Durchs Fenſter ſchauend): die Sloop hat die hohe See geſucht. Zum Wetter! ſoll ich denn noch einen Tag auf die Zeitler gefpannt ſeyn? . . . . Und doch ſchrieb mir neulich der Admiral: „Wie ſich auch das Wetter geſtalten möge, Sie ſollen Nachrichten von mir haben! — — Ich glühe vor Ungeduld. . . . . Nicht Ein Fahrzeug weit und breit! — — Wenn ſie nun, trotz ihrer Päſſe, von irgend einem Fahrzeug der Küſtenwache angefallen worden wären?! . . . . . Haben ſie wohl auch alle Maasregeln der Vorſicht ergriffen, um

ihre Depeschen zu verbergen? .... Ich habe es ihnen wenigstens auf die Seele gebunden! .... Wie peinigt, wie foltert mich diese Ungewißheit! .... Lieber wollte ich doch jetzt im dichtesten Kugelregen eines Schlachtfeldes stehen, als hier an diesem Fenster auf die Ankunft dieser Barke harren, ohne sie auch nur um einen Augenblick beschleunigen zu können! ....

Don Juan (hinter der Scene): Lorenze, sattle meine Stute nur ab, das Wetter ist zu abscheulich zum Ausreiten! — (Tritt auf). Der Henker hole dieses Land mit seinem ewigen Nebel und Regen! — Ah, Sie da, General? Ich küsse die Hand Eurer Excellenz ..... Wie? Sie schauen noch immer aus dem Fenster, seit ich Sie verlassen habe? .... der Teufel! wollen Sie die Wogen zählen, die durch den Belt rauschen?

Der Marquis: Don Juan, wie gefällt Dir dieses Land, wohin wir verbannt sind?

Don Juan: Gerade so gut, als die Vorhalle des Fegefeuers, und ich wage zu hoffen, daß mir in der andern Welt die Jahre, welche ich hier verbracht habe, an denen sollen abgerechnet werden, die ich zur Buße meiner Sünden im Fegfeuer schmoren soll! ....

Der Marquis (bei Seite): Die See tobt mit teuflischer Wuth: sie trägt keine Nußschaale mehr — hoffentlich haben sie sich nicht eingeschifft!

Don Juan (fährt fort): Wenn es nicht schneit, so regnet es — immer garstiges Wetter! .... Die Weiber haben alle entweder blonde oder rothe Haare .... niemals eine Handbreit blauer Himmel am Horizont .... nirgends ein hübscher Fuß oder ein feuriges schwarzes Auge! — — O Spanien, Spanien! Wann darf ich wieder Deine Basquinas, Deine Seidenstrümpfe um die schönsten Beine, die schwarzen, wie Karfunkel glühenden Augen deiner herrlichen Frauen sehen!

Der Marquis: Ei ei, Don Juan! Wünschest Du das

ſchöne Spanien nur wegen der ſchwarzen Augen und niedlichen Beine ſeiner Frauen wiederzuſehen?

Don Juan: Soll ich einmal friſch von der Leber weg reden, General? Soll ich im Ernſte ſprechen?

Der Marquis: Bah, Don Juan! biſt Du überhaupt eines ernſthaften Gedankens fähig?

Don Juan: Bei Gott! Excellenz! wären Sie nicht mein General, ſo könnte ich Ihnen wohl einen ſehr triftigen Grund nennen, weßhalb ich nach Spanien zurückkehren möchte, und zwar ſo ſchnell wie möglich.

Der Marquis: So ſprich unumwunden!

Don Juan: Gemach; zuvörderſt Ihr Wort darauf, Excellenz, daß Sie mich nicht einſtecken laſſen wollen!

Der Marquis: Geh', Du biſt noch voll Poſſen!

Don Juan: Ich ſoll alſo im Ernſte reden? — Wohlan denn, wenn ich mein ſchönes Spanien wiederſehen möchte, ſo iſt's nur, um mich ſeinen Bedrückern entgegenzuwerfen; die Fahne der Freiheit in Galizien aufzupflanzen, und auf der heimathlichen Erde zu ſterben, wenn ich nicht frei dort leben könnte!

Der Marquis (drückt ihm warm die Hand): Recht ſo, Don Juan, Du haſt das Herz eines ächten Spaniers im Buſen — trotz Deines anſcheinenden Leichtſinns ..... Dein Herz, Don Juan, iſt würdig, um ein Geheimniß zu wiſſen, das ich Dir jetzt anvertrauen werde. Obwohl wir keine Ketten tragen, ſind wir auf dieſer Inſel doch um kein Haar breit weniger in Gefangenſchaft, als wir es in einem großen Kerker wären. Ein zahlreiches Heer fremder Hülfstruppen bewacht und beobachtet uns, franzöſiſche Spione belauſchen unſre Handlungen und Gedanken, ſchneiden uns jede Mittheilung aus der Heimath und in die Heimath ſchnöde ab. Jenſeits des Betis ſteht die zahlreiche Armee des Fürſten von Ponte Corvo, die binnen wenigen Tagen zu den däniſchen und deutſchen Truppen ſtoßen kann, um uns aufzureiben, zu erdrücken, unſere Handvoll ächter Spanier! —

Aber dieſes Meer, das uns den Weg in die Heimath abſchneidet, — dieſe tückiſche See . . . .

(Frau v. Coulanges, Frau v. Tourville, der Wirth und eine Kammerfrau treten ein. Don Juan wird ſie gewahr und winkt dem Marquis zu, der ſich in die Fenſterbrüſtung zurückzieht.)

Wirth: Hier iſt das Geſellſchaftszimmer, meine Damen! Nur die Hausflur trennt es alſo von Ihren Zimmern. Die ausgewählteſte Geſellſchaft findet ſich hier zuſammen. Der General la Romana bewohnt demnächſt denjenigen Theil des Hauſes, der Ihren Fenſtern gegenüberliegt. Sie ſehen, daß Sie unmöglich einen beſſern Gaſthof und eine vornehmere Tiſchgeſellſchaft finden können. Was nur bedeutende oder vornehme Perſonen der Stadt ſind, treffen ſich nach deutſcher Sitte des Abends hier.

Frau v. Tourville: Das iſt uns doppelt angenehm!

Frau v. Coulanges (zum Kammermädchen): Louiſe, laß ſogleich das Gepäck auf unſre Zimmer ſchaffen!

Frau v. Tourville: Ich werde mit ihr gehen, und mich mit der Lokalität des Hauſes bekannt machen; man gewöhnt ſich dann um ſo leichter ein! (Leiſe zu Frau v. Coulanges): Nun nimm Dich zuſammen, meine Liebe! Du ſtehſt jetzt dem Feinde gegenüber, und auf Dein erſtes Auftreten kommt Alles an.

Frau v. Coulanges: Gut, ich bleibe hier, während Du ein Wenig aufräumſt.

(Frau v. Tourville tritt ab.)

(Mit anſcheinender Betroffenheit zum Wirthe): Wie? es ſind ja Leute hier! Wir ſtören doch nicht?

Wirth (halblaut): Nicht doch; es iſt nur der General, deſſen ich vorhin erwähnte, und ſein Adjutant.

Don Juan (zum General, leiſe): Sehen Sie, Excellenz, was uns der Zufall da beſcheert! — Alle Teufel, ein paar Augen und ein Fuß wie eine Andaluſierin, ſo wahr ich lebe!

Der Marquis: Komm', Don Juan, laß uns gehen!

Wirth: Herr Marquis, eine franzöſiſche Dame, die Ihre Zimmernachbarin ſeyn wird! — Frau v. Coulanges, Excellenz! — Madame, der Herr General Marquis de la Romana, — Herr Oberſt Don Juan Diaz.

Frau v. Coulanges (zum Wirth): Sie wollen alſo die Güte haben, mir einen Diener zu verſchaffen?

Wirth: Stehenden Fußes werde ich Ihnen einen ſolchen beſorgen, Madame. Entſchuldigen Sie, wenn ich Sie jetzt verlaſſe; die gnädigen Herren hier werden ſich ohne Zweifel ein Vergnügen daraus machen . . . .

Don Juan (heiter und mit ausgeſuchter Artigkeit): Madame, es liegt uns, als ſeitherigen und älteſten Bewohnern dieſes Hauſes, die angenehme Pflicht ob, die Honneurs des trübſeligen Gaſthofs zu machen. O, bitte, nehmen Sie doch gefälligſt Platz. . . . . Es kann nur Schiffbruch ſeyn, was Sie auf dieſe verwünſchte Inſel führt; lange ſchon habe ich den Himmel gebeten, mir einen ſolchen zu beſcheeren, um wenigſtens ein Intermezzo in die tödtliche Langeweile unſers hieſigen Aufenthalts zu bringen, allein ich hoffte nie, daß er uns eine ſo anmuthige Ueberraſchung bereiten werde als . . . .

Frau v. Coulanges (befangen, aber freundlich): Um Vergebung, Herr Oberſt, Ihre Wünſche ſind noch nicht erhört worden, denn ich kam geſtern mit dem Packetboote hier an, und muß geſtehen, daß ich — ohne eben beſonders muthig zu ſeyn, — doch keinen Augenblick Furcht empfand. Wenn ich aber freilich mir heute das Meer betrachte, kann ich mich nur glücklich preiſen, noch geſtern angekommen zu ſeyn.

Der Marquis: Don Juan!

Don Juan: Sie ſprechen ſo gut ſpaniſch, Madame, um etwas Anderes zu ſeyn, als eine Landsmännin von uns. Gewiß haben Sie Mitleiden mit uns armen Verbannten gefühlt, und . . . .

Frau v. Goulanges: Nein, mein Herr! ich bin zwar keine Spanierin, habe aber lange in Ihrem schönen Vaterlande gelebt.

Don Juan: Nach Ihrer Aussprache, Señora, und zudem nach Ihren Augen und Füßchen, vor welchen die der schönsten Frau von Cadix die Segel streichen müßten, hätte ich darauf geschworen, daß Sie eine Andalusierin wären! .... Nicht wahr, Excellenz, auch Sie hätten gewettet, daß Madame eine Señora Gaditana [1]) sey?

Frau v. Goulanges: Was mich betrifft, Herr Oberst, so wäre ich versucht, Sie nach Ihren Complimenten für einen Pariser zu halten. Sie haben kaum ein paar Worte mit mir geredet, und doch waren es eben so viel Complimente. Nun muß ich Ihnen aber gestehen, daß ich diese gar nicht liebe!

Don Juan: O, Madame, das müssen Sie mir zu gute halten und verzeihen: es ist schon so lange her, daß ich mit so hübschen Damen verkehrte!

Der Marquis: Don Juan, ich habe Dir auf meinem Zimmer noch Einiges mitzutheilen.

(Tritt ab.)

Frau v. Goulanges: Der General scheint Sie sprechen zu wollen!

Don Juan: So mag er warten! Wer Teufels wird die Gesellschaft einer schönen Dame verlassen, um mit einem alten General über Kasernen und Wachparaden zu plaudern! — — Dürfen wir uns mit der Hoffnung schmeicheln, Madame, Ihrer holden Gegenwart längere Zeit zu genießen?

Frau v. Goulanges: Ich weiß es selbst nicht. Ich

1) Die Andalusierinnen und besonders die Gaditanas (Frauen von Cadix) sind in ganz Spanien um der Niedlichkeit und Kleinheit ihres Fußes und der Anmuth ihrer Aussprache willen berühmt.

habe nach dem Tode meines Gemahls Polen verlaſſen, und erwarte hier meinen Oheim, der zu Ihrem Armee-Corps ſtoßen wird.

Don Juan: Er iſt alſo Militär?

Frau v. Coulanges: Allerdings, — Oberſt eines Dragonerregiments!

Don Juan: Des wie vielten, wenn ich mir dieſe Frage erlauben darf?

Frau v. Coulanges (leiſe): Ich zittere vor Angſt: er könnte mich durchſchauen! — (Laut): des..... ich weiß nicht genau — ich glaube des vierzehnten....

Don Juan: Ah, das iſt alſo Oberſt Durand, unter dem ich gedient habe. Sein Regiment lag aber in Holſtein, und er ſelbſt iſt vor kurzer Zeit nach Spanien abgegangen.

Frau v. Coulanges: Mein Oheim nennt ſich v. Courville.... Er iſt, ſoviel ich glaube, dermalen dem Generalſtab zugetheilt..... Früher hat er, wenn ich mich recht erinnere, jenes Regiment commandirt oder habe ich mich vielleicht in der Nummer geirrt....

Don Juan: Sie verließen wohl Spanien noch vor der Invaſion.... (ſich raſch verbeſſernd) das heißt vor dem Einmarſch der franzöſiſchen Heere in Spanien?...

Frau v. Coulanges: Zu dienen, Herr Oberſt! — Die Franzoſen ſind heutzutage in Spanien ſehr verhaßt.

Don Juan: Franzöſinnen aber wie Sie, Madame, ſind in allen Landen willkommen, und werden überall auf den Händen getragen, — und ich bin überzeugt, daß unſre Rebellen, wie Ihre Landsleute ſie nennen....

Stimmen (hinter der Scene): Sie ſind verloren! Sie ſind in die Strömung gerathen...

Don Juan: O Himmel! einige Unglückliche, die jeden Augenblick mit ihrem Fahrzeug ſcheitern müſſen!

(Sie eilen beide an's Fenſter.)

Frau v. Coulanges: Ach, dieſe unſelige Barke da

draußen, und drei Köpfe als Bemannung!..... Himmel, welche fürchterliche Wege!

Don Juan: Sie werden an den Klippen zerſchellen, wenn man ihnen nicht raſch zu Hülfe eilt! Aber Niemand wagt ſich, wie es ſcheint, hinaus!

Frau v. Coulanges: O, daß ich ein Mann wäre!

Don Juan (knöpft ſeinen Frack auf): Nun will ich ſelbſt gehen!

Frau v. Coulanges: Halten Sie ein! Was wollen Sie beginnen? Herr Oberſt, Sie werden ſich in's Verderben ſtürzen! Um Gottes willen, bleiben Sie! Ich bitte Sie flehentlich!

Don Juan: Nein, nein! ich kann nicht ruhig bleiben, nicht müſſig zuſehen, wenn es ſich um Menſchenleben handelt... wenn ich Männer am Rande eines gewiſſen Todes ſehe!

Frau v. Coulanges: Aber Sie ſind kein Seemann!... um's Himmels willen, halten Sie ein, mein Herr! Sie werden mit ihnen zu Grunde gehen! Bleiben Sie, bleiben Sie! (Sie faßt ihn am Fracke. Don Juan aber läßt ihr dieſen in der Hand und ſtürzt hinaus): Er will den Tod, er will in ſein Verderben rennen! was für Hülfe können Sie ihnen bringen, Herr Oberſt? (Eilt an's Fenſter:) Oberſt, Oberſt!.... Don Juan!.... da ſpringt er in die kleine ſchwanke Schaluppe mit zwei Andern, die ihm an Tapferkeit nichts nachgeben! — Unglückliche! die Wogen ſtürmen ja haushoch daher!

(Der Marquis tritt auf.)

Der Marquis: Was gibt's? Wofür der Lärm?

Frau v. Coulanges: O, Herr General!..... Ihr Adjutant!.....

Der Marquis: Was iſt mit ihm?

Frau v. Coulanges: Taub für meine Bitten..... iſt er fortgeeilt....

Der Marquis: Wohin? — Wo iſt er jetzt?

Frau v. Coulanges: Dort.... ſehen Sie ihn?.... dort in jenem ſchwanken Boot!

Der Marquis: Don Juan! Don Juan!..... Welcher Aberwitz!

Frau v. Coulanges: Gott! welcher fürchterliche Sturm!.... Und ihre Schaluppe iſt ſo klein!

Der Marquis: Heda, meine Herren! halten Sie dieſe Barke an! Schnell! ſie rennen in's Verderben! Eilt ihnen zu Hülfe! um's Himmels willen, eilt! Da iſt meine Börſe..... aber tummelt euch! — fort.... fort!

Frau v. Coulanges: O Gott, die Gefahr iſt ſo augenblicklich, daß Niemand Ihr Geld verdienen will!..... Keiner wagt die Börſe aufzuheben!

Der Marquis: Wie, Ihr Memmen! wollt Ihr Eure Kameraden ſo vor Euren Augen zu Grunde gehen laſſen?..... Es flimmert mir vor den Augen..... ich ſehe nichts mehr! — — O mein Neffe! Don Juan!.... Reden Sie, Madame, ſehen Sie ihn noch?

Frau v. Coulanges: Ja, noch immer..... Sie rudern, daß die Ruder beinahe brechen!

Der Marquis: O Gott, o Gott! ſoll er das Opfer ſeiner Hochherzigkeit werden?!

Frau v. Coulanges (mit einem Angſtſchrei): Oh, o—h!... himmliſche Barmherzigkeit, ſie ſind verſunken!

Der Marquis: Nein..... nicht doch!.... die Barke Don Juan's iſt noch flott.... aber die Andern!

Frau v. Coulanges: Ich kann mich nicht losreißen von dieſem entſetzlichen Anblick, und doch tödtet er mich faſt!

Der Marquis: Himmel! er iſt verſchwunden.

Frau v. Coulanges: Ich ſehe ſeine rothe Schärpe nicht mehr! — O, warum bin ich nicht ein Mann?!

Der Marquis: Unglückſeliger!..... was ſoll ich ſeiner Mutter ſagen!

Frau v. Coulanges: Mein Aug' wird trübe.... von Thränen!..... Alles kreist um mich her..... o weh....

(Sie stürzt über dem Fensterstuhl in die Kniee.)

Der Marquis: Er ist todt! er ist todt! — Und seine Mutter hatte ihn mir auf die Seele gebunden!

(Er rennt in höchster Verzweiflung eine Weile im Zimmer auf und nieder. Sodann hört man

Stimmen (hinter der Scene): Da sind sie!.... brave, da sind sie!

Der Marquis (stürzt zum Fenster): Sie sind gerettet.... gerettet! — Ich sehe ihn..... Don Juan..... Don Juan.... Madame, er ist gerettet.

Frau v. Coulanges: Wie?.... er ist also nicht todt?

Der Marquis: Dort ist ihr Boot!..... Sie haben die Bemannung des andern Bootes aufgefischt..... Recht so, wackerer Junge! — — Nur noch Eine Anstrengung, Don Juan!

Frau v. Coulanges (winkt mit dem Taschentuche): Muth, mein junger Held! Du bist nicht ausersehen, hier zu sterben [1])!

Der Marquis: Führe Dein Steuer fest, Don Juan!.... Nur noch diese Wege!.... So, Muth, Muth!...

Frau v. Coulanges: Gottlob!.... O, meine Kraft entweicht.... ich kann nicht mehr....

(Sie wankt zum Sopha und sinkt hinein.)

Der Marquis: Don Juan! Don Juan!

Stimmen (hinter der Scene): Sie sind gerettet....

Der Marquis: Brav, mein Sohn!.... nur noch diese... es ist die letzte.... Victoria! — — Er stößt an den Strand, er landet.... die Freude wird mich tödten.... Kommen Sie herbei, Madame!.... sehen Sie, wie er den Unglücklichen, den er gerettet hat, auf seinen Armen heranträgt.... Heißt das nicht Muth beweisen?....

(Er eilt hinaus.)

1) Das unglückliche Ende des Don Juan Diez Portier ist bekannt.

Frau v. Coulanges: Welch ein Mann, dieſer Don Juan!.... O ich Thörin, ich Unglückſelige! — Ich hoffte einen faden Gecken zu finden, und ſtieß auf einen Helden..... Wie ganz anders iſt er doch, als ich ihn mir gedacht habe!.... wie zu ſeinem Vortheil verſchieden!

(Pauſe. Sodann treten auf Don Juan, der den ohnmächtigen Wallis in den Armen trägt; der Marquis, Frau v. Tourville, der Wirth, Dienſtleute des Gaſthofes und Lakaien.)

Don Juan: Gott ſey Dank!..... Ich bin froh, daß ich ſchwimmen konnte! — Ah, Sie auch hier, Madame?.... Bitte, machen Sie uns ein wenig Platz!

Wirth: Geben Sie Acht! ſchonen Sie mir das Sopha... Wir wollen lieber dieſe Serviette unterbreiten!

Don Juan: Zum Teufel mit der Serviette!.... Was kümmert mich Euer Sopha! — Wir wollen ihn ſachte niederlegen!

Der Marquis (umarmt und küßt ihn): Mein Sohn! Mein tapferer, theurer Don Juan!

Wirth (zu ſeinen Dienſtleuten): Geht, rüſtet ihm ein recht heißes Bett!.... ich will gleich ſelbſt nach einem Arzte gehen!

(Entfernt ſich mit ſeinen Leuten.)

Don Juan: Ich wette, Madame, Sie führen verſchiedene Riechſalze mit ſich,..... alle hübſchen Frauen haben welches!... dürfen wir Sie in Contribution ſetzen?

Frau v. Coulanges: Ich werde Ihnen welches holen!

(Tritt ab.)

Don Juan: Es hat nichts zu bedeuten, er iſt nicht lange genug unter dem Waſſer geblieben!.... Ei, ſehen Sie doch, Excellenz! unter dieſem groben Kittel dieſe feine Hemdkraufe mit Spitzen..... das heiße ich elegant für einen norwegiſchen Fiſcher!

Der Marquis (leiſe): Schweig!

Don Juan: Nun, wie ſteht's? — Reiben Sie ihm drüben auf Ihrer Seite nur tüchtig die Schläfe und das Haut-

gelenke! Blitz, wie krampfhaft drückt er beide Hände auf die Bruſt!... Ei, ſeht doch! da hängt ja eine kleine Kapſel an einer Seidenſchnur!.... Der Henker ſoll mich holen, wenn hierin nicht die Liebe mit im Spiele iſt!

Frau v. Tourville: Laſſen Sie uns ſehen!

Der Marquis (nimmt die Kapſel weg): Denken wir zunächſt an den Kranken!

Frau v. Coulanges (die mit einem Riechfläſchchen zurückkommt): Hier bring' ich's..... Ah, er beginnt wieder aufzuleben..... er athmet! — Mama, halte ihm den Kopf in die Höhe!

Frau v. Tourville: Man ſollte ihn an den Beinen aufhängen, damit er das Waſſer wieder von ſich gibt, das er geſchluckt hat.

Der Marquis: Ja, das wäre das ſicherſte Mittel, ihn vollends umzubringen.

Wallis: Wo bin ich?

Don Juan: Unter Freunden, Kamerad! — Nun, wie geht Dir's?

Wallis (greift an ſeinen Hals): Wo iſt meine Kapſel?

Don Juan: In guten Händen, mein Freund! der Marquis de la Romana hat ſie zu ſich genommen. Er wird ſie Dir wieder unverſehrt zuſtellen, das darfſt Du glauben! Nun beruhige Dich und trinke, was man Dir gibt!

Wallis: Der Marquis?

Don Juan: Ja doch. Komm her, trinke dieſe Stärkemittel!

Der Marquis: Laß ihn hinüber tragen, Don Juan, und auf das Bett Pedro's, meines Kammerdieners, legen!

Don Juan (zu Frau v. Coulanges): Sehen Sie nur den armen Teufel von Matroſen an, Madame!.... Er iſt fürwahr ein Muſter von einem Verliebten oder Liebhaber. Auf der Bruſt trug er jene kleine Kapſel, welche der Herr Marquis zu ſich genommen hat, und die offenbar nur das Porträt einer Frau enthält, das uns Seine Excellenz hernach zeigen ſoll.

Der Marquis: Don Juan, ich wünschte, daß Du die Geheimnisse dieses jungen Mannes achtetest!

Don Juan: Meinetwegen denn; allein für meine Mühe wird er mir's schon noch einmal zeigen müssen, damit ich weiß, ob sie hübsch ist oder nicht!

Wallis: Wo ist mein Vetter?

Alle (auf Don Juan deutend): Hier.

Wallis: Lassen Sie mich Ihre Hand drücken, mein Herr

Don Juan: Geht, Kamerad! versucht lieber ein Bischen zu schlafen; dann wollen wir, um Euch all das Salzwasser vergessen zu machen, das Ihr getrunken habt, eine Flasche ächten Xeres mit einander ausstechen, die Euch bald wieder in's alte Geleis bringen wird!

(Alle entfernen sich mit Wallis: nur Frau v. Coulanges und Don Juan kehren wieder zurück.)

Frau v. Coulanges: Herr Oberst!....

Don Juan: Ich gäbe — ich weiß nicht, wie viel — darum, jenes Porträt sehen zu dürfen!

Frau v. Coulanges: Und ich... wünschte Worte finden zu können, um Ihnen meine ganze Bewunderung auszudrücken!

Don Juan: Bah, das Ganze ist nur ein Spaß für Jemanden, der schwimmen kann wie ich! Jeder Andere an meiner Stelle hätte das Gleiche gethan; nur das Eine fiel mir auf, daß ich noch nie so gut getaucht habe wie vorhin! — Sonderbar, welche Kraft man oft in solchen entscheidenden Augenblicken findet!

Frau v. Coulanges: O mein Herr!.... Sehen Sie... ich weiß nicht.... allein ich kann mir's nicht versagen — Sie zu küssen!

Don Juan: Bei Gott, dann wünschte ich wahrlich alle Tage einen Schiffbruch unter unsern Fenstern zu erleben — nur um des süßen Lohnes willen! — Aber da fällt mir bei, Madame,

daß es ihrer drei Personen in dem Boot waren, die wir gerettet haben!

Frau v. Coulanges (hilft ihn zurück und löst ihn von Arm): O bleiben Sie ... nur noch einmal ... und abermals! — Ach, ich bin eine Närrin, ich sollte mich schämen! ... Aber niemals habe ich so unsäglich viel gelitten, und niemals ... nie war ich so glücklich!

(Sie weint.)

Don Juan: Was ist Ihnen, Madame? Sie erschrecken mich ernstlich! Sie sind ja blässer als unsere Seidenbrüchigen!

Frau v. Coulanges: Ach, mein Freund! — es ist nichts, gar nichts ... aber ich kann mich der Thränen nicht erwehren! ... O ich bin eine Thörin!

Don Juan: Ei zum Henker, wie sehe ich aus! Wo ist mein Frack? Ich habe Ihnen meine Uniform in den Händen gelassen wie weiland der keusche Joseph ... aber sans comparaison, Madame!

Frau v. Coulanges: Denken Sie nun aber doch an sich selbst! nehmen Sie sich in Acht! ... Kleiden Sie sich rasch um — ich bitte Sie!

Don Juan: Erlauben Sie mir zuvörderst, daß ich Sie an Ihre Zimmerthüre begleite ... und daß ich hernach mich nach Ihrem Befinden erkundige! ... darf ich?

Frau v. Coulanges: O gewiß, mein Herr! ... unbedingt!

(Sie legt sich auf Don Juan's Arm und verläßt das Gemach, bedeckt jedoch ihr Gesicht mit ihrem Taschentuche.)

Don Juan (kommt allein zurück): Die Intrigue läßt sich gut an, so sie ist im besten Zuge ... hier ein Mann, den ich aus dem Wasser gehelt: dort ein Geheimniß, das man mir anvertrauen will, — das sind fürwahr Dinge, die Einem vor Abend noch mancherlei Angenehmes bringen werden. Für heute wenigstens kann ich mit meinem Tagewerk zufrieden sein! — Sie ist ver-

teufelt höflich, dieſe Franzöſin, und ſcheint ein gemüthliches Weſen zu ſein. Ich, für meinen Theil, habe die offenen, aufrichtigen, ſchlichten Menſchen am liebſten, die das Herz gleich auf der Zunge tragen. Und das hat ſie, meiner Treu! . . . Nun ja, jetzt will ich die Kleider wechſeln, denn mich fröſtelt nachgerade ein wenig.

(Er will den weggehen, da tritt der Marquis auf.)

Der Marquis: Wir ſind nun wieder allein, Don Juan. Du biſt ein ächter waſcherer Spanier, drum laß Dir jetzt mein Herz öffnen!

Don Juan: Reden Sie, General, ich werde faſt vor Ungeduld! — ſterben; und ſterbe faſt vor Froſt!

Der Marquis: Weißt Du, wem Du das Leben gerettet haſt?

Don Juan: Einem Fiſcher . . . vielleicht auch einem Schleichhändler.

Der Marquis: Nein, einem engliſchen Offizier, dem Lieutenant des 'Arval George', dem Abgeſandten des Admirals dieſes engliſchen Stationsgeſchwaders, mit dem ich ſchon ſeit einiger Zeit in geheimer Correſpondenz ſtehe.

Don Juan: Aha, ich verſtehe . . . brave, ich merke nun Alles! . . . Beim Wetter, das Ding macht mir Spaß! . . . der Ehrenwerthe weiß alſo vielleicht Mittel zu finden, uns von dieſer Teufelsinſel hier zu entfernen?

Der Marquis: Das wird er, und noch mehr . . . er wird uns nach unſerem alten Spanien zurückbringen!

Don Juan: Spanien? O them: Heimath, ich faß dich alſo wiederſehen!

Der Marquis: Du ſollſt ſie ſogar vertheidigen, Don Juan!

Don Juan: Sterben, ſterben will ich für ſie und für die Freiheit! O, der Tod auf ſpaniſchem Boden wird mir ſüß er-

ſcheinen! — — Aber, Peſtilenz! können wir auch die ganze Diviſion mit uns nehmen?

Der Marquis: Alle meine Soldaten ſollen mir folgen. Alles iſt vorgeſehen und abgemacht: die engliſche Flotte wird hier in dieſer Bucht Anker werfen, ehe der Fürſt von Ponte-Corvo mit ſeinen franzöſiſchen Truppen verhindern und ſich der Ausführung unſeres Planes widerſetzen kann.

Don Juan: Und die andern fremden Truppen, welche hier mit uns in Garniſon liegen? . . .

Der Marquis: Wir haben Wachen . . .

Don Juan: Und wiſſen uns ihrer zu bedienen, — ſollen wir das? . . . Ah, Vivat! — — Aber alle Teufel! das beunruhigt mich ein wenig in der Eroberung, auf die ich eben ausgehe . . .

Der Marquis: Wie, Don Juan! klanteſt Du in einem ſo wichtigen Augenblick noch ſolche Gedanken hegen?

Don Juan: Je nun, warum nicht? — Das Vaterland vor Allem, aber hernach . . . eine kleine Liebſchaft zum Zeitvertreib.

Der Marquis (lächelnd): Du biſt ein Narr, aber ein tapferer Junge! Gib Acht, ich werde binnen Kurzem Deinen Eifer auf die Probe ſtellen!

Don Juan: Das iſt Alles, was ich verlange! Sie ſollen ſehen, daß ich, wenn ich auch zuweilen allzu luſtig und zum Lachen aufgelegt bin, doch über einer Liebſchaft nicht die Pflichten gegen Vaterland und Ehre vergeſſe.

Der Marquis: Ich kenne Dich, mein tapferer Junge! Sieh' zu, wenn der Wind nicht umſchlägt, haben wir in ein paar Tagen unſeren Kerker hier im Rücken.

Don Juan: Sie machen mich faſt närriſch vor Freude! — Beiläufig geſagt, wie geht es unſerem Engländer?

Der Marquis: Dank Deinem Muthe war er bald im Stande ſeyn, mir die Nachrichten zu geben, denen ich ſo unge-

baldig entgegenſehe. Du wirſt ihn wahrſcheinlich an Bord ſeines Fahrzeugs begleiten müſſen, um mir den endlichen Entſchluß des Admirals einzuholen.

Don Juan: Verfügen Sie über mich. — Es waren vermuthlich Briefe vom Admiral, die er wie das Bildniß einer Geliebten am Halſe trug?

Der Marquis: Errathen. — Und Du wollteſt, daß ich ſie vorzeige?!

Don Juan: Der arme Junge! er hielt ſie noch ſo krampfhaft in den Händen feſt, nachdem er ſegen das Bewußtſeyn verloren. — Haben Sie gehört, daß ſein erſtes Wort, als er wieder zu ſich gekommen, ſeiner Kapſel galt?

Der Marquis: Und der wackere Mann ſetzte ſich einem ſchimpflichen Tode aus um einer Unternehmung willen, bei welcher ſein Vaterland nur mittelbar und ſehr entfernt betheiligt iſt. Von welcher Gluth beſeelen muß wir erſt entflammt ſeyn, die wir unſere ſo feige verrathenen Vaterland zu rächen haben, — wir, die wir für Alles das kämpfen müſſen, was Männern von Ehre das Theuerſte iſt?!

Don Juan: Ich hoffe, man ſoll dereinſt noch von uns reden!

Der Marquis: Was liegt daran, ob auch die Nachwelt unſere Namen vergeſſe, wenn ſie nur Wirkungen unſerer edlen Anſtrengungen, unſeres glühenden Eifers verſpürt! — Wir wollen das Gute um des Guten willen thun. Don Juan, nur erſt dann dem Himmel danken, wenn er uns einen Homer finden will!

Zweiter Aufzug.

Erſte Szene.

Das Wohnzimmer der Frau v. Granlangué im Gaſthof zu den drei Kronen.

Frau v. Tourville, Frau v. Granlangué.

Frau v. Tourville: Du biſt eine Närrin, mein Kind! da weißt Du nun nicht mehr, wo Dir der Kopf ſteht, weil Du ihn bei dieſem kleinen Abenteurer verloren haſt! Was für ein großer Ruhm iſt denn dabei, daß Einer ſchwimmen kann, wenn er es gelernt hat? Es iſt ein Hottentott, worein ihn ein Kanzle überreden könnte!

Frau v. Granlangué: Aber für einen Mann, den er nicht einmal kannte! . . . Und wo jedem die Leute im Hauſe behaupten, daß die Küſte wegen der Klippen ſo gefährlich ſey!

Frau v. Tourville: Nun denn, er kann ja ſchwimmen — das iſt Alles, und er hat Courage . . . Aber was geht das Alles Dich an! Mache Dich immerhin an Deinen Rapport!

Frau v. Granlangué: Ich weiß gar nichts zu ſagen.

Frau v. Tourville: Ey? Weißt Du, daß ich ſehr verſuchte wäre, zu glauben, Du habeſt eine Liebelei mit dieſem braunen Ochſenſchen da angefangen, der ſchwimmt wie eine Ente? Du biſt mit Blindheit geſchlagen, Kindchen! . . . daß

Du denn auch gar nichts gesehen? ... Ich hatte es auf den ersten Blick los, daß hier ein Komplott im Spiele ist!

Frau v. Boulanges: Ein Komplott? — meiner Treu, Du willst überall welche entdecken!

Frau v. Tourville: Besser man sieht welche, wo keine sind, als wenn man nichts bemerkt, wo sie Einem vor der Nase liegen. Weißt Du nicht, daß man für jedes Komplott, das man aufdeckt, noch über das gewöhnliche Traktament eine außerordentliche Belohnung bekommt? — Sprich, Mädchen, hast Du bemerkt, daß der Unbekannte ein feines Battisthemd trug?

Frau v. Boulanges: Was ist denn das so Außerordentliches?

Frau v. Tourville: Das Außerordentliche? — Meiner Treu, Mädchen, mit Dir ist's nicht richtig im Kopfe! — Ein Hemd von Battist, mit einer Brustkrause ... Muß ich Dir's noch einmal wiederholen: ein Battisthemd, — verstehst Du? ... dahinter steckt eine fürchterliche Verschwörung ... Gib Acht, das liefert mindestens zwanzig Personen an den Galgen!

Frau v. Boulanges (lächelnd): Du entwickelst ungeheuer viel Scharfsinn und einen Scharfblick, der mich in Erstaunen setzt!

Frau v. Tourville: Und Du eine Beschränktheit, die mich ärgert! — Wie? springt es nicht ordentlich in die Augen, daß dieser Mensch ein Fremder ist? ein schwedischer oder englischer oder russischer? — Am wahrscheinlichsten ist er englischer Agent, denn ich müßte mich sehr täuschen, hätte ich nicht englischen Battist an seinem Hemde entdeckt! ... Nun ist Dir die Sache doch hoffentlich wohl klar?

Frau v. Boulanges: Klar?

Frau v. Tourville: Warte nur, ich habe noch mehr Beweise? ... An seinem Wamse bemerkte ich überdem einen eingegrabenen Knopf mit einem Anker darauf; also kommt er jedenfalls von einem englischen Kriegsschiffe!

Frau v. Gentanges: Bah! alle Matroſen tragen ſo ſeiche Knöpfe.

Frau v. Tourville: Haſenfuß! — Und das Bild, das er in der Kapſel um den Hals trug? Der kleine Adjutant, der Wundbentel, glaubte uns zum Beſten zu haben mit ſeinem Frauporträt. Er hat fürwahr ſeine Rolle gut geſpielt! ein ganz gewandter, verſchlagener Burſche, der trefflich den Unbefangenen zu ſpielen wußte. — Und nun vollends der General, der die Kapſel ſo raſch in ſeine Taſche practicirte, daß man ſie kaum zu Geſicht bekam?

Frau v. Gentanges: Mag ſeyn, daß ein Geheimniß dahinter ſteckt, aber ich habe nicht Luſt, den Fürſten und das Sicherheitsbureau mit einem Geſchichtchen von Knöpfen, Battiſtbemden und ähnlichen Bagatellen zu langweilen. Das wäre das ſicherſte Mittel, unſre unverweilte Heimberufung zu erzwecken!

Frau v. Tourville: Bagatellen? Bagatellen? . . . O, Eliſa, in Geſchäftsſachen darf man auch nicht die mindeſte Kleinigkeit außer Acht laſſen. Weißt Du auch, daß es ein gebackenes Hübchen war, das mich den Verſteck des Generals Pichegru entdecken ließ? Und das hat mir, — des Gewinns gar nicht zu gedenken — große Ehre gebracht. Die Sache war folgende: Dein Vater, der Kapitän Leblanc, war damals noch am Leben. Er kam eben von der Armee zurück, hatte Geld die Fülle, und ließ nun anfragen, was Küche und Keller vermochten. Eines Tages nun gehe ich zum nächſten Paſtetenbacker und verlange ein gebackenes Hübchen. — 'Mein Gott, Madame,' ſagt er, 'ich bedaure ſehr, aber ich habe ſo eben mein letztes verkauft.' — Ich kannte das ganze Stadtviertel, und verlangte nun zu wiſſen an Wen. 'Wer hat es denn gekauft?' frage ich ihn. — Er beſchreibt mir ſeinen Käufer und ſetzt noch hinzu: 'der Herr lebt herrlich und in Freuden, denn ſchon ſeit drei Tagen holt er ſich alle Tage bei mir Geflügel zum Mittagbrode.' — Nota bene, es war gerade drei Tage her, daß wir die Spur

des Generals Pichegru verloren hatten. Ich merke mir das im Stillen und denke so bei mir: 'Alle Wetter, Nachbar! Du hast plötzlich Appetit bekommen; leidest Du etwa am Heißhunger?' — Kurzum, am andern Tage komme ich wieder mit ein Paar rohen Rebhühnern, die ich — merke Dir das! — auf dem Markte gekauft hatte, um Zeit zu haben, mit dem Gevatter zu plaudern, während er die Hühner zubereitete. Unterdessen kommt der Bursche mit dem gesegneten Appetit, den ich auf dem Korn hatte, und kauft sich einen gebratenen welschen Hahn, — meiner Treu, einen herrlichen Puter. — 'Ah,' sage ich, — 'ah, Herr So und so! Sie haben einen guten Appetit, das reicht ja für zwei Personen auf eine ganze Woche!' — Er blinzelt mit den Augen und sagt gar pfiffig: 'Nun ja, ich habe aber auch einen Appetit für ihrer zwei!' — Ein Franzose ließe sich lieber hängen, ehe er die Gelegenheit zu einem Bonmot versäumte. Ich aber nehme ihn von der Seite etwas scharf auf's Korn, er dreht mir verlegen den Rücken, nimmt sein Gericht unter den Arm und geht. Ich aber brauchte nicht mehr zu erfahren, denn ich wußte, daß er ein Bekannter von Pichegru war. Man packte den Burschen und nach dem Versprechen eines guten Trinkgelds lieferte er den General mit heiler Haut an's Messer, — auf meinen Theil aber kam für die gehabte Mühe eine Gratifikation von sechstausend Franken[1]) .... Siehst Du nun, daß man gut thut, wenn man auch Kleinigkeiten nicht außer Acht läßt?

Frau v. Coulanges: Nun ja, Du besitzest diese Geschicklichkeit, aber mir ist diese Sehergabe und diese Spürkraft nicht gegeben.

Frau v. Tourville: So handle wie Du es verstehst, — das ist ja Deine Sache. Ich für meinen Theil wasche mir die Hände in Unschuld. Wenn Jemand anders die Gratifikation

1) Geschichtliche Thatsache.

davonträgt, wenn der Staat darunter nothleidet, bin ich wenigstens nicht Schuld daran.

Frau v. Coulanges: Bah, dieser Don Juan sieht mir gar nicht aus wie ein . . .

Frau v. Tourville: Soll ich Dir sagen, wie er aussieht? . . . Just, wie Einer der gerne den Schürzen nachläuft, und wenn Du nur halb so viel Geist hättest, wie ich, würdest Du aus zwei Krippen zehren, und dem Herrn Obersten ein schönes Sümmchen Quadrupel ablocken. Er ist ein Marquis, ohne daß man es ihm anmerkt, und die Dienstleute im Hause behaupten, er habe Geld zum Wegwerfen. Ich sage Dir, er gibt ihnen Trinkgelder . . .

Frau v. Coulanges: O Gott, wie müde bin ich doch! die ganze vorige Nacht habe ich kein Auge schließen können!

Frau v. Tourville: Er sieht mir aus wie eine recht lockere Haut . . . verstehst Du? — Oh, mein Kind, wenn ich so hübsch gewesen wäre wie Du, wäre ich wahrlich nicht hier . . . ich wäre weiter gekommen. Aber was wolltest Du beginnen, wenn ich Dich nicht auf Deinen Missionen begleitete? Ich muß ja wahrlich Hände und Füße rühren, um Dir Wildpret aufzuspüren, und Du brauchst Dich kaum zu bücken, um es aufzulesen, und für das Geld zu danken, das es Dir einbringt!

Frau v. Coulanges (spöttisch): Der Ehre gar nicht zu gedenken, die wir mit in den Kauf bekommen!

Frau v. Tourville: Bah, bah! wer wird daran denken! Es gibt noch vornehmere Leute als wir, die ein schlimmeres Handwerk betreiben!

Kammermädchen (eintretend): Der Oberst Don Juan Diaz läßt fragen, ob die Damen schon zu sprechen seyen.

Frau v. Tourville: Allerdings. — Siehst Du, so geht's, wenn man hübsch ist! Man hat gar nicht nöthig, sich Mühe zu geben; man braucht sich nur zu zeigen, und alsbald läuft Einem Alles nach.

Don Juan (zum ab): Verzeihen Sie mir, meine Damen, wenn ich mich Ihnen vorstelle, ohne andere Ansprüche als in der Eigenschaft eines Nachbars. Ich nahm mir die Freiheit, Sie zu besuchen, nur in der Absicht, mich zu erkundigen, ob der gestrige Auftritt keine nachtheiligen Folgen für die Gesundheit von Madame gehabt hat.

Frau v. Coulanges (verwirrt): Ich war freilich sehr aufgeregt, . . . allein niemals habe ich eine so wohlthuende Aufregung erlebt.

Frau v. Tourville (leise): Sehr gut gesagt! — (Laut zu Don Juan:) Ich bitte, Herr Oberst, belieben Sie doch Platz zu nehmen!

Frau v. Coulanges: Sie haben doch keine nachtheiligen Folgen verspürt? . . . Und der arme Mensch, dem Sie das Leben gerettet haben, was macht er?

Don Juan (sitzt bei Frau v. Coulanges gegenüber): Er ist Gottlob frisch und munter, und denkt schon wieder daran, sich auf den Häringsfang zu begeben . . . Aber, Sie, Madame, Sie scheinen noch leidend, und ich mache mir jetzt Vorwürfe, den Leblosen Ihnen unter die Augen gebracht zu haben . . Aber in der Aufregung, in der Verwirrung . . .

Frau v. Coulanges: Mir? nachdem ich Sie dem Tode trotzen gesehen hatte . . . Aber Gottlob befinde ich mich nun wieder recht wohl!

Frau v. Tourville (für sich): Sie spielt die Verliebte täuschend ähnlich! — (Laut:) Und Sie, mein Herr, Sie geben uns nicht einmal Nachrichten über Ihr eigenes Befinden, nach der Unvorsichtigkeit, die Sie begangen haben! — O junger Mann, junger Mann! Aber Sie sind Ihr ja Alle!

Frau v. Coulanges (leise zu ihrer Mutter): Alle?

Don Juan: Die Wahrheit zu gestehen, ich habe auf mein Seebad in dieser Jahreszeit eine sehr gute Kur gehabt.

Frau v. Tourville: Meine Tochter wußte des Rühmens

gar kein Gute zu finden über Ihren Muth. Sie fürchtete immer, Sie würden einen Brustkrampf davon tragen.

Don Juan: Es macht mich stolz, daß Sie an mich gedacht haben, Madame; allein wir Soldaten dürfen uns von einem kalten Bade nicht anfechten lassen.

Frau v. Tourville: Sie haben vielleicht auf Ihren Feldzügen Gelegenheit gehabt, Herr Oberst, meine beiden Söhne, zwei Offiziere von entschiedenem Verdienst, kennen zu lernen ... der Aeltere ist der General v. Tourville, — der Jüngere der Oberst August v. Tourville.

Frau v. Goulanges (leise): Nimm Dich in Acht!

Don Juan: Ich muß zu meiner Schande bekennen, daß ich ihre Namen zum Erstenmal höre ... das kommt jedoch daher, daß ich die Bulletins beinahe gar nie lese.

Frau v. Tourville: Sie haben hierin am Ende Recht. Liest man ja doch dort nichts Anderes, als immerwährend Blutvergießen! Ach, Herr Diaz! ich würde mich recht ordentlich fürchten, wenn meine beiden Söhne nach Spanien geschickt würden: es würde mir nur Schmerz verursachen, denn der Krieg daselbst ist ein so ungerechter! ...

Don Juan (spielt mit seiner Schärpe, endlich darauf zu antworten.)

Frau v. Goulanges: Wenn ich nicht irre, haben Sie mir erzählt, daß Sie früher zu Sevilla gelebt haben?

Don Juan: Wenigstens lange genug, um mich noch immer mit den zärtlichsten Gefühlen der Liebe und Dankbarkeit dieser edlen Stadt und ihrer wackern Bewohner zu erinnern... Aber Sie, Madame, erinnern mich — mit Ausnahme der etwas dunklern Hautfarbe — am lebhaftesten an Alice, was ich an den Damen von Sevilla je bewundert habe.

Frau v. Tourville: Nicht wahr, in Sevilla hält sich Ihre Junta auf? Ah, das sind wackere Leute, wahre Helden, wie die Römer zu Julius Cäsar's Zeit!

Frau v. Goulanges: Sie sind wahrscheinlich auch mit

kaisch, Herr Oberst? Schon in Ihrer Eigenschaft als Spanier müssen Sie ja Guitarre spielen können! . . . Ich wünschte wohl Ihr Talent auf die Probe zu setzen, wenn es Ihnen nicht Langeweile macht.

Don Juan: O, Madame, wie grausam! Könnte mich langweilen, was Ihnen Vergnügen macht? . . . Allein Scherz bei Seite! ich spiele kaum gut genug Guitarre, um nöthigenfalls eine Serenade bringen oder eine unserer einfachen spanischen Romanzen begleiten zu können. — Sie, Madame, als Französin, lieben wahrscheinlich mehr die kunstreichere Musik Ihrer Opern?

Frau v. Coulange: Keineswegs. Die schwermüthigen Lieder Ihrer Heimath sprechen mich mehr an, als die ausdruckslose Musik, welche man heutzutage der Mode zu lieb bewundert!

Frau v. Tourville: Ihre Musik greift mich zu sehr an; entschuldigen Sie daher, Herr Oberst, wenn ich mich entferne! — (Leise zu ihrer Tochter:) Die Gelegenheit ist günstig; suche sie Dir recht zu nutz zu machen! Vergiß ja nicht recht spröde zu thun . . . die Männer lieben das!

(Geht ab.)

Don Juan: Sie lieben also die spanischen Romanzen? Würden Sie wohl mir das Vergnügen machen, eine zu singen?

Frau v. Coulange: Aber das könnte ja das Heimweh in Ihnen wecken!

Don Juan: Dann würde glücklicherweise die Sängerin das beste Heilmittel abgeben.

Frau v. Coulange: Hier ist eine Sammlung von solchen Romanzen! . . . Wollen Sie nicht eine wählen?

Don Juan: Recht gerne! . . . Wählen wir gerade diese hier, von der ich nur den Titel sehe; es muß eine sehr alte Romanze sein!

Frau v. Coulange (blättert bei Seite, mit allen Zeichen des Schreckens). O Gott, welche Wahl!

Don Juan: Ein Ritter, der ein Maurenmädchen liebt, das iſt der Lieblingsſtoff der alten Romanzendichter!

(Frau v. Goulanges ſingt und Don Juan begleitet ſie auf der Guitarre).

Romanze.

In Zamera lebt' ein Ritter, Alvar de Luna war ſein Name. Sein Roß hieß nur der junge Adler, und ſein Schwert der Eiſenfreſſer. Er allein hatte mehr Mauren getödtet, als mein Roſenkranz Perlen zählt. Nie hatte ihn ein ſpaniſcher Ritter noch aus dem Sattel gehoben. Nie war er als Beſiegter zurückgekehrt aus Schlacht oder Zweikampf; aber zwei ſchöne Augen beſiegten ihn.

Die ſchönen Augen von Zobeide, der Tochter des Alcayden [1]) von Cordova-la-Grande. Von ſich warf er ſeinen Degen, ließ das Schlachtroß auf der Weide. Eine Zither nahm er zur Hand, beſtieg ein ſchwarzes Maulthier mit weißen Feſſeln und kam zum Alcazar [2]) von Cordova, zu Zobeiden zu ſagen: Ich liebe Dich; ſteig' auf mein Thier mit mir, und folge mir nach Zamera!

Seufzend entgegnet ihm Zobeide: Schöner Ritter, ich liebe Dich zwar. Allein mein Gott iſt Allah, und Chriſt der Deinige. In Wahrheit aber geſteh' ich Dir: ich werde bald vergehen, denn tödlich iſt mein Herz verwundet. Nur Dein Weib kann ich nicht ſeyn, denn ich bin Maurin und Du biſt Chriſt!

Da ſtieg der Ritter wieder auf ſein Thier, und trabte hin nach Zamera, ſeiner Heimath, und theilte ſeine Habe den Armen aus. Gott ſchenke Frieden dem Bruder Jayme im Kloſter San Iñigo! — Und er ſtarb im Geruch der Heiligkeit, am gebrochenen Herzen, weil Zobeide eine Maurin war und er war Chriſt!

---

1) Statthalter.
2) Palaſt.

Frau v. Coulanges (warnend): Nun, was halten Sie von der Romanze?

Don Juan: Wunderschön! herrlich gesungen! — Ich wollte, man erließe in Spanien ein Gesetz, das allen Narren verböte, in's Kloster zu gehen, außer wenn ihnen die Liebe den Kopf verrückt hätte! . . . Das wäre ein Mittel, unsre Klöster um die Hälfte zu vermindern, und was noch von ihnen übrig bliebe, würde den Ausländern nur eine günstige Meinung von uns geben!

Frau v. Coulanges: Und wie finden Sie den Text der Romanze?

Don Juan: Wie den aller unserer alten Lieder. Es herrschten seltsame Sitten in der guten alten Zeit. Dieser Alvar de Luna war ein komplet'er Thor. Hei, bei Gott! warum ist er nicht lieber Muselmann geworden als Pfaffe!

Frau v. Coulanges: Meinen Sie? . . . . . Es mag aber doch Umstände geben, um deren willen zwei Personen trotz aller Zärtlichkeit sich nicht lieben dürfen!

Don Juan: Warum nicht gar? Etwa der Unterschied der Nationen oder der Religionen?

Frau v. Coulanges: Es kann noch andere Ursachen geben.

Don Juan: Welche denn?

Frau v. Coulanges (zögernd): Zum Beispiel . . . .

Don Juan: Nicht wahr? Sie finden kein Beispiel? — Nein, im Ernste, Madame! sagen Sie mir: könnten Sie es nicht über sich gewinnen, Ihr Vaterland . . . zu verlassen . . . um eines Gatten willen . . . . der . . . der sich Ihre Liebe zu erwerben gewußt hätte?

Frau v. Coulanges: Warum nicht! das ist ja, denke ich, die Pflicht einer jeden Gattin . . . . allein . . . .

Don Juan (lebhaft): Allein?

Frau v. Coulanges: Ich werde mich nie wieder ver-

betrathen .... (Mit erzwungenem Lächeln): der Wittwenſtand hat zu viel Angenehmes!

Don Juan (bei Seite): Zum Teufel mit der Romanze!

Frau v. Coulanges: Wollen wir noch etwas ſingen, Herr Oberſt?

Don Juan: Ich müßte fürchten, Sie zu ermüden, Madame! ... Ohnedieß bemerke ich faſt mit Schrecken, daß mein Beſuch beinahe ſchon zu lange gedauert hat. (Steht vom Stuhle auf).

Frau v. Coulanges: Herr Oberſt, es wird mir ſtets Vergnügen machen, wenn Sie uns ... allein ... (bei Seite): Wie ſoll ich ihm nur bemerklich machen, daß er ſich in Zukunft vor den Schlingen hüten ſolle, die man ihm gelegt hat?

Kammermädchen (tritt ein): Der Herr Marquis de la Romana läßt den Herrn Oberſten bitten .....

Don Juan: Der Dienſt geht vor Allem .... das waren ja auch die Grundſätze unſeres Don Alvar de Luna! — Madame, darf ich's wagen? ....

(Er küßt der Frau v. Coulanges die Hand und entfernt ſich).

Frau v. Coulanges (zum Kammermädchen): Schnüre mich aus, ich erſticke!

(Beide ab).

Zweite Scene.

Am Meeresſtrande vor dem Gaſthofe.

Don Juan, Wallis, Matroſen, welche im Hintergrunde ein Boot aufſtakeln; eine Schildwache geht vor dem Hauſe auf und ab. Die Nacht bricht ein.

Wallis: Sehen Sie, Kamerad! die Sleep iſt uns zu Liebe zum Lande herangeſteuert. Sie ſetzt eine Schiffslaterne im Marskorb aus.

Don Juan: Mir ſcheint's ein Leuchtwürmchen zu ſeyn, eine Meile weit von uns entfernt.

Wallis: Sie haben noch nicht das Auge eines Seemanns. Geben Sie Acht, das Fahrzeug iſt uns näher als Sie glauben! In einer Stunde ſteigen wir drüben an Bord, und Alles kommt in's Reine. — Heda, Jungens! habt Ihr Eure Ruder gut mit Segeltuch umwickelt?

Ein Matroſe: Alles beſorgt, Lieutenant; ſie werden nicht mehr Lärm machen, als die Fange einer Waſſerente.

Wallis: Wenn wir am Hafendamm und den Batterien vorüberrudern, ſo duckt Euch auf die Ruder; — ruft man uns an, ſo läßt Keiner einen Laut hören. Verſtanden?

Don Juan: Seyn Sie unbeſorgt. Alle Nacht fahren Schleichhändler mit ſchwereren Booten an den Forts der Küſte vorüber, ohne daß man ſie bemerkt!

(Oben in den drei Kronen wird ein Fenſter geöffnet und Frau v. Coulanges tritt auf den Balkon.)

Don Juan: Ah!

Wallis (leiſe): Man bemerkt uns! Stechen wir in See!

Don Juan (ebenfalls leiſe): Fürchten Sie nichts! wer ſollte uns erkennen? — (Zur Schildwache): Du bleibſt alſo auf Deinem Poſten, bis ich wieder zurück bin!

Schildwache: Sehr wohl, Herr Oberſt!

Frau v. Coulanges (ſagt, ohne die unten Stehenden zu bemerken): Aber ich bin Maurin, und Du biſt ein Chriſt!

Don Juan (leiſe): Zum Teufel mit dem Gudeim!

Wallis (zu den Matroſen): Tummelt Euch, Burſchen! in's Henkers Namen! wir ſind hier nicht gut aufgehoben!

Frau v. Coulanges: Die abendliche Kühle dämpft das Feuer nicht, das in meinen Adern glüht. — (Sie bemerkt Don Juan): Um Gott, wer ſind dieſe Männer?

Wallis: He da, Oberſt! Millionendonnerwetter! Was machen Sie denn da unter dieſem Balkon, als wären Sie an-

gefühlt! .... So wahr ich lebe, ich ſehe dort etliche Perſonen die Straße herabkommen .... man könnte uns den Weg verſperren und den Rückzug abſchneiden. Geben Sie keinen Laut von ſich!

Frau v. Tourville tritt mit ihrem Kammermädchen in die Scene.

Frau v. Coulanges (ſtürzt Don Juan von oben herab zu): Entfernt Euch ſchnell, wer Ihr auch ſeyd!

(Sie tritt in's Zimmer zurück.)

Frau v. Tourville: Himmel, was ſeh' ich! Verdächtige Geſtalten ſchleichen da vor der Thüre des Gaſthofs herum! ..... Glücklicherweiſe iſt die Schildwache zu unſerem Schutze da. .... Und meine Tochter war auf dem Balkon.

(Sie tritt auf das Boot zu.)

Wallis (mit verſtellter Stimme): Halt da! wir ſind Schleichhändler .... ſtürzt uns nicht in's Unglück und Ihr ſollt Taback umſonſt haben!

Frau v. Tourville (immer näher tretend): Habt Ihr welchen, gute Leute? Ich möchte welchen kaufen.

Wallis: Man wird Euch welchen bringen, aber kommt keinen Schritt näher! — Stecht in See! gebt mir das Steuerruder.

(Das Boot ſtößt vom Lande.)

Frau v. Tourville: Dieſe Stimme ſollte ich kennen. ..... Und der Andre, der bis an die Augen in ſeinem Mantel ſteckt? .... Und die Schildwache, die das Alles mit anſieht, und ſich nicht rührt, nicht die Wache unter's Gewehr ruft? ... All' das iſt höchſt auffallend! — Aber ich werde herausbringen, was daran iſt! ... Komm', Louiſe, laß uns hineingehen!

(Sie treten in den Gaſthof.)

Dritte Scene.

Ein Zimmer der Frau v. Coulanges.

Frau v. Coulanges, Frau v. Tourville.

Frau v. Tourville: Was Du mir auch sagen magst, es war Don Juan.

Frau v. Coulanges: Keineswegs, ich versichere Dich. Hast Du nicht so gut als ich gesehen, daß es arme Schmuggler waren, die Contrebande landeten?

Frau v. Tourville: Meinethalben! Ich bin nun aber jedenfalls Willens zu warten, bis sie wieder zurückkommen, — ich werde nicht zu Bette gehen.

Frau v. Coulanges: Das wird Dir aber schlecht bekommen, Mama! Du wirst Dir Schaden thun! Ueberlaß es mir, ich will an Deiner Stelle aufbleiben.

Frau v. Tourville: Nein, nein, geh' zu Bette! Du mußt Deinen Teint frisch erhalten! Ich werde wach bleiben, denn ich habe keine Schönheit oder Frische mehr zu verlieren. Ueberdieß mag ich mich in solchen Angelegenheiten auf Niemand Andern verlassen, als auf mich selbst. — Laße den Laden nur wie ich ihn gestellt habe; man darf nicht sehen, daß wir noch Licht haben!

Frau v. Coulanges: Sie kehren aber vielleicht erst in einigen Tagen wieder zurück!

Frau v. Tourville: Nein, nein! wenn diese Leute sind, wofür ich sie halte, sind sie vor Sonnenaufgang wieder zurück. — Der General schaut gedankenvoll drein, schon seit wir hier sind .... ich habe bemerkt, daß er die ganze Nacht hindurch im Zimmer auf- und abgieng, anstatt zu schlafen. — Siehst Du, das Alles geht nicht mit natürlichen Dingen zu. Aber laß nur mich machen! Sie müßten sehr schlau seyn, wenn sie mir entwischten.

Frau v. Coulanges: Könntest Du aber nicht, anſtatt Dich durch Nachtwachen aufzureiben, den Wirth fragen, ob heute Abend nicht Jemand weggereist oder fortgegangen ſey?

Frau v. Tourville: Thörichtes Mädchen! der Wirth iſt ohne Zweifel von ihnen beſtochen .... und zudem iſt dieſes Volk ſo nachläſſig und gleichgültig ... — Denke Dir, wir haben bei dem franzöſiſchen Reſidenten Bouillette geſpielt, und ich habe ihnen Allen das Geld abgewonnen. — Ach, wie dumm doch ſind hier noch die Leute! — Aber lege Dich jetzt zu Bette: Du machſt mir nachgerade bange und hinderſt mich in meinen Beobachtungen. Weißt Du auch, daß es beinahe ſchon Ein Uhr nach Mitternacht iſt?

Frau v. Coulanges: Ich kann nicht ſchlafen, ſo lange ich Dich noch wachend weiß!

Frau v. Tourville: Je nun, wie Du willſt. — Es iſt noch Licht bei dem General, — man ſieht den Widerſchein davon auf dem Waſſer. Wenn ich's wagen dürfte, würde ich das Balkonfenſter öffnen.

Frau v. Coulanges: Oeffne es! Ich glaube, die friſche Luft wird mir mein Kopfweh vertreiben!

Frau v. Tourville: Allerdings, aber das könnte den alten Fuchs ſtutzig machen. — Hörſt Du, er geht in ſeinem Zimmer auf und ab. — (Frau v. Coulanges läßt einen Stuhl fallen). Hol' Dich der Henker, Mädel! kannſt Du nicht einen Augenblick ruhig bleiben?

Frau v. Coulanges: O, ich habe mich ſchwer am Fuße beſchädigt!

Frau v. Tourville: Schweig' ſtill, verzärtelte Dirne.

Frau v. Coulanges: O ... es ſchmerzt mich ſo ſehr! ... o, mein Knöchel!

Frau v. Tourville: Was bedeutet dieß Licht dort draußen in hoher See?

Frau v. Coulanges: Es wird eine Schiffslaterne seyn oder ein Leuchtthurm, der die Meerenge bezeichnet.

Frau v. Tourville: Ich glaube eher, es iſt das Schiff unter hamburgiſcher Flagge, das ſchon ſeit etlichen Tagen an der Einfahrt des Belt kreuzt.

Frau v. Coulanges: Ei nun, und was kümmert das Dich, daß dort ein Hamburger Schiff liegt?

Frau v. Tourville: Ein Hamburger Fahrzeug?..... Es hat ſoviel mit Hamburg gemein als wir Beide.

Frau v. Coulanges: Du kommſt immer auf ſeltſame Vermuthungen! Ich möchte mir nicht ſo den Kopf zerbrechen und das Gewiſſen beſchweren!

Frau v. Tourville: Das Gewiſſen? Du bringſt mich wider Willen zum Lachen mit Deinem Gewiſſen. Du ſchwatzeſt wie ein Pfaffe. — Stille!.... Anſtatt Eines Lichtes ſehe ich jetzt zwei, aber ganz undeutlich..... Aha, nun wird es erſt intereſſant!

Frau v. Coulanges (leiſe): Um Gottes willen! ich zittere für ihn! — (Laut:) Du weißt ja doch, daß dieß Signale der Seeleute ſind?

Frau v. Tourville: Aha, nun verſchwindet das Licht bei dem General!..... Braviſſimo!

Frau v. Coulanges: Er iſt klüger als wir: er hat ſich ſchlafen gelegt.

Frau v. Tourville: Ja, ja, Du Gänschen! glaube Du nur, daß er ſchläft. — Sieh', da erſcheint ſein Licht ſchon wieder! — Nicht wahr, da würdeſt Du vielleicht ſagen: er hat ſeine Kerze ausgeblaſen und ſie hat ſich wieder von ſelbſt entzündet, wie das bisweilen geſchieht! — Drei Lichter auf dem Schiffe.... Finſterniß bei uns!.... Aha, ſein Licht hat ſich wiederum entzündet..... Nun haben wir Dich, ſtolzer Marquis la Romana! — — Du biſt ſo blaß, Eliſa! Sagte ich Dir nicht, daß Dir das Wachen nicht gut thue, und Du den Schlaf nicht

entbehren kannſt?.... Lege Dich ja ſchlafen, liebes Kind! das Glück kommt Dir im Schlaf, denn unſer Glück iſt gemacht:

Frau v. Coulanges: Wollte Gott, das wäre ſchon längſt der Fall geweſen!

Frau v. Tourville: Da haſt Du ein wahres Wort geſagt, denn alsdann würden wir jetzt mit Vieren in Paris herumfahren, anſtatt auf dieſer verwünſchten Inſel faſt zu erfrieren und unſre Zeit todtzuſchlagen. Aber nur Geduld!..... Aha, es iſt nur noch Ein Licht da!

Frau v. Coulanges: Komm', Mama, wir wollen jetzt ſchlafen gehen!

Frau v. Tourville: Nein, mein Gewiſſen gibt's nicht zu. Nein, nein, ich muß ihn heimkommen ſehen, ſonſt wäre mein Gewiſſen gar nicht ruhig. Ich muß Beweiſe haben.... und ſie werden mir, eine ganze Bootsladung, zukommen. — Wenn ich es wagte, würde ich ſogleich zum Reſidenten hingehen, aber das würde zu nichts führen. Der Kerl iſt ſo ſtockdumm!..... Nein, ich will ſelber an den Fürſten ſchreiben.

Frau v. Coulanges: Mir iſt, als müſſe mir der Kopf berſten.

Frau v. Tourville: Wenn wir wieder nach Frankreich zurückkehren, können wir gute Geſchäfte in engliſchen Perkals machen: wir können für ſchweres Geld davon über die Gränze bringen. Macht man der Frau des Zolldirektors eine Robe oder zwei davon zum Präſent, ſo bringt man über die Gränze, ſo viel man will.

Frau v. Coulanges: O ja, und ich wollte, wir hätten nie etwas Anderes gethan, als Contrebande getrieben.

Frau v. Tourville: Man muß mit beiden Händen zugreifen. — — Ich möchte nur wiſſen, was aus Deinem Bruder Charles geworden iſt.!... ſchon ſeit mehr als zwei Jahren hat er uns nicht mehr geſchrieben.

Frau v. Coulanges: Du kennſt ihn ja. Du haſt ihm

ja selbſt eine ſo vorzügliche Erziehung geben laſſen..... daß er kaum ſeinen eigenen Namen ſchreiben kann.

Frau v. Tourville: Gleichviel. Charles iſt doch ein Burſch, der es noch weit bringen kann, wenn ihn nicht eine Kugel unterwegs aufhält. Sein Oberſt ſchrieb, er habe Courage wie ein Löwe: wo es Hiebe ſetzt oder Kugeln regnet, iſt er immer vornedran.

Frau v. Coulanges: Ja, aber auch wo es eine Teufelei anzuſtiften gibt..... (Leiſe): Er ſollte ſchon hier ſeyn!

Frau v. Tourville: Er iſt ganz das Ebenbild ſeines Vaters, des Kapitäns Leblanc bei den Guiden. Er iſt als ein Tapferer auf dem Feld der Ehre geblieben. Sein Lieutenant, der der Vater Deines Bruders Auguſt iſt, hat mich oft verſichert, daß er nicht weniger als fünfzehn Säbelhiebe in den Kopf erhielt, an denen er ſtarb.

Frau v. Coulanges: Wie gräßlich!

Frau v. Tourville: Ja, ſieh', ich habe immer eine Schwäche für Leute von Muth gehabt..... Der erſte Mann, mit dem ich mich abgab, war ein General, der hernach nach Amerika gegangen iſt..... Die Wilden, denen er in die Hände fiel, haben ihn lebendig gebraten und dann aufgefreſſen. — Ja, ja, es iſt buchſtäblich wahr, was ich Dir da ſage.

Frau v. Coulanges: Mein Gott!

Frau v. Tourville: Ich muß immer noch an einen dicken Bankier denken, der mir zwölftauſend Franken jährlich gab. Eines Tages ließ er ſich vor meinen Augen von einem Unterlieutenant der Chaſſeurs à Cheval beohrfeigen, der nicht zwölf Sous in der Taſche hatte. Meiner Treu! ich konnte nicht umhin, den Geldſack aufzugeben, und mit dem Chaſſeurs-Lieutenant davon zu laufen..... Aber das waren Jugendthorheiten..... ich war damals noch ein Backfiſch..... und ich hatte es ſpäter noch zu bereuen, als mich der Chaſſeur mit der Reitpeitſche

durchlederte. — Wenn ich ein Mann wäre, ich wollte drauf ſchwören, ich wäre Soldat geworden!

Frau v. Coulanges: Nicht wahr, Du ſiehſt nun nichts mehr. Ich ſagte Dir's ja zuvor.....

Frau v. Tourville: Nein, ich ſehe jetzt nichts mehr... Doch, ſtille, mir iſt, als ſahe ich etwas Schwarzes über's Waſſer herankommen..... es iſt entweder ein Boot oder ein Wallfiſch. — Schließe den Laden dichter!..... hörſt Du, Eliſa?

Frau v. Coulanges: Es ſind..... wahrſcheinlich..... Schleichhandler!

Frau v. Tourville: Aha, das iſt der Burſche im Mantel wieder..... oder vielmehr der Deinige, Mädchen!..... Er ſchüttelt dem Andern die Hand,... er ſpringt an's Land... Ob er wohl hier hereintritt?.... gute Nacht, Eliſa!

(Eilt hinaus.)

Frau v. Coulanges (allein): Er iſt jetzt verloren.... Und ich Elende habe ihn in's Verderben geſtürzt!.... Verflucht ſey der Tag, wo ich dieſe Inſel betrat! — Wollte Gott, wir wären Angeſichts dieſes Hafens mit Mann und Maus untergegangen!... So ſoll alſo der einzige Mann, für den ich je Liebe gefühlt habe, in's Verderben rennen?... und ich, die ich ihn liebe, habe ihm die Schlinge um den Hals geworfen?..... Er wird glauben müſſen, das Weib, das ihn geliebt, habe eine edle Leidenſchaft nur erheuchelt, um ihn ſicher zu machen, während es ſeinen Kopf um ein Blutgeld verhandelte. — Ich, ich ſollte Don Juan um Geld verrathen! — Wie war es überhaupt möglich, daß ich mich zu dieſem ſcheußlichen Gewerbe habe verführen laſſen? Eine Dirne, die ſich Sackträgern an den Hals wirft, iſt mehr werth als ich. Ein Dieb, ein Räuber iſt beſſer als ich.... Und ich, ich habe es gekonnt!..... Es muß ſeit Kurzem eine große Umwandlung mit mir vorgegangen ſeyn, denn bei meiner Ankunft, als ich die Geheimniſſe und Plane dieſes Jünglings nur erforſchen wollte, um ihn und ſie zu verrathen, hätte ich dieſe

Handlung für keine ſo entſetzliche, verwerfene gehalten.... Erſt meine Liebe hat mir die Augen geöffnet. — Ob, Juan Diaz! Du allein würdeſt mich aus dem Schlamme retten können, worein ſie mich geſtoßen haben.... Ja, das Loos iſt geworfen: ich werde mein Schickſal an das ſeinige ketten..... ich will ihm Alles ſagen, Alles.... ich will auf Alles verzichten, um nur ihm zu folgen.... Auf Alles? als ob ich ihm irgend etwas zum Opfer bringen könnte! — — Mein Vaterland? was liegt mir an einer Heimath! — — Meine Familie?... ſie war nur darauf bedacht, das natürliche Gute in mir zu erſticken, mich zum Laſter reif und tauglich zu machen!..... Meine Angehörigen ſind mir verhaßt, flößen mir Abſcheu ein!.... Ich kann nur Juan Diaz lieben. — Allein wird er ſich meiner annehmen wollen, wenn er erſt erfährt, wer ich bin? — Soll ich's ihm verhehlen?.... Nein, Juan Diaz iſt ein Liebhaber, dem ich nichts verhehlen könnte! — — Soll ich ihm mich anvertrauen?.... ihm, den ſchon die Erzählung einer niedrigen Handlungsweiſe empören würde?..... Er würde mich mit Fußtritten von ſich jagen; ich bin überzeugt, er würde eher eine häßliche, plumpe Stallmagd lieben, als die hübſche Eliſa, welche die Männer mit ihrer Liebe ködert, um ſie zum Tod zu führen! — — Wohlan denn! mag er auch von mir denken, was er will; ich liebe ihn zu innig, um auf mich ſelbſt Rückſicht zu nehmen. Ueber kurz oder lang wird er dennoch erfahren, wer ich bin.... Vielleicht verdenkt er es mir weniger, wenn er Alles aus meinem eigenen Munde erfährt.... Er ſoll zunächſt meine Liebe kennen lernen.... denn man muß lieben, um ein ſolches Geſtändniß thun zu können.. Ich will ihm Alles ſagen.... ich will mich ſeinem Zorne, ſeiner Verachtung bloß ſtellen.... was thut's, wenn ich ihn nur retten kann. Sollte er mich auch ſchlagen, mich von ſich ſtoßen, ſollte er mich auch beohrfeigen, mir in's Angeſicht ſpeien, ich will ihn dennoch retten..... Eine Ohrfeige von Don Juan iſt mir lieber, als die Kaſſenſcheine, an denen ſein Blut klebt.... Viel-

leicht wird er dann auch Mitleid mit einer Unglücklichen haben, die nicht mit einer Kothſeele geboren ward, ſondern die nur durch den Einfluß böſer Menſchen ſo tief ſinken konnte. Sie haben das Gewiſſen niemals ganz in mir erſticken können..... Das Gewiſſen? O nein, es iſt längſt ſchon in mir abgeſtorben, er macht ſich längſt ſchon nicht mehr geltend. Weder die Tugend noch das Gewiſſen leiten meine Handlungsweiſe, ſondern nur die Liebe.... die Liebe allein, die mich nicht ſterben laſſen wird, ohne daß ich eine gute Handlung begangen habe!

(Geht ab.)

Vierte Scene.

Das Schlafzimmer von Don Juan Diaz.

Frau v. Coulanges tritt auf:

Er iſt noch bei dem General.... Ich zittere, indem ich den Fuß in dieſes Zimmer ſetze.... Es iſt die erſte edle Handlung meines Lebens, und ich zittere?..... Mir iſt, als ſähe ich ihn überall!..... — (Sie tritt zum Tiſch und bebachtet ihn): Ein angefangener Brief?..... Er ſchreibt vielleicht an eine Geliebte, die er in Spanien hinterlaſſen hat..... und, wenn er wieder bei ihr und mit ihr vereinigt iſt, ſchreibt er kein Sterbenswörtchen an die arme Eliſe..... Hier iſt ſein Siegel; es iſt voll Wappen..... und mein Name iſt ein ſo gewöhnlicher, unbekannter!..... Und hier, das andre?..... Ein Schwan mit der Umſchrift: 'Ohne Makel'..... Er wird ſeinen Wahlſpruch nicht Lügen ſtrafen!..... Das Portrait einer Dame? Das iſt wahrſcheinlich ſeine Mutter!...

(Don Juan tritt auf.)

Don Juan (auf der Schwelle, leiſe): Welche angenehme Ueberraſchung! Hat man ſich denn verſchworen, mich nicht ſchlafen zu laſſen?

Frau v. Coulanges (ohne ihn gewahr geworden zu ſein): Es ſind die nämlichen Züge, aber ſein Geſicht hat nicht den verächtlichen, beſchämenden Ausdruck dieſes Mundes.

Don Juan (bei Seite): Was Teufels machte ſie hier?

Frau v. Coulanges (bemerkt ihn). Ach!

Don Juan (zu ihren Füßen): Eliſa, reizende Eliſa! der glühendſte aller Liebhaber liegt vor Ihnen auf den Knieen! laſſen Sie mich Ihnen beweiſen . . ."

Frau v. Coulanges (bei Seite). Ich werde den Muth nicht finden, ihn zu verſchmähen . . .

Don Juan: Laſſen Sie mich beweiſen, wie glühend die Leidenſchaft iſt, welche Sie in meinem Herzen angefacht haben . . Laſſen Sie uns jene Thüre verſchließen, und . . .

Frau v. Coulanges (weist ihn heftig zurück): Setzer Don Juan, iſt es wohl Zeit, von Liebe zu reden, wenn das Schwert ſchon über Ihrem Haupte hängt! . . .

Don Juan: Was kümmert's mich? halte ich ja Dich in meinen Armen . . .

Frau v. Coulanges: Laſſen Sie mich . . . ich befehle es Ihnen. — Hören Sie mich vielmehr an!

Don Juan: Was ich Ihnen, Madame? . . . Sie ſcheinen ſo aufgeregt . . . ſo feierlich!

Frau v. Coulanges: Alle Eure Pläne ſind entdeckt! Geſchehen iſt es um Sie und den General.

Don Juan (bei Seite): O Gott! — (laut): Und welche Pläne? . . . Ich weiß fürwahr nicht, was Sie ſagen wollen!

Frau v. Coulanges: Sie unterhalten einen geheimen Briefwechſel mit den Engländern; Sie ſelbſt haben ſo eben eine Unterhandlung mit den Feinden auf jenem zweideutigen Fahrzeuge gepflogen, das dort vor unſern Fenſtern kreuzt. Der General hat Signale gegeben, die man belauert hat . . . Man läßt Sie Beide nicht aus den Augen . . . Sie ſind von Feinden um-

geben . . . und nun iſt die Reihe an Ihnen, durch einen letzten verzweifelten Verſuch dieſen zu entkommen! . . .

Don Juan: Auf Ehre, Madame . . . ich ſchäme mich meines Irrtums . . . ich bin in Verzweiflung, daß ich Sie verkannt habe . . . ich muß erröthen . . .

Frau v. Coulanges: Es iſt nicht an Ihnen, vor mir zu erröthen . . . Setzen Sie auf Ihren Hut und verfügen Sie über mich, wenn ich Ihnen von Nutzen ſeyn kann! . . .

Don Juan: Sie wiſſen alles Alles? . . . Wie hoch ſind wir Ihnen zu Dank verpflichtet! Wie können wir jemals Ihnen . . .?

Frau v. Coulanges: Sprechen Sie, Selter! kann ich Ihnen irgendwie nützen ſeyn?

Don Juan: Ja, — nennen Sie uns Den, der uns belauert . . . er ſoll nicht mehr lange zu leben haben.

Frau v. Coulanges: Ich kann nicht, mein Herr . . . ich darf nicht!

Don Juan: Vollenden Sie Ihr Werk, mein Rettungsengel: retten Sie uns! Helfen Sie uns eine gerechte Rache nehmen! — Ich bitte Sie, Madame, reden Sie!

Frau v. Coulanges: Ich wage es nicht . . . ich darf es nicht wagen!

Don Juan: Fürchten Sie nichts, Madame! bin ich nicht noch da, um Sie zu beſchützen? . . . O Himmel, wenn Sie ſich mir anvertrauen wollten . . .

Frau v. Coulanges: Ich glaube . . . es wäre möglich, daß es . . .

Don Juan: Daß es der franzöſiſche Reſident wäre? . . . Ich eile ſpornſtreichs zu ihm und jage ihm eine Kugel durch den Schurkenkopf! . . .

Frau v. Coulanges: Nicht doch, nicht doch . . . Ich wachte . . . ich ſtand auf meinem Balkon, und . . . und . . .

Don Juan: Ihre Mutter hat uns überraſcht, als wir im Meer badeten . . . allein . . .

Frau v. Coulanges: O nein! sie wird Euch nicht verrathen! Sie hat Euch für Schmuggler gehalten ... Allein es waren heute in der Nachbarschaft verborgen ... sie haben Alles gesehen und belauscht; ich habe sie genau beobachtet ...

Don Juan: So waren sie von dem Residenten ausgesandt ... Hölle und Teufel!

Frau v. Coulanges: Er ist ein Dummkopf ... von ihm haben Sie nichts zu fürchten ... Kurzum, denken Sie nach! treffen Sie Ihre Anordnungen nach bestem Gutdünken ... Rechnen Sie unbedingt auf mich, wenn ich Ihnen etwas nützen kann ... Gute Nacht!

(Sie eilt hinaus.)

Don Juan: O halten Sie, mein rettender Engel! ... Da ist sie nun fort ... Und wir stecken in einer schönen Patsche! Der Marquis soll sogleich Alles erfahren!

(Ab.)

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

Ein Gesellschaftszimmer.

Don Juan, der Marquis.

Don Juan: Mein Bitten und Flehen half nichts; es wurde mir nicht möglich, sie zu sehen. Es scheint beinahe, daß sie erkrankt ist.

Der Marquis: Dieses Teufelsweib muß eine Hexe seyn, daß sie unsere Pläne durchschaute.

Don Juan: Nun, General! gestehen Sie mir zu, daß es gar nicht so übel ist, einen Liebeshandel und eine politische Intrigue zu gleicher Zeit zu betreiben?

Der Marquis: Die Mutter stößt mir Argwohn ein.

Don Juan: Die Mutter? Bah, das ist eine gutmüthige alte Närrin. Sie hat mir heute zwei Stunden lang von ihren theuren Herren Söhnen vorgeschwatzt, die in der Armee dienen, und zudem liebt sie ihre Tochter so sehr ... Wissen Sie ferner, daß die Alte zur Revolutionszeit ein paar Emigranten durchgeholfen hat? — Bah, geben Sie! die Alte hat kein falsches Rederchen am Leibe.

Der Marquis: Was hatte sie aber noch zu so später Stunde am Strand zu schaffen, als Du Dich einschiffest?

Don Juan: Was weiß ich? Sie erzählte mir heute früh, daß sie gestern Abend auf Schleichhändler gestoßen sey und heute früh dem Bürgermeister die Anzeige davon gemacht habe, damit er Ordnung in die Sache bringe. Sie erzählte ferner, daß sie fürchterliche Träume gehabt . . . daß sie im Schlafe nur Dolche, Gespenster und Blut gesehen habe . . . Zu guter Letzt habe ich ihr noch solche Angst eingeflößt, daß sie gewiß der Sache nicht klar auf den Grund sehen konnte.

Der Marquis: Die englische Flotte wird hoffentlich bald in die Bucht einlaufen und unserer Unruhe ein Ende machen. Helf Gott, daß der Wind nicht umschlägt.

(Frau v. Tourville tritt auf.)

Don Juan: Ah, Madame! ich bitte, sagen Sie mir, wie sich Ihre Frau Tochter befindet?

Frau v. Tourville: Etwas besser seit heute früh, Gott sey Dank . . . das arme Kind! es hat mir anfangs großen Schreck eingejagt, aber ich hoffe, daß es keine nachtheiligen Folgen haben wird.

Der Marquis: Darf ich Sie bitten, ihr mein innigstes Mitgefühl zu melden?

Frau v. Tourville: Sehr verbunden, Herr General! . . . Ach, wenn Sie wüßten, welche Furcht ich gestern Abend ausgestanden habe!

Der Marquis: Ich habe davon gehört.

Frau v. Tourville: Ich bin nämlich . . . doch erlauben Sie, daß ich von vorne anfange! . . . Ich war also zu dem französischen Residenten gegangen, der mich und meine Tochter auf den Abend zu sich gebeten hatte. Meine Tochter war unwohl . . . das arme Kind! . . . es wird, will's Gott, nicht von Bedeutung seyn, obwohl sie mir heute Morgen recht Angst gemacht hat . . . Ihre Augen, die sonst so hübsch und klar sind, waren ganz trüb und verstört. — Um aber wieder zur Sache zu kommen: bei dem Residenten war zahlreiche Gesellschaft . . .

der ganze Saal war gedrängt voll. Die Zeit vergeht raſch in ſo angenehmer Geſellſchaft, und es war ſchon ziemlich ſpät, als man noch anfieng, Bouillotte zu ſpielen. Ich weigerte mich zwar, aber mußte am Ende doch nachgeben, weil ohne mich die Parthie nicht zu Stande gekommen wäre — alſo ſpielte ich. Wie ich aber nun einmal in meinem Stuhl ſaß, gewann ich ſo viel... Sie machen ſich gar keinen Begriff davon. Alle wurden mir zinnoberſtichtig. Es war ſchon wer weiß wie ſpät, als das Spiel zu Ende gieng. Einer Ihrer Offiziere war ſo galant, mir ſeinen Arm anzubieten, allein ich ſchlug es ab, weil ich dem hübſchen jungen Manne Unannehmlichkeiten zuzuziehen befürchtete, wenn er zu ſpät in die Kaſerne zurückkehre. — Mein Sohn, wie er noch in der Militärſchule war . . .

Don Juan (bei Seite): Da haben wir's . . . nun kommt eine ganze Geſchichte!

Der Marquis: Wie viel Schleichhändler waren es denn?

Frau v. Tourville: Ich habe nur zwei vor unſerer Thüre geſehen; der eine trug einen langen dunkeln Mantel und hatte ein ganz verzweifeltes Ausſehen. Er trug ſeinen ganzen Gurt voll Piſtolen und Dolchen. Ich fürchtete ordentlich, er habe es auf mich abgeſehen.

Der Marquis: Bah, dieſe Schwärzer thun Niemanden was zu Leide. Waren Sie nicht auch froh, von Zeit zu Zeit etwas guten Taback aus Virginien oder Guatemala zu bekommen, ſtatt des ſchlechten, den uns Ihre kaiſerliche Regie liefert?

Frau v. Tourville: Ach, Herr Marquis! Sie faſſen mich bei meiner ſchwachen Seite. — Aber dennoch . . . hätte ich noch etwas auf dem Herzen . . . ich würde Ihnen noch eine Mittheilung machen . . . wenn ich nicht fürchten müßte, Sie halten mich für eine Angeberin!

Der Marquis: Sprechen Sie unumwunden, Madame!

Frau v. Tourville: Die Schildwache vor der Hauptthüre hat Alles mit angeſehen und ſich nicht gerührt . . . Ich

ſage es Ihnen aber gewiß nicht in der Abſicht, dem armen Teufel dadurch eine Strafe zuzuziehen!

Der Marquis (vertraulich): Bitte, Madame! verrathen Sie mich nicht! die Schwärzer kamen meinetwegen ... ſie brachten mir amerikaniſche Cigarren, denn wir können keine andern rauchen ... Fragen Sie nur den Oberſten!

Don Juan: Meiner Seele, ja!

Frau v. Tourville: Nun, Herr General, das trifft ſich allerliebſt! ... Aber machen Sie ſich darauf gefaßt, daß ich Sie verrathe, wenn Sie ſich nicht durch Virginie oder St. Vincent mein Stillſchweigen erkaufen!

Der Marquis: Gut, es gilt! Ich habe glücklicherweiſe einen Vorrath von dieſen beiden Sorten, den ich Ihnen überlaſſen werde.

Frau v. Tourville: Nein, nicht doch, Herr General! Sie begreifen wohl, daß ich nur Scherz trieb. Ich will Sie durchaus nicht berauben.

Der Marquis: Nein, es bleibt dabei, Sie ſollen welchen haben! ... Schon um meiner eigenen Sicherheit willen muß ich Sie ja compromittiren, indem ich Sie zu meiner Mitſchuldigen mache!

Frau v. Tourville: Nun denn, ſo erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meine Tabatière ...

Der Marquis: Behalten Sie ſie, und laſſen Sie mir das Vergnügen, Ihnen einige Flaſchen zu ſenden.

Don Juan: Wann darf ich mich wohl nach dem Befinden Ihrer Frau Tochter erkundigen, Madame? ... Gewiß, Frau v. Tourville! es iſt mir dringendes Bedürfniß, ſie zu ſehen!

Frau v. Tourville: Sie iſt für Niemanden zu ſehen ... (leiſe): Und doch ſpricht ſie den ganzen Morgen nur von Ihnen, und fragt mich beſtändig nach Ihnen! Wiſſen Sie, daß mich das recht unruhig macht? ... Sie Schelm!

Don Juan: Wirklich? ... Und was ſpricht ſie denn von mir?

Frau v. Tourville: O tauſenderlei närriſche Dinge!... Was weiß ich!.... Aber ich muß zu ihr hinüber und ihr Geſellſchaft leiſten!.... Guten Tag, meine Herren!

(Ab.)

Don Juan: Wir küſſen Ihnen die Hand, gnädige Frau! — Nun, Herr Marquis, was halten Sie jetzt von der Alten?

Der Marquis: Sie iſt ſchlau genug, wenn ſie uns hinter's Licht führt. Jedenfalls haben wir ſie nicht mehr lange zu fürchten.

(Beide ab.)

Zweite Scene.

Das Kabinett des franzöſiſchen Reſidenten.

Der Reſident (allein vor dem aufgetragenen Frühſtück am gedeckten Tiſche):

Dießmal muß für mich das Brevet als Ritter der Ehrenlegion herausſpringen! Es iſt wahrlich nichts Leichtes, eine Verſchwörung zu entdecken, und ich darf mir gewiß ſchmeicheln, daß man mit Wohlgefallen und Dank die Kaltblütigkeit und Unbefangenheit anerkennen wird, die ich mitten unter Feinden und Verſchworenen an den Tag gelegt habe.... Indeß hoffe ich doch zuverſichtlich auf die baldige Ankunft der franzöſiſchen Truppen; ich ſehne mich ordentlich nach dem Augenblick, wo ich mich wieder unter Landsleuten ſehe..... Meine Stellung iſt eine ganz abſcheuliche..... Mit Aufbietung alles Muthes..... ſtehe ich allein gegen eine ganze Diviſion..... Wie froh werde ich ſeyn, wenn die Verſtärkung ankommt!....

Diener (tritt ein): Ein Fremder wünſcht Euer Gnaden zu ſprechen!

(Charles Leblanc tritt auf.)

Der Reſident: Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?

Charles Leblanc: Mit Nichts, Herr Reſident, aber dem Kaiſer mit Vielerlei. Wie Sie mich hier vor ſich ſehen, bin ich Premierlieutenant unter den Grenadieren der kaiſerlichen Garde. Um aber den Auftrag zu erfüllen, der mich hieher führt, mußte ich mir den Schnurrbart wegſcheiden und einen Civilfrack anlegen. Ich bin alſo, wie geſagt, Offizier in der kaiſerlichen Garde. Bernadette.... der Fürſt von Ponte-Corvo, wollte ich ſagen.... ſchickt mich hieher.... hier meine Vollmacht..... um hier einen gewiſſen franzöſiſchen General zur Ruhe zu verweiſen, der im Sinne haben ſoll, den Schlechten zu machen. Verſtehen Sie, was ich damit ſagen will?

Der Reſident: Ganz vollkommen, Herr Lieutenant!... Aber Sie bringen vermuthlich ſieben oder achttauſend Mann Truppen mit ſich?

Charles Leblanc: Warum nicht gar? Glauben Sie, man könne eine Diviſion in einem Luftballon einſchiffen? Herr Reſident, Sie ſcheinen auch nicht das Pulver erfunden zu haben!.... Ich komme ganz allein, ich bringe nicht einmal meinen Säbel mit; allein ich bin dennoch der Mann für die Ausführung meiner Inſtruktionen, und werde mir zu helfen wiſſen!

Der Reſident (ſtottert): Die Sache ſcheint mir doch nicht ſo ganz leicht zu ſeyn. Die Spanier ſind zahlreich: auf die Dänen, Hannoveraner u. ſ. w., welche bei dem Heere ſtehen, kann man ſich nicht mit Zuverſicht verlaſſen.

Charles Leblanc: Hat nichts zu ſagen! wir werden ihrer füglich entbehren können!.... Na, wenn Sie nicht glauben, ſo hören Sie mich nur einmal an!..... (Er ißt). Alle Teufel! ich bin ganz heißhungrig geworden..... habe unterwegs drei Pferde zu Tode geritten! — Na, hören Sie jetzt! Unſere leichten Truppen von der Vorhut würden erſt in drei Tagen ausmarſchiren können, und mittlerweile dürfte die Mine hier ſchon aufgeflogen ſeyn. Unſre Flotte hat ihre Stellung bei Helgoland verlaſſen, der Wind iſt günſtig, und die Engländer ſind

ſchen im großen Veit, ehe unſere Eskadre noch den kleinen erreicht! Dann aber iſt Alles für uns verloren!

Reſident: Sie haben es ſehr richtig getroffen! das eben iſt unſer wunder Fleck!

Charles Leblanc: Ich weiß nicht, was Sie damit ſagen wollen. Allein, im Vertrauen geſagt, der Fürſt von Pente-Corvo hat mir die Weiſung gegeben, mich einſtweilen, — bis Ihnen mein Auftrag genugſam eingerichtet, um Sie zur Ausführung unſeres Planes gebrauchen zu können — an eine gewiſſe Frau v. Goulanges und eine Madame Tenerille zu halten, die gegenwärtig hier ſind — vermuthlich zwei von Euren Spioninnen, Euren weiblichen Meuchelmördern, nicht wahr?

Reſident: Meiner Treu, mein Herr! Sie haben da eine Art, ſich auszudrücken, die ich nur an einem Seeoffizier entſchuldigen kann.

Charles Leblanc: Laſſen Sie mir einmal Ihre Weibsleute holen: — Sie ſehen, daß ich nun ſchon im Zuge bin. Obendrein bin ich buntemüde. Ich habe meiner Seele das Unterheil meiner Beinkleider ſammt der Haut am Sattel gelaſſen, und weder Luſt noch Zeit, hier lange Phraſen zu dreſchen. Laſſen Sie Ihre Spioninnen kommen!..... Wir wollen unſere Maasregeln verabreden. Hernach geben Sie mir ein Bett oder ein Bündel Stroh, damit ich ausſchlafen kann, denn, Millionendonnerwetter! mein ganzer Kadaver iſt ſo müde wie eine gedroſchene Birn!

Reſident: Frau v. Tenville muß jeden Augenblick in meinem Kabinett verſprochen, und ich wundere mich ſehr, daß ſie noch nicht hier iſt.

Charles Leblanc: Iſt das dort Ihr Frühſtück?..... Schön! Beſtellen Sie gefälligſt noch ein Gedeck für Sie ſelbſt... Mit Verlaub! — — Ihr Geſundheit, Papa'en..... Alle Wetter, der Wein iſt trefflich!..... Sie ſind ein Ehrenmann! Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich lüge! — Ah, ich habe

einen wahren Wolfshunger, — ich könnte meinen eigenen Vater ohne Salz gefressen!

Resident (bei Seite): Was für ein Benehmen für einen Offizier! Diese Manieren würden einem Troßknecht anstehen! — (Laut): Bitte, mein Herr! geniren Sie sich gar nicht! Thun Sie ganz, als ob Sie zu Hause wären!

Charles Leblanc: Sie haben Recht! beim Wetter, Sie haben ganz Recht!..... Ich sehe, daß Sie ein wackerer Mann sind! Ihre Gesundheit, mein Freund!.... Ich liebe die Leute, die das Herz auf der Zunge haben. — Wie heißen Sie, mein Lieber, wenn es erlaubt ist, darnach zu fragen.

Resident: Ich bin der Baron Achille d'Orbassan.

Charles Leblanc: Ihre Gesundheit, Herr Baron Achille d'Orbassan! Ich meinerseits heiße Charles Leblanc, bin Lieutenant im ersten Regiment der kaiserlichen Garde, im dritten Bataillon, Grenadiere. — Frisch weg, Herr Baron! trinken Sie nun auch auf meine Gesundheit! — Ah, Sie haben kein Glas? — Gut, so nehmen Sie hier das meinige! — Morbleu! spreizen Sie sich nicht so lange! das geht in den Krieg! — Sie haben wohl auch gedient?

Resident: Allerdings, allein nicht in der Armee..... Ich habe vielmehr auf andre Weise dem Kaiser und meinem Vaterlande zu nützen gesucht!

Charles Leblanc: Aha, in der Di.... Diplomatie, mit Federkanen und Federstrichen?..... Na ja, das ist freilich bequemer.... man riskirt da höchstens nur Tintenflecken! — — Aber diese verdammten Weibsleute kommen immer noch nicht?

Resident: Ich erwarte Frau v. Tourville jeden Augenblick. — Mir däucht übrigens, Herr Leblanc, daß Sie für einen Franzosen und einen Ritter.... (er deutet auf das Ordensband in Leblanc's Knopfloche) .... denn Sie sind ja doch einmal mit dem Kreuz der Ehrenlegion geziert!.... gewaltig wenig Respekt

vor dieſem reizenden Geſchlechte haben, das dazu auserſehen iſt.....

Charles Leblanc: Bah, meinetwegen ſo reizend als es will! Ich für meinen Theil liebe nur Weiber, die nicht viel plaudern und ſich nicht zu hoch im Preiſe halten!

Reſident: Ich höre Frauenzimmer-Schritte!.... Aha, da kommt ja Madame!

(Frau v. Tourville tritt auf.)

Charles Leblanc: Millionendonnerwetter! das iſt ja meine Mutter!

Frau v. Tourville: Gi, ſieh' da! Komm', mein Lieber! komm', mein lieber kleiner Charles! laß Dich von Deiner Mutter umarmen!

Charles Leblanc: Na, macht's kurz!..... Schon gut, ſchon gut!..... Na, ſeyd Ihr bald fertig? — — Alle Wetter, Frau Mama! ſind Sie's denn wirklich?

Frau v. Tourville: Freilich, mein Söhnchen! warum denn nicht!

Charles Leblanc: Mein Compliment, Frau Mama!... Sie treiben da ein ſauberes Handwerk! Wenn man das beim Regiment wüßte!.... Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich Sie nicht lieber unter dem Boden ſähe, denn als Spionin!

Frau v. Tourville: Pfui, Charles! ſchweige!

Charles Leblanc: Meine Schweſter, vermuthe ich, dient wohl auch im ſelben Regimente?.... Sie ſoll mir aus dem Wege gehen, — ich kenne keine geſchwiſterlichen Rückſichten zwiſchen uns Beiden! — — Bah, ſtille, Frau Mama! kein Wort der Beſchönigung!... Stille jetzt und aufgepaßt!... Nein, zuvor wollen wir noch trinken, um dieſe ſaubere Neuigkeit zu verdauen!..... So, nun mag's vergeſſen und begraben ſeyn... Achtung, jetzt kommt der Zweck meines Hierſeyns! — Hören Sie mal, Papa Achille, wie ich mir das Ganze ausgedacht habe:

Sie laden auf morgen den General la Romana zum Diner ein, verſtanden?

Reſident: Wenn er es aber abſchlüge?

Charles Leblanc: Den Henker auch, er darf und wird es nicht abſchlagen!.... Sie geben vor, daß ich die Nachricht von einem Siege überbringe, und wackere Soldaten müſſen brav zechen, wenn man eine Siegesbotſchaft feiert. — Sie haben doch etwa fünfzig Mann Franzoſen hier?

Reſident: Allerdings; es liegt hier eine Compagnie Chaſſeurs im Depot!

Charles Leblanc: Dann habe ich juſt ſchon, was ich brauche!..... Gut alſo! Sie laden, wie geſagt, den General la Romana mit ſeinem ganzen Generalſtabe, den däniſchen und deutſchen Offizieren u. ſ. w. ein. Bei der Tafel ſetzen Sie mich hart neben den General. Hernach bringen Sie, beim Deſert, die Geſundheit des Kaiſers aus: das muß das Signal ſeyn, über welches wir übereinkommen..... Meine Chaſſeurs, die man zuvor in Bereitſchaft gehalten und verſteckt hat, ſpringen plötzlich herein und ſchlagen auf alle Spanier an. Ich packe den General auf der einen Seite beim Kragen. Sie auf der anderen. Wenn die Spanier irgend Umſtände machen, ſtatt ſich zu ergeben, oder wenn ſie ſich wehren wollen, werfen wir Beide uns unter den Tiſch, und unſere Chaſſeurs eröffnen ein Rottenfeuer auf die Meuterer. — Hernach verrammeln wir die Thüren, und die deutſchen und däniſchen Truppen und das andre Geſindel wird bald mit den Spaniern fertig werden, die alsdann deſorganiſirt und ohne Führer ſind. — Auf jeden Fall halten wir uns, ſo lange wir können, und werden wir endlich zu hart gedrängt, ſo bringen wir unſre Gefangenen um, und jagen uns ſelber gegenſeitig eine Kugel durch den Kopf. — Wie gefallt Ihnen mein Plan?

Reſident: Hm, mir däucht.... ich glaube.... daß dieſes Mittel.... doch..... ein wenig zu gewagt.... zu gewaltſam iſt!

Frau v. Tourville: Mir ſcheint, man könnte....

Charles Leblanc: Stille, ſag' ich! — Monſieur Achille, können Sie mit Piſtolen ſchießen?

Reſident (mit erzwungener Feſtigkeit): Ich treffe auf dreißig Schritte meinen Mann.

Charles Leblanc: Peſtilenz, das will viel heißen!... Na, um ſo beſſer! So müſſen Sie alſo zu den Piſtolen greifen, wenn es Noth thut! Friſchauf, Sie werden ſich wacker halten, nicht wahr?

Reſident: Allerdings, ich bin ja ein Franzoſe. — Aber, ſagen Sie, wäre man unſeres Erfolges nicht ſicherer, wenn man warteie?.....

Charles Leblanc: Bis die Engländer kommen, nicht wahr?

Reſident: Nein, — bis die Franzoſen da ſind!

Charles Leblanc: He, Morbleu! haben Sie denn ſchon wieder vergeſſen, daß unſre Truppen erſt in drei Tagen ankommen können?

Reſident: Verwünſcht!

Frau v. Tourville: Es wäre noch ein anderes Mittel vorhanden, das ohne ſolche Gefahr zum Ziele führen würde... wenn man ein Wenig Arſenik!.....

Charles Leblanc: Arſenik? Poz Bomben und Granaten! halten Sie mich denn für einen Giftmiſcher?.... Arſenik?.... Ich, ein Lieutenant in der kaiſerlichen Garde, ſollte zugeben, daß man tapferen Soldaten mit Arſenik vergäbe, damit krepiren wie die Ratten? Lieber wollte ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen, als wackere Soldaten mit andern Pillen als bleiernen zu vergeben!.... Arſenik? Donner und Doria! Arſenik?

Frau v. Tourville: Aber, lieber....

Charles Leblanc: Schweig! Erſpare Dir alle weiteren Worte, ich bin kein Meuchard! Sprich mir kein Wort

mehr von Arſenik, oder ich muß vergeſſen, daß Du meine Mutter warſt. — Und Sie, mein lieber kleiner Baron, Sie wollen die Güte haben, den Befehlen nachzukommen, die ich gebracht habe! Schreiben Sie ſogleich Ihre Einladungskarten, und geben Sie Acht — wenn die Herren die Einladung ausſchlagen, ſo ſoll mir doch gleich ein Kartätſchenſchuß in den Leib fahren, wenn ich Sie nicht an meinem Säbel aufſpieße!

Reſident: Nun ja doch, Herr Lieutenant.... Gewiß, mein Herr!.... es geſchieht ja gerne im Dienſte Seiner Kaiſerlichen Majeſtät..... Wenn es aber nicht meine Pflicht wäre...

Charles Leblanc: Recht ſo, Sie ſind ein wackerer Mann! Laſſen Sie mich Ihre Hand drücken, und dann ſorgen Sie mir für ein Bett!

(Er trinkt noch ein Glas und geht ab.)

Reſident: Meiner Treu, Madame! ich mache Ihnen mein Compliment..... Sie haben da einen recht hübſchen Herrn Sohn!

Frau v. Tourville: Ach ja! er iſt das ſprechendſte Ebenbild ſeines verſtorbenen Vaters! — der ſah auch nicht über ſeinen Säbel hinaus.

Reſident: Da ſitze ich nun ſchön in der Tinte! ein recht angenehmer Auftrag für mich!

Frau v. Tourville: Bei alledem iſt aber der Plan gar nicht zu verachten! ich denke, man muß ihn einſchlagen.

Reſident: Nun denn, in Gottes Namen! aber Sie, Madame, müſſen mit uns ſpeiſen!

Frau v. Tourville: Zu welchem Zwecke, Herr Baron? Ich wäre dabei vollkommen überflüſſig.

Reſident: Aber ich ſage Ihnen, Madame, daß Sie mit uns ſpeiſen müſſen, oder ich werde Sie — hol' mich der Teufel! — mit Ihrem Arſenik.... verhaften laſſen!

Frau v. Tourville: So will ich denn mitſpeiſen, Herr Baron! Ich werde mich einfinden und Ihnen zeigen, daß

ich — obwohl nur ein Weib — dennoch mehr Courage habe, als Du, Hasenfuß von einem Diplomaten .. Auf Wiedersehen!

(Ab.)

Der Resident (allein): Himmel und Hölle! Tod und Teufel! der Henker soll mich holen .... verunglückt, daß er mich weit genug von hier wegführt! .... Ich Unglückskind! was soll noch aus mir werden? ... Lieber wollte ich ja auf einem Schlachtfelde aushalten, als bei einem solchen Durcheinander ... dort kann man doch wenigstens ausreißen! ... O ich Dummkopf, ich Unglückskind! ... ich konnte mir einbilden, es sey nur ein Kinderspiel um die Diplomatie! .... Und diese verwünschte Insel, auf der mir Alles mißglückt! ... Warum wartet man am Ende denn in's Satans Namen nicht, bis wenigstens die Franzosen eintreffen? .... Mit seiner Eile und Unbesonnenheit wird der junge Hitzkopf Alles verderben. .... Ach, hätte man mich gewähren lassen, das Kreuz der Ehrenlegion wäre mein geworden. .... Und jetzt soll dieser lange Schlingel da den ganzen Gewinn davon tragen! ... So ein Hohlkopf ... ein Bengel, der noch nie einen Nachtwach aufgeschlagen, einen Vatel gelesen hat! .... Und ich vollends! .... Wenn die Soldaten in dem Wirrwarr fehlgriffen, wenn sie auf mich feuerten? ..... Verwünschtes Handwerk! Verwünschte Stellung! Verfluchte Insel! ... Ach, dort liegen gar die Pistolen, deren ich mich bedienen soll .... nun wir wollen sehen! .... In jeden Lauf lade ich wenigstens zwölf Kugeln, damit ich meinen Mann ja nicht verfehle .... Nur zu! nur zu! man lebt ja nur einmal! — — Sie sollen kommen, diese französischen Zigeuner! .... jeder Franzose ist ein geborner Soldat! .... sie sollen nur kommen! .... (Er geberdet mit seinen Pistolen) ... Aufgepaßt! .... es könnte die eine aus Versehen geladen seyn! .... so, nur sachte! — — Blitz, da kommt mir ein köstlicher Einfall! .... Nein, diese Pistolen sind nicht die Waffen eines Diplomaten! (Er legt die Pistolen wieder hin.) ... Wenn das Di-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

per zu Ende geht, ſtehe ich auf und ſage: „Erlauben Sie, meine Herren, daß ich ihnen noch einen andern Wein herbeiſchaffe ... ein ausgezeichnetes Gewächs .... ich habe ihn ſchon ſeit Jahren aufgehoben, und vertraue den Schlüſſel dazu Niemand an!“ — — Ja, ja, das geht! ſie können dann ihren Handel ohne mich abmachen! .... Parbleu, vivant alle Leute von Geiſt! — Ja, ja, das nenne ich mich hübſch fein aus der Schlinge ziehen. Unſer Lieutenant könnte möglicherweiſe bei dem Wirrwarr umgebracht werden .... ich mache alsdann den Rapport .... und dann .... dann, meiner Treu! iſt es ſchon ſo gut wie abgemacht, ich werde Geſandter! .... Ja, beim Himmel! 's iſt am Ende doch ein Glück, wenn man Geiſt hat! So ein plumper Tappe-drein und Eiſenfreſſer wie dieſer Lieutenant Leblanc mag wohl hie und da gelegentlich einen tüchtigen Fauſtſchlag anbringen .... aber wir Diplomaten, ja wir wiſſen immer .... wir wiſſen immer das Mantelchen nach dem Winde zu hängen!

(Ab.)

Dritte Scene.

Ein Zimmer im Gaſthof zu den drei Kronen.

Don Juan, Frau v. Coulanges.

Don Juan: Ich bitte Sie, Theuerſte, entſchuldigen Sie meine Unverſchämtheit von geſtern, allein .... ich traf Sie allein ... bei ſpäter Nacht .... in meinem eignen Zimmer .... Und Sie waren nur gekommen, um uns zu retten!

Frau v. Coulanges: Reden wir nicht mehr davon, Herr Oberſt! Sind Sie jetzt Ihres Erfolges gewiß? Haben Sie Ihre Verfehrungen ſchon getroffen, und die nöthigen Befehle gegeben?

Don Juan: Zu dienen. Unſre Regimenter ziehen bereits

von allen Seiten her auf Nyborg los, ... in höchſtens zwanzig Stunden wird die engliſche Flotte ....

Frau v. Coulanges: Bitte, ſagen Sie mir nichts, ich verlange nichts zu wiſſen: ich frage Sie nur: ſind Sie Ihres Erfolges ſchon ganz gewiß?

Don Juan: So ſehr man es nur ſeyn kann.

Frau v. Coulanges: Das freut mich!

Don Juan: In kurzer Friſt werde ich meine ſchöne Heimath wieder ſehen.

Frau v. Coulanges: Wie werden Sie erfreut ſeyn, ſich wieder unter Freunden, unter Verwandten zu befinden .... beſonders nach einer ſo langen Trennung!

Don Juan: Ach, Madame! ... noch vor Kurzem ſehnte ich mich noch ſo lebhaft nach Galizien zurück .... allein jetzt? jetzt macht es mir wahrlich Schmerz, dieſe öde Inſel verlaſſen zu müſſen!

Frau v. Coulanges: Denken Sie an Ihre Pflichten, Herr Oberſt! Sie ſind erſehen, für Ihr Vaterland zu kämpfen! .... Sie werden Geſchäfte und Zerſtreuungen aller Art bekommen. — Was mich anbelangt, ... ſo .... ſo hoffe ich von Herzen, daß Sie in Spanien recht glücklich ſeyn werden .... daß Sie Ihrem Vaterlande den Frieden wiedergeben werden .... daß Sie ....— Ach ſollten Sie einſt wieder nach Frankreich zurückkehren, wie glücklich ſollte mich dann das Wiederſehen unter günſtigern Verhältniſſen machen!

Don Juan (rührt): Ich ſehe nur Unheil in meiner Zukunft .... Sie, Madame, ſind mein guter Engel geweſen .... und jetzt .... jetzt, wo ich eine liebreiche Freundin am nöthigſten hätte ....

Frau v. Coulanges: Ich werde Sie vor Ihrer Abreiſe noch einmal ſehen. Ich arbeite eben an einer Börſe für Sie, und Sie müſſen mir verſprechen, ſie als Andenken von mir anzunehmen.

Don Juan (heftig): Ich kann mich nicht mehr länger bemeiſtern .... Geben Sie mir das Leben oder den Tod, Madame! — Sprechen Sie es aus, wollen Sie.... ich wage kaum Ihnen einen ſolchen Vorſchlag zu machen .... wollen Sie meine Hand annehmen, meinen Namen führen, mir in mein unglückliches Vaterland folgen?

Frau v. Coulanges: Um Gott, was für einen Vorſchlag machen Sie mir da, Herr Oberſt? .... (bei Seite): O, wenn ich ihn nicht ſo innig liebte!

Don Juan: Ich weiß zwar, daß Spanien ein gar trübſeliger Aufenthalt für eine Franzöſin iſt, und daß es ſich beſonders heutzutage in einem traurigen Zuſtande befindet. Was kann ich Ihnen bieten?! .... Ein Zelt von Segeltuch, das Strohlager eines Bivouac's .... das ſind die Gemächer, welche die Gemahlin von Don Juan Diaz vielleicht lange Zeit haben wird. — Ich ſage Ihnen nichts von meinem Vermögen, meiner Abkunft; .... Ihre Seele iſt zu edel, Ihre Geſinnung zu erhaben, um ſich von derartigen Rückſichten rühren zu laſſen .... allein, Madame! .... wenn die glühendſte Liebe, wenn die innigſte Freundſchaft .... Ihnen eines Opfers würdig erſcheinen, wie das Ihres Herzens und Ihrer Hand .... Sie wähnen vielleicht, ich liebe Sie nicht genug.... ich liebe Sie nur um meinetwillen, weil ich Ihnen nichts Anderes anzubieten im Stande bin als Strapazen, Leiden, das Elend eines Krieges, die Sie mit mir theilen ſollen .... allein was kann ich thun? Mein Vaterland ruft mich heim .... und ich fühle, daß ich ohne Sie nicht leben kann!

Frau v. Coulanges: Wäre es möglich, mein Herr? .... Sie .... Sie wollten mir Ihre Hand reichen? .... Ich bin eine Franzöſin, habe kein Vermögen .... wie könnten Sie an mich denken? .... Sie ſetzen ja Ihre ganze Zukunft auf's Spiel!

Don Juan: Was höre ich! Sie fühlen alſo keinen Widerwillen gegen mich? Sie lieben mich?

Frau v. Coulanges: Ja, Don Juan, ich liebe Sie, aber ich kann Sie nicht heirathen .... Gewiß, ich kann, ich darf das nicht! .... Ich beſchwöre Sie, dringen Sie nicht weiter in mich!

Don Juan: Ich bin der glücklichſte Menſch: denken Sie nicht mehr an den Unterſchied des Vermögens .... was liegt mir daran! Geſetzt, Sie wären reicher als ich, würden Sie mich darum nicht lieben?

Frau v. Coulanges: O wollte Gott, ich wäre es, um Ihnen thatſächlich hierauf Antwort geben zu können!

Don Juan: Gut denn! ſo beſchämen Sie mich nicht an Großmuth! laſſen Sie mich eben ſo edelmüthig ſeyn als Sie ſind!

Frau v. Coulanges: Nein, nein! .... Sie haben mich glücklich gemacht! .... ich bin zufrieden! .... Nun leben Sie wohl, Don Juan!

Don Juan: Was ſteckt hinter dieſem Geheimniß? Nennen Sie mir ſchnell Ihre Zweifel! meine Liebe für Sie ſoll ſie entfernen, ſoll ſie aufheben und widerlegen!

Frau v. Coulanges: Ich kann nicht.

Don Juan: Sie bringen mich zur Verzweiflung!

Frau v. Coulanges: Meine Familie iſt ſo zahlreich!...

Don Juan: Ich bin reich!

Frau v. Coulanges: Meine Mutter ....

Don Juan: Sie wird ſich durch meine Bitten bewegen laſſen, uns zu folgen.

Frau v. Coulanges: Nein, gewiß nicht! Sie wird ſich nie dazu entſchließen! ....

Don Juan: O Sie verſchweigen mir noch immer einen geheimen Beweggrund, Doña Eliſa! Im Namen unſerer Liebe nennen Sie ihn mir!

Frau v. Coulanges: Weßhalb dringen Sie ſo ſehr in

mich? .... Hören Sie mich ruhig an, Don Juan! Sie kehren jetzt nach Spanien zurück! Gewichtige Beweggründe, die höchsten Interessen rufen Sie dorthin, nehmen alle Ihre Zeit, alle Ihre Bestrebungen, alle Ihre Seelenkräfte in Anspruch.... Mitten in dem Tumult und den Gefahren des Feldlagers, was würde ich Ihnen da helfen? was sollte aus Ihnen werden?... Eine Frau würde Ihnen nur hinderlich seyn! denken Sie an die Gefahren des Kriegs!

Don Juan (schlägt sich vor den Kopf): Allerdings .... Sie haben Recht! .... Ich glaubte leider immer, eine Frau könne eben so glühend lieben wie ich! — Leben Sie wohl, Madame! Sie haben mir meine Pflicht vorgeschrieben! Ja, ich gehe nach Spanien! Aber die erste Kugel, welche dort auf uns wird abgefeuert werden, soll mich treffen! Dadurch sey Ihnen alsdann wenigstens der Schmerz erspart, Wittwe zu werden!

Frau v. Coulanges: Halten Sie ein, Don Juan!... Glauben Sie nicht, was ich Ihnen so eben sagte!.... der Schlag, welcher Sie erreichen wird, soll auch mich treffen..... O glauben Sie mir, es ist ein sehr gewichtiger, ein fürchterlicher Grund, der mich abhält, Ihre Hand anzunehmen..... Ich liebe Sie zu sehr, um Ihre Gemahlin zu werden, ohne Ihnen meine Gründe gesagt zu haben..... Aber wenn Sie mich lieb haben, so verlangen Sie sie nicht zu hören. Leben Sie wohl, Don Juan! ich werde stets in Gedanken bei Ihnen seyn!

Don Juan: Ich schwöre Ihnen auf meine Ehre, Elisa, daß ich Sie niemals um diesen Grund befragen werde .... niemals werde ich auch nur davon reden .... ich werde nicht im Geringsten beunruhigt seyn, Elisa! denn nichts kann meine Liebe ändern, meine Gefühle erschüttern!.... Allein wenn Sie auch nur ein klein wenig Neigung für mich fühlen, so willigen Sie ein, die Meinige zu werden, mir zu folgen!....

(Mit steigender verhaltener Unruhe): Welcher Scrupel .... welche kindische Bedenklichkeit mag Sie abhalten?

Frau v. Coulanges: Don Juan, als Sie mir Ihre Liebe gestanden, haben Sie mich glücklicher gemacht, als ich es je war: nun nöthigen Sie mich durch Ihr Drangen, all dieses Glück auf einmal und in einem einzigen Augenblicke zu verlieren.... allein Sie wollen es!....

Don Juan: Nein, ich will es nicht!.... Sagen Sie mir nichts!.... Ich schwöre Ihnen zum Voraus, daß Alles, was Sie werden sagen können, mich dennoch nicht abhalten wird, Sie zu lieben..... Sie sind mir das Theuerste, was ich auf Erden besitze, und wenn mich die Ehre und die Rücksicht auf mein Vaterland nicht nöthigen würden....

Frau v. Coulanges: Nein, Don Juan! Sie sind zu edel! Sie dürfen nie mein Geheimniß erfahren!

(Sie eilt hinaus und verriegelt ihre Thüre hinter sich.)

Don Juan: Was hat sie? Was ist das für ein Geheimniß, das sie mir nicht mittheilen will? (Er pocht an der Thüre.) Elisa! Elisa! — Sie gibt mir gar keine Antwort!.... Elisa! — War je ein Mensch so unglücklich! Alles stürmt auf einmal auf mich ein und droht mich zu Boden zu werfen! Ich verliere mich in leeren Muthmaßungen. Ich weiß nicht, was ich von ihr denken soll, und doch habe ich sie noch nie so innig geliebt! ....Ah, Gottlob! da kommt ihre Mutter!

(Frau v. Tourville tritt auf.)

Kommen Sie, Madame! geben Sie mir das Leben wieder! Ich bin ein verlorener Mann, wenn Sie mir nicht zu Hülfe kommen!

Frau v. Tourville: Was ist Ihnen, Herr Oberst? Was haben Sie? Wie kann ich Ihnen von Nutzen seyn?

Don Juan: Ach, Madame! in Ihre Hände lege ich mein Geschick.... ich bin sehr, sehr unglücklich.... Ich habe so eben Ihre Frau Tochter gesprochen und ihr meine Liebe gestanden....

Frau v. Tourville: Wie? Sie, mein Herr, meiner Tochter?

Don Juan: Allerdings! Ich bete ſie an, ich kann nicht ohne ſie leben. Sie ihrerſeits hat mir geſtanden, daß ſie keinerlei Widerwillen gegen mich habe.... daß ſie mich liebe.... und dennoch.... ich weiß nicht, welcher bizarre Einfall ihr auf einmal gekommen iſt.... dennoch geſtand ſie mir, daß ſie niemals meine Gattin werden könne! — — O Madame, wenn Sie noch einigen Einfluß auf Sie haben....

Frau v. Tourville (verblüfft): Sie, Sie wollten meine Tochter zu Ihrer Gemahlin machen?

Don Juan: O wenn ſie einwilligte, ſie würde mich zum Glücklichſten aller Menſchen machen!

Frau v. Tourville: Sie? — (bei Seite): Was habe ich gethan, ich unglückliche? Warum habe ich nicht daran gedacht? Aber wer hätte glauben ſollen....

Don Juan: Denken Sie ſich, trotz meiner inſtändigſten Bitten hat ſie mir nicht einmal den Beweggrund oder die Bedenklichkeit bekennen wollen!....

Frau v. Tourville: Aber, Herr Oberſt, haben Sie auch ſchon den Unterſchied des Vermögens bedacht? Sollte dieß nicht?....

Don Juan: Bah, ſprechen wir nicht davon! Ich habe dreißigtauſend Piaſter Einkünfte.... ich bin reich, vom reinſten Adel.... aber was liegt daran? — Sie hat irgend eine ſeltſame, launenhafte Bedenklichkeit, die ſie mir verhehlt, weil ſie mich unglücklich machen, mich in den Tod treiben will!

Frau v. Tourville (bei Seite): War ich denn vernagelt?! Wie thöricht griff ich's doch an! Woran dachte ich denn? Auf dieſer Seite war ja weit mehr zu gewinnen!

Don Juan: Um's Himmels Willen, Madame, ich beſchwöre Sie, ſuchen Sie Eliſa unverweilt auf!.... Vertreten Sie von nun an Mutterſtelle an mir!.... ſprechen Sie für

mich.... ſagen Sie ihr, wie unglücklich ich ſeyn werde, wenn ſie mich verſchmäht..... — Aber ich fürchte, Madame, Sie theilen vielleicht ſelbſt die Vorurtheile Eliſa's? Sie ſind vielleicht ebenfalls gegen mich eingenommen?

Frau v. Tourville: Ich, Herr Oberſt? Keineswegs! Ich hege im Gegentheile die unbedingteſte Hochachtung für Sie, für Ihren Charakter, Ihre Verdienſte! Ich fühle mich unausſprechlich beehrt durch eine Verbindung mit Ihnen! Ich wünſche ſie ſelbſt..... (vor ſich) Sie hat den Kerl verloren.

Don Juan: O Sie geben mir das Leben wieder! Sie überhäufen mich mit Glück! Eilen Sie zu ihr, meine beſte Frau v. Tourville! ſagen Sie ihr, daß ich ihre Geheimniſſe gar nicht wiſſen will.... ſagen Sie ihr, wenn ſie mich nicht habe....

Frau v. Tourville: Ich bitte, Herr Oberſt, glauben Sie mir, daß hinter all dieſem Zögern und Schwanken nur eine Kinderei ſteckt..... Ich habe meine Tochter zu gut erzogen, als daß ſie irgend Etwas von Bedeutung vor ihrem Gatten zu verbergen hätte.... (für ſich) Ich wäre doch eine rechte Thörin, wenn ich nicht das Eiſen ſchmieden wollte, ſo lange es noch warm iſt. Die Gratifikation des Fürſten iſt doch noch lange nicht das werth, was ich von ihm gewinnen kann. — Ich will ihm Alles ſagen.

Don Juan: Ach, beſte Mutter! meine ganze Hoffnung beruht nur noch auf Ihnen!

Frau v. Tourville: Hören Sie mich an, junger Mann! ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen, — eine ſehr ernſte Sache!

Don Juan: Aber, beſte Frau v. Tourville! reden Sie doch mit ihr! führen Sie ſie hierher! ſagen Sie ihr, ich werde, ich könne, ich wolle Alles anhören!

Frau v. Tourville: Nur ein klein wenig Geduld, mein junger Brauſekopf! Ich komme ſo eben von dem franzöſiſchen Reſidenten, mit welchem ich nothwendig zu reden habe. Allein

ich mußte einige Zeit im Vorzimmer warten, denn es ſprach Jemand mit ihm..... Die angeborne Neugierde meines Geſchlechts veranlaßte mich zu horchen — zu meiner Schande muß ich es geſtehen — die Wand war nur dünn und ich hörte Alles. Wiſſen Sie, Herr Oberſt, wovon die Rede war? Denken Sie ſich, Don Juan Diaz! er komplottirte mit einem jungen Menſchen, der ein Franzoſenherz zu ſeyn ſcheint wie Sie: — es wurde von ihnen abgemacht, den General La Romana beim Reſidenten zur Mittagstafel zu laden, um ihn dort zu ermorden oder ſich ſeiner Perſon zu verſichern, bis die franzöſiſchen Regimenter, welche ſchon hieher unterwegs ſind, ankommen und die Mittel liefern können, Euch Spanier Alle, die ihr auf dieſer Inſel ſeyd, umzubringen!....

Don Juan: Was ſagen Sie?.... der Reſident?....

Frau v. Tenrville: Der junge Mann, der bei ihm war, ſchien ſich gar nicht darauf einlaſſen zu wollen, — er machte den Reſidenten ſogar darauf aufmerkſam, wie abſcheulich und meuchleriſch ein ſolches Verfahren wäre..... Allein der Reſident, dieſer ausgemachte Spitzbube, drohte ihn erſchießen zu laſſen, und zwang ihn ſo, einzuwilligen, obwohl er es ganz gewiß durchaus gegen ſeinen Willen gethan hat.

Don Juan: Und Sie haben Alles mit angehört? Sie haben Alles genau verſtanden?

Frau v. Tenrville: Mit meinen eigenen Ohren. Aber nicht wahr, Sie thun dem jungen Mann gewiß nichts zu leide? .... Der Reſident freilich iſt ein hartgeſottener Sünder, und verdient keine Schonung von Ihnen!

Don Juan: Ich muß ſogleich zum Marquis de La Romana! begleiten Sie mich gefälligſt zu ihm!

Frau v. Tenrville: Ich bitte Sie, ſchonen Sie dieſen Spitzbuben von Reſidenten nicht! Ich bin noch ganz empört über ſeinen abſcheulichen Verrath.... man ſollte ihn ſo-

gleich erſchießen laſſen, ohne ſeine Rechtfertigung anzuhören.... den Andern aber....

Don Juan: Das Pulverblick liegt klar am Tage.... wir werden ihm den Proceß machen!

Frau v. Tourville: Sie haben mir aber verſprochen, den Andern zu ſchonen..... Sie hören Sie doch, lieber Oberſt! .... hören Sie mich doch an, mein Sohn!....

(Sie eilt Don Juan nach, der ſich nicht entfernen will.)

Don Juan: Was wollen Sie noch, meine liebe Mutter?

Frau v. Tourville: Ich will Ihnen jetzt meine Tochter beſchreiben, und während Sie ſich mit ihr verſtändigen und Frieden ſchließen, eile ich zu Ihrem General und ſetze ihn von Allem in Kenntniß..... So treffen wir zwei Fliegen mit Einem Schlage!

Don Juan: Eilen Sie unverweilt zu Eliſa, — ich bin ſogleich wieder zurück!

Frau v. Tourville: Nein, bleiben Sie da! Ich bringe ſie hierher.... — das arme Kind iſt noch ſo ſchüchtern, ſo unbefangen, ſo unſchuldig, dieſe liebe Eliſa..... Meiner Treu, unter uns geſagt, ich weiß nicht einmal, ob ſie erſter Gemahl.... auch wirklich ihr Gatte geworden iſt..... Es war ein gichtbrüchiger Alter..... Sie iſt noch ſo unbefangen, ſo.... Gräulich .... Nun ja, Sie dürfen lachen!

Don Juan: Schnell zu ihr hinein, Madame!

Frau v. Tourville: Kommen Sie, ich lege Sie in einen Hinterhalt! Nur mäuschenſtill! Sie ſtellen ſich dort hinter die Thüre.... Se! — (Sie pocht an der Thüre:) Mach' auf, Eliſa! ich bin's, Dein Mütterchen!

(Sie geht hinein.)

Don Juan (allein): Ich weiß nicht, iſt's der liebe Gott oder der Teufel, der ſich in alle unſere Angelegenheiten mengt! Mein Herz brennt wie Feuer! ich kann mich nicht mehr halten.... Noch nie lag ich ſo buchſtäblich auf der Folter.... Horch, horch!

— die Mutter scheint in sie zu dringen.... sie sperrt sich, sucht Ausflüchte.....

Frau v. Tourville (drinnen): In Hülfe, Herr Oberst! Kommen Sie herein!

(Don Juan stürzt in's Zimmer hinein, und führt gleich darauf Frau v. Coulanges mit leisem Zwang heraus; Frau v. Tourville.)

Don Juan: Nein, theuerste Elisa! Sie sollen mir nun nicht mehr entwischen!.... Die Mama willigt in unsre Verbindung, Sie sind nun mein auf immer.

Frau v. Tourville: Ach meine Kinder! dieser Augenblick der innigsten Zärtlichkeit, des schönsten Glückes preßt mir Freudentheinen aus! Kommt, meine Kinder! umarmt Euch!.. Liebet Euch, seyd glücklich, und empfanget den Segen Eurer Mutter! — (Reist zu Don Juan): Ich eile jetzt zu Ihrem General!

(Reist ab.)

Don Juan: Um's Himmels willen, Elisa! blicken Sie mir doch in's Auge! Was habe ich Ihnen denn gethan? Lieben Sie mich denn nicht mehr?.... Reichen Sie mir Ihre Hand!.... O Sie mögen sich sträuben wie Sie wollen, Sie müssen diesen Ring von mir annehmen. — (Er bemüht sich ihr einen Ring an den Finger zu stecken.) Nun können Sie sich mir nicht mehr entziehen, Sie tragen meinen Ring..... Glück auf, meine schöne Marquise von....

Frau v. Coulanges (leidenschaftlich, in großer Aufregung): Sie wollen alle Alles wissen? — Lassen Sie mich los, Herr Oberst, und bewahren Sie Ihren Ring für eine Marquise!.... Wissen Sie, Don Juan, zu welchem Zwecke ich hieher kam? Man bezahlt mir eine Pension von jährlichen sechstausend Franken, damit ich alle Ihre Geheimnisse zu erlauern suche! Wie erscheine ich nun vor Ihnen, Don Juan?

Don Juan (wie vernichtet): Ha!

Frau v. Coulanges: Sie kennen nun das ehrenvolle Gewerbe, das ich betreibe!... mein wahrer Name ist Leblanc....

Wollen Sie auch noch meine Lebensgeschichte erfahren? Schenken Sie mir nur einen Augenblick Gehör..... Sie wissen noch lange nicht das Schlimmste, und bedürfen noch mehr Muth!

Don Juan: Seyn Sie milde, Elisa!.... hören Sie auf mit diesem Spaß!

Frau v. Coulanges: Lassen Sie mich ausreden!.... Meine Mutter erzog mich in der Hoffnung, daß meine Schönheit und mein Verstand ihr Geld eintragen würden. Im Schooß einer Familie aufgewachsen, die sich im Schlamm der Schande wälzte, können Sie sich da noch wundern, daß ich von den Beispielen, die ich stets vor Augen hatte, so viel profitirte? — Ja, Don Juan! ich stehe im Solde der Polizei, ich bin eine geheime Spionin..... Man sandte mich hieher, damit ich Sie verführe, damit ich Ihnen die Geheimnisse Ihres Freundes ablocke.... damit ich Sie Beide auf das Schaffot liefere!

(Sie sinkt in das Sopha.)

Don Juan (schmerzlich): Elisa.... o ich werde es nicht überleben!.... Elisa, was haben Sie mir gethan?

Frau v. Coulanges: Wie? Sie fliehen nicht vor mir? Sie meiden nicht meine verpestende Nähe?

Don Juan: Elisa, Sie sind krank! Sie sind wahnwitzig!

Frau v. Coulanges: Entfernen Sie sich, Don Juan! meiden Sie mich! Sie beschmutzen sich, wenn Sie eine so Nichtswürdige wie ich bin, berühren! — Ich werde hoffentlich noch Kraft genug haben, mein Zimmer allein zu erreichen.

(Sie macht Miene, sich mit einer gewaltsamen Anstrengung zu erheben, sinkt aber sogleich wieder in das Sopha zurück.)

Don Juan: Alles ist unwahr, Elisa, was Sie mir so eben sagten ... haben nicht Sie und Ihre Mutter uns die Schlingen entdeckt, welche uns die Feinde gelegt hatten?

Frau v. Coulanges: Ich weiß nicht, was meine Mutter Ihnen vorhin erzählt haben mag; aber gewiß ist es,

Don Juan, daß ich ausgesandt, daß ich bezahlt wurde, um Ihre Geheimnisse zu erlauern!

Don Juan: Ich will es aber nicht glauben.

Frau v. Coulanges: Von dem Augenblicke an, wo ich Sie näher kennen lernte, gieng eine Umwandlung des Charakters mit mir vor . . . die Augen wurden mir geöffnet und zum Erstenmal überkam mich der Gedanke, daß ich Unrecht thue . . . daß ich ein schimpfliches elendes Gewerbe betreibe . . . Ich weiße Sie retten . . . O Don Juan! die Liebe, welche ich für Sie fühle — verstatten Sie mir aus Mitleid, daß ich vor Ihnen noch von Liebe rede! — meine Liebe zu Ihnen hat mich ganz mit gar umgewandelt . . . Nun erst beginne ich zu begreifen, was Tugend ist . . . es ist . . . die Sehnsucht, Ihnen ähnlich zu werden, Ihnen zu gefallen!

Don Juan: Unglückliches Weib! verflucht seyen die Barbaren, die Dich um Deine Jugend bestohlen haben! die Dein Herz vergiftet!

Frau v. Coulanges: O Don Juan! Sie haben Mitleid mit mir. Sie sind ja so gütig! . . . Es greift Sie an, wenn Sie Ihr Pferd leiden sehen! . . . O, ich werde mein Leben lang an Sie denken! . . . Vielleicht wird Gott ebenfalls Erbarmen mit mir haben, denn — ja ich fühle es — es lebt ein Gott im Himmel!

Don Juan: Aber nun lieben Sie wohl die Tugend?

Frau v. Coulanges: Ja, ich liebe sie — aus aller Kraft meiner Seele! . . . Aber ich ließe Ihnen Abscheu ein, ich sehe es . . . Lassen Sie mich hinweggehen!

Don Juan (mit der in den Weg, nach einer Pause): Höre mich an, Elisa! aber rede offen! . . . nur eine einzige Frage: . . . Hast Du jemals schon den Tod eines Menschen herbeigeführt? . . . Doch nein! antworte mir nicht . . . ich will Dich nichts mehr fragen . . . Ich habe kein Recht, diese Frage an Dich zu richten! . . . Ich selber . . . ja ich . . . habe ich nicht zu Trafalgar,

zu Gulau, zu Friedland für den Despoten des Weltalls gekämpft? . . . habe ich nicht edelmüthige Männer getödtet, welche für die Freiheit ihres Vaterlandes fochten? . . . Hätte ich nicht noch vor wenigen Tagen beim ersten Trommelschlage den nächsten besten Patrioten kaltblütig niedergemetzelt? . . . Und ich . . . ich wage Dich zu fragen? . . . Alle Menschen sind Wölfe, Ungeheuer! . . . Ich hätte große Lust, jenen Despoten niederzuschießen und dann mir selbst das Hirn zu zerschmettern! . . .

Frau v. Coulanges: Ich will Ihre Frage beantworten, Don Juan, denn so kann es. Ich schwöre Ihnen bei . . . doch nein, wer würde selbst Schwüren aus meinem Munde Glauben schenken? . . . Nun denn, ich habe niemals den Tod eines Menschen veranlaßt . . . Erheben Sie sich, Don Juan! Ermannen Sie sich! . . . nehmen Sie Ihren Ring wieder zurück . . . aber danken Sie dem Zufall, der mich beschützt hat! . . . Daß diese Hände, welche Sie jetzt küssen, nicht mit Ihrem Blute befleckt sind, daran ist nur der Zufall Schuld, und ich danke es ihm . . . Ich weiß nicht, was ich gethan haben würde, bevor ich Sie kannte . . .

Don Juan (steht, kommt): Komm', meine Elisa, Du bist eben so gut . . . eben so tugendhaft, als alle diese scheinheiligen Fratzen, die, wenn sie das halbe Leben in einem Kloster verbracht haben, sich des Muthes rühmen, womit sie den Versuchungen widerstanden! . . . Du bist meine Gattin, Elisa! . . . Deine Mutter soll hier bleiben; ich werde ihr Geld geben, so viel sie will . . . allein Du, Du mußt mir folgen, mußt meine Gefährtin seyn, und mein Vermögen und meine Schicksale mit mir theilen!

Frau v. Coulanges: Sie sind nicht bei Sinnen, Don Juan! In einigen Stunden, wenn Sie ruhiger geworden seyn werden, wird sich Ihr Entschluß ändern, und Sie werden sich selbst verwundern, daß Sie je für eine Creatur wie ich Mitleiden gefühlt haben!

Don Juan: Nie, niemals!

Frau v. Coulanges: Ja, ich werde mich dann noch glücklich preisen dürfen, wenn Sie mich nicht mit dem Fuße von ſich ſtoßen wie ein Ungeziefer. Ich will nicht das Unglück Ihres ganzen Lebens begründen, indem ich Sie bei dem Worte nehme, das Sie in einem Augenblicke des Enthuſiasmus und der Exaltation ausſprachen! Nein, Don Juan! Sie bedürfen einer Gattin, die Ihrer durchaus würdig ſey! — Leben Sie wohl!

Don Juan: Sie dürfen mich nicht mehr verlaſſen, bei allen Teufeln! Ich kann nicht mehr von Ihnen laſſen, ich werde niemals eine Andre lieben können als Sie. Kommen Sie mit mir? . . . Denken Sie nur! wer wird je in Spanien Ihre Lebensgeſchichte erfahren?

Frau v. Coulanges: Ach, Don Juan! darf ich das glauben? . . . (Sie ergreift ſeine Hand.) Es ſey, ich folge Ihnen, aber ich will nicht Ihre Gemahlin werden . . . ich werde nur Ihre Geliebte, Ihre Dienerin ſeyn! Wenn Sie alsdann meiner überdrüſſig ſind, dürfen Sie mich fortjagen . . . Wollen Sie mich auch nur um ſich dulden, ſo bin ich Ihnen treuergeben auf Leben und Tod!

Don Juan: Nein, Du bleibſt auf ewig meine Geliebte und meine Gemahlin!

(Er küßt ſie.)

Frau v. Coulanges: Mein Entſchluß iſt gefaßt. Keine Macht der Erde ſoll mich davon abbringen!

(Frau v. Tourville tritt auf.)

Frau v. Tourville: Wie? Ihr liegt einander ſchon in den Armen! So iſt's recht, Kinder! Ich habe Euch ja zuvor geſagt, daß es noch ſo kommen würde!

Don Juan: Eliſa, mein Engel! laß uns einen Augenblick allein. Erwarte mich auf meinem Zimmer! ich komme ſogleich nach.

(Frau v. Coulanges entfernt ſich.)

Frau v. Tourville: Ah, Ihr duzt Euch ſchon, — um ſo beſſer! ... Don Juan, der General wünſcht Sie zu ſprechen!

Don Juan: Ich weiß nun, wer Sie ſind, Madame! ... Wenn ich wollte, könnte ich Sie hängen laſſen! ... Wollen Sie aber lieber zehntauſend Piaſter verdienen unter der Bedingung, daß Sie hier bleiben oder meinethalben zum Teufel gehen, wenn Sie ſich nur verpflichten werden, Ihre Tochter niemals aufzuſuchen, niemals mehr mit ihr zu reden, nie mehr an ſie zu ſchreiben? ... Wollen Sie? ...

Frau v. Tourville: Aber, mein Herr ... es iſt mein Kind ... meine liebe Tochter ...

Don Juan: Zehntauſend Piaſter! .. Ueberlegen Sie ſich's noch einmal!

Frau v. Tourville: Ich liebe ſie ſo ſehr ... wie die zärtlichſte Mutter ...

Don Juan: Ja oder Nein?

Frau v. Tourville: Ich nehme Ihr Anerbieten wegen der Piaſter an, aber es iſt dennoch hart für eine Mutter ...

Don Juan: Begeben Sie ſich auf Ihr Zimmer; Sie ſollen noch heute Abend das Geld erhalten. Machen Sie ja keinen Verſuch, das Haus zu verlaſſen, — die Schildwachen würden auf Sie feuern!

Frau v. Tourville: So erlauben Sie mir wenigſtens, noch zum Letztenmale ...

Don Juan: Fort, Weibsbild! kein Wort mehr! ... Mache mir die Galle nicht warm!

Frau v. Tourville (bei Seite): Die kleine Schelmin!
(Ab.)

Der Marquis (tritt ein): Auf Ehre, Don Juan! ich gebe Dir Recht! Alle hübſchen Jungen ſollen leben! Deine gedoppelten Negociationen haben eingeſchlagen! ... Indem hat uns Frau v. Tourville die Wahrheit berichtet! Da iſt ſchon der Beſuch des Reſidenten, worin er mich zur Tafel bei ſich einladet!

Don Juan: Zwölf Kugeln in sein Spitzbubenhirn, das hätte er verdient!

Der Marquis: Er soll ihnen diesmal entgehen, denn ich habe ihm etwas Anderes zugedacht! Ich werde alle seine dienstbaren Geister von der französischen Garnison verhaften lassen, und sein Gastmahl soll ein ganz anderes Ende nehmen, als er erwartet. Es wird vermuthlich auch das letzte seyn, dem wir auf dieser Insel beiwohnen. Der Wind ist günstig, morgen wird der englische Admiral vor Anberg vor Anker gehen! — Ich habe schon meinen Plan fertig, mich der dänischen und deutschen Offiziere auf dieselbe Weise zu versichern, wie sie es mit uns vorhatten!

Don Juan: Lassen Sie sie erschießen, Alle sammt und sonders erschießen! Alle Menschen sind Schufte und sind kaum den Schuß Pulver werth, der sie in die andere Welt hinüberjagt!

Der Marquis: Alle Wetter! Du gehst unbarmherzig zu Werke! Ich will Niemand um's Leben bringen als etwa den Herrn Residenten, der mir an einem schönen Galgen baumeln soll, damit er lerne, daß ein Speisesaal eben so unverletzlich seyn muß, als der Sitzungssaal eines Congresses. Morgen soll er allen zukünftigen Diplomaten zum Warnungsbeispiel und dieser Herberge hier zum Aushängeschilde dienen!

Don Juan: Amen!

Der Marquis: Uebergib dieses Billet hier dem Obersten Zamora. Man soll alle Couriere auffangen. Die reitende Artillerie ist angekommen; ich werde unverzüglich an den Commandanten schreiben. Das Fort wird von den Grenadieren des Regiments Catalonien besetzt. Alle Regimenter müssen um fünf Uhr auf dem Paradeplatze eintreffen, und der Fürst von Ponte-Corvo soll, wenn der Teufel nicht dabei die Haut im Spiele hat, Niemand mehr hier finden, der sich beim Verlese meldet!

Don Juan: Ach, General! was gäbe ich darum, schon jetzt den Franzosen mich gegenüberzustehen!

(Beide ab.)

Ballet.

Der Paradeplatz von Nyborg.

Man sieht im Hintergrunde einen Artilleriepark. Militärmarsch.

Eröffnung des Ballets:

Vier Kanoniere und vier Marketenderinnen.

Hauptscene:

Ein Fandango im Chor.

Schlußscene:

Großer Walzer. Spanische Soldaten, Frauen und Mädchen von Nyborg.

(Man bläst und trommelt Generalmarsch; die Tänze lösen sich auf.)

Schluß.

Vierte Scene:

Ein Speisesaal.

Der Marquis, Don Juan, der Resident, Charles Leblanc, spanische, dänische und deutsche Offiziere.

(Alle sitzen an einer reichgedeckten Tafel, der Vordergrund bleibt frei.)

Charles Leblanc: Tragt das Dessert auf!

Der Resident: Nein, noch nicht . . . noch nicht! es ist noch nicht Zeit dazu . . . die Gänge sind noch nicht zu Ende!

Der Marquis: Was ist Ihnen, Herr Resident? Sie scheinen unwohl!

Der Resident: Keineswegs . . . o durchaus nicht, Herr Marquis! im Gegentheile! — Warten Sie noch ein wenig, Herr Leblanc! . . . Ich wollte sagen, lassen Sie diesen Wein hier stehen . . . ich will eine andere treffliche Sorte herbeischaffen,

die ich schon lange im Keller habe. Ich werde ihn sogleich selbst herbeiholen!

Charles Leblanc (leise): Schicken Sie einen Diener darnach!

Der Präsident (laut): O nein, ich vertraue Niemand die Schlüssel zu meinem Keller an . . . das Bedientenvolk ist so sahrlässig! Sie könnten mir ein paar Flaschen zerbrechen!

Charles Leblanc: Schwerenoth! Er denkt jetzt noch an ein paar zerschlagene Flaschen! Vorwärts, beeilen Sie sich! man wird mit dem Dessert auf Sie warten!

Der Präsident: O nein, nein! ich bitte, lassen Sie sich durchaus nicht stören!

(Geht ab.)

(Diener stellen das Dessert auf; die Gäste bieten es sich herum.)

Der Marquis (zu Leblanc): Sie waren Militär, wie es scheint, mein Herr!

Charles Leblanc: Das wäre nicht unmöglich, Herr General. Allein im gegenwärtigen Augenblicke bin ich Secretär des Herrn Präsidenten und Ihr ganz ergebenster Diener!

Der Marquis: Erinnerst Du Dich noch des Offiziers, Den Juan, den wir nach der Schlacht von Friedland mit Wunden bedeckt, halbtodt aus einem Graben aufhoben, in welchen ihn die Kosaken geworfen hatten!

Charles Leblanc: Der Teufel hole diese zottigen Bestien von Kosaken! Ja, Herr General, das war ich! Sie haben ein gutes Gedächtniß! — Nun aber, meine lieben Freunde! Achtung auf's Commandowort! . . . da ich in diesem Augenblick die Stelle des Herrn Präsidenten vertrete, welcher so eben Forellengeld gegeben hat, so erlaube ich mir, Ihnen die Gesundheit unseres kleinen Korporals vorzuschlagen! — Meine Herren! auf die Gesundheit Seiner Majestät des Kaisers! es lebe der Kaiser! . . . (Man hört). Donnerwetter! wo bleiben denn meine Jäger!

Die däniſchen und deutſchen Offiziere ſchicken ſich an, dieſem Toaſt beizuſtimmen, und ſtehen auf; es kommt ihnen aber zuvor

Der Marquis (aufſpringend). Ich meinerſeits, meine Herren! nehme mir die Freiheit, Ihnen die Geſundheit Seiner Majeſtät Ferdinand VII., Königs von Spanien und beider Indien, vorzuſchlagen!

Die ſpaniſchen Offiziere: Es lebe der König!

(Tumult.)

Charles Leblanc: Es lebe der Kaiſer! Herbei, Gharſeurs! Ich verhafte Sie, General! Sie ſind mein Gefangener! (Er richtet eine Piſtole auf ihn.) Herbei, ihr Dänengeſindel! helft uns!

(Die ſpaniſchen Soldaten dringen in den Saal, ſtellen ſich vor den Thüren und zu beiden Seiten des Vordergrundes auf und ſchlagen auf die däniſchen und deutſchen Offiziere an. Charles Leblanc wird entwaffnet; die Fenſter des Hintergrundes werden aufgeſtoßen und man ſieht in der Ferne die engliſche Flotte unter vollen Segeln und mit grobem Geſchütz ſalutirend. Man hört das Freudengeſchrei der ſpaniſchen Soldaten.)

Der Marquis: Ihre Gharſeurs ſind im Arreſt, Herr Secretär, und haben das Gewehr ſtrecken müſſen! — Sie, meine Herren däniſchen und deutſchen Offiziere, waren uns immer ſchätzbare Kameraden! Es thut mir daher leid, Ihnen ein Ehrenwort abverlangen zu müſſen, daß Sie ſich unſerem Verhaben nicht widerſetzen wollen. Jeder Widerſtand wäre vergeblich, und Ihr Muth iſt allzubekannt, als daß er neuer Beweiſe und Proben bedürfte! Nehmen Sie Ihre Degen wieder, meine Herren! Sie ſind nicht unſere Gefangenen! Seither haben wir unter demſelben Banner gefochten; vielleicht werden wir uns eines Tages wiederfinden als Kämpfer für die gemeinſchaftliche Sache der Freiheit. Wir verlaſſen Sie, um zur Vertheidigung und Befreiung unſeres Vaterlandes in die Heimath zu eilen, denn wir verſchworen Blut und Leben unſerem Regenten und unſerem Vaterlande, ehe wir dem Kaiſer der Franzoſen den Fahneneid leiſteten. Meine Herren, leben Sie wohl! — Und Sie, meine

Herren Offiziere der ſpaniſchen Truppen! Sie werden mir beipflichten; ich kenne das Corps zu gut, das ich zu commandiren die Ehre habe, um auch nur einen Augenblick zu zweifeln, daß Einer von Ihnen zögern werde, dem Ruf des Vaterlandes zu folgen! Sie ſollen ſich nun in der Heimath meſſen mit den Tyrannen und Beſiegern der Welt und mit der Horde fremder Sclaven, die ſie auf unſern ſpaniſchen Boden warfen. Sie werden unſere Heere zwar zerſtreut, zerſprengt und desorganiſirt finden, aber jeder Spanier iſt Soldat geworden und die Berge von Baylen [1]) bezeugen es laut, daß unſere Landsleute den Siegern von Auſterlitz gewachſen ſind. Verrath hat unſere feſten Plätze dem Feinde überantwortet; unſere Arſenale ſind in ſeiner Gewalt .... Aber in unſeren offenen, unbeſchützten Städten weilen noch Helden wie Palafox, und machen ſie zu uneinnehmbaren Citadellen gleich Saragoſſa! ... Alle unſere Provinzen ſind überſchwemmt mit den Truppen der Bedrücker, aber überall iſt das franzöſiſche Heer in ſeinen Lagern umzingelt! ... Unſer König iſt gefangen, aber wir haben noch Helden, die ihr Leben daran ſetzen, ihm Freiheit und den Thron wieder zu erobern! — Fort nach Spanien, meine Herren! und von nun an Krieg bis an's Meſſer [2]) den Franzoſen!

Alle: Fort nach Spanien!

Der Marquis: Ich werde noch Muſterung über unſere Truppen halten. Du, Don Juan, verſicherst Dich des ſpitzbübiſchen Reſidenten! Du weißt, was ich mit ihm vorhabe!

(Er entfernt ſich mit den ſpaniſchen und übrigen Offizieren.)

---

1) Es iſt bekannt, daß die Armee des Generals Dupont bei Baylen genöthigt wurde, vor der bewaffneten Macht des allgemeinen Aufſtandes unter Caſtaños und dem Schweizer-General Reding das Gewehr zu ſtrecken, und ſich auf eine Kapitulation einzulaſſen.

2) Im Spaniſchen: guerra a cuchillo; die bekannte Antwort des berühmten Vertheidigers von Saragoſſa, General Palafox, als man ihm bei der erſten Belagerung jener Stadt eine Kapitulation antrug.

Charles Leblanc: Meiner Seele, Herr Oberſt! Ihre kleine Kriegslüſt iſt ſehr ergötzlich. Allein ich will mich gleich zur Stelle aufknüpfen laſſen, wenn meine ſaubere Frau Mama es nicht war, die Ihnen Alles verrathen hat.

Don Juan: Wer ſind Sie? Wie heißen Sie?

Charles Leblanc: Mein Name iſt Charles Leblanc, Lieutenant im erſten Grenadierregiment der kaiſerlichen Garde.

Don Juan: Wie, mein Herr! wäre es möglich, daß ein Offizier, welcher einem mit Recht ſo geachteten Truppenkorps angehört, ſich ſo weit erniedrigen könnte, das Gewerbe eines Banditen, eines Meuchelmörders zu ergreifen?

Charles Leblanc: Herr Oberſt, dieſer Titel gebührt mir nicht; es war weder meine Abſicht noch mein Auftrag, Jemanden zu ermorden . . .

Don Juan: Aber jene Chaſſeurs? . . .

Charles Leblanc: Sie hatten die Weiſung, nur im alleräußerſten Nothfall zu ſchießen, zudem war das alsdann kein Meuchelmord, ſondern einfach nur ein Hinterhalt. Ein Meuchelmord ſchickt ſich etwa für irgend einen ſchuftigen Pfaffen[3]) oder einen Mouchard, — ein Hinterhalt aber iſt auch einem ehrlichen Soldaten ſtets erlaubt!

Don Juan: Mir ſcheint, mein Herr! daß Sie ſich beſſer auf die Artikel des Militär-Strafgeſetzbuchs als auf den Unterſchied zwiſchen einem ehrlichen Mann und einem Verbrecher verſtehen. — Können Sie mir vielleicht ſagen, welche Strafe ein Soldat verdient, der ſich in bürgerlicher Tracht in einen Hinterhalt legt?

Charles Leblanc: Ich ſehe nun ein, daß ich gar keine Entſchuldigung oder Vertheidigung für mich hätte, wenn Sie mich jetzt erſchießen ließen, wozu Sie das Recht haben. Da mir aber daran ſehr viel liegt, vor einem tapfern Offizier, den

3) Ein Ausdruck, der in den Bulletins und Proclamationen Napoleon's und Murats häufig genug vorkommt.

ich ſo ſehr hochſchätze, nicht als Spion und Mouchard zu erſcheinen, ſo erlauben Sie mir zu bemerken — beachten Sie aber wohl, daß ich nicht um mein Leben bitte! — zu bemerken, daß ich mir nicht im Mindeſten beikommen ließ, Ihre Geheimniſſe auszuforſchen, nämlich zu erfragen, wo Ihre Regimenter im Quartier lagen, wo Sie Ihren Artilleriepark hatten, und wie ſtark er war, — nichts von alle Dem habe ich gethan. Ich habe Ihnen einfach einen Hinterhalt gelegt, wie ich Ihnen verbin zu ſagen die Ehre hatte . . . ich gebe gerne zu, daß ich Unrecht that, eine bürgerliche Kleidung anzulegen, . . . allein dieſer Frack? . . . Nein, man kann ihn unmöglich für einen militäriſchen ausgeben! . . . Baſta, machen Sie ſchnell mit mir ab! waſchen Sie mir den Kopf mit Bleikugeln, das wird mich in Zukunft lehren, die Uniform nicht mehr abzulegen!

Don Juan: Nein! Sie führen einen Namen, der Sie dießmal rettet!

Charles Leblanc: Aha, augenſcheinlich iſt der Herr Oberſt in meine Schweſter oder meine Mutter verliebt, welche im Regiment der Mouchards dienen!

Don Juan: Schweigen Sie!

Charles Leblanc: Zum Teufel mit allen Mouchards! Laſſen Sie mich erſchießen. Ich will mir nicht nachſagen laſſen, daß derartiges Geſindel einem Offizier der kaiſerlichen Garde das Leben gerettet habe. Laſſen Sie mich erſchießen, dann habe ich's wenigſtens nicht zum Kapitän gebracht!

Don Juan: Nein, leben Sie! Ich ſchenke Ihnen das Leben in Anbetracht Ihres Muthes!

Charles Leblanc: Auf dieſe Bedingungen hin ſey es angenommen! — Sie haben ein gutes Herz, Herr Oberſt! Auch ſcheinen Sie mir ein tüchtiger tapferer Soldat, obgleich Sie wohl noch nicht ſo viel Pulver gerochen haben als ich. Ich freilich bin nur ein armer Trupf von Lieutenant, und Sie! . . . o, es muß ein dankbarer Dienſt ſeyn unter den franiſchen Fahnen!

Don Juan: Würden Sie nicht eine Compagnie in unſerer Diviſion annehmen?

Charles Leblanc: Nein, beim Teufel nicht! Glauben Sie mir, ich würde mich lieber ſogleich vierttheilen laſſen, als eine andere Kokarde tragen wie die von Frankreich!

Sergeant (tritt ein): Herr Oberſt, ich weiß nicht, was aus dieſem vermaledeiten Reſidenten geworden iſt! Er iſt nirgends aufzufinden! Inzwiſchen hangt der Strick für ihn ſchon über der Thüre des Gaſthofs bereit!

Charles Leblanc: Beim Wetter, ja! dort hängt in der That anſtatt des Schildes zu den drei Kronen eine Schlinge zum Hängen über der Thüre!

(Frau v. Coulanges, als Cadet von Don Juan's Regiment verkleidet, tritt ein.)

Frau v. Coulanges: Herr Oberſt, Ihr Regiment iſt aufmarſchirt, und man wartet nur noch auf Sie!

Don Juan: Wie? meine theure Eliſa?

Charles Leblanc (ſich abwendend, bei Seite): Wie? meine Schweſter? . . . Hol' ſie der Teufel!

Don Juan: Die Kanonen geben uns das Signal zum Abmarſch: komm', meine Theure! laß uns fortziehen!

Frau v. Coulanges: Adieu, Frankreich! nie will ich dich wieder ſehen!

Charles Leblanc (bei Seite): Gott befohlen! da hat das Vaterland nicht viel verloren! — (laut): Leben Sie wohl, Oberſt! ich fpare meinen Dank auf!

(Don Juan mit Frau v. Coulanges und den ſpaniſchen Soldaten tritt ab; man hört aus der Ferne einen militäriſchen Marſch mit Trommeln.)

Charles Leblanc (tritt an's Fenſter): Alle Wetter! Auf Ehre, eine herrliche Stellung! eine hübſche Schlachtordnung! — — Meiner Treu'! ein prächtiger Anblick! Blitz, was muß das für eine Freude ſeyn, eine ſo ſchöne Diviſion wie dieſe hier zu commandiren! Auf dem rechten Flügel, vorwärts marſch! — —

Und die Dänen stehen da, und glotzen d'rein, wie Gänse, denen man Federn ausgerupft hat! O ihr . . .

Der Resident (eintretend: — er öffnet die Thüre nur behutsam): Ich höre nichts mehr, Alles ist nun vorbei. Ich wagte nicht, herauszukommen, so lange ich noch spanisch reden hörte. — Aha, mein Tapferer! da sind Sie ja noch? . . . Nun, nun, mein lieber Lieutenant! Ich gratulire! Sie haben Ihren Auftrag auf charmante Weise vollzogen! die Kapitäns-Epauletten sind Ihnen gewiß! — Aber den Henker auch, ich hatte mich drunten ganz allein gegen ein Dutzend dieser verdammten Zigeuner zu erwehren! . . . In's Teufels Namen, warum haben Sie mich nicht erwartet!?

Charles Leblanc (trocken): Sehen Sie einmal hier durch's Fenster!

Der Resident: O Himmel! La Romana an der Spitze der ganzen spanischen Division?... Ja, was soll denn das heißen?

Charles Leblanc: Das will heißen, daß man uns verrathen hat, daß ich ohne den Obersten Don Juan Diaz erschossen worden wäre, und daß man noch jetzt allenthalben nach Ihnen fahndet, um Sie aufzuknüpfen!

Der Resident (zitternd): Nach mir? . . . um mich zu hängen? . . .

Charles Leblanc: So wahr ich lebe! Sie dürfen sich in jeder Beziehung Glück wünschen, Herr Resident!

Der Resident: Ach, lieber Himmel! beschützen Sie mich, sie wollen mich hängen!

Charles Leblanc: Was kann ich thun? Ich habe keine Waffen! Sie können nun nichts Anderes thun, als die hier versammelten Damen und Herren um Nachsicht anflehen!

Der Resident (zum Publikum): So endet die Komödie! seyn Sie nachsichtig gegen die Fehler des Verfassers!

(Man hört aus der Ferne noch militärische Musik.)

(Der Vorhang fällt.)

Ein Weib iſt ein Teufel,

oder

die Verſuchung des heiligen Antonius.

Komödie.

Demonio:
„Yo haré que el estudio olvides
Suspendido en una rara
Beldad."

Calderon,
El Magico prodigioso.

Prolog.

Prologus (tritt auf.)

Meine Damen und meine Herren!

Der Verfaſſer der Komödie, welche nun ſogleich vor Ihnen aufgeführt werden wird, hat ſich die Freiheit genommen, von der gewöhnlichen Heerſtraße der Schauſpieldichter abzuweichen. Er hat es zum Erſtenmal gewagt, gewiſſe Perſonen auf die Bühne zu bringen, welche wir hochzuachten und zu verehren von Kindesbeinen an durch Ammen und Kindsmägde gelehrt worden ſind. Manche Leute dürften durch dieſe Kühnheit unangenehm berührt, ja ſogar davon empört werden, und es Gotteslästerung nennen; allein es heißt gewiß nicht unſre heilige Religion angreifen, wenn wir die grauſamen Diener des Gottes der Milde und des Erbarmens auf das Theater bringen. Die Vergehen und Fehler ihrer Dollmetſcher können den Glanz der Gottheit ſo wenig trüben als ein Tropfen Tinte die Kryſtallreinheit des Guadalquivir.

Die Spanier, welche von den alten Vorurtheilen ſich losgeriſſen, haben nun auch die wahre Frömmigkeit und Gottesfurcht von der Heuchelei unterſcheiden gelernt. An ſie wendet ſich auch der Dichter, und erbittet ſie zu Richtern, weil er überzeugt iſt, daß ſie nur einen Scherz in einem Beginnen ſehen werden, in welchem der gute Torrequemada Veranlaſſung zu einem Auto-da-fé mit Hunderten von San Benitos erblickt haben würde! —

Ein Weib iſt ein Teufel.

Komödie. [1])

Perſonen:

Fray Antonio
Fray Rafael
Fray Domingo } Inquiſitoren.
Mariquita.
Familiaren der Inquiſition.

Der Schauplatz iſt in Granada, während des Erbfolgekriegs.

Erſte Scene.

Ein Saal im Inquiſitionspalaſte zu Granada.

Zur Rechten drei Stühle, der mittlere etwas erhöht, auf einer mit ſchwarzem Tuche ausgeſchlagenen Eſtrade. Im Hintergrunde gewahrt man nicht ſehr deutlich einige Folterwerkzeuge. Zu den Füßen der Eſtrade ſteht ein Tiſch mit einem Stuhle für den Gerichtsſchreiber. Die Bühne iſt nur matt erleuchtet.

Rafael, Domingo in der feierlichen Tracht der Inquiſitoren.

Rafael: Sagt' Domingo, ich ſag' es noch einmal: es iſt eine himmelſchreiende Ungerechtigkeit. Ich bin ſchon ſiebzehn Jahre Inquiſitor zu Granada, ich habe jedes Jahr wenigſtens meine zwanzig Ketzer hinrichten laſſen, und ſo erkennt nun Seine

1) Clara Gazul bedient ſich hier abermals des Ausdrucks Comedia, womit die alten ſpaniſchen Dramendichter jede dramatiſche Arbeit ohne Rückſicht auf ihren ernſten oder komiſchen Inhalt bezeichneten.

Gnaden der Herr Groß-Inquiſitor meine Dienſte! Mir einen ſolchen unbärtigen Jungen, einen ſolchen Gelbſchnabel zum Oberen zu geben?

Domingo: Abſcheulich iſt es, aber ich für meinen Theil könnte mich eben ſo gut beklagen. Allein wißt Ihr, Señor Rafael, was dem Allem zu Grunde liegt? Nichts Anderes, als daß der Groß-Inquiſitor ein Pinſel iſt!

Rafael: Das wußten wir Alle längſt, daß er aber auch ungerecht und ein Fanatiker iſt, dieß wußten wir bis heute noch nicht!

Domingo: Und zudem, was hat er uns denn ſo Strafbares vorzuwerfen?

Rafael: Was mich anbelangt, ſo weiß ich wohl, was mir in ſeiner Achtung ſo ſehr geſchadet hat, — eine pure Bagatelle! die Geſchichte mit jener Jüdin, die ich bekehrt habe und der es eingefallen iſt, auf einmal Mutter zu werden, iſt unter den Leuten ein bischen ruchbar geworden. Aber was iſt denn daran ſo Außerordentliches?

Domingo: Außerdem will man uns gar nachſagen, wir ſeyen gar keine Chriſten!

Rafael: Dummes Volk! braucht man denn ein Chriſt zu ſeyn, um Inquiſitor zu werden?

Domingo: Trotz Eurer Bekehrungsgeſchichte und ihren üblen Folgen, ehrwürdiger Bruder im Herrn, bin ich doch bei dem Groß-Inquiſitor noch ſchlimmer angeſchrieben als Ihr!

Rafael: Geltet Ihr bei ihm am Ende gar für einen Atheiſten?

Domingo: Nein, Gott ſey Dank! aber der Spitzbube von einem dienenden Bruder, der mir meine Zelle reinigt, hat ihm einmal eine Hühnerkeule hingetragen, die ſich — ich weiß nicht auf welche Weiſe, und zufällig in der Faſtenzeit — in meinem Bette fand! Denkt Euch, welche Kleinigkeit!

Rafael: Beim heiligen Leibe! das mag Euch eine ſaubere Suppe eingebrockt haben!

Domingo: Das Schlimmſte daran iſt noch das, daß der neue Inquiſitor, welchen er uns hieher geſchickt hat, um hinfort den Vorſitz bei dem Tribunal zu führen, ein ganz abgefeimter Teufelskerl iſt, der uns ausſpioniren ſoll. Obendrein — denkt Euch nur, — iſt dieſer Burſche ſo fromm, daß man ihm kein böſes Wörtchen nachreden kann!

Rafael: Oho! glaubt Ihr das dem Gerüchte ſo auf's Wort hin?

Domingo: Ich müßte mich ſehr täuſchen, wenn er nicht ein wahrer Loyola iſt! Man behauptet ſogar, der Burſche ſey noch ſo weit zurück, daß er ein Weibsbild gar nicht von einem Manne unterſcheiden kann; er ſoll ein wahrer Heiliger in dieſem Stücke ſeyn!

Rafael: Ach!

Domingo: O, er dauert mich ſelber!

Rafael: So bezahlt man alſo unſere Dienſte? Donnerwetter! ich bin heute entſetzlich verſtimmt, ich möchte ein Türke werden! — Gnade Gott denen, die uns heute unter die Klauen fallen, um gerichtet zu werden! ich muß meinen Groll heute an Jemand auslaſſen! — In's Feuer! auf den Scheiterhaufen! und in ſiedendes Oel! Das iſt und bleibt heute mein letztes Wort!

Domingo: Amen! Zudem iſt's heute Samſtag, und an dieſem Tage pflege ich gewöhnlich zu verdammen; am Montag dagegen laſſe ich dem Sünder Gnade widerfahren. Wenn bei dieſem meinem Verfahren Verwechslungen vorfallen, wenn die Unſchuldigen auf den ſchlimmen Tag fallen, trägt der liebe Gott allein die Schuld davon. — Aber, beiläufig geſagt, was iſt denn aus Eurer Jüdin geworden?

Rafael: Sie liegt dermalen im Gebärhauſe — das kleine dumme Ding!

Domingo: Ja, wohl ein dummes Ding! — (Bei Seite): Und noch dümmer Der, der ſie dorthin gebracht hat!

Rafael: Was murmelt Ihr da zwischen den Zähnen, ehrwürdiger Bruder?

Dominge: Ich verwünschte von Herzen den Teufel von Groß-Inquisitor.

Rafael: Der Teufel soll ihn holen!

Dominge: Stille! der Saal hat ein vermaledeites Echo! — Fort jetzt, da kommt unser Heiliger!

(Sie springen auseinander und lesen, Jeder auf Einer Seite des Proscenium, anscheinend aufmerksam in ihrem Brevier.)

Antonie in der feierlichen Amtstracht tritt auf.

Antonie: Meine hochehrwürdigen Väter! wir werden uns heute mit einem höchst ernsten Gegenstand befassen, und ich sehe mit Vergnügen, daß Ihr Euch auf denselben würdig vorbereitet! — Wir sollen über ein Weibsbild, eine Hexe aburtheilen, die einen Bund mit dem Teufel geschlossen hat, meine Väter! der Fürst der Finsterniße soll, wie man sagt, dieser Unglücklichen übernatürliche Kräfte verliehen haben! Allein wir dürfen ruhig seyn: das Kreuz, welches wir an uns tragen, würde schon eine Schutzwehr wider die Krallen des Bösen seyn, wenn er je in die gebenedeiten Mauern des heiligen Offiziums einzudringen vermöchte[1])!

Dominge: Der Satan würde seine Zeit hier nutzlos verschwenden.

Antonie: Ach, meine ehrwürdigen Väter, redet nicht also! das Fleisch ist schwach und zerbrechlich das Gefaß. Für mich armen Sünder liegt die ganze Kraft und Stärke, deren ich mich rühmen kann, in der Kenntniß meiner Schwäche. Euch aber, meine heiligen Väter, haben lange, in einem Gott geheiligten Leben verbrachte Tage unantastbar und fest gegen jegliche Versuchung gemacht ... allein ich bin noch jung — jung an Jahren wie an guten Werken! Ach, meine ehrwürdigen Freunde! wie

1) Der Teufel kann nur mit der Erlaubniß eines Inquisitors in den Inquisitionspalast eindringen.

ſehr bedarf ich noch Eures weiſen Rathes, um mich zwiſchen den Klippen dieſes Lebens hindurchzuarbeiten!

Rafael: Wir Alle bedürfen guten Rathes.

Domingo: Wenn wir einander warnen und beaufſichtigen, werden wir viele leichter den Angriffen des böſen Feindes widerſtehen!

Antonio: „Herr führe mich nicht in Verſuchung!“ alſo bete ich einen jeglichen Augenblick des Tages. Man unterliegt ſo leicht, man erhält ſich ſo ſchwer in der Gnade! . . . Wie ſehr auch die Seele auf ihrer Hut ſeye, der Feind des Menſchen iſt eine gefährliche tückiſche Schlange, und ein einziger Tropfe ihres Giftes kann eine Seele auf immer unrettbar vergiften. Ja wenn mir nicht mein allgütiger Schutzpatron, der gnadenreiche Sankt Antonius ſtündlich beiſtünde, wäre ich ohne Zweifel längſt unterlegen!

Rafael (zu Gott): Er hat etwas auf dem Gewiſſen! Ich wäre doch neugierig zu erfahren, was es iſt! — (Laut): Was für eine mächtige Verſuchung hat denn die Güte Gottes über Euch verhänget, lieber Bruder?

Antonio: Wir haben noch einige Zeit übrig bis zum Beginn unſerer Sitzung, und um uns auf die Aufgabe würdig vorzubereiten, zu deren Erfüllung wir berufen ſind, iſt uns ein aufrichtiges Bekenntniß unſerer Fehler doppelt nütze! — So höret mich denn an, meine ehrwürdigen Väter! — „Ich hatte mir immer gedacht, das Weib ſey das ſcharfe und gefährlichſte Werkzeug der Verdammniß, deſſen ſich der Fürſt der Finſterniß bedienen könne. Ihr theilet vielleicht meine Meinung, ehrwürdige Väter? der Anblick eines Weibes und das Zuſammentreffen mit ihm iſt gefährlicher als das mit einer Natter . . .

Domingo (mit affektirter Verwunderung und Erſtaunen): Wie? ein Weib ſollte im Stande . . .

Antonio (unterbricht): Schon ſeit meiner zarteſten Kindheit wurde ich in einem Kloſter erzogen und habe daſſelbe niemals verlaſſen; noch bis vor einem halben Jahre hatte ich kein anderes

Weib geboren als meine Mutter, und wollte Gott, es wäre mir nie ein anderes zu Geſicht gekommen!

Rafael (mit erſtaunetem Erſtaunen). Heilige Jungfrau! ehrwürdiger Vater, Ihr macht mich ſchaudern!

Antonio: Satan ſchlug mich mit einer heftigen Krankheit, die ſogar mein Leben gefährdete . . . ich bat den lieben Gott, in der Unſchuld hinfahren zu dürfen, aber er hat mich nicht erhört . . . er wußte meine Bitte beſſer zu würdigen. — Ich genas wieder zum Leben. — Die Aerzte verordneten mir, um meine Wiedergeneſung zu vollenden und zu befeſtigen, eine Luftveränderung und täglichen Aufenthalt auf einem kleinen Gute in der Umgebung, das unſerem Kloſter angehörte. Von der Einſamkeit der Lage ermuthigt, wagte ich einſt Tages die Mauern meines Aſyls zu verlaſſen und mich ganz allein in's Freie zu begeben . . . Ich hatte draußen auf den Feldern meine Kraft geübt, und kehrte eben wieder in mein Lauhäuschen zurück, als auf einmal . . . just vor unſerer Thüre . . . meine Blicke auf ein Weſen fielen, das ich an ſeinen Kleidern für ein Weib zu erkennen vermeinte. Ihre unerwartete Erſcheinung und Begegnung verſetzte mich in eine ſolche Verwirrung, daß ich nicht einmal ſo viel Geiſtesgegenwart mehr hatte, um die Augen zu ſchließen; beſeſſen, ganz außer mir und von Sinnen, blieb ich vor ihr ſtehen und ihr Bild grub ſich immer tiefer in meine Seele . . . Vergebens wollte ich fliehen. . . . meine Füße wurzelten gleichſam am Boden. Einem Menſchen zu vergleichen, der unter einem Alpdrücken leidet, ſah ich wohl die Gefahr, war aber aller Kraft, ja ſelbſt der Stimme beraubt: ich war wie ein Kolibri, den ein Alligator mit ſeinem Blicke bezaubert hat. Mein Blut wallte in mir auf . . . ich war erſchreckt . . . ich zitterte . . . und dennoch empfand ich, wenn eine ſolche Verzückung ſeine Gottesläſterung iſt, . . . in dieſem Augenblicke jene Art wonnevoller Verzückung, welche ich ſchon manchmal gefühlt, wenn ich vor dem Bilde der Madonna gebetet hatte. Noch einige Augen-

blicke, und ich wäre auf der Stelle gestorben . . . Meine Seele war schon nahe daran, aus dem Körper zu entweichen . . . ich wäre gestorben, in meinen Sünden dahingelebt, wenn dieses Geschöpf nicht einen Schritt gegen mich gemacht hätte. Diese plötzliche Bewegung aber brach den Zauber, unter welchem ich litt, indem sie mein Entsetzen vermehrte . . . Ich konnte noch ausrufen: Gelobt sey Jesus Christ! Dieser heilige Name erlöste mich: ich lief aus allen Kräften, ohne hinter mich zu blicken, bis ich mich in die Arme meines Beichtigers werfen und meine bedrängte Seele stärken und erleichtern konnte.

Rafael: (mit einem tiefen Seufzer): Ich erwartete noch Schlimmeres hören zu müssen.

Antonio: Satan gab seine halbgewonnene Beute nicht frei. Ich war zwar gefallen, hatte aber den giftigen Stachel mit mir weggetragen. Ach, er steckt — zu meiner Schande muß ich es bekennen — noch in meinem Busen! Fasten, Gebete, Bußübungen, Nichts hat das Bild dieses Weibes aus meiner Brust vertilgen können. Es verfolgt mich noch in meinen Träumen; ich sehe sie überall . . . ihre großen schwarzen Augen, welche den Augen einer jungen Katze gleichen — sanft und bösartig zugleich . . . ich sehe sie . . . noch immer . . . selbst jetzt noch erblicke ich sie. (Er verbirgt das Haupt mit den Händen.) Soll ich es aussprechen? Gar oft, wenn ich mich im Lesen frommer Bücher ergehe, ist mein Geist nicht bei den erbaulichen Worten des Evangeliums; meine Augen, mein Mund lesen nur leere Worte ohne Sinn: — meine Seele ist ganz bei diesem Weibe. — Sicherlich hat Satan diese Gestalt angenommen, als er meinen glorreichen Schutzpatron in Versuchung führte. Großer, gebenedeiter Apostel Anton! gib mir deinen Muth!

Rafael und Domingo: Der Herr verleihe Euch seinen göttlichen Beistand!

Antonio: Amen!... Warum muß auch ein armer Sünder verdammt seyn, über Andere zu richten, wenn er selbst nicht

weiß, ob nicht das jüngste Gericht auch ihn in die Flammenqual der Missethäter senden wird? — (Lange Pause.) Erfüllen wir wenigstens die Pflichten unseres Amtes, so mühsam und schwierig sie auch sind, und erinnern wir uns beständig, daß es das Loos des Menschen ist, sein Leben unter Aengsten und Leiden hinzubringen! — (Er steigt auf die Estrade und tritt sich zwischen Rafael und Domingo.) Schreiber, eröffne die Verhandlung, und ihr, Häscher! führet die Angeklagte herein!

Rafael: Wie? Ihr drücket die Augen zu?

Antonio: Wollte Gott, ich wäre blind! Soll nicht ein Weib heute vor uns erscheinen?

Der Schreiber: Maria Valdez, der Zauberei angeklagt, erscheinet vor dem Tribunal des heiligen Officiums!

(Mariquita, tief verschleiert, wird zwischen zwei Familiaren des heiligen Gerichts herein.)

Antonio (mit geschlossenen Augen): Weib, wie lautet Euer Name.

Mariquita: Ich heiße Maria Valdez, aber man nennt mich gewöhnlich Mariquita, und noch häufiger die lustige Mariquita. Da habt Ihr meinen Namen, Vornamen und Zunamen!

Antonio (mit eben): Wie alt seyd Ihr?

Mariquita: Eine ziemlich kitzliche Frage an ein Frauenzimmer, wenn man die Wahrheit zu wissen verlangt. Um indessen offenherzig zu seyn, sage ich rund heraus: ich bin dreiundzwanzig Jahre alt. Wenn Ihr es nicht glaubt, so sehet selbst! Sehe ich etwa älter aus? (Sie schlägt ihren Schleier zurück.)

Rafael und Domingo (bei Seite): Ei du lieber Himmel! welch' ein wunderhübsches Kind!

Antonio (mit geschlossenen Augen, halblaut): Weiche von mir, Satan! Dämon der Neugierde! du sollst mich nicht besiegen! — (Laut): Was für ein Gewerbe treibt Ihr?

Mariquita: Ich weiß nicht, was ich darauf erwidern

soll!.... Nun zum Henker!.... ich sinne, ich tanze, ich spiele mit meinen Cassagnetten und so weiter! und so weiter!

Antonie (mit eben): Sie verschwendet Ihr alle in solchen Spielen, die mir — Gott sey Dank! — sogar dem Namen nach nicht bekannt sind, die kostbare Zeit, welche Ihr den Thränen aufrichtiger Buße widmen sollte!

Marianita: Bah, Herr Licentiat! wofür sollte man denn heulen und Buße thun, wenn man nichts Böses gethan hat?

Antonie (mit eben): Nichts Böses willst Du gethan haben? Ei, so befrage doch erst Dein Gewissen?

Marianita: Ei, was habe ich mir denn vorzuwerfen? Ich habe freilich ein paar kleine Sünden begangen, aber der Feldprediger vom Infanterie-Regiment Royal-Murcia hat mir am letzten Sonntag Absolution dafür gegeben. — Laßt mich in Frieden, und macht mir nicht noch mehr bange mit Euren schwarzen Röcken und allen Euren unheimlichen....

Antonie (strenge und die Augen mit der Hand gedrückt): Maria Valdez, Ihr gebet an, Euer Gewissen habe Euch nichts vorzuwerfen; denket noch einmal reiflich darüber nach, und lüget nicht!

Marianita: Wenn ich Euch aber die Wahrheit gesagt habe, laßt Ihr mich hoffentlich wieder gehen?

Rafael (hier zu Antonie): Helfet ihr auf die Spur!

Antonie (mit eben): Maria, kennt Ihr eine Frau Namens Juana Mendo?

Marianita: Ob ich sie kenne?.... 's ist ja eine von meinen besten Freundinnen?

Antonie (mit vorher): Habt Ihr aber noch niemals Streit mit einander gehabt?

Marianita: Nicht daß ich wüßte!.... doch, warte! ja! Vor ein paar Tagen hat sie Handel mit mir vom Zaune gebrochen und mir vorgeworfen, ich hätte Ihr einen Liebhaber abgespannt. Das ist aber nicht wahr, Herr Licentiat! sondern das

Menge sehen haben, daß Manuel Terribie ihr gesagt hat, meine hübschen schwarzen Augen gefielen ihm besser als ihre häßlichen [illegible]!

Antonio (mit einem ...): Ihre schwarzen Augen?.... (Er drückt plötzlich beide Hände vors Gesicht und ruft ängstlich): Señor Rafael, ehrwürdiger Vater! thut mir die Liebe und setzt das Verhör fort!

Rafael (nachdem er hastig die Anklage-Akte überlesen, mit süßlichem [illegible] Tone): Marianita, seid Ihr nicht am verflossenen Samstage den 15. August an dem Olivengarten der Juana Mendo vorübergegangen und habt gerade einen Granatapfel gegessen?

Marianita: Wie soll ich mich noch darauf besinnen können?

Rafael: Antwortet mit Ja oder Nein.

Marianita: Nun denn, ich glaube ja.

Rafael: Habt Ihr nicht die Kerne davon in Juana's Garten geworfen und dabei mit einem Gertchen von Nußbaum[illegible] in der Luft herumgefuchtelt? Und hatte das Gertchen nicht zwei Enden?....

Marianita (lachend): Nun ja, soll denn die Gerte nur ein Ende haben?

Rafael (strenge): Bedenkt wohl, vor wem Ihr stehet!... Hatte nicht die Gerte zwei frischgeschälte Enden? Gebt mir Bescheid darauf!

Marianita: Was weiß ich noch davon?!

Rafael: Ja oder Nein?

Marianita: Wohlan denn, ja!

Rafael: Habt Ihr nicht irgend ein gottloses, unzüchtiges Lied gesungen, worin sehr viel von einem gewissen Hans Gerstenkorn die Rede ist?

Marianita (lachend): Ha, ha, ha!.... Ach, Señor Licenciat! was schwatzt Ihr mir da vor! — Ich habe allerdings eine englische Ballade gesungen, die ich selbst übersetzt habe, Ihr [illegible]! Ich habe sie von einem Trompeter

des Regiments Mackay, in der Armee des Generals Mylord Peterborough gelernt. Sie ist in der That auf den Tod des Herrn Gerstenkorn [1]) abgefaßt!

Demingo: Auf den Tod Wessen? — Gerstenkorns, eines Geistes der Finsterniß?

Marianita: Hahaha! Gerstenkorn heißt nichts Anderes als Korn oder Frucht von Gerste, und die ganze Ballade handelt einfach nur davon, wie man aus Gerstenkörnern das Bier macht, das die Engländer so gerne trinken! Laßt mich gehen, Herr, und ich will Euch die Ballade singen, denn Ihr scheint mir gutmüthig aus, und seid nicht wie dieser da.

(Sie deutet auf Antonio.)

Antonio (mit geschlossenen Augen): Es läßt sich kaum annehmen, daß nicht irgend ein verborgener Sinn hinter diesem Worte stecke!

Marianita: Nenni soit qui mal y pense! wie auf der Mütze meines guten Freundes, des Kapitäns O'Trigger, stand!

Antonio (wie vorhin): Aber wie wollet Ihr es uns erklären, daß der Olivengarten der Juana Mendo durch eine Ueberschwemmung zerstört wurde?

Marianita: Wie ich es erklären will? Das laß ich wohl ganz bleiben. Fragt die Wasser des Genar, warum sie aus den Ufern getreten seyen!

Antonio (wie oben): Das eben will ich Euch fragen! Warum habt Ihr ihn austreten heißen?

Marianita: Ich?.... Herr, seid Ihr noch nüchtern und bei Trost? Ich?.... Haltet Ihr mich denn für eine Hexe?

Antonio (dumpf, noch immer mit geschlossenen Augen): Wie Du sagst!

Marianita: Ach du liebe Zeit! Wenn Ihr mir nicht

1) Siehe die Anmerkung am Schluß des Stücks.

ſo bange machtet mit Eurer rauhen Stimme, ſo würde ich Euch herzlich auslachen!

Antonio (wie zuvor): Euer Lachen kann ſich bald in Thränen verkehren! Ihr leugnet alſo, einen Zauberbann auf den Olivengarten der Juana Mendo gelegt zu haben?

Mariquita: Verſtehe ich denn überhaupt etwas von Zauberſprüchen?

Antonio (wie oben): Alle Sünden können abgebüßt werden! — Weib, ich beſchwöre Dich im Namen Deines Schöpfers, ſprich die Wahrheit, wenn Du nicht willſt, daß Deine Seele auf immer verloren gehe!

Mariquita: Glaubt Ihr denn, ich wäre nicht ſchon lange zum Kamin hinausgefahren, wenn ich eine Hexe wäre?

Antonio (wie zuvor, in heftigem rauhem Ton): Weib, denke nach und zittere! Später hilft Dir's nicht mehr, wenn Du Dein Wort zurücknimmſt und Reu und Leid machſt!

Rafael: Lieber Amtsgenoſſe, ehrwürdiger Mitarbeiter! dieſes Weib iſt verſtockt; wollet Ihr mich nicht ein Paar Worte allein mit ihr reden laſſen?

Domingo: Nein, überlaßt mir die Sache!.... Ihr vergeßt ganz, Euer Rafael, daß Ihr noch einen Bericht abzufaſſen habt!

Antonio (wie zuvor): Wir dürfen nicht abweichen von den Satzungen des heiligen Officiums! — Zum Erſtenmale: Maria Valdez, frage ich Euch nun: Seyd Ihr geſtändig, Zauberei getrieben zu haben?

Mariquita: Zum Letztenmale ſage ich Nein!.... Iſt der Menſch verrückt?

Antonio (wie oben): Unglückliche! Ich waſche meine Hände in Unſchuld, und Dein Blut fall allein über Dich kommen. Der achtundvierzigſte Artikel der Verhörs-Maasregeln beſagt, daß „wenn der Angeſchuldigte oder die Angeſchuldigte in „frechem Läugnen beharrt, und wenn überdieß die Anklage von

„Zeugniſſen oder ſchriftlichen Beweiſen unterſtützt iſt, der Vor„ſitzende des verhörenden Gerichts befugt ſeye, zur Bekräftigung „genannter Zeugniſſe und Angaben zu befehlen, daß der oder „die Angeſchuldigte der Folter unterworfen werde."

Marianita: Die Folter? Jeſus Maria! Ihr wollt mich alſo zerreißen laſſen wie Wolle, die man auf die Kartätſche bringt? Ach meine Herren Licentiaten! habt Erbarmen mit mir armem unſchuldigem Mädchen! — Ich beſchwöre Euch, laßt mich nicht unter ſolchen Qualen ſterben! Sperret mich lieber in eines Eurer unterirdiſchen Gewölbe, und entziehet mir auf immer das Sonnenlicht! Aber tödtet mich nicht! legt mich nicht auf die Folter!

Rafael: Euer Antonio! habt Mitleid mit ihrer Jugend.

Domingo: Sie iſt unſchuldig, geliebter Bruder im Herrn! habt ein Bischen Nachſicht mit ihr!

Antonio (wie oben): Das Geſetz bindet uns! — Pedro Gracias, Folterknecht! tritt herein!

Der Henker erſcheint im Hintergrund.

Marianita: Ach, Herr! verhängt das nicht über mich! Gnade! Gnade! ſchaut mich wenigſtens nur einmal an.

(Sie kürzt auf die Eſtrade hin und umfaßt die Knier Antonio's.)

Antonio (ſchlägt die Augen auf): Ha!

Rafael: Euer Antonio! habt Erbarmen mit ihr!.... ha! was iſt Euch?

Antonio (mit zitternder Stimme): Ich erkenne Dich wohl... Du willſt mich in die Hölle führen!.... Du zerreißeſt Dein hochzeitliches Gewand, und ich ſehe, wie Deine Haut von den Flammen der Hölle verſengt iſt!.... Ich bin alſo ſchon in der Hölle.... alle Weſen, der heilige Antonius ſelbſt können mich nicht mehr aus dieſem Abgrunde retten....

(Er kürzt ohnmächtig zu Boden.)

Rafael: Er iſt wahnſinnig!

Domingo (zu den eintretenden Familiaren): Führet ſie in ihre

Zelle zurück! — (Faßt ſie an Marianita): Fürchte Dich nicht, mein ſchönes Kind! man ſoll Dich nicht auf die Folter bringen!

Rafael (faßt ſie an Marianita). Fürchtet Euch nicht, meine hübſche Kleine! Die Folterbänke ſind nicht für ſo ſchöne Glieder gemacht! — (Zu den Familiaren): Führet ſie hinweg, gebt ihr ein gutes Gemach, aber laſſet Niemanden mit ihr reden noch zu ihr hinein!

Domingo (faßt ſie an Marianita): Traue Dem Rafael nicht! Ich will für Euch thun, was in meinen Kräften ſteht!

Rafael (ſtrenge): Mißtraue dieſem Domingo! er iſt ein alter Heuchler! Aber ich meine es gut mit Euch. Gott befehlen, mein liebes Kind! — (Er bringt ſie in die Menge): Ich bin Dir gut, mein Schätzchen! — Gott befohlen, Bruder Domingo! — (Im Weggehen bei Seite): Ich will Dir's ſchon vertreiben, an ſie zu kommen!

Domingo (im Weggehen halblaut): Du ſollſt ſie nicht zu ſehen bekommen, alter Tatze! ich will meine Kutte daran verwetten!

(Man führt Marianita hinweg.)

Zweite Scene.

Antonio's Zelle. An der Wand hängt eine gemalte Madonna.

Antonio allein; er geht mit heftigen Schritten im Gemach auf und nieder.

Es iſt um mich geſchehen!... Alles verdorben!... Ich bin verloren... verdammt! — — Hätte ich Unzucht mit ihr getrieben, ich könnte nicht verwerflicher ſeyn!.... Ich kann nicht einmal mehr beten! — Allein wozu würde dieß auch nützen?... Ich will nicht mehr beten! Ich bin nun ſchon einmal verdammt! An Dich aber, Maria! Marianita! will ich jetzt allein noch denken! unſere beiden Seelen ſollen fortan nur noch eine einzige bilden! — (Pauſe.) — Wie? was rede ich? Soll ich mein ganzes geiſtliches

und ewiges Heil einem Weibe, vielleicht einem gefallenen Engel, oder gar dem Verſucher ſelber erflehen?.... Sollen dreißig Jahre voll Gebet, voll Bußübungen, voll Faſten und Wachen ganz verloren ſeyn?..... Je nun, wenn ich unter den Menſchen gelebt, wenn ich mich ihrem ſündlichen Streben ergeben hätte, ich wäre ja alsdann auch verloren.... ja, aber einſtweilen habe ich ein elendes Leben geführt, und bin nichtsdeſtoweniger verdammt! — (Pauſe.) — Ich ſehe ſie überall.... Gott ſchwebt ſie mir vor Augen! (Er bedeckt die Augen mit den Händen; Pauſe; dann ſieht er vor dem Madonnenbilde auf die Knien nieder.) — Heilige Mutter Gottes! erbarme Dich meiner!..... Ich bin..... ein..... — Ja, ſo iſt's..... Zug für Zug..... das ſind ihre ſchwarzen Augen! — O Mariamita. — (Er ſtreckt eine Hand nach dem Bilde aus, um es zu ergreifen, dann bebt er plötzlich zurück.) — Gott, Deine Augen ſchleudern mir Blitze entgegen! Du wirfſt mir meine Gotteslästerung vor!..... Soll ich gehen?..... Nein, Du ſollſt nicht Zeuge meiner Sünde ſeyn!..... Fort! — (Er reißt das Bild von der Mauer ab; Pauſe.) — Wenn ich wieder unter die Menſchen zurückkehren, mein Gelübde abſchwören wollte?..... Allein warum ſolche Gedanken hegen? Ich werfe dieſes Gewand ablegen, denn ich beſchimpfe es; aber Trauerkleider will ich werden..... dort ſtirbt man raſch, ſagt man, und das will ich eben..... allein im Tode noch werde ich ihren Namen im Munde führen! — Weshalb ſollte ich denn aber ſterben, warum mir eine ſo ſchwere Buße auferlegen? Was habe ich denn am Ende Böſes gethan? Sind wir denn hienieden nicht ſchon unglücklich genug, auch ohne daß Bußgewand und Kloſterzwang unſre Leiden noch mehren?..... Kann ich nicht auch?..... Es gab ja Heilige, welche Kleider und Kinder hatten..... Nun will ich mich auch verheirathen, will Kinder bekommen, ein guter Familienvater werden: Du haſt gelogen, Satan! Du ſollſt mich deßhalb nicht in Deine Krallen bekommen! Ich werde meine Familie in Frömmigkeit und guten Werken erziehen, und das wird dem lieben Gott ſo ange-

nehm ſeyn, wie die Flammen und der Qualm unſrer Scheiterhaufen!.... Ha, ich Wahnwitziger! habe ich nicht geſchworen, der Welt zu entſagen? Hat nicht Gott ſelbſt meine Gelübde empfangen, und verheißt er den Abtrünnigen und Meineidigen nicht die Qualen der Hölle? — (Pauſe.) — Ich bin ſchon jetzt mit allzuſchweren Strafen beladen..... Ich habe bereits mein ewiges Heil verſcherzt..... Ein Blick, ein einziger Blick von einem Weibe, von dieſem Weibe hatte meine ganze Frömmigkeit über den Haufen geworfen.... ich habe nicht mehr genug Kraft, mich am Rande des Abgrunds aufrecht zu erhalten.... zu erhalten.... wohlan denn! ſo will ich mich hineinſtürzen!... Hölle, thue deine Pforten auf!....

(Er ſtürzt hinaus.)

Dritte Scene.

Ein Kerkergemach im Inquiſitions-Palaſte.

Mariquita (ſitzt allein am Fußende ihres Bettes):

Arme Maria, wo biſt Du jetzt? was ſoll aus Dir werden? .... Die luſtige Mariquita ſitzt noch in einem Kerker der Inquiſition!.... Ich ſollte eigentlich darüber lachen! — — Und die luſtige Dirne will man gar verbrennen..... Hu, es überläuft mich eiskalt!.... wie wehe thut's ja ſchon, wenn man nur einen Finger am Lichte verbrannt, und nun vollends gar den ganzen Leib in den Flammen des Scheiterhaufens!.... (Sie weint.) — Du ſollſt nun! ſie wollen mich verbrennen, die ich doch eine gute katholiſche Chriſtin bin! — Mich, die ich den hübſchen Corporal Hardy nur deßhalb nicht heirathen wollte, weil er ein Ketzer war! Ein Ketzer freilich, aber ſo ein bildhübſcher Junge! Voll ſeine ſieben Fuß lang! Und wenn ich mit ihm nach England gegangen wäre, hätte ihn Kapitän O'Trigger zum Sergeanten gemacht, wie er's verſprochen hatte, und ich wäre

Marketenderin gewerden!.... O wie dumm, wie ungeschickt war ich doch damals! — Damn their eyes! — sagten die Engländer, und sie hatten Recht! Zum Teufel mit diesen Pfaffen und Heuchlern und Kahlmäusern! es sind lauter liederliche Gesellen! — Vielleicht geben es die beiden Pausbackengesichter, die mir so süße Worte sagten, nicht zu, daß der dürre lange Pfaffe mich auf den Scheiterhaufen schickt! — — Pah! ich mag gar nicht mehr daran denken! Das Uebel kommt immer noch zeitig genug!.... Bah! lieber will ich lustig seyn! Es geht nichts über die Fröhlichkeit. Ich will mir einmal zu meiner Unterhaltung einen Vers aus dem Liede singen, das sie für Hebräisch halten!

(Sie singt):

Da legten sie Hans Gerstenkorn
Im Grübchen auf den Rücken,
Und setzten drauf 'nen großen Stein
Und thäten ihn zerdrücken.

Drauf warf man ihn in's Zäbertein
Mit Wasser wohl zusammen,
Und setzten Feuer untendrein,
In lodrhellen Flammen!

Ach Du armer Hans Gerstenkorn! Dir gieng's um kein Haar besser als mir! Auch Dich brachten sie an die Flammen, und leider Gottes! soll ich nun auch bald brennen!

Antonio (eintretend): Ja, in dieser Welt.... und drüben!

Mariquita (springt voll Entsetzen auf): Ha, seyd Ihr schon da? holt Ihr mich jetzt schon?

Antonio: Maria!

Mariquita (beschwörend, voll Schrecken): Ach, laßt mir nur noch ein Viertelstündchen!

Antonio: Maria!... seh' ich bin Dein... ganz der Deinige.... ich bin kein Inquisitor mehr.... ich bin jetzt nur noch Antonio!.... Ich will Dein....

Mariquita (voll Abſcheu): Fort, hebe Dich weg! Du biſt mein Henker.... mein Todfeind!

Antonio: Nein.... ich bin nicht Dein Henker.... ich bin Dein Freund!.... Wir wollen hinfort nur Ein Leib und Eine Seele ſeyn..... Komm', mein Herzchen! laß uns ſeyn wie Adam und Eva!

Mariquita (näher tretend): Wie, mein Vater? Ihr wollt mein Liebhaber werden?

Antonio: Ja, mein Seelchen! Dein Geliebter.... Dein Liebhaber.... wir wollen einander für immer gut ſeyn!

Mariquita: Meinetbalben! Ihr ſollt mein Geliebter ſeyn! — — Aber bringt mich erſt fort aus dieſem Hauſe!

Antonio: Freilich, freilich.... aber liebkoſe mich nur zuerſt!

Mariquita: Dazu haben wir hernach noch lange Zeit!... Laßt uns nur zuerſt in Sicherheit kommen, das iſt das Dringendſte!

Antonio (ganz verzückt und in abermitziger Steigerung): Sieh', Mariquita! ich ſchwöre meine Gelübde ab! ich bin kein Prieſter mehr.... ich will nur noch Dein Liebhaber ſeyn! — Wir flüchten uns in irgend eine Einöde.... wir leben alsdann dort von Wurzeln und Früchten wie Eremiten!

Mariquita: Bah! es wäre beſſer, wir verſuchten nach Cadix zu entkommen! Dort liegen immer Schiffe, auf denen man nach England kommen kann! Ach, das ſoll ein gutes Land ſeyn! Die Prieſter ſeyen dort Alle verheirathet, und es gibt keine Inquiſition dort. Der Kapitän O'Trigger....

Antonio: O ſtille, mein Liebchen! ſprich mir nichts von engliſchen Kapitänen.... ich höre nicht gerne von ſolchen Menſchen reden!

Mariquita: Ah, ſchon eiferſüchtig?.... Komm', laß uns ſchnell entfliehen!

Antonio: Sogleich, sogleich!.... Aber zeige mir zuvor noch, mein Liebchen, daß Du mir gut bist!

Mariquita: Nun ja! kommt schnell her! — Zum Henker! wie unschuldig seyd Ihr noch?....

Antonio: Unschuldig? Ich unschuldig? ich, der allergrößte Sünder! ich, ein Verworfener, ein Verdammter?.... Aber was thut's! ich liebe Dich, und verzichte auf das Paradies, wenn ich Dir nur immer in Deine schönen Augen blicken darf!

Mariquita: Kommt, laßt uns schnell entfliehen! — Wir können uns hernach liebkosen wie zwei Turteltäubchen! Kommt her!

(Sie umarmt und küßt ihn.)

Antonio (jubelnd): Was fragt man nach der Hölle, wenn man so glücklich ist wie ich!

Rafael (tritt ein und bekreuzt sich): Himmel! was muß ich sehen?

Antonio: Rafael!

Rafael: Verruchter! beschimpfest Du so das Kreuz, das Du trägst?

Antonio: Señor Rafael, ich bin kein Priester mehr, ich bin der Gemahl Mariquita's.... kommt, ehrwürdiger Vater! vollziehet unsre Trauung, segnet unsre Ehe ein!....

Rafael: Des Himmels Fluch auf Dein Haupt, Du abtrünniger Frevler!

Antonio (faßt ihn am Kragen): Gib uns die Trauung oder ich ermorde Dich!.... (Sie ringen eine Weile mit einander. Antonio wirft Rafael zu Boden; dieser zückt einen Dolch.)

Mariquita: Nimm Dich in Acht, Unschuldiger!

Antonio (entreißt Rafael die Waffe und ersticht ihn): Da, nimm, Verfluchter!

Rafael: Ha!.... ich muß sterben.... und der Teufel harrt schon auf mich!... Antonio, Du warst pfiffiger als ich....

Wer hätte das gedacht!.... Fort, Liebe!.... Ich.... verzeihe Dir.... Deine Liſt.... und.... weil ich mich doch nicht rächen kann.... will ich.... Dir vergeben.... und die Flucht erleichtern..... Fort, lebe wohl! — Ich... muß jetzt in die Hölle... Du auch.... aber einſtweilen.... genieße das Leben.... mit dieſer hübſchen Kleinen! — — Dominge.... iſt von mir.... eingeſperrt.... ich.... habe die Wachen... entfernt! — Aber Du .... biſt mir zuvorgekommen..... Nun ja, freue Dich.... Du biſt.... nicht ſo dumm.... als.... ich mir.... gedacht.....

Antonio (wie vernichtet): Wie? Du betest nicht mehr, Rafael?

Rafael (lachend): Ich?.... beten?.... Wofür denn?.. hahaha!.... weil ich..... ſo dalliege? (Er ſteht.)

Mariquita: Ich will ſeine Kutte nehmen, und wir können dann unerkannt entkommen!

Antonio: Wie iſt mir! In einer Stunde habe ich Meineid, Unzucht und Mord begangen!

Mariquita (zum Publikum): Nicht wahr, meine Damen und Herren! nun Sie dieſes tragiſche Ende geſehen haben, werden Sie, glaube ich, mit mir einverſtanden ſeyn, daß ein Weib ein Teufel iſt!

Antonio: So endet die erſte Abtheilung der Verſuchung des heiligen Antonius. Entſchuldiget die Fehler des Dichters!

Anmerkungen.

Das engliſche Volkslied von John Barleycorn, welches Merimée hier anführt, indem er Clara Gazul in einer Note ſagen läßt: „Ein Offizier vom 42ſten (engliſchen) Regiment, welcher mit mir zuweilen muſicirte, hat mich dieſes engliſche Liedchen gelernt, welches ich überſetzte und wozu ich eine eigene Melodie componirte; ich war damals dreizehn Jahre alt (1812)" — lautet folgendermaßen:

JOHN BARLEYCORN,

A BALLAD.

There was three kings into the east,
  Three kings both great and high,
And they has sworn a solemn oath
  John Barleycorn should die.

They took a plough, and plough'd him down,
  Put clods upon his head;
And they has sworn a solemn oath,
  John Barleycorn was dead.

But the cheerful spring came kindly on,
  And show'rs began to fall:
John Barleycorn, got up again
  And sore surpris'd them all.

The sultry suns of summer came
  And he grew thick and strong,
His head weel arm'd wi' pointed spears,
  That no one should him wrong.

The sober Autumn enter'd mild,
  When he grew wan and pale;
His bending joints and drooping head
  Show'd he began to fail.

His colour sicken'd more and more:
  He faded into age:
And then his enemies began
  To show their deadly rage.

They 've taen a weapon long and sharp
  And cut him by the knee:
Then tied him fast upon a cart,
  Like a rogue for forgerie.

They laid him down upon his back
  And cudgell'd him full sore:
They hung him up before the storm,
  And turn'd him o'er and o'er.

They filled up a darksome pit
With water to the brim,
They heaved in John Barleycorn.
There let him sink or swim.

"They laid him out upon the floor
"To work his further woe,
"And still, as signs of life appear'd,
"They toss'd him to and fro."

"They wasted o'er a scorching flame
"The marrow of his bones;"
But a miller us'd him worst of all,
For he crush'd him between two stones.

And they hae taen his very heart's blood,
And drank it round and round:
And still the more and more they drank
Their joy did more abound.

John Barleycorn was a hero bold,
Of noble enterprise:
For if you do but taste his blood
T'will make your courage rise.

T'will make a man forget his woe:
T'will heighten all his joy:
T'will make the widow's heart to sing
Tho' the tear were in her eye.

Then let us toast John Barleycorn
Each man a glass in hand:
And may his great posterity
Ne'er fail in auld Scotland!

Ines Mendo,

oder

der Sieg über das Vorurtheil.

Comödie.

Sesse ella señoria, y venga lo que viniere.

Cervantes, Don Quixote IIda parte, cap. V.

Zum Vorbericht.

Diese seltsame Komödie wurde von Clara Gazul auf Ersuchen einer ihr befreundeten Dame geschrieben, die eine besondere Vorliebe für die weinerlichen und unwahrscheinlichen Romane hatte.

Die Verfasserin hat sich besondere Mühe gegeben, die alten spanischen Komödiendichter nachzuahmen, sie hat daher auch keineswegs die gewöhnlichen Fehler Jener zu vermeiden gesucht, wie z. B. allzurasches Abspinnen der Handlung, Mangel an Entwicklung der Charaktere ꝛc. Man muß ihr nachgerade noch Dank wissen, daß sie nicht auch den für die heutige Lesewelt so tödlich langweiligen Estilo culto oder geleckten Styl nachgeahmt hat.

Clara Gazul's Absicht bei Entwerfung dieses Stücks war inzwischen keine andre, als eine Art Prolog zu dem zweiten Theil desselben, dem „Triumph der Vorurtheile" zu schreiben.

Joseph L'Estrange.

Personen:

Der König.
Don Luis de Mendoza.
Don Esteban, sein Sohn.
Don Carlos.
Der Pfarrer von Monclar.
Juan Munio.
Ein Notar.
Ein Gerichtsschreiber.
Ines Mendo [1]).
Bauern, Alguazils (Häscher).

Der Schauplatz ist Monclar in Galizien. Die Zeit das Jahr 1640 [2]).

---

1) Clara Gazul läßt Ines einen gallischen Dialekt reden; aber Jedermann begreift leicht, daß man in einer Uebersetzung jene leichten, fast unmerklichen Unterschiede in der Aussprache nicht wiedergeben kann, welche die Einwohner etlicher Provinzen von Spanien distinguiren. Wir wollen nur darauf hinweisen, daß im zweiten Theile die Sprache der Ines verhältnißmäßig reiner ist, und nur hie und da vulgäre Ausdrücke und provinzielle Worte bringt.

2) Etliche Monate vor Ausbruch der Revolution in Portugal.

Ines Mendo.

Erſte Scene.

Eine Vorhalle in Juan Mendo's Hauſe.

Mendo, der Pfarrer.

Mendo: Wenn ich von einem Diebſtahl oder Mord reden höre, muß ich unwillkürlich erblaſſen, als ob ich der Schuldige ſelbſt wäre! Bis jetzt ſind meine Hände noch rein von Blut ... allein eines Tages, wenn ...

Der Pfarrer: Unſer Dörfchen iſt Gottlob nur der Wohnſitz ſchlichter, friedfertiger und gutgearteter Menſchen. Es ſind ſchon mehr als zehn Jahre vergangen, ohne daß irgend ein gröberes Verbrechen hier in Meneiar begangen wurde.

Mendo: Thut nichts! Dieſer entſetzliche Gedanke ſchwebt mir nichtsdeſtoweniger beſtändig vor Augen. Jede Nacht ſcheucht mich derſelbe Traum jählings vom Schlummer auf, und ich ſehe mich mitten auf dem Marktplatz, und zu meinen Füßen einen jungen Mann mit verbundenen Augen, der die gefalteten Hände flehend zu mir aufſtreckt. Und neben mir ſteht dann gewöhnlich der Alcalde, drückt mir das Beil in die Hand und gebietet: Schlage zu!

Der Pfarrer: Beruhige Dich, Mendo! das Gebet wird Dich von ſolchen ſchauerlichen Geſichten befreien. Als ich in

den Orten trat, gewahrte ich alle Nacht im Traume das Bild meiner Baſe, die mich aufforderte, meine Mönchskutte wegzuwerfen und mit ihr nach Amerika zu entfliehen. Aber Faſten und Gebet haben mich für immer von dieſen unbehaglichen, ſtörenden Geſichten befreit.

Mende: O, glaubt mir! mir werden dieſe Träume keine Ruhe gönnen!

Der Pfarrer: Bedenke, Mende, daß Du leicht noch unglücklicher ſeyn könnteſt. Glaubſt Du etwa, ein Inquiſitor, der einen Angeſchuldigten auf unzulängliche Beweisgründe hin verurtheilen wollte, würde ruhiger ſeyn können als Du? Glaubſt Du, daß der Richter, der ein Todesurtheil ſprechen muß, ein ruhiges Gewiſſen habe? Und dennoch haben Beide nichts verſäumt, um ſich die gehörige Belehrung zu verſchaffen. — Allein wie unendlich ſchwer iſt es, der Wahrheit auf den Grund zu kommen! . . . Wer ſonſt als Gott könnte ſich rühmen, einen Schuldigen zu kennen, oder ein Herz zu ergründen? . . . Die Meinung der Menſchen peinigt Dich . . . wenn Du aber fern von den Menſchen lebſt, kennen Dich nur Wenige von ihnen. Kein einziger der Bewohner unſeres Dörfchens iſt alt genug, um den Stand Deines Vaters gekannt haben zu können . . .

Mende: O, ehrwürdiger Herr! warum müßt Ihr mir auch meinen Vater in's Gedächtniß zurückrufen!

Der Pfarrer: Der Alcalde und ich wiſſen wahrſcheinlich allein, daß ein ungerechtes Geſetz Dich nöthigte, das Gewerbe Deines Vaters zu ergreifen. Allein hätte man Dir auch das Zeichen eines Standes auf die Stirne gedrückt, den die Menſchen für ſchimpflich und entehrend erklärt haben, ſo müßteſt Du, Mende, ſelbſt dann noch dem lieben Gott geduldige Beugung unter ſeinen Rathſchluß und die Leiden, die er über Dich verhängte, zeigen, ſeinen Namen preiſen und geduldig zuwarten, bis er ſich herbeiließe, Dir dieſes drückende Joch wieder vom Nacken zu nehmen. Wenn Dich hienieden die Menſchen verfol-

gen und von ihrer Gemeinſchaft ausſchließen, ſo wird Dich droben im Himmel dereinſt Gott unter ſeine Auserwählten erhöhen. — Glaubſt Du denn, daß es im Himmel auch noch Rangſtufen gebe?

Mendo: Meine einzige Hoffnung beruhet in Gott!

Der Pfarrer: Du haſt keinen Sohn, ſo wirſt Du wenigſtens keinen Unglücklichen weiter hinterlaſſen; ſieh', auch dafür ſollteſt Du Gott danken!

Mendo: Aber meine Tochter! meine arme Ines! ... der Schimpf meines Namens wird ihr auf allen Wegen folgen! ... Ach, ſie weiß noch nicht einmal um das fürchterliche Geheimniß, ... und ich weiß nicht, ob ich es ihr jemals zu geſtehen im Stande ſeyn werde! ... Ich ſollte ſie in einem Kloſter unterbringen ... aber könnte ſie dort eine Zufluchtsſtätte finden?

Der Pfarrer: Ich glaube es, Mendo! — Dort wird ſie einen Gatten finden, dem es mehr um ein reines treues Gemüth, als um unbefleckte Wappenſchilder zu thun iſt! Nun Gott befohlen, mein Lieber! ich muß noch einem armen Kranken Unterſtützung zutragen, die mir der wackere Graf von Mendoza mitgegeben hat.

Mendo: Ja ja, das iſt einer der trefflichſten ausgezeichnetſten Männer, ein edler erhabener Charakter! — Ihr wißt ja, ehrwürdiger Herr, daß er trotz ſeines hohen Standes doch zuweilen mich eines Beſuches würdigt, — eine Ehre, die er nicht einmal dem Alcalden erzeigt! ... Ach, wenn er erſt erführe! ...

Der Pfarrer: Sey unbeſorgt! allein der Vorſicht wegen möchte ich Dir dennoch rathen, eine allzu große Vertraulichkeit im Umgang mit ihm zu vermeiden ... Lebe wohl, mein Freund!

(Geht ab.)

Mendo: Ich küſſe Euch die Füße, hochwürdiger Herr! — (Allein): Geächtet, beſchimpft, in Verruf erklärt, verjagt aus der Gemeinſchaft der Menſchen, das iſt hart! Keiner der mein Grab ſieht, wird ſein Requiescat in pace ausſprechen, und dennoch würde man einem Mörder dieſe Fürbitte gewähren! ... Und was

habe ich denn am Ende begangen, um dieſes Loos zu verdienen? — Die Schrift hat ja ausdrücklich verheißen: „der Sohn ſoll nicht tragen die Miſſethat des Vaters!“ [1])

Ines (eintretend): Guten Abend, liebes Väterchen!

Mendo: Guten Tag, meine Tochter! Du ſiehſt ſo verlegen drein, ſo ſonderbar, juſt als ob Du mich um etwas bitten wollteſt!...

Ines: Nun ja, Väterchen!.... wenn ich....

Mendo: Ei, rede nur....

Ines: Seht, Väterchen! ich habe nun Alles im ganzen Hausweſen beſorgt.... und da möchte ich.... Euch um die Erlaubniß bitten..... jetzt noch ein wenig nach dem Mohrenhügel luſtwandeln zu dürfen!

Mendo: Nach dem Mohrenhügel? das iſt weit, mein Kind! und der Abend rückt ſchon vor! Du wirſt doch nicht allein gehen wollen?

Ines: Nein, lieber Vater!..... Den Eſteban.....

Mendo: Höre mich an, Ines! — Wenn Du willſt, ſo gehe hin; ich will jetzt nur als Freund mit Dir reden, obwohl ich auch als Vater ſtrenger mit Dir ſprechen könnte.... Sieh'! wir ſind arm und von niedriger Abkunft — derjenige aber, mit dem Du täglich umgehſt, iſt vornehm und reich. Darum erinnere Dich ſtets an die Fabel vom irdenen und vom eiſernen Topf!

Ines: Ich weiß wohl..... allein der Vater von Eſteban..... (ſich verbeſſernd): von Don Eſteban — Don Luis iſt ein ſo herablaſſender Herr, ſo umgänglich und leutſelig gegen Jedermann!.... Er beſucht Euch ſo oft, Väterchen!.... Ach, Ihr wißt ja ſelber, wie ſehr er Euch gut iſt!

Mendo: Bah, das darf Dich nicht irre führen! Don Luis wohnt erſt ſeit drei Monaten in unſerer Gegend, und hat,

1) Ezechiel XVIII. 20.

da er, wie wir, ziemlich ferne vom Städtchen wohnt, kein anderes Menſchengeſicht in der Nähe als uns. So iſt er faſt gezwungen, uns zu beſuchen und mit uns umzugehen. — Daſſelbe iſt's mit Don Eſteban; Du biſt für ihn das einzige paſſable Mädchen in der ganzen Nachbarſchaft und darum ſehe ich nichts ſo Außerordentliches darin, wenn Du ihm einigermaßen gefällſt! Aber nimm Dich ja in Acht, Ines! Wäre auch der Unterſchied des Ranges die einzige Schranke zwiſchen uns Beiden, ſo würde dennoch Ines Mendo nie die Gemahlin des Don Eſteban de Mendoza. Seine bloße Geliebte aber wirſt Du auch nicht ſeyn wollen . . . Vermeide daher jeden andern Verkehr als den der Artigkeit mit den Mendoza's.

Ines: Aber bedenkt doch, Väterchen! Don Luis führt es ja ſtets im Munde, daß er, obwohl ein Graf, ſich dennoch gar nichts aus ſeinem Adel macht, und einen Bauern, wenn er nur ſonſt ehrbar und rechtſchaffen iſt, eben ſo hoch ſtellt, als einen Granden von Spanien.

Mendo: Das Alles iſt leicht geſagt, allein wenn's ſich um die Praxis handelt, vergißt man gar bald wieder alle dieſe ſchönen Verſäße!

Ines: Und Don Eſteban, der nur Baron iſt und Offizier in der Leibwache . . . hat er mir nicht ſchon unzählige Male geſagt, daß ein Mann von Stande füglich eine Frau von niedrigerer Abkunft heirathen könne, weil er ihr ſeinen Adel verleiht, und dieß dem edeln Blute keinen Eintrag thut. Und er muß es doch wiſſen . . . Zudem ſtammen wir ja Alle von Adam ab, wie der Herr Pfarrer ſagt; nur das Gewerbe und der Stand bedingen den Unterſchied. Sein Großvater war nur ein Ritter... und mein Großvater? . . . Sagt mir, Väterchen, was betrieb denn der für ein Gewerbe?

Mendo (verlegen): Mein Vater? . . . ei nun, daſſelbe, was ich auch betreibe!

Ines: Ich ſehe es, Väterchen! es thut Euch weh, was

ich ſo eben geäußert habe. Seht, wenn Ihr es haben wollt, will ich gar nicht mehr mit Don Gſteban verkehren! . . . Aber nur heute noch, lieber Vater, laßt mich ihn hierherbringen: er behauptet, er habe etwas mit Euch zu reden!

Mendo: Sieh', Kind, es iſt ja nur zu Deinem Beſten, was ich Dir da ſage: es thut nicht gut, daß Du mit ihm verkehrſt, und es ſollte aufhören!

Ines: Er liebt mich aber ſo ſehr!

Mendo: Das glaubſt Du nur, als ein armes unerfahrenes Kind!

Ines: Nein, ich weiß es gewiß! . . . O Väterchen!

Mendo: Was willſt Du?

Ines: Wenn er mich nun heirathen wollte? . . .

Mendo (achſelzuckend): Bah! geh'!

Ines: Wenn er es Euch ſelbſt ſagte? . . .

Mendo: Laß mich!

Ines: Seht, da kommt Don Luis!

Don Luis de Mendoza (tritt auf): Guten Tag, Nachbar! . . . Guten Tag, mein liebes Kind! Laß uns einen Augenblick allein, mein Schelmchen, und gehe in den Garten! Du wirſt Geſellſchaft dort finden!

Mendo: Ines!

Don Luis: Schweigt, Nachbar! laßt ſie gehen! ich heiße ſie ja gehen. Ihr aber bleibt hier bei mir, mein Lieber, denn ich habe etwas mit Euch zu reden, wovon Ihr ſicher noch keine Ahnung habt! — (Ines geht ab.) Zuerſt aber muß ich Euch tüchtig auszanken, Mendo: Ihr ſeyd ein ſeltſamer Menſch! Ihr ſeyd der einzige Freund, den ich in dieſer Gegend habe, und dennoch beſuchet Ihr mich niemals zu Hauſe! da habt Ihr Vorwürfe verdient!

Mendo: Verzeihen Sie mir das, gnädiger Herr! Ein armer Bauer wie ich kann einem ſo vornehmen Herrn wie Sie nicht Geſellſchaft leiſten!

Don Luis: Bah, leere Flauſen! Wenn ich auch gleich Graf bin, ſcheere ich mich doch nicht im Mindeſten um meinen Grafentitel und den Adel überhaupt; und wenn ich Euren Umgang dem eines Grauden vorziehe, was habt Ihr dagegen einzuwenden? — Ueberdem, ſtehen wir nicht noch hoch in Eurer Schuld? Seyd Ihr nicht mit Aufopferung Eures Lebens unſeren Maulthieren in den Zügel gefallen und habt ſie zum Stehen gebracht, als ſie uns am Rande des Abgrundes ſchen warden und beinahe unſern Wagen hinuntergeſchleudert hätten?

Mendo: Jeder Andere an meiner Stelle hätte ein Gleiches gethan.

Don Luis: Meinethalben denn! — Allein hört mich einmal an: ich bin nicht ſtolz, ich bin Philoſoph auf meine Weiſe; ich habe die Alten geleſen. Sebt, lieber Freund, die Menſchen ſind recht thöricht mit ihren Vorurtheilen in Betreff des Adels. Die Mendoza's ſind eines der älteſten Hauſer Spaniens, und ich gehöre ebendrein noch zur ältern Linie, aber bei alledem wäre es mir ſehr gleichgültig, ob ich Juan Mendo oder Don Luis de Mendoza heiße!

Mendo (lächelnd): Wäre es Ihnen auch einerlei, ob Sie Juan Mendo wären?

Don Luis: O ja, aber im Grunde klingt doch Mendo nicht hübſch im Vergleiche mit Mendoza. — Mendo, Mendoza!... Dieſe Sylbe Za hat doch auch ihren Werth! — Aber ſo viel im Allgemeinen von den Namen! Wir wollen jetzt lieber auf unſere Geſchäfte zu ſprechen kommen. Ihr kennt meinen Sohn: ein trefflicher Junge, nicht wahr? voll Tapferkeit, Witz und Talent. Er iſt Offizier in der Leibwache unſeres glorreichen Königs, und auf dem beſten Wege, eine glänzende Laufbahn ſich zu eröffnen, ein Amt von Einfluß und Anſehen zu erringen. Jede Herzoginnen am Hofe ſind wie raſend in ihn verliebt... er hätte die Tochter des Herzogs von Bivar — denkt eines Herzogs von Bivar — zur Gemahlin bekommen, wenn er nur

gewollt hatte . . . verübt Ihr mich? Die Familie des Herzogs von Bivar iſt eine der älteſten auf Erden!

Mendo: Man müßte blind ſeyn, wollte man die Vorzüge des Barons von Mendoza verkennen!

Don Luis: Seht aber nun, Nachbar! ich bin Philoſoph! — Was iſt Geburt, was iſt Rang? ſagte ich zu mir ſelbſt; was habe ich der Verſehung gethan, daß ſie mich zum Grafen von Mendoza, Granden erſten Ranges und Kommenthur des Alcantara-Ordens gemacht hat? Ich bin in meinen Augen darum keinen Heller mehr werth. Ich habe mir dieſe trefflichen Anſichten bei den Alten geſchöpft! . . . O ja, ſeht, Seneca! . . .

Mendo: Ich ſehe nicht ein . . .

Don Luis: Um endlich zur Sache zu kommen, thue ich Euch zu kund und wiſſen — errathet Ihr, was? — daß mein Sohn in Eure Tochter verliebt iſt und — ſie heirathen will . . .

Mendo: Meine Tochter?

Don Luis: Ich habe mich anfänglich ſehr dagegen verwahrt . . . aber der Burſche hatte den Kerf ganz verloren. — Und da nun eine Mißheirath von Seiten des Mannes keine ſonderlich ungünſtigen Folgen nach ſich zieht, und die Mendoza's Geiſtes Adel genug beſitzen, um zwei Familien zu Ehren zu bringen . . . ſo habe ich endlich meine Einwilligung ertheilt, und komme nun, um im Verein mit Euch den Hochzeittag zu beſtimmen und anzuberaumen . . . Nun, Nachbar! was ſagt Ihr dazu?

Mendo: Ei ei, gnädiger Herr! was für einen Mocke wollen Sie auf Ihr Wappenſchild häufen!

Don Luis: Bagatellen! adelt der Mannesſtamm nicht durchaus? und zudem, ſeht Ihr, habe ich nun einmal eine beſondere Vorliebe für Euch . . . Denkt Euch nur, der Herzog von Medina-Sidonia ſtritt ſich eines Tags mit mir über einen derartigen Gegenſtand, und beſtritt mir mit dürren Worten in's Geſicht, ob ich meine Tochter wohl je einem Manne von dür-

gerlicher Abkunft geben würde. — Nun will ich ihm beweisen, daß ich auch im praktischen Leben Philosoph bin! — Ohnedieß hat der König erst neulich noch dem Don Rodrigo Pacheco ein Gouvernement gegeben, der doch das Gleiche gethan hatte wie mein Sohn!

Mendo: Gnädiger Herr! es kann nicht seyn! . . . Wissen Sie, wer ich eigentlich bin!

Don Luis: Freilich weiß ich . . . Ihr seyd der eigensinnigste Mensch auf Erden, so wahr Gott lebt!

Mendo: Ein Mendoza der Gemahl der Tochter eines . . .

Don Luis: Eines Bauers? das kümmert ja aber doch am Ende nur uns, nicht wahr? — Was habt denn Ihr dabei zu befürchten?

Mendo: Don Luis! ich schätze Sie sehr hoch! . . . ich wage sogar zu sagen: ich liebe Sie . . . aber wir können doch keinen Umgang mit einander haben!

Don Luis: Ihr seyd von Sinnen!

Mendo: Ich kann Ihnen meine Gründe nicht mittheilen, aber glauben Sie mir, sie sind sehr gewichtig!

Don Luis: Ei geht mir doch zum Henker, Bengel! — Da seht mir einmal! mein Sohn ist in Eure Tochter verliebt, Eure Tochter liebt ihn wieder; Don Esteban will sie zu seiner Gemahlin erheben, ich willige ein, und Ihr, anstatt Euch für eine solche Ehre dankbar zu zeigen, weist mich und meinen Sohn geradezu ab! . . . Sind wir Euch und Eurer Tochter vielleicht zu arm oder nicht vornehm genug, Juan Mendo?

Mendo: Ines fühlt es selbst, daß es unstatthaft wäre . . .

Don Luis: Wohlan denn! so will ich mich an sie halten! Wenn sie also einwilligt, so gebt Ihr ebenfalls Eure Zustimmung, nicht wahr? Hat man erlebt, daß ein Bauernlümmel sich so sehr sträubte, sich zu Ehren bringen zu lassen?

Mendo (nach einer Pause): Gut, es sey! Allein zuvor soll Ines erfahren, was ich ihr zu sagen habe. Sie ist meine Tochter,

und hat mehr als irgend Wer ein Anrecht, um meine Geheimnisse zu wissen!

Don Luis: Eure Geheimnisse? Ihr habt also Heimlichkeiten? Wahrscheinlich irgend ein schreckliches frevelhaftes Geheimniß? Seyd Ihr ein Jude? Wie viel Menschen habt Ihr schon umgebracht?

Mendo: Ich?

Don Luis: Vergebt mir, lieber Freund, und erzürnt Euch nicht! Ich weiß, daß Ihr ein braver, rechtschaffener, ehrbarer Mensch und ein trefflicher Familienvater seyd! Ihr gehört einem Stande an, den ich hoch schätze, denn die Landleute sind es ja, welche uns Edelleute erhalten müssen ... Und zudem, sind wir nicht Alle Söhne Adam's, wie Seneca sagt? ...

Mendo: Gnädiger Herr! es ist unmöglich!

Don Luis: Bah! Geht! Ihr habt nicht gut geschlafen. Ich verlasse Euch nun, werde aber bald wieder bei Euch seyn. Jedenfalls dürft Ihr nicht vergessen, daß Ihr mir versprochen habt, Eurer Tochter vollkommen freie Wahl zu lassen!

Mendo: Sie soll selbst entscheiden.

Don Luis: Gut denn, so sey es! Ich habe Euer Wort! Gehabt Euch wohl. (Er schickt sich an fortzugehen, kehrt aber schnell wieder um.) — Aber hört Ihr, Nachbar! beileibe keine Drohungen! macht dem lieben Kinde nicht Angst ... sagt Ihr nur ... doch nein, laßt das! ich will es ihr selbst ankündigen ... Ihr gehört in's Narrenhaus mit Euren Ansichten ...

(Er will weggehen.)

Mendo: Sie wird nicht lange zaudern.

Don Luis: Wir wollen sehen! Gehabt Euch wohl, Juan Mendo! — Bei meinem Wappen, ich habe noch nie einen ähnlichen Thoren und Starrkopf gesehen!

Mendo: Ich küsse Euch die Füße, gnädigster Herr [1])!

---

1) Eine beliebte Artsform in Spanien, besonders gegen Damen.

Don Luis (kehrt abermals um): Mendo, ich möchte Euch bitten, nicht mehr zu sagen: ich küsse Euch die Füße! das ist allzu demüthig und kriechend. — Sprecht wie die Alten: ich küsse Euch die Hände! das genügt! — He, Nachbar Mendo, sagt mir doch: gäbe es nicht ein Mittel, Euch die gemeinen Manieren ein Bischen abzuwaschen?

Mendo: O gnädiger Herr! daß ich mir jemals diesen Makel abwaschen könnte! . . .

Don Luis: Schon wieder? . . . Na, jetzt muß ich Euch ausweichen; ich bin dieser Redensarten satt.

(Er geht.)

Mendo: Wer hätte das je ahnen können!

(Tritt ebenfalls ab.)

Zweite Scene.

Ein Waldthälchen.

Don Esteban, Don Carlos begegnen sich.

Don Esteban: Ah, Don Carlos! Sie hier, lieber Kapitän?

Don Carlos: Täusche ich mich nicht? Der Baron von Mendoza hier in dieser Einöde?

Don Esteban: Was zum Henker treibt Ihr denn hier, Kamerad? Ich wähnte, Ihr würdet Euch nie haben entschließen können, die Freuden unserer köstlichen Hauptstadt zu verlassen?

Don Carlos: Ich sage hier. Schon seit einigen Tagen bin ich auf Urlaub hier bei meinem Vater, der er in jenem ärmlichen Neste dort unten, in Menclar, die Würde eines Alcalden bekleidet. — Aber Ihr, Don Esteban, was führt Euch hieher?

Don Esteban: Ich muß Euch das Gleiche sagen. Mein Vater hat sich ein Landgut in dieser Gegend gekauft. Habt Ihr etwas geschossen?

Don Carlos: Heute nicht, ich habe noch keinen Schuß gethan. Kaum vorhin sandte ich Pferd und Hunde nach Hause... (Geheimnißvoll und vertraulich.) Ich hatte meine besondere Gründe, einen kleinen Spaziergang in diese Gegend hier zu machen!

Don Esteban (zurückig): Ach so! und weßhalb denn!

Don Carlos: Ich laure auf ein anderes Wildpret ... auf eines, dem Ihr auch gerne nachstellt, Don Esteban. Ich möchte wetten, daß es eine kleine Liebelei ist, was Euch noch hier auf diesem neuerkauften Landgute festhält!

Don Esteban: Nein, meiner Treu! gewiß nicht! ... Was bringt Euch auf diese seltsame Vermuthung?

Don Carlos: So hört nur. Schon seit drei Tagen — denn so lange bin ich hier in diesem erbärmlichen Nest — habe ich ein allerliebstes Bauernmädchen zu Gesicht bekommen, das hier in der Nachbarschaft wohnt. Seht Ihr das kleine Häuschen dort unten? ... das ist ihre Wohnung ...

Don Esteban (bei Seite): Mendo's Haus?

Don Carlos: Ein wunderniedliches Kind, Baron, auf Ehre!... Wenn auch die Tochter eines Bauers, wie es scheint... hat sie doch einen Wuchs ... ein paar Augen und Haare vom schönsten Schwarz ... Händchen, Füßchen ... ganz passabel ... doch ist es ihre schwächste Seite! Ihr wißt ja, bester Baron, das kommt vom Stande her. — Aber Alles wohlerwogen, hab' ich mir doch den Appetit auf sie vergehen lassen!

Don Esteban (drohend und hitzig): Herr Kapitän, die Person, von welcher Ihr eben redet, gehört auch zu denen, auf die Ihr Euch den Appetit vergehen lassen müßt!

Don Carlos: Diese Bauerndirne?

Don Esteban: Ob Bäurin oder nicht — gleich viel! Ich bitte Euch nur, dieses Revier unbetreten zu lassen!

Don Carlos: Aha! offenbar habt Ihr hierin die Priorität? Meinethalben, aber dennoch können, denk' ich, zwei Schützen wohl denselben Hasen jagen?

Don Esteban: Spaß bei Seite, Herr Kapitän! Erfahret hiemit, daß die Bauerndirne, auf die Ihr es abgesehen zu haben scheint, morgen meine Gemahlin werden wird!

Don Carlos: Ha-ha-ha! Ein köstlicher Scherz! unbezahlbar! in der That, ich muß den Ernst bewundern, mit dem Ihr mir das sagt. — Aber Scherz bei Seite! Ihr wißt ja, Kamerad, daß man unter Freunden seine Eroberungen nach vierzehntägigem Besitz einem Andern zukommen läßt!

Don Esteban: Noch einmal, Herr Kapitän! ich rede in vollem Ernste! Ich muß Euch sehr bitten, von nun an Ines Mendoza zu betrachten als die künftige Gemahlin des Barons von Mendoza.

Don Carlos: Eine Bauerndirne Baronin von Mendoza! Allerliebst! ein prächtiger Einfall und mit merkwürdigem Ernste erzählt!.... Gebt doch dem Spaß noch mehr Nachdruck, Don Esteban! verpfändet Eure Ehre darauf, damit man dieser täuschenden Heuchler-Miene desto eher glaube!

Don Esteban (kämpft unwillig mit dem Zorne): Wollt Ihr noch nicht aufhören?

Don Carlos: Nach dem Honigmonde wird sich eher ein Wörtchen mit Euch reden lassen! Ihr werdet mir dann eher erlauben, sie auch zu meiner Gemahlin zu erheben!.... ha-ha-ha!

Don Esteban (gibt ihm einen Backenstreich): Hier habt Ihr den Beweis, daß ich im Ernste rede!

Don Carlos (zieht den Degen): Und hier ist eine Antwort, um Eure Unverschämtheit zu züchtigen!

(Sie fechten und Don Esteban tödtet ihn.)

Don Esteban: Da! das wird Dir für immer die Lust zum Spaßen vertreiben!... Jetzt ist es aber auch das Gerathenste, an mich selbst zu denken.... hier in der Provinz ist man verteufelt streng in derlei Angelegenheiten! — Ich will mich nach Madrid flüchten, aber zuvor muß ich noch Ines Lebewohl

sagen: mein Vater soll sie alsdann nach Madrid bringen, und so wird unsre Hochzeit nur um ein paar Tage verzögert!

(Er entfernt sich. Zwei Bauern treten auf.)

Erster Bauer: Ich sage Dir, es ist dermalen eine wahre Landplage mit diesem Ungeziefer. Alle verabschiedeten Soldaten legen sich auf das Spitzbuben-Handwerk; aber ich fürchte mich nicht vor ihnen. Erst neulich hab' ich mit meinem Brackenfelder da zwei von ihnen gezwungen, Fersengeld vor mir zu geben, als ich in der Dämmerung drüben bei Navaja auf sie stieß; ich hieb mir eben etwas Holz, als auf einmal einer von den verdammten Strolchen, der auf dem Bauche im Busche lag ... (Er stößt auf Don Carlos Leiche und fällt schreiend zu Boden:) Ach meine liebe Herren! erbarmt Euch! nehmt mir all mein Geld, aber bringt mich nur nicht um!

Zweiter Bauer: Dummkopf! der Kerl da ist so kalt, daß er keinen andern Christen mehr kalt machen wird! — Ei Du lieber Gott! das ist ja der Kapitän, der Herr Sohn von unserem Alcalden!

Erster Bauer: Jesus Maria! was hat der für ein Loch im Magen!

Zweiter Bauer: Halt, Halt! siehst Du dort den Burschen, der sich aus Leibeskräften aus dem Staube macht? Da ist kein Zweifel mehr, der hat den armen Kapitän umgebracht! — Wenn wir ihn einfangen, und in den Ort führen, so kann's gar nicht fehlen, daß wir ein tüchtiges Trinkgeld von dem Alcalden kriegen!

Erster Bauer: Ich will gleich Mannschaft aus dem Flecken holen!

Zweiter Bauer: Nein, bleib' Du bei der Leiche da, während ich dem Kerl dort nachsetze!

Erster Bauer: Aber tummle Dich, Gevatter! ich bin nicht gern lange mit Todten beisammen!

Dritte Scene.

Gemach in Mendo's Hauſe.

Mendo (allein.)

Der Spaziergang that mir noth, um mein Blut abzukühlen... und mich auf das letzte Opfer zu rüſten. — Ja, ich fühl's, ich muß endlich reden! — O wie unſinnig war ich doch zu glauben, ich könne ihr meinen Stand und unſere Lage verhehlen!.... Ihr Köpfchen iſt voll thörichter Hirngeſpinſte, voll Träumereien, die ſie für immer unglücklich machen werden!.... Das iſt meine Schuld; — die Erziehung, welche ich ihr gab, hat dieſe Illuſionen genährt. Ich hätte ſie von Kindheit auf in ein Kloſter bringen ſollen, daß ſie mich gar nicht gekannt hätte. Sie hätte ſpäter den Schleier um ſo williger genommen, weil ſie gar nicht geahnt hätte, daß es eine angenehmere, ſüßere Lebensweiſe gebe. — Nun hat ſie ſich einer thörichten Leidenſchaft hingegeben, die ich ihr nicht mehr aus dem Kopf bringen kann, ohne ihr das Herz bluten zu machen! — Ach mein Kind, mein Kind! ſie war der einzige Freund, den ich auf Erden haben durfte.... nie gewann ich es über mich, mich von ihr zu trennen..... Armes Kind! endlich mußt Du doch die Wahrheit erfahren! Ich werde Dir das Herz brechen müſſen, aber es wäre allzu frevelhaft, allzu gefährlich, länger warten zu wollen..... Sie wird nun ſelbſt einſehen, daß es für ſie keine andre Zufluchtsſtätte mehr gibt als das Kloſter. — Da kommt ſie eben! Nun nimm all Deinen Muth zuſammen, Alter!

Ines (tritt ein). Liebes Väterchen, ich bin ſehr ungehorſam geweſen. Ich habe ſo eben Den Eſteban begegnet und wir haben einen kleinen Spaziergang zuſammen gemacht. Hernach kam Den Luis dazu und hat mir ſo vielerlei hübſche und erfreuliche Nachrichten gebracht und ſo ſchöne Worte gegeben, daß ich vor Vergnügen ganz außer mir war. Eſteban geſtand mir,

daß er mich zu ſeiner Frau wolle, und Don Luis ſagte mir, Ihr, Väterchen, hattet es mir freigeſtellt, zu thun was mir beliebte. Iſt es wahr, liebes Väterchen, oder habt Ihr es nur im Scherze geſagt. Ach, lieber guter Vater! ſeht, ich bin Don Gſteban von Herzen gut..... Darf ich's Euch geſtehen? er hat mich ſogar genöthigt, einen Verlobungsring von ihm anzunehmen! Da ſeht nur!..... Erſt wollte ich gar nicht, weil der Ring ſo ſchön und koſtbar war..... aber Don Luis hat es mit aller Gewalt von mir erzwungen..... Schaut nur her, liebes Väterchen! wie das funkelt und blitzt!.....

Mendo: Komm' her, meine Ines, und höre mich ruhig an, denn es iſt vielleicht das Letztemal, daß ich mit Dir rede!

Ines (lächelnd): Bah!

Mendo: Nicht wahr, Ines, ein Menſch, der ſeinen Nächſten tödten würde, wäre ein ganz verächtliches Weſen, und alle Menſchen müßten ihn verabſcheuen?

Ines: Freilich, Väterchen!

Mendo: Wenn aber ein ſolcher Menſch gar von Andern gezwungen würde, ſeinen Nächſten zu tödten?....

Ines: Ach, wie könnte man ihn denn dazu zwingen? Da hat Einer ja immer noch den Ausweg, ſich lieber ſelber tödten zu laſſen, als ſeinen Nebenmenſchen umzubringen. — Aber was wollt Ihr denn eigentlich damit ſagen?

Mendo (nach einer Pauſe): So haſt Du alſo jetzt eingewilligt, Don Gſteban zu heirathen?.... Du weißt, ſeine Familie iſt eine der vornehmſten und erlauchteſten in ganz Spanien, und der Urſprung ſeines Stammes fällt noch hinauf in die Zeiten unſeres gebenedeiten Königs Pelagius. Er iſt verwandt mit dem ganzen Adel von Caſtilien, er hat alle Granden des Reiches zu Freunden..... Glaubſt Du nicht auch, daß er ſich ärgern und es nicht dulden wird, wenn ſeine Verwandten ihn wegen ſeiner unüberlegten ſtandeswidrigen Heirath tadeln oder verhöhnen werden? Du liebſt ihn — möchteſt Du nun

zugeben, daß er im Verkehr mit der Welt steten Plackereien und Beleidigungen ausgesetzt seye um seines Weibes willen?

Ines: Daran hätte er zuerst denken sollen..... Ich stamme von ehrsamen Landleuten und alten Christen ab, und es gibt, — wie mich Esteban versichert hat, — viele Dutzende von Herzoginnen, die vor hundert Jahren noch armselige Mohrenmädchen waren..... Ueberdieß, Väterchen, wie er zuerst kam und mit mir schön thun wollte, hab' ich ihm oftmals mit dürren Worten gesagt, er solle hingehen und seinen vornehmen Damen den Hof machen, uns arme Bauermädchen aber in Ruhe lassen. Aber er war so liebreich, so gar zärtlich gegen mich, daß ich überzeugt bin, er wird mit mir glücklicher seyn als mit einer Infantin von Arragonien!

Mendo: Hast Du aber auch schon daran gedacht, daß ihm durch diese Heirath ein Theil seines Vermögens entgeht?

Ines: Er ist reich und, wie ich, der Ansicht, daß ein bischen Liebe viel Gold werth ist!

Mendo: Eine Ines Mendo sollte einen Mendoza heirathen? Die Tochter eines Bauers einen Granden von Spanien?

Ines: Der Infant Don Pedro hat ja auch die Tochter eines Bauers geheirathet, die Ines hieß wie ich [1]). Das hört man oft genug in der Romanze.

Mendo: Du weißt aber auch, wie wenig Glück das Beiden gebracht hat. Zudem war Ines die Tochter eines Bauers.... weißt Du, ob Don Pedro..... Nein, weißt Du, ob ich auch nur ein Bauer bin?

Ines (lächelnd): Ich werde ja doch wohl wissen, was Ihr seyd!

Mendo: Nein, Ines, Du weißt es noch nicht!

Ines: Was habt Ihr denn auf einmal, Väterchen? Was für Augen macht Ihr plötzlich?.... Ich habe Euch wohl

1) Die berühmte und vielfach besungene Ines de Castro.

wehe gethan mit meiner Hartnäckigkeit? Vielleicht wollt Ihr mir sagen, daß irgend ein Makel auf unserer Familie haftet... daß vielleicht einer unserer Verfahren etwas Böses gethan hat.

Mendo: Und wenn es Dein Vater wäre, dem Du diesen Makel verdanktest?

Ines (erschrocken): Es ist nicht wahr, Väterchen! es ist nicht möglich!

Mendo (außer sich und tief beschämt): Ich versichere Dich davon!

Ines: Jesus Maria!.... Aber ich kann es nicht glauben, es ist nicht wahr!.... Ihr sagt mir das nur, um mich in Schrecken zu setzen.... nur damit ich diese Heirathspläne aufgebe! — und wenn auch, sollte denn das Verbrechen, das Ihr begangen, so groß seyn, daß es noch nicht abgebüßt wäre durch dieses Leben der Buße und Entsagung, das Ihr hier in diesem Hause führet? Ihr seyd ja strenger gegen Euch selbst als ein Mönch!

Mendo: Arme Ines! die Schmach, welche auf mir haftet, wird auch Dir erst mit dem Tode abgenommen!.... Vergib mir, mein Kind, daß ich sie auf Dich übertragen habe! Sieh', ich habe nie ein Verbrechen begangen, und dennoch würde sich kein Mensch dazu verstehen, mein Freund zu seyn.... Meine arme Ines! man hat mich gezwungen, das entsetzliche Gewerbe meines Vaters zu erlernen. — Ich bin der Henker von Menclar.

(Er stürzt hinaus und verschließt die Thüre hinter sich.)

Ines (allein): Nun ist Esteban für mich verloren. (Sie legt das Gesicht in die Hände und sitzt eine Weile ganz niedergeschlagen und entmuthigt da.) Aber Ihr, mein armer Vater, seyd am meisten zu beklagen!.... Wo ist er? kaum vor einer Minute war er noch hier?.... Es ist doch kein Traum.... er hat mit mir gesprochen, denn wie hätte ich mir etwas Derartiges erdenken oder ahnen können! Aber diese Thüre ist verschlossen. Ach ja,

nun erinnere ich mich wieder.... (Sie kehrt ſich wieder zur Thüre): Mein Vater! Väterchen! ei kommt doch wieder herein! ich bin ja darum immer noch Eure Tochter! Kommt, nehmt mich wieder in Eure Arme und küßt mich! Mein ganzes Leben ſoll hinfert nur den Einen Zweck haben, Euch zu tröſten!.... — Er hört mich gar nicht mehr. (Sie pocht an der Thüre.) Väterchen, Väterchen, bringt mich nicht zur Verzweiflung! Wollt denn Ihr, auch Ihr mich noch verlaſſen?.... Ach, Eſteban, Eſteban! ich habe Dich nun verloren! — Vor wenigen Minuten war ich noch ſo glücklich, und bin nun in einem einzigen Augenblicke das unglückſeligſte Weib geworden! — O, anſtatt an meine Hochzeit zu denken, muß ich mich nun in den verborgenſten Winkel verkriechen!.... Ich muß ihm nothwendig Alles geſtehen, denn es wäre eine ſchwere Sünde, ihm einen ſolchen Umſtand zu verhehlen! Ja, wenn er freilich noch nicht um mich gefreit hätte, würde ich mich weniger darum grämen. Ich muß ihm Alles geſtehen. Aber wie ſoll ich ihm ins Geſicht ſagen: „Verlaß mich, Eſteban! ich bin die Tochter eines“.... — O nein, nein! nie gewinne ich das über mich! Und dennoch muß er es einmal erfahren, ſonſt käme er wieder hieher und das würde mir noch mehr Schmerz verurſachen. — Wohlan denn, ich will an ihn ſchreiben..... Er wird mich alsdann nicht wieder beſuchen.... ich werde in ein Kloſter gehen und den Schleier nehmen, und mein Leben lang an ihn denken.... ich werde zum lieben Gott für ihn beten, und für mich, daß er mir Kraft verleihe; — aber ſein edles Blut, ſein herrlicher Name ſollen durch mich nicht beſchimpft werden: das darf nicht geſchehen!

Ich will all meinen Muth aufbieten..... Ich glaube ſchon jetzt ſtärker zu ſeyn, als ob meine Thränen mich getröſtet hätten. Ja, mir iſt als könnte ich ihm jetzt den verhängnißvollen Brief ſchreiben..... O warum habe ich nicht früher erfahren, weſſen Tochter ich bin!

(Mende tritt wieder ein mit einem ſchweren Geldſack in der Hand.)

Ines: Lieber Vater!...

Mendo: Komm', Ines, nimm was Dir gehört! Dieſes Geld hier iſt Dein; es ſtammt von Deiner Mutter her. — Es ſoll Dir behülflich ſeyn, Dir in der Zufluchtsſtätte Aufnahme zu verſchaffen, welche Du Dir wählen willſt.

Ines: O beſter Vater! heißt mich nicht Euch verlaſſen: meinen Eſteban habe ich ſchon verloren, nun nehmt mir nicht auch noch meinen Vater! Laßt mich mein Leben bei Euch zubringen und meine Zeit dazu verwenden, Euch zu tröſten und Euch die Stelle eines Freundes zu vertreten.

Mendo (fürzt weinend Ines in die Arme): Herr Gott im Himmel! warum haſt Du dieſem Engel nicht einen andern Vater gegeben?

Ines: Herr, ſchenke mir die Gnade, dieſen da lange behalten zu dürfen!

Mendo: Du ſiehſt nun ein, mein Kind! daß Du auf den verzichten mußt, den Du liebſt! Wirſt Du nun auch Muth genug finden, um ihm zu ſchreiben, daß Du ihm ſein Wort zurückgibſt?

Ines: Ja, Väterchen, ich kann es — ich fühle ja, daß ich es muß!

Mendo: Ueber kurz oder lang müſſen ſie die Wahrheit erfahren — vom Alcalden oder von irgend jemand Anderem. Don Eſteban iſt ein edler junger Mann. — Sprich Dich offen gegen ihn aus und ſag ihm.... wer Du biſt!

Ines: Was ſoll ich ihm weiter ſagen?....

Mendo: Setze hinzu, daß ich allein alle Schuld trage, indem ich Dich nie über den Makel Deiner Geburt aufgeklärt habe. Beſſer, er erfährt es von uns, als von Fremden!

Ines: Nun denn, wenn es ſeyn muß, werde ich es thun.

Mendo: Schreibe ihm auf der Stelle. Ich will Dich allein laſſen!

(Geht hinaus.)

Ines (allein): Wie ſoll ich es angreifen?.... Soll ich ihm die Wahrheit ohne Umſchweife ſagen?.... O Gott, er war es, der mir dieſes Schreibzeug verehrte. (Sie beginnt zu ſchreiben.) — — Vielleicht hat er noch einiges Mitleiden für mich.... „Lebet wohl; Ines.“ — So!... Auch Du mußt fort, ſchöner Ring, den ich mein ganzes Leben lang behalten zu können glaubte; wir müſſen uns ſo frühe ſchon wieder trennen.... Ich bin nicht mehr würdig, Dich zu tragen..... Fahre wohl! Lebe wohl! (Sie küßt ihn zu wiederholten Malen.)

(Don Eſteban tritt auf.)

Don Eſteban: Komm', meine theure Ines! laß mich Dir Deine Küſſe wieder heimgeben!

Ines (flüchtet ſich nach der andern Seite der Bühne): Ha!

Don Eſteban: Meine theuerſte Inesilla, habe ich Dich erſchreckt? Beruhige Dich nur, ich bin's!

Ines: Ach, Sie ſind es?.... O, wehe mir!

Don Eſteban: Freilich, es iſt ja Dein Geliebter, der zu Dir kommt!....

Ines (küßt): Ich habe keinen Geliebten mehr..... Ich bin ein unglückliches Geſchöpf, das man ſeinem Schickſal überlaſſen muß..... Meiden Sie mich, Don Eſteban!

Don Eſteban: Ich Dich meiden, Ines?.... Erkennſt Du mich denn nicht mehr?

Ines: Gnädiger Herr! um Gottes Willen, laſſen Sie mich! meiden Sie mich, es muß ſeyn!

Don Eſteban (tritt ihr entgegen): Was haſt Du, mein Kind? Du bringſt mich zur Verzweiflung! Weßhalb denn dieſes Entſetzen vor mir?

Ines: O gnädiger Herr, rühren Sie mich nicht an! Sie werden ſich beſudeln!

Don Eſteban: Dieſer unſelige Mende ſcheint ihr den Kopf verwirrt zu haben! Das fehlte mir gerade noch. Komm', Ines! keine Kindereien!.... Liebſt Du mich denn nicht mehr?

Ines: O doch!.... ich kann es nicht über mich gewinnen, Sie aufzugeben, allein es darf nicht seyn!... kommen Sie, nehmen Sie jenes Papier dort vom Tische, lesen Sie es, und verlassen Sie mich dann!

Don Esteban: Aber was ist Dir denn, Mädchen? weßhalb denn diese Furcht vor mir?

Ines: Ich darf Sie nicht mehr lieben!

Don Esteban: Schon wieder diese Deine ungereimten Bedenklichkeiten! Du scheinst es darauf abgesehen zu haben, mich in Harnisch zu bringen. Komm', laß Dich umarmen, zur Strafe für Dein seltsames Betragen!

(Er küßt sie mit Gewalt.)

Ines: Es ist nicht meine Schuld, Sie haben mich mit Gewalt geküßt; ich konnte es Ihnen nicht früher gestehen....

Sie reicht ihm den Brief hin. Don Esteban liest; dann wechselt er die Farbe und seine Züge verdüstern sich zusehens; Ines wirft sich weinend vor ihm auf die Kniee nieder. Don Esteban bleibt eine Weile wie erstarrt vor Schrecken; dann zerreißt er plötzlich den Brief, reißt sich gewaltsam von Ines los, die vor ihm auf den Knieen liegt und seine Füße umklammert hält, und stößt sie so heftig von sich, daß sie zu Boden fällt.

Ines: Ach!

Don Esteban (hebt sie vom Boden auf, alsdann traurig): Ines, habe ich Dir wehe gethan?

Ines: Ach, Sie nennen mich noch Ines?.... O lassen Sie mich Ihre Füße küssen!

Don Esteban: Armes, unglückliches Kind! was für ein Verbrechen hast Du denn begangen, daß Du Dich vor mir auf die Kniee wirfst?

Ines: Ich habe es nicht früher erfahren als vor einer Viertelstunde; — o wenn ich es früher gewußt hätte, ich würde niemals zugegeben haben, daß Sie mich liebten.

Don Esteban: Arme Ines! Glaubst Du, ich werde aufhören, Dich zu lieben? Bist Du denn nicht mehr dieselbe Ines, die mich stets so bezaubert hat?

Ines: Ach, gnädigster Herr! auch ich muß Sie unwillkürlich noch immer und für immer lieben.

Don Esteban: Erbärmliche, nichtige Vorurtheile! sollte ich ihnen all mein Lebensglück opfern? Schatten meiner Ahnen, zürnet mir, wenn ihr wollt, allein ich will lieber mein Wappenschild zerbrechen, als auf den Besitz dieses Mädchens verzichten!

Ines: Sie verschmähen und verachten mich also nicht? O Sie bringen mich vor Freuden um mein Bischen Verstand!

Don Esteban: Ich liebe Dich noch, mein Kind! Ich liebe Dich noch wie zuvor.

Ines (weinend): Nein, Esteban! Sie dürfen mich nicht mehr lieben — Sie sind ein Mendoza.

Don Esteban: Bah, ich bin Dein Geliebter!... lieber Dein Geliebter und Gemahl seyn als der erste Edelmann des Reiches!

Ines: O daß ich jetzt sterben dürfte, — dann würde ich doch wenigstens Den nicht beschimpfen, den ich liebe!

Don Esteban: Ha, was kümmert mich die Meinung der Welt! ist sie im Stande, mir Deine Liebe zu ersetzen und aufzuwiegen? (Er gewahrt nun, daß Ines blutet): Du blutest, mein Liebchen? und mein Zorn war Schuld daran, daß Du Dich beschädigt hast. O meine gute Ines! laß mich Dich mit Küssen heilen!

Ines: O wie glücklich bin ich jetzt wieder!

(Sie wirft sich ihm an den Hals.)

(Der Gerichtsschreiber mit einigen Bauern tritt ein.)

Der Gerichtsschreiber (berührt Don Esteban mit seiner Vara[1]): Im Namen des Königs, Achtung vor dem Gesetze! Señor Mendoza, Ihr seyd mein Gefangener. Ueberlebt mir Euren Degen!

Don Esteban (unwillig): Fort, Gesindel! wartet draußen auf mich!

---

1) Der Stab, welchen die Justizbeamten als Abzeichen ihres Standes tragen.

Der Gerichtsſchreiber: Herbei, Ihr Leute, packt ihn!

Ines: Zu Hülfe, Vater! zu Hülfe!

(Den Eſteban wird entwaffnet und ergriffen.)

Don Eſteban: Lebe wohl, meine theure Ines! fürchte nichts, die Sache wird nicht von Belang ſeyn!

(Man führt ihn hinaus.)

Ines: Hülfe! zu Hülfe!

(Sie wird ohnmächtig.)

Mendo (führt mit dem Degen in der Hand herein): Was gibt's? was wollt Ihr hier?

Der Gerichtsſchreiber: Wir haben hier nur einen Menſchen aufgeſucht, der einen Andern umgebracht hat, und wir haben ihn ſchon verhaftet!

Mendo: Und meine Tochter?

Der Gerichtsſchreiber: Das Jüngferchen ſaß dem jungen Herrn auf dem Schooße, als wir hereintraten, und da iſt es denn ganz begreiflich, daß ſie . . .

Mendo (drohend): Schurke!

Der Gerichtsſchreiber: Wenn Ihr mich anrührt, Mendo, werde ich Euch bei dem Alcalden belangen! — Ei ei, Mendo, warum habt Ihr es uns denn überhaupt geheimgehalten, daß Ihr der . . .

Mendo: Hinaus, ſage ich Euch!

Der Gerichtsſchreiber: Ja, ja, ich gehe! Ihr werdet bald zu thun bekommen, Juan Mendo! Schleift nur Eure Richtſchwerter! Bedenkt, daß Ihr ihn nicht fehlen dürft, denn er iſt ein Edelmann!

(Er tritt lachend ab.)

Mendo: Hollah, Maria! — (Eine Frau tritt herein und hilft ihm Ines fortragen.)

(Sie treten ab.)

Vierte Scene.

Ein Kerker im Ortsgefängnisse von Monclar.

Don Esteban (allein.)

(Er sitzt vor einem Tische, auf welchem Bücher und Flaschen zu sehen sind, und liest mit nachdenklicher Miene sein Todesurtheil).

Nun ist Alles zu Ende; die Komödie des Lebens ist ausgespielt und der Vorhang fällt! (Er wirft das Todesurtheil auf den Tisch): Genau betrachtet und genommen, ist mir's am Ende nur noch lieb, daß ich Ines nicht mehr gesehen habe. Ihr Weinen hätte meinen Muth gebrochen und erschüttert, und heute habe ich ihn mehr als je nöthig. Oft schon habe ich mir Kugeln um die Ohren pfeifen hören, und bin kaltblütig dabei geblieben; allein der Block und das Beil haben etwas Schauderhaftes, Entsetzliches für mich. — Ich wünschte mir in diesem Augenblick die Charakterstärke jenes Soldaten, den ich ein Liedchen pfeifend zum Galgen gehen sah. (Er pfeift.) Nein, keine eitlen Prahlereien! Ich brauche Festigkeit, Ergebung! Zudem wäre es um meinen ganzen Ruf geschehen, wenn ich in einem solchen Augenblick eine falsche Note pfiffe! — Mein Gott! gewähre mir die Gnade, daß ich als Soldat und Edelmann sterbe! — He, wer kommt da?

(Ein Notar und zwei Zeugen treten ein.)

Der Notar: Gnädiger Herr Baron, ich bin der Notar, den Sie rufen ließen, und diese Herren sind zwei Zeugen, welche die vom Gesetze vorgeschriebenen Eigenschaften besitzen!

Don Esteban: Gut, mein Herr! ich danke Euch! Habt Ihr mir keine weitere Nachrichten von meinem Vater?

Der Notar: Nein, gnädiger Herr! Indeß hoffe ich, daß Ihr Vater den König noch zeitig wird treffen können. Seine Majestät wird nicht mehr ferne von Monclar seyn.

Don Esteban: Komme, was da wolle, meine Rechnung ist gemacht! — Ich habe Euch rufen lassen, Sr., damit Ihr

mir mein Teſtament machet. Es wird nicht ſehr weitläufig ſeyn! Laſſet uns keine Minute ſaumen!

Der Notar (ſetzt ſich nieder und ſchreibt): Es wird hoffentlich nur eine nutzloſe Verſichtsmaßregel ſeyn. Ihr Name, gnadiger Herr?

Don Eſteban: Eſteban Sandoval, Baron von Mendoza, Kapitan der Leibwache unſeres Königs.

Der Notar: . . . Der Leibwache, vermache und befehle meine Seele dem lieben Gott . . .

Don Eſteban: Iſt das die rechtsgültige Formel?

Der Notar: Ja, ſo will es das Geſetz in Protokollen ſolcher Art!

Don Eſteban: Beobachtet die Formel ſo genau wie möglich, und machet es ſo bündig als Ihr könnt; ich wünſchte nicht, daß das Teſtament eines Tages umgeſtoßen werden könnte.

Der Notar: Ei, was das anbelangt, ſo haben Sie bei einem ſo alten Praktiker wie unſer Einem hierin nichts zu befürchten. Ein Mann, der ſchon ſeit dreißig Jahren dieſem Berufe angehört, wird ſich doch in einer authentiſchen Akte keine ſolchen Verſtöße zu Schulden kommen laſſen!

Don Eſteban: Um ſo beſſer! — Laſſet uns fortfahren! Ich vermache alle meine Beſitzthümer . . .

Der Notar: Bewegliche und unbewegliche?

Don Eſteban: Ja . . . Ich vermache alle meine Beſitzthümer an Ines Mendoza . . .

Der Notar (ſchreibt): Nicht ſo raſch, gnädiger Herr! laſſen Sie mich erſt etwas genauer ausführen, was für Arten von Beſitzthümern es ſind!

Don Eſteban: An Ines Mendoza, ehemals Ines Mende . . .

Der Notar: Sie müſſen mir die Eigenſchaften dieſer Perſon genauer angeben!

Don Eſteban: Meiner Gemahlin, Tochter von Juan Mende, dem Scharfrichter von Neuclar!

Der Notar (läßt vor Schreck die Feder fallen): Lieber Himmel! soll ich denn das niederschreiben?

Don Esteban: Ich verlange es dringend.

Der Notar: Ihrer rechtmäßigen Gemahlin?

Don Esteban: Allerdings, aber wir lebten seither in geheimer Ehe. (Für sich): Ich werde für diese Lüge nicht tiefer in die Hölle kommen.

Der Notar: Wenn dieses Ehebündniß, wie Sie sagen, ein geheimes gewesen ist, so muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie ein Anerkennungs-Instrument darüber ausstellen müssen, um einem Processe vorzubeugen.

Don Esteban: Thut, was Euch gutdünkt, und was das Gesetz verlangt!

Der Notar: Ich werde es dem Testament einverleiben.

Don Esteban: Haben Sie es niedergeschrieben? Ich verfüge überdieß noch, daß man auf meinem Grabstein, der mir hier auf dem Kirchhof dieses Ortes gesetzt werden soll, eine Inschrift aufrichte des Inhalts: daß ein Mendoza, allen Vorurtheilen zum Trotze, die Tochter eines Henkers geheirathet habe.

Der Notar: Alle Wetter! an Ihrem Platze, gnädiger Herr! würde mir nicht so viel daran liegen, daß diese Inschrift auf meinem Grabsteine stehe!

Don Esteban: Ich will es aber.

Der Notar: Nun denn, meinetwegen. Es ist eines jener Vermächtnisse, welche die Römer bezeichneten als **Poenae nomine legatum . . .**.

Don Esteban: Zum Vollstrecker meines Testaments setze ich meinen Vater ein . . .

Der Notar: Wie nennt er sich?

Don Esteban: Don Luis, Graf von Mendoza.

Der Notar: Ei natürlich. Wenn Sie nun mit Allem fertig sind, was Sie mir zu sagen haben, gnädigster Herr, so

laſſen Sie mich Ihnen das Geſchriebene verleſen, und unterzeichnen Sie dann.

(Er lieſt:)

„Ich der Endesunterzeichnete, Don Eſteban Sandoval „Baron von Mentroza, Kapitän der Leibwachen, habe, weil „ich mein baldiges Ende vorausſehe und mein Teſtament „machen will, den Mitunterzeichneten Melchior de la Renta, „Königlichen Notar zu Menclar, und die Unterzeichneten, „Damme Ximenez und Gil Benzjal, Beide Bürger in be„ſagtem Menclar, rufen laſſen, welche ſich denn ſofort zu „mir in's Gefängniß gedachter Ortſchaft begeben haben, um „meinen letzten Willen perſönlich mitanzuhören und zu „bezeugen. In ihrer Gegenwart nun habe ich erklärt und „verfügt, daß ich meine Seele dem lieben Gott vermache „und anbefehle.

„Was ſodann meine Güter anbelangt, beide bewegliche „und unbewegliche, ſowie meine aktiven Schulden, Titel, „Rechte, Gehalt, Pachtgelder, Nutznießungsrechte, Servi„tuden, Frohnen und Anderes, was ich beſitze und von Rechts„wegen mein nenne, ſo ſchenke und vermache ich ſie an Jnes „Mendoza, ehemals Jnes Mentre, meine rechtmäßige Ge„mahlin, die Tochter von Juan Mentre, dem Scharfrichter „in beſagtem Menclar, und erkenne dieſelbe hiemit kraft die„ſer Urkunde als meine rechtmäßige Gemahlin an, und will an„durch alle diejenigen ab- und zur Ruhe verweiſen, welche „läugnen wollten, daß die Vermählung zwiſchen mir dem „Unterzeichneten und der beſagten Jnes Mentre gefeiert wor„den ſey. Ich beſtelle ſie hiedurch alſo zu meiner Univer„ſalerbin, nach Abzug der üblichen und gebührenden Spor„teln und Theilungsloſen, und lege ihr noch als beſondere „Verpflichtung auf, mir auf mein Grab die Jnſchrift ſetzen „zu laſſen: **Daß ein Mendoza, allen Vorurthei„len zum Trotz, die Tochter des Henkers gehei-**

„rathet habe. Gleichermaßen wünsche und verfüge ich, „daß mein Vater, Don Luis Graf von Mendoza, der Vollstrecker dieses meines letzten Willens seye, und die getreue „liche Erfüllung und Vollführung aller Bestimmungen dieses „meines Testamentes überwachen wolle. Amen. Verordnet „zu Monclar, den fünfundzwanzigsten Mai im Jahre des „Herrn 1640. — Kraft dieses haben wir uns eigenhändig „unterzeichnet."

(Don Esteban unterschreibt, worauf der Notar und die beiden Zeugen das Gleiche thun.)

Don Esteban: Ich danke Euch freundlichst, Testor. Eure Sporteln und Gebühren wird Euch mein Vater ausbezahlen. Diese Börse hier vertraue ich Euch an mit der Bitte, ihren Inhalt unter die Armen auszutheilen, damit sie mich dem lieben Gott in ihrem Gebete anbefehlen; diesen Ring aber wollet Ihr gefälligst für Euch behalten und annehmen als ein Andenken an den unglücklichen Don Esteban!

Der Notar: Ach, gnädigster Herr! was würde ich nicht gerne thun . . . . .

(Der Gerichtsschreiber mit etlichen Aktenstößen tritt ein.)

Der Gerichtsschreiber: Gnädiger Herr . . . . . ich bedaure . . . . .

Don Esteban: Ich verstehe Euch. — Lebet wohl, meine Herren! schließet mich gefälligst in Euer Gebet ein!

Der Notar: Sachte, Herr Gerichtsschreiber! nur fein gemach! Es ist gegen alles Herkommen, so rasch nach dem Urtheilsspruch schen zur Vollstreckung der Hinrichtung zu schreiten. Es liegt kein dringender Grund zur Eile vor, und der Vater dieses edlen Herrn hier hat sich mit einem Begnadigungsgesuch an Seine Majestät gewandt. Der König muß binnen wenigen Stunden hier seyn, wartet wenigstens seine Entscheidung ab!

Der Gerichtsschreiber: Der Alcalde hat ausdrücklich befohlen, die Hinrichtung solle sogleich stattfinden!

Don Eſteban (lächelnd): Es ſcheint, der Alcalde hält nicht ſo ſtreng auf Beobachtung der Formeln, als Ihr, Señor Melchior?

Der Notar: Es iſt ein geſetzwidriges Verfahren! ich erhebe Einſprache dagegen.

Der Gerichtsſchreiber: Gnädiger Herr!

(Alle gehen ab.)

Fünfte Scene.

Der Marktplatz von Mencier, in deſſen Mitte ein Schaffott aufgeſchlagen iſt.

Es treten auf: Don Eſteban, — Alguazils, — Mende, (ein Knecht, der ihm das Beil nachträgt,) — der Pfarrer, der Gerichtsſchreiber, Einwohner und Bauern von Mencier.

Der Pfarrer (zu Don Eſteban): Lebet wohl, mein Sohn! Gott wird Euch Erbarmen widerfahren laſſen. In wenigen Minuten werdet Ihr das Jammerthal dieſer Erde mit allen ſeinen Leiden hinter Euch haben.

(Umarmt und küßt ihn.)

Der Gerichtsſchreiber: Erlauben Sie, gnädiger Herr, daß man Ihnen die Augen verbinde.

Don Eſteban: Ich kann den Tod kommen ſehen. — Und Du, Mende . . . thue, was deines Amtes iſt, ſo gut Du kannſt. (Er kniet nieder.) Bin ich Euch ſo recht?

Der Knecht: Ja, gnädiger Herr. Der liebe Gott erbarme ſich Ihrer!

Alle (mit Ausnahme Mende's): Amen!

Don Eſteban (zum Pfarrer): Lebet wohl, ehrwürdiger Vater!

Der Knecht (zu Mende): Ihr nehmet ja das Beil in die linke Hand?

Mendo: Ich bin kein Henker mehr! (Er schlägt sich die rechte Hand ab.)

(Großer Tumult.)

Ines (stürzt herein): Halt! halt! (Sie steigt auf das Schaffott.) Wir wollen zusammensterben! Ihr sollt Eure Tochter nur mit ihm tödten, Vater!

Mendo (zeigt ihr seinen verstümmelten Arm): Kann ich ihm nun noch ein Leid zufügen?

Ines: Mein Vater! — Esteban!

Der Gerichtsschreiber: Was soll das bedeuten, Mende?

Der Pfarrer: Man muß die Ankunft des Königs abwarten!

Bauern von Monclar: Du bist ein wackerer Mann, Mende, und der edle Herr da ebenfalls! — Fürchtet Euch nicht, wir werden es schon verhindern, daß Euch der Alcalde hinrichten läßt!

(Sie stürzen auf das Schaffott, die Einen verjagen die Alguazils, die Andern scharen sich um Mende und Esteban.)

Don Luis (sprengt zu Pferde in die Scene): Gnade, Gnade! haltet ein! — Gottlob, noch ist es Zeit!

(Er springt vom Pferde und umarmt seinen Sohn.)

Don Esteban: Umarmt meinen Retter, bester Vater! Er schlug sich lieber die Hand ab als mir das Haupt!

Don Luis (läßt Mende von den Seinen): Ach, Mende! was sind alle meine Adelsbriefe gegenüber von einer Handlung wie die Deinige? Du bist ein wahrer Römer, so gut als Seneca! (Lärm vor Trommeln hinter der Scene. Während dessen tritt der König mit seinen Leibwachen ein [1]).

---

1) Dieses plötzliche Dazwischenkommen und Einschreiten des Königs, wodurch der Schluß der Katastrophe hervorgerufen wird, ist in den alten spanischen Dramen nichts Seltenes. Man vergleiche zum Beispiel nur den Alcalden von Zalamea von Calderon und manche ähnliche Stücke.

Alle: Es lebe der König!

Der König: Woher dieſer Lärm und Aufruhr? Wo iſt der Alcalde? Don Luis, erklärt mir den Grund davon! Ich kann nichts verſtehen in dieſem verworrenen Getöſe von Stimmen, die mir Alle das Gleiche ſagen zu wollen ſcheinen!

Don Luis ſpricht leiſe mit ihm, während

die Menge (ruft): Gnade! Gnade!

Der König: Es iſt unmöglich, ungerührt zu bleiben von einer ſolchen Handlung, und ſo vielem Edelmuth ſeine Bewunderung zu verſagen. Juan Mende, kniet nieder! (er gibt ihm den Ritterſchlag) Erhebet Euch wieder, Don Juan Mende! Ihr ſeid nun ein Edelmann!

Mende: Erhabener Herr und König, ich küſſe Euch die Füße, ... allein . . . . .

Der König: Don Eduardo, ich verzeihe Euch, aber nur unter der Bedingung, daß Ihr die Tochter dieſes Ehrenmannes hier heirathet!

Don Eduardo: Das iſt ſchon längſt mein ſehnlichſter Wunſch!

Ines (zu Don Eduardo): Endlich alſo darf ich Dich doch lieben!

Der König: Ich werde Euren Ehevertrag mitunterzeichnen. Man laſſe ſogleich einen Wundarzt herbeikommen! Gäbe doch der Himmel, daß ſo in ganz Spanien alle Vorurtheile beſiegt würden!

Ines: So endigt die Komödie von Ines Mende. Seyd nachſichtig gegen die Fehler des Verfaſſers. Wenn dieſer erſte Theil Euren Beifall gefunden hat, hofft der Verfaſſer, daß Ihr auch den zweiten Theil mit Wohlwollen aufnehmen werdet unter dem Titel: **der Triumph der Vorurtheile!**

Ines Mendo,

oder

der Triumph der Vorurtheile.

Komödie in drei Aufzügen.

„Que si de los zuegos la sacais a chapines, no se ha de hallar la mochacha, y a cada paso ha de caer en mil faltas."

Don Quixote, II. parte, cap. V.

Personen:

Don Esteban de Mendoza.
Juan Mendo.
Don Cesar de Belmonte, portugiesischer Cavalier.
Der Corregidor von Badajoz.
Pedro, Don Esteban's Diener.
Der Wirth einer portugiesischen Schenke.
Donna Inés de Mendoza.
Donna Seraphina, Herzogin von Montalvan.
Die Aebtissin der Ursulinerinnen zu Badajoz.
Bauern, Soldaten, Alguazils.

Der Schauplatz ist im Schlosse Mendoza in Estremadura, dann in Cleas, und zuletzt in Badajoz.

Inés Mendo.

Zweiter Theil.

Wenn ſich Einer Frauenpantoffeln aus Holzſchuhen verfertigt, ſo braucht er für verſchundene Naſen nicht zu ſorgen, und wird bei jedem Schritte in tauſend Fehltritte verfallen.

Don Quixote, II. Theil, 5. Kap.

Erſte Scene.

Ein Gemach im Schloſſe von Mendoza.

Don Eſteban, Ines.

Don Eſteban: Ei ei, wirſt Du Dir denn nie mehr Mühe geben, Dich zu beſſern und einen vornehmeren Ton anzunehmen? Wirſt Du mich denn immer wieder durch dieſe Bauernſprache in Harniſch bringen?

Ines: Was kann ich dafür? Der Rioja-Wein ſchmeckt immer nach der Ziegenhaut [1]!

Don Eſteban: Pfui, pfui! ſchon wieder ſo ein ſauberes Sprüchwort im Munde der hübſchen Baronin von Mendoza! — (halblaut): Ich berſte vor Wuth!

1) Spaniſches Sprüchwort, das ſeinen Urſprung der ſpaniſchen Sitte verdankt, den Wein in Schläuchen aufzubewahren, — gleichbedeutend mit unſerem Deutſchen: 'Art läßt nicht von Art,' und dem franzöſiſchen: 'Le cuque sent toujours le hareng.' —

Ines: Du trittſt mich auch wegen jeder Lumperei auf die Zehen! Man hat keinen Augenblick Ruhe vor Dir!

Don Eſteban (geht mit großen Schritten im Zimmer auf und ab): Ach! ach!

Ines: Iſt es meine Schuld, daß Du ſchlechter Laune biſt? Weil unſere Nachbarn Dir mit allerhand kleinlichen Zänkereien läſtig fallen, muß ich darunter leiden!

Don Eſteban: Die Unverſchämten! Ich werde mich an ihnen zu rächen wiſſen!

Ines: Warum nicht gar! Wer heißt Dich denn, ſie in ihren zerfallenen Barracken und Edelhöfen aufzuſuchen und hieher einzuladen? Das Volk iſt arm wie die Kirchenmäuſe, aber hochmüthig wie die Pfauen, und würde glauben, ſich etwas an ſeiner Ehre zu vergeben, wenn es höflich und rückſichtsvoll gegen uns wäre. Und das Alles nur meines armen Vaters wegen! — Ach lieber Gott! er hat ja ſeinen Adel theuer genug erkaufen müſſen. Du dürfteſt wohl zuweilen daran denken, Eſteban!

Don Eſteban (reicht ihr die Hand): Ich werde es mein Lebenlang nicht vergeſſen, theure Ines! aber geſtehe ſelbſt zu, würde auch der kaltblütigſte Menſch nicht in Wuth gerathen, wenn er dieſe armſeligen Landedelleute, von denen kaum jeder tauſend Realen Einkünfte hat, Einen um den Anderen mit derſelben Anrede daherkommen ſehen? 'Meine Gemahlin, die Frau Gräfin ſo und ſo, iſt unwohl', ſagt der Eine — 'Doña ſo und ſo iſt plötzlich erkrankt', wendet ein Anderer ein . . . Und ihre wohl überlegte Unverſchamtheit gegen Deinen Vater? . . . Dieſer abſichtliche Uebermuth, Dich niemals Doña Ines zu nennen, Dich niemals anzureden! . . . O! ich war außer mir vor Wuth! . . .

Ines: Bah, Du hätteſt darüber lachen ſollen.

Don Eſteban: Ich ſehe nichts Lächerliches darin. Am meiſten ärgert mich nur dabei, daß Du ihnen reichlichen Stoff zum Lachen gabſt durch Deine Naivitäten und Provinzialismen!

Warum mußteſt Du ihnen auch ſagen, daß Du ſelbſt die Kicher-erbſen gekocht habeſt? Brauchen ſie denn zu wiſſen, daß Du die Küche beſorgſt.

Ines: Du lieber Gott, Du rühmteſt ja ſonſt immer, daß ich ſie ſo gut zubereite.

Don Eſteban: Sie werden nun einen ganzen Monat lang darüber lachen! eine Frau Baronin, die Gemüſe putzt.

Ines: Gemüſe hin oder her: ſie haben es ſich doch ſo gut ſchmecken laſſen, als wäre in ihrem Hauſe Schmalhans das ganze Jahr hindurch Koch.

Don Eſteban: Indem haſt Du vor ihnen trotz meiner tauſend und aber tauſend Warnungen und Verweiſe, mich immer mein Herzchen genannt. Kann es wohl etwas Lächerlicheres und Abgeſchmackteres geben? Das ſchmeckt auf eine Meile weit nach Deinem Dorfe.

Ines: Schweige, Du Böſer, wer ſollte glauben, daß Du mich ſonſt ſchalteſt, wenn ich Dich Herr Baron nannte! in unſeren Flitterwochen küßteſt Du mich, ſo oft ich Dich mein Herzchen nannte.

Don Eſteban (küßt ſie). Nun ja, Du kannſt mir auch keinen Namen geben, der holdere Erinnerungen in mir erweckte. Allein ſiehſt Du, liebe Ines, vor der Welt, und namentlich vor dieſen unverſchämten und förmlichen Hidalgos müſſen wir uns ein vornehmeres Anſehen geben.

Ines: Je nun, ich will mein Möglichſtes thun, mein lieber Freund! Aber runzle nur nicht mehr die Stirne, ſondern laſſe Dich lieber noch einmal küſſen, und den Frieden wieder herſtellen.

Don Eſteban: Meine liebe kleine Ines! könnte ich Dir ſo etwas nachtragen? Siehſt Du, nur um Deinetwillen habe ich mich geſtern ſo geärgert. Lieber Gott! ſchon bei der Erinnerung daran regt ſich bei mir wiederum die Galle! Dieſe verwünſchten Zieraffen, welche ſich weigern, an Deinem Tiſche zu freſſen!

Ines: Bah! wir wollen über ihr Gestasche lachen! ist denn Ihr Umgang überhaupt so angenehm, daß wir uns darnach sehnen sollten?

(Ein Diener tritt ein.)

Diener: Gnädiger Herr, hier sind zwei Briefe.

Don Esteban: Von wem ist wohl die Handschrift? Sie ist mir nicht bekannt. (Er liest.) „Don Gil Arquato y Mello de la Perra empfiehlt sich Don Esteban Sandoval Baron de Mendoza, und bittet Ihn, das Fest mit seiner Gegenwart zu beehren, welches er nächsten Dienstag den Herrn und Damen der Umgegend auf seinem Schlosse geben wird." — Und Dich hat er nicht eingeladen! Der Henker mag ihn holen (er zerreißt den Brief). Er soll mir seine Unverschämtheit theuer bezahlen; bei Gott! ich werde an ihm ein Exempel statuiren, das allen zukünftigen Perra's lehren soll, was nachbarliche Höflichkeit ist!

Ines: Laß es gehen, mein lieber Esteban! Du machst mir stets so bange, wenn Du zornig wirst. Ich bitte, beruhige Dich mir zu liebe.

Don Esteban: Du weißt nicht, wie sehr ein Edelmann darunter leidet, daß man seinen Stolz kränkt.

Ines: Mein Herzchen! . . . .

Don Esteban: Den Gil, oder den Teufel, Du sollst mir dafür büßen müssen!

Ines: Lasse ihn, es wäre unter Deiner Würde!... Komm her, lies lieber den andern Brief. Es ist ja eine so unterhaltende Sache, Briefe zu lesen.

Don Esteban: Ich wollte doch, daß dieser erbärmliche Wicht.... (Er liest die Adresse des andern Briefes.) Ah, welche Ueberraschung!

Ines: Was bewegt Dich denn auf einmal so freudig?

Don Esteban: Dieser Brief kommt von der Herzogin von Montalvan!

Ines: Wie? Du kennst ihre Handschrift so gut, daß Du schon an der Adresse errätheſt, von wem der Brief kommt?

Don Eſteban: Nun ja, in früherer Zeit .... das heißt, vor einigen Jahren .... war ich sehr gut mit ihr bekannt.

Ines: Eine alte Liebschaft?

Don Eſteban: Ja beinahe! — es fällt jedoch vor Deiner Zeit, daß ich ihr den Hof machte ..... Komm' her, lies Du selbſt den Brief! (Er reicht ihr das Billet hin).

Ines: Das heiße ich ein ehrenvolles Zutrauen! — (Sie öffnet den Brief, und gibt ihm denſelben zurück, ohne hinein zu blicken.) Sieh, wie ich Dein Zutrauen zu erwidern weiß!

Don Eſteban (lieſt laut): „Mein lieber Baron!“

Ines: (lachend). Mein lieber Baron? ..... lies das Andre nur für Dich!

Don Eſteban (laut): „Mein lieber Baron! Ich verlaſſe Madrid oder vielmehr ich flüchte mich aus dieſer Stadt. Ich gehe nach Portugal, aus ſehr gewichtigen Gründen, die ich Ihnen ſpäter auseinanderſetzen will, wenn Sie ſich nicht zu compromittiren fürchten, indem Sie mir nur auf einige Stunden eine Raſt auf Ihrem Schloſſe in Eſtremadura vergönnen. — Sie haben alſo, wie man ſagt, die Thorheit begangen, ſich zu verheirathen, und das öffentliche Gerücht ...“ (Er lieſt das Andere leiſe.)

Ines: Lies mir dieſe Stelle lieber laut, mein guter Baron!

Don Eſteban (thut, als ob er leſe): Ver, Ver.... „und wenn das öffentliche Gerücht wahr iſt, ſo ſind Sie bereits verheirathet. Leben Sie wohl, Seraphine.“

Ines: O Du biſt mir nicht pfiffig genug, Eſteban! — „Sie haben alſo die Thorheit begangen, ſich zu verheirathen, und wenn das öffentliche Gerücht wahr iſt, ſo ſind Sie bereits verheirathet.“ — Iſt das auch der Styl einer Herzogin? Mei-

ner Treu, mir dünkt, daß ich einen solchen Brief besser schreiben würde.

Don Esteban (steckt den Brief in die Tasche): Es ist ein närrisches Frauenzimmer. Aber ich vermuthe, Ines, daß sie noch heute eintreffen wird — vielleicht schon in wenigen Minuten! — Gehe und kleide Dich an. Es wäre mir überdieß sehr lieb, wenn Du in dem ganzen Glanze Deiner Schönheit vor ihr erscheinen würdest. Es ist eine alte Kokette, und ich möchte sie recht eifersüchtig auf Dich machen. Zudem bist Du heute etwas bleich, und etwas Schminke wäre daher ganz am Platze.

Ines: Ei, was fällt Dir ein? Warum willst Du denn, daß ich sie belüge? Das hieße ja Dich selbst tauschen. Wenn ich Dir gefalle, trotz dem, daß ich bleich bin, warum soll ich denn trachten, auch Anderen zu gefallen?

Don Esteban: Je nun, meine liebe Ines! siehst Du, ich wünschte, daß sie die glückliche Wahl bewundere, die ich getroffen habe!

Ines: Nun ja, Dir zu liebe, mein Herzchen, will ich etwas Roth auflegen. Allein wenn ich mich herausputzen soll .. Du weißt ja, ich bin so linkisch mit diesem dummen Tand.

Don Esteban (ungeduldig): Gebrauche ja nicht das Wort Tand vor der Herzogin! — Gehe jetzt, mein Engel! und kleide Dich an, ich bitte Dich darum. Ich weiß wohl, Du würdest auch in Deinem jetzigen Aufzuge neben ihr gar nicht so übel erscheinen!

(Er küßt sie.)

Ines: Kann man Deinen Bitten widerstehen? Gehab' Dich wohl auf eine Weile! Ich werde es meiner Kammerfrau anbefehlen, daß sie mich recht heraus putzt.

(Sie entfernt sich.)

Don Esteban (allein): Die Herzogin von Montalvan kommt also hieher? . . . Nun ja, es ist ein Beweis meines guten Herzens, daß ich mich davon so in Aufregung versetzen

laſſe! . . . — Ja, ich habe ſie einſt geliebt, aber nur wie viele Andere . . . . nicht mehr und nicht weniger! — Das liegt jetzt weit hinter mir. Was liegt mir überhaupt daran, wie ſie ſich über meine Heirath äußern wird? Ich liebe Ines . . . werden ihre Kritiken mich überhaupt daran verhindern können, dieſem lieben Weſen herzlich gut zu ſeyn? Ich bin überzeugt, daß ich für ihren Spott gar nicht mehr empfindlich bin. Dieſes Weib iſt ſehr bösartig, und hat mir ſchon Beweiſe davon gegeben . . . Das allein thut mir leid, daß ſie just dieſen Zeitpunkt gewählt hat, um hieher zu kommen. Ines iſt heute nicht ſehr hübſch . . . ſie iſt bleich . . . ſogar etwas gelblich . . . ihre Augen ſind etwas trübe . . . . Alle Wetter! das wird der ſtolzen Dame Grund genug zum Spott abgeben! — Arme Ines!.. Nun ja, ſie ſoll es einmal wagen, über meine Heirath zu ſpotten! . . . . Bei Gott, ſie ſoll ſich gewaltig verwundern, in welcher Weiſe ich ihren Spott aufnehme. — — Die Herzogin war einſt ein ſehr ſchönes Weib, das heißt vor etwa fünf Jahren. Sie hat mich in die Mode gebracht bei dem ſchönen Geſchlecht, ſie hat meinen Ruf gründen helfen; um ihretwillen hatte ich mein erſtes Duell . . . hier an dieſem Arme, wo ich verwundet wurde, trage ich noch ein Andenken daran. — Stolz wie ein Held begab ich mich vom Wahlplatze weg zu ihr, und ließ mir die friſch blutende Wunde verbinden. Sie legte mir ſelbſt die Binden um, und wollte nicht zugeben, daß eine fremde Hand meine Pflege übernehme. Als ſie mir die Wunde auswuſch, küßte ſie ſie zu wiederholten Malen, und ſaugte am Ende ſelbſt das Blut heraus . . . . Damals war ich noch jung, und ihre Küſſe brannten mich auf der Haut, wie ein glühendes Eiſen . . . . . Noch heute kann ich mich dieſes Augenblicks nicht ohne Herzklopfen erinnern! — Ah, Don Juan Ramirez! ich bin Euch ſehr verbunden für den Degenſtoß, den Ihr mir damals beibrachtet!

Mendo (mit ſeinem verſtümmelten Arm tritt herein): Gott grüße

Euch, Don Esteban! es freut mich, Euch heute so lustig zu sehen!

Don Esteban: Nennt mich Euern Sohn, wenn Ihr nicht wollt, daß ich Euch zürne!

Mendo (verlegen). Mein lieber Sohn, ich komme, um Euch Lebewohl zu sagen. Ich stehe im Begriff abzureisen!

Don Esteban: Ihr wollt uns verlassen? und wohin geht Ihr denn?

Mendo: Nach Galizien... nach Ferrol... zu einem meiner Verwandten... ich will einen Bruder besuchen, den ich schon seit vielen Jahren nicht mehr gesehen habe!

Don Esteban: Ei der Tausend! das ist ja ein Bruder, der Euch gleichsam nun aus den Wolken heruntergefallen ist. Wie kommt es denn, daß Ihr mir früher gar nichts von ihm erzählt habt?

Mendo: Je nun, ich weiß selbst nicht...

Don Esteban: Ich lasse mir's nicht nehmen, es mißfällt Euch etwas hier, und veranlaßt Euch, uns zu verlassen?

Mendo: O nein, lieber Esteban!.... ich wüßte nichts, das mir hier mißfiele... Aber ich muß abreisen... es ist unumgänglich nöthig!

Don Esteban: So sagt mir nur den Grund davon!

Mendo: Ich habe Geschäfte in Galizien...

Don Esteban: Ihr seyd ein geheimnißvoller Mensch. Allein dießmal glaube ich Euern geheimen Beweggrund errathen zu haben. Ihr seyd gestern Abend von der Unverschämtheit dieser Inwohnen Landebellente unangenehm berührt worden, und wollt jetzt eine Gegend verlassen, wo Ihr dergleichen Widerwärtigkeiten ausgesetzt seyd. Aber bleibt nur, bester Vater, und Ihr sollt Genugthuung erhalten durch die Rache, die ich an diesem Bettelvolke nehmen will. Ich will diese aufgeblasenen Menschen nun auf jede Weise schikaniren; der Grund und Boden der ganzen Gegend ist beinahe ausschließlich mein Eigenthum. Ich

werde ihnen nun verwehren, auf demſelben zu fiſchen oder zu jagen, und Jedem, der mein Verbot übertreten ſollte, einen Prozeß anhängen. Als Gouverneur von Avis und Militär-Commandant der ganzen Provinz werde ich ihnen Soldaten in's Quartier legen, ſobald unſere Truppen nach Portugal [1]) marſchieren, und zu guter Letzt will ich ihnen...

Mendo: Und warum wollt Ihr Euch denn ſelbſt unglücklich machen wegen einer ſolchen Kleinigkeit? Laßt dieſen Leuten ihre Vorurtheile! Ich entſchuldige ſie und laſſe ſie gewähren. Das Beſte iſt, wenn ich ihnen das Schlachtfeld räume: viele Hunde ſind des Hasen Tod, und in einem ſolchen Falle entſcheidet ſich der Sieg immer zu Gunſten der Ueberzahl.

Don Eſteban: Nein, bei allen Teufeln! Ihr dürft uns nicht verlaſſen, nun ich Eure wahren Beweggründe kenne. Man ſoll nie behaupten können, daß ein Mendoza ſich in die Launen irgend eines Menſchen gefügt habe. Ihr müßt bei mir bleiben, und wenn ganz Eſtremadura bewaffnet gegen dieſes Schloß anrückte, um Euch daraus zu vertreiben.

Mendo: Höret mich, Don Eſteban! Ihr wißt es ja, wie ſehr ich mich von vorn herein gegen dieſe Heirath geſträubt habe. Wenn ich Euch auch nicht mit dem entſetzlichen Makel befleckt haben würde, worein die Huld unſeres Herrn und Königs mich zu befreien geruht hat, ſo wäre es dennoch meine Anſicht, daß in Heirathsangelegenheiten nichts nöthiger iſt, als Gleichheit der äußeren Lebensverhältniſſe. Ich bin keineswegs von Vorurtheilen befangen, oder hege die allgemeinen Anſichten über Adel und Bürgerthum; allein ich glaube, daß, wenn uns das Schickſal einmal in einem Stande geboren werden und aufwachſen ließ, wir unſere freundſchaftlichen und verwandtſchaftlichen Beziehungen nur innerhalb dieſes Standes finden dürfen. Freund-

1) Man wolle ſich hiebei erinnern, daß die Handlung in den Zeitpunkt unmittelbar vor den Begebenheiten fällt, welche Don Joan de Braganza auf den Thron von Portugal erhoben.

schaften gründen sich auf gleichen Geschmack, gleiche Sitten, gleiche Ansichten: man muß den Platz behaupten, den uns der liebe Gott angewiesen hat. In unserer Familie freilich hat es der Himmel anders gefügt. Ihr habt Euch mit einem Menschen eingelassen, dessen Name trotz der Gnade unseres Königs noch immer dem Ohre eines Edelmanns unangenehm klingen muß. Wolltet Ihr diesem Namen Achtung verschaffen, Ihr würdet auf allzuviel Widerstand stoßen. Ein Mann... ein Greis, der an sich selbst keinerlei Vorzüge und Eigenheiten besitzt, die ihn bei Leuten Eures Standes empfehlen... ein Mann, der hier nichts verloren hat, darf mit gutem Gewissen einen Ehrenmann, dem er so hoch verpflichtet ist, nicht zu steten Drangsalen und Beleidigungen verdammen!

Don Esteban: Aber ich will...

Mendo: Laßt mich abreisen, Don Esteban!... Bei meiner Tochter freilich ist es ein Anderes; als Eure Gemahlin hat sie meinen Namen verloren; sie ist eine Mendoza geworden, und dieser Name vermag alle erblichen Makel auszulöschen. Zudem, wenn Ihr um ihretwillen von irgend Jemand Kränkungen erlittet, so seyd Ihr ihr Gatte, und habt als solcher die Verpflichtung übernommen, von dem Augenblicke an, wo Ihr mit ihr vor den Altar tratet, sie zu vertheidigen und zu rächen. — So lange ich aber in Eurem Hause bleibe, bin ich für Eure Nachbarn nichts Anderes, als ein Aussätziger, der Euer Haus öde, Euren Umgang verhaßt macht, der Euch aller Vergnügungen, Genüsse und Vorrechte beraubt, auf die Ihr Kraft Eures Ranges in der Gesellschaft Anspruch habt!

Don Esteban: Alle Eure schönen Reden sind unnütz, Mendo! Ihr müßt bei mir bleiben. Zweifelt Ihr denn noch, daß Euer Umgang mir tausendmal angenehmer ist, als der dieser lumpigen Landedelleute von Estremadura? glaubt Ihr denn, ich würde, um den thörichten Stolz dieser Leute zu schonen, mich von einem Freunde, einem Vater trennen? Nein, nein! es

bleibt dabei, dieſes Lumpenvolk mag mir tauſendmal zum Teufel gehen!

Mendo: Gnädiger Herr, Ihr bringt mich in Verlegenheit. Ich bin ſchon ſo daran gewöhnt, von der Familie Mendoza nur Wohlthaten und Beweiſe der Gnade zu empfangen, daß ich ſie gar nicht mehr von der Hand weiſen kann. Aber ich fürchte noch immer, Ihr werdet noch eines Tages bitter bereuen müſſen, einen unwiſſenden, verkrüppelten Bauern in Euer Haus aufgenommen zu haben!

Don Eſteban (umarmt ihn): Gerade dieſes körperliche Gebrechen erinnert mich ja auf's Neue an Alles, was Ihr für mich gethan habt, beſter Vater! Wie werde ich je im Stande ſeyn, eine ſo große Schuld gegen Euch abzutragen?

Mendo: Was ich gethan habe...

Don Eſteban: Seyd überzeugt, wir werden uns noch rächen! — Ah, ich vergaß Euch zu ſagen, daß ich noch heute dem Beſuch einer vornehmen Dame aus Madrid entgegenſehe, welche bei uns abſteigen wird! Es iſt eine der erſten Schönheiten des Hofes, die Herzogin Seraſina von Montalvan. Wir werfen uns alle in unſeren Putz, um ſie würdig zu empfangen... Nehmt mir meine Bitte nicht übel, guter Vater! — es iſt nur ein thörichter Einfall von mir! — aber thut mir den Gefallen und leget dieſes braune Gewand ab, und ein reicheres Kleid an, damit wir wenigſtens unſern Gaſt ſtandesmäßig empfangen!

Mendo: Ihr habt wahrlich unrecht, mich zu längerem Bleiben zu nöthigen.

(Geht ab.)

Don Eſteban (allein): Muth! nur Muth! ich habe eine gute Handlung begangen, und fühle nun um ſo mehr Kraft, den verführeriſchen Reizen Seraſinens zu widerſtehen..... — Verführeriſchen Reizen? da treffe ich mich auf einer ſchönen Unbeſcheidenheit!.... Wie leicht überredet man ſich, wenn man ein paar armſelige Eroberungen gemacht hat, daß alle Weiber

nach der Ehre geizen, Einen vor ihren Triumph-Wagen zu spannen!.... — Aber wäre es nicht schicklicher, wenn ich der Herzogin entgegengienge?..... Wenn ich nur nicht fürchten würde, Ines dadurch zu beleidigen!.... Allein warum sollte ich gegen eine Herzogin weniger galant seyn als gegen eine Bürgerliche? Ich will ihr entgegen gehen; doch halt! da kommt Jemand!

Ein Diener (tritt ein): Gnädiger Herr, so eben fährt eine Dame in einem Reisewagen mit sechs Maulthieren in den Schloßhof?

(Geht ab.)

Don Esteban: Ich eile hinunter, um sie zu empfangen. — Ich bin doch recht gutmüthig, wegen der Herzogin so in Affekt zu gerathen! Sind es ja doch schon volle fünf Jahre her, seit ich sie nicht mehr gesehen habe, und fünf Jahre bringen bei einer hübschen Dame gewöhnlich eine starke Veränderung hervor.

(Er eilt hinaus. — Ines tritt ein; sie ist auffallend schlecht geschminkt und mit Diamanten überladen.)

Ines (allein): Wie er ihr entgegenspringt!.... Wie fröhlich überrascht, wie bezaubert war er, als er den Brief empfing!.... Er wollte mir ihn nicht einmal ganz vorlesen..... Ich wage es ihm gar nicht zu zeigen, wie wehe mir das thut, denn sicherlich hat er es nicht absichtlich gethan. Er liebt mich, und ich wäre recht undankbar, wenn ich eifersüchtig seyn wollte. Zudem bin ich ja nur eine schlichte Bäuerin, ohne alle feine Manieren; er wird meiner vielleicht überdrüssig werden, oder sich an mir schämen, wenn er mich mit einer solchen Madrider Dame voll Geist und Anmuth vergleicht. Aber mein Esteban ist zu gutmüthig, zu ehrenhaft, als daß er je aufhören könnte, mich zu lieben. — (Sie sieht die Herzogin hereintreten): Ha! wie schön ist sie!

(Don Esteban führt die Herzogin am Arme herein.)

Don Eſteban: Liebe Ines, die Herzogin Seraſine von Montalvan! — Erlauben Sie mir, Madame, daß ich Ihnen meine Gemahlin, die Baronin von Mendoza, vorſtelle.

Die Herzogin: Es wird mich ſehr freuen, Ihre Bekanntſchaft zu machen, Madame!

Ines (ſtotternd): Und mich.... ebenfalls!....

Die Herzogin: Welche abſcheulichen Landſtraßen! Ich bin todesmüde! — Ach!

Ines: Und doch ſind Sie gefahren?

Die Herzogin (lächelnd): Eben deßwegen.

Don Eſteban (zur Herzogin): Belieben Sie ſich zu ſetzen, Madame! — (leiſe zu Ines): Ines, was haſt Du denn? — So ſetze Dich doch!

Die Herzogin: Die Baronin ſcheint unwohl zu ſeyn... ſollten Sie vielleicht krank ſeyn, Madame?....

Ines: Ich, Madame?

Don Eſteban: Sie hat ſich geſtern ermüdet, und deshalb finden Sie ſie bleich!... Gewöhnlich hat ſie weit mehr Farbe!

Die Herzogin: Wenn man ſich einer ſo ſchönen Haut rühmen kann, wie die Baronin, iſt etwas Bläſſe kein Fehler.

Don Eſteban (ſich verbeugend): Oh!

Ines: Oh!

Die Herzogin: Es erhöht nur die Schönheit!

Ines: Sie ſind ſehr gütig, Madame!.... Aber....

Die Herzogin: Die Frau Baronin ſcheint noch ausnehmend jung zu ſeyn; ſie kann kaum mehr als vier- bis fünfundzwanzig Jahre zählen!

Ines: Ich werde fünf Jahre..... Ach, was ſage ich doch?.... auf nächſten Sommer-Johannis werde ich erſt zwanzig Jahre alt.

Die Herzogin: Sie bewohnen wohl erſt ſeit Kurzem dieſes Schloß hier?

Don Esteban: Erst seit ganz kurzer Zeit.... Ich wählte es wegen der Nähe von Avis, dessen Gouverneur ich dem Titel nach bin, zu meinem Aufenthalte. Ich hatte nicht die entfernteste Ahnung davon, daß mir die Ehre werden würde, Sie hier empfangen zu dürfen. — Aber sagen Sie mir doch, Madame, wer trägt denn die Schuld dieser Aechtung oder Verbannung, wie Sie es nennen, welche Sie so weit vom Hofe entfernt?... Hoffentlich ist es ein nur allzugewichtiger Grund, der Sie nach Estremadura führt?

Die Herzogin: Wie? ein gewichtiger Grund? — So erfahren Sie denn, Don Esteban, daß ich im vollen Sinne des Wortes landesflüchtig bin! Der Hergang der ganzen Geschichte ist in Kurzem folgender: Ich hatte, wie Sie wissen, einigen Einfluß bei Hofe; der Herzog von Lerma zog mich bisweilen zu Rathe, und der hochselige König bezeugte mir in ganz besonderem Grade seine Gnade. Auf einmal fällt Olivarez wie eine Bombe in unseren Hofzirkel herein, — kein Mensch wußte wie oder woher — verdrängt den Herzog von Lerma bei dem jungen Philipp, schleicht sich in dessen Vertrauen ein, und zerstört in einem Augenblick fast meinen ganzen Einfluß. Mir ist nichts lästiger, als diese kleinen Händel und Eifersüchteleien des Heflebens; edelmüthig wie ich bin, bot ich dem Herzog Grafen von Olivarez meinen Einfluß und meine Freundschaft an — er aber weist beides mit Verachtung zurück. Dafür mußte ich ihm wohl den Krieg erklären. Ich versuchte dem König meinen Beichtvater zu geben — Olivarez aber gibt ihm eine Maitresse, und die Maitresse trägt den Sieg davon, der König wandte von nun an diesem Merkur von einem Minister sein unbedingtes Vertrauen zu.

Ines: Wie? der Herzog von Olivarez heißt Merkur?... fürwahr, ein drolliger Name!....

Die Herzogin: Meine Schritte konnten Olivarez nicht verborgen bleiben, und er wollte sich dafür rächen, denn nun

war er allmächtig. Er beſchuldigte mich, bei irgend einer Verſchwörung in Portugal die Hand mit im Spiele gehabt zu haben.... Sie kennen ja die alte unſelige Geſchichte mit Don Jean von Braganza. — Es war der purſte Unſinn. Man machte dem König glauben, ich ſey es, welche Portugal von ſeiner Krone losreißen wolle — man wollte mich dafür in irgend ein Kloſter, ja vielleicht ſogar nach Segovia [1]) ſchicken. Allein ich bekam noch bei Zeiten Wind davon, und machte mich aus dem Staube, ohne den Verhaftsbefehl abzuwarten. Ich habe meine Maßregeln ſo gut getroffen, und meine Reiſe ſo beſchleunigt, daß man in Madrid noch ſicherlich keine Ahnung von meiner Flucht hat. Nun bin ich auf dem Wege nach Portugal, und will mich dort in eine Verſchwörung einlaſſen.... da man es ja nicht anders von mir erwartet!

Don Eſteban: Welche Niederträchtigkeit, eine Dame in den Thurm von Segovia ſchicken zu wollen!

Ines: Aber dieſer Beichtvater?....

Don Eſteban: Ines, die Herzogin iſt ermüdet, und von der Reiſe angegriffen! einige Erfriſchungen werden ihr willkommen ſeyn: — willſt Du nicht die Güte haben, dafür zu ſorgen?

(Er ſpricht leiſe mit ihr. — Ines entfernt ſich. — Pauſe.)

Don Eſteban (vorlegen): Ich habe Sie noch nicht einmal fragen können, Madame, ob Ihre Reiſe glücklich war.

Die Herzogin: Ich bin ſehr zufrieden damit. — Beiläufig geſagt, der jetzige Gouverneur von Avis iſt wohl Ihr Untergebener?

Don Eſteban: Allerdings, Madame! Er muß ſtreng befolgen, was ich ihm befehle, allein unſere Streitkräfte in dieſer Provinz ſind dermalen ſo ſchwach, daß ich ihm keine Hülfe ſchicken kann. — Warum aber richten Sie dieſe Frage an mich?

---

1) Der Thurm von Segovia iſt bekanntlich das ſtrengſte Staats-Gefängniß in Spanien.

Die Herzogin: Ich weiß es selbst nicht! eine Grille! —

Don Esteban (nach einer Pause): Das Wetter war . . .

Die Herzogin: Warum zeigen Sie mir diese verlegene Miene? Haben Sie mir vielleicht irgend eine Mittheilung zu machen?

Don Esteban (mit erzwungener Gleichgültigkeit): Nicht doch. — Wie finden Sie meine Gemahlin, Madame? ist sie nicht hübsch?

Die Herzogin: Sehr hübsch.

Don Esteban: Sie ist leider unangenehmend schüchtern, und dieß läßt sie bisweilen linkisch erscheinen. Ihre Gegenwart hat sie vorhin ganz aus der Fassung gebracht. — Haben Sie die Nachricht von meiner Verheirathung schon in Madrid erhalten?

Die Herzogin: Ja.

Don Esteban: Und wollen Sie mir vielleicht offen sagen, wie man sich dort darüber äußert?

Die Herzogin: Offen?

Don Esteban: Ich bitte Sie darum.

Die Herzogin: Nun denn, wenn Sie die Wahrheit wissen wollen: man tadelt Sie allgemein deßhalb. Die Philosophen am Hofe behaupten zwar, Sie hätten dadurch ein gutes Beispiel gegeben. Andere aber machen Liedchen, Spottgedichte, Witze und Epigramme auf Sie . . . was weiß ich? — Mit Einem Wort, man ist am Hofe der Ansicht, daß Sie damit einen dummen Streich gemacht haben. — Allein man vergißt in Madrid Alles wieder so schnelle, und man spricht schon seit einigen Monaten gar nicht mehr davon.

Don Esteban: Und Sie, Madame . . . dürfte ich wagen, Sie um Ihre eigene Meinung darüber zu befragen?

Die Herzogin (mit Ernst und Würde): Fürwahr, Don Esteban, es ist sehr auffallend, daß Sie sich mit dieser Frage gerade an mich wenden, . . . um so mehr, als mein Rath hierin ebenso überflüssig ist als zu spät kommt.

Don Eſteban: Verzeihen Sie, Madame, ich ſcherzte nur; — was geſchehen iſt, iſt geſchehen, und ich bereue nichts.

Die Herzogin (nach einer Pauſe): Don Eſteban, die ... die Freundſchaft, welche ich für Sie hegte, iſt noch nicht erkaltet — ich bin Ihnen noch ſo gewogen, wie ehedem. Wir ſind ſchon ſeit langer Zeit von einander getrennt, allein wenn Eines von uns Beiden die Schuld davon trägt, ſo iſt ſie ſicherlich nicht auf meiner Seite. — Schon ſeit Sie den Hof mit dem Feldlager vertauſchten und zur Armee abreieten, habe ich von Ihnen keine Nachrichten mehr erhalten; unſer Briefwechſel nahm ein klagliches Ende.

Don Eſteban: Ach, Madame! ich fühle nur zu ſehr, wie gerecht Ihre Vorwürfe ſind; Sie überhäufen mich mit verdienter Schmach.

Die Herzogin: Bei mir, Don Eſteban! iſt die Erinnerung an unſere alte Freundſchaft ſtets unbeeinträchtigt geblieben, und darum waren es auch Sie, bei dem ich in meinem jetzigen Unglück eine Zufluchtsſtätte ſuchte ... vielleicht ...

Don Eſteban: Ich weiß mit Stolz einen ſo ſchmeichelhaften Beweis unbedingten Vertrauens zu würdigen ...

Die Herzogin: Als Ihre Freundin mußte mich die Nachricht von Ihrer Heirath betrüben. Als Ihre ... aber ich wage nun nicht mehr den ſüßen Namen auszuſprechen, den ich mir früher gegen Sie erlauben durfte ... mußte es mir ſchmerzlich — ja höchſt ſchmerzlich ſeyn, zu ſehen, daß ſein Edelmuth meinen Eſteban zu einer ſolchen ... Thorheit hingeriſſen hat — vergeben Sie der Freundin dieſen harten Ausdruck. Ich ahnte, daß Sie dieſe übereilte Handlung eines Tages zuverläßig bereuen müßten. Die Mißheirath kam bei mir ſelbſt gar nicht in Betracht, eine Seele wie die Ihrige iſt über gewöhnliche Vorurtheile der Menge erhaben. — Ich will auch deſſen nicht Erwähnung thun, was die Erinnerung an einen ſolchen Schwiegervater und ſein einſtiges Gewerbe Abſcheuliches und Widerliches

für den Edelmann haben muß — das iſt ja im Gegentheil gerade die romanhafte und verlockende Seite an der Sache — allein leider muß ich Sie nun für das ganze Leben an eine Bäurin ohne Erziehung, ohne Bildung und Takt gefeſſelt ſehen. Mit dem erſten Kinde verſchwindet die Schönheit, und dann erſt weiß der Mann den Werth der Erziehung an einem Weibe zu ſchätzen. — Indeſſen kann ich mich auch getäuſcht haben . . . Ich habe Doña Ines kaum geſehen, . . . ich habe vielleicht aus vorgefaßter Meinung . . . aus Eiferſucht ſie ſo hart beurtheilt. Ja, Don Eſteban, ich geſtehe es, daß ich als eiferſüchtige Frau zu Ihnen rede. Ich bin noch eiferſüchtig, Eſteban, denn ich liebte Sie . . . ich würde Sie angebetet haben. — Hätten Sie ſich wenigſtens mit einer reizenden, anmuthigen, geiſtvollen Frau verbunden — mit einem Wort, mit einer Frau, die Ihrer werth und für Sie geſchaffen geweſen wäre, — dann hätte es mir zwar freilich wehe gethan, ein Herz zu verlieren, das ich einſt mein nannte . . . allein ich hätte doch wenigſtens den Troſt gehabt, Sie glücklich zu wiſſen, und, ſowohl nach eigener Ueberzeugung, als nach dem öffentlichen Urtheile beneidenswerth zu ſehen. Ich hätte wir ſelbſt geſagt: er kannte zwar nicht der Meinige ſeyn, aber er hat wenigſtens eine Gefährtin gefunden, die ſeiner würdig iſt . . .

(Sie wendet ſich weinend ab.)

Don Eſteban: Madame . . . ich fühle gewiß . . . nach Verdienſt, ... wie ſchmeichelhaft für mich tiefe Ihre Geſinnungen . . .

(Ines und ein Haushofmeiſter treten auf.)

Der Haushofmeiſter: Gnädiger Herr, es iſt aufgetragen.

Ines (zu Don Eſteban): Du bekommſt heute einen Puchero [1]) wie Du ihn liebſt.

Die Herzogin: O wehe!

(Alle ab.)

1) Suppe mit Speck und Kichererbſen, ein ganz gewöhnliches volksthümliches Gericht.

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

Das Gemach der vorigen Scene.

Don Eſteban, Ines.

Ines: Mein Freund? . . .

Don Eſteban (zerſtreut): Was willſt Du?

Ines: Du biſt wohl böſe auf mich?

Don Eſteban: Ich? weßhalb denn?

Ines: Ich habe ſo viel dummes Zeug vor dieſer Dame geſchwatzt. Je mehr ich mir aber Mühe gab, deſto ſchlechter gieng's!

Don Eſteban: Laſſe uns nicht mehr davon reden! Iſt ſie noch immer auf ihrem Zimmer?

Ines: Ja. — Es iſt doch drollig, wie unbehaglich Einem manchmal gegenüber von gewiſſen Perſonen zu Muthe wird. Ich habe noch nie eine ſo ſtattliche Frau geſehen.

Don Eſteban: Sie hält eine lange Mittagsruhe.

Ines: Ei ſage mir, Eſteban, haſt Du auch bemerkt, was für ſchöne Hände ſie hat? ich hätte gute Luſt, ſie zu fragen, womit ſie ſich gewöhnlich wäſcht, daß ſie ſo weiß werden.

Don Eſteban (lächelnd): Weiße Hände, meine liebe Ines,

ſind nicht Jedermann gegeben. Man muß als Herzogin geboren ſeyn, um ſo ſchöne Hände zu haben!

Ines: Aber ich meine . . .

Don Eſteban: Es iſt ſchon ſo lange her, daß ſie ſich in ihr Zimmer hinauf begab . . .

Ines: Ich weiß gar nicht, was meinem Vater heute fehlt, oder was ich aus ihm machen ſoll. Haſt Du nicht geſehen, wie ſeine Augen rollten, als er bei Tiſche mit der Herzogin ſprach und ſie anſchaute?

Don Eſteban: Haſt Du es wohl geſehen, mit welcher Anmuth, mit welcher Leutſeligkeit ſie — eine Herzogin von Montalvan — ſich mit Deinem Vater unterhielt?

Ines: Ei, ich ſah es wohl: aber nichtsdeſtoweniger ſchien mir der Vater ſo bekümmert . . .

Don Eſteban: Das iſt ja ſeine gewöhnliche Miene. — Aber ſie iſt nun aufgeſtanden. — Gehe hinauf zu ihr, Ines . . . man kann nicht aufmerkſam genug gegen ſeine Gäſte ſeyn . .

Ines (leiſe, mit belehrendem Nachdruck ironiſch): Und namentlich gegen ſo ſchöne Damen!

(Sie geht langſam hinaus.)

Don Eſteban (allein): Thörichte Vorurtheile! thörichte Ideen unſerer Kinderzeit! man entſchlägt ſich ihrer, man glaubt ſie los zu ſeyn, und auf einmal ſtellen ſie ſich wieder ein, ſo ſtark und ſo gefährlich als jemals! Ich hatte ſie abgeſchnitten, hatte ſie mit Füßen getreten, und dennoch wirft mir der Zorn über ſie ſo ſchwer . . . beinahe bereue ich ihn, doch nein . . . aber es berührt mich ſchmerzlich, dieſe Feinde zu Boden geworfen zu haben, die ich doch verachte . . . noch greifen ſie mich zuweilen an und beeinträchtigen meine Ruhe! — Seit dieſe Herzogin in meinem Hauſe iſt, ſcheint meine gute Ines mir von ihrer Schönheit eingehüllt zu haben . . . ihr natürliches Weſen gefällt mir nicht mehr wie ſonſt. — Ich ſchäme mich ertentlich, auf dieſem entfernten Schloſſe ſo weit hinter den Moden der

Hauptstadt zurückgeblieben zu seyn . . . der Dämon der Eitelkeit und der Modenthorheit möchten mich gerne wieder vor den Triumphwagen Serafinens spannen . . . allein ich werde dieser schwachen Versuchung um so eher widerstehen können, als ich bereits die Schlingen des bösen Feindes durchschaut habe. Und bin ich nicht zudem schon oft als Sieger aus den allerheftigsten Kämpfen hervorgegangen? Man wird in Spanien noch lange von dem Beispiele reden, das ich gegeben habe, und so — däucht es mir — habe ich auch ein Recht, mich auf meine Stärke zu verlassen . . . Sie hat alle ihre Künste aufgeboten; aber nun will ich sie ebenfalls auf die Felter spannen. Nach dem, was zwischen uns vorgegangen ist, hätte ich nicht erwartet, daß sie mich behandelte wie irgend einen jungen Fant, der kaum die Universität hinter sich hat. Sie gibt sich das Ansehen, als bemitleide sie mich . . . die Kokette! — Bei allem dem ist sie noch schön wie ein Engel . . . O ehrliche Treue! . . . glücklicherweise sind nur die Weiber gehalten, dich zu beobachten!

(Ein Diener tritt ein.)

Diener: O, gnädiger Herr! . . .

Don Esteban: Was gibt es? Weßhalb diese erschrockene Miene?

Diener: O gnädiger Herr! . . . der Herr Corregidor von Badajoz ist draußen!

Don Esteban: Der Corregidor? . . .

Diener: Er hat seine Leute bei sich — er verlangt Sie zu sprechen!

Don Esteban: Wohlan denn, so laß ihn hereinkommen!

Der Corregidor (tritt auf): Ich küsse Euer Gnaden die Hand.

Don Esteban: Was verschafft mir die Ehre Eures Besuchs, gestrenger Herr?

Der Corregidor: Gnädiger Herr, ich bedaure sehr,

einen Befehl ausführen zu müssen, den ich so eben vom Hofe erhalten habe; allein die Herzogin von Montalvan hält sich in diesem Schlosse auf und steht im Begriffe, sich nach Portugal zu flüchten . . .

Don Esteban: Wer sagt Euch, daß die Herzogin bei mir ist?

Der Corregidor: Gemach, gnädiger Herr! wir wollen in aller Ruhe mit einander reden. Ich habe den Reisewagen der Herzogin so eben unter Ihrem Schuppen bemerkt.

Don Esteban: Ei, sehet doch! Ihr seyd also wohl im Stande, einen Wagen an seinem Wappen zu erkennen?

Der Corregidor: So gut wie ein Anderer, gnädiger Herr! Indem wollen mir Euer Excellenz die Bemerkung erlauben, daß der Reisewagen der Herzogin gar kein Wappen hat... Die Dienerschaft aber hat mir bereits Alles eingestanden.

Don Esteban: Eurem Barte nach zu urtheilen, Herr Corregidor, hätte ich Euch für zu vernünftig gehalten, um dem leeren Geschwätz eines Bedienten Glauben zu schenken.

Der Corregidor: Ich fühle wohl, gnädiger Herr, wie schmerzlich es Ihnen seyn muß, Ihren Gast der Justiz auszuliefern; Allein Sie werden doch nachgerade einer Feindin des Königs kein Asyl bei sich gönnen wollen.

Don Esteban: Ich beherberge weder eine Herzogin noch eine Feindin Sr. Majestät, mein Herr! packt Euch zum Teufel und laßt uns in Frieden, oder ich werde Euch für diese Unverschämtheit züchtigen.

Der Corregidor: Keine Beleidigungen, gnädiger Herr! Sie werden mich nicht züchtigen lassen, denn Sie sind nicht mehr Gouverneur dieser Provinz, und zudem . . .

Don Esteban: Was sagt dieser Bengel? . . .

Der Corregidor: Es wäre mir sehr unangenehm, wenn ich Euer Excellenz die Unannehmlichkeit einer gerichtlichen Haussuchung zumuthen müßte.

Don Esteban: Wenn Ihr diese Unverschämtheit begehen würdet, so wäre ich bei Gott Manns genug, Euch zu zeigen, was ein solcher, erst vor Kurzem in den Adel erhobener, gemeiner Bengel wie Ihr dabei risikirt, wenn er einen Granden von Spanien in seinem Schlosse beleidigt.

Der Corregidor: Sehen Sie zu, gnädiger Herr! daß man Sie nicht noch lehren wird, die Justiz mit etwas mehr Achtung zu behandeln! — Ich frage Sie noch einmal, und zum Letztenmal, wollen Sie mir sagen, wo ich die Herzogin finde?

Don Esteban: Hinaus mit Euch, Ihr Bengel! oder meine Leute sollen Euch mit Stockschlägen aus der Thüre weisen.

Der Corregidor: Sie nöthigen mich also zur Gewalt, gnädiger Herr?... Herein, meine Leute!

(Einige bewaffnete Häscher treten ein.)

Don Esteban (ringend): Ha, Gesindel! glaubt Ihr einem Mendoza so kommen zu dürfen? — Du, Spitzbube, sollst mir Deine Unverschämtheit theuer bezahlen!

(Die Dienerschaft tritt herein.)

Der Corregidor: Im Namen des Königs! Den Esteban von Mendoza, ich verhafte Euch! —

(Er berührt ihn mit seinem Stabe.)

Don Esteban (zur Dienerschaft): Jagt mir diese Schufte da hinaus!... Ei sehet! hat Euch denn der Stab dieses Lümmels hier so um Euern Muth gebracht? Sehet, ich will Euch zeigen, wie man diesen Hallunken begegnen muß! — (Er zieht den Degen): Ha, Ihr Spitzbuben! so muß man mit Euch reden! Hinaus, Gesindel! — (Er jagt sie hinaus.)

Inez und die Herzogin treten herein.

Inez: Wie? sie wollen ihn tödten? zu Hülfe! zu Hülfe!

Don Esteban (kommt zurück und steckt seinen Degen wieder ein.)

Die Herzogin: Brave, Don Esteban! wer hätte geglaubt, daß Sie auch flache Hiebe so gut austheilen könnten?

Inez: Du bist doch nicht verwundet, mein Herzchen?

Don Eſteban: O nein.

Die Herzogin: Darf man fragen, Herr Baron, was für ein Anlaß Sie bewegen konnte, die Kraft Ihres Armes auf dem Rücken dieſer armen Schwarzröcke zu erproben?

Don Eſteban: Madame, ich wünſchte unter vier Augen Einiges mit Ihnen zu reden! — Laſſe uns einige Augenblicke allein, Ines!

Ines: Ich, mein Herzchen?

Don Eſteban: Ja.

Ines: Iſt es für lange Zeit?

Don Eſteban: Nein, nein; aber laß uns nur allein.

(Ines geht ab.)

Die Herzogin: Sie thun ſo geheimnißvoll, Don Eſteban; wären Sie nicht verheirathet, Sie würden mich in der That dadurch ernſtlich erſchreckt haben.

Don Eſteban: Es thut mir leid, Madame, daß ich Ihnen dieſe gute Laune ſo plötzlich zerſtören muß. Wiſſen Sie wohl, daß der Corregidor von Badajoz ſo eben nur in der Abſicht da war, Sie zu verhaften?

Die Herzogin: Wirklich?

Don Eſteban (mit Selbſtgefälligkeit): Ja, Doña Serafina. Ich aber habe den Zorn und die Ahndung der Juſtiz nicht gefürchtet, und die Reize eines ſo liebenswürdigen Weſens vertheidigt, die man jetzt im Staatsgefängniſſe von Segovia vor der Welt verbergen will.

Die Herzogin: Ja, mein lieber Don Eſteban, ich wußte wohl, daß Sie ein Muſter von einem irrenden Ritter ſind... Triſtan, Lancelot, Amadis... dieſe Alle können Ihnen das Waſſer kaum reichen. — Empfangen Sie alſo den innigen Dank einer unglücklichen verfolgten Infantin. Ha, ha, ha.

Don Eſteban (mit erzwungenem Lächeln): Sie ſind noch immer die Alte, Doña Serafina!

Die Herzogin: Und warum nicht? Sie zwingen mich

ja ſchon ſo bald, dieſe fröhliche Laune aufzugeben, die ſich nicht für mich ſchicken ſoll! — Vollenden Sie nun Ihr Werk des Edelmuths, mein lieber Don Eſteban, und verſchaffen Sie mir vier kräftige Pferde! ich muß noch heute Nacht nach Portugal hinüber.

Don Eſteban: Sie haben nur zu befehlen, Madame... Alles, was Sie hier im Schloſſe ſehen, ſteht Ihnen zu Dienſten.

Die Herzogin: Ach, ſo muß ich Sie alſo jetzt ſchon verlaſſen, nachdem ich Sie kaum wiedergefunden habe! — ich habe keine Hoffnung mehr, Sie je wieder zu ſehen!... Allein es muß ſeyn... leben Sie wohl!

Don Eſteban: Madame, ich wünſchte...

Die Herzogin: Laſſen Sie uns keine Zeit mehr verlieren... Haben Sie einen zuverläſſigen, tapferen, entſchloſſenen Mann, der mir das Geleite geben könnte?... Mein Stallmeiſter hat in Caceres den Arm gebrochen.

Don Eſteban: Doña Seraſina, iſt Ihnen hier nicht ein anderer Mann bekannt, der es ſich zur Ehre ſchätzen würde, Sie begleiten zu dürfen?

Die Herzogin: Was wollen Sie damit ſagen?

Don Eſteban: Seraſine!... ſonſt hätten Sie mich ſelbſt aufgefordert, Sie zu begleiten, Ihr Beſchützer auf Ihrer Flucht zu werden! — Warum wollen Sie mir heutzutage dieſe Ehre nicht mehr gönnen?

Die Herzogin: Lieber Don Eſteban....

Don Eſteban: Seraſine, reden Sie!... ſprechen Sie es aus, daß Sie mich zu Ihrem Ritter annehmen!

Die Herzogin: Nein, Eſteban, ich darf nicht. Ich habe Ihnen ſchon zu viel zugemuthet, indem ich Sie der beſhaften Rache eines grauſamen Miniſters ausſetzte. Wenn Sie mich nach Portugal begleiten würden, das jetzt in offenem Aufſtande gegen unſere Krone iſt, ſo hieße es nichts Anderes, als Sie ſelbſt für meinen Mitſchuldigen erklären, Ihnen für immer

den Rückweg nach Spanien verſchließen... Nein, mein lieber Eſteban, ich darf Sie nicht ſo muthwillig in's Verderben ſtürzen. Bedenken Sie nur, wie ſehr Ihnen, als dem Gouverneur dieſer Provinz, ſchon die unbedeutendſten Schritte falſch ausgelegt werden würden!...

Don Eſteban: Was kümmert mich der Zorn eines Olivarez! ich wünſchte, es gäbe noch andere Gefahren um Ihretwegen zu beſtehen. Wenn ich Sie begleite, entziehe ich mich überdieß noch den Verfolgungen der Gerichte von Badajoz, die ich gröblich beleidigt habe... Doña Seraſina, ich beſchwöre Sie, ſchlagen Sie mir dieſe Bitte nicht ab! —

(Er ergreift ihre Hand.)

Die Herzogin: Unmöglich!... Sie können Ihre Familie, Ihre gute Ines nicht ſo verlaſſen! — Ach, dieſer Name ſchon ſollte ja hinreichen, um Sie die Gefahren und Verfolgungen vergeſſen zu machen, welchen die arme Seraſine jetzt ausgeſetzt iſt. — Leben Sie wohl, Eſteban; erinnern Sie ſich zuweilen Ihrer alten Freundin vom Hofe.

Don Eſteban: Nein, Madame, nein! ich kann Sie nicht verlaſſen! Ihre Freiheit, Ihr Leben vielleicht, ſind bedroht; wie könnte ich leben, ſo lange ich Sie tauſend Gefahren ausgeſetzt weiß. Wie können Sie mir zumuthen, daß ich, ein Cavalier, müßig zu Hauſe bleibe, und fruchtloſe Gebete für Ihr Wohlergehen ausbringe, nachdem Sie... mein Gaſt... meine beide Seraſine, bei mir Hülfe geſucht hatten!

(Er fällt ihr zu Füßen.)

Die Herzogin: O Himmel! bin ich nicht ſelbſt ſchon unglücklich genug... muß ich auch noch meinen Freund in mein Unglück hereinziehen!

Don Eſteban: Seraſine, gewähre mir meine Bitte, ich beſchwöre Dich darum, bei der Wunde, die ich einſt für Dich empfangen habe.

Die Herzogin: Grauſamer, warum mußt Du mich an jene ſchöne Zeit erinnern?

Don Eſteban: Du haſt eingewilligt! Bei Gott, ich folge Dir bis in die Gefängniſſe von Segovia.

Die Herzogin (nachgiebig). Und Deine Ines?

Don Eſteban: Ich denke nur an Dich, nur an die Gefahren, von welchen Du umringt biſt... Ines ſoll hier bleiben... ſoll den Sturm beſchwören... wenn ſie...

Die Herzogin: Ach, wenn ſie um dieſen Plan wüßte!...

Don Eſteban: Ich werde auf einen Vorwand ſinnen...

Die Herzogin: Nun denn, ich willige ein. Führen Sie mich wenigſtens nur bis...

Don Eſteban: Nennen Sie mir ja den Ort nicht, wo wir uns trennen ſollen!

Die Herzogin: Grauſamer Olivarez, haſt Du noch nicht genug Schlachtopfer gefunden?

Don Eſteban: Fürchten Sie nichts für mich, ich habe mächtige Freunde am Hofe; Ihr Edelmuth allein überſchätzt den ſchwachen Dienſt, den ich Ihnen zu leiſten erbötig bin.

Die Herzogin: Mein Gott! gib, daß ich allein das Opfer werde!

Don Eſteban: Seyn Sie ruhig, ich kenne alle Nebenwege im Gebirge; ſie müſſen es pünktlich anſtellen, wenn ſie uns einholen wollen. Sie können gewiß keinen beſſern Führer nehmen als mich.

Die Herzogin: Ach, warum bin ich hieher gekommen!

Don Eſteban: Ich danke dem Himmel dafür. (Ein Diener tritt ein): Gnädiger Herr, hier ſind zwei Briefe.

(Er geht ab.)

Die Herzogin (beſchaut den einen Brief): Ei, ſeht da, das Siegel des Miniſters!

Don Eſteban: Was will er von mir? — (Er gibt den Brief der Herzogin zurück, nachdem er ihn geleſen hat): — Sie ſehen nun

selbst — auch ich bin am Hofe schwarz angeschrieben. Man beruft mich von meinem Posten ab, und verlangt von mir, daß ich mich unverweilt am Hofe einfinde.

Die Herzogin: Gehorchen Sie, Esteban, sonst sind Sie verloren. Sie sehen nun selbst, wie sehr Sie sich schon jetzt für mich compromittirt haben.

Don Esteban: Ein Grund mehr für mich, mich nicht in die Krallen des Tigers zu wagen. Nun bin ich Gottlob selbst gerächet!

Die Herzogin: Leider!

Don Esteban (nachdem er den andern Brief gelesen hat): Dieses Schreiben hier kommt von unserem gemeinschaftlichen Freunde, Don Rodrigo de Briarte; er meldet mir, daß auch ich bei Hofe in dem Verdacht stehe, den Unruhen in Portugal nicht fremd zu sein. Man bedauret von mir, ich habe mich nicht ohne Absicht so sehr in die Nähe des Heerlagers des Aufrührers begeben... Ha, ha, ha! ein köstlicher Spaß; in der That, sie haben mich doch selbst hieher gesandt!

Die Herzogin: Wie unglücklich bin ich doch! ich weiß selbst nicht mehr, wenn ich Ihnen rathen soll.

Don Esteban: Wir wollen schon noch darüber nachdenken, wenn wir nur erst in Sicherheit sind. — Doch stille, da kommt Ines.

Ines (öffnet die Thüre halb): Darf man hereinkommen?

Die Herzogin: Mein Gott, meine liebe Baronin, ich bin recht böse auf Ihren Don Esteban! — Die Nachrichten aus Madrid, welche er mir so geheimnißvoll mittheilte, waren gar nicht der Mühe werth, daß man so viel Aufens davon machte — zumal vor Ihnen, Madame.

Don Esteban: Liebe Ines, die Frau Herzogin will uns nun mit Gewalt verlassen... Ich werde Ihren Wagen sogleich einspannen lassen. — (Leise zu Ines): Ich will Sie bis in den kleinen Orangenhain begleiten.

Ines (leise): Willst Du, daß ich mitgehe?

Don Esteban: Nein, mein Kind! der Abend bricht herein, und Du könntest Dich erkälten.

Ines: Wie, Madame, Sie reisen bei Nacht? fürchten Sie sich denn nicht?

Die Herzogin: Das Unglück und die schweren Prüfungen, welche mich seit einiger Zeit unablässig verfolgen, haben mich so sehr abgehärtet, daß ich der Furcht nicht mehr zugänglich bin.

Ines (leise zu Esteban): Sag' mir doch, mein Herzchen, warum hast Du denn jene Häscher geschlagen?

Don Esteban: Es waren Lümmel, die es wagten . . ein unbedeutendes Jagdabenteuer . . . es handelte sich um ein paar Wilddiebe . . siehst Du, mein Kind, Du mußt gar keinen Werth darauf legen.

Ines: Aber die Diener sagten doch. . . .

Don Esteban: Das sind thörichte Schwätzer, die nicht wissen, was sie sagen, und Du warst nicht klug, auf sie zu hören. Aber ich muß jetzt meine Befehle geben. — Geh', mein Kind, zeige Doña Serafine die Blumen, welche Du selbst gepflanzt hast.

Ines: Kommen Sie, Frau Herzogin! sie müssen meinen arabischen Jasmin sehen.

Die Herzogin (leise zu Esteban): Aber Sie beeilen sich doch so gut wie möglich?

(Alle treten ab.)

Zweite Scene.

Eine Gallerie im Erdgeschosse des Schlosses.

Mendo (allein):

Mendo: Es liegt doch immer eine gewisse Unverschämt-

heit in dem Benehmen der Reichen, sogar in ihrer Artigkeit. Diese Herzogin hat sich nur über uns lustig gemacht, und dennoch schaute Don Esteban öfter nach ihr als nach seiner Frau. Ach, ich fürchte, ich fürchte, Ines wird es noch sehr bereuen müssen, einen so vornehmen Herrn geheirathet zu haben.

Ines (mit auf). Endlich ist sie fort, und offen gestanden, es thut mir gar nicht leid um sie.

Mendo: Und Dein Gatte begleitet sie wohl?

Ines: Ja bis zum Orangen-Gehölze. Er erlaubte mir nicht einmal, ihn auf meiner Schimmel-Stute zu begleiten. — Glaubt mir, Vater, ich kann eine gewisse Unruhe nicht unterdrücken.

Mendo: Warum denn?

Ines: Er hat seine Pistolen mitgenommen, und doch haben wir Gottlob keine Räuber in der Gegend.

Mendo: Vielleicht geschah es nur um die Herzogin zu beruhigen.

Ines: Was für Gefahren drohen ihr denn auf dem Wege?

Mendo: Hoffentlich keine.

Ines: Wenn die Häscher aber Doña Serafine einholen würden?

Mendo: Es braucht geraume Zeit, bis man von Badajoz hieher kömmt.

Ines: Sie wird ihn unglücklich machen . . . ich fürchte dieses Weib, das dem Könige seinen Beichtvater geben will. Ja, Väterchen, sie wollte, daß Se. Majestät ihren Beichtvater annehme. Sie hat es uns selbst erzählt, und eine lange Geschichte dazu, von der ich kein Wort begriff. — Ach Du lieber Gott, warum ließ sich mein Gemahl auch beigehen, sie in's Schloß aufzunehmen?

Mendo: Er konnte nicht anders: sie war ja früher seine Freundin.

Ines: Leider! — (Man pocht an der Thüre): — ich höre Geraufch an dem großen Thore; sollte er schon wieder zurück seyn? — (Der Corregidor und viele bewaffnete Häscher treten ein.)

Der Corregidor: Salutem omnibus! Da sind wir wieder, aber dießmal mit verstärkten Kräften, man soll nun nicht mehr mit der gestrengen Justiz seinen Spott treiben. Wer zuletzt lacht, lacht am besten, und wir werden noch sehen, wer die Scherben bezahlen muß.

Ines: Was wollt Ihr hier, mein Herr? . . . warum kommt Ihr wiederum zu uns?

Der Corregidor: Ich will nichts als Don Esteban, Herrn von Mentoza, und eine gewisse Doña Seraffna Herzogin von Montalvan, faben und verhaften, — keinen Deut mehr!

Mendo: Was sagt Ihr, Herr Corregidor? Das ist ja gar nicht möglich!

Der Corregidor: Dafür laßt mich nur sorgen! ich verstehe mein Handwerk. Vor Allem hütet Euch, mir Widerstand entgegen zu setzen, sonst werde ich mit Feuer und Schwert gegen Euch einschreiten!

Ines: Mein Herr . . . Die Herzogin ist abgereist . . . und mein Gemahl . . . hat sich ebenfalls geflüchtet.

Der Corregidor: Bah, bah! man bindet uns keinen Baren auf. Es ist Niemand aus der großen Thüre herausgetreten, seit wir von hier weggiengen, alle Zugänge des Schlosses waren bewacht, also ist die Krähe noch in ihrem Nefte. — (Zu zwei Häschern): Ihr Beide laßt mir Niemand aus dem Gemach. (Zu den andern Häschern): Ihr Uebrigen folgt mir! —

(Sie treten in die inneren Gemächer.)

Ines: Ach, ich habe es wohl geahnet, diese Herzogin hat ihn in's Verderben gestürzt! — Heilige Mutter Gottes, erbarme Dich seiner! —

Mendo: Beruhige Dich, ein Reicher oder Vornehmer hat immer Mittel und Wege, ſich aus der Schlinge zu ziehen.

Ines: Allein wo iſt er jetzt? wann wird er wieder zu mir zurückkehren?

Mendo: Ja, der Himmel gebe, daß wir ihn bald wieder hier ſehen.

Ines: Ihr ſagt dieß in einem Tone, Väterchen, als hätte Ihr alle Hoffnung darauf bereits aufgegeben!

Mendo: Ich? . . . . . ich hoffe, er wird bald wieder hier ſeyn.

Ines: Ihr habt irgend etwas auf dem Herzen, was ihr mir nicht zu ſagen wagt. — Ja, ja, Ihr wiſſet, oder argwöhnet irgend ein Unglück, das Ihr vor mir verbergen wollet!

Mendo: Du täuſchest Dich, mein Kind. Begib Dich auf Dein Zimmer. Es bleibt uns nichts Anderes übrig, als den lieben Gott zu bitten, daß er Dir Deinen Gatten erhalte.

Ines: Ach, Ihr verſetzt mich in fürchterliche Angſt, Väterchen! . . . . ſchon durchkreuzen ſich tauſenderlei entſetzliche Ahnungen in meinem Geiſte.

Mendo: Laß uns hineingehen! was thun wir noch länger hier?

(Sie treten ab.)

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

Eine Schenke in Evora.

Der Wirth, portugieſiſche Soldaten und Bürger ſitzen an einem Tiſche und trinken mit einander.

Der Wirth (ſpringt vom Tiſche auf und erhebt ſein Glas): Kommt, Freunde! auf das Wohl von Don Joan de Braganza, ſo Gott will, bald König von Portugal!

Alle: Don Joan de Braganza ſoll leben!

Der Wirth. Bei Gott, er iſt ein ächter Portugieſe, ein trefflicher König — juſt von dem Schrot und Korn, wie wir ihn brauchen! kein ſolcher finſterer Spanier mit einem Faſtengeſicht, der uns unſere Douceurs abſchwatzt!

Ein Soldat: Sie ſollen nur wieder kommen, wir wollen ihnen einen ſauberen Empfang bereiten!

Der Wirth: Habt Ihr ſchon die Neuigkeit gehört, meine Herrn? Als Don Ketrige de Saa und Fernando Menezes den Vasconcelhos zu Liſſabon aus dem Fenſter des Palaſtes geworfen haben, was denkt Ihr wohl, daß ſich da begeben habe?

Ein Bürger: Er wird auf dem Pflaſter den Hals gebrochen haben?

Der Wirth: Mit Nichten. — Ein großes Gespenst erschien vor dem ganzen Volke, und rief mit einer Donnerstimme: „Zu den Waffen, Portugiesen! Das Joch der Spanier ist abgeschüttelt!“ — Wer, glaubt Ihr wohl, daß dieß gewesen sey?

Ein Soldat: Närrische Frage! wer konnte es anders seyn, als der König Don Sebastian [1]?

Der Wirth: Ihr habt's errathen! . . . als das Gespenst diese Worte gerufen hatte, zerriß es in der Luft mit einem Getöse, als ob zehntausend Kanonenschüsse auf einmal abgefeuert wären. Das ist buchstäblich wahr, denn ich habe es von meiner Schwester gehört, die in der Kirche war, als Vasconcelhos aus dem Fenster geworfen wurde.

Ein Soldat: Was ist denn daran so Außerordentliches? man weiß ja wohl, daß der König Don Sebastian nicht gestorben ist. Mir selbst ist er einmal erschienen; denkt Euch nur, ich stand einmal Schildwache, alles war schwarz und finster, wie in einer Kuh, und es regnete ein wenig; wie ich eben auf die Lunte meiner Büchse blies, kommt auf einmal eine große weiße Gestalt, vom Kopf bis zum Fuße in Erz gerüstet, und mit der Krone auf dem Kopfe auf mich zu, und stößt einen fürchterlichen Seufzer aus. Nun fürchte ich mich zwar vor keinem Menschen aus Fleisch und Blut . . . wenn ich aber ein Gespenst anüchtig werde, verliere ich auf einmal allen meinen Muth. Ich fiel zu Boden, und betete ein Stoßgebetlein gegen die bösen Geister, das ich glücklicherweise auswendig weiß.

---

1) Anspielung auf den noch jetzt in Portugal unter dem Volke im Schwange gehenden Glauben, daß der König Don Sebastian, der in Afrika getödtet wurde, nicht gestorben sey und zu gewissen Zeiten als Vorbote wichtiger Begebenheiten, die das Wohl der Krone und des Staates gefährden, noch erscheine. Die letzte Erscheinung, von der wir Kunde haben, soll kurz vor der Besetzung von Lissabon durch die französischen Truppen 1808—1809 stattgefunden haben.

Der Wirth: Ich weiß auch eines, das mir schon oft gute Dienste gethan hat.

Ein Bürger: He, wer kommt da?

Der Wirth: Meine Herrn, das ist ein wackerer junger Mann, ein tapferer Portugiese, Don Cesar de Belmonte! . . . er befehligt die Truppen, welche Avis belagern.

Don Cesar tritt auf. Alle erheben sich vor ihm.

Don Cesar: Guten Tag, liebe Freunde, guten Tag!

Der Wirth: Ha, welch eine große Ehre für unser armseliges Haus! . . . .

Don Cesar: Es soll ihm bald noch eine größere Ehre widerfahren. Ich erwarte hier eine Dame, die sich aus Castilien hieher flüchtet, weil man sie dort als eine Freundin Portugals verfolgt.

Der Wirth: Das Beste, was unser Haus aufzuweisen, steht ihr zu Diensten!

Don Cesar: Sie kann nicht mehr lange ausbleiben!

Der Wirth: Darf ich mir die Freiheit nehmen, Euer Excellenz zu fragen, wie Ihre Angelegenheiten stehen!

Don Cesar: Ganz nach Wunsche, Meister Bonifaz! die spanischen Garnisonen ziehen sich allenthalben eiligst zurück, und der fröhliche Jubel des Volkes erkennt überall Don Joan von Braganza als unsern Herrn und König an.

Der Wirth: Das freut mich!

Don Cesar: Nur von den Thürmen von Avis weht noch das Banner Spaniens, allein ehe eine Woche vergeht, pflanzen wir auch dort die portugiesischen Fahnen auf.

Der Wirth: Herrlich! im Nothfall will ich selbst mit meinem Bratspieß in der Hand mitstürmen helfen! Wenn ich nur so viel Spanier aufspieße, als ich schon Truthühner angespießt habe!

Die Herzogin (sie trägt eine Schärpe mit den Farben von Braganza über der Schulter) und Don Esteban treten auf.

Die Herzogin: Sey mir gegrüßt, Du Boden meines Asyls! Heil Dir, Portugal! Es lebe Don Joan de Braganza! — Ah, Don Cesar, Ihr seyd schon hier?

Don Cesar: Wie glücklich bin ich, Doña Serafina, Euch auf portugiesischem Boden und in Sicherheit zu sehen!

Die Herzogin: Ja, endlich bin ich gerettet!

(Sie spricht leise mit ihm. Don Esteban geht unmuthig und sichtlich verlegen im Hintergrunde auf und ab.)

(Laut): Don Cesar, ich stelle Euch hier meinen Befreier, Don Esteban von Mendoza, vor! . . . . Baron, ich mache Sie mit Don Cesar de Belmonte bekannt! —

(Don Cesar und Don Esteban grüßen sich kalt.)

Don Esteban: Sie werden Ruhe bedürfen, Doña Serafina? Aber ich weiß nicht, ob diese Herberge. . . . .

Die Herzogin: O nicht doch! Noch vor wenigen Minuten war ich todesmüde, allein jetzt hat mich die Freude, mich unter Freunden zu wissen. . . . (Don Cesar verbeugt sich, Don Esteban runzelt die Stirne) . . . . mich aus den Krallen eines Olivarez gerissen zu sehen, — plötzlich wieder gekräftigt. Mir däucht, ich könnte jetzt tanzen!

Don Cesar (leise): Seine Majestät bereitet Euch in Lissaben einen äußerst schmeichelhaften Empfang vor!

Die Herzogin (leise): Glauben Sie? . . . (Sie unterhält sich wieder eine Weile leise mit ihm). — (Laut): Wißt Ihr wohl, Don Cesar, daß ich nur mit Mühe meinen Verfolgern entkommen bin? Ohne den Muth des Señor Don Mendoza wäre ich wieder eingefangen und im Thurme von Segovia eingekerkert worden!

Don Cesar: Ha, warum war ich nicht zur Stelle! — Bei Gott, ich hätte . . . .

Don Esteban: Das kleine Abenteuer war Ihrer Anwesenheit nicht werth, Señor! — (Leise zur Herzogin): Schaffen Sie mir doch diesen Menschen vom Halse.

Die Herzogin: Unſer Wagen zerbrach unterwegs: während man ihn wiederherzuſtellen verſuchte, holte uns der Herr Corregidor mit ſeinen Leuten ein, und augenblicklich entſpann ſich ein Handgemenge, es gab Piſtolenſchüſſe, Degengeklirr . . . ich war vor Furcht halb todt, und öffnete die Augen erſt wieder, als mir Don Eſteban ankündigte, daß der Feind bereits in vollem Rückzug begriffen ſey.

Don Ceſar (leiſe): Bleibt Euer Begleiter noch lange hier, Doña Seraſina?

Die Herzogin (leiſe): Allerdings — man muß behutſam mit ihm umgehen, bis wir das von ihm erlangt haben, was uns in Betreff der Beſatzung von Avis ſo nöthig iſt.

Don Ceſar: Doña Seraſina, Sie bedürfen nach einer ſo beſchwerlichen Reiſe ohne Zweifel der Ruhe, daher entferne ich mich wieder. — (Zu Don Eſteban): Herr Baron von Mendoza, wenn ich Ihnen hier zu Lande etwa nützlich ſeyn kann, ſo verfügen Sie unbedingt über mich.

Don Eſteban: Ich bin Ihnen ſehr verbunden.

Don Ceſar (leiſe zur Herzogin): Der Major will einen Brief . . . . Sie werden ſchon Mittel finden, ihn zu erlangen. (Er entfernt ſich; Pauſe; die Herzogin fröhlich): Ei, ei, Don Eſteban, was haben Sie? Es ſcheint, Sie ſchmollen mit mir.

Don Eſteban: Ich?

Die Herzogin (ahmt ſeinen Ton nach): Ich? — Ja, Sie, Baron, was iſt Ihnen? — Was hab' ich gethan, um dieſe trübe Stimme zu veranlaſſen?

Don Eſteban (kalt): Madame, Sie ſcherzen immer mit ſo viel Anmuth . . . . Sie ſind immer ſo ſpaßhaft aufgelegt. (Die Herzogin blickt ihn zärtlich an): Laſſen Sie das, Seraſine! blicken Sie mich nicht ſo an, ſonſt kann ich Sie nicht mehr ausſchelten.

Die Herzogin: Womit hab' ich es denn verdient, mein lieber Eſteban, daß Sie mich ausſchelten wollten? (Zärtlich), ſollte

ich nicht vielmehr mit Ihnen zanken, daß Sie mir nach Portugal gefolgt sind? allein wie wäre ich im Stande, Ihnen eine Unfolgsamkeit zum Vorwurfe zu machen, der ich meine Rettung verdanke?

Don Esteban: Sie quälen mich unaufhörlich, Serafine, mit allen den Bekannten, die Sie überall trafen. Ich wollte mich mit Ihnen auf den alten Fuß stellen, auf welchem wir einst in Madrid lebten, allein es scheint, daß Sie meiner entbehren können, denn Sie finden, wie ich sehe, überall Bekannte, sogar in Portugal.

Die Herzogin: Nun ja, was ist denn da zu verwundern? Den Cesar war wie ich ein Mitglied der Verschwörung. — Ich muß leider nun bedauern, daß ich Sie so weit vom Hause weggeführt habe.

Don Esteban: Ach, Serafine, Sie kennen das Mittel recht wohl, durch welches sich auf einmal mein Aerger beseitigen läßt.

Die Herzogin (mit erkünstelter Ueberraschung): Herr von Mendoza! — aber sagen Sie mir nun, Don Esteban, was soll nun jetzt aus Ihnen werden? wenn ich mich wie Sie in meinem Vaterlande verdächtigt, ja fast geächtet sehen würde, würde ich an Ihrer Stelle mich um ein Amt in Portugal bewerben.

Don Esteban: Was wollte man auch aus mir machen? und überdieß, bin ich nicht ein Castilianer?

Die Herzogin: Nun? bin ich denn nicht ebenfalls eine Spanierin? Man hat mich in meiner Heimath geächtet, und ich gehöre von nun an dem Lande an, das mir eine Zufluchtsstätte anbietet.

Don Esteban: Brechen wir davon ab.

Die Herzogin: Nein, wir müssen davon reden, sonst vermehren Sie noch meine Reue und Gewissensbisse darüber, daß ich Sie aus Ihrem Vaterlande hinweggelockt habe . . . Ich grolle mit mir selbst, daß ich Sie der Rache Ihres Hofes aus-

geſetzt habe, ohne Ihnen die Mittel bieten zu können, ſich am portugieſiſchen Hofe zu entſchädigen.

Don Eſteban: Habe ich mich je für die Intereſſen Portugals geſchlagen? Die Entſchädigung, welche man mir dort....

Die Herzogin: Sie würden alſo nicht einmal wünſchen, eine Stelle im portugieſiſchen Heere anzunehmen, ſobald ein Krieg ausbricht?... Ich weiß aber einen gewiſſen Peſten...

Don Eſteban: Ich bitte Sie noch einmal, reden wir nicht weiter davon.

Die Herzogin: Aber was ſoll jetzt aus Ihnen werden? Sie können nun nicht mehr ohne Gefahr nach Spanien zurückkehren.

Don Eſteban: Wie? Doña Seraſina! Sie wollen mich ſchon ſo raſch wieder aus Ihrer Gegenwart verbannen?

Die Herzogin: Sie bringen mich zur Verzweiflung!

Don Eſteban: Iſt mir Don Juan von Braganza die Vergeltung der kleinen Dienſte ſchuldig, welche ich Ihnen zu erweiſen ſo glücklich war? — Nein, Doña Seraſina, ich bin ſchon hinlänglich durch die Freude entſchädigt, die es mir verurſacht, Sie außer aller Gefahr zu ſehen.

Die Herzogin: Sie ſind ja kein Spanier mehr — warum wollen Sie ſich weigern, Portugieſe zu werden? glauben Sie mir, ich kann Ihnen ein Amt verſchaffen, das Ihnen die volle Gunſt von Don Juan de Braganza verſchaffen wird, ohne Sie zu nöthigen, die Waffen gegen Spanien zu führen.

Don Eſteban: Ihre Hartnäckigkeit befremdet mich.

Die Herzogin: Sie werden dadurch ſogar in den Stand geſetzt werden, Ihren eigenen Landsleuten nützlich zu ſeyn. Sehen Sie zum Beiſpiel, das Schloß Avis iſt von allen Seiten eingeſchloſſen; morgen ſchon ordnet Don Cefar einen allgemeinen Sturm an. Auf meine Verwendung aber würde er der Garniſon einen ehrenvollen Rückzug geſtatten. Schreiben Sie

an den Commandanten, da Sie doch noch dem Titel nach Gouverneur von Avis sind, und er ihr Untergebener ist, da Sie also noch einigen Einfluß auf ihn ausüben. Sagen Sie ihm darin, er solle eine nutzlose Vertheidigung aufgeben, und ermächtigen Sie ihn zur Uebergabe des Platzes....

Don Esteban (strenge): Wissen Sie auch, Madame, wozu Sie mich veranlassen wollen?

Die Herzogin: Zur einfachsten Sache von der Welt. Sie haben gegen mich selbst ausgesprochen, daß Sie das Schloß nicht mehr für haltbar erachten; so ersparen Sie wenigstens ein nutzloses Blutvergießen, das nur zum Schaden der Spanier ausfallen wird.

Don Esteban: Aber die spanische Ehre?

Die Herzogin: Ja ja, die Ehre und immer wieder die Ehre! Dies Wort führet Ihr Männer stets im Munde und vergießet seinetwegen Ströme von Blut. Was kann mir denn daran liegen, ob nach allem dem Don Cesar eine Verennung anordnet oder nicht?.... Ich habe mir gelobt, denjenigen mit einer Schärpe zu schmücken, der zuerst das portugiesische Banner auf dem Thurme von Avis aufpflanzt! es soll mich sehr freuen, wenn Don Cesar die Schärpe gewinnt.

Don Esteban: Don Cesar, und immer Don Cesar! er ist bei Ihnen das zweite Wort, Seraßne; seit wir in Portugal sind, sprechen Sie mir unaufhörlich von diesem Don Cesar vor!

Die Herzogin: Und weßhalb sollte ich nicht von ihm sprechen?

Don Esteban: Ich will mich nicht der Dienste rühmen, die ich Ihnen zu erweisen im Stande war; aber sagen Sie mir, wo würden Sie ein Herz finden, das Ihnen so treu wäre wie das meinige.

Die Herzogin: Haben Sie schon vergessen?....

Don Esteban: Lassen Sie mich zu Ihren Füßen Alles

vergeſſen: Seraſine, ich bete Sie an! Warum wollen Sie mich durch Ihre Flatterhaftigkeit zur Verzweiflung bringen?

Die Herzogin (nachgiebig): Die Pflicht muß den Sieg über die Liebe davon tragen — vergeſſen Sie, Don Eſteban, daß Sie bereits eine Gemahlin haben?

Don Eſteban (unwillig): Nein, ich vergeſſe es nicht, Grauſame! war es nicht genug, daß mir die Stimme meines Gewiſſens es verhielt? mußten Ihre Vorwürfe und Ihr beißender Spott mich dies noch mehr fühlen laſſen? — Ja, ich habe Alles um Ihretwillen verlaſſen; ich wollte mein Vaterland, meine Gemahlin, meine Ehre, Alles Ihnen zum Opfer bringen.... Aber Sie, Seraſine.... Sie, die mich zum unwürdigſten Menſchen gemacht hat, zu einem fluchwürdigen Verbrecher, Sie ſtoßen mich jetzt voll Verachtung zurück, und die Liebe Don Ceſars ſcheint Ihnen mehr als die meinige eines Lohnes werth!

Die Herzogin: Ungerechter Menſch! wollen Sie mich deshalb anklagen? Bin ich meinen Schwüren ungetreu geworden? erinnern Sie ſich noch an die Orangenhaine von Aranjuez? haben Sie mir dort nicht hundertmal ewige Treue geſchworen? plötzlich verließen Sie mich.... etliche freche, höhniſche Briefe waren der einzige Troſt, den Sie mir zuſandten, aber auch dieſe blieben ſpäter aus, und Sie fügten mir endlich den letzten herbſten Stich zu, indem Sie ſich verheiratheten, Don Eſteban... und zwar an wen? Gerechter Himmel, was für eine Nebenbuhlerin! — das war Ihre Treue, Eſteban! ſo haben Sie Ihre Schwüre gehalten! Gehen Sie, Meineidiger, nun laſſen Sie es mich bewenen, daß ich einſt ſo ſchwach gegen Sie war!

Don Eſteban (wirft ſich vor ihr auf die Knien nieder): Seraſine!... Seraſine, ich habe niemals aufgehört, Dich zu lieben... ja ich ſchwöre es Dir... ich habe Ines nur verlaſſen, um mich von nun an nicht mehr von Dir zu trennen.... Als Dein Sklave will ich leben! — Willſt Du mich jetzt verlaſſen?... nein, ich

ſehe Dich lächeln, Du willſt nun Demjenigen wieder die Arme öffnen, den Du einſt liebtest.

Die Herzogin: O mein Eſteban.

Don Eſteban: Ich bin nun Dein für das ganze Leben!

Die Herzogin: Ja, Eſteban, wenn Du die Meinung der Menſchen zu verachten und ihrem Zorne zu trotzen weißt, dann kann auch ich für Dich leben, wie Du für mich leben wirſt.

Don Eſteban: Auf immer?

Die Herzogin: Für immer! Ja, mein Geliebter, ferne von den ſpaniſchen Tyrannen, am Hofe eines angebeteten liebenswürdigen Fürſten werden wir alsdann ein glücklicheres, zufriedenes und langes Leben führen. Es lebe Jean von Braganza.

Don Eſteban: Es lebe Jean von Braganza.

Die Herzogin: Wir ſind nun Portugieſen. — (Sie bindet ihm die Schärpe mit den Farben von Braganza um.)

Don Eſteban: Ich werde ein Gerücht zu verbreiten ſuchen, als ſey ich geſtorben.... Ich werde einen anderen Namen annehmen.... alsdann wollen wir in ländlicher Stille, fern von dem Geräuſch der Höfe, und im Genuſſe unſrer gegenſeitigen Liebe ein glückliches und zufriedenes Leben führen. — Ach, wenn nur die Arme....

Die Herzogin (küßt ihn): Mein Geliebter, mein einziges Gut! Abgott meiner Seele! — ſprich, willſt Du nun an den Generaleur von Avis ſchreiben?...

Don Eſteban: Ich beſchwöre Dich, Seraſine, verlange dieſen Schritt nicht von mir!

Die Herzogin: Nein, ich verlange ihn von Dir nicht, ich bitte Dich nur flehentlich darum.

Don Eſteban: Du willſt es alſo? — Je nun, Dir muß ich freilich Alles zum Opfer bringen.

Die Herzogin: Du ſollſt einen Kuß für Deine Mühe haben.

Don Eſteban: Aber was ſoll ich ihm ſagen? ich kann es nicht ſchreiben....

Die Herzogin: Melde ihm einfach, daß er keine Hülfe mehr aus Spanien zu erwarten hat.... iſt das nicht wahr, ja oder nein?

Don Eſteban: Allerdings.... allein....

Die Herzogin: Du willſt alſo nicht, daß ich Dich küſſen ſoll?

Don Eſteban: Du Schelm! komm' her, ſchreibe Du ſelbſt und ich will es unterzeichnen — biſt Du damit zufrieden?

Die Herzogin (nachdem ſie den Brief geſchrieben hat): Mein theuerſter Eſteban! mein Abgott! nun erſt glaube ich an Deine Liebe! — (Sie küßt ihn): Du haſt mir viel zum Opfer gebracht.

(Sie klingelt — Pedro tritt ein.)

Die Herzogin: Dieſer Brief muß ſo ſchnell als möglich dem Gouverneur von Aviz zugeſtellt werden. Ihr werdet drunten einen Kerneil von den Freiwilligen von Beira finden, der ihn gerne beſtellen wird.

Pedro: Gnädiger Herr, halten Sie es auch mit der neuen Mode, eine Schärpe mit den Farben des Herzogs von Braganza zu tragen?

Don Eſteban: Was kümmert's Dich?

Pedro: Je nun, ich fragte, weil ich in dieſem Falle meinen Abſchied von Ihnen verlangen müßte. Ich für meinen Theil habe keine Luſt, die portugieſiſchen Farben zu tragen. Ich bin als Spanier geboren, als Spanier will ich auch ſterben!

Don Eſteban: O meine theure Seraline! ſiehſt Du nun, was für ein Opfer ich Dir gebracht habe?

Die Herzogin: Ei, ſehe doch, da habt Ihr auf einmal den Kopf verloren, weil ein Diener ſeinen Abſchied von Euch verlangt? — (Zu Pedro): Da, mein Burſche, nehmt dieſe

Glöcke und trinkt auf meine Geſundheit. Kehrt nach Hauſe zurück, und Unſere Liebe Frau vom Pfeiler mag Euch in Schutz nehmen! — (mit gedämpfter Stimme). Wenn Euch Jemand fragen ſollte, was aus dem Herrn von Mendoza geworden iſt, ſo ſagt nur, er ſey geſtorben — er ſey in einem Duell geblieben — verſteht Ihr mich?

Pedro: Das ſoll ich alſo Jedermann ſagen, und auch meiner gnädigen Frau?

Die Herzogin: Ja, zu Jedermann. Hier habt Ihr noch dieſen Ring, den Ihr Eurer Frau geben mögt, wenn Ihr Eine habt. Zunächſt aber übergebet den Brief hier dem Kerker, der draußen wartet. — (Pedro entfernt ſich.) — Eſteban, mein theurer Geliebter, ſiehſt Du, wie dort die Sonne hinter jenem Orangen-Wäldchen untergeht? Glaubſt Du nun, daß uns jene ſchönen Abende von Aranjuez wieder beſchert ſind?

Don Eſteban: Ach, mein Engel, warum habe ich Dich je verlaſſen?

(Beide ab.)

Zweite Scene.

Gemach im Schloſſe zu Mendoza.

Inez, Mendo.

Mendo: Er hat ſich wahrſcheinlich verbergen müſſen, wegen des unangenehmen Auftritts mit dem Corregidor!.... Allein in einiger Zeit, wenn die Geſchichte mit der Juſtiz verraucht iſt, wird er ſchon wieder kommen.

Inez: Warum ſchreibt er mir aber nicht? ich hätte ſchon dreimal Briefe von ihm erhalten können.

Mendo: Ich begreife das auch nicht.

Inez: Ich ſehe nur zu gut, mein Vater, daß Ihr mir nicht Alles ſagt, was Ihr denket. Eſteban iſt entweder geſtor-

den, oder mir ungetreu geworden. Wollte Gott, er wäre mir nur treulos geworden!

Mendo (bei Seite): Ja, dann könnte ich Dich wenigstens rächen.

Ines: Was meint Ihr, Väterchen?

Mendo: Ich hoffe, er iſt noch am Leben und liebt Dich noch immer.... allein es iſt mehr als ein Grund denkbar....

Ines: Heilige Jungfrau! — Iſt das nicht Pedro? — den ich hier kommen ſehe?

Pedro (zu ihr): Ich küſſe Euch die Füße, gnädige Frau!

Ines: Pedro.... was iſt aus meinem Mann geworden? .... wo hat Du ihn verlaſſen?.... ſprich, rede.

Pedro: Ach Madame....

Ines: Er iſt alſo geſtorben?

Pedro: Der Herr erbarme ſich ſeiner, und vergebe ihm ſeine Sünden....

Ines: Sie hat mir ihn getödtet! — (Sie fällt ohnmächtig zuſammen.)

Mendo: Schurke, Du haſt mir meine Tochter getödtet!

Pedro: Madame.... gnädige Frau.... erholen Sie ſich doch wieder! glauben Sie kein Wort von allem Dem, was ich geſagt habe! — Der gnädige Herr von Mendoza iſt noch nicht geſtorben....

Ines: Mendoza?

Pedro: Er lebt und befindet ſich ganz wohl, allein....

Ines: Gott ſey Dank, ſo werde ich ihn doch wieder ſehen.

Pedro: Ich weiß nicht, ob das ſo ſchnell geſchehen wird, gnädige Frau....

Ines: Pedro, ſage mir Alles, verhehle mir auch nicht das Mindeſte!

Pedro: Sie wollen alſo die Wahrheit wiſſen? Wohlan denn, der Herr Baron iſt in Elvas bei jener Herzogin, die er

seine theure Cerasine nennt. Ich habe ihn mit einer portugiesischen Schärpe über die Schulter gesehen, und man spricht noch gar mancherlei über ihn, was ich hier nicht wiederholen möchte. Als ich das Alles mit ansah, habe ich ihn um meine Entlassung gebeten. Die Herzogin gab mir noch Geld, damit ich überall sagen sollte, mein Herr sey gestorben, und Ihr Gemahlgnädige Frau, that als ob er ganz damit einverstanden wäre. Ach wollte der Himmel, ihre Dukaten wären mir in der Hand zerschmolzen, und hätten mir das Fleisch bis auf den Knochen verbrannt! Es hätte wenig gefehlt, so hätte ich durch diese Lüge meine gute Herrin um's Leben gebracht.

(Pause.)

Ines (schlechtgelt): O, ich werde es nicht überleben können.

Mende (bei Seite): Was ich geahnt habe, ist nun eingetroffen! — (laut): Meine Ines!

Ines: Mein lieber Vater!

Mende: Hast Du noch die Kleider, die Du einst in Monclar getragen hast?

Ines: Ja, Väterchen!

Mende: Lege sie wieder an! — Lege Alles von Dir, was Dir dieser Meineidige gegeben hat, behalte auch nicht das Mindeste mehr zurück! — Wir dürfen nicht lange mehr unter seinem Dache weilen. Du selbst mußt mich nach Badajoz begleiten; die Aebtissin der Ursulinerinnen daselbst soll Dir ein Asyl gewähren!

Ines: Reicht mir Euren Arm, Vater!.... ich bin so schwach, daß ich mich kaum mehr aufrecht erhalten kann....

Mende: Komm', mein Kind.... stütze Dich auf meinen Arm.... ich bin noch stark, aber ich werde meine Kraft auch nöthig haben, laß uns nun gehen!

(Sie gehen hinaus.)

Dritte Scene.

Die Herberge in Elvas.

Don Eſteban, die Herzogin.

Die Herzogin: Warum ſo ſchwermüthig, lieber Freund? kann denn Deine Seraſina dieſen Trübſinn nicht mehr bannen?

Don Eſteban: Kann man vergnügt ſeyn mit einem Gewiſſen wie das meinige?

Die Herzogin: Du ſollteſt auf die Jagd gehen, Eſteban . . . Du ſollteſt Dich mehr zerſtreuen.

Don Eſteban: Iſt der Gouverneur von Avis wieder nach Spanien zurückgekehrt?

Die Herzogin: Ich denke wohl.

Don Eſteban: Kannſt Du mir ſagen, ob man den Bedingungen der Kapitulation auch treulich nachgekommen iſt?

Die Herzogin: Ohne Zweifel.

Don Eſteban: Das erleichtert mir das Gewiſſen einigermaßen. — Seraſina, laß uns Elvas verlaſſen! Die Erinnerungen, welche dieſe Herberge in mir erweckt, tödten mich! Wollte der Himmel, wir wären mit einander in den Wüſten von Südamerika!

Die Herzogin: Elvas ſpendet mir nur Erinnerungen der Liebe. Mit Deiner Erlaubniß, Eſteban, ſollten wir aber lieber an den Hof nach Liſſabon, als in die Steppen von Amerika gehen.

Don Eſteban: Laß uns ſpäter davon reden! — Ich will ein wenig ausreiten, um mich zu zerſtreuen. — Willſt Du mit mir gehen, Seraſina?

Die Herzogin: Nein, ich bin ermüdet . . . ich werde jetzt meine Mittagsruhe halten.

Don Eſteban: Wo iſt jetzt Don Ceſar?

Die Herzogin: Welche unverbeſſerliche Eiferſucht! . . . Wahrſcheinlich iſt er in Avis.

Don Esteban: Wie, Seraſine! wähnteſt Du, ich hege Argwohn? ... glaubſt Du, ich mißtraue Dir, die mir ſchon ſo viele Beweiſe von Liebe gegeben? — Ich will ein wenig durch das Feld galoppiren: nur wenn der Wind mir um die Ohren ſauſt und ſein Rauſchen in den Zweigen mich betäubt, werde ich ruhiger. — Lebe wohl!

(Er entfernt ſich.)

Die Herzogin (allein): Lebe wohl, mein Geliebter. — Armſeliger Pinſel! wie verächtlich iſt doch ein Menſch ohne Charakter! ich glaubte anfangs, man werde noch etwas aus ihm machen können, allein ſeine Ideen ſind zu engherzig, als daß er jemals der Gefährte Seraſinens ſeyn könnte. — Manchmal muß ich ihn unwillkürlich bemitleiden ... Wollte man jedoch auf ſolche ſchwache Weſen genauer achten, oder Rückſichten beobachten, ſo würde man alle ſeine großartigen Pläne im Voraus vereitelt ſehen. — Olivares, Du haſt mich aus Madrid verjagt, nun will ich im Triumph in Liſſabon einziehen. O, nun erſt kann ich meinem ganzen Ehrgeize fröhnen: Ich ſehe noch gar nicht ab, wie weit ſich die Grenzen meiner werdenden Macht erſtrecken werden. — (Die Uhr ſchlägt): So ſpät ſchon? ... Er ſollte ſchon hier ſeyn!

Don Cesar (tritt ein): Da iſt er!

Die Herzogin: Herein, Ceſar! Pemrejus iſt weggegangen!

Don Cäſar: Meine Königin bewundert alſo meine Pünktlichkeit? Ich komme im Galopp von Avis herangeſprengt und eile hieher, um Euch zu entführen, ohne mir Zeit zu gönnen, auch nur ein wenig Athem zu ſchöpfen.

Die Herzogin: Unſer armer Don Sebaſtian iſt ſehr in Unruhe wegen der ſpaniſchen Garniſon von Avis.

Don Ceſar: Bei Gott, daran hat er recht! ich will kein Ritter ſeyn, wenn unſere Bauern aus dem Alemteje und

Beira auch nur einen Einzigen lebendig nach Spanien zurückkommen laſſen.

Die Herzogin: Das iſt ja gräßlich, Don Cesar! — legen Sie mir dieſen Schleier um . . . iſt mein Wagen ſchon angeſpannt?

Don Cesar: Ja, meine Holde!

Die Herzogin: Wohlan denn, ſo laſſen Sie uns gehen! — reichen Sie mir die Hand.

(Beide ab.)

Vierte Scene.

Serafinens Zimmer in der Herberge zu Elvas.

Don Esteban allein, tritt auf.

Don Esteban: Die körperliche Ermüdung bringt den Geiſt nicht zur Ruhe . . . immer noch ſchwebt ſie mir vor Augen — ach, wie muß ſie in dieſem Augenblick leiden! Unglückliches Weib, was habe ich Dir gethan? . . . Serafine! — (Er ruft ſie): Serafina! Doña Serafina! (Er tritt unruhig aus der Thüre, kehrt aber ſogleich wieder zurück.) Was ſoll das heißen? wohin mag ſie gegangen ſeyn? — Ha, was iſt das? (Er nimmt einen Brief vom Tiſche und lieſt deſſen Adreſſe): „Zu Handen des Barons Mendoza." — Es iſt ihre Handſchrift; laßt ſehen, was ſie ſchreibt. — „Mein theurer Don Esteban, es thut mir wahrlich ſehr leid, „Euch verlaſſen zu müſſen, allein es iſt unumgänglich nothwendig, „daß ich mich nach Liſſabon begebe . . . Da ich zudem glauben „muß, daß Ihr Euch in Portugal nicht ſehr heimiſch fühlet . . . „rathe ich Euch, zu Eurer trefflichen Gemahlin zurückzukehren . . . „die ſehr um Euch in Sorge ſeyn muß. Gehabt Euch wohl. . . . „lebet glücklich mit Eurer Ines . . . und ſeyd unbeſorgt um „mich . . . denn Don Cesar . . ." — O! . . . (Er ſchleudert den Brief von ſich. — Pauſe.) Ich habe es um ſie verdient . . . (Er hebt den Brief wieder auf und lieſt ihn von Neuem.) — Ja, ja! ich verdiene

es . . . ich habe einen Engel verlaſſen, um mich einem Teufel in die Klauen zu werfen . . . Soll ich mich an ihr rächen? — Nein, ich habe nicht einmal den Muth dazu . . . Was ſoll ich jetzt beginnen? . . . Wie ſoll ich es wagen, mich wieder vor dem alten Mendo zu zeigen! . . . Doch Ines . . . ich weiß es gewiß — wird mir zuerſt wieder ihre Arme öffnen. — Aber Mendo! . . . Wenn mein Diener . . . er mußte ihr es ja ſagen! — O, welch ein Ungeheuer bin ich doch! . . . Ich habe ſie vielleicht getödtet. Ines, Ines! biſt Du es ſelbſt, oder Dein Leichnam, der auf dem Schloſſe Mendoza meiner wartet? — Nein, ich vermag dieſe Ungewißheit nicht länger zu ertragen; ſie muß nun aufhören! — Ich gehe nach Mendoza, und würde ich auch meinen Feinden mich ſelbſt in die Hände liefern.

(Pedro will ab.)

Ha, welche Neuigkeiten bringſt Du mir?

Pedro: Gnädiger Herr, ich mußte zu Ihnen zurückkehren, . . . ich habe nicht lügen können . . . als ich den Kummer der gnädigen Frau ſah, habe ich ihr alles eingeſtanden.

Don Eſteban: Nun, und wie nahm ſie es auf?

Pedro: Sie haben Beide Mendoza verlaſſen! . . . Señor Mendo begleitet meine Gebieterin nach dem Kloſter der Urſulinerinnen zu Badajoz.

Don Eſteban: Dorthin will ich ſelbſt eilen! Haben ſie Dich zu mir geſchickt, Pedro?

Pedro: Ja, gnädiger Herr . . . meine Gebieterin hat mir dieſes Briefchen da für Sie zugeſteckt . . . aber ohne daß es Don Mendo ſah . . .

Don Eſteban (nachdem er den Brief geleſen): Auch nicht Ein Vorwurf! . . . Engel des Himmels, wie habe ich Dich täuſchen können? — Komm', Pedro! und wenn unſere Pferde unter uns zuſammenbrechen, ſo müſſen wir noch heute in Badajoz ſeyn!

Pedro: Ich weiß nicht, ob das möglich iſt, gnädiger Herr, wir werden einige Umwege einſchlagen müſſen!

Don Cäsar: Weßhalb denn?

Pedro: Ganz Alemteje iſt unter den Waffen: — die aufrühreriſchen Bauern haben die ganze Beſatzung von Avis über die Klinge ſpringen laſſen . . . Jeder Spanier, der ihnen in die Hände fällt, wird augenblicklich niedergemacht.

Don Cäsar: Auch das noch? — Das darf uns nicht abhalten, Pedro! Wenn ich falle, ſo wirſt Du den Meinigen ſagen, daß ich wenigſtens rennmüthig geſtorben ſey.

Pedro: Ach, gnädiger Herr, die Baronin iſt ein Engel. Sie wurde gar nicht müde, Sie bei Dem Mendo zu vertheidigen und zu rechtfertigen.

Don Cäsar: Laß uns eilen, Pedro! . . . So hat ſich alſo auch der Major Don Gregorio nicht retten können?

Pedro: Nein, gnädiger Herr! Sie haben ihn aufgeknüpft.

Don Cäsar: Abermals eine Mordthat, welche ich auf dem Gewiſſen habe!

(Beide ab.)

Vierte Scene.

Das Sprechzimmer im Kloſter der Urſulinerinnen zu Badajoz.

Mendo, Ines, die Superiorin.

Mendo: Lebe wohl, Ines! eines Tages werden wir uns wieder ſehen.

Ines: Lebet wohl, mein Vater, ich habe nur noch eine kurze Strecke Leben vor mir — der Streich war zu gewaltſam für mich. Wenn er aber je dieſe ſchöne Seraſine vergäße, . . . wenn er je wieder zu ſeiner Ines zurückkehrte! . . . Ach, leider bleibt mir nicht mehr ſo viel Lebensfriſt, um das zu erwarten! — So ſagt denn Ihr ihm, beſter Vater, daß ich ihm vergeben habe . . . und daß ich ſelbſt im Tode noch den lieben Gott um Verzeihung für ihn angefleht habe. Lebet wohl, mein Vater! —

(Er küßt ihn.)

Mendo: Gehab Dich wohl, meine liebe Tochter! . . .
(Ines klopft ſich auf den Arm der Superiorin und tritt in das Kloſter.)

Mendo (allein): So, nun kann ich ganz allein und ausſchließlich der Rache leben. Gott ſey Dank, mir iſt wenigſtens noch die linke Hand geblieben!
(Don Eſteban mit verſtörtem Geſicht und unordentlicher Kleidung tritt auf.)

Don Eſteban: Ines, meine geliebte Ines!

Mendo: Habe Achtung vor dieſem Orte! . . .

Don Eſteban: Ines, Ines!

Ines (hinter der Gitter): Er iſt's, er kehrt zu mir zurück! —
(Sie klopft heran und ſtößt Don Eſteban in die Arme.) Du liebſt mich alſo noch? . . . O wie glücklich bin ich jetzt! — (Sie wird ohnmächtig.)

Die Superiorin: Setzet ſie auf dieſen Stuhl und gebt ihr Salze zu riechen! Bringet Waſſer herbei!

Don Eſteban: Meine theuerſte Ines . . . Wenn meine verkannte Liebe ein Vergehen wieder gut machen kann . . . O antworte mir, habe Erbarmen mit mir!

Die Superiorin: Trinkt von dieſem Waſſer, liebe Frau!

Ines: Eſteban . . . mein Vater, reicht mir jeder ſeine Hand! — (Sie verſucht beide Hände in einander zu legen, Mendo aber zieht die ſeine zurück.) — Eſteban, umarme mich . . . Lebe wohl!
(Sie ſinkt in ſeine Arme und ſtirbt.)

Die Superiorin: Sie iſt todt!

Mendo: Nun, Herr von Mendoza, was ſagt Ihr zu dieſem Anblick? es iſt alles Euer Werk . . . ſeht Ihr dieſen verſtümmelten Arm? . . . Was für Erinnerungen erweckt er in Euch? und was habt Ihr Unterſeits an meiner Tochter gethan, um Eure Dankbarkeit zu erkennen zu geben? . . . Bis jetzt habe ich noch Niemanden den Tod gegeben . . . heute aber werfe ich mich zu Eurem Richter und Henker auf; . . . Der Herr mag Euch Eure Sünden vergeben! —
(Er zieht eine Piſtole hervor und ſchießt ihn nieder.)

Die Superiorin: Zu Hülfe! zu Hülfe! Mord! Mord! ſchließt die Thore.

Don Eſteban: Laßt ihn entfliehen!

(Er ſchmiegt ſeinen Kopf an Ines' Buſen.)

Mendo: Ich werde mich nicht von der Stelle rühren, zumal da die Komödie zu Ende iſt. Ja, meine Herren und Damen, ſo endigt der zweite Theil von Ines Mendo, oder dem Triumph der Vorurtheile!

Ines: Der Dichter hat mir die Erlaubniß gegeben, mich wieder zu beleben und ihm Eure Nachſicht zu erbitten, und Ihr könnt nun mit dem befriedigenden Gedanken nach Hauſe gehen, daß dieſes Stück gottlob keinen dritten Theil hat.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt des vierten Bandes.

Das Theater der Clara Gazul.

Seite

Vorbericht des Ueberſetzers 5
(Angebliche) Notiz über Clara Gazul 10
Die Spanier in Dänemark, Comödie in drei Aufzügen . 19
Ein Weib iſt ein Teufel, Comödie 123
Ines Mendo, oder der Sieg über das Vorurtheil, Comödie 147
Ines Mendo (zweiter Theil), oder der Sieg der Vorurtheile, Comödie 183

In demſelben Verlage ſind ferner erſchienen:

Der

Vicomte de Launay.

Roman

aus der Zeit der erſten franzöſiſchen Revolution.

Von

Franz v. Lienhart.

Frei nach dem Franzöſiſchen.

Klein Oktav. Velinpapier. 3 Bände.
Preis à 30 kr. oder 8 ggr.

Dieſer Roman aus der Feder eines der talentvollſten franzöſiſchen Romandichter verdient ganz beſonders das Intereſſe des deutſchen Leſers, da er ein würdiges Pendant zu Spindler's „**Invaliden**" und Rellſtab's „**1812**" bildet. Auf dem hiſtoriſchen Hintergrunde der blutigen Tragödie der franzöſiſchen Revolution ſpielend, führt er uns gleich im Beginne in die Kreiſe des ausſchweifenden Hoflebens und des Adels der damaligen Zeit ein, macht uns zu Zeugen des Sturms der Baſtille, und beſchäftigt ſich von dieſem Augenblicke mit den Schickſalen der Familie des unglücklichen Commandanten der Baſtille, des Marquis de Launay, ſo daß er die Wahrheit und dramatiſche Lebendigkeit des geſchichtlichen Romans mit dem ſanfteren, idylliſcheren Pathos des Familienromans verbindet, und dem Leſer in dem erregendſten ſpannendſten Contraſte bald die Gräuel der Schreckenszeit, bald die holdeſten Bilder eines Familienſtillebens edler liebevoller Geſchwiſter verführt, bis er im dritten Theile auf einem alten Schloſſe in den Ardennen den Leſer zum Zeugen von Scenen macht, die des Pinſels eines Callot oder Breughel würdig wären. Die durchweg rein ſittliche Tendenz und der reichhaltige Stoff geſchichtlicher Belehrung,

werden auch in Deutschland das Urtheil bewähren helfen, welches eines der ersten Kritiker Frankreichs, St. Beuve, über den Verfasser abgab: „daß man seinen Schöpfungen erst dann den verdienten Rang einräumen werde, wenn die jetzige herrschende Wuth nach Scenen voll Blut, Mord und Pest, wie sie die Sue'schen Romane athmen, verraucht, und solche Produkte dem verdienten Abscheu verfallen seyn werden."

Die schöne Ausstattung und der billige Preis werden die Anschaffung wesentlich erleichtern, so daß Niemand, der geistvolle Unterhaltung sammt einem reichen Schatze von Belehrung sucht, die geringe Ausgabe für drei starke Bände scheuen wird.

Dreißig Umrisse

zu

J. P. Hebel's allemannischen Gedichten

von

Julius Viole.

Mit einer Einleitung und Lebensbeschreibung.

Dritte, mit beigedrucktem Texte vermehrte Ausgabe.

Kart. fl. 4. 24 kr. oder Rthlr. 2. 16 ggr. — Schön geb. mit Goldschn. fl. 5. 24 kr. od. Rthlr. 3. 6 ggr.

Proſper Merimée's Werke.

Fünfter Band:

Das Theater der Clara Gazul, zweite Abtheilung. — **Die Familie Carvajal,** Drama.

Taſchenbibliothek

klaſſiſcher Romane

des

Auslands.

11—12tes Bändchen.

Proſper Merimée's Werke.

Fünfter Band:

Das Theater der Clara Gazul, zweite Abtheilung. — **Die Familie Carvajal,** Drama.

Preis per Bändchen von 7—8 Bogen nur 15 kr. oder 4 Ggr.

Stuttgart.
Adolph Becher's Verlag.
1846.

Prosper Merimée's

Gesammelte Werke,

übersetzt

von

Mehreren.

Fünfter Band:

Das Theater der Clara Gazul, zweite Abtheilung. — **Die Familie Carvajal**, Drama.

Frei nach dem Französischen

von

Karl Herrmann.

Stuttgart.

Adolph Becher's Verlag.

1846.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
PRESENTE

Das

Theater der Clara Gazul.

Von

Prosper Merimée.

Zweite Abtheilung.

Afrikaniſche Liebe.

Komödie.

Amor loco
A dos ſidalgos disparé la flecha.
Lope de Vega.
El Guante de doña Blanca.

Perſonen:

Hadſchi 1) Numan.
Zein-Ben-Humeida.
Baba Muſtapha.
Moſena.

Der Schauplatz iſt in Cordova.

---

1) Das Wort Hadſchi vor einem Eigennamen bezeichnet einen Muſelmann, der ſchon die Reiſe nach Mekka gemacht hat.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Afrikaniſche Liebe.

Komödie.

Der Liebe launiſch Spiel
Schnellt auf zwei Freier gleicher Zeit den ſpitzen Pfeil!
Lope de Vega,
der Handſchuh der Donna Blanka.

Ein Kiosk in Hadſchi Numan's Gärten.

Hadſchi Numan, Baba Muſtapha.

Hadſchi Numan: Nun, was iſt aus Zein geworden?

Baba Muſtapha: Omar, der Befehlshaber der Leibwache des Kalifen, hat mir ſo eben Nachrichten über ihn gegeben.

Hadſchi Numan: Rede!

Baba Muſtapha: Er hat ihn geſtern auf dem Sklavenmarkte geſehen, Dein Freund ſprach dort mit einem der Menſchenhändler, warf ſich dann plötzlich auf ſein Pferd, und ſprengte im Galeppe zum Thore Dſchem Dſchem hinaus.

Hadſchi Numan: Und welcher war dieſer Sklavenhändler, mit dem er ſprach?

Baba Muſtapha: Ich glaube, o Herr, es war der alte Abu Taher — derſelbe, von dem Du geſtern die ſchöne Mejana erkauft haſt.

Hadschi Numan: Hast Du ihn gesprochen?

Baba Mustapha: Ich habe ihn nicht finden können; er war zum Kadi gegangen.

Hadschi Numan: Was bedeutet denn diese plötzliche Flucht? was mag Zein begegnet seyn?

Baba Mustapha: Da er die Stadt durch das Thor Dschem Dschem verlassen hat, so hat er sich wahrscheinlich in das Lager von Semelalia zu dem Heere des Westirs begeben.

Hadschi Numan: Warum nicht gar? sollte er gegen die Ungläubigen in den Krieg ausgezogen seyn, ohne seinen Freund noch einmal umarmt zu haben?

Baba Mustapha: Wenn Du es befiehlst, o Herr, so will ich sogleich zu Abu Taher gehen, und ihn darum befragen.

Hadschi Numan: Es gehe denn unverweilt! — Horch, Baba Mustapha! hast Du Mejana die Geschenke gebracht, welche ich Dir für sie gegeben habe?

Baba Mustapha: Ja Herr, und ich habe ihr gleich selbst den neuen Schmuck umgelegt. Beim Allah, wie schön war sie! — In der That, ich habe doch in meinem Leben schon viel schöne Weiber gesehen, aber niemals eine getroffen, die sich mit Mejana hätte messen können! Gewiß, wenn Du sie wieder verkaufen wolltest, obwohl sie gestern jene Eigenschaft verloren hat, die ihr so sehr an den Mädchen schätzet, Du würdest immer noch die zehntausend Denars um sie lösen, welche sie Dich gekostet.

Hadschi Numan: Ich werde sie nie wieder verkaufen, Mustapha! ja wenn sogar der Kalife, mein Herr, mich um sie bitten ließe, würde ich es ihm abschlagen, und müßte ich auch zu den Beduinen Zein's fliehen, und als ein Verfluchter [1]) unter

1) Die Kalifen vereinigen die geistliche und die weltliche Macht in sich; wer ihnen ungehorsam ist, wird von dem Dschemeah ausgeschlossen, d. h. excommunicirt

ihnen leben. — Haſt Du nicht bemerkt, ob ſie von meinen Geſchenken befriedigt ſchien?

Baba Muſtapha: Sie hat wenigſtens geſtanden, Muſtapha, ſie freue ſich ordentlich über den Beſitz ſo vieler ſchönen Sachen, wenn ſie Dir darin noch liebenswerther erſcheine.

Hadſchi Numan: Reizendes Weſen!

Baba Muſtapha: Was für ein Unterſchied iſt doch zwiſchen unſeren Frauen, und denen der Ungläubigen! Als ich Gefangener war in Leon, habe ich ihre Weiber und ihre Sitten kennen gelernt. Bei uns ſind ſie Alle unterwürfig und ergeben; ſie bemühen ſich Alle um die Wette ihren Herrn zu gefallen, mit zwei Eunuchen hält man zwanzig Weiber in der Zucht; gehe Einer aber einmal zu den Spaniern, ſo wird er ſehen, daß ein Weib zwanzig Männer beherrſcht.....

Hadſchi Numan: Bringe Sorbet und Früchte hieher, und heiße Mojana in dieſen Pavillon kommen, und mir Geſellſchaft leiſten.

Baba Muſtapha: Herr, Dein Wink iſt Deinem Knechte Befehl!

(Geht ab.)

Hadſchi Numan: Zein, Du wirſt doch immer ein Beduine bleiben. — Immer beſchäftigt ihn nur der Einfall eines Augenblicks, und ſo vergißt er ſeine Freunde und ihre Einladungen, um derthin zu gehen, wohin ihn ſeine Laune treibt..... Ich vermuthe, daß ihm jetzt der Einfall gekommen iſt, mit irgend einem nazarenischen Ritter eine Lanze zu brechen. Möge Allah ihn beſchützen!

(Baba Muſtapha tritt wieder ein.)

Baba Muſtapha: Herr, o Herr! Dein Freund Zein wirft ſich eben an der Thüre vom Pferde. Beim Allah! ich fürchte, es iſt ihm irgend ein Unglück zugeſtoßen, denn Abſcher hat ſeinen ſchönen geſtickten Sattel nicht mehr; vielleicht...

(Zein tritt in sehr einfachem Gewande ein).

Hadschi Mustapha: Zein Ben Humaida, Gott sey mit Dir!

Zein: Hadschi Numan, der Herr sey mit Dir! kannst Du mir nicht fünftausend Denars geben?

Hadschi Numan: Ei freilich, aber brauchst Du sie denn sogleich?

Zein: So schnell wie möglich.

Hadschi Numan: (Mit Nachdruck einen Beutel): Gehe, Mustapha, und hole ihm das Geld [1]).

Bade Mustapha: In einem Augenblick.

(Trat ab.)

Hadschi Numan: Hast Du die Zelte des Beduins besucht? Ist der Beduine des Lebens in Gerdena schon müde?...

Zein: Ich bin um dringender Angelegenheiten willen zum Heere zurückgekehrt. Ich habe einen Handel abgeschlossen, Hadschi Numan; aber ich habe vielleicht dabei als Beduine gehandelt.

Hadschi Numan: Solltest Du etwa eine Karavane angegriffen haben?

Zein: Nicht doch, o Herr! Seit ich Akkerman diene, habe ich jene Lebensweise der Wüste vergessen. Ich ritt hinaus, um meine Pferde und Kleinodien zu verkaufen, damit ich Geld bekäme.

Hadschi Numan: Warum hast Du Dich nicht an mich gewandt?

Zein: Ich habe wohl an Dich gedacht, allein erst als es zu spät war.

Hadschi Numan: Wenn ich mich nicht täusche, hast Du sogar die Edelsteine Deiner Khantschare [2]) verkauft?

---

1) Das Vertrauen der Orientalen in die Treue und Ehrlichkeit ihrer Glaubensgenossen ist bekannt.

2) Khantscher oder Handscher ist ein krummer Dolch.

Zein: Ja, und alle meine Pferde, — Abſcheu anzunehmen, den ich nicht weggeben werde, ſo lange ich lebe, und der noch mein letztes Stückchen Brod mit mir theilen ſoll. — Aber ſage mir, ob man mich nicht betrogen hat? wie viel war der Griff des Dolches werth, den mir unſer erleuchter Kalif gegeben hat?

Hadſchi Numan: Neun- bis zehntauſend Denare, vielleicht auch noch mehr.

Zein: Zehntauſend Streiche für meinen Juden! möge Nekir [1]) ihn mit zehntauſend Scorpionſtichen peinigen! Ich gelobe bei der heiligen Kaaba [2]) der Verheißung, bei allen Gräbern der Propheten, daß ich in der erſten ſpaniſchen Stadt, die ich betreten werde, einem Dutzend Juden den Kopf abſchneiden will!

Hadſchi Numan: Aus Deinem Zorne möchte man ſchließen, daß Du einen ſchlimmen Handel eingegangen haſt.

Zein: Er hat mir fünfzehnhundert Denare für die Edelſteine und den goldenen Griff des Dolches gegeben.

Hadſchi Numan: Biſt Du denn toll, Beduine, daß Du einen Handel mit einem Juden ſchließeſt?

Zein: Ich brauchte nothwendig Geld. — Als ich geſtern über den Markt ging, kam mir der alte Spitzbube Abu Taher zu Geſicht, der in der Stadt ausrufen ließ, daß er Sklavinnen zu verkaufen habe. Eine von ihnen hat mir beſonders gefallen, allein er verlangte neuntauſend Denare um ſie... Hadſchi Numan, bisher hätte ich Den einen Narren genannt, der ein Weib theurer bezahlt haben würde, als ein Schlachtroß. Allein nun hat der Anblick dieſes Weibes mich auf andere Gedanken gebracht! ich hätte beinahe Abſcheu gegen dieſes Weſen ver-

1) Der Engel des Todes.

2) Das würfelige Haus, worin der Sarg des Propheten in Mekka ſteht, der Sage nach von Abraham erbaut; die Muhammedaner richten ihre Gebete an daſſelbe.

tauscht, die einer aus dem Paradiese entsprungenen Houri glich. Allein ich zog doch vor, nach Semelalia hinaus zu reiten, und Alles, was ich besaß, zu verkaufen, außer meine Waffen und Abscher; allein bei allem dem habe ich doch nicht mehr zusammenbringen können, als viertausend Denars, und ich zähle jetzt auf Deine Güte, o Hadschi Numan, wegen des Rests.

Hadschi Numan (lächelnd): Ha, ha, ha! hat man Dich endlich eingefangen, Sohn der Wüste? — Ja, ja! an Deiner Handlungsweise erkenne ich meinen Beduinen, der nichts bedenkt, sondern gleich dreinfährt! Unglücklicher Thor, Du willst Dir eine Sklavin kaufen, und hast kaum mehr für Dich selbst zu leben! was willst Du denn beginnen, um sie und Abscher zu verhalten?

Zein: Habe ich nicht einen Freund an Dir?

Hadschi Numan: Ja, und dieser Freund wird für Dich sorgen. Solltest Du zehntausend Denars brauchen anstatt fünftausend, sollst Du sie sogleich bekommen.

Zein: Ich danke Dir, mein Bruder. Du wirst niemals müde werden, mich mit Wohlthaten zu überhäufen, nicht wahr?

Hadschi Numan: Ach, Zein! meine Schuld gegen Dich kann ich darum doch niemals gänzlich abtragen! erinnerst Du Dich noch der Umstände, unter welchen wir mit einander bekannt wurden?

Zein: Es ist mir noch in lebhaftem Gedächtniß.

Hadschi Numan: Hungernd und dürstend lag ich in der Wüste, und war so unwohl, daß ich unmöglich meine Pilgerfahrt nach Mekka fortsetzen konnte; da trafest Du mich, und gesetzt Deinen ganzen Wasserschlauch über mich aus [1]), ohne auch nur einen Tropfen für Dich zu behalten; wie sehr mußtest Du darunter gelitten haben!

---

1) Man bedient sich dieses Mittels, um die Beiläufer wieder in's Leben zurückzurufen, welche in der Wüste vor Durst und Hitze verschmachtet sind.

Zein: Wir Araber können Hunger, Durſt und Hitze beſſer ertragen, als Ihr Herren aus den Städten. Du lagſt auf dem Sande, todesmüde, verlaſſen, ſchwarz wie ein Scorpion..... welcher Muſelmann hätte Dir nicht Daſſelbe erwieſen, was ich an Dir gethan habe?

Baba Muſtapha (tritt wieder ein): Die fünftauſend Denars ſtehen draußen in Säcken auf dem Flure, o Herr! wenn Du ſie vielleicht zählen willſt.....

Zein: Neiſn, nein! Nüße mir nur einen Eſel, der ſie trage, und ſorge dafür, daß ich noch eine ebenſo ſtarke Summe bei meiner Rückkehr antreffe. Du ſelbſt hundert Denars für Deine Mühe bekommen.

(Tritt ab.)

Hadſchi Numan: Muſtapha!

Muſtapha: O Herr, was befiehlſt Du?

Hadſchi Numan: Ein anderer Sclave ſoll beſorgen, was Zein Dir aufgetragen hat. Du aber gehe hin, und hole mir Mojana herbei. — (Muſtapha geht hinaus.) — Der arme Zein! ſeine neue Liebe hat ihm den Kopf verdreht: er wollte ſein herrliches Roß Abſcher gegen jenes Weib eintauſchen! ſie muß einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben! Es ſoll ſich keiner gelüſten laſſen, ihm jene Sklavin abzuringen, indem er ihn beim Handel überbietet! Zein hat zwar die Edelſteine ſeines Dolches verkauft, aber er hat die Klinge noch in Händen.

(Mojana, von Muſtapha geführt, tritt herein.)

Tritt herzu, Königin der Schönheit! entferne dieſen allzudichten Schleier! es iſt Niemand hier, der Deine Reize betrachte, als Dein Herr und Gebieter.

Mojana (ſchlägt den Schleier zurück): Was wünſcht mein Gebieter?

Hadſchi Numan: Komm', Mojana, ſetze Dich auf dieſes Seyha! — Trage das Mahl auf, Sklave!.... Nun, meine ſchöne Mojana, biſt Du zufrieden mit dem Putze, den ich Dir geſchenkt habe?

Mojana: Herr, Du haſt mit Deiner Güte Deine arme Sklavin überhäuft, und ihr ſo viel Geſchenke gegeben, daß ſie nicht weiß, wie ſie ihren Dank ausdrücken ſoll.

Hadſchi Numan: Du ſollſt binnen Kurzem noch Beſſeres von mir erhalten, als dieſe werthloſen Kleinigkeiten!

Mojana: Ach Herr, ſo lange mir nur Deine Liebe bleibt, will ich mich mehr als glücklich fühlen.

Hadſchi Numan: Geliebtes Kind, ſieh', ich bin reich und mächtig, aber mein Reichthum und meine Macht gehören Dein. Wünſche, und alle Deine Wünſche ſollen erfüllt werden.

Mojana: Ach, mein Löwe! Darf ich es denn wagen, Dich um eine Gunſt zu bitten, ehe ich ſie verdient habe?

Hadſchi Numan: Bitte nur, und Du ſollſt es haben! — nur Eines darfſt Du nicht von mir verlangen: das Pferd meines Freundes Zein.

Mojana: Herr, Deine Sklavin iſt ſo glücklich bei ihrem Löwen, daß ſie ſich nur eine Kleinigkeit noch zu wünſchen hat. Ich bin in einem Lande geboren, das meiner Meinung nach ſehr weit von hier entfernt ſeyn muß, in der Nähe einer Stadt, welche Damaskus heißt. Mein Vater war ein Kaufmann; weil er jedoch verſäumt hatte, nach Mekka zu gehen, wie er gelobt hatte, und wie es das Geſetz verſchreibt, ſo entzog ihm Allah ſeine Gunſt, und in einem einzigen Jahre verlor er all ſein Hab und Gut. Mein Bruder ward von den Kurden getödtet. Meine Mutter ſtarb an einer böſen Krankheit. Um leben zu können, und meine drei übrigen Schweſtern zu verhalten, war mein Vater genöthigt, mich zu verkaufen[1]). O mein Herr, vergönne mir, daß ich ihnen einen kleinen Theil der Geſchenke zuſende, welche Du mir gemacht haſt, und daß ich mit ihnen das Glück theile, das ich an Deiner Seite genießen darf.

---

1) Ein Brauch, der in Arabien, Meſopotamien und Paläſtina häufig genug vorkommt. Vergl. Otter's Reiſe in den Libanon.

Hadſchi Numan: Gutherziges Weſen! iſt das Alles, was Du von mir verlangſt? Dein Vater und Deine Schweſtern ſollen hieher kommen in unſere Stadt, und ich werde Deinen Schweſtern reiche Männer geben, hätten ſie auch nur einen geringen Theil von Deiner Schönheit!

Mojana: Mein Mund iſt ſtumm vor Dank, aber ich werfe mich zu Deinen Füßen nieder.

Zein (hinter der Scene): Sklave, weiche zurück, oder Du ſtirbſt des Todes von meiner Hand.

Hadſchi Numan: Wer wagt hier einzudringen? — Mojana, verſchleiere Dich augenblicklich.

(Zein mit dem Dolche in der Hand ſtürzt herein; Mojana verbirgt ſich hinter das Sopha.)

Wie, Zein, biſt Du es, der ſo hereindringt, wenn Dein Freund bei ſeiner Sklavin iſt?

Zein: Numan, als ich Dir ein gaſtliches Obdach gab unter meinem Zelte von Filz, habe ich damals ein Krokodil gerettet, das mich eines Tages beißen, und nach dem Biß noch verhöhnen ſollte [1])?

Hadſchi Numan: Was willſt Du damit ſagen, Zein.

Zein: Wer hat Dir die Kühnheit gegeben, Beleidigungen zu häufen auf das Haupt Zeins, des Sohnes Amru's und Scheik der Humeidas [2])?

Hadſchi Numan: Gi ſeht doch! Welcher von uns Beiden iſt denn ſo eben gekränkt worden?

Zein: Verſchmitzter Maure, warum beteſt Du mir Dein Geld an, nachdem Du mich ſchon um ſie beſtehlen hatteſt, die ich mehr liebte, als den Schatz des Kalifen?

Hadſchi Numan: Ich?

Zein: Ja, Du treuloſer Freund! haſt Du nicht die Sklavin Abu Taher's für Deinen Harem gekauft?

1) Anſpielung auf einen unter den Arabern häufigen Glauben.

2) Scheik iſt bekanntlich der Häuptling eines Stammes.

Hadſchi Numan: Allerdings: allein welche Rechte hatteſt Du an ſie?

Zein (ſchwingt ſeinen Dolch): Das ſollſt Du ſogleich ſehen!

Mojana (ſpringt hervor, und wirft ſich zwiſchen beide; — ihr Schleier entfällt ihr). Halte ein, Beſchwicht, Du mußt mich vor ihm tödten!

Hadſchi Numan: Haſt Du denn den Verſtand verloren, Zein? Du ſchwingſt den Dolch auf Hadſchi Numan? was habe ich Dir zu Leide gethan? hatte ich nicht dieſelben Rechte wie Du an dieſe Sklavin? habe ich ſie nicht mit meinem guten Gelde erkauft? iſt es meine Schuld, wenn Du zu langſam geweſen biſt, um den Handel abzuſchließen?

Zein (ſchaut Mojana mit verſtörten Blicken an): Du haſt recht, mein Freund.

Hadſchi Numan: Siehſt Du nun, wie thöricht Du gehandelt haſt? — hätte ſich dieſes Weib nicht zwiſchen uns beide geworfen, Du hätteſt Deinen Bruder getödtet!

Zein: Nein, ich könnte Dich niemals tödten: Gabriel bedeckt Dich mit ſeinem Schild, — Du biſt ſein Liebling, und ich bin Eblis[1]) verfallen.

Hadſchi Numan: Ich vergebe Dir, Zein....

Zein: Biſt Du nicht ein Ider, Hadſchi Numan? Befiehl nur dieſem Weibe, daß es ſeinen Schleier wieder aufnimmt, oder ich ſehe Dir nicht für mich ſelbſt. Numan, ich bitte Dich, vergib mir.... Siehſt Du, der Simum[2]) iſt nicht glühender und ungeſtümer, als die Liebe eines Arabers.

Hadſchi Numan: Ich vergebe Dir, Du haſt recht gethan...

Zein: Höre mich an! als ich Dir das Leben rettete,

---

1) Eblis iſt der Teufel.

2) Simoun oder Samum iſt der Südwind in der Wüſte.

versprachst Du mir, Du wolltest mir Alles gewähren, um was ich Dich bitte. Habe ich Dich schon um etwas gebeten? sprich!

Hadschi Numan: Nein.

Jein: So schenke mir dieses Weib.

Hadschi Numan: Weißt Du, wie sehr ich sie liebe?

Jein: Liebst Du sie, wie ich? würdest Du das für sie thun? — (er hört sich den Dolch durch den Arm)

Hadschi Numan: Wilder Tiger, was würdest Du mit dieser schönsten Gazelle beginnen?

Jein: Frage nicht, gib sie mir.

Hadschi Numan: Ich kann nicht.

Jein: In der Wüste hält man seine Schwüre.

Hadschi Numan: Nimm Alles, was ich habe, ich gebe Dir alles.....

Jein: Du scherzest wohl, da Du mir diesen Tauschvorschlag? — vergissest Du, daß Du mit Jein redest, — mit Jein, der dem Alten El-Hatatsche die ganze Beute des Stammes der Jinchis gab um das einzige Pferd Adscher?.... Wohlan denn! ich Jein biete Dir Adscher, und den Dolch Amru's, wenn Du mir diese Stlavin geben willst!

Hadschi Numan (in tiefem Tone): Jein!

Jein: Hast Du nicht geschworen auf die altertheiligste Kaaba und bei den Gräbern der Propheten, und bei Deinem Säbel, Du wolltest mir die erste Bitte gewähren?

Hadschi Numan: Was würdest Du an meiner Stelle thun?

Jein (zögernd): Was ich thun würde?....

Hadschi Numan: Ja, Du Jein! —

Jein: Ich würde Dich tödten! ziehe Deinen Khandschar.

Hadschi Numan: Nein, ich kann nicht mit Dir kämp-

1) Vergleiche den Brief der Lady Montague.

pfen, der Du mir das Leben in der Wüſte gerettet haſt... Höre mich an, Beduine! es gibt noch ein anderes Mittel, uns zu vereinigen. Mojana ſoll ſich ſelbſt ihren Gebieter wählen! und wenn ſie Dich verjagt, ſo ſoll ſie Dein Eigenthum ſeyn.

Zein (wankend). Heißt das Dein Wort erfüllen?

Hadſchi Numan: Entſcheide Du nun, Mojana, und wähle, welchem von uns Beiden Du angehören willſt!

Mojana: Könnte ich denn lange zaudern, bei der Wahl zwiſchen meinem milden freundlichen Gebieter, und dieſem rohen wilden Barbaren!... O, mein Herr, mein gütiger Herr, Deine Sklavin wird Dich immer lieben! (Sie wirft ſich Hadſchi Numan in die Arme).

Hadſchi Numan: O Mojana, Du ſollſt mich nie verlaſſen, Zein! könnteſt Du mich einer Sklavin berauben, die mich ſo ſehr liebt?

Zein (niedergeſchlagen). Ihr ſeyd freilich wie für einander geſchaffen... — ich aber bin erbärmlich zum Unglück geboren, meine Geburt gab meiner Mutter den Tod. Mit zwölf Jahren ſchoß ich meinem Bruder mit dem Pfeile eine Auge aus, und heute wollte ich gar meinen Freund umbringen... ich habe ihm eine Wolthat zum Verwurfe gemacht, e, das war unwürdig für einen Araber! — Lebe wohl, Hadſchi Numan!...

Hadſchi Numan: Zein, verlange irgend etwas von mir, was ich Dir geben kann.

Zein: Ich brauche nichts mehr... ich kehre zurück zu meinen Zelten in der Wüſte.

Hadſchi Numan: Bleibe bei Deinem Freunde!

Zein: Ich kann nicht.

Hadſchi Numan: Warum fliehſt Du mich und mein Haus.

Zein: Eines Tages würde ich Dich vielleicht tödten.... ich kenne mich zu gut in dieſem Stücke.

Hadſchi Numan: Du haſt das Recht mich zu tödten, denn ich verdiene Deinen ganzen Zorn.

Zein: Wie? es iſt möglich, daß ein Weib Dich meineidig und mich beinahe zu Deinem Mörder gemacht hat?..... habe ich aber nicht ſelbſt ſchon oft um einiger Kameele willen ein Weib zur Wittwe, und mehr als ein Kind zur Waiſe gemacht.

Hadſchi Numan: Bleibe bei mir, mein Freund, oder ich will Dir in die Wüſte folgen.

Zein: Und dieſe Sklavin? willſt Du ſie auch mit Dir in die Wüſte nehmen?

Hadſchi Numan: Ich habe eine Schweſter, welche ſehr ſchön iſt: Zein, ich will ſie Dir zum Weibe geben.

Zein: Bruder, gebiete Deiner Sklavin, den Schleier abzunehmen, daß ich ſie noch ein Einzigesmal beſchaue, ehe denn ich ſcheide.

Hadſchi Numan: Erfülle ihm ſeinen Wunſch, Mejana! wirf einen letzten Blick der Liebe auf Zein, denn er iſt mein Freund.

Zein: Hadſchi Numan, möge Allah.... — (voll Wuth): Komm' her, laß uns um ſie fechten, und den Sabel zwiſchen uns Beiden entſcheiden!

Hadſchi Numan: Siehe, Deine Wuth ergreift Dich wieder. Mejana, entferne Dich.

Zein (ſtellt ſich vor die Thüre): Nein, halte ein, Mejana! (Zu Hadſchi Numan): Meineidiger! Memme! Verräther! elender Eidbrüchiger, Du ſollſt mir nun nicht mehr entrinnen!...

Hadſchi Numan: Unglücklicher Zein, was beginnſt Du?

Zein: Dieſes Weib iſt mein; was kümmert's mich, ob ſie mich liebt oder nicht! habe ich nicht ſchon manchen wilden Hengſt gezähmt? ich werde doch auch dieſes Füllen mir zu unterwerfen wiſſen. Mejana, ich bin Dein Herr, folge mir, oder ich ſchlage Dir den Kopf ab.

Mojana (wirft ſich Hadſchi Numan in die Arme): Mein Herr, mein Gebieter, rette mich! ſchütze mich, mein Löwe.

Hadſchi Numan: Halt ein.

Zein: Ziehe Deinen Säbel.

Hadſchi Numan: Du kannſt Dich ja nicht vertheidigen.... Ich ſehe ja, daß Deine Hand zittert.....

Zein (verwundet ihn): Was ſagſt Du zu dieſem Hiebe da?

Hadſchi Numan (ſchlägt ebenfalls nach ihm): Und Du zu dieſem?....

Zein (ſtürzt zu Boden): Freue Dich, Cordovaner, Du haſt den Helden von Yemen beſiegt.

Hadſchi Numan: Wehe mir! ich Unglücklicher habe Denjenigen getödtet, der mir das Leben gerettet hat!

Zein: Und ich, ich habe mich mit meinem Wirth geſchlagen, ich der Scheith der gaſtlichen Humeidas! Allah, Allah, Du biſt gerecht!

Hadſchi Numan: Und ich, welche Foltern habe ich nicht verdient! habe ich nicht den Eid gebrochen, den ich auf die allerheiligſte Kaaba geſchworen? habe ich nicht meinen Freund getödtet?

Mojana: Mein Gebieter!

Hadſchi Numan: Fort mit Dir, Elende! Du biſt ſchuld, daß ich ihn getödtet! Du biſt kein Weib, Du biſt eine Afrite [1]), — vielleicht Eblis ſelbſt....

Zein: Eblis?... Er erwartet mich!... Lebe wohl, mein Bruder!.... vergiß Abſcher nicht, mein treues Roß!..... In Dongola lebt noch eine Negerin, welche von mir ſchwanger iſt...

(Er ſtirbt.)

Hadſchi Numan: Mein Bruder! Zein! Zein!

Mojana: Herr, erlaube Deiner Sklavin....

Hadſchi Numan (ſtößt ihr den Dolch ins Herz): Da, nimm,

1) Ein böſer Geiſt, eine Art Meduſe oder Lamia.

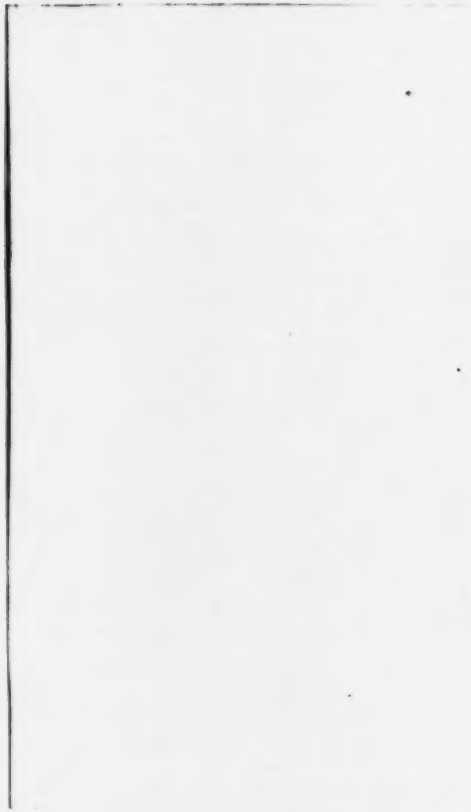
Du Unglückſelige! Damit ſich Zein's Blut mit dem Deinigen vermähle!... Komm Zein, laß uns Freunde bleiben! Dieſes Weib iſt nun todt..... Zein, Zein! willſt Du mir nicht mehr antworten, Bruder?

Baba Muſtapha (zum dritten): Das Abendbrod iſt bereit, o Herr, und das Stück zu Ende!

Hadſchi Numan: Ah! das iſt ein Anderes.

(Alle ſtehen wieder auf.)

Mojana: Meine Damen, und meine Herrn! ſo endet die afrikaniſche Liebe, eine Komödie, oder wenn Sie lieber wollen, eine Tragödie, wie man heut zu Tage ſagt. Sie werden nun freilich laut darüber ſchreien, daß zwei Cavaliere ſo ungalant ſeyn können; — mag ſeyn, ich gebe das zu, und der Verfaſſer hat Unrecht gethan, daß er ſeinem Beduinen nicht mehr franiſche Geſinnungen gegeben hat. Was aber das anbelangt, ſo wagt er darauf mit der Behauptung zu erwidern, daß die Beduinen nicht gewöhnt ſind, zur Erlernung von Schicklichkeit und guten Manieren nach Madrid zu kommen, und daß ihre Liebe immer einigermaßen nach der Gluthhitze der Wüſte Sahara ſchmeckt. — Was halten Sie von dieſem Beweisgrunde? Denken Sie davon, was Sie wollen, allein urtheilen Sie nachſichtig über die Verſtöße des Verfaſſers! —



Die Gelegenheit.

Komödie.

Que esa pena, ese dolor
Mas que tristeza es furor
Y mas que furor, es muerte.

Calderon.

El Mayor Monstruo, los Zelos.

Perſonen:

Donna Maria oder Mariquita, } Zöglinge in einer
Donna Franciſca oder Paquita, } klöſterlichen Erzie-
Donna Irene, } hungs-Anſtalt.
Donna Ximena, }
Rita, eine Magd.
Frau Eugenia, Vorſteherin des Kloſters.

Die Scene iſt in der Havannah.

Die Gelegenheit.

Komödie.

Weil jenes Leid und jener Schmerz
Noch mehr als Schwermuth treibt zur Wuth,
Und mehr noch, als zur Wuth, zum Tode!

Calderon,
Der Ungeheuer größtes iſt die Eiferſucht.

Erſte Scene.

Der Garten in einem Kloſter. Zur Rechten ſieht man ein kleines Gebäude, deſſen Thüre dem Beſchauer zugewandt iſt; über derſelben lieſt man in großen Buchſtaben: Apotheke. Ein Fenſter des Erdgeſchoſſes mündet auf den Garten aus. — Im Hintergrunde ſteht ein großer Orangenbaum; im Vordergrund zur Linken eine Laube von Lianen, mit einer hölzernen Bank darin.

Donna Maria (allein, ſitzt auf der Bank, ein aufgeſchlagenes Buch liegt neben ihr. Sie ſitzt mit nachdenklicher Miene da, und ſinnt nach, anſtatt zu leſen): Er hat mir das Buch gegeben und mich darin leſen heißen... ſeiner Rede nach hätte ich darin Troſt für alle möglichen menſchlichen Leiden finden ſollen... Ich habe darin geleſen und wieder geleſen, und finde dennoch keinen Troſt gegen die Liebe... Kempis war ein großer Gelehrter, ein ſanfter, tugendhafter, mitleidiger Mann... ein Heiliger, wie er; allein die Liebe hat er wohl niemals kennen gelernt... Ach, wie un-

glücklich bin ich doch!... (Sie lieſt die Dedikation, welche auf dem erſten Blatte des Buches ſteht): Lohn der guten Aufführung für Donna Maria Colmenares... Gute Aufführung! ich bin für ihn nur ein kleines Mädchen, das ſehr artig, d. h. ſehr langweilig iſt... Ein kleines Mädchen, d. h. ein unbedeutendes Weſen, das man noch nicht lieben kann, oder dem man höchſtens gut iſt, wie einem zahmen Ringeltäubchen... — Aber gleichviel, ob junge Mädchen oder Weiber, er kann keine von allen lieben! er iſt ein Prieſter, und nicht von dieſer Welt. — Dennoch... iſt er nicht wie die andern Prieſter: er plaudert, er lacht, er ſpricht oft mit mir... aber, großer Gott! wovon unterhält er ſich mit mir! — von den Vögeln, die ich füttere, von meinen Blumen, die ich pflege. — Wie lebhaft wurde er geſtern auf einmal, als er die Paläſte der Alhambra beſchrieb!... (wehmüthig), er ſchilderte ſie Donna Franziſca: und ich, die ich die Alhambra geſehen habe, als ich ein einziges Wörtchen darein reden wollte, verſtummte er plötzlich, und die Unterhaltung blieb dabei ſtehen. Donna Franziſca iſt nur drei Jahre älter als ich, allein was weiß ſie, das ich nicht auch wüßte? — Was kann ſie, deſſen ich nicht auch fähig wäre? — Ich ſinge ſchöner als ſie... ich ſpiele beſſer Clavier und Guitarre als ſie... ſie kann ja kaum im Takt tanzen!... ich habe geſtern voll Entzücken bemerkt, daß Frau Eugenie mir mit Vergnügen zuſchaute, als ich mit ihr tanzte: ſeine Augen funkelten... er war nicht mehr der ſtrenge Geiſtliche, er blickt drein, wie einer unſerer jungen verliebten Cavaliere.... Da hätte ich ihm dieſen verhängnißvollen leidigen Brief geben ſollen, den ich alle Tage von Neuem ſchreibe und von Neuem wieder zerreiße... (Sie zieht einen Brief aus dem Buſen und überlieſt ihn raſch): So wie er jetzt iſt, iſt er höchſt mittelmäßig, weder Fleiſch noch Fiſch... mit jedem Male, da ich ihn umänderte, iſt er ſtets kälter geworden: aber das Erſtemal war er freilich zu unſchicklich... und zudem weiß ich ja, daß das, was einen rührenden Eindruck macht, wenn man es ſich

leiſe zuflüſtern hört, nur ein mitleidiges Lächeln erregt, wenn man es geſchrieben vom Blatte lieſt...

Was wird er namentlich von dem Schluß meines Briefes denken? — ich hatte Unrecht, zu ſagen: ich werde zu ſterben wiſſen, um Euch nicht mehr beſchwerlich zu fallen. — Ich werde zu ſterben wiſſen... bah, er wird niemals glauben, daß die kleine Marianita ſterben kann. Es muß ihm wie eine Drohung, wie eine Prahlerei erſcheinen. Ich werde zu ſterben wiſſen, iſt eine Theaterphraſe, die man ausruft, wenn man ſich mit einem hölzernen Dolch erſticht... und doch war es ganz im Ernſte gemeint, als ich es niederſchrieb: ich dachte alles Ernſtes an den Tod. — Der Arzt ſagt ja, das Sterben ſey ſo leicht; ein einziger Löffel voll von dem Gifte, das er uns zeigte... ein Minutenlanger Todeskampf... und man iſt über alle Leiden hinweg. — Aber das ſind Dinge, die man verſchweigen muß, von denen man aber nicht reden darf... Ich werde den Brief von Neuem wieder abſchreiben, dieſen Ausdruck umgehen, und dann... (ärgerlich): ja, dann wird das ganze Schreiben noch nichtsſagender und kälter als zuvor. Ach, warum kann er nicht in meiner Seele leſen!... Soll ich ihm den Brief zuſtellen?... ſoll ich mit ihm reden?... aber er würde mir ſogleich in's Wort fallen. — (Sie reißt einen kleinen Zweig von einer Staude ab): wenn die Blätter dieſes Zweigchens eine ungerade Zahl ausmachen, will ich ihm mein Schreiben übergeben... eilf, zwölf, dreizehn, vierzehn.... gerade! — Aber es iſt mir dennoch unmöglich, mit ihm zu ſprechen. — Ich muß ihm denſelben nothwendig zuſtellen... laßt ſehen, wir wollen einmal dieſes Buch aufſchlagen. Die Seite da zur Linken fängt an: Ich will lieber leiden und alle Arten von Qualen erdulden, als in das einwilligen, was Du von mir verlangſt. — Bin ich nicht eine Thörin? muß ich denn mit Gewalt zum Looſe meine Zuflucht nehmen, in einer Angelegenheit, wo es ſich um mein ganzes Lebensglück handelt?... Ja, ich will ihm den Brief einhändi-

gen; er besagt ihm doch zum Mindesten: Ich liebe Dich! und mein Mund würde es doch nie über sich gewinnen, dieses Wort auszusprechen.

Rita (singt hinter den Kulissen): Ist der Franzose verliebt, so weint er, wie ein Kind; der Andalusier ist klüger und spricht: mein Kind, ich liebe Dich; willst Du etwas von mir? wo nicht, gehab' Dich wohl!...

Zweite Scene.

Donna Maria, Rita.

Donna Maria: Aha, da habe ich ja schon ein Orakel, das mir angibt, was ich zu thun habe. Ja, ich will ihm meinen Brief übergeben — (zu Rita, welche auftritt): Du willst wohl da drinnen kehren?

Rita: Ja, mein Fräulein. Ich will diese Flaschen da drinnen ein wenig abstäuben und die Fenster öffnen, um etwas Luft hinein zu lassen. (Sie tritt in die Apotheke hinein, und Donna Maria nähert sich dem Fenster, welches Rita eben öffnet.)

Donna Maria (mit einem erzwungenen Lächeln): Nimm Dich in Acht, daß Du die Flasche nicht zerbrichst, von der Du mir neulich erzählt hast!

Rita: Jesus Maria! ich habe nicht einmal das Herz, sie anzurühren. Es heißt zwar freilich, man müsse etwas von dem Tranke geschluckt haben, wenn man daran sterben soll, allein ich könnte nicht mehr ruhig werden, wenn ich das Glas auch nur angerührt hätte.

Donna Maria: Ich kann durchaus nicht glauben, daß das Gift so heftig ist, wie Du sagst.

Rita: Ach, ich kann es Euch beschwören! hat mir ja doch der Doktor selbst gesagt: nimm Dich in Acht, Rita, daß Du mir nicht an diese Flasche stößt; zwei oder drei Löffel voll

in einer Flaſche Waſſer würden hinreichen, alle dieſe Fräulein in weniger als einer Viertelſtunde umzubringen. Das würgt Einem in der Kehle... man erſtickt zuerſt, und krach! iſt auf einmal Alles aus!

Donna Maria (deutet mit dem Finger auf eine Flaſche in der Apotheke): Nicht wahr, es iſt jene Flaſche dort?

Rita: Nein, Fräulein, jene kleine dort iſt es, auf dem oberſten Brett. Es iſt nur ein kleiner Bettel, und doch iſt das, was darinnen iſt, hinreichend, um mehr als tauſend Perſonen umzubringen.

Donna Maria: Jene dort iſt es alſo, in welcher die waſſerhelle durchſichtige Flüſſigkeit iſt?

Rita: Ja, eben die.

Donna Maria: Gut.

Rita: Gut? Sagt lieber: ſehr ſchlimm. Der Teufel ſelbſt ſoll dem Burſchen den Hals umdrehen, der ſolche abſcheuliche Tränke erfunden hat! mich wundert nur, daß bei den Apothekern, wo man nur Mittel finden ſollte, um Krankheiten zu heilen, es auch ſolche Mittel gibt, mit denen man einen Menſchen in die andere Welt hinüber ſchicken kann, ehe er noch Zeit hat, ſein In manus herzuſagen.

Donna Maria (ſehr ernſthaft): Es gibt gewiſſe Krankheiten, die man nur mit ſolchen Mitteln heilen kann.

Rita: Der liebe Gott und der heilige Jakobus mögen uns vor derartigen Krankheiten ſchützen! ich dachte eben in meinem einfältigen Sinn, ſolche Mittel ſeyen für Niemanden da, als für die tollen Hunde, die man umbringen muß, damit ſie die Andern nicht beißen.

Donna Maria (bei Seite und nachdenklich): Nur einen kurzen Augenblick der Pein, und Alles iſt vorüber!

(Rita tritt aus der Apotheke, ſchließt die Thüre derſelben ab, läßt aber das Fenſter offen.)

Rita: Wenn ich die Frau Superierin wäre, ließe ich dieſ

abſcheuliche Flaſche in's tiefſte Loch werfen und zerſchlagen, denn ſie wird wohl mehr Schaden ſtiften und Unheil anrichten als Nutzen.

Donna Maria: Auf welche Weiſe denn?

Rita: Je nun... wenn irgend Jemand z. B. Luſt hätte, einen Andern auf die Seite zu ſchaffen... — oder auch... der Fall wäre ja denkbar... wenn irgend ein Menſch Luſt hätte, ſich umzubringen, wie es auch ſchon geſchehen iſt...

Donna Maria: Bah, geh' doch! wem wird es denn einfallen, ſich umzubringen?

Rita: Ihnen freilich nicht, mein Fräulein, das weiß ich wohl; Sie ſind ja ſo artig, ſo geſcheidt und gelehrt, daß Sie alle die älteren Fräulein beſchamen; aber ich kenne ſolche Hitzköpfe, die es wohl im Stande wären... Sehen Sie, ich weiß wohl, daß Sie es nicht wieder ſagen werden... aber ich wäre doch nicht ſo keck, dieſes Fläſchchen da Ihrer Freundin Donna Franziska zu zeigen.

Donna Maria: Warum denn nicht?

Rita: Sie lieſt immer engliſche Romane, und das verdreht ihr den Kopf. Denken Sie ſich nur — wer ſollte es glauben?... eines Tags geſtand ſie mir gar, wenn ſie in einen Mann verliebt wäre und ihr Geliebter zufällig ſterben würde, ſo würde ſie ſich umbringen.

Donna Maria (mit bitterem Lächeln): Ei, da darfſt Du ruhig ſeyn, damit wird es noch nicht eilen.

Rita: Ich erſchrack nicht wenig darüber, und redete ihr ſogleich zu: Ach, beſtes Fräulein, ſagen Sie doch nichts Derartiges! ich bin zwar nur eine arme Dienſtmagd und kann nicht reden wie ein Pfarrer, aber das weiß ich, daß es ſich ſchwer gegen Gott verſündigen heißt, wenn man ſich umbringt. Nicht wahr, liebes Fräulein?

Donna Maria: „Du ſollſt nicht tödten." — (leiſer): Damit ſey aber nicht geſagt...

Rita: Solche Gedanken kann Einem nur der Teufel eingeben. Ich habe ein Mädchen aus Guatemala gekannt, welches etwa in ſeinem ſechzehnten oder ſiebenzehnten Jahre die Luſt anwandelte, ſich umzubringen, aber im allerſüßeſten Grade. Sie hat mir ſelbſt erzählt, wenn ſie aus einem hohen Fenſter auf die Straße hinabgeblickt habe, ſey der Teufel zu ihr getreten und habe ihr zugeflüſtert, ſie ſolle ſich hinausſtürzen; — mit der Zeit aber iſt ſie von dieſem böſen Gedanken zurückgekommen und geneſen...

Donna Maria (lachend): Durch was für ein Mittel? wie hat ſie es denn angeſtellt?

Rita: Je nun, du liebe Zeit! ſie betete recht häufig und recht brünſtig zum lieben Gott, er möge ſie doch von dieſem Irrwahn befreien, und wallfahrtete nach ein paar heiligen Orten; unterdeſſen kam auch ein wackerer Burſche, ein ſchöner brauner Maulthiertreiber, und machte ihr den Hof; da hat ſie ſich denn bald darauf verheirathet und denkt heute gewiß ſo wenig mehr daran, ſich umzubringen, als ich mich zu hängen.

Donna Maria (zu Gott): Ach Gott!

Rita: Aber nicht wahr, mein Fräulein, Sie ſagen doch Donna Franziska nicht, was ich ſo eben über ſie geſagt habe?

Donna Maria: Sey nicht bange deßhalb. — Rita, Du beſorgſt ja meine Bedienung! wenn Du in mein Zimmer kommſt, wirſt Du auf dem Kopfkiſſen meines Bettes einen kleinen Roſenkranz von Gold finden, wie man ſie in Mexiko trägt; nimm ihn zu Dir und behalte ihn als ein Andenken an mich, denn ich ſchenke Dir ihn!

Rita: Mir, mein Fräulein?

Donna Maria: Ja, Dir; ich bin Dir ſchon längſt ein Geſchenk ſchuldig. Du biſt ſtets ſo aufmerkſam und dienſtfertig gegen mich. Wenn ich einmal das Kloſter verlaſſen haben werde, ſo bete Du bisweilen einen Roſenkranz für mich.

Rita: Ach, mein beſtes Fräulein!... erlauben Sie mir,

daß ich Ihnen die Hände küsse, Sie sind allzugroßmüthig und freigebig gegen mich ... es wird mir wahrlich recht leid thun, wenn Sie unser Haus verlassen werden, indeß geschieht es ja nur zu Ihrem Besten, denn wahrscheinlich werden Sie sich alsdann bald verheirathen.

Donna Maria (mit einem Seufzer). Wer weiß?

(Pause.)

Rita: Darf ich Ihnen neue Blumen in Ihre Porzellainvasen stellen?

Donna Maria: Ja.

Rita: Leben Sie wohl, mein Fräulein; ich danke Ihnen noch tausendmal.

(Geht ab.)

Dritte Scene.

Donna Maria (allein): Sie half sich durch Beten?.... Nun ja, auch ich habe ja gebetet, und gleichwohl nicht die Gedanken los werden können, die mich noch jetzt bestürmen.. Wenn er mit mir entfliehen wollte?... allein das ist unmöglich. — Nun muß ich mich wohl entschließen, ganz allein zu entfliehen, — ja... aber ich will aus dieser Welt entfliehen. (Sie blickt durch's Fenster in die Apotheke hinein.) Nur ein Augenblick des Leidens!... Ein Leiden,... ein Kampf, der vielleicht weniger hart ist, als derjenige, welchen ich schon seit zwei Monaten Tag und Nacht erdulde, — wenn ich wollte, könnte ich mich jetzt jenes Schatzes bemächtigen, mittelst dessen man sich das Vergessen aller Leiden verschafft... Es ist eine Kleinigkeit, durch dieses Fenster hier hineinzusteigen, und dieser Stein hier ist beinahe eigens dazu da, um mir zum Antritt zu dienen.

(Sie schwingt sich mit den Füßen auf einen Vorsprung der Mauer, so daß sie sich hineinbiegen kann.)

Vierte Scene.

Donna Maria, Fray Eugenio.

Fray Eugenio (ohne Donna Maria zu sehen, nähert sich dem Orangenbaum, nimmt aus der Höhlung desselben einen Brief, und legt einen anderen hinein, den er aus dem Aermel zieht): Schöner Orangenbaum, ich danke Dir herzlich: Du bist Deinem gewöhnlichen Zwecke treu. (Er liest): Sie ist unruhig? sie hegt Kummer, sie macht mir Vorwürfe?... Ach, Du bist ungerecht, Mädchen!... am Ende bietet sie mir noch Gruß und Kuß! — Unsere beiden Briefe haben sehr viele Aehnlichkeit mit einander.

Donna Maria (springt wieder herab, bei Seite): Weiche von mir, Satan!

Fray Eugenio (bei Seite): Wer ist dieses hübsche Kind? Ei seht, wie leicht es springt! Aha, es ist die kleine Marquita, Francisca's Freundin. — Ein hübsches Kind für sein Alter in der That. Was mag sie wohl in der Klosterapotheke gemacht haben?

Donna Maria (bemerkt jetzt erst Fray Eugenio): Ha!

Fray Eugenio: Ei ei, mein Kind! Sie hätten mir rufen sollen, damit ich Ihnen die Hand zum Herabspringen gereicht hätte, mein Fräulein.

Donna Maria: Wie, mein Herr?... Sie sind hier?... entschuldigen Sie!...

Fray Eugenio: Mein unvermuthetes Erscheinen hat Sie wohl erschreckt, wie ich sehe, mein Fräulein?

Donna Maria: Durchaus nicht, mein Herr, allein... ich habe... ich bin... (bei Seite): Jesus Maria!

Fray Eugenio: Ich wußte nicht, daß Sie so gewandt und rührig sind, Donna Maria: darf man denn auch wissen, weßhalb Sie auf einem so sonderbaren und doch so kurzem Wege in die Apotheke gegangen sind?

Donna Maria: Ich kann es beschwören, ehrwürdiger Herr, daß ich nicht drinnen war.

Fray Eugenio: Schon gut, mein Fräulein, aber Sie sind wenigstens herausgekommen. — Wollen Sie wetten, daß ich errathen habe, was Sie drinnen suchten?

Donna Maria: Nein, nein! ehrwürdiger Herr, glauben Sie ja nicht, daß ich drinnen war . . .

Fray Eugenio: Gestehen Sie es nur, Sie haben drinnen etwas Zucker-Kandis, oder eine andere Näscherei gebolt. Warten Sie nur, Donna Mariquita! für diese Sünde sollen Sie mir büßen; wehe Ihnen, wenn ich Sie wieder in den Beichtstuhl bekomme!

Donna Maria (bei Seite): Der Kaltherzige, er behandelt mich noch wie ein wahres Kind!

(Sie verbirgt ihr Gesicht in die Hände.)

Fray Eugenio: In der That, mein Fräulein, ich glaube, Sie fürchten sich noch vor mir. . . . Habe ich Ihnen denn bange gemacht? beruhigen Sie sich nur, mein liebes Fräulein, ich bin nicht so böse, als Sie denken mögen. Kommen Sie her, soll ich Ihnen die Absolution geben? Absolve te! Zur Strafe dafür müssen Sie mir aber von Ihrer Beute abtreten; nur unter dieser Bedingung werde ich Sie nicht angeben.

(Donna Maria blickt ihn fest und mit dem Ausdruck tiefster Schwermuth an.)

Aber was haben Sie denn, mein Kind? . . . warum sehen Sie mich so an? Sie setzen mich in der That in Erstaunen. Schon seit einigen Tagen bemerke ich, daß Sie so schwermüthig und traurig sind . . . Sie haben Ihre schöne Farbe ganz verloren . . . Was ist Ihnen denn? sind Sie vielleicht krank?

Donna Maria: Krank? — leider nein! . . . aber ich bin sehr unglücklich.

Fray Eugenio: Sollte Lorito, Ihr Papagai, etwa gestorben seyn?

Donna Maria: Ach, Sie kennen mich ſehr flüchtig, Frau Eugenie! Sie halten mich noch für ein Kind.

Frau Eugenie: Für ein Kind? Gott bewahre mich davor! Sie ſind ja ſchon ein großes Fräulein, das bald fünfzehn Jahre alt wird.

Donna Maria (ſeufzend): Und kann man mit fünfzehn Jahren nicht eben ſo unglücklich ſeyn, wie mit dreißig Jahren?

Frau Eugenie: Verzeihen Sie mir meinen unzeitigen Spaß! Ihr Ernſt erſchreckt mich nachgerade. Ich fürchte, Sie haben ſchlimme Nachrichten aus Spanien erhalten: hoffentlich iſt Ihr Herr Oheim, der General, noch geſund und rüſtig und Ihnen noch ſo wohlgewogen, wie früher?

Donna Maria: Ich denke wohl. — Alles Unglück, worunter ich jetzt leide, rühret von mir ſelbſt her. Ach, Frau Eugenie, warum bin ich nicht ein Mann geworden? — Ich wünſche mir beinahe geſtorben zu ſeyn.

Frau Eugenie: Ei geben Sie doch! wenn Sie ſo reden, muß ich Sie wahrlich für ein Kind halten. Entſchlagen Sie ſich doch dieſer lächerlichen Gedanken! ich wette, Sie haben ſo nur aus Büchern geſchöpft, die Sie eigentlich nicht hätten leſen ſollen. Was haben Sie denn da für ein Buch?

Donna Maria: Ey ja, wie Sie ſehen, Kempis' Buch von der Nachfolge Chriſti, welches Sie mir geſchenkt haben. Ich leſe fleißig darin; kein Tag vergieng ſeither, wo ich nicht einige Seiten davon geleſen hätte; ich ſuche darin Kraft und Muth, und finde ſie nicht. — Ich habe noch nie Momente geleſen, Frau Eugenie! aber ich habe eine Seele, ein Herz, — ich lebe . . . ich denke . . . und . . . O! das iſt's ja eben, weßhalb ich lieber ſterben möchte.

Frau Eugenie (zu ſich): Das leichtſinnige Perſönchen hat gewiß irgend eine Liebelei im Kopfe; viele Mädchen in unſerem Kloſter hier ſind in dieſem Stücke ungeheuer weit voran. — (laut): Wohlan, mein liebes Kind! wir wollen dieſen Tage

mehr davon reden; ich habe jetzt nicht Zeit Ihnen so in's Gewissen zu reden und Sie auszuzanken, wie Sie es verdienen. — Ja, Sie verdienten, daß ich Ihnen wegen aller dieser Thorheiten und Schwindeleien ein wenig den Text läse. Sie, welche ich für weit gescheidter und gesetzter hielt, als die Mehrzahl Ihrer Gefährtinnen . . . Pfui doch, Donna Maria, es scheint, es ist heutzutage eine Art Modekrankheit sterben zu wollen. Von allen den Kindern Ihres Alters höre ich gegenwärtig fast nur Klagen über das Leben.

Donna Maria: Sie nennen das Kindereien? Kinder können den Tod nur wünschen, wenn sie unglücklich sind. Ich habe sterben wollen, aber der Tod will Nichts von mir.

Fray Eugenio: Was sagen Sie da?

Donna Maria: Sie haben vielleicht davon gehört, daß ich vor vierzehn Tagen beinahe von einem wüthenden Stiere getödtet worden wäre? So wissen Sie denn auch, Fray Eugenio, daß ich mich freiwillig diesem Thiere entgegengestellt habe; es kam mir so nahe, daß ich den heißen Dampf seiner Nüstern schon auf meiner Wange fühlte. . . . Ich weiß nicht, wie es kam, daß mir das Thier nichts zu Leide gethan hat.

Fray Eugenio: Wenn es wahr ist, was Sie mir da sagen. . . .

Donna Maria (mit Selbstgefühl): Wahr? glauben Sie denn, daß ich lügen könnte?

Fray Eugenio (sehr ernst): So hätten Sie wahrlich eine große Thorheit, und eine schwere Sünde begangen. Sie stehen ja im allerglücklichsten Alter des Lebens; Sie, Donna Maria, haben namentlich Alles, was Sie sich nur wünschen können; Sie sind zwar Waise, allein Sie haben einen reichen und mächtigen Oheim, Sie besitzen selbst ein sehr bedeutendes Vermögen. Warten Sie nur noch ein Jährchen, so kommt der Herr Oheim hieher, holt Sie von hier ab, und führt Sie nach Spanien; Sie werden dort bei Hofe vorgestellt, und machen ohne Zweifel eine sehr glänzende Heirath.

Donna Maria: Eine Heirath! O Himmel!

Fray Eugenio: Anſtatt ſich dieſer thörichten und ſündhaften Schwermuth in die Arme zu werfen, ſollten Sie eher dem lieben Gott für die Wohlthaten danken, mit denen er Sie überhäuft hat. — (Bei Seite): Ich werde dem Arzt einen Wink davon geben.

Donna Maria (mit erzwungener Faſſung): Ich wiederhole Ihnen, Fray Eugenio, daß Sie mich noch nicht kennen!

(Sie blicken ſich beide einen Augenblick ſcharf in's Geſicht, und ſchlagen dann gleichzeitig die Augen nieder.)

Fray Eugenio (blickt auf die Uhr): Ich vermuthe, Donna Maria, daß Sie mir irgend eine Mittheilung zu machen haben. Wenn mein Rath Ihnen von Nutzen ſeyn kann, ſo ſoll es mich nur freuen, wenn ich Ihnen damit zur Hand gehen darf. Ich will morgen von zwölf bis zwei Uhr Mittags in meinem Beichtſtuhle ſeyn; bereiten Sie ſich inzwiſchen durch brünſtiges Gebet und fromme Bußübungen darauf vor. Ich muß Sie jetzt nothgedrungen verlaſſen; die Frau Priorin erwartet mich bei einer Taſſe Chocolade, wozu ſie mich eingeladen hat.

Donna Maria: Ich fürchte, Sie verachten mich, denn Sie ſind ein Mann und ein Prieſter.

Fray Eugenio: Donna Mariquita, ich müßte mich ſehr täuſchen, wenn Ihnen nicht irgend eine kleine Liebelei Ihr ſcheimiſches Köpfchen verdreht hätte.

Donna Maria: Sie ſind zwar ein Prieſter. Allein wenn Sie mich begreifen könnten . . .

Fray Eugenio: Ich verſtehe ſchon Alles; weiß ich ja doch, daß das Bataillon der Freiwilligen von Gerona im vorigen Monat in der Havannah angekommen iſt; die Offiziere tragen ſämmtlich ihre neue geſchmackvolle Uniform; zudem kommen ſie ja jeden Sonntag in die Meſſe in die Kirche St. Jago, wohin Sie ja ebenfalls gehen . . . wir wollen morgen weiter darüber reden.

Donna Maria: Ich werde Ihnen kein Wörtchen mittheilen, denn ich ſehe ſchon, Sie verſtehen mich doch nicht. O ich bin in der That ſehr unglücklich!

Fray Eugenio: Es gibt für Alles Heilmittel, mein Kind, nur nicht für den Tod. Gott befohlen, mein ſchönes Fräulein. Die Chocolade der Frau Priorin nöthigt mich jetzt Sie zu verlaſſen.

(Er ſchickt ſich zum Gehen an.)

Donna Maria (hält ihn zurück): Es handelt ſich bei mir um Leben oder Tod! ... Fray Eugenio, hören Sie mich an! Wir ſind allein ... ich bitte Sie, hören Sie mich an ... Sie müſſen mir Gehör ſchenken ... Sie können mir das Leben oder den Tod geben ... und wenn Sie nur ein Wort ſagen ... ſo ſchwöre ich — (Fray Eugenio blickt noch einmal ſo ernſt und würdevoll darein.). Ach, Fray Eugenio ... Sie ſind ein Prieſter, ich kann nicht mit Ihnen reden.

Fray Eugenio: Donna Maria, ich weiß nicht, ob ich über Ihr Betragen lachen, oder ernſthaft böſe werden ſoll ... Doch nein, ich beklage Sie, Sie flößen mir Mitleiden ein. Begeben Sie ſich jetzt auf Ihre Zelle, nehmen Sie Ihr Anliegen förmlich in's Gebet, und kommen Sie etwa in einer Stunde in meinen Beichtſtuhl in der Kloſterkirche; alsdann werde ich Sie anhören, — im jetzigen Augenblick kann ich es unmöglich.

Donna Maria (zieht einen Brief aus dem Buſen): Was ich Ihnen nicht mündlich ſagen kann, wird Ihnen dieſer Brief beſagen....

Fray Eugenio (greift nach dem Brief): Was enthält dieſes Schreiben? geben Sie es mir!

Donna Maria (zieht den Brief zurück): Sie ſollen ihn haben, wenn Sie mir wenigſtens das Verſprechen geben wollen, ihn nicht eher zu leſen, als bis Sie zu Hauſe ſeyn werden. Leſen Sie ihn heute Abend, nicht früher als heute Abend! wol-

len Sie mir dieß verſprechen? Und morgen, — nein, ſprechen Sie lieber niemals mit mir davon!.... Wenn Sie mir ihn zurückgeben, ſo machen Sie mir wenigſtens keine Vorwürfe. — Sie wären doch nur unnütz. Geben Sie mir ihn nur einfach zurück, und ich werde mich hernach ſelbſt für meine Thorheit beſtrafen, und mir die verdienten Vorwürfe deßhalb machen. — Aber um's Himmelswillen, verſchonen nur Sie mich mit derartigen Vorwürfen!

Fray Eugenio (nimmt den Brief): Geben Sie ihn her.

Donna Maria: Ich bitte Sie flehentlich, haben Sie Mitleid mit mir.... Ich habe mich dagegen geſträubt, ſo lange ich es vermochte.... Oeffnen Sie ihn namentlich nicht hier! — (Fray Eugenio erbricht das Siegel.) — O Gott! was machen Sie! Fray Eugenio, ich beſchwöre Sie.... haben Sie Mitleid .... Geben Sie mir mein Schreiben zurück, Fray Eugenio, wollen Sie mich denn tödten?.... O leſen Sie es nicht hier!

Fray Eugenio: Was iſt Ihnen? — ſammeln Sie ſich doch, es kommt Jemand.

Donna Maria: Ich bitte Sie, leſen Sie ihn nicht hier.... oder geben Sie mir ihn lieber zurück.

Rita (tritt ein) Ehrwürdiger Herr, die Frau Priorin wartet nur noch auf Sie, um die Chocolade einzunehmen.

Fray Eugenio: Ich komme. — (Zu Donna Maria:) Ich werde ihn hernach leſen

(Er geht mit Rita ab.)

Fünfte Scene.

Donna Maria (allein): So habe ich ihm denn nun mein Geheimniß geſtanden.... ich habe es ihm anvertraut, ohne hoffen zu dürfen, daß Fray Eugenio meine Liebe erwidere; — ich übergab es ihm in demſelben Augenblicke, wo mir ſein

Zweifel mehr bleiben konnte, daß er mich nicht liebe, ja daß er mir ganz und gar gleichgültig ſey. — Ha, was ſage ich?... gleichgültig?.... Er iſt Prieſter, er iſt ein frommer ehrliebender gewiſſenhafter Mann, ſo bleibt alſo noch weniger Hoffnung für mich. Es wäre beſſer, ich ſtürbe, als daß ich mich ſeinen Vorwürfen ausſetzte ... und doch, wenn er mich liebte ... wenn er mich lieben könnte!... doch nein — er liebt nur Gott. Zuweilen freilich legt er einen ſo liebevollen, ja faſt zärtlichen Ton in ſeine Stimme ... noch ſo eben glaubte ich einen Augenblick, er ſey nicht mehr der gewiſſenhafte Prieſter ... allein ſobald ich zu ihm reden wollte, wurde ſeine Miene ſo ſtreng — ſein Anſehen ſo eiſig, daß mir augenblicklich der Muth ausgieng. — Geſtern Abend, als ich mit Franciſca tanzte, als er gleichſam bezaubert und berauſcht war von dem Anblick unſeres Vergnügens und unſeres Glücks, da hätte ich ihm den Brief übergeben ſollen ... da war es die beſte Zeit, ihm meine Liebe zu geſtehen. — Franciſca!... ſie tanzte ja mit mir ... nein, er liebt ſie nicht, wenigſtens nicht ernſthaft. — Franciſca könnte es nicht über ſich gewinnen.... Ein Prieſter? ich allein könnte das ... mein Gott, welche Sünde, einen Prieſter zu lieben! Nur ich allein auf der ganzen Welt bin im Stande, eine ſo verbrecheriſche, eine ſo entſetzliche Liebe zu fühlen, und ſo elend und verworfen bin ich, daß mich das im Gegentheile noch beruhigt, weil ich denke, mein Verbrechen könne gar keine Nebenbuhlerin haben ... Franciſca? ... nein, nein, ſie liebt ihn nicht; wenn ſie ſo liebt, ſo hat ſie ihr Herz an irgend einen Offizier verſchenkt; ... er ſpricht zwar häufig mit ihr allein, aber gewiß nicht von Liebe. — Er hat vielleicht meinen Brief vollends erbrochen.... Wenn er ihn jetzt läſe! — Es muß ſeinen Zorn, ſeine Entrüſtung erregen, wenn er ſieht, daß ein Weib ſich bis zu dieſem Grade erniedrigt. ... Vielleicht lacht er mich auch aus, rümpft die Naſe, und denkt und ſagt achſelzuckend: Die Thörin, das Kind! ... Großer Gott, ich

werde ihnen beweiſen, daß ich kein Kind mehr bin ... ſie ſollen ſehen, daß ich mehr Muth habe als ein Soldat, daß ich auf eine Weiſe liebe, wie ſie es gar nicht im Stande ſind. Ich werde ſterben, wenn ich ihm nicht angehören kann. — Allein wenn es ihm beikäme, dieſen Brief Jemanden zu zeigen? Er iſt ſo ſeltſam, und das Ende — wie ſagte ich doch gleich am Ende? ... ich kann mich keines einzigen Worts mehr entſinnen, mein ganzer Kopf iſt verwirrt ... „Ich ... wenn Sie mich nicht mehr lieben ... ſo werde ich" ... Ach warum mußte ich ihm auch dieſen Brief übergeben? Thörin, die ich war! ... warum habe ich es ihm nicht lieber mündlich geſtanden? er hätte meine Thränen, meine Verwirrung, alle meine Gemüthsbewegungen mit angeſehen; und dieſes kalte abgemeſſene Schreiben, dieſe ſorgfältige Handſchrift ... dieſe abgemeſſenen Phraſen mit ihren Punkten und Komma's! Er wird nun meinen, ich erheuchle eine Leidenſchaft, die ich gar nicht empfinde ... er wird meinen, ich habe irgend ein paar abgedroſchene Roman-Phraſen abgeſchrieben, er wird mich abermals ein Kind ſchelten. ... — Mein Gott, gib mir den Tod; denn ſonſt werden ſie mich nöthigen, mir ſelbſt den Tod zu geben. — Wenn ich ihm nun wieder ſchriebe, um meinen Brief zu entſchuldigen, und ihm meine Beweggründe dafür anzugeben?... Nein, das wäre noch weit thörichter. — Vielleicht hat er ihn noch gar nicht einmal geleſen. ... Hätte er ihn ſchon geleſen, ſo wäre er bereits zurückgekommen, oder hätte mich rufen laſſen. .. Ich fühle, daß ich wahnſinnig werde, wenn ich noch lange in dieſer Spannung und Unruhe verharren muß. — Ich habe ihn zwar gebeten, meinen Brief nicht eher zu öffnen, als heute Abend, allein nun fürchte ich, er werde mir nur allzugut gehorchen. O! lieber will ich den Tod, als noch länger auf dieſer Folter der Ungeduld und Erwartung liegen, und in der herbſten Qual der Ungewißheit mich eine ganze Nacht hindurch auf meinem Bette herumwälzen! O! Frau Eugenie, gib mir

lieber sogleich den Tod! — (Man hört Lachen und Geplauder hinter der Scene.) Aha, ich höre, daß sie nun kommen, die ich meine Freundinnen nennen muß. Schon klingt mir ihr Lachen und muthwilliges Geplauder in die Ohren, aber gerade jetzt ist mir ihre Anwesenheit mehr als jemals zuwider!

(Sie schickt sich zum Weggehen an.)

Sechste Scene.

Donna Maria, Donna Irene, Donna Ximena, Donna Francisca.

Donna Irene: Maria, Mariquita! wohin gehst Du denn? warum willst Du uns entfliehen?

Donna Ximena: Was hast Du denn, Mariquita? Deine Augenlieder sind ganz geröthet, man könnte glauben, Du habest geweint. Aha, ich errathe, Du hast gewiß einen Roman gelesen, der ein recht rührendes Ende nimmt.

Donna Maria: Ich habe Kopfweh.

Donna Francisca: Arme Freundin! — Ja, Deine Stirne ist glühend heiß. Glaube mir, es ist besser, wenn Du hier im Schatten bleibst; drehen auf unsern Zellen erstickt man beinahe vor Gluth. Komm', laß uns hier auf diese Bank sitzen, Du mußt Dein Köpfchen auf meine Schulter legen, und ich ... (leise). Ich habe Dir so vielerlei mitzutheilen, beste Mariquita, daß ich Dich durchaus nicht von mir lasse! Du mußt jetzt bei mir bleiben und mich anhören.

Donna Irene: Mariquita, Du mußt Schiedsrichterin zwischen mir und Ximena seyn.

Donna Ximena: Da kommst Du an eine saubere Richterin! glaubst Du denn, sie verstehe sich schon auf derartige Dinge? da wollte ich mir Francisca noch eher gefallen lassen.

Donna Irene: Man braucht davon eben nicht viel zu verſtehen, da es ſich ja doch nur darum handelt, hierin den Geſchmack entſcheiden zu laſſen.

Donna Franciſca: Beläſtigt ſie doch nicht mit Euren thörichten Fragen, Ihr Schelme! Das arme Kind! Ihr ſehet ja, daß ſie unwohl, ja beinahe bedenklich krank iſt.

Donna Irene: Aha, Du willſt ſie offenbar allein langweilen. Ihr ſeyd doch Beide ganz unerträglich mit Euren ewigen Geheimniſſen.

Donna Maria (gähnend). So redet doch endlich! um was handelt ſich's denn?

Donna Irene: Pfui, wie abſcheulich und unhöflich, den Leuten ſo unter die Naſe zu gähnen!

Donna Maria: Ich habe Magenweh.

Donna Irene: Du haſt doch die Marine-Offiziere geſehen, welche mit der Esmeralda angelangt ſind und geſtern die Meſſe in unſerer Kirche mit angehört haben? — Wohlan denn, Ximena, welche ſich ſchon in Einen von ihnen verliebt hat, behauptet nun gar gegen uns, ihre Uniform ſey ſchöner, als die der Dragoner von Amerika. Wie findeſt Du ſie, Mariquita? Die Marine-Offiziere ſind doch ſo einfach gekleidet, während die Dragoner von Amerika, mit ihrer gelb und grünen Uniform, ihren ſilbernen Treſſen, den grauen Beinkleidern mit den orangegelben Streifen, dem ſchwarzen Helm und Federbuſch . . .

Donna Ximena: Ja ja, in dieſem Aufzuge ſehen ſie nichts ähnlicher, als Kanarien-Vögeln, während die Marine-Offiziere mit ihrem blauen und rothen Frack, den weißen Beinkleidern und dem Hute weit eher das Anſehen kriegeriſcher Männer haben. . . . Ihre einfache Uniform ziert ſie als Soldaten. Ihr Hut mit den Goldborden gefällt mir vorzugsweiſe, und in ihren Hirſchfänger bin ich ganz verliebt.

Donna Irene: Die Maulthiertreiber und Hafenarbeiter tragen alle Hirſchfänger; ein langer Reiterſäbel aber, der auf

dem Pflaster klirrt, ist doch eine ganz andere Waffe; kann man sich etwas Hübscheres denken? Und nun vollends die Sporen — vergeßt mir die ja nicht! Wenn Einer in die Kirche tritt, so macht das ein Geräusch, daß er aller Augen auf sich zieht. Hierin können es ihnen die Marineoffiziere gar nicht gleichthun.

Donna Ximena: Sie wollen auch gar nicht die Eisenfresser spielen wie die Dragoner. Die Offiziere der Esmeralda sind jedenfalls ganz tüchtige, tapfere Bursche, wie Jedermann weiß. Es gehört ja schon vorneweg ziemlich viel Muth dazu, um Seemann zu werden.

Donna Irene: Als ob es nicht eben so viel bedürfte, um Dragoner zu werden!? — Was mich anbelangt, so würde es mir eben so bange machen, wenn ich ein Pferd besteigen müßte, als wenn ich auf einem Schiffe in die offene See hinaus wollte.

Donna Ximena: Denke nun vollends an die Stürme, an die Schiffbrüche und Seeschlachten! Dazu braucht man jedenfalls Courage. Alle die Kanonen, welche Du in den Stückpforten siehst, schießen Kettenkugeln, welche zwanzig Menschen auf Einmal umbringen.

Donna Irene: Ei, seht doch, meine Freundinnen, habt Ihr nicht bemerkt, daß Ximena bereits alle Kunstausdrücke des Seewesens kennt, seit sie ihr Herz an einen Fregatten-Kapitän verschenkt hat?

Donna Ximena: Ich habe noch gar nichts an ihn verschenkt, und ihn noch nicht einmal gesprochen. Er hat jedoch ein Empfehlungsschreiben an meine Tante, bei welcher ich ihn nächsten Sonntag sehen werde. Einstweilen weiß ich jedoch so viel, daß er ein höchst charmanter und galanter junger Mann ist. Man muß jedenfalls von Adel seyn, um in die Marine treten zu können.

Donna Irene: Wenn Du ihn auch noch nicht münd-

lich geſprochen haſt, ſo haſt Du doch leider Gottes mit ihm mehr als genug durch den Fächer geſprochen.

Donna Ximena: Mein Gott! wie willſt Du mir das verwerfen? Du haſt ja nicht aufgehört, mit Deinem tapfern Kapitän Don Raphael Samaniego Zeichen und Blicke zu wechſeln, die einen Pulverthurm hätten entzünden können. Samaniego! ein ſauberer Name! Da lobe ich mir doch den des Kapitäns der Esmeralda! er heißt Don Juan de Garibey — das iſt ein baskiſcher Name, wenn Ihr es wiſſen wollt — und hat das Kreuz des Alkantara-Ordens, und hat bereits eine ſehr ruhmvolle Seeſchlacht geliefert, und hat ſich mit einem Engländer zu Cartagena auf Piſtolen duellirt, wobei der Engländer den Arm verloren hat, und ...

Donna Franciſca: Wie kommt es denn, daß Du bereits ſeine ganze Lebensgeſchichte kennſt?

Donna Irene: Ich liebe die Piſtolen nicht, es iſt eine dumme Waffe; ich ziehe den Degen bei weitem vor, weil er eine graziöſere und ritterlichere Waffe iſt. Don Raphael hat ſich erſt den vorigen Monat auf den Degen geſchlagen, und beſitzt eine merkwürdige Gewandtheit in der Führung deſſelben.

Donna Franciſca: Es ſcheint beinahe, der Militair-Frack habe allmächtige Reize in Euren Augen.

Donna Irene: Meiner Treu! was für eine Tracht paßt nun auch beſſer für einen Mann?! Auf Ehre, wenn ich ein Mann wäre, ich würde nichts Anderes werden als Dragoner-oberſt!

Donna Ximena: Und wenn ich ein Mann wäre, würde ich nur Schiffskapitän werden. Haſt Du die hübſchen Jungen bemerkt, welche man See-Kadetten heißt? es ſind in der That allerliebſte Burſchen, und die knappe blaue Jacke ſammt den weißen Beinkleidern ſteht ihnen wunderhübſch zu Geſicht.

Donna Franciſca: Thörichte Mädchen, Ihr wäret wahrlich im Stande, einen Mann nur dann hübſch zu finden,

wenn er Silberborden auf den Aermeln, und einen dreieckigen Hut oder einen Dragonerhelm auf dem Kopfe hat?

Donna Irene: O nein, mein Kind, so weit gehen wir nicht. Siehe, man braucht nicht weit zu greifen, um einen recht hübschen jungen Mann zu finden, mit dem wir alle Tage verkehren, und der bei alledem doch keine Uniform trägt.

Donna Ximena: Ich weiß, wen Du hierunter verstehst, und muß Dir darin unbedingt Recht geben.

Donna Francisca: Nun, und wen meint Ihr denn?

Donna Irene: Thörichte Frage! wen anders als Fray Eugenio?

Donna Francisca: Fray Eugenio?

Donna Maria: Fray Eugenio?

Donna Ximena: So viel ist gewiß, daß man kaum schönere Hände finden kann, als die seinigen.

Donna Irene: Und was für Augen! welcher Adel und welche Sanftmuth liegen zu gleicher Zeit in ihnen!

Donna Ximena: Nur schade, daß er keinen Schnurrbart trägt! Er hat einen ziemlich großen Mund.

Donna Irene: Ei, sein Mund ist für einen Mann nicht zu groß, zumal da er so prächtige Zähne hat. Man muß aber auch sehen, wie sorgfältig er mit ihnen umgeht, und wie sehr er sie schont. Ich glaube, nur deßhalb, und aus keinem andern Grunde hat er schon seit einiger Zeit das Rauchen aufgegeben. — Weßhalb lachst Du denn, Mariquita?

Donna Francisca: Ei, nur über den unergründlichen Scharfsinn und die hohe Wichtigkeit Eurer Beobachtungen.

Donna Ximena: Was mir an ihm noch am besten gefällt, das ist seine unverwüstliche Laune. Er ist stets so heiter, so lustig und witzig, — das schnurgerade Gegentheil von seinem Vorfahren, dem weiland Abbate Domingo Ojeda, der uns bei jeder Gelegenheit mißhandelte und drangsalte. Fray Eugenio erlaubt uns doch zu tanzen, wenn wir unter uns sind; wir dür-

fen Lachen, Singen und Spielen, er hört und ſieht alles geduldig mit an, und wiederholt uns jeden Augenblick: macht Euch nur luſtig, ſo lange Ihr jung ſeyd! — ſtets ergreift er unſere Partei gegenüber von der alten Priorin, die ſo ſauertöpfiſch iſt, kurzum und mit einem Worte, er iſt in der That ein äußerſt liebenswürdiger Menſch.

Donna Irene: Wißt Ihr auch ſchon, was er für Donna Lucia de Almedo gethan hat?

Donna Franciſca: Nein, wahrlich! noch kein Wörtchen

Donna Irene: Ei, man ſpricht ja in der ganzen Stadt davon, ich habe es geſtern bei meiner Mutter ausführlich erzählen hören.

Donna Franciſca: Wie? iſt dieſe Donna Lucia nicht die Tochter des Auditors Don Pedro? dieſelbe, die ſich von einem Offizier der Dragoner von Amerika entführen ließ?

Donna Irene: Juſt dieſelbe, — ihr Vater ſpäter darüber Anfangs Feuer und Flammen, und verſchwor bei allen Eiden, Donna Lucia unter die Büßerinnen zu ſtecken; ja er hatte ſogar vom Corregidor ſich die Erlaubniß ausgewirkt, den Dragoner-Offizier verhaften laſſen zu dürfen .... einen gewiſſen Lieutenant Fabrique Romero, oder ſo. Man behauptet allgemein, es ſey ein ſehr hübſcher Offizier, mit einem wunderſchönen ſchwarzen Schnurrbart, der ſehr gut Guitarre ſpielt; eben ſein Guitarreſpielen ſoll auch das Mittel geweſen ſeyn, wodurch er dieſe tolle Donna Lucia verführt hat, denn er iſt ein jüngerer Sohn aus einem nichts weniger als reichem Hauſe, und hat keinen Piaſter aufzuweiſen; der arme Narr muß lediglich von ſeiner Löhnung leben, und Ihr werdet wohl wiſſen, was das heißen will. — Kurzum, er hatte einen ganz trefflichen Einfall als er ſein Auge auf Donna Lucia richtete und um ihre Liebe warb, da ihr Vater ſo unermeßlich reich iſt.

Donna Franciſca: Und Fray Eugenio?

Donna Irene: Fray Eugenio begab ſich zu dem Vater

der Donna Lucia, der noch voller Wuth war, und hielt ihm vermuthlich eine recht rührende eindringliche Standrede, wie seine Fastenpredigten waren. Unter Anderem sagte er auch zu ihm: Sie werden bald einsehen lernen, daß Sie nur Ihr eigenes Unglück damit bezwecken, wenn Sie das ihrer Tochter herbeiführen; Sie wollen einen Scandal bestrafen, und zu diesem Zwecke noch einen weit größeren herbeiführen, u. dgl. mehr. Kurzum, er hat ihm so viel vorgeschwatzt, und in's Gewissen geredet, daß der Alte sogar Thränen vergossen haben soll. Fray Eugenio hatte Sorge getragen, den Verführer und die Verführte in einem anstoßenden Kabinet zu verbergen; mit einem Male öffnet er die Thüre, und im Nu liegt das unglückliche Paar dem Greis zu Füßen, umschließt seine Knie, küßt ihm die Hände, und vergießt wahre Ströme von Thränen. Man bestürmt den Alten um Vergebung, macht Reue und Leid, verspricht alles Liebe und Gute, und am Ende .... es konnte gar nicht fehlen, ... wird das Eisenherz des Herrn Auditors wie weiches Wachs, er hebt sie Beide auf, umarmt seine Tochter, bietet Fabrique die Hand, und nennt ihn seinen lieben Sohn. — Das Beste an der ganzen Geschichte ist aber, daß dieser Don Pedro, der geiziger ist als ein Jude, von Fabrique so gut bekehrt wurde, daß er seiner Tochter noch eine sehr namhafte Mitgift ausgesetzt hat. Er ist nämlich sehr eitel und ehrgeizig, und da war denn Fray Eugenio klug genug, ihn zu überreden, man werde sich in der ganzen Stadt über ihn lustig machen, wenn er sich hiebei nicht tüchtig sehen lasse. — Ei, ei, Paquita, Du weinst ja? was hast Du denn, mein liebes Kind?

Donna Francisca: Ach, dieser Zug von Edelmuth an Fray Eugenio hat mich tief gerührt.

Donna Ximena: Welcher Triumph für seine Beredtsamkeit!

Donna Irene: Ach! das empfindsame Herzchen! Ha ha ha!

Donna Ximena: Gi ſeht doch! Paquita weint ſchon, und Mariquita ſieht gerade drein, als könne ſie das Schluchzen auch nicht mehr verhalten. Nein, nein, das iſt doch gar zu romanhaft! komm', Irene, komm', mein Kind! wir wollen die beiden jungen Dämchen da mit einander weinen laſſen: ich meinestheils weiß Dir etwas zu erzählen, was Dich vor Lachen berſten machen wird. Gehabt Euch wohl, meine empfindſamen Schönen! ſo gut Ihr Eure Geheimniſſe habt, haben auch wir die unſrigen.

(Sie entfernt ſich mit Donna Irene.)

Siebente Scene.

Donna Maria, Donna Franciſca.

Donna Franciſca (fällt Donna Maria um den Hals und küßt ſie): Theuerſte Maria! meine einzige Freundin!

Donna Maria (ſchaut ſie feſt an): Ich hätte nicht geglaubt, daß Du ſo ſehr empfindſam wärſt.

Donna Franciſca: Ach, Du kannſt noch gar nicht begreifen, wie ſehr ich leide, und was in meinem Herzen vorgeht. — (Eine Uhr ſchlägt, Donna Maria bebt zuſammen.) Du biſt heute ſo aufgeregt, Du kannſt Dein Zittern gar nicht verhehlen! Sieh, wenn Dein Herz ſo eingenommen wäre, wie das Meinige, ſo würde der Schlag der Uhr Dich nur auf Gedanken von Glück und Freude bringen. — Ob uns wohl Jemand beobachtet? Siehe doch nach, Mariquita; nicht wahr, Du wirſt mich nicht verrathen? Ich erwarte einen Brief. (Sie nähert ſich dem Orangenbaum, und nimmt den Brief von Frau Eugenio aus der Höhlung heraus. — Donna Maria ſieht zerſtreut ihrem Benehmen zu. Donna Franciſca lieſt raſch den Brief, und küßt ihn alsdann.) Liebes Kind, komm' her, und laß Dich ebenfalls küſſen! (Sie küßt ſie): Aber ſo ſage mir doch, mein Kind, warum Du gerade heute krank ſeyn mußt? Siehe, wenn ich fröhlich und glücklich bin, ſo möchte ich nichts lieber, als

daß alle Menschen, die mir lieb und werth sind, eben so vergnügt wären als ich.

Donna Maria: Ich bin unwohl.

Donna Francisca: Ja, in der That, wir bemerken schon seit mehreren Tagen, daß Du krank bist; Du bist ganz verändert, Du bist größer geworden, Du hast Dich so rasch und schnell herangebildet! .... Warte nur die Zeit ab; eines Tags wirst auch Du fröhlich und glücklich seyn wie ich, und keine Spur von Unwohlseyn wird Deine Laune mehr trüben. Wenn man glücklich und fröhlich ist, so hat man gar nicht Zeit, krank und unwohl zu seyn.

Donna Maria: Du bist also recht glücklich?

Donna Francisca: O freilich; ich habe nun gar keinen Wunsch mehr übrig, als den, doch ja recht lange so bleiben zu dürfen, wie ich jetzt bin. — Sieh, Mariquita, mir ist so wohl, daß mich mein Glück beinahe erstickt, und daß ich mich Dir anvertrauen muß, obwohl ich aus Deiner eisigkalten Miene beinahe schließen sollte, daß Du durchaus nicht in der Laune bist, mir Gehör zu schenken. Du bist aber meine beste Freundin, und es gehört ja zu den Lasten und Pflichten der Freundschaft, daß man die Schilderungen von Leid und Freude seiner Freunde mit anhören muß. — Man hält Dich hier noch für ein Kind, weil Du die Jüngste unter uns größeren Mädchen bist; allein Du bist so klug, so vernünftig, so ... (Sie küßt sie zu wiederholten Malen.) Siehe, ich liebe Dich so sehr, daß ich mich nur Dir anvertrauen will.

Donna Maria (seufzend): Nun ja, weil Du es denn haben willst, will ich Dich anhören. — (Bei Seite): Vielleicht vergeht mir die Zeit dann um so rascher, wenn ich gezwungen bin, sie anzuhören!

Donna Francisca: Wohlan denn! ... (Sie unterbricht sich selbst): Aber weißt Du auch, Mariquita, daß Dein ernstes schwermüthiges Gesicht mir in der That bange macht? ... O

blicke mich nur nicht ſo an mit dieſen düſtern rollenden Augen! Und... zanken darfſt Du gar nicht mit mir, kleine Närrin!... Ich bin ja die Aeltere, und vor dem Alter muß man immer Reſpekt haben!... — Sieh', denke Dir, Mariquita! ich liebe, und werde wieder geliebt. (Donna Maria drückt ihr die Hand.) — Ei ei, iſt denn jetzt die Reihe zu weinen an Dir? Nun haſt ja Du Thränen in den Augen. Aha, mein Fräulein! hat man Dich nun ertappt?... Alſo Du auch? — Ei ei, wer hätte das gedacht? die Frau Priorin hat Recht: „Es gibt keine Kinder mehr." — Dieſe Thränen bezeugen mir hinlänglich, daß dieſes kleine Herzchen hier ſchon geſprochen hat. Nun, geſtehe mir's! iſt es ein Rittmeiſter von den Dragonern, oder gar auch ein Marineoffizier?

Donna Maria: Keiner von Beiden, ich verſichere Dich! Ich bin ja unpäßlich, mein Kopf iſt angegriffen, meine Augen ſind daher ſchon zum Weinen aufgelegt, und dieß iſt mehr ein Grund dafür daß ... (Donna Franciſca droht ihr ſchalkhaft mit dem Finger). — Nein, nein, ich ſchwöre Dir's ... Aber man ſagt, die Liebe bringe nur Unheil, und darum iſt mir bange um Dich, Paquita! ...

Donna Franciſca (lächelnd): Du biſt ſchon ſehr erfahren, Maria; wer hat denn Dir das Alles geſagt?

Donna Maria: Wer? ei nun, Jedermann ... die Frau Priorin ... unſer Beichtvater.

Donna Franciſca: Fray Eugenio? Und Du glaubſt ihm auf's Wort, daß er Recht habe?

Donna Maria: Sie ſagen mir ja dieſe Dinge, von denen ich noch nichts weiß und verſtehe, und ſo muß ich ihnen wohl glauben.

Donna Franciſca: O nein, mein Kind! darin täuſcht man Dich. — Ich verſichere Dich, beſte Freundin, daß die Liebe das Höchſte aller Güter iſt, und daß das Leben ohne die Liebe nur eine Hölle wäre. — Fräulein Mariquita, Sie ſcheinen mir

nachgerade eine kleine Heuchlerin zu seyn ... allein die Reihe zu gestehen, ist nun an mir, und wir können ja hernach die Rolle wechseln.

Donna Maria: Und wen liebst Du denn?

Donna Francisca: Sieh', Mariquita, wenn Du verliebt wärest, würdest Du Dir höchst wahrscheinlich einen jungen Mann von Deinem Alter erwählt haben, — einen jungen Offizier etwa, der kaum aus der Militärschule getreten ... Du würdest an nichts Anderes denken, als an das Glück, verheirathet zu seyn, und am Arme Deines Gemahls entweder am Hafen spazieren zu gehen, oder glänzende Zirkel zu besuchen ... Je nun, es muß auch in der That ein wahres Vergnügen seyn!... Allein es gibt noch eine andere Liebe... die eben so stark, ja vielleicht noch stärker ist, als die Ehe ... und bei welcher die Ehe ... (sie spricht unwillkürlich leiser) unmöglich ist.

Donna Maria: Wie verstehst Du das?

Donna Francisca: Es ist mein Ernst, Mariquita. Laß uns zum Beispiel den Fall setzen, daß man sich in einen Mann verliebe, der bereits verheirathet ist... Der Mann hat sich damals aus mancherlei Umständen und Ursachen verehelicht, auf die wir nicht mehr eingehen wollen ... Er hat aber noch niemals seine Frau geliebt... Diese Frau ist alt und häßlich, sogar bösartig... Oder laß uns einen andern Fall setzen: nehmen wir einmal an, eine junge Frau, ohne alle Erfahrung, ohne alle Neigung, ohne alle Mittel des Widerstandes, sey an einen alten gebrechlichen Mann mit Gewalt verheirathet worden ... Oder laß uns noch einen Fall setzen — doch nein ... Du bist so tugendhaft und unverdorben, daß Dir das Alles als recht sündhaft und böse erscheinen muß.

Donna Maria (lebhaft): Mir?... O Paquita, ich glaube nur zu gerne, daß die Liebe manchmal stärker ist, als alle menschlichen und göttlichen Gesetze ... Sagt man ja doch, die Liebe komme über Nacht, man wisse nicht woher; und wenn man erst

einmal bemerkt hat, daß man liebt, so ist es nicht mehr Zeit, sich zu fragen, ob es gut oder schlecht ist, daß man liebt.

Donna Francisca: Wie? mein kleiner Engel, Du sprichst so? ... Laß Dich doch küssen für diese Deine Artigkeit. Aber sprich, wer hat denn Dich das gelehrt?

Donna Maria: Je nun ... ich habe es vom Hörensagen ... Du liebst also wohl einen Mann, der bereits verheirathet ist?

Donna Francisca: Du weißt, daß ich nichts weniger, als bigott bin, und die zwei Jahre, welche ich in England verlebt habe, lehrten mich hinlänglich, daß man nicht Alles buchstäblich nehmen muß, was uns das dumme Volk hier von den Ketzern vorschwatzt. — Ich habe in England Priester gesehen, die Weiber und Kinder hatten, und dabei doch recht wackere Priester waren.

Donna Maria: Nun, und was weiter? worauf zielst Du denn mit dieser Einleitung hin?

Donna Francisca: Bist Du mir denn noch immer nicht auf der Spur?... Ich sehe wohl, alle diese Umwege führen bei Dir zu nichts. Du hast mich ja bereits versichert, daß die Liebe nach Deiner Ansicht hoch über allen menschlichen und göttlichen Rücksichten steht; so wirst Du mich ja wohl verstehen, und zu entschuldigen wissen. — So erfahre denn also, mein liebes Kind, daß ich einen Priester liebe, und dieser Priester ist ...: Fray Eugenio ...

Donna Maria: Fray Eugenio? Großer Gott!

Donna Francisca: Ja er ist's. Ich habe lange Zeit mit mir selbst gekämpft; allein wenn ich jetzt an die Zeit zurückdenke, die ich verloren habe, ohne ihn zu lieben, so möchte ich wahrlich über jene Tage weinen, die ich der Tugend, oder vielmehr dem Vorurtheil zum Opfer gebracht habe. — Ach, meine gute Freundin! Du kennst freilich noch nichts als die Freundschaft, oder irgend eine fieberische Aufwallung, welche Du für

Liebe hältſt ... aber die ächte Liebe, die verbotene Liebe! O, Mariquita! ich liebe Dich mehr, als irgend ein Weib auf Erden ... Ich weiß nicht, was ich Dir zu gefallen thun würde ... Aber ſiehe, wenn es gälte, Frau Eugenie zu retten, ich würde ... Allein wozu dieſe thörichten Gedanken an Dinge, die gar nicht möglich ſind! Nein, mein Engel, die Liebe ſoll mich dennoch nicht abhalten, eine Freundin zu beſitzen, und ich will mich darum nur um ſo viel glücklicher ſchätzen, weil es mir vergönnt iſt, zu gleicher Zeit den zärtlichſten Liebhaber, und die treueſte Freundin zu beſitzen.

Donna Maria (ganz beſtürzt): Frau Eugenie?... er liebt Dich alſo?

Donna Franciſca: Ich ſehe, Deine Grundſätze haben einen ſtarken Stoß erlitten, und Bedenken oder Vorurtheile ſind in Deinem Herzen allzu eingewurzelt, als daß Du irgend einen Entſchuldigungsgrund für mich finden möchteſt. Für Dich iſt ein Prieſter kein Menſch mehr ... Du denkſt gleich an Gotteslästerung und Teufelsſündung. Ich hegte dieſelben Anſichten, ehe ich meiner fürchterlichen Leidenſchaft nachgab; jetzt aber, wo ich nur noch für ſie lebe, freue ich mich ordentlich darüber, daß ich meinem Eugenio auch einige Opfer bringen mußte. Ja, ich möchte faſt wünſchen, daß ich noch bigotter geweſen wäre, als ich war, damit ich ihm wenigſtens die Furcht vor der Hölle hätte opfern, und ihm zu Liebe auf mein ewiges Seelenheil hätte verzichten können; denn es liegt ein wahrhaft göttlicher Genuß darin, auf Alles zu verzichten, und Alles zu erdulden, um des Mannes willen, den man liebt.

Donna Maria: Und er liebt Dich?

Donna Franciſca: Ob er mich liebt? Ob er mich liebt? ... Ei ei, mein Kind! nur Du kannſt eine ſolche Frage an mich richten. — Ob er mich liebt? er hat keinen Tropfen Blut in ſich, der nicht ganz mein eigen wäre; nicht einen Augenblick ſeines Lebens, wo ihm mein Bildniß nicht fortwährend

verſchwebte ... Und dennoch, mein liebes Kind, wiederhole ich ihm jeden Tag, ja bei Tag und bei Nacht, daß er mich nicht liebe, und er ſeinerſeits ... Ja wahrhaftig, wir hadern mit einander um die Wette, welches von uns Beiden das Andere am meiſten liebe ... Dieſe kleinen Zänkereien ſind aber köſtlich; ſie erhalten Einen ſtets in Athem, und laſſen die Liebe nicht einen Augenblick erkalten. — Du kennſt das noch gar nicht, mein liebes Kind; mir zu liebe hat er es ſogar abgelehnt, nach Spanien zu gehen, wohin er berufen worden war, und wo ihm in kürzeſter Friſt die Ausſicht blühte, Biſchof zu werden.

Donna Maria (geſtreng und nachdrücklich): Ihr liebt Euch wohl ſchon ſeit langer Zeit?

Donna Franciſca: Ich weiß es in der That ſelbſt nicht. Es ſcheint mir jetzt beinahe, als habe ich ihn ſchon geliebt, als er mir das Erſtemal zu Geſichte kam; bei allem dem iſt es jetzt kaum ſechs Wochen her, daß wir uns geſtanden haben, wir ſeyen uns gegenſeitig herzlich gut. Anfangs fand ich in ihm nur den geiſtreichſten Menſchen, der mir ſeither zu Geſichte gekommen war; jedes ſeiner Worte däuchte mir beſonders intereſſant und weisſagend. Ich beheilt die unbedeutendſten Phraſen, die ich von ihm gehört hatte. Kein anderer Mann neben ihm ſchien mir überhaupt noch Geiſt zu beſitzen, und es war mir rein unmöglich, mich an einem Orte zu unterhalten, oder zu beluſtigen, wo er nicht war. Ich bemerkte bald, daß er mich entſchieden vor unſern Gefährten auszeichnete. Er redete mich öfter an, als die Andern, er richtete hunderterlei Fragen an mich, und ich war bei allem dem ſo verwirrt, daß ich ihm ganz verkehrt antwortete, ſo oft er mich anredete. Läßt uns die Frau Priorin Abends in ihre Zelle kommen, um dort zu muſiciren, ſo durfte ich ganz gewiß ſeyn, daß er ſtets hinter meinem Stuhle ſtand; ſo oft ich vor dem Clavierre ſaß, ſah ich ſein Geſicht im Spiegel, der über dem Piano hängt. Wie manchmal paſſirte mir's, daß ich mitten in einem Muſikſtücke vergaß,

auf welcher Zeile ich war! Verwirrt, bezaubert, einer Ohnmacht nahe, wähnte ich, mein Musikheft und der Spiegel gaukelten vor meinen Augen; dann kamst Du zuweilen, meine gute Mariquita, Du zeigtest mir mit dem Finger, wo ich stehen geblieben war, Du sprachst mir Muth ein, Du stütztest Deine Hand auf meinen Stuhl, und ich sah im Spiegel Deinen Kopf neben dem von Frau Eugenie. Ihr Beide schienet mir so gewogen zu seyn, Eure Blicke waren stets so sanft, so traulich und ermuthigend, wenn Ihr mich anblicktet! — Hingegen wenn Du sangst, arme Maria, die Du doch zehnmal mehr Talent hast, als ich, hörte Dir Frau Eugenie gar nicht zu, und schien mit Ungeduld den Augenblick zu erwarten, wo das Musikstück zu Ende seyn, und ihm wieder erlauben würde, sich mir zu nähern und mit mir zu plaudern. — Siehe, damals bemerkte ich, daß er mich liebte, und ich war Anfangs ganz verlegen und verwirrt darüber. Einen Priester zu lieben? einen Mann, der niemals heirathen durfte?... Allein dann erinnerte ich mich wieder der verheiratheten Priester, die ich in London gesehen hatte, und auf der andern Seite fielen mir plötzlich wieder alle Personen meiner Bekanntschaften ein, welche in unglücklicher Ehe lebten, oder gelebt hatten... Ich fand auch nicht eine Einzige unter allen meinen Bekannten, die durch ihre Verheirathung glücklich geworden wäre. — Inzwischen vermied ich so viel wie möglich, mit Frau Eugenie allein zu seyn; ich redete nicht mit ihm; ich blickte ihn nur verstohlen an, und da bemerkte ich denn zuweilen, daß er ganz traurig wurde, daß seine Augen sich feuchteten und eine stumme Bitte in seinem Blicke lag, wenn er mich anschaute... Wir waren Beide sehr unglücklich, und sehr zu beklagen. Zufällig hörte ich erzählen, Frau Eugenie habe nie einen Ruf in sich verspürt, in's Kloster zu gehen, und sey nur durch allerhand ungünstige Umstände und Verhältnisse gezwungen worden, Profeß zu thun. Du kannst gar nicht glauben, mein liebes Kind, wie groß mein Schmerz war, als mich der Gedanke quälte, irgend ein Unglück

in der Liebe habe ihn zu diesem Schritte veranlaßt. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Frau Eugenie je ein anderes Weib geliebt habe. Ich wußte kaum von mir selbst, daß ich ihn liebe, und schon war ich eifersüchtig... O Marianita, welch eine fürchterliche Leidenschaft ist es doch um die Eifersucht! ... Gebe Gott, daß Du diesen verderblichen Neid niemals an Dir selbst kennen lernest! Wie manche Nächte habe ich schlummerlos in meinem Bette verbracht, mein Kopfkissen mit meinen Thränen benetzt, und mich vor Wuth in meine Tücher verbissen! — Ich bekam nicht eher Ruhe, als bis ich endlich den wahren Grund erfuhr, der ihn veranlaßt hat, diesen abscheulichen Stand zu ergreifen.

Donna Maria: War es wirklich die Liebe?

Donna Francisca: O nein! Seine Mutter war tödtlich krank, die Aerzte hatten sie schon aufgegeben ... sie war eine sehr gottesfürchtige fromme Frau ... Eugenie mochte damals höchstens siebenzehn Jahre zählen ... Da sprach eines Tages die Sterbende Mutter zu ihm: ... Wenn Du einwilligen würdest, mein liebes Kind, Dich dem lieben Gott zu weihen, so bin ich überzeugt, Du würdest vom Himmel die Wiedergenesung Deiner Mutter erlangen! — Eugenie besann sich nicht lange, und verließ Alles, was für ihn in der Welt, und unter den Menschen noch Lockendes seyn mochte, wurde Priester, obwohl er Arzneikunde hatte studiren wollen, und seine Mutter genaß auch wirklich.

Donna Maria (bedeutend für sich): Er ist in der That ein Mann vom edelsten Charakter ... dieser Zug verräth eine edle aufopfernde Seele.

Donna Francisca: Alles, was ich von ihm erfuhr, ließ mich ihn von Tag zu Tage lieber gewinnen. Ich war überzeugt, daß er mich liebe, und dennoch mochte er, — um seines Alters und Standes willen — sich ein Gewissen daraus, mir seine Gefühle zu gestehen. Er beschloß ich denn, mich ihm zuerst zu entdecken, und ihn zu einer Erklärung zu nöthigen. Oft suchte

ich ihn auf Umwegen in ein Geſpräch zu verwickeln, um ihn von ferne auf das Wort Liebe zu bringen: allein ſo oft der Augenblick da war, dieſes zauberiſche Wort auszuſprechen, fehlte mir der Muth dazu, und ich wagte es nicht. Einen Abends endlich, in einer herrlichen Mondnacht tanzten wir Alle hier in dieſem Garten, und er lehnte ſich dort mit dem Rücken an den Orangenbaum, und ſchaute uns zu. Als ich an ihm vorüberkanzte, fiel eine Blume, die ich im Haar getragen hatte, zu ſeinen Füßen nieder. Er gab ſich Anfangs den Anſchein, als habe er es gar nicht bemerkt, ließ aber hernach ſein Taſchentuch wie zufällig auf die Blume fallen, bückte ſich, um es wieder aufzuheben, und hob die Blume zu gleicher Zeit mit auf. Als wir wieder ausruhten, trat ich auf ihn zu, und flüſterte ihm lachend in's Ohr, obgleich ich dabei zitterte, und mein Herz laut ſchlagen hörte: Frau Eugenie, Sie haben mir dieſe Blume genommen... geben Sie ſie mir wieder zurück! — Er ſchien mir ganz verblüfft, nahm zögernd die Blume aus dem Buſen, und bot ſie mir wieder hin. Ein kleines weißes Veilchen verhüllte in dieſem Augenblick den Mond ganz und gar. — Warum, fragte er, nehmen Sie mir das, was Sie wie eine Bagatelle wegzuwerfen, und was ich wie einen Schatz aufgehoben habe?... er lächelte, und gab ſich Mühe, eine ſcherzhafte Miene anzunehmen, allein es war uns Beiden gleich ernſt zu Muthe. 'Nehmen Sie dieſes Blümchen,' ſagte ich zu ihm, — 'wenn Ihnen etwas daran gelegen iſt, überlaſſe ich es Ihnen gerne.' — Ich ſtreckte die Hand aus, die Blume fiel zu Beden, und meine Hand lag in der Eugenie's, der mir tief in die Augen blickte. Da überkam mich auf einmal ein ſolches Zittern, daß ich zu Beden gefallen wäre, wenn er mich nicht aufrecht gehalten hätte. Ich weiß nicht mehr, was ich ihm ſagte, noch was ich ihm darauf antwortete, noch überhaupt wie lange wir unter dieſem Orangenbaum blieben: als wir uns aber trennten, wußten wir Beide, daß wir uns

lieben, und wir hatten auch bereits ein Mittel ausfindig zu machen gewußt, uns wieder zu ſehen. — Teil ich Dir dieſes Mittel geheim, mein liebes Kind? Du wirſt mich aber recht ausſcheiten: Ich ſtellte mich nämlich an, als ob ich beichten wollte, ging in die Kirche, warf mich im Beichtſtuhl vor ihm auf die Kniee nieder, und hier hörte Gott den Austauſch unſerer Liebesſchwüre, anſtatt meiner Beichte und ſeiner Ermahnung. Wir konnten uns nur mit den Fingerſpitze drücken, allein ich fühlte, wie ſein glühender Athem um meinen Mund ſpielte, und wir küßten in abwechſelnder Glath das Gitter . . . O, hätte ich mich damals ihm in die Arme werfen können, ich hätte eine einzige Stunde des Glücks durch den fürchterlichſten Tod erkauft! . . .

Donna Maria: Und Ihr ſeyd nun glücklich? . . . Wir, wenn Ihr entdeckt würdet?

Donna Franciska: O! das iſt rein unmöglich. Eugenie iſt ſo verſchwiegen, ſo klug, er kommt nur bei Nacht hieher in den Garten, und hat nur ein Einzigesmal, und nur nach langem Zureden von meiner Seite eingewilligt, zu mir auf mein Zimmer zu kommen. Es war eine große Thorheit von meiner Seite, denn Du weißt ja, daß meine Zelle an die der Frau Priorin ſtößt, und daß man bei ihr jedes Wort hört, was bei mir geſprochen wird. Glücklicherweiſe ſchnarchte die Schweſter Monika ſo laut, daß wir hierin ganz ruhig ſeyn durften. — Gewöhnlich aber iſt dieß hier der Ort, wo wir uns treffen. Siehſt Du jene kleine laufende Laube, meine liebe Mariezita? . . . Heute Nacht haben wir uns Beide dort getroffen, ich hielt ſeine Hand in der meinigen, ſein Haupt ruhte an meinem Buſen, — ich fühlte ſeine Thränen auf meiner Bruſt ſchlagen; wir waren Beide ſo erſchöpft, ſo zu Boden gedrückt von Glück, daß wir gar nicht reden konnten; wir konnten nur von Zeit zu Zeit ſeufzen, und den geſtirnten Himmel betrachten. Wir ſahen das

Kranz des Südens[1]) sich langsam dort vor uns niedersenken, und ein leiser Seewind schüttelte von Zeit zu Zeit einen Regen von Orangenblüthen auf unsere Häupter nieder ... O! Marianita, wie wohl war uns Beiden. O! daß Du wüßtest, was für Genüsse und Freuden uns die Liebe gibt! ich begreife gar nicht, warum sie uns nicht tödten! ... (Sie verbirgt ihr Gesicht an Donna Maria's Brust). Ach, Maria! Maria!... aber Du solltest freilich noch nicht diese Geheimnisse alle kennen lernen.... — Du bist noch zu jung dazu, mein Herzchen. Ich bin ja drei Jahre älter als Du, und bin erst seit einigen Wochen darein eingeweiht; Du kannst also noch warten, denn auch Deine Zeit wird noch kommen. — Nur eines beunruhigt mich: wir haben noch gar keinen Zufluchtsort; wir bleiben noch die ganze Nacht unter freiem Himmel. — wie werden wir aber es in der Regenzeit anstellen? der Garten wird dann nicht mehr zu betreten seyn... vielleicht können wir uns alsdann der Hütte des Gärtners bedienen.

Donna Maria (mit bittrem Lächeln): Ei ei, führt Dich Deine Vorsicht und prophetische Gabe schon so weit?... Unvorsichtiges Kind! Ihr könnt es unmöglich verhüten, daß nicht binnen eines Monats Alles entdeckt werde. Man wird Fray Eugenio über die Klostermauern klettern, man wird ihn hier sich verstecken sehen... alsdann wird er verhaftet ... Euer Liebeshandel wird bekannt, man steckt Fray Eugenio in irgend ein Trappistenkloster, und Dich zu den Büßerinnen. — Warum entfliehst Du nicht mit ihm? glaube mir, das wäre das Klügste, die einzige Aussicht auf Rettung, welche Euch noch bleibt!

Donna Francisca: Ach, meine Gute, Du erschreckst mich; allein was sollen wir thun? Du scheinst zu vergessen, daß Fray Eugenio beinahe arm ist, und daß ich selbst nichts besitze,

---

1) Ein herrliches Sinnbild am Monaten, welches vermöge seiner Neigung gegen den Horizont durch die Stunden der Nacht erkennen läßt.

als was ich von der Güte meines Großvaters bekomme. Zu einer Entführung braucht man aber noch etwas ganz Anderes als die Liebe, — man braucht das, wovon die Dichter selten reden, nämlich Geld, und zwar viel Geld. Ich muß Dir zu meiner Schande bekennen, beste Mariquita, daß mich zuweilen schon, wenn ich in unserer Kapelle das Bild der heiligen Jungfrau betrachtet habe, das mit so vielen Edelsteinen geschmückt ist, eine große Lust anwandelte, mich all dieser Reichthümer zu bemächtigen, mit Eugenio zu entfliehen, und sie mitzunehmen. Dieser Einfall hat mir freilich von Eugenio manche Vorwürfe eingetragen.

Donna Maria: Du hättest Dich an mich wenden sollen; Du weißt ja, daß ich reich bin: ich kann über eine sehr große Summe verfügen, welche hier bei einem Banquier für mich niedergelegt ist, und außerdem besitze ich noch einen sehr bedeutenden Schatz an edlen Steinen und anderen Kleinodien, über die ich frei verfügen kann.

Donna Francisca: Edle, großmüthige Freundin! . . . Ja, ja, daran erkenne ich meine liebe Maria. — Allein ich wäre gar nicht im Stande, ein so beträchtliches Opfer von Dir anzunehmen.

Donna Maria: Du nennst dieses wenige Geld ein Opfer?

Donna Francisca: Eugenio würde niemals einwilligen, von einer Frau Geld anzunehmen; ich kenne ihn hierin zu gut: er ist stolz, und sogar ein wenig hochmüthig. Wir haben einen andern Plan gemacht: Eugenio arbeitet nämlich gegenwärtig auf's Eifrigste an seinem Werk über die Kirchenväter, und den Ertrag desselben haben wir dazu bestimmt . . .

Donna Maria: Welche Thorheit! meine Ohrenringe mit Diamanten allein sind mehr Geld werth, als alle Werke, die er je zu schreiben im Stande seyn wird.

Donna Francisca (im Tone großer Kränkung): Ich zweifle gar nicht, daß Deine Diamanten Ohrenringe eine ziemliche Summe

Geldes werth sind; allein das Buch, welches Eugenio schreibt, ist ein Werk von anerkanntem Verdienst, ein Werk, wie's in der Wissenschaft seither noch fehlte; man wird ihm jeden Preis dafür bezahlen, den er nur immer verlangen wird — wenn er nur wenigstens so viel dafür erhält, daß wir die Ueberfahrt nach Jamaika davon bestreiten können, wo wir Beide schon Mittel finden werden, uns häuslich niederzulassen und einzurichten. Eugenio wird dort Unterricht im Spanischen und Lateinischen geben, und ich werde die Küche besorgen, und mir nebenbei durch Sticken und andere feine Arbeiten noch Einiges zu verdienen suchen . . . ei, ich versichere Dich, es soll uns gar nicht fehlen.

Donna Maria: Das mag wohl seyn; allein bevor noch Eugenio mit seinem erhabenen Werke fertig wird, werdet Ihr wohl Beide schon entdeckt seyn . . . . Nimm meine Diamanten an, und reise ab . . . lebet alsdann glücklich . . so glücklich als Ihr könnt!

Donna Francisca: Meine liebe Freundin, wir können durchaus nicht ein Geschenk von solchem Werthe annehmen; wenn Du es aber durchaus haben willst, so will ich mir von Eugenio die Erlaubniß erbitten, von Dir so viel Geld entlehnen zu dürfen, als nöthig seyn dürfte, um ein kleines Fahrzeug zur Ueberfahrt nach Jamaika miethen und befrachten zu können.

Donna Maria: Meine Diamanten sind mir unnütz, denn ich werde sie doch niemals tragen; nimm sie von mir zum Geschenke, ich bitte Dich darum. Komm, hier hast Du den Schlüssel zu meiner Schatulle, nimm meinen Schmuck, und entfliehe wo möglich noch heute Nacht!

Donna Francisca: Aber . . .

Donna Maria (steht rasch auf): Nimm sie, sag' ich Dir, und laß uns nicht weiter davon reden!

Donna Francisca: Aber meine liebe Maria, ich sehe nun erst, daß ich Dir Abscheu eingeflößt habe, daß Du mich

verachteſt, und Dich meiner entledigen willſt. Deine ſtrenge Tugend, oder Deine Frömmigkeit verdammen mich: es iſt nichts Anderes, als ein Reſt Deiner alten Freundſchaft, welche es nicht zuläßt, daß ich in mein Verderben ſtürze. Wenn Du mich aber nicht mehr liebſt wie ehedem, ſo kann ich Deine Geſchenke nicht annehmen.

Donna Maria: Du täuſcheſt Dich ſehr, mein Herzchen, wenn Du meine Schwermuth und mein Betragen der Frömmigkeit oder der Gewiſſenhaftigkeit zuſchreibſt. Wenn Du Fray Eugenio wahrhaft liebeſt, wenn Du mit ihm glücklich biſt, ſo haſt Du wohl daran gethan. –

Donna Franciſca: Deine Stimme zittert, und Du kannſt eine gewiſſe Entrüſtung kaum verbergen. Mariquita, ſprich, was iſt Dir? biſt Du gegen mich aufgebracht? gib mir Antwort!

Donna Maria: Ich habe Dir ja bereits geſagt, daß ich unwohl ſey und an entſetzlichem Kopfweh leide, und ſchon ſeit einer Stunde, während Du mir von Deinem Fray Eugenio vorſchwatzeſt, bin ich . . . — Komm, nimm meinen Schlüſſel, laß mich allein, und hole Dir meinen Schmuck!

Donna Franciſca: Nein, ich werde ihn nicht nehmen, bevor ich nicht Fray Eugenio darüber zu Rathe gezogen habe.

Donna Maria: Wohlan denn, thue, was Du willſt; aber laſſe mich um Gottes Willen jetzt allein, denn jedes Wort, das Du mit mir redeſt, zerſprengt mir beinahe den Kopf.

Donna Franciſca: Ich ſehe wohl, Du liebſt mich nicht mehr, meine gute Maria?

Donna Maria: Geh', ich liebe Dich gewiß mehr, als ich ſelbſt geglaubt hätte.

Donna Franciſca: Ich verlaſſe Dich, weil Du allein ſeyn willſt, Mariquita;... aber Du mußt mir wenigſtens einen Kuß geben, zum Beweiſe, daß Du mir noch immer gut biſt!

Donna Maria (küßt ihr die Stirne hin). Bist Du nun zufrieden?

Donna Francisca: Ich küsse Dich, wie ich Frau Eugenio küssen würde; sein Athem schmeckt so süß wie der Deinige. Aber ich gehe jetzt, sonst wärst Du mir böse — lebe wohl! (Sie geht ab.)

Achte Scene.

Donna Maria (allein.)

Wer hätte sich das träumen lassen? . . . ich hatte keine Hoffnung mehr, aber auf diesen letzten schweren Schlag war ich nicht gefaßt. Frau Eugenie liebt ein anderes Mädchen. Er liebt Francisca. Je nun, sie ist hübsch, und was verlangen denn die Männer mehr? . . Donna Francisca meine Nebenbuhlerin! meine glückliche Nebenbuhlerin! hätte ich das je vermuthen können? — Sie wollen meinen Tod, sie sollen zufriedengestellt werden. Dieses Fenster steht gottlob noch offen, und ein paar Augenblicke genügen, um mich in den Besitz dieser köstlichen Phiole zu setzen. Mein Geschick soll sich erfüllen! — (Sie geht durch das Fenster in die Apotheke hinein, und kommt kurz darauf wieder heraus. Sie hält die Phiole gegen die Sonne und betrachtet sie aufmerksam): Es ist nur eine Kleinigkeit, und der Tod hat in dieser Gestalt nichts so Entsetzliches. Man braucht doch nicht lange zu leiden. — Ich bedaure nur, daß ich nicht länger wartete, bevor ich ihm jenen verhängnißvollen Brief übergab, dann wäre wenigstens mein Geheimniß mit mir abgestorben. Wie hätten sie sich alsdann abgequält, um dem wahren Grunde meines Todes auf die Spur zu kommen! — Man sagt, es sey schimpflich für ein Frauenzimmer, wenn es einem Manne entgegenkommt. (Mit Wärme): Das hat Francisca gethan. — Nun wird er ihr aber meinen Brief zeigen,

und ſeine Bemerkungen darüber bei ihr anbringen. Mein Brief iſt aberwitzig und lächerlich, allein mein Tod wird Alles wieder gut machen. Was werden ſie wohl darüber ſagen? — Würde ſich Franciſca an meiner Stelle wohl auch den Tod gegeben haben? Sie? das armſelige Mädchen! ſie hätte geweint, bis ihr Taſchentuch recht naß geweſen wäre, dann hätte ſie ſich gewiß von ſelbſt wieder getröſtet, während ich . . . Ich will ſie wenigſtens zwingen, meinen Muth zu bewundern; ſie ſollen ſagen: Dieſe kleine Maria, welche wir noch für ein Kind hielten, iſt mit dem Muth eines Soldaten, mit dem Grüße eines Römers geſtorben. — Ich will ſie zwingen, mich zu beweinen, und will mir wenigſtens den Ruhm ſichern, ihr Glück gegründet zu haben. Das Glück dieſer Franciſca . . . dieſes gottloſen Mädchens, das ich ſo ſehr verachte, das ich ſo eben noch mit Vergnügen erdolcht haben würde, während es ihr Freude machte, mir langſam das Herz zu brechen! . . . Ja, ſeiner Nebenbuhlerin das Glück verdanken zu müſſen, iſt eine höchſt grauſame Strafe; und wer weiß, ob nicht eines Tages vielleicht Eugenie einen Vergleichung zwiſchen uns Beiden anſtellen wird! . . . Nein, keine hätte Dich ſo geliebt, wie ich. Und Du, was wirſt Du thun, wenn ich geſtorben ſeyn werde? . . . Doch gleichviel, mein Opfer ſoll vollſtändig ſeyn, daß er mich endlich kennen lerne. (Sie ſchreibt in ein Taſchentuch): Ich vermache meiner Freundin (mit bitterem Lachen): Meiner Freundin? . . . nun ja, ich vermache meiner Freundin Franciſca Gomez alle meine Diamanten und das Geld, über das mir mein Oheim zu verfügen erlaubt hat, und das bei den Herren Arias und Gandara niedergelegt iſt. (Man hört das Geräuſch ſich nahender Schritte): Aha, es iſt Rita. Ja, ſchließe nur das Fenſter, es iſt Zeit dazu. Der Tod iſt ausgeſtiegen, und ich halte ihn jetzt gefangen.

(Rita will ein-)

Neunte Scene.

Donna Maria. Rita.

Rita: Da bin ich wieder; ich will jetzt jenes Fenster schließen. — (Sie geht an die Apotheke, verschließt das Fenster und bei der Rückkehr auch die Thüre derselben.) Aber was ist Ihnen denn, mein Fräulein? Sie sehen ja so schwermüthig und düster aus?

Donna Maria: Ich leide an fürchterlichem Kopfweh.

Rita: Wäre es nicht besser, wenn Sie sich zu Bette legten? wollen Sie nicht etwas zu sich nehmen?

Donna Maria: Nein, nichts, ich danke Dir. — Ei doch, Rita! sinne mir die Liebe, und bringe mir gelegentlich ein Glas Limonade hieher.

Rita: O! mit Vergnügen! Sie sollen diesen Augenblick bedient werden!

Donna Maria: Nein, es lohnt nicht der Mühe, welche zu bereiten: bring' mir lieber ein Glas Wasser!

Rita: Ich bin im Nu wieder damit zurück.

(Sie geht fort.)

Zehnte Scene.

Donna Maria (allein.)

Vor allen Dingen auf dieser Welt, sehne ich mich nur allein nach diesem freundlichen frischen Garten zurück. Allein wenn ich freilich daran denke, daß ihn Frau Eugenie und Francisca zum Schauplatz ihrer Liebe gemacht haben, bedaure ich ihn gar nicht mehr. (Sie ringt ihre Hände an.) Ich zittere, und doch habe ich keine Furcht. Eine Frau kann nie die Stärke eines Mannes haben. Und hat nicht ein tapferer spa-

niſcher General unmittelbar vor der Schlacht ebenfalls gezittert? Ha, was ſehe ich? Fray Eugenio!

Elfte Scene.

Donna Maria. Fray Eugenio.

Fray Eugenio (bei Seite): Das arme Kind zittert am ganzen Leibe, es thut mir wahrlich leid um die Kleine.

Donna Maria (bei Seite): Er ſcheint Anſtand zu nehmen, mich anzureden.

Fray Eugenio (gibt ihr ihren Brief offen zurück): Donna Maria, hier iſt Ihr Brief, ich habe ihn geleſen.

Donna Maria: Ihre Vorwürfe ſind unnütz, Fray Eugenio, Sie können mich damit verſchonen.

Fray Eugenio: Nein, Donna Maria, ich will Ihnen nicht einmal Vorwürfe machen, denn ich vermuthe, daß Ihr Gewiſſen bereits geſprochen hat, und daß Sie von Grund Ihrer Seele bereuen, dieſen ſeltſamen Brief an mich geſchrieben zu haben. Die Verwirrung, welche ich auf Ihrem Geſichte leſe, beweiſt mir genugſam, daß Ihr Herz noch nicht verdorben iſt, und daß nur das Köpfchen allein, das in Folge Ihrer Jugend noch ziemlich toll iſt, Ihnen zu dieſer Unbeſonnenheit gerathen hat. Ich könnte Sie fühlen laſſen, wie übel, ja ich möchte beinahe ſagen, wie ſündhaft es iſt, eine ſo weltliche Sprache an einen Diener des Herrn zu richten, der ihm mit feierlichen Gelübden und Eiden ſich geweiht hat. Mein Betragen muß recht leichtſinnig und tadelnswerth geweſen ſeyn, daß Sie bis zu einem ſolchen Grade an meiner Frömmigkeit oder meinem Pflichtgefühle zweifeln konnten. Ich trage wahrſcheinlich eben ſo viele Schuld als Sie, und habe deßhalb nicht das Recht,

mich zu beklagen. Allein, mein armes Kind, ich will vorerſt nichts Anderes, als Ihnen zeigen, wie thöricht Sie geweſen ſind. Laſſen Sie uns einmal den Fall ſetzen, ich hätte der Schwüre vergeſſen können, die ich Angeſichts der Altäre gethan habe: ich hätte mich einer Handlung ſchuldig gemacht, die für jeden Mann ein Verbrechen, für einen Prieſter aber insbeſondere eine Entweihung ſeines Amtes und ein ſluchwürdiger Frevel geweſen wäre... Ja, in was für eine Reihe von Unglück und Trauer und Drangſalen wären Sie dadurch nicht geſtürzt worden! ... Ein Laie, der ein junges Mädchen verführt, iſt ſtets im Stande, ſeinen Fehler wieder gut zu machen: ein Prieſter aber kann dieß nicht. Vorſicht und geheimnißvolles Treiben vermögen ſein Verbrechen eine Weile vor den Augen der Welt zu verbergen, allein über kurz oder lang wird das Geheimniß bekannt, und erregt ungeheuren Skandal. Ihr guter Ruf, das köſtlichſte Gut einer Frau, wäre für immer verloren und Sie hätten ſich, um einiger Tage willen, die Sie unter den trügeriſchſten und falſcheſten Freuden verbracht hätten, jahrelange Gewiſſensbiſſe und ewige Reue zugezogen.

Donna Maria: Fray Eugenio, warum haben Sie ſich denn aller dieſer ſchönen Gedanken nicht mehr erinnert, als Sie mit Franciſca Ihren Liebeshandel anfingen?

Fray Eugenio: Franciſca? Was wollen Sie damit ſagen, mein Fräulein?

Donna Maria: Franciſca hat mir Alles geſtanden, Fray Eugenio. Ich habe alles Recht, mich über Sie zu beklagen: ich war offenherzig, ja ſogar allzufreimüthig gegen Sie, und Sie waren ein Heuchler gegen mich.

Fray Eugenio: O, glauben Sie doch ja nicht ...

Donna Maria: Hier in dieſem Garten ſprechen Sie als Prieſter mit mir? unter dieſem Orangenbaum? ... warum geſtehen Sie mir nicht friſchweg: ich liebe Franciſca? das wäre eines tapfern und galanten Mannes würdiger geweſen.

Fray Eugenio: Ich bin ganz niedergedonnert! Ja, mein Fräulein, in Ihren Händen liegt nun unser ganzes Geheimniß, und Sie können uns nun in's Verderben stürzen, wenn Sie nur wollen.

Donna Maria: Ha, Fray Eugenio, was habe ich denn gethan, daß Sie mich einer solchen Niederträchtigkeit fähig halten?

Fray Eugenio: Ich gestehe, mein Fräulein, daß ich Unrecht habe; allein ich muß Ihnen wohl als recht schuldig erscheinen, als ein recht großer Sünder ... und ich bin es auch in der That! — ich wußte, was für Gefahren sich ihre Freundin aussetzte; allein glauben Sie mir, ich habe lange Zeit gegen diese verhängnißvolle Leidenschaft angekämpft, und wenn ich endlich nachgab ...

Donna Maria: Sie haben gar nicht nöthig, sich vor mir zu rechtfertigen, denn ich verstehe Sie und billige Ihren Entschluß. Es gibt übrigens ein Mittel, durch welches Sie sich allen diesen Gefahren entziehen können, und ich habe es so eben Francisca genannt ... Sie müssen nach einem Lande entfliehen, wo Sie sich Beide heirathen können.

Fray Eugenio: Ach, ich möchte es wohl, aber ...

Donna Maria: Dieses Mittel ist leicht in's Werk zu setzen, wenn man nur Geld hat. Ich kann Donna Francisca eine bedeutende Summe bergen; fliehen Sie mit ihr, und lebet Beide recht glücklich!

Fray Eugenio: So viel Edelmuth beschämt mich und macht mich zugleich ganz werthlos ...

Donna Maria: Leben Sie wohl, Fray Eugenio! — (mit boshaftem Lächeln): Sie begreifen wohl selbst, mein Herr, daß die Unterhaltung mit Ihnen für mich nun keinen so großen Reiz mehr haben kann, darum wollen wir uns jetzt trennen.

Fray Eugenio: Seyn Sie versichert, mein Fräulein, daß meine innigste Dankbarkeit ...

Donna Maria: Lassen wir das! leben Sie wohl!

Fray Eugenio: So erlauben Sie mir wenigstens ...
(Er ergreift ihre Hand, um sie zu küssen.)

Donna Maria: Ich bin für Sie kein Mädchen mehr, Fray Eugenio, ich bin höchstens noch eine Freundin.

Fray Eugenio: Möchten Sie doch ein Herz finden, das des Ihrigen vollkommen würdig wäre!
(Er geht ab.)

Zwölfte Scene.

Donna Maria (allein):

Der Augenblick naht heran. Ich sehe, wie dort Rita langsam mit der Limonade herab kommt, die mich von aller Langeweile und allen Qualen dieser Welt erlösen soll. — Sie geht so vorsichtig, so schüchtern einher, als fürchte sie sich, einen Tropfen davon zu verschütten. — Sie hat ganz das Ansehen, als gehe sie mit einem Leichenzuge. Der Meinige wird freilich ein ganz seltsamer seyn; vermuthlich wird Diejenige, welche meinen Tod verschuldet hat, einen der Zipfel des Tuches halten, das meinen Sarg bedecken soll .... und er wird mir das Todtenamt lesen! — Ha ha ha! ... Doch wie? in meiner Eigenschaft als Selbstmörderin, als fluchhafte Sünderin, welche selbst Hand an sich gelegt hat, wird man mich nicht zur Kirche tragen! An irgend einem entfernten Ort des Gartens werden sie mich einscharren; — allein was liegt mir daran, wenn ich nur in meiner Bahre nichts mehr von den Gedanken verspüre, welche mich jetzt so quälen!

Dreizehnte Scene.

Donna Maria, Rita.

Rita: Da bringe ich ein großes Glas Limonade, zu wel-

cher ich Schnee genommen habe; trinken Sie raſch, ehe ſie warm wird!

Donna Maria: Meine gute Rita, es thut mir leid, daß ich Dich immer beläſtigen muß; aber thue mir doch den Gefallen, dieſes Buch auf meine Zelle zu tragen!

Rita: Gerne, mein Fräulein!

Donna Maria: Ich werde jetzt bald dieſes Kloſter verlaſſen, kann jedoch meine Vögel nicht mit mir nehmen, und ich überantworte ſie Dir, damit Du für ſie ſorgſt und ſie verpflegſt.

Rita: Wie, Sie wollen unſer Kloſter verlaſſen?

Donna Maria (ſchreibt etwas auf ein Blatt ihres Taſchenbuches, welches ſie herausreißt und Rita gibt): Ja! Siehe, mein Kind, wenn Du dieſes Papier da zu den Herren Arias und Candado trägſt, jenen Banquiers, welche drunten am Hafenplatz wohnen, ſo wirſt Du dagegen dreihundert Piaſter empfangen.

Rita (verwundert): Mein Fräulein? ...

Donna Maria: Das Geld ſoll Dir dazu dienen, das Futter für die Vögel zu kaufen. Du wirſt doch hoffentlich recht ſorgſam mit ihnen umgehen und ſie gut verpflegen, nicht wahr?

Rita: Du lieber Gott, mein Fräulein, das werde ich thun auch ohne daß Sie mir Geld geben! es genügt mir, daß dieſe Thiere von Ihnen herkommen.

Donna Maria: Nein, nimm es nur, mein gutes Mädchen, und trage dieſes Buch hier in meine Zelle hinauf!

Rita: Sie weinen ja, mein Fräulein? ...

Donna Maria: Es iſt nichts, geh' nur!

Rita: Ich will nur warten, bis Sie getrunken haben...

Donna Maria: Ich werde das Glas und den Teller wieder mit hinaufnehmen! ... laß mich nur!

Rita: Ach, beſtes Fräulein! Sie erſcheinen mir heute ſo ſonderbar! ... (Maria winkt ihr mit der Hand zu gehen) — Sie überhäufen mich mit Geſchenken, und doch weinen Sie?!

Donna Maria: Gehab' Dich wohl, Rita! — (Rita will ihr die Hand küssen, Donna Maria umarmt sie.) — Verlasse mich jetzt — gehe . . . ich bitte Dich!

Rita (im Abgehen, bei Seite): Sie weint, weil sie das Kloster verlassen muß, und die Andern freuen sich gewöhnlich darüber! . . . Seltsam!

(Geht ab.)

Vierzehnte Scene.

Donna Maria (allein):

Dieses Mädchen ist das einzige Wesen im ganzen Hause, das einige Anhänglichkeit an mich verräth. Als ich ihr Lebewohl sagte, fühlte ich deutlich, daß mir beinahe die Kräfte schwanden. . . . — Muth! Muth! nur noch einige Augenblicke und Alles ist vorüber. — (Sie schüttet einen Theil der in der Phiole enthaltenen Flüssigkeit in das Glas Limonade.) Die Farbe dieser Limonade hat sich nicht einmal verändert. Ich weiß nicht, mich schaudert unwillkürlich ob dieser klaren Flüssigkeit, aber ich hätte noch mehr Abscheu vor einem schwarzen Gifte, als vor diesem durchsichtigen Wasser. . . . (Sie nimmt das Glas und stellt es auf die Bank.) — Es braucht Muth, um zu sterben. . . . Wenn ich dieses Glas umgieße, halte ich das Leben noch fest, wenn es schon auf dem Punkte ist, aus meinem Leibe zu entfliehen. . . . Pfui doch, sollte ich zögern? . . . Ich müßte mich selber ja verachten. Muth, frisch gewagt! (Sie ist eben im Begriff, das Glas anzusetzen, als Francisca hereintritt.)

Fünfzehnte Scene.

Donna Maria. Donna Francisca.

Donna Francisca: Mariquita, ich muß Dich schon wieder belästigen! — Nun, wie geht es Dir?

Donna Maria: Gut; und ich hoffe, es soll mir binnen Kurzem noch besser ergehen!

Donna Francisca: Ach, beste Freundin! Du solltest mir noch einen Gefallen und zwar einen recht großen erzeigen! Wenn Du mir gewährst, um was ich Dich jetzt bitten will, werde ich gerne das Geld annehmen, das Du mir anbietest!

Donna Maria: So rede.

Donna Francisca: Der Gärtner hat einen großen Hund gekauft, der — wie er sagt, seine Orangen hüten soll. Das macht nun fast unsern Zusammenkünften ein Ende. Leihe Du mir denn nun auf heute Nacht Deine Zelle, deren Fenster ja auf den kleinen Hof mündet: die Mauer ist niedrig und leicht zu überklettern, namentlich mit Hülfe der Strickleiter, welche wir haben. Du könntest einstweilen meine Zelle beziehen, und Dich mit meinen Büchern unterhalten!

Donna Maria: Brauchst Du nur meine Zelle?

Donna Francisca: Ja, mein liebes Kind!

Donna Maria: Sie steht Dir für heute Nacht gerne zu Diensten!

Donna Francisca: Du bist so gut, meine liebe Mariquita! Sieh', wir mußten seither beinahe jede Nacht im Freien ausharren; wie bequem werden wir es nun in Deinem Zimmer mit dem Alcoven machen!

Donna Maria: Hast Du sonst keinen Wunsch mehr?

Donna Francisca: Ach Du bist ein Engel! — Ei sieh', willst Du dieses Glas Limonade ganz allein austrinken?

Donna Maria: Willst Du auch davon?

Donna Francisca: Es ist ja so groß; laß mich die Hälfte davon trinken; ich bin fast des Todes vor Hitze!

Donna Maria: Trinke, und wohl bekomme Dir's!

Donna Francisca: Ich will zuerst trinken, dann kannst Du meine Gedanken errathen!

(Sie trinkt.)

Donna Maria (bei Seite): Du wirst bald auch die Meinigen inne werden!

Donna Francisca (gießt den Rest im Glase aus): Pfui, was für ein abscheulicher Geschmack!... Was ist denn in dieser Limonade?... Ach, wie abscheulich! meine ganze Kehle brennt davon.... Aber was ist Dir denn? Du weinst ja, wie Du mich so anblickst?... Du zitterst!... O Himmel! mein ganzer Leib brennt!... Mein Gott!... was hast Du mir zu trinken gegeben!... Gib mir Antwort!... Maria!... Ach.... ich ersticke ... ich verbrenne... Wasser! gib mir Wasser!

Donna Maria: Ich Unglückliche! was habe ich gethan! Zu Hülfe! herbei! zu Hülfe!

Donna Francisca: Ach, ich sterbe!

Donna Maria: Stirb nicht, Paquita! stirb nicht!.. Zu Hülfe!... vergib mir! vergib!

Sechszehnte Scene.

Die Vorigen, Fray Eugenio, Donna Irene, Donna Ximena, Rita.

Donna Maria: Helft ihr! Rettet sie! Sie ist vergiftet, und ich habe ihr das Gift gereicht!... Ich will mir nun auch ein Leid anthun, und der Klosterbrunnen ist gottlob nicht weit!

(Sie stürzt hinaus.)

Fray Eugenio (zum Publikum): Nehmen Sie mir nicht übel, daß ich den Tod dieser beiden liebenswürdigen Fräulein herbeigeführt habe, und entschuldigen Sie gnädigst die Fehler des Verfassers!

Himmel und Hölle.

Komödie.

Sin zelos amor
Es estar sin alma un cuerpo.
Calderon.
¡Almas atravesadas!

Perſonen:

Don Pablo Romero.
Fray Bartolomeo, Inquiſitor.
Donna Urraca de Pimentel.

Der Schauplatz iſt Valencia.

Himmel und Hölle.

Komödie.

Liebe ohne Eiferſucht
Iſt wie ein Körper ohne Seele.
Calderon.
Verblendete Seelen!

Erſte Scene.

Ein Herrzimmer.

Donna Urraca, Don Pablo.

Donna Urraca: Nein, ich wiederhole es, Ihr bittet heute ganz vergebens! Wißt Ihr denn nicht, daß wir heute Aſchermittwoch haben?

Don Pablo: Erinnert Ihr Euch nicht, daß wir am Faſching-Dienſtage uns den Carneval nicht zu Nutzen machen konnten?

Donna Urraca: Ich bin eine grobe Sünderin, ſo wahr mir Gott helfe, aber eine ſolche Sünde werde ich doch niemals begehen!

Don Pablo: So gebt mir wenigſtens nur ein einziges Küßchen!

Donna Urraca: Ich darf nicht!

Don Pablo: Die Sünde, wenn es eine iſt, iſt nicht ſehr groß, und ich nehme Alles auf mich.

Donna Urraca: Am Aſchermittwoch?

Don Pablo: Zum Teufel mit den Faſten! Komm' her, nur ein einziges Küßchen.

Donna Urraca: Nicht doch... geht, Ihr ſeyd heute unerträglich!... Ei ſeht doch, ſchließt wenigſtens doch auch das Fenſter!

Don Pablo: Kommt her, Donna, nur noch einmal! Ihr werdet dadurch um kein Haar mehr ſündigen.

Donna Urraca: Nein, laßt mich, ich bitte Euch darum.

Don Pablo: Was tragt Ihr da am Halſe?

Donna Urraca: Es iſt ein Roſenkranz mit einem Agnus Dei, welche unſer heiliger Vater, der Pabſt, ſelbſt eingeſegnet hat.

Don Pablo: Aber mein Bildniß? meine Kette? was habt Ihr denn damit gemacht?... O! Urraca, ich möchte darauf wetten, Ihr habt die Kette jenem verteufelten Pater Bartolomeo gegeben, daß er den Hals irgend einer Madonna damit ziere.

Donna Urraca: Nein, es iſt Alles noch in meiner Schatulle, allein ich habe gedacht, es ſchicke ſich nicht an einem Tage, wie der heutige...

Don Pablo: Einen Tag, wie den heutigen, ſollte man füglich aus dem Kalender ſtreichen.

Donna Urraca: Was fällt Euch ein, Don Pablo? iſt nicht am heutigen Tage?...

Don Pablo: Kommt her, laßt uns von anderen Dingen reden! — Ihr ſolltet nun einen älteren Beichtvater nehmen; man munkelt allerlei darüber, und ich beginne unruhig zu werden.

Donna Urraca: Verſchont mir wenigſtens eine fromme Perſon, wenn Ihr auch nicht mehr Rückſichten für mich habt!

Don Pablo: Zum Henker! ich behandle ihn wie er es verdient, denn ich vermuthe, er hat mich tüchtig bei Euch angeschwärzt.

Donna Urraca: Im Gegentheile, Don Pablo! der arme Mann! ich hoffe, Ihr bekehret Euch noch einmal durch meinen Einfluß... Ich sündige schon so lange, nur um Euch zu retten, Undankbarer!

Don Pablo: Nun ja, Ihr wißt aber auch, wie dankbar ich Euch für alle Eure Güte bin; nun bringt mir nur noch dieses letzte Opfer, und entlasset Fray Bartolomeo auf eine unzweideutige und doch schonende Weise.

Donna Urraca: Nein, er war der Beichtiger meines Mannes, ehe dieser nach der neuen Welt abgieng, und Don Jose hat sich bei seinem Rath immer gut befunden.

Don Pablo: Potz Millionen Teufel! das ist ja eben der Grund, warum man ihm die Thüre weisen muß. Wie? Ihr habt Euren Mann um meinetwillen verlassen, und Ihr wollt Euch nicht einmal Eures verdammten Beichtigers entledigen?

Donna Urraca: Ich bitte Euch flehentlich, Don Pablo, fluchet nur nicht an einem Aschermittwoch!

Don Pablo: Ihr könntet mich mit Euren Thorheiten und Weigerungen veranlassen zu fluchen, daß alle die steinernen Heiligen in allen Kirchen von Spanien bersten müßten. Kommt her, beste Donna, laßt mich Euch zum Letztenmale sagen, wie sehr ich Euch liebe.

Donna Urraca: Kommt morgen wieder.

Don Pablo: In's Teufels Namen! macht nicht so viele Umstände, morgen bin ich ja auf der Wache!

Donna Urraca: Liebster Pablo, wenn Ihr Euch denn nicht des Fluchens enthalten könnt, so flucht wenigstens auf eine andere Weise! Was liegt Euch denn daran, ob Ihr etwas Anderes saget, wie z. B. Verdammt sey Satan! oder zum Henker auch! wie viele Soldaten sagen, wenn sie zornig sind?

Don Pablo: Gehabt Euch wohl, mein Herzchen!

Donna Urraca: Lebt wohl, mein Seelchen!

Don Pablo: Urraca?

Donna Urraca: Was habt Ihr denn? worüber lacht Ihr so?

Don Pablo: Habt Ihr mich nicht so eben Euer Seelchen genannt?

Donna Urraca: O ja, mein Lieber, aber warum fragt Ihr denn?

Don Pablo: Es ist ja heute Aschermittwoch.

Donna Urraca: Böser! Könnt Ihr noch über solche Dinge scherzen? — Meine Gedanken waren nichts weniger als weltlicher Art, als ich Euch das sagte.

Don Pablo: Wohlan denn, gebt mir noch zum Abschied einen recht himmlischen Kuß, gerade so, wie ihn die Cherubim...

Donna Urraca (küßt ihn). Keine Gotteslästerung, mein Herzchen.

Don Pablo: Lebt wohl, meine schöne Freundin! auf Wiedersehen am Freitag-Morgen!

Donna Urraca: Am Freitage?... Das ist ja ein Unglückstag.

Don Pablo: Ei was! Cuerpo de Christo! es ist der Tag der Freya. Auf Freitag also; lebt wohl!

(Geht ab.)

Donna Urraca (allein): Wie schade, daß ein so schöner, ein so gutmüthiger Mensch ein solcher Atheist ist! Er ist ein wahrer Heide. Aber über kurz oder lang muß er sich doch noch einmal bekehren. Es wäre Sünde und Schade, eine Seele wie die seinige dem Teufel zu überlassen! — (Sieht die Uhr.) Nein, schon vier Uhr! es ist just die Stunde, wo Frau Barbelmeo mir seinen gewöhnlichen Besuch abstattet und mir seinen frommen Rath ertheilt. Ich muß ihm wieder Rosenhonig und Maraskino bereiten.... (Sie öffnet einen Schrank und nimmt verschiedene eingemachte

Früchte und Gemüse heraus). Jetzt muß ich aber auch noch ein Kapitel in Kempis' lesen, den er mir gegeben hat... ich habe es wahrlich nöthig... Dieser Pablo hat mir wieder den Kopf ganz verrückt. — Wo steckt denn das Buch?... ach durch welchen Zufall ist denn heute diese Guitarre in mein Zimmer gerathen? sie darf nicht hier bleiben, man muß sie in ein anderes Zimmer bringen. (Sie ergreift die Guitarre und spielt darauf einige Accorde.) O, wie rein sie doch ihre Stimmung erhalten hat!... La la la... ich habe nie eine bessere gesehen.... Dieser Pablo hat einen trefflichen Geschmack in Geschenken dieser Art! (Sie singt:) La la la... mein Beichtvater — ich habe nun gar nichts Anderes mehr im Kopf und in den Fingern, als die Melodie dieses weltlichen Liedchens, das er mich zu lernen gezwungen hat.... Ach, in der Melodie kann ja keine Sünde liegen... Das G ist verstimmt. — (Sie singt:) La la la... mein Beichtvater... mein Beichtvater... mein Beichtvater...

„Mein Beichtvater hat mir geboten, ihr Beiden ihr sündiget schwer! euer fleischliches Wesen zu tödten, müßt ihr fasten bei Wasser und Brod. Aber Marianita sagt mir: komm', speise mit mir! — Zum Teufel mit dem Beichtvater!"

(Frau Bartolomeo tritt ein.)

Donna Urraca: Ha!

Frau Bartolomeo: Jesus Maria, was muß ich hören?

Donna Urraca: Wie?... ich wußte nicht... seyd Ihr es denn? — habt Ihr mich gehört?... ich habe ein wenig gesungen.

Frau Bartolomeo: Darf ich denn meinen Augen und Ohren trauen? wie, meine Tochter, seyd Ihr es denn auch wirklich? — Ich erwartete Euch im tiefen Gebet oder wenigstens im andächtigen Nachdenken über irgend einem Gebetbuche zu finden, und finde Euch nun mit der Guitarre in der Hand, ein abscheuliches, leichtsinniges, gottloses Liedchen im Munde.

Donna Urraca: Ach! ehrwürdigster Vater, wenn Sie wüßten . . .

Fray Bartolomeo: Sagt mir nur, welcher bösartige Teufel . . .

Donna Urraca: Ja, mein Vater, der Teufel ist daran schuld, ich wollte diese Guitarre aus diesem Zimmer wegtragen . . . aus Zerstreuung schlug ich zwei oder dreimal in die Saiten: der böse Geist hat seine Zeit gut gewählt, hat mich überfallen, und aus Zerstreuung spielte ich ein Liedchen, das ich verabscheue, und das ich wider Willen behalten habe, und dann . . .

Fray Bartolomeo? Nu? und was geschah dann?

Donna Urraca: Je nun, ich weiß nicht wie es hernach zugieng, daß ich unwillkührlich laut gesungen habe.

Fray Bartolomeo: Ja, ja, mein Kind, es muß wohl der Teufel gewesen seyn, der Dir dieses Liedchen eingeblasen hat. Nun aber danke auch von Herzen Deinem guten Engel, der mich gerade noch zur rechten Zeit herbeigeführt hat, um Dich an der Begehung einer weiteren Sünde zu verhindern.

Donna Urraca: Ach ja, dem Himmel sey gedankt! aber setzt Euch doch, ehrwürdiger Vater! in Eurem Alter ist es eine wahre Strapaze, vom Dominikaner-Kloster bis in die Hafenstraße herabzukommen.

Fray Bartolomeo: Nicht doch, mein liebes Kind! ich danke es unserem lieben Heiland, daß er mich noch so gesund erhalten hat: ich bin noch lange nicht so schwach, daß ich mich nicht auf den Beinen erhalten könnte. Ein Mann von neun und fünfzig Jahren ist noch nicht so abgelebt, daß er schon für's Grab reif wäre.

Donna Urraca: Vergebt mir, ehrwürdiger Herr, wenn ich Euch vielleicht wehe gethan habe. — Was ich vorhin sagen wollte, sollte nichts Anderes besagen, als daß ich aus Euerem heutigen Aussehen geschlossen habe, Ihr seyd vielleicht unwohl.

Frau Bartelemee: Unwohl? sehe ich denn heute so übel aus? . . . ich denke nicht — (zu Blick in den Spiegel) mir däucht eher, daß Euer Spiegel trübe macht . . . mir ist heute überaus wohl zu Muthe, und ich habe meine neue Kette angelegt, weil ich Euch besuchen wollte, liebes Kind.

Donna Urraca: Setzt Euch, ehrwürdiger Herr und genießet wenigstens etwas von den Leckereien, die ich zubereitet habe!

Frau Bartelemee: Ja, das will ich recht gerne thun, mein treffliches Kind, denn ich habe heute kaum erst einen Biß n über die Lippen gebracht.

Donna Urraca: Das allzustrenge Fasten wird Euch nicht gut thun, lieber Herr!

Frau Bartelemee: Was kann ich machen? es ist einmal meine Pflicht, und geschieht ja zu Gottes Lobe! . . . Gebt mir noch ein Gläschen von Eurem Maraskine! — er ist besser als der der Donna Maria de Jesus, welchen ich vorhin getrunken habe.

Donna Urraca: Das glaube ich wohl; sie ist ja auch so geizig, daß sie es nie über's Herz bringen würde, ein paar Realen zu einem Geschenke für einen guten Freund auszugeben.

Frau Bartelemee: Gemach, mein Kind! man muß niemals über seinen Nächsten lästern. — Indessen ist es freilich wahr, daß ich in einem ganzen Jahr von ihr nichts Anderes bekommen habe, als ein kleines schlechtes Crucifix von Elfenbein, und sehr gewöhnlichen Maraskine. Sie scheint inzwischen jetzt zu wissen, daß es besser ist, man macht gar keine Geschenke, als so schlechte.

Donna Urraca: Das ist freilich nur allzuwahr. — Beiläufig gesagt, hat man Euch den Korb voll Bordeaux-Wein zugestellt, ehrwürdiger Herr?

Frau Bartelemee: Ja, mein liebes Kind, und ich danke Euch recht von Herzen dafür. Aber ein andermal, wenn

Ihr wieder so großmüthig seyn wollt, mir Wein in's Kloster zu schicken, so laßt ihn ja nicht in einem Weinkorbe hintragen, sondern etwa in einer Bäckerkiste, oder auf irgend eine andere Weise.

Donna Urraca: Warum denn aber?

Fray Bartolomeo: Je nun . . . mein Prior hat den Korb gesehen . . . und ich mußte ihn einige Flaschen von diesem Weine kosten lassen, den ich mir aufheben wollte, um mich in den Stunden nächtlichen Gebets zu stärken. Die anderen Väter haben ihn ebenfalls versuchen wollen, so daß ich jetzt keinen Tropfen mehr haben übrig habe.

Donna Urraca: Darüber braucht Ihr Euch nicht zu betrüben, ehrwürdiger Vater! . . . ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Euch eine neue Ladung zuzuschicken. Es freut mich recht, daß er den guten Vätern geschmeckt hat.

Fray Bartolomeo: Ach, es thut mir gewiß leid, daß Ihr Euch um meinetwillen beraubet, liebes Kind! . . . es ist aber gerade unter allen Weinsorten diejenige, welche meiner schwachen Gesundheit am besten zuschlägt. — Wollt Ihr heute bei mir beichten, liebes Kind?

Donna Urraca: Wenn es Euch keine Mühe macht, ehrwürdiger Vater, ich möchte gern vor Freitag noch Absolution bekommen.

Fray Bartolomeo: Wohlan denn! so sammelt Euch jetzt, während ich Euren Gütigkeiten hier zuspreche, und leget nur dann ein offenes Bekenntniß von den Fehlern ab, in welche Ihr diese Woche verfallen seyd. (Pause.) Nun, mein liebes Kind, seyd Ihr gerüstet?

Donna Urraca: Ja, mein Vater.

Fray Bartolomeo: Nun so laßt uns anfangen? . . Kniet hier auf das Kissen nieder, so! — etwas näher zu mir! noch etwas näher! — gut, so! . . . ist das Kissen auch weich

genug für Eure kleinen zarten Kniee? — Kniet Ihr auch bequem? —

Donna Urraca: Ach ja. Wir können nun beginnen, sobald Ihr wollt!

Fray Bartolomeo: Leget Euer hübsches weiches Händchen in die Meinigen! Wie lange ist es schon her, daß Ihr nicht mehr bei mir gebeichtet habt?

Donna Urraca: Ich glaube... ich glaube, es war letzten Donnerstag vierzehn Tage her, ehrwürdiger Vater...

Fray Bartolomeo: Gut, mein Kind.

Donna Urraca: Ich war sehr ungeduldig und ergrimmt auf meine Kammerfrau, die mich nicht fest genug geschnürt hat.

Fray Bartolomeo: Schon gut, mein Kind.

Donna Urraca: Als ich neulich in der Kirche einen Offizier in blau und rother Uniform sah, war ich zerstreut, und habe nicht mit der gehörigen Andacht und Sammlung dem Gottesdienste angewohnt.

Fray Bartolomeo: Gut, mein Kind.

Donna Urraca: Ich habe ferner über mehrere Bekannten und Freunde gelästert, ehrwürdiger Vater.

Fray Bartolomeo: Schon gut.

Donna Urraca: Ich habe vielleicht für mein kleines Schoosshündchen eine Vorliebe, an welcher gute Christen Anstoß nehmen könnten.

Fray Bartolomeo: Ei ei, daran thut Ihr sehr unrecht, mein liebes Kind! Euer Hündchen ist so schlecht gezogen, daß es mich erst vorgestern in die Waden gebissen hat, und ich die Wunde noch spüre. Ihr sollet ihm selbst hundert Peitschenhiebe geben, damit Ihr diese sündhafte Vorliebe abbüßet.

Donna Urraca: Ach, ehrwürdiger Pater, was kann denn das arme Thierchen dafür!

Fray Bartolomeo: Nun gut, ſo müßt Ihr ihm wenigſtens fünfzig geben.

Donna Urraca: Er wird Euch nicht erkannt haben!

Fray Bartolomeo: Er zerriß mir aber immer meine Kutte ... indeſſen weil das Thier doch keine Vernunft hat, will ich es dabei bewenden laſſen ... daß Ihr ihm drei Monate lang keinen Zucker mehr gebt.

Donna Urraca: Das arme Thierchen!

Fray Bartolomeo: Aber weiter?

Donna Urraca: Weiter?... Ach, ehrwürdiger Vater, geben Sie mir doch Aufſchluß darüber ... ob eine Fliege eine Faſtenſpeiſe iſt?

Fray Bartolomeo: Eine Fliege? In wie fern hängt denn das mit Eurer Beichte zuſammen?

Donna Urraca: Je nun, ich fürchte, ich habe heute eine aus Verſehen in meiner Chokolade verſchluckt. Ich habe es leider nur zu ſpät bemerkt.

Fray Bartolomeo: War es eine kleine Fliege, oder eine große Mücke?

Donna Urraca: Eine ganz winzige Fliege.

Fray Bartolomeo: Dann war es eine Faſtenſpeiſe. Die kleinen Fliegen, welche im Waſſer gezeugt werden, gehören zu den Faſtenſpeiſen, aber die großen Fliegen, die in der Luft gezeugt werden, ſind Fleiſch und verboten.... — Ich fürchte aber beinahe, mein liebes Kind, daß Du bei allem dem irgend eine Sünde noch vergeſſen haſt, welche weit ſchlimmer iſt als alle übrigen.

Donna Urraca: Ich, ehrwürdiger Vater?... aber ſagt mir doch, was Ihr damit ſagen wollt.

Fray Bartolomeo: Ja, Du, mein Kind! — verſtehſt Du mich denn nicht?... weißt Du nicht, wen ich meine?

Donna Urraca: Wen denn?...

Fray Bartolomeo: Don Pablo.

Donna Urraca: Den Pablo?... ich...

Fray Bartolomeo: Ja, mein Kind: solltest Du mit Den Pablo von Neuem wieder jene Sünde begangen haben... von der Du mir das Letztemal...?

Donna Urraca: Ach, vergebt mir... leider... aber ich konnte nicht...

Fray Bartolomeo: Siehst Du nun, mein Kind? ich habe es ja voraus gesehen, daß das Alles so kommen mußte!

Donna Urraca: Ich... habe ihn nicht daran verhindern können... ich konnte es ihm nicht abschlagen! — Gebet, lieber Vater... er hätte sich wahrlich und ohne Zweifel in irgend eine verzweifelte Handlung zu Schulden kommen lassen. — Was sollte ich thun?... er ist so heftig, so jähzornig...

Fray Bartolomeo: Das ist schlimm, mein Kind, sehr schlimm! hofft Du wenigstens noch, ihn eines Tages bekehren zu können?

Donna Urraca: Ich habe wenigstens die Hoffnung noch nicht aufgegeben.

Fray Bartolomeo: Du mußt Buße thun, mein Kind. — Du mußt Dein Fleisch kreuzigen.

Donna Urraca: Ach, mein bester Pater, ich bin ja gerne bereit, mich allen Bußübungen zu unterwerfen, welche Ihr mir auferlegen wollt.

Fray Bartolomeo: Ihr solltet vor Allem Den Pablo Euer Haus verbieten!...

Donna Urraca: Ach, mein ehrwürdiger Vater... sollte es denn kein anderes Mittel geben?... ich hoffe zuverlässig, und glaube gewiß, daß er sich noch eines Tages bekehren wird... — Ich habe mir schon lange vorgenommen, Eurer Kirche jene beiden silbernen Armleuchter zum Geschenk zu machen, welche Ihr neulich bei mir bewundertet.

Fray Bartolomeo: Die heilige Mutter Gottes wolle Euch das vergelten! centuplum accepies!... Es ist gewiß, daß

das Almosen ein mächtiges Mittel ist, wodurch wir Buße thun... allein... indessen...

Donna Urraca: Ich werde sie morgen in aller Frühe in Euer Kloster tragen lassen.

Fray Bartolomeo: Schon gut... in Zukunft werdet Ihr vernünftiger seyn... Wir werden noch Geduld mit Euch haben... aber inzwischen müßt Ihr alle Tage zehn Vater-Unser und zehn Ave beim Aufstehen, und sieben — nein... zehn beim Schlafengehen, und sieben beim Aufstehen beten!

Donna Urraca: Ja, ehrwürdiger Herr, ich werde sie alle Tage regelmäßig und gewissenhaft beten.

Fray Bartolomeo: Schon gut, mein liebes Kind! Aber nun hätte ich noch eine Bitte an Euch zu richten; sie betrifft nämlich Kirche und Staat sehr nahe, und Ihr könnt meines Erachtens Beide aus einer sehr großen Gefahr erretten.

Donna Urraca: Ich? Jesus Maria, dazu bin ich jeden Augenblick bereit!

Fray Bartolomeo: Es ist eine heimlich gedruckte Schmähschrift im Umlauf...

Donna Urraca: Darf ich jetzt aufstehen, habt Ihr meine Beichte schon zu Ende gehört?

Fray Bartolomeo: Ja, mein liebes Kind. — (Donna Urraca steht auf.) — Es ist eine Schmähschrift im Umlauf unter dem Titel: „Oeffnet die Augen..." Warum erröthet Ihr so plötzlich?

Donna Urraca: Ich? ich sollte erröthen?... weßhalb denn? — gewiß, es ist nur der Widerschein des Vorhangs.

Fray Bartolomeo: Es wäre nun sehr wesentlich, den Verfasser desselben zu entdecken, und wir vermuthen... aber Ihr werdet so verlegen?...

Donna Urraca: Ich... keineswegs.

Fray Bartolomeo: Wir vermuthen, daß Don — Don Pablo der eigentliche Verfasser derselben ist.

Donna Urraca: Den Pable? Er, er ſollte Schmähſchriften ſchreiben?... da kennen Sie ihn wahrlich nicht! ha, ha, ha, eine Schmähſchrift, welche Don Pable geſchrieben! Ich ſchwöre Euch, ehrwürdiger Vater, daß Don Pable von nun an gewiß nicht mehr Schmähſchriften ſchreiben wird. — Zudem iſt er ein zu treuer Unterthan Seiner Majeſtät, um irgend etwas gegen deſſen Regierung zu ſchreiben.

Frau Bartolomeo: Wie wiſſt Ihr denn, liebes Kind, daß in jener Schmähſchrift überhaupt gegen die Regierung des Königs, unſeres Herrn, geſchimpft wird?

Donna Urraca: Ihr habt es mir ja ſo eben geſagt!

Frau Bartolomeo: Ich habe kein Wörtchen über die Zunge gebracht.

Donna Urraca: So habe ich mich wohl getäuſcht...

Frau Bartolomeo: Und ich mich wohl ebenfalls. Nicht wahr, mein Kind, wenn es der Verfaſſer jener Schrift wäre, ſo hättet Ihr gewiß auch etwas davon erfahren?

Donna Urraca: Ei natürlich.

Frau Bartolomeo: Und Du biſt zu aufrichtig, meine liebe fromme Tochter, um es mir zu verhehlen . . .

Donna Urraca: Ganz gewiß, ehrwürdiger Vater, wenn nur Ein wahres Wörtchen daran wäre, ſo hätte ich es Euch wahrlich nicht verhehlt.

Frau Bartolomeo: Die Gunſt, in welcher ſeine Familie beim Könige ſteht, hat uns ſeither noch abgehalten, ihn verhaften zu laſſen, bevor wir genaue Nachweiſungen über ſeine Schuldhaftigkeit haben, wie wir mit jedem Andern gethan haben würden.

Donna Urraca: Was für Gründe habt Ihr denn, ehrwürdiger Herr, um Don Pable für den Verfaſſer jener Schmähſchrift zu halten?

Frau Bartolomeo: Ich weiß es ſelbſt nicht . . . Eine gewiſſe Uebereinſtimmung zwiſchen dem, was Ihr mir über ſeine

religiösen Ansichten gesagt habt, und gewisse Phrasen und Wendungen, die ich in jenem Büchlein gefunden habe, gaben mir die erste Veranlassung.

Donna Urraca: Wirklich? Ihr habt also noch gar keine anderen Beweise gegen ihn in Händen?

Fray Bartolomeo: Nein, keine andern.

Donna Urraca: Den Pablo liebt seinen König zu sehr, um irgend etwas Aufrührerisches zu schreiben. Ich weiß zwar, daß er nicht sonderlich fromm ist, allein er unterzieht sich doch öffentlich der Erfüllung aller Pflichten, welche die Religion ihm vorschreibt. Er geht regelmäßig mit den Offizieren seines Regiments zur Beichte und Kommunion, und trägt seine philosophischen Ansichten niemals zur Schau.

Fray Bartolomeo: Dann mag ich mich wohl getäuscht haben. Es ist mir recht lieb, daß Ihr mir ein solches Zeugniß über ihn ablegt. Wenn Ihr inzwischen irgend etwas über den Gegenstand erfahren sollter, meine gute Tochter, über welchen wir so eben gesprochen haben, so versäumet ja nicht, mir Nachricht davon zu geben. Inzwischen fahret immerhin fort, ihn zur Reue und Buße zu ermahnen.

Donna Urraca: Ich gelobe Euch, ehrwürdigster Pater, daß ich mir alle Mühe geben werde.

Fray Bartolomeo: Laßt uns nun von andern Dingen reden. Wenn Ihr noch einige von den wohlriechenden Cigarren hättet, meine liebe Tochter, von denen Ihr mir neulich einige Päckchen gegeben habt, so würde ich gerne eine davon rauchen.

Donna Urraca: Habt Ihr denn keine mehr von jenen?

Fray Bartolomeo: Leider, meine fromme Tochter, sind sie von der Ordens bis auf die Letzte geraucht worden.

Donna Urraca: Warum habt Ihr mir das auch nicht früher gesagt? ich würde Euch eine ganze Kiste geschickt haben. Kommt, lieber Pater, nehmet einstweilen die, welche hier noch in meiner Tasche sind.

Fray Bartolomeo: Ihr ſeyd ſehr gütig, meine liebe Tochter, und ich nehme Eure Güte nur in Anſpruch, weil ich weiß, daß Ihr eher als ein armer Mönch im Stande ſeyd, Euch wieder welche zu verſchaffen. (Er zündet eine Cigarre an und raucht.) — Was leſet Ihr in dieſem Augenblick, meine gute Tochter?

Donna Urraca: Je nun . . . ich leſe zuerſt die Faſtengebete . . . . dann den Kemvis, die Blüthe der Heiligen, und zuweilen . . . die Araucana.

Fray Bartolomeo: Die Blüthe der Heiligen? . . . wie ſchade, daß man in dieſer Zeit des Unglaubens und der Gottloſigkeit dieſem Buch nicht noch andere neue hinzufügt, da es doch an guten Gebetbüchern ſo ſehr mangelt.

Donna Urraca: Ich wüßte eines zu nennen, das hievon eine Ausnahme macht, und unter Allem in die erſte Reihe käme, wenn man . . .

Fray Bartolomeo: Redet nicht weiter, meine liebe Tochter; was ich in dieſer Welt Gutes gethan habe, wird mir in der andern hundertfaltig vergolten werden.

Donna Urraca: Amen.

Fray Bartolomeo: Ich muß Euch jetzt verlaſſen, meine liebe Tochter. Gott behüte Euch, mein Kind! —

Donna Urraca: Und Euch auch, mein ehrwürdiger Vater.

Fray Bartolomeo: Ach, bald hätte ich es vergeſſen! — ich habe da einen Roſenkranz, den unſer heiliger Vater, der Pabſt, geweiht hat, und den ich Euch geben möchte. — (Er zieht verſchiedene Gegenſtände aus der Taſche.) Laß ſehen, wo er ſteckt! Hier iſt mein Cigarrenrohr . . . Dieß hier mein Riechwaſſerfläſchchen . . . Dieß hier . . .

Donna Urraca: Was iſt dieß?

Fray Bartolomeo: Es iſt ein Gegenſtand, den mir Donna Be . . . ei, ei, bald hätte ich Euch ihren Namen genannt, — es iſt ein Gegenſtand, ein Portrait, das mir eine

Dame mit dem Auftrage eingehändigt hat, es im Vorbeigehen in's Meer zu werfen.

Donna Urraca: In's Meer?

Fray Bartolomeo: Allerdings, die Reue iſt über ſie gekommen, und ſie verzichtet jetzt auf Denjenigen, der ihr vor einigen Tagen dieſes Portrait geſchenkt hat. Aber gebt es mir doch wieder zurück . . .

Donna Urraca: Ich möchte wohl das Futteral einmal öffnen.

Fray Bartolomeo: O nein, das muß ich mir ernſtlich verbitten, gebt es her! — Hei! da iſt es zu Boden gefallen, und vermuthlich zerbrochen.

(Er ſtellt ſich an, als laſſe er das Futteral aus Verſehen aufſpringen, und zu Boden fallen.)

Donna Urraca (greift raſch nach dem Portrait): Ha! Jeſus Maria!

Fray Bartolomeo: Was iſt Euch, mein liebes Kind?

Donna Urraca: Der Treuloſe! Er hat ihr ſein Bildniß geſchenkt.

Fray Bartolomeo: Ich bitte, laßt mich's wieder mitnehmen.

Donna Urraca (behält gewaltſam das Bildniß zurück): Nein, laßt es mir! . . . Der doppelte Verbrecher! Alſo ſo haſt Du mich hintergangen, Meineidiger?

Fray Bartolomeo (mit erheuchelter Ueberraſchung): Was ſoll denn das heißen? . . .

Donna Urraca (mit Wuth): Und ich konnte glauben, daß dieſer Verräther mir treu ſey!?

Fray Bartolomeo: Wie ſollte Derjenige gegen ſeine Dame treu ſeyn, der ſeinem Gott die Treue gebrochen hat?

Donna Urraca: Der Abſcheuliche! mich dieſer alten Donna Beliſa aufzuopfern!

Fray Bartolomeo: Das habe ich nicht geſagt.

Donna Urraca: Dieſem alten häßlichen Drachen.

Fray Bartolomeo: Und um dieſes treuloſen Elenden willen ſetzeſt Du Dein ewiges Heil auf's Spiel?

Donna Urraca: Ha! daß ich Dich nicht in dieſem Augenblicke hier habe, Verräther! ich würde es Dich theuer bezahlen laſſen!

Fray Bartolomeo: Er kennt kein anderes Vergnügen, als alle tugendhaften, ehrbaren Frauen in's Verderben zu ſtürzen.

Donna Urraca: Pablo! Verräther Pablo! wann werde ich mich an Dir rächen können?

Fray Bartolomeo: Ei, ſeht doch! und noch ſo eben habt Ihr ihn ja ſo leidenſchaftlich und eifrig vertheidigt?

Donna Urraca: Ich? glaubt mir, dieſer Böſewicht iſt aller Verbrechen fähig.

Fray Bartolomeo: Das iſt's ja eben auch, was mich verbin auf den Verdacht brachte, er könnte der Verfaſſer jener Schmäheſchrift ſeyn.

Donna Urraca: Ha?

Fray Bartolomeo: Da er es aber nicht iſt . . .

Donna Urraca (bei Seite): Nun kann ich mich rächen!

Fray Bartolomeo: Ich wollte, er wäre der Verfaſſer; — er ſollte auf eine Weiſe beſtraft werden, daß Ihr gewiß gerächt wäret, meine liebe Tochter!

Donna Urraca (bei Seite): Es wird mir an's Leben gehen, wenn ich ihn verrathe.

Fray Bartolomeo: Ihr ſollitet bald gerächt ſeyn, Donna.

Donna Urraca: Nun ja, ehrwürdiger Vater! er iſt der Verfaſſer jener Schmäheſchrift.

Fray Bartolomeo: Don Pablo?

Donna Urraca: Ja, der treuloſe Pablo.

Fray Bartolomeo: Der Zorn, mein liebes Kind, hat

Euch den Kopf verwirrt, und läßt Euch irre reden. Ihr habt mir ja so eben noch gesagt ....

Donna Urraca: Ich bin bereit, auf das Evangelium zu beschwören, daß Don Pablo der Verfasser jenes abscheulichen Buches ist.

Fray Bartolomeo: Ihr wißt es also gewiß?

Donna Urraca: Ich kann es beschwören. Er will Alles in ganz Spanien über den Haufen werfen, den König ermorden, und alle guten Spanier nöthigen, Hugenotten zu werden.

Fray Bartolomeo: Ja ja, das wollen diese Schwindelköpfe alle ... aber sagt Ihr mir wirklich auch die Wahrheit, meine liebe Tochter?

Donna Urraca: Ich will auf meinen Antheil am Paradiese verzichten, wenn es nicht wahr ist, daß Don Pablo, der Verräther Don Pablo, der Verfasser jener abscheulichen Schmähschrift ist.

Fray Bartolomeo: Ich glaube Euch jetzt. Lebet wohl, mein gutes Kind, und danket dem lieben Gott recht brünstig, daß er Euch auf den rechten Weg zurückgeführt, und das Laster zu verabscheuen gelehrt hat! Nun seyd Ihr gerettet. Nicht wahr, meine gute Tochter, von nun an werdet Ihr Euer Vertrauen keinem dieser Soldaten mehr schenken, die Euch um der Ersten Besten willen verlassen? ... die Euch ...

Donna Urraca: Gott befohlen, ehrwürdiger Vater!

Fray Bartolomeo: Der Herr und die heilige Jungfrau mögen Euch behüten!

(Er geht ab)

Donna Urraca (allein): Das Ungeheuer, mich an eine Donna Belisa zu verrathen! An diese verrückte Alte mit ihren verzerrten Augen und der schwarzen Haut! Diese Vogelscheuche mir vorzuziehen, diese gegerbte Zigeunerin! O Don Pablo, du sollst es noch sehr bereuen, mich verrathen zu haben! Wie werde

ich mich freuen, wenn ich dich mit einem San-Benito auf dem Kopfe unter meinen Fenstern vorüberziehen und zum Scheiterhaufen wandeln sehe! ... Ehrlin, die ich bin! Trotz seines Vergehens gegen mich möcht' ich doch beinahe über ihn weinen! — Nein, ich wünsche deinen Tod nicht, aber ich möchte dich in einen recht tiefen feuchten Kerker sehen, wo du .... — Nein, auch das möchte ich nicht! ... Aber ich möchte Donna Belisa in meiner Gewalt haben, und sie vor deinen Augen mit tausend Dolchstichen durchbohren dürfen. Das würde mir Vergnügen machen, wenn ich alsdann deinen Schmerz betrachten dürfte! — Welche Verzweiflung würde dich ergreifen, wenn du sehen müßtest, wie ich den schönen Gegenstand deiner Liebe unter meinen Händen bluten ließe! O das würde mich besser rächen, als der Scheiterhaufen eines Ketzergerichts ... denn ich möchte deinen Tod nicht. — Aber was habe ich gethan? bin ich vielleicht nicht allzuweit gegangen in meiner Rache? ... Ich habe sein Geheimniß verrathen.... Allein — hat er nicht auch die zärtlichste Liebe verrathen? — Fray Bartolomeo ist aber ein Mitglied der heiligen Inquisition, sein Eifer ist nur allzu bekannt, er wird ihn angeben. ... Man wird ihn wahrscheinlich auf die Folter spannen und verbrennen. — Ich werde Schuld daran seyn. Man wird mir nachsagen, ich habe ihn verrathen, weil ich nicht mehr schön genug gewesen sey, um mir seine Liebe zu erhalten. .... O Belisa, Belisa! du bist meine einzige Feindin! du sollst mir für ihn büßen müssen! — Don Pablo, ich will nicht deinen Tod ... ich will dich retten. Er soll dieses Land meiden .... soll in die Ferne ziehen, soll Belisa verlassen, die er liebt ... das wird ihn unglücklich genug machen ..... er wird alsdann sehen, was er mit ihr gewonnen hat! — Und Belisa? ... o ich werde mich noch an ihr rächen. — Laurella, gib mir Papier und Tinte, und sage meinem Stallmeister, er solle sich bereit halten! —

(Sie geht hinaus.)

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Zweite Scene.

Ein Kerker im Inquisitionsgebäude.

Don Pablo (allein, sitzt vor einem Tischchen): Die erbärmlichen Wichte, weil wir in den Fasten sind, wollen sie mir nicht einmal gönnen, daß ich bei meiner letzten Henkersmahlzeit Fleisch esse! Und dieser Stockfisch da ist wahrlich so hart wie fünftausend Teufel!

(Donna Urraca tritt ein.)

O! O! Cuerpo de Christo! da kommt ja Urraca in eigener Person. Weiber und Geld finden doch überall Eingang. — Ei guten Tag, mein holdes Schätzchen? welcher Gott, oder welcher Teufel führt Dich denn noch einmal in meine Arme?

Donna Urraca (bitt): Don Pablo, man sagt, Ihr seyd zum Tode verurtheilt worden?

Don Pablo: Ja, trotz der Fasten.

Donna Urraca: Aber es gibt noch ein Mittel, durch welches Ihr Euch retten könnt!

Don Pablo: Allerdings, wenn ich den Freund verrathe, der mein Mitarbeiter war; — aber das geschieht niemals.

Donna Urraca: Nein, es gibt noch ein Anderes. Wenn Ihr der Gottlosigkeit absagen, öffentlich Buße thun, und in ein Kloster treten wollt, hoffe ich noch im Stande zu seyn ... auf solche Bedingungen .... Vergebung für Euch zu erlangen.

Don Pablo: Oeffentlich Buße ablegen? ... in ein Kloster treten? ... Pestilenz! ist das Alles, was man von mir verlangt? — Ich kusse Euch ganz ergebenst die Füße, meine holde Infantin, allein ich möchte mich lieber hangen, als zum Pfaffen machen lassen.

Donna Urraca: Du bleibst also gottlos bis zum Ende? Du denkst also nicht an die Hölle, die Deiner wartet?

Don Pablo: Halte ein mit Deinen Predigten, mein Schätzchen! Höre mich vielmehr an: morgen wird man mich

aufknüpfen, mein holdes Kind: der heutige Tag iſt alſo mein letzter: wohlan denn, laß uns die Gelegenheit noch nützen, und verſchaffe mir nur heute noch einige ſüße Augenblicke!

Donna Urraca: Ich möchte lieber ſelber Deinen Scheiterhaufen in Brand ſtecken, Du Heide!

Don Pablo: Ohe, was iſt denn das auf einmal für eine zärtliche Sprache! ſeyd Ihr denn toll geworden, meine Urraca, oder kann man dieſe Mauren nicht betreten, ohne hartherzig und bösartig zu werden, wie ein Inquiſitor?

Donna Urraca: Wählet nun, mein Herr! ich wiederhole Euch, es bleibt Euch nichts übrig, als der Tod, oder das Leben auf die Bedingungen hin, welche ich Euch vorgeſchlagen habe.

Don Pablo: Mein Herr? das kommt ja immer ſtärker! ich bitte Euch, Urraca, was habt Ihr denn gegen mich?

Donna Urraca: Ich weiß, daß Ihr nur noch einen einzigen Tag zu leben habt .... Als Eure frühere Freundin .... als Eure geweſene Freundin, würde es mir viele Freude machen, Euch reumüthig und bußfertig zu ſehen.

Don Pablo: Was bin ich denn in meinem Kerker geworden, daß Ihr mich auf ſolche Weiſe behandeln könnt?

Donna Urraca: Ich bitte Euch ſehr, mein Herr, entſchlaget Euch dieſer Gedanken an eine frühere Zeit. Ich bitte Euch vielmehr flehentlich, thut Buße und bekehret Euch!

Don Pablo: Tauſend Teufel! wollt Ihr mir nicht bald aufhören mit dieſem Gewinſel? Euer Geſchwätz langweilt mich nachgerade, Donna Urraca! Wenn Ihr gerade eine Anwandlung von beſonderer Andacht habt, ſo habe ich meinerſeits einen wahrhaft wahnſinnigen Drang der Liebe. Darum laßt mich alſo mit Eurer Buße und Eurem Kloſter in Frieden und ....

Donna Urraca: Don Pablo, ich verachte Dich! allein thue Buße, ich beſchwöre Dich darum!

Don Pablo: Wie? Du verachteſt mich?

Donna Urraca: Ja, Verräther! aber Deine Untreue, ſo frevelhaft ſie auch iſt, läßt mich doch nicht Deinen Tod wünſchen.

Don Pablo: Verräther? Untreue? — Für einen Gottloſen kann ich meinethalben noch gelten, aber verrathen habe ich all mein Leben lang Niemanden.

Donna Urraca: Du haſt dennoch Jemanden verrathen?

Don Pablo: Nein, Niemanden. — Ich hege vielmehr den Argwohn, Don Ageſino habe mich verrathen, und an's Meſſer geliefert, denn er allein wußte, daß ich der Verfaſſer jener Schmahſchrift war. Er hat wahrſcheinlich Furcht gehegt, und ſich beeilt, ſeinen Mitſchuldigen anzuzeigen, damit kein Verdacht auf ihn falle. Allein dennoch ſoll man mich nicht dazu bringen, auch nur ein Wörtchen über ihn zu äußern.

Donna Urraca: Ja, ich weiß, daß Ihr gegen Männer ehrenhaft ſeyd, wie aber gegen Frauen?

Don Pablo: Bin ich Euch nur ein einziges Mal untreu geweſen, ſeit ich Euch kenne?

Donna Urraca (höhniſch): Nein, nicht ein einziges Mal!

Don Pablo: Auf Ehre, nicht ein Mal.

Donna Urraca (wie oben): Nur frech darauf geleugnet!

Don Pablo: Warum lächelt Ihr ſo?

Donna Urraca: Ich muß lachen bei dem Gedanken an alle die Qualen, die Du in der Hölle erleiden mußt für Deinen Meineid!

Don Pablo: Welche ſeltſame Eiferſucht! ich ſchwöre Euch auf meine Ehre ...

Donna Urraca: Schweige, Elender! ſiehe dieſes Bildniß an — wem haſt Du es gegeben?

Don Pablo: Ha, nun geht mir ein Licht auf. — Wie lange iſt es ſchon her, Donna Urraca, daß ich Euch kenne? .....

Donna Urraca: Biſt Du nun gefangen, Du ehrenhafter Mann?

Don Pablo: Es ſind nun zwei Jahre her. Das erſtemal, als ich Euch ſahe, war ich eben aus der Militär-Schule von Segovia zu den Karabinieren verſetzt worden. Erinnert Ihr Euch noch, daß es meine neue Uniform war, welche mir Komplimente von Eurer Seite zuzog? — Nun bitte ich Euch aber, ſchaut einmal dieſes Portrait aufmerkſamer an; was für eine Uniform trage ich auf demſelben?

Donna Urraca: Mein Gott, es iſt noch die von Segovia! ... Don Pablo, Don Pablo! — (Sie fällt ihm um den Hals.)

Don Pablo: Ich merke nun Alles! Die alte Beliſa, welche ich um Deinetwillen verlaſſen, hat Dir offenbar einen Streich ſpielen wollen. Sie iſt bösartig und rachſüchtig, wie alle alten Jungfern! es iſt ſchon mehr als drei Jahre her, daß ich ihr dieſes Portrait malen ließ und zum Geſchenke machte.

Donna Urraca: Vergib mir, mein Freund! — ich bin eine Elende, Nichtswürdige .... ich habe den Tod verdient .... tödte mich!

Don Pablo: Warum nicht gar? jetzt ſind wir ja beſſer mit einander befreundet, als zuvor. Wer nicht eiferſüchtig iſt, liebt nicht.

Donna Urraca: Unglücklicher, wenn Du wüßteſt, wer Dich verrathen hat! — Denke Dir, ich war es!

Don Pablo: Du?

Donna Urraca: Ja ich! .... die Eiferſucht, die Wuth haben mir den Kopf verrückt ....

Don Pablo: Deine Liebe war groß, allein ich hätte nie geglaubt, daß ſie ſo weit gehen würde. — Aber ſtehe nur auf, mein Kind, und küſſe mich!

Donna Urraca: Vergibſt Du mir?

Don Pablo: Ich denke nur noch an Deine Liebe. Peſtilenz, ſie war ſtark!

Donna Urraca: Pablo, ich bin groß, Du mußt meine Kleider nehmen, und entfliehen. ...

Don Pablo: Gemach, mein Kind, dieſe blutdürſtigen Herren wären im Stande, Dich an meiner Stelle aufzuknüpfen.

Donna Urraca: Jeſus Maria! was ſoll aus uns werden?

Don Pablo: Man muß ſich in's Unabänderliche fügen, meine Königin, und darum wollen wir wenigſtens unſere letzten Augenblicke ſo angenehm wie möglich verbringen.

Donna Urraca: Höre mich an! Fray Bartolomeo, der mir den Eintritt zu Dir verſchafft hat, muß jeden Augenblick hierher kommen; denke Dir, er war es, der mir das Geheimniß abgelockt hat.

Don Pablo (unruhig): Alle Teufel, und durch was für ein Mittel?

Donna Urraca: Dadurch, daß er mir jenes unglückſelige Portrait zeigte. Er wird nun ſogleich kommen. — Ich habe einen Dolch in meinem Strumpfbande mitgenommen, Du mußt ihn umbringen, und ſeine Kutte nehmen, um mittelſt derſelben unerkannt zu entfliehen.

Don Pablo: Ich?

Donna Urraca: Wie? Du willſt das nicht einmal, da doch dieſer Verräther nach mir die nächſte Urſache Deines Todes iſt?

Don Pablo: Er hat nur ſeine Pflicht als Inquiſitor gethan.

Donna Urraca (knüpft ihr Strumpfband auf): Nimm dieſen Dolch!

Don Pablo: Das hübſche Bein, laſſe mich es küſſen!

Donna Urraca: Nimm dieſen Dolch und ſtoße ihn nieder, ſage ich Dir!

Don Pablo: Pfui doch! wir Soldaten wiſſen uns ſolcher Waffen nicht zu bedienen. Ich will mich nicht retten, wenn ich mein Heil durch einen Mord erkaufen ſoll.

Donna Urraca: So gib mir meinen Dolch wieder.

Don Pablo: Laß mich ihn wieder dort hinſtecken, wo er zuvor war!

Donna Urraca: Gib ihn .... da kommt Fray Bartolomeo.

(Fray Bartolomeo tritt ein.)

Don Pablo (zu Fray Bartolomeo): Nun, mein hochwürdiger Vater! man ſagt, Ihr wollt mir durchaus das Athmen erſchweren, und mir eine bankene Halsbinde anlegen, damit ich in Zukunft vor dem Schnupfen geſichert ſey ....

Fray Bartolomeo: Es thut mir ſehr leid um Euch, mein lieber Sohn, allein ....

Don Pablo: O, Ihr ſeyd in der That gar zu höflich, Herr Pater; aber hättet Ihr nicht noch ein Mittelchen ausfindig zu machen gewußt, durch das wir die Sache auf freundſchaftliche Weiſe beigelegt hätten?

Fray Bartolomeo: Donna Urraca hat Euch wahrſcheinlich ſchon geſagt ....

Donna Urraca: Er iſt noch nicht ganz mürbe, hochwürdiger Vater, redet Ihr ihm ſelbſt mit Eurer gewöhnlichen Beredſamkeit in's Gewiſſen, damit er ſich vollends bekehren läßt. Kommt, ſetzet Euch hieher. — (Zum Kerkermeiſter hinter der Couliſſe): Laßt Eure Laterne hinter der Thüre ſtehen, mein Freund! der ehrwürdige Pater wird erſt in einer Weile wieder weggehen.

Fray Bartolomeo: Liebſter Bruder, wenn Ihr an die Qualen denken würdet, welche in der andern Welt auf Euch warten müſſen, ſo würdet Ihr wahrlich kein Bedenken tragen, dem heiligen Gerichte für die Nachſicht zu danken, die es in dem Prozeſſe gegen Euch an den Tag gelegt hat: es bietet Euch eine Zufluchtsſtätte in einem Kloſter an, wo Ihr für das Heil Eurer Seele ſorgen könntet, anſtatt daß Ihr jetzt, wenn Ihr in dieſem gottloſen Leben fortfahrt ...

Donna Urraca (stößt ihm den Dolch in den Nacken): Hier trifft man den Stier![1])

Fray Bartolomeo: Ha! — (Er stirbt)

Don Pablo: Großer Gott!

Donna Urraca: Laß uns ihm seine Kutte abreißen, ehe sie vom Blut beschmutzt wird. Nimm seinen Hut und seine Laterne .... folge mir! — Sprich, habe ich mich vielleicht blutig gemacht? — ... Du gibst mir keine Antwort? ... So komm' denn nun, Pablo, wir wollen aus diesem Lande entfliehen, und nie wieder mit einander zanken ... komm'!

Don Pablo: Das ist der Schluß dieser Komödie; entschuldiget die Fehler des Verfassers!

---

1) Die Geschicklichkeit und der Kunstgriff des Matadors besteht darin, daß er den Stier in die rechte Schulter und so trifft, daß die Spitze des Degens in das Rückenmark stößt, wo sich dieses mit dem Horn vereinigt. Gelingt dem Matador der Stoß, so stürzt der Stier augenblicklich todt zusammen, und die Klinge des Degens ist kaum blutig.

Die

Carosse der heiligen Sacramente.

Zwischenspiel.

Tu tecis que mis fuerzas
Te descuajan.

Calderon,
Cual es la mayor perfeccion.

Personen:

Don Anbreas de Riberа, Vicekönig von Peru.
Der Bischof von Lima.
Der Inquisitor Thomas d'Aquinet.
Martinez, Oberceremonienmeister des Vicekönigs.
Balthasar, Kammerdiener des Vicekönigs.
Camilla Perichole, Schauspielerin.

Die Scene ist in Lima, im Jahr 1771.

Die

Carosse der heiligen Sacramente.

Sainete. [1])

Du sollst sehen, daß meine Liebe
Deinen Zorn besänftigen.

Calderon,
Was ist die größte Tugend.

Das Cabinet des Vicekönigs.

Der Vicekönig, im Schlafrocke, sitzt in einem großen Lehnstuhle vor einem mit Papieren bedeckten Tische; eines seiner Beine ist mit Flanell umwickelt und ruht auf einem Kissen. Martinez, mit der Feder in der Hand, steht neben dem Tische.

Martinez: Die Herren Auditoren erwarten die Antwort Eurer Hoheit!

Der Vicekönig (ärgerlich): Wie viel Uhr haben wir?

---

1) Sainetes und Entremeses nennt man in Spanien eine Art komischer Vorspiele oder Zwischenspiele, manchmal mit Balletten und anderen Augenweide ausgestattet, welche man zwischen den Acroados oder Aufzügen der größern Comedias einschob. Heutzutage bezeichnet man damit jene Gattung dramatischer Dichtwerke, welche wir Vaudeville, Singspiel, Posse u. dergleichen; kurzum jedes einaktige kleinere Theaterstück ernsten oder komischen Inhalts.

Martinez: Bald geht Ihr, Hoheit. Sie werden gerade noch Zeit genug haben, sich für die Feierlichkeit in Gala zu werfen.

Der Vicekönig: Sprich, ist das Wetter draußen schön?

Martinez: Ja, gnädigster Herr! ein kalter Seewind weht und kein Wölkchen hängt am Himmel.

Der Vicekönig: Ich würde gerne tausend schwere Thaler zahlen, wenn es jetzt wie mit Kübeln vom Himmel gösse, dann könnte ich doch ruhig in meinem Lehnstuhle sitzen bleiben und schlummern; allein jetzt gebietet mir beinahe die Pflicht, zumal bei einem Wetter, wie das gegenwärtige ... wo die halbe Stadt sich in der Kirche versammeln wird ... mich ehrenhalber zu zeigen, damit mir nicht die Herren Audienzen den Rang ablaufen ...

Martinez: Sie hat sich alle Eure Hoheit entsiegelten? ...

Der Vicekönig: Sind die Maultiere schon angespannt? ...

Martinez: Ja, gnädigster Herr, man hat sie bereits vor die schöne Carosse gespannt, welche Eure Hoheit erst vor Kurzem aus Europa erhalten hat.

Der Vicekönig: Die Einwohnerschaft von Lima hat noch nie etwas Aehnliches gesehen ... was für einen Eindruck muß das auf sie machen ... und ich sollte auf ein solches Vergnügen verzichten? — Nein, meiner Treu ... meine beiden Leibwachen[1] sind ganz neu gekleidet, und ich habe mich noch nie in dem neuen Gallakostüme mit mir dem großen Ordensbande, womit ich geziert werden bin, öffentlich gezeigt ... Eine so schöne Gelegenheit darf man nicht unbenützt vorübergehen lassen ... Ich werde gehen, Martinez; ja bei Gott, und ich werde zu Fuße hingehen; bin ich erst einmal die große Treppe hinunter, so ist ja das Schwerste bereits überstanden. Was sagst Du dazu, Martinez?

Martinez: Das Volk wird ganz entzückt sein, Eure Hoheit einmal wieder zu sehen.

Der Bierkönig: Ja, bei Gott, ich werde hingehen, und die [illegible], welche wohl bereits darauf hoffen, daß sie die erste Rolle bei der Feierlichkeit spielen würden, sollen vor Zorn bersten; ... zudem darf ich es durchaus nicht wagen, mich der Ceremonie zu entziehen .... Der Bischof wird wohl von der Kanzel herab auf den Orden anspielen, mit welchem ich bedacht worden bin. — Es ist ein so angenehmes Gefühl, sich derartige Sachen sagen zu lassen ... Nun, wir wollen jetzt einmal den Versuch machen. ([illegible]). Daß mir meine Gebrechlichkeit [illegible]! ... Du, Martinez, schreibst mir sogleich an die Antiteren, daß sie bei der Ceremonie ihren Platz hinter mir einzunehmen hätten. Balthasar, gib mir die Schuhe und [illegible] ... ich will zur Kirche gehen.

Balthasar: Zur Kirche, gnädiger Herr? Der Doktor Pineta hat Ihnen ja ausdrücklich verboten, auszugehen.

Der Bierkönig: Der Doktor Pineta weiß nicht, was er schwatzt ... ich werde doch wohl am besten wissen, ob ich krank bin oder nicht .... ich habe nicht weniger, als die Gicht ... mein Vater und mein Großvater haben sie ebenfalls nicht gehabt ... Er möchte mir nur glauben machen, man habe schon in meinem Alter Anfälle von Gicht! ... Martinez, für wie alt hältst Du mich?

Martinez (verlegen): Gnädiger Herr ... Eure Hoheit sehen noch so gut aus .... daß es durchaus unmöglich ist, zu beurtheilen ...

Der Bierkönig: Ich weiß, Du erräthst es nicht, — nun, wie viele Jahre giebst Du mir zu?

Martinez: Höchstens vierzig, gnädiger Herr ... habe ich vielleicht zu hoch gerathen?

Der Bierkönig: Geh', das ist nicht Dein Ernst ... rasch, Balthasar, stelle mich an ... (er macht einige vergebliche Bewegungen, um aufzustehen). Helft mir doch, Ihr Leute ... sachte, nur sachte ... nicht so rasch, nicht so plump, oh weh! ... nun

[illegible]! — [illegible], ich weiß nicht, was das ist, allein es ist [illegible] nicht [illegible], als ob ich auf zehntausend spitze Nadeln [illegible] . . . —

Balthasar: Setzen Sie sich ja nicht der Luft aus, [illegible] Herr, das könnte gefährlich werden.

Der Vicekönig (versucht zu gehen): O, mein Gott, welcher [illegible] Schmerz, ich werde gar nicht in meine Schuhe kommen können . . . Meiner Treue, es ist nicht auszuhalten! . . . O, [illegible] de Christo! . . . Hol' Euch der Donner mit den seidenen Strümpfen und den Schuhen . . . ich möchte ja wahrlich lieber auf der Felder liegen . . . (Man setzt ihn wieder in seinen Armstuhl). Rücke mir diesen Schmerz herzu . . . o! wehe, ich möchte darauf schwören, daß ich in meinem Leben noch nie einen solchen Schmerz erduldet habe.

Balthasar: Das ist die Sündenschuld, daß Eure Hoheit den guten Rath des Doktors Pineta nicht befolgt hat . . . Er wiederholt es ja immer: Sie müssen die freie Luft vermeiden . . . ebendrein wird die Vesperamente sehr ermüdend seyn . . . man muß lange stehen bleiben . . .

Der Vicekönig: Ja ja, die Ermüdung ist's auch eben, vor der ich mich fürchte, denn ich bin nicht krank . . . ich bin sogar heute sehr wohl, und ich könnte sogar ausgehen, wenn ich nur wollte . . . allein warum sollte ich mich der Gefahr aussetzen, krank zu werden, um den thörichten Vergnügens willen, einen indianischen Kopfen über die Taufe zu halten? — Komm', Martinez, schreibe Du sogleich an den Auditor Don Pedro de Hinojosa, daß er an meiner Stelle das Kind, — ich wollte sagen, den Kopfen . . . über die Taufe halten soll. — Hier sind die [illegible] Namen, die er führen soll . . . Balthasar, schaffe mir diese Kleider da aus den Augen, damit mich kein Aerger anwandelt . . . Es ist doch eine thörichte Sache um den eitlen Ruhm, solche Beeren, Stickereien, Bänder und Ordensterne öffentlich zu zeigen! — Schicket mir auch nach Pineta, wenn er nicht bei dieser ver-

teufelten Taufe iſt . . . Balthaſar, gib mir eine Cigarre und Mate [2]). Da ich nun doch einmal gezwungen bin, das Zimmer zu hüten, und da ich im Augenblick nichts Anderes zu thun weiß, ſo will ich mich jetzt mit Staatsgeſchäften und Regierungsſorgen abgeben! . . . Balthaſar, ich bin für Niemanden zu Hauſe, durchaus für Niemand. — (Zu Martinez:) Biſt Du nun fertig? laß ſehen! — (Er lieſt den Brief, den Martinez ſo eben geſchrieben hat:) Aha, ganz recht! — Beim Teufel! Du vergißt ja ganz meinen Titel beizufügen . . . Ritter des Ordens von St. Jago . . . Bei Gott, ich habe ein Recht dazu: in Spanien bin ich es ja ſchon ſeit ſechs Monaten, und hier in Peru ſeit drei Tagen.

Martinez: Ich bitte Eure Hoheit um Verzeihung für dieſe unabſichtliche Nachläſſigkeit! — (Er ſetzt dieſen Titel dem Briefe bei.)

Der Vicekönig: Balthaſar, ſende ſogleich einen Stallmeiſter mit dieſem Briefe fort! . . . . Komm', Martinez, wir wollen jetzt arbeiten . . . Es ſind wohl ziemlich viele Depeſchen in dieſer Mappe hier, die noch zu erledigen ſind, nicht wahr?

Martinez: Ja, allerdings, gnädigſter Herr, wie ich bereits die Ehre hatte, Eurer Hoheit zu melden. — Um mit dem Dringendſten zu beginnen, iſt hier ein Brief des Oberſten Garcia Vasquez, welcher beſagt, es herrſche eine große Aufregung und Gährung in der Provinz Chuquiſaca; die Indianer halten daſelbſt zahlreiche Zuſammenkünfte, und dürften wohl, ehe ein Monat vergehe, eine offene Empörung verſuchen, wenn ſie nicht alsbaldige Hülfe erhalte.

Der Vicekönig: Es ſcheint mir, Martinez, daß Du mir ſchon einmal etwas Derartiges vorgeleſen haſt. Der Oberſt Garcia Vasquez, und die Provinz Ne . . . Gu . . . nun, wie heißt ſie nun gleich? Der Teufel hole alle die indianiſchen Namen! — Warum ſprechen nicht alle Indianer franzöſiſch?

Martinez: Chuquiſaca heißt die Provinz, gnädigſter Herr. Ich hatte ſchon einmal die Ehre, vor etwa zwei Monaten, einen Rapport über dieſen Gegenſtand Eurer Hoheit abzuſtatten,

als Sie das Leztemal einen Anfall von Gicht . . . ich wollte ſagen, als Eure Hoheit das Leztemal unpäßlich waren.

Der Vicekönig: Nun, und was habe ich damals geantwortet?

Martinez: Eure Hoheit geruhten damals zu äußern, Sie wollten darüber nachdenken.

Der Vicekönig: Aha! wohlan denn . . . wir haben dermalen keine Truppen übrig... wie hoch ſchazeſt Du die Entfernung dieſer Provinz von Lima in Meilen, Martinez?

Martinez: Auf mehr als dreihundert ſpaniſche Meilen.

Der Vicekönig: Alle Wetter!... ich hielt ſie für weit näher . . . Je nun, der Fall iſt bedenklich und man darf ſich mit ſolchen Maßregeln nicht übereilen. – Ich werde noch einmal darüber nachdenken . . . Was iſt das für ein Papier, das Du hier in der Hand hälſt?

Martinez: Es iſt eine Bittſchrift von Francisco Huayna Tupac, einem angeblichen Abkömmling linker Hand von dem Inka Huayna Cabac, welcher um die Erlaubniß einkommt, vor ſeinen Namen den Titel eines Inka zu ſezen, die Wappen ſeines Standes tragen, und all der Vorrechte genießen zu dürfen, deren die andern Inka's ſich erfreuen.

Der Vicekönig: Nun, und hat er nichts beigelegt, um ſeine Bitte nach Kräften zu unterſtüzen?

Martinez: Entſchuldigen Sie, gnädigſter Herr; es liegen beinahe anderthalb Ellen chineſiſcher Atlas bei, auf welchem der ganze Stammbaum des Bittſtellers abgemalt iſt: Manco Cabac Titu Cabac, Lequa Yupanqui Un . . lauter Namen, bei deren Ausſprechen Einem die Haare zu Berge ſtehen . . .

Der Vicekönig: Darnach frage ich eigentlich nicht. – Wenn man von mir irgend was dieſer Art erlangen will, muß man es auf eine ganz andere Weiſe einleiten... Es iſt keine Kleinigkeit, einen ſo großen Stammbaum, wie dieſer, zu unterſuchen und zu vergleichen. Zudem iſt dieß gewöhnlich das Ge-

ſchäft ſeines Sekretärs ... und ich nehme es ihm gar nicht übel, wenn er einigen Gewinn aus dieſen Geſchäften zieht ... Wenn dann der Sekretär ein Mann von Geiſt iſt ... Gehe, Martinez, Du biſt ein Teufel! erkundige Dich bei Deinem Vorgänger, was Du in einem ſolchen Falle zu thun haſt ...

Martinez: Aha, ich begreife ... dieſer Inka iſt ſehr reich ...

Der Vicekönig: Laß uns von einer andern Sache handeln! Warum lachſt Du jetzt?

Martinez: Dieſe Schrift hier enthält eine Anklage der Marquiſe von Altamirano gegen den Papagai der Señora Camila Perichole, und gegen die Señora Perichole ſelbſt.

Der Vicekönig: Hat dieſes boshafte ungerathene Kind ſchon wieder eine neue Thorheit begangen?

Martinez: Die Marquiſe verlangt, daß ihr Recht wiederfahre, in Anbetracht, daß beſagter Papagai auf Anſtiften der Beklagten jedesmal, ſo oft die Marquiſe die Hauptſtraße hinaufgehe, ihr Ausdrücke nachrufe, welche zu wiederholen das Schamgefühl der Klägerin verbietet, trägt ſie darauf an, daß die Señora Perichole ordreſſirt, nein, ich täuſche mich, ſie trägt darauf an, daß der Papagai ordreſſirt, und die Señora, ſeine Beſitzerin, gerügt und beſtraft werde ...

Der Vicekönig: Was ruft denn dieſer Papagai?

Martinez: Die ganze Sache iſt von gar keinem Belang, gn digſter Herr. Es handelt ſich nur wieder um eine liebenswürdige Schelmerei der Señora Camila; wenn nämlich die Marquiſe unter dem Fenſter der Señora vorbeigeht, ruft der Papagai: was koſtet die Elle Tuch? — Weil nun die Marquiſe, ehe ſie dieſer Marquis heirathete, nur die Tochter eines reichen Tuchhändlers war, iſt ſie über dieſe Anſpielung fürchterlich erboſt.

Der Vicekönig: Dieſes muthwillige Mädchen wird mich noch mit allen Damen von Lima in Ungelegenheiten bringen.

Martinez: Hier liegt noch ein Brief von der Marquiſe

von Montemajor vor, worin ſie ſich über einen Verſuch der Señora Perichole beklagt, ſie, die Klägerin, auf dem Theater dem Gelächter der Leute preis zu geben, indem ſie ſie in dem Vaudeville „die alte Kokette“ in Anzug, Sprache und Geberde nachgeahmt habe.

Der Vicekönig: Das fehlte noch.

Martinez: Euer Hoheit wiſſen ja bereits, mit welcher Lebenswahrheit und Vollkommenheit dieſe unvergleichliche Schauſpielerin alle möglichen Lächerlichkeiten auffaßt, und nachzuahmen weiß.

Der Vicekönig: Allerdings, allein ſie überſchreitet alles Maaß und Ziel, und achtet gar nichts mehr. Dießmal werde ich ſie tüchtig rügen. Bei Gott! ich habe mich mein Leben lang für die dramatiſche Kunſt intereſſirt, allein ich verſtehe doch keinen Spaß, wenn man ſich beleidigende Perſönlichkeiten gegen Damen erlaubt, deren Familien mir bei Hofe unberechenbaren Schaden zufügen können.

Martinez: Hier iſt auch die Bittſchrift eines invaliden Hauptmanns...

Der Vicekönig: Schon gut, ich habe für jetzt genug; das Ding ermüdet mich nachgerade. Wir wollen ein andermal den Reſt leſen; weil wir jedoch gerade von der Perichole reden, wünſchte ich, mein lieber Martinez, daß Du Dich gegen mich einmal unumwunden über ſie äußertеſt.

Martinez: Ich, gnädiger Herr? Ei ei, was könnte ich Euer Hoheit Neues von ihr ſagen?

Der Vicekönig: Je nun, ich will nur, daß Du mir offen Alles ſageſt, was man von ihr in der Stadt und in den Geſellſchaften ſpricht, welche Du beſuchſt.

Martinez: Man erkennt ſie allenthalben für ein Talent erſter Größe an.

Der Vicekönig: Gut! allein darum habe ich Dich eigentlich nicht gefragt; ich will vielmehr wiſſen, was man über

mein Verhältniß zu dieſem Mädchen ſpricht, denn ſo wie wir Beide jetzt mit einander leben, brauchen wir keinen Hehl mehr daraus zu machen. Obwohl Du erſt ſeit kurzer Zeit in meinem Dienſte ſtehſt, daß Du doch wahrſcheinlich erraten . . . Den Henker auch! man iſt Menſch: — und um Vicekönig zu ſeyn, iſt man ja nicht gerade gezwungen, das Leben eines Heiligen zu führen.

Martinez: Eure Hoheit erfahren auch keinen Tadel deshalb, ja Sie haben vielmehr ſehr viele Neider, gnädigſter Herr, und — wenn ich Alles geſehen ſoll, dieſe Schauſpielerin hat auch viele Neiderinnen.

Der Vicekönig: Schmeichler! aber es iſt etwas Wahres an dem, was Du da ſagſt . . . vielleicht mehr als Du ſelbſt glaubſt . . .

Martinez: Ach, gnädigſter Herr, ich ſage nur die Wahrheit.

Der Vicekönig: Da ich gewiß weiß, daß Du mir ganz und gar ergeben biſt, ſo will ich Dir eine vertrauliche Mittheilung machen, allein nur unter der Bedingung, daß Du meine Offenheit durch gleiche Freimüthigkeit erwiderſt. Du weißt, daß ich mir nicht leicht etwas aufbinden laſſe, — denn gib wohl Acht auf das, was Du mir ſagen wirſt.

Martinez: Wenn Sie unbeſorgt, gnädigſter Herr! ich werde mit Eurer Hoheit reden, als ob ich vor meinem Beichtvater ſtünde.

Der Vicekönig: Wohlan denn, mein lieber Martinez, ſo erfahre denn die Grillen, die mich zuweilen ängſten! — Die Perichole iſt im Grund ein gutes Mädchen, aber ſehr leichtſinnig. Sie begeht unaufhörlich Thorheiten, welche ſie ſelbſt, und damit auch mich compromittiren könnten. Du weißt wohl, ich brauche nicht zu fürchten, daß ſie mich an der Naſe herumführt. Behüte, davon iſt gar keine Rede, und das arme Kind iſt weit entfernt, daran zu denken; allein ich fürchte nur, man könnte in der Stadt den Argwohn hegen, ſie hintergehe mich.

Martinez: O ei, gnädigster Herr, wer würde etwas Derartiges zu denken wagen?...

Der Vicekönig: Die Leute sind bösartig, und verschonen auch die Personen von höherem Range nicht. Zudem trügt manchmal der Schein... Du selbst, Martinez, hast vielleicht irgend Etwas in ihrem Betragen entdeckt, das mir Grund zu Besorgnissen gäbe?

Martinez: O, wie denken Sie glauben, gnädiger Herr?

Der Vicekönig: Siehst Du, Martinez, damit Du mich um so eher verstehst, und desto weniger Bedenken trägst, Dich auszusprechen über sie anzusprechen, will ich Dir nur gestehen, daß Du bei der Perichole durchaus nicht gut angeschrieben bist; sie liegt mir beständig im Ohre, ich solle über Deinen Platz verfügen, und Deine Stelle einem jungen Manne geben, den sie mir dafür in Vorschlag gebracht hat; und errätst Du auch, wer dieser junge Mann ist?... kein Anderer, als der Neffe ihres Schuhmachers. — Es ist freilich wahr, daß dieser Schuster ihr wunderhübsche Schuhe verfertigt; Du lieber Himmel, wenn sie in der Gitanilla tanzt mit ihren rosenrothen seidenen Strümpfen, und den hübschen Schuhen mit den Goldflittern ... Fürwahr, Martinez, sie ist allerdings so hübsch, daß man ihr kaum etwas abschlagen kann!

Martinez (vor Sich). Die Verrätherin!

Der Vicekönig: Da ich aber eine besondere Anhänglichkeit an Dich habe, habe ich ihr diesen Wunsch seither immer verlegt. Du siehst jedoch aus diesem Zuge, daß die Perichole Dir nichts weniger als gewogen ist: Du brauchst sie auch gar nicht zu schonen, und ich wiederhole Dir deshalb nochmals, sprich Dich über sie so freimüthig aus, als Du nur immer kannst!

Martinez: Ah, welche Güte, gnädigster Herr!

Der Vicekönig: Ich bin nun sehr begierig, zu hören, was Du nun von ihr zu sagen weißt; allein hüte Dich wohl, mich betrügen zu wollen!

Martinez: Da Eure Hoheit mich mit so vielem Wohlwollen gewissermaßen überhäufen, weiß ich in der That nicht, wie ich dieß jemals genugsam vergelten kann ... hauptsächlich versetzt mich die Mittheilung, welche Eure Hoheit mir zu machen geruht hat, in große Verlegenheit ... denn ich weiß nun nicht, ob ich es überhaupt wagen darf ... — Ich wüßte freilich kaum etwas zu sagen, was irgend mißliebig oder unvortheilhaft für die Señora Perichole wäre .... allein Eure Hoheit könnten vielleicht auf den ersten Anschein hin denken ... es seye gewissermaßen Rache von meiner Seite ... wenn man dieß überhaupt Rache nennen kann ... und doch dürfte meine Mittheilung überhaupt nicht ohne Nutzen seyn, da Eure Hoheit zu glauben scheinen ... Je nun, die Sache ist aber überhaupt so unbedeutend, es sind nur Kleinigkeiten, und so darf ich wohl um so weniger Anstand nehmen ...

Der Vicekönig: Was für Kleinigkeiten? erkläre Dich näher, denn Du machst mich in der That unruhig!

Martinez: O, es ist durchaus von keiner Bedeutung. Es ist ganz gewiß, daß die Señora Perichole Sie liebt, denn wer sollte Eure Hoheit nicht lieben? ... Sie sind ja die gute Stunde selbst, gnädigster Herr! — Vielleicht war es die reinste Bosheit, daß man mir sagte ... denn die Leute sind bösartig, wie Eure Hoheit so eben ganz richtig bemerkte.

Der Vicekönig: Nun, was sagte man Dir denn?

Martinez: Eure Hoheit sollten eigentlich keinen Werth auf das legen, was ich so eben sagen will, denn die Quelle, aus welcher ich es erfuhr, ist nichts weniger, als eine zuverlässige ... Es ist nur der erste Commis eines Seidenhändlers, in der Straße des Callao, von dem ich es erfuhr ... — Ich sollte es eigentlich gar nicht wagen, Euer Hoheit die Gerüchte zu wiederholen, welche unter Personen von diesem Schlage und Stande im Umlauf sind. Eure Hoheit erlaubt mir vielleicht auch, daß ich dieses müßige und gewiß ungegründete Geschwätz

für mich behalte.... Wenn übrigens Eure Hoheit dennoch wissen wollen, was ich zu sagen weiß, so muß ich wohl von dem reden, was man mir gesagt hat ...

Der Vicekönig: Cuerpo de Christo! Komm' endlich zur Sache, und sage mir, was Du weißt.

Martinez: Dieser junge Mann, Luis Leye mit Namen, der zudem einer sehr achtbaren Familie angehört, sagte mir neulich, als wir gerade von neuen Seidenstoffen sprachen, er habe am Tag zuvor acht Ellen scharlachrothen Seidenzeug an den Kapitän Aguirre verkauft, der ihm ohne zu handeln zehn Dukaten für die Elle bezahlt habe.

Der Vicekönig: Weiter, weiter!

Martinez: Wohlan denn, gnädigster Herr, dieser Luis Leye behauptete ferner, er habe denselben scharlachrothen Atlas, zu einem Kleide verarbeitet, am Leibe der Señora Perichole gesehen. Erinnern Sie sich vielleicht, gnädigster Herr, daß Señora Camila letzten Sonntag ein Kleid von dieser Farbe trug? Das hätte einige Wahrscheinlichkeit für sich, allein es ist nichts desto weniger möglich, daß Luis Leye sich ganz und gar getäuscht hat, um so mehr, als der Kapitän Aguirre beim Gehen sagte: ich heirathe nicht, denn ich habe es zu einem Geschenk für meine Geliebte bestimmt.

Der Vicekönig: Für seine Geliebte?

Martinez: Das ist meines Erachtens ein Beweis mehr, daß er sich getäuscht hat... ich habe ihm dieß auch rundweg gesagt und nicht verhehlt, daß ich seine ganze Geschichte für eine thörichte Fabel halte. — Hätte ich mir jedoch das Ansehen gegeben, als glaubte ich daran, so hätte er mir wahrscheinlich noch mehr derlei Geschichten erzählt.

Der Vicekönig: Was denn noch mehr?

Martinez: O lauter thörichte Mährchen, die er Gott weiß wo aufgetrieben hat... so erzählte er mir z. B.: ein Sergeant von der Runde habe eines Abends in der Palast-Straße

einen Mann angetreffen, der Nichts auf dem Leibe getragen habe, als den Mantel und das Hemde, denn er trug in der That Schuhe und Beinkleider in der Hand. Erst hielt er ihn für einen Dieb, wie er ihn jedoch auf die Hauptwache brachte, erkannte der wachthabende Lieutenant voll Verwunderung in dem vermeintlichen Räuber Niemand anders, als seinen Herrn Kapitän Don Aguirre. — Aber das ist doch gewiß noch lange kein stichhaltiger Beweis!

Der Vicekönig: In welcher Nacht soll sich denn das zugetragen haben?

Martinez: Er behauptete, es sey in der Nacht von Freitag auf den Samstag gewesen.... just in derselben Nacht, wo wir so lange auf Sie gewartet haben... Allein das ist eine ganz unschuldige Erzählung, wenn man sie genauer erwägt; es ist eine bekannte Sache, daß in der Palast-Straße etliche Damen wohnen, die nicht gerade zu den Schüchternen gehören... Ich z. B. erkläre es mir so, daß der Kapitän der Señora Beatriz den Hof macht, und daß ihn vielleicht der Herr Gemahl unversehens überrascht hat.... Doch nein, da würde ich mich täuschen, denn es ist schon vierzehn Tage her, daß Señora Beatriz nach Quito abgereist ist. Je nun, ist sie es nicht, so wird's eine Andere seyn.

Der Vicekönig: Ist das Alles, was Du weißt?

Martinez: Lieber nein, gnädigster Herr, Sie wissen ja wohl, daß die Lästerzungen nie auf halbem Wege stehen bleiben und daß wenn kaum eine einzige gewagt hat, ihren giftigen Geifer zu spritzen, sich alsbald eine Menge andere finden, welche mit ihr einstimmen und gemeinschaftliche Sache mit ihr machen. — Das, was ich aber noch zu sagen habe... ist so auffallend, daß ich kaum wagen möchte, es zu erzählen, aus Furcht, es möchte Eure Hoheit langweilen!

Der Vicekönig: Keineswegs! fahre nur fort, denn Deine Erzählungen belustigen mich ordentlich.

Martinez: Beim letzten Stiergefechte... die Läſterzungen haben ſich viele Mühe gegeben, alle näheren Umſtände dieſes Gerüchts mit einigem Schein der Wahrſcheinlichkeit zu umgeben, obwohl es im Grunde die gröſte Abgeſchmacktheit iſt, die man ſich nur erdenken kann, — beim letzten Stiergefechte alſo werden Eure Hoheit vielleicht einen großen, ziemlich hübſch gebauten Burſchen unter den Toreadores bemerkt haben, einen Cholo[9]) Namens Ramon, der leicht wie ein Panther, muthig wie ein Löwe und einer der geſchickteſten Matadores von Lima iſt?

Der Vicekönig: Allerdings; was iſt's mit dieſem?

Martinez: Man ſagt — aber Sie wiſſen ja, gnädigſter Herr, daß verläumderiſche Perſonen alles Mögliche ſchwatzen, was ihnen nur in den Sinn kommt, — man ſagt, man habe es wohl ſchon erlebt, daß einige dieſer Burſchen die Vermeſſenheit gehabt haben, ſich um die Gunſt gewiſſer Damen von Stande zu bemühen, und ſeltſamerweiſe hat man auch ſchon geſehen, daß Damen, welche ſich durch ihre Geburt oder anderweitige Vorzüge auszeichnen, ſich ſo weit erniedrigt haben, die Anmaßungen ſolcher gemeinen Bengel zu ermuthigen. — Ich will übrigens nicht weiter reden, denn es ſcheint mir, als ob Eure Hoheit in dieſem Augenblick unwohl ſeyen...

Der Vicekönig: Ja, mein Fuß ſchmerzt mich ſehr.

Martinez: Einige bösartige und mißige Zungen alſo, an denen es leider Gottes in Lima nicht fehlt, behaupten, gewiſſe ſehr feurige Blicke bemerkt zu haben, welche der Matador der hübſchen Schauſpielerin zugeworfen haben ſoll. Man will ſogar bemerkt haben, daß dieſer Burſche, der doch in ſeinem Gewerbe eine ungewöhnliche Meiſterſchaft beſitzt, den Stier damals nicht unter die Loge Eurer Hoheit gelockt hat, um ihn dort zu tödten, wie jeder artige und wohlgezogene Stierkämpfer zu thun verbunden iſt; nein, dieſer Ramon ſoll ſich im Gegentheile unter die Loge der Señora Perichole geſtellt haben, um dort den Stier zu erlegen und ihr auf dieſe Weiſe gewiſſermaßen die

Ehre des Festes allein zu erweisen. Man muß gestehen, daß es Leute gibt, die überall und selbst in der allerunschuldigsten Handlung nur schlimme Präjudicien sehen wollen. Die Señora soll z. B. bei jenem Stiergefechte etwas gethan haben, was man ihr ganz falsch auslegte, obwohl es im Grunde etwas höchst Natürliches war. In demselben Augenblick nämlich, wo jener Namen den schwarz und weißen Stier, den gefährlichsten von allen, erschlug, fiel ihr Perlenhalsband in die Arena hinuntergefallen seyn. Namen hat es aufgehoben, mit augenscheinlicher Hochachtung geküßt, und es selbst umgelegt. Ich meinerseits bin vollkommen überzeugt, daß das besagte Perlenhalsband nur durch einen Zufall in die Arena hinabfiel, und daß es pure Großmuth von Seiten der Perichole war, daß sie es dem Torreador überließ, der es übrigens nicht verkauft hat, wie Leute seines Standes an seiner Stelle gethan haben würden, um den Ertrag desselben in der nächsten besten Schenke zu vertrinken. Er im Gegentheile trägt es noch am Halse und läuft damit in der ganzen Stadt herum, stolz wie ein Pfau und noch weit herausfordernder und trotziger als zuvor. Eure Hoheit können sich nun denken, was für ein Fund dieser Vorfall für die Lästerzungen dieser Stadt ist. Auch mag der liebe Gott wissen, aus welchem Grunde und zu welchem Zweck die Leute diese Geschichte so sehr verketzern; dem allgemeinen Gerücht zu Folge, soll die Señora Perichole sich über die Loge herausgebeugt, sich ihr Halsband absichtlich selbst abgenommen und es dem Matador zugeschleudert haben, mit dem Rufe: Bravo, Namen! — Die Señora Nemea, vom großen Theater, die sich in derselben Loge befand, behauptet sogar... — allein ich glaube, daß nur die Eifersucht aus ihr spricht — sie behauptet sogar, die Señora Perichole habe gerufen: Bravo, mein Namen! — Ich war zu entfernt, um irgend etwas zu hören, allein ich wette, daß die Señora Nemea gelogen hat, denn sie ist so bösartig, daß sie z. B. auch zu behaupten wagt, der schöne Kranz, welcher bei der letzten

Vorſtellung der Tochter der Luft, vor die Füße der Señora Perichole gefallen ſey, ſey eben von dieſem Mulatten Ramon ihr zugeworfen worden. Endlich hat ſie ſich gar erfrecht zu erzählen, Ramon ſey zuweilen ſchon bei Donna Perichole im Theater in ihrer Garderobe geweſen, und beſuche ſie ſelbſt manchmal zu Hauſe. Ich möchte nicht gerade behaupten, daß der Burſche nicht keck genug ſey, um einen ſo tollkühnen Schritt zu wagen: trotz ſeiner gegerbten Haut hält er ſich nämlich für einen Adonis, ſpielt ſehr gut Guitarre und weiß im Nothfall auch ſein Meſſer trefflich zu führen.... Im Theater würde Niemand in ſeiner Nähe wagen zu huſten oder zu ſchneuzen, ſo lange die Señora Perichole ſingt.... Für eine Schauſpielerin iſt dieſer Menſch ein unbezahlbares Kleinod. — Die Señora Romea verſichert noch überdieß, die Señora Perichole ſchließe ſich manchmal ganze Stunden lang mit dieſem Burſchen ein, zumal wenn Eure Hoheit auf der Jagd abweſend, oder unglücklicher Weiſe unpäßlich ſey.

Der Vicekönig: Iſt das Alles, was Du mir zu ſagen weißt?

Martinez: Bei ſolchen Einfällen bleibt das Gerücht natürlich nicht ſtehen, allein da ich auf das ganze Geſchwätz gar keinen Werth lege, und überdieß vorausſetze, Eure Hoheit werden . . .

Der Vicekönig (unterbricht ihn entrüſtet): Señor Martinez, Ihr ſeyd ein unverbeſſerlicher Pinſel, ein erbärmlicher Schwätzer!

Martinez: Gnädiger Herr! . . .

Der Vicekönig: Ein unverſchämter, ein ſchamloſer Lügner.

Martinez: Gnädigſter Herr, ich habe Eurer Hoheit Nichts geſagt, als was ich ſelbſt von Hörenſagen wußte.

Der Vicekönig: Das beweiſt eben Eure Unverſchämtheit, Ihr ſauberer Vogel. Wie, Ihr wagt mir hier auf die unverſchämteſte Weiſe, und als wahre Worte des Evangeliums,

all' das thörichte Geschwätz aufzubinden, das Ihr hinter den Kouliſſen hört! Was habt Ihr überhaupt hinter den Kouliſſen zu ſchaffen, Burſche? Iſt das Euer Platz? Zahle ich Euch deßhalb Euren Gehalt, damit Ihr Euch mit Schauſpielerinnen abgebt und ihre Kabalen unterſtützt? Ihr arbeitet nicht: Ihr ſeyd ein träger, lügenhafter Menſch, — an der ganzen boshaften Erzählung, die Ihr mir mit unbeſchreiblicher Frechheit in den Bart werfen wolltet, iſt auch kein wahres Wort. Wie, Elender! Ihr wagt es mir in's Geſicht zu behaupten, ich ſey der Nebenbuhler eines Matadors, eines Mulatten?

Martinez: Mit Nichten, gnädigſter Herr... das habe ich niemals zu behaupten gewagt.

Der Vicekönig: Ich kenne gottlob die Perichole, und kenne ſie als ein treffliches tugendhaftes Mädchen, die keinen andern Menſchen liebt als mich. Ihr ſeyd ein Verläumder, ein unverſchämter Lügner, und an Eurer ganzen Behauptung iſt auch nicht ein wahres Wort.

Martinez: Eure Hoheit geruhen ſich zu erinnern...

Der Vicekönig: Schweigt! — Ich habe Euch aus dem Koth gezogen, um Euch in meine Dienſte zu nehmen; ich wollte Euer Glück gründen, aber Ihr ſeyd meines Wohlwollens unwürdig. Ich ſollte Euch mit Schimpf und Schande aus dem Hauſe jagen, allein ich bin zu gutmüthig und zu ſchwach, um Euch nach Verdienſt zu beſtrafen, und ich will Euch deßhalb lieber eine Stelle geben. Ich ernenne Euch hiemit zum Steuereinnehmer in der Provinz... wie heißt ſie doch gleich?... bei dem Oberſten Garcia Basquez; reiſet unverweilt ab, denn wenn Ihr Euch morgen noch in Lima betreten laſſet, werde ich Euch zwiſchen vier Dragonern in's Gefängniß bringen laſſen, das Ihr erſt mit meinem Tode wieder verlaſſen ſollt.

Martinez: Ach... Erbarmen, gnädigſter Herr! Dieſe Milde iſt ja ſtrenger und ſchlimmer als der Kerker! geruhen

doch Eure Hoheit ſich zu erinnern, daß ich nur auf Ihren ausdrücklichen Befehl geſprochen habe.

Der Vicekönig: Wie, Ihr räſonnirt noch? Wer iſt denn Herr hier im Hauſe?... Bei Gott, wenn ich gehen könnte, ich würde Euch eigenhändig zu Tode prügeln! Hinaus mit Euch, Schuft, oder ich laſſe Euch aus dem Fenſter werfen. — Wie, bin ich nicht noch mehr werth, als ein Cholo? ein Mulatte?... Hinaus mit Dir, unverſchämter Lügner!

(Man hört einen großen Lärm vor der Thüre des Kabinets, Balthaſar, hierauf die Perichole treten ein; Martinez entfernt ſich.)

Balthaſar: Die Señora hier will durchaus herein, obwohl ich ihr geſagt habe, daß Eure Hoheit gegenwärtig Staatsgeſchäften obliegt.

Der Vicekönig: Sie durfte eintreten, Du aber packe Dich!

Die Perichole: Es iſt mir ſehr auffallend, daß man Sie nicht ſprechen kann, gnädigſter Herr! als wenn man die Thür Ihres Kabinets mit Sturm nimmt. Hoffentlich iſt daran nur höchſtens ein Irrthum Ihres bengelhaften Kammerdieners ſchuld.

Der Vicekönig (in ſehr ärgerlichem Tone): Ich wähnte, Sie ſeyen bei der Feſtlichkeit?

Die Perichole: Ich weiß jetzt noch nicht, ob ich überhaupt dorthin gehen werde; es hängt einigermaßen von Ihnen ab, ob ich mich dort ſehen laſſe. — Erlauben Sie mir aber vor Allem die Frage, wie es mit Ihrer Gicht ſteht?

Der Vicekönig (mit ſteigendem Unmuthe): Ich habe keine Gicht! Wer ſagt Ihnen, daß ich gerade jetzt an Gicht leide?

Die Perichole: Aha, ſo iſt es alſo wie ich ſehe, nichts Anderes, als ein Anfall von zurückgetretener ſchlechter Laune; um ſo ſchlimmer für mich, ich hatte Sie um Etwas bitten wollen, und hoffte Sie in beſſerer Stimmung zu finden. Da es nun aber einmal ſo iſt, ſo küſſe ich Ihnen die Hände, gnä-

digſter Herr; leben Sie wohl, wir können ein andermal davon reden!

Der Vicekönig: Camila, Sie dürfen nicht ſo ſchnell wieder von hier weggehen, ich habe etwas mit Ihnen zu reden, und zwar etwas ſehr Wichtiges. Bei Gott, man ſollte glauben, Sie fürchteten ſich ordentlich, mir unter vier Augen gegenüber zu treten.

Die Perichole (lachend): Oho, warum nicht gar! Eure Hoheit flößen mir ſelten Furcht ein.

Der Vicekönig: Bleiben Sie, leiſten Sie mir Geſellſchaft, wenn ich krank bin. . . . — Ich weiß zwar wohl, daß Sie lieber mit dem Kapitän Aguirre plaudern würden, allein man muß ſich zuweilen Zwang anthun.

Die Perichole: Dem Kapitän Aguirre? ſo eben komme ich von ihm.

Der Vicekönig: Sie kommen von ihm? . . . Um ſo beſſer, meine ſchöne Señora, dadurch erſparen Sie mir eine Vorrede, und ich kann nun ohne weitere Umſtände auf die Sache ſelbſt eingehen.

Die Perichole: Gnädiger Herr, ich vermuthe, Sie wollen mir jetzt einen kleinen Auftritt eiferſüchtigen Haders zum Beſten geben? denn es iſt beinahe zwei Monate her, daß Sie Ihrer eiferſüchtigen Laune gegen mich nicht mehr freien Lauf gegönnt haben. Ich fürchte übrigens, dieſer Auftritt dürfte eine ziemliche Weile dauern, und ich möchte daher, wenn es Ihnen genehm wäre, lieber jetzt gleich die Bitte vorbringen, um deren willen ich hierher kam. Sie würden ſie mir gewiß gewähren, und wir könnten alsdann Ihre Vorwürfe, Ihre Wuth und Ihren Hader auf morgen aufſparen.

Der Vicekönig: Ich bin durchaus nicht in der Laune, Ihnen einen Gefallen zu erweiſen! Sie mißbrauchen ja ohnedieß auf die undankbarſte Weiſe das Wohlwollen, das ich Ihnen ſeither zugewendet habe!

Die Perichole: Ein sauberer Anfang! Allein nun ist die Reihe zu reden an mir... Alle Betschwestern und Gänschen von Lima haben sich unter einander verschworen, um mich auf jede mögliche Weise zu kränken, und das Alles nur, weil ich hübscher bin als sie. — Nicht wahr, ich bin heute ziemlich hübsch? — Es besteht nun zwischen uns eine Art sehr lebhaften kleinen Kriegs mit allerhand Verläumdungen, böswilligen Gerüchten, und kleinen Anschwärzungen. Wenn ich jetzt nicht so viele Eile hatte, würde ich Ihnen Einige davon zum Besten geben. Hauptsächlich thun wir beiderseits unser Möglichstes, uns gegenseitig in der Pracht unseres Schmuckes, in der Eleganz unserer Toiletten u. s. w. zu übertreffen; auf diese Weise sind wir eine wahre Versehung für die Goldschmiede und die Seidenhändler.

Der Vicekönig: Zum Henker auch, was kümmern mich alle diese verschiedenen Ränkeleien? wenn Sie diese Damen auch nicht durch die Pracht Ihres Schmucks übertreffen, so bieten Sie ihnen doch in der Anzahl Ihrer Liebhaber die Spitze..

Die Perichole (mit einer tiefen Verbeugung): Was die Zahl unserer Liebhaber anbelangt, gnädigster Herr, so bin ich das schnurgerade Gegentheil von diesen Damen. Ich ziehe nämlich die Qualität der Quantität bei Weitem vor.

Der Vicekönig: Perichole, lassen Sie jetzt mich reden, ich bin in diesem Augenblicke nichts weniger als zum Spassen aufgelegt.

Die Perichole (zu gleicher Zeit): Hören Sie mich doch an! ich habe Ihnen ja nur ein paar Worte zu sagen.

Der Vicekönig: Ich bin sehr unzufrieden mit Ihnen. Ueberall höre ich nur von ihrer Koketterie sprechen, und ich fürchte, um frisch von der Leber weg zu sprechen, daß Sie mich eine ziemlich lächerliche Rolle spielen lassen...

Die Perichole (zu gleicher Zeit): Ich bin heute auf einen Gedanken gekommen, und habe eine köstliche Entdeckung gemacht,

welche alle dieſe Damen vor Neid berſten machen wird, wenn anders Sie, gnädigſter Herr, heute gegen mich liebreich ſeyn wollen, wie Sie es bisweilen ſind.

Der Vicekönig: Gi, zum Henker, ſo hören Sie mich doch an!

Die Perichole: Mord Element! Sc ſchenken Sie doch mir Gehör, ich bin eine Frau, Sie ſind ein ſpaniſcher Kavalier, alſo ſind Sie mir Reſpekt ſchuldig, und müſſen ſchweigen, wenn ich rede!

Der Vicekönig: Gut, ſo reden Sie denn, und verlieren Sie keine Minute mehr!

Die Perichole: Alle Frauen von Lima laſſen ſich heute in ihrem elegantеſten Schmuck und Putze ſehen, wie Sie wiſſen, und entfalten um die Wette allen Luxus, den ſie aufbringen können. — Die ganze Anzahl der Wägen, welche Lima aufzuweiſen hat, beläuft ſich auf fünf: zwei davon gehören Ihnen, einer dem Biſchof, einer dem Auditor Don Pedro de Hinoveſa, und einer endlich der Marquiſe Alt-mirano, meiner erbittertſten Feindin; der letztere Wagen iſt zwar ſo alt, wie ſeine Herrin, allein er gilt doch wenigſtens für eine Careſſe. Weil ich nun heute früh erfahren habe, daß Sie heute das Zimmer hüten würden, hab ich's mir in den Kopf geſetzt, Sie könnten mir den Triumph über meine Nebenbuhlerin am beſten dadurch ſichern, daß Sie mir dieſen ſchönen Wagen zum Präſent machten, den Sie vor Kurzem aus Madrid erhalten haben.

Der Vicekönig: Iſt das Alles, um was Sie mich bitten wollen?

Die Perichole: Sie werden mir mehr Vergnügen machen, indem Sie mir dieſen Wagen ſchenken, als wenn Sie mir ein Goldbergwerk, oder eine ganze Provinz voll Indianern ſchenken würden!

Der Vicekönig: Ihre Bitte iſt in der That ſehr beſcheiden. Sie wollen alſo nichts Anderes haben, als eine Ca-

roſſe, um in die Kirche fahren zu können wie eine Marquiſe? Allerliebſt, ich erhole mich gar nicht von meiner Ueberraſchung!

Die Perichole: Sie wiſſen ja, Don Andres, daß mir am Geld ſehr wenig liegt. Ich weiß zwar nicht, was Sie dieſer Wagen koſtet, allein Sie ſind ja reich. Sie fühlen wohl, daß ich kein Geſchenk von ſo großem Werthe von Ihnen verlangt haben würde, handelte es ſich nicht darum, meine Todfeindinnen auf's Bitterſte zu demüthigen. Ueberdieß, wenn meine Bitte Sie kränkt, ſo vergeſſen Sie ſie. Hatte ich gar Unrecht, eine ſolche Bitte an Sie zu richten, ſo bitte ich Sie deßhalb um Verzeihung. Ich habe ja leider den üblen Fehler, daß ich zuerſt handle, und dann erſt darüber nachdenke.

Der Vicekönig: Eine Caroſſe? Es wäre in der That ein ſeltſamer Anblick, ſahe man eine Schauſpielerin in der Caroſſe zur Kirche fahren! Sind Sie ein Biſchof, Madame, ein Auditor, oder eine Marquiſe, daß Sie einen Wagen haben wollen?

Die Perichole: Bin ich nicht noch weit mehr? bin ich nicht zu gleicher Zeit die Infantin von Irland, die Königin von Saba, Venus, und die heilige Juſtine, die Jungfrau und Märtyrin.

Der Vicekönig: Närriſches Mädchen!

Die Perichole: Alle dieſe Perſonen wiegen doch wohl eine alte Marquiſe auf, deren Vater zu Cordova Tuch verkaufte, aus dem ſich die Maultiertreiber ihre Kittel verfertigen ließen? — Gehen Sie mir, Papachen, mein lieber Andreſillo! Da hab' ich Sie nun zum Lachen gebracht; Sie ſind nun nicht mehr böſer Laune, ſondern liebreich und hübſch artig, wie gewöhnlich, und werden mir Ihren Wagen geben, nicht wahr?

Der Vicekönig: Camila, das iſt mir unmöglich; erſtens verlangen Sie ganz unpaſſende und ungewöhnliche Dinge von mir, und dann haben Sie Ihre Zeit ganz ſchlecht gewählt, denn ich bin Ihnen jetzt ernſtlich böſe.

Die Perichole: Sie? Und wenn ich jetzt Exzeſſalien gebrauchen wollte?

Der Vicekönig: Hören Sie mich an, Camila! Sie haben ſehr Unrecht, Alles in Spaß verkehren zu wollen. Ich verſichere Sie, daß Ihr Betragen mir jetzt bekannt iſt, und daß ich mich nun nicht mehr länger von Ihnen zum Beſten halten laſſen werde!

Die Perichole: Wenn ich mir dieſe Careſſe nicht von Ihnen erflehen kann, ſo muß ich recht traurig wieder nach Hauſe zurückkehren, denn es wäre mir allzu demüthigend, dieſer Ceremonie beizuwohnen, wenn ich zu Fuße hingehen müßte, wie ein Mädchen aus dem Pöbel, oder in einer Portechaiſe wie eine Handwerkersfrau.... zumal nach den großartigen Hoffnungen, in welchen ich mich ergangen hatte..... Ach gnädigſter Herr Vicekönig von Peru, Sie ſind ein grauſamer Mann! — Wie hoch kommt Sie dieſe Careſſe zu ſtehen?

Der Vicekönig: Laſſen Sie mir die Careſſe einmal aus dem Spiele, Señora, und antworten Sie mir lieber auf meine Frage. Ich bin von allen Ihren Schritten unterrichtet, jede Ihrer Handlungen wird mir hinterbracht, und Sie ſollen nun bald inne werden, daß ich mir fortan nicht mehr von Ihnen Sand in die Augen ſtreuen laſſe wie damals, wo ich Sie noch liebte. Jetzt liebe ich Sie nicht mehr — verſtehen Sie mich? — es iſt aus zwiſchen uns Beiden. Ich bin enttäuſcht, ich kenne Sie.... indeß möchte ich doch wohl noch ſehen, auf welche Weiſe Sie ſich zu rechtfertigen verſuchen würden.... Kommen Sie her, laſſen Sie uns einmal den Verſuch machen!.... So reden Sie doch, in's Teufels Namen, reden Sie!..... Alle Wetter, an was denkt ſie jetzt wohl, daß ſie die Augen ſo andächtig gen Himmel aufſchlägt?

Die Perichole: Dieſe ſchöne Careſſe!

Der Vicekönig: Sie könnten einen Heiligen um die

Geduld bringen! Der Teufel hole die Garoſſe! — Ich weiß, daß der Kapitän Aguirre Ihnen den Hof macht....

Die Perichole: Das glaube ich unbeſchworen. — Geben Sie mir eine von Ihren Cigarren her!

Der Vicekönig: Und daß Sie ihn lieben.... Ja, Sie lieben ihn! — ich weiß es ganz gewiß, aus der allerbeſten Quelle!..... Widerlegen Sie mich doch.... Muth! nur friſch geleugnet! — Ziehen Sie es auch z. B. in Abrede, daß er Ihnen ein Kleid von ſcharlachrothem Atlas zum Geſchenk gemacht hat.... Leugnen Sie es doch! wer hindert Sie denn daran?

Die Perichole: Er hätte mir auch eine Mantille von Spitzen dazu verehren ſollen ... ich habe ſonſtiges die meinige zerriſſen....

Der Vicekönig: Man hat ihn halb nackt unter Ihren Fenſtern angetroffen ... ich weiß es ganz gewiß, denn ich habe ihn ſelbſt geſehen.... Aber in's Teufels Namen, ſo beſchwören Sie doch wenigſtens, daß es nicht wahr ſey! — Sie, die Sie eine ſo gewandte Schauſpielerin ſind, Sie ſollten auf dieſelbe Weiſe lügen können, wie andere Menſchen die Wahrheit ſagen!

Die Perichole: Ich danke für dieſes Kompliment, gnädiger Herr.

Der Vicekönig: Sie fühlen wohl ſelbſt, mein liebes Kind, daß das nicht ſo fortgehen kann. Unſer Verhältniß muß nun aufhören.... ja es hätte ſchon lang ein Ende haben ſollen, denn ich bin nicht der Mann dazu, der die Gefühlchen des Kapitäns Aguirre unterhält.... — Sie verhalten ſich ſehr ruhig bei meinen Anklagen? — Sie glauben vielleicht, ich halte Ihr Schweigen für die Ruhe der Unſchuld.

Die Perichole (in tragiſchem Tone): Es iſt die Ruhe der Verzweiflung. Ich ſehe darin nur die verzeihliche Gelegenheit, in Ihrer Garoſſe in die Kirche zu fahren. Die Zeit vergeht raſch, und es wird zu ſpät werden, der Feierlichkeit noch anzuwohnen, bis Sie mich um Verzeihung bitten werden.

Der Vicekönig: Oho, mein Kind! Sie glauben alſo, ich werde Sie um Verzeihung bitten? Hier, und darauf machen Sie ſich im Grunde gefaßt? Wohlan denn, ſo will ich Sie um Verzeihung bitten, daß ich einem andern Ihrer galanten Abenteuer mit einer ſehr eleganten Perſon auf die Spur gekommen bin.

Die Perichole: Das wäre alſo Nro 2.! Schaden Sie nur noch ein drittes Abenteuer dabei, denn Sie wiſſen ja, aller guten Dinge ſind drei, obwohl ich Ihnen auch zuweilen die auf drei zählen kann.

Der Vicekönig (ihren Arm ergreifend): Dieſe elegante Perſon iſt keine andere, als der tapfere Ramon, ſeiner Abkunft nach ein Mulatte, ſeines Gewerbes ein Matador. — Sie wiſſen Ihre Liebhaber ſehr gut zu wählen. Dieſer Ramon iſt eine ſehr berühmte Perſon und ganz Lima iſt ſeines Ruhmes voll.

Die Perichole: Das iſt nur allzuwahr, und ſein Ruhm iſt wenigſtens nicht unverdient, aber anderwärts, wie der ſo vieler andern Männer. Er iſt der tapferſte Torreador in Peru und vielleicht auch der ſchönſte und galanteſte.

Der Vicekönig: Nun denken auch, es liegt nun klar am Tage, daß Sie ſich nicht genug machen, um der nächſten Beſten willen einen Vicekönig zu verlaſſen. Als eine geſchickte, gewandte Perſon geben Sie den einen Liebhaber auf, und nehmen an ſeiner Stelle zwei andere dafür. Sie ſchaffen einen Dutzenden weg, wollen aber Münze dafür.

Die Perichole: Da wäre alſo nach ihrer Rechnung ein Kapitän und ein Matador verkauft einen Vicekönig werth? Euer Hoheit täuſcht ſich übrigens in dieſer Rechnung: meines Erachtens wären drei Vicekönige nöthig, um einen Kapitän umwechſeln, und wenigſtens ſechs Vicekönige, um einen Matador aufwiegen zu können.

Der Vicekönig: Ihr ſeid eine unverſchämte Dirne....

Die Perichole: Immer zu!

Der Vicekönig: Eine schamlose Person, die sich nicht einmal Mühe gibt, ihre Ausschweifungen unter rein menschlichen Rücksichten der Selbstachtung zu verbergen.

Die Perichole: Superb! es wird immer besser. (Sie deklamirt): Grausame Einbildungskraft! warum betrübest Du durch holde Täuschungen mein Herz? *)

Der Vicekönig: Einen Matador und einen Ebule zu Liebhabern zu wählen!.... Ihr seyd eine wahre Messaline!

Die Perichole: Was soll denn das heißen?

Der Vicekönig: Ihr seyd....

Die Perichole: Eure Hoheit brauchen sich gar keinen Zwang aufzuerlegen! ich kann mir nämlich denken, daß Sie nur auf Befehl und Anrathen des Arztes in dieses Leben und Wüthen gerathen. In der That, Sie erhitzen sich ordentlich, und das mag sehr gut seyn für die Gicht.

Der Vicekönig: Schweige, Elende! Einen Ebule zum Liebhaber zu wählen! das ist bei Gott zu stark! — Ich habe Dich stets mit meiner Gunst überhäuft.... ich habe mich um Deinetwillen beinahe in den Augen des Publikums compromittirt, denn es ist leider nur zu wahr, daß es ein offenkundiger Skandal ist, wenn der Stellvertreter des Königs von Spanien seine Geliebte auf den Brettern des Theaters sucht! — Ich weiß nicht, was mich abhält.... wenn ich wahrlich nicht zehntausendmal zu gut wäre für Weibsleute Deines Gelichters, ich würde Dich in ein Zuchthaus stecken lassen!

Die Perichole: Sie? Sie würden es nicht einmal wagen.

Der Vicekönig: Ich würde es nicht wagen? .... schnell Dinte und Feder her, und ich werde sogleich einen Verhaftsbefehl ausstellen.

Die Perichole: Es würde eine offene Empörung in Lima geben, wenn man die Perichole einsteckte.

Der Vicekönig: Eine Empörung?... warum nicht gar!

Die Perichole: Allerdings, einen kleinen Aufstand. — Lassen Sie alle Ihre edlen Marquis, Grafen und Ritter in Lima köpfen oder hängen, nicht eine Stimme wird für sie bitten, nicht ein Arm wird sich für sie erheben. Lassen Sie zweihundert arme Indianer ermorden, schicken Sie zweitausend in Ihre Bergwerke, und man wird Ihnen Beifall zollen, man wird Sie nach wie vor einen Vater des Volks nennen, einen wahren Trajan!... Hindern Sie aber ein einziges mal die Einwohner von Lima, ihre Lieblingsschauspielerin zu sehen, und man wird trotz Ihrer Leibwachen Ihren Palast stürmen, um Sie zu Tode steinigen.

Der Vicekönig: Ja ja, das wäre allerdings möglich!... wie aber, wenn ich dem Director verböte, Dein Engagement zu erneuern, das nahezu abgelaufen ist?

Die Perichole: Was liegt mir daran? Alsdann nehme ich meine Guitarre, gehe auf den Straßen umher und singe; hauptsächlich will ich mich dann unter Ihrem Fenster aufstellen, und in meinen Liedchen das ganze Volk auf Kosten des Herrn Vicekönigs, seiner Regierung und seiner Gicht zum Lachen bringen.

Der Vicekönig: Nicht so übel! — Was wolltest Du aber machen, wenn ich Dich mit der nächsten besten Gallione nach Spanien zurückschicken würde?

Die Perichole: Sie könnten mir gar keinen größeren Gefallen erweisen ... ich brenne ordentlich vor Begierde, das alte Europa zu sehen, und zudem hätte ich ja Aussicht, in Spanien die Geliebte des ersten Ministers oder des Königs zu werden, und mich in diesem Falle an Ihnen rächen zu können. Ja ja, das würde ich auch thun; ich würde nicht ruhen, bis ich Sie in Anklagestand versetzt, als Gefangenen nach Spanien zurückgebracht, und zwar mit Ketten beladen sehen würde, wie weiland Christoph Columbus, und Sie sollten sich alsdann noch glücklich

preisen, wenn ich Sie nur vom Galgen losbitte, und in die Gefängnisse von Segovia schicke, um dort zu verfaulen!

Der Vicekönig: Bis Dich das Glück so weit begünstigt, darfst Du mir aber keinen Fuß mehr über die Schwelle meines Palastes setzen, falsches Weib!

Perichole (lachend): Davon dürfen Sie überzeugt seyn, gnädigster Herr! Sie können mir kaum einen Befehl geben, den ich lieber befolgte.

Der Vicekönig: Warte noch einen Augenblick, da es ohnedieß das Letztemal ist, daß wir einander sehen, wollen wir zugleich gegenseitig abrechnen... Ich verachte Dich zu sehr, um Dich nur zu schelten. Andres de Ribera hält es nicht für der Mühe werth, eine Kränkung zu bestrafen, die ihm von einem unwürdigen Wesen wiederfährt. — Ich habe Dir bedeutende Summen und kostbare Andenken aller Art gegeben... behalte sie. Man soll Dir drei Monate Deines Gehaltes noch vorausbezahlen, und ich wünsche, daß Du damit binnen weniger Wochen schon in irgend ein Spital aufgenommen werden würdest.

Die Perichole: Ich habe seither geduldig alle Beleidigungen und die schmachvollsten Verläumdungen mit angehört, mit denen Sie mich überhäuft haben; ich schrieb sie alle dem kränklichen und geneigten Zustande zu, worin Sie sich dermalen befinden; diese letztere Kränkung ist jedoch von der Art, daß ich sie Ihnen nicht vergeben kann. Meine Vorfahren waren alle alte Christen und Castilianer, gnädigster Herr, und ich selbst bin zu stolz, um die Geschenke eines Mannes anzunehmen, den ich nicht liebe. Alle Ihre Geschenke werde ich Ihnen zurücksenden; um das Uebrige bezahlen zu können, werde ich mein Haus und meine Möbeln verkaufen. Inzwischen nehmen Sie hier das Halsband mit Brillanten, und die Ringe zurück, welche Sie mir gegeben haben... Bis heute Abend werde ich nichts mehr in Händen haben, was ich je von Ihnen empfangen!

(Sie nimmt ihren Schmuck ab, und will sich entfernen.)

Der Vicekönig (gerührt): Perichole!... Perichole! komm' lieber... Verlaſſen Sie mich jetzt nicht... Hören Sie mich an, nur jetzt hören Sie mich noch... Muß ich denn aufſtehen, ach! o weh!

Die Perichole (ſteht ſchon und kehrt ſich um): Haben Sie ſich wehe gethan, gnädigſter Herr?

Der Vicekönig: Sie ſprachen von Verläumdungen?...

Die Perichole: Ich erinnere mich nicht mehr der Worte, die ich gebraucht habe!

Der Vicekönig: So ſage mir wenigſtens nur, daß es nicht wahr iſt, und ich will gerne Alles vergeſſen.

Die Perichole: Halten Sie davon, was Sie wollen, gnädigſter Herr Ich küſſe Eurer Hoheit die Hand, leben Sie wohl!

Der Vicekönig: Nein, gehe noch nicht... Perichole, bleibe hier!... Ich war zornig, ich war allzu lebhaft... allein jetzt laß uns ruhig mit einander reden, und die Sache erörtern. — So war denn alſo Alles falſch, was man mir über Dich geſagt hat?

Die Perichole: Laſſen Sie mich gehen: es liegt mir überhaupt wenig mehr daran, was Sie von mir halten.

Der Vicekönig: Sey doch vernünftig, Camita! ſiehſt Du, ich glaube ja jetzt ſelbſt, daß ich Unrecht gehabt habe. Biſt Du damit zufrieden?

Die Perichole: Nein, nein, Sie ſollen Recht haben!

Der Vicekönig: Starrköpfige, Boshafte!... ich verachte Dich; allein Du biſt noch immer ſo reizend... Ich bin Dir allzugut... ich weiß wohl, daß Alles, was man mir über Dich geſagt hat, ein Gewebe von Lügen und Verläumdungen war, aber ſage mir wenigſtens nur, daß es falſch iſt... ich will ja nichts Anderes...

Die Perichole: Nein, ich will nicht; Sie haben mich allzu

tief gekränkt, als daß mir an Ihrer Achtung überhaupt noch etwas gelegen wäre.

Der Vicekönig: Komm', Camila! gewiß, wir wollen nicht mehr davon reden... ich bitte Dich um Vergebung... ich sehe jetzt selbst ein, daß ich Unrecht hatte... Siehe, ich war so krank und verstimmt, daß ich selbst nicht mehr wußte, was ich sagte. Nun ist aber Alles vorbei... komm', gib mir die Hand... aber sage mir wenigstens nur...

Die Perichole: Nun, was soll ich Ihnen denn sagen?...

Der Vicekönig: Daß Du nicht mehr böse auf mich bist, mein Kind, und daß Du mir mein Auffahren vergi'ßt!

Die Perichole (indem sie ihm die Hand gibt): Ja, ich vergebe Ihnen, Don Andres, denn ich glaube nun, daß Sie mich wahrhaft lieben.

Der Vicekönig: Allerdings, um wenigstens nicht an Edelmuth von Dir überboten zu werden... Ich bin nun Deiner Liebe ganz gewiß... ich bin gewiß nicht mehr eifersüchtig... Allein würde es Dir denn so schwer fallen, mir zu gestehen, daß man Dich bei mir verläumdet hat?

Die Perichole: Ei ei, gnädigster Herr! warum kommen Sie denn immer darauf zurück?

Der Vicekönig: Nun denn, lassen wir ruhen, was einmal geschehen ist. Wir wollen gar nicht mehr davon reden!... Siehe, mein Kind, ich glaube Dir ja, auch ohne daß Du Dich vertheidigst... interessen... sieh' nur, wie schwach ich bin...

Die Perichole: In der That, gnädigster Herr! Soll ich Ihnen erst noch zeigen, bis zu welchem Punkt Ihnen die Eifersucht den Kopf verdreht hat? Damit Sie indessen ruhig sind, wollen wir geradezu von Ihren Verwürfen sprechen; ich will versuchen, ob ich sie mir der Reihe nach wieder in's Gedächtniß rufen kann. Aha, da hätten wir zum Beispiel das Kleid von carmoisinrothem Atlas... Du lieber Gott, was für ein Einfall!

Der Vicekönig: Ja, der Einfall war lächerlich, indeß...

Die Perichole: Es iſt buchſtäblich wahr, daß ich ein Kleid von feuerfarbenem Atlas beſitze; es iſt auch nicht minder wahr, daß ich es von einem farbigen Mädchen gekauft habe, welches neben mir wohnt, und von dem Kapitän Aguirre unterhalten wird. Ob ſie aber dieſes Kleid von ihrem Liebhaber, oder von einem Anderen erhalten hat, das weiß ich nicht; — ich habe den Handel nicht ſelbſt abgeſchloſſen, ſondern durch meine Kammerfrau zu Stande bringen laſſen, welche Sie darüber befragen können!

Der Vicekönig: Davor werde ich mich wohl ſehr hüten, mein liebes Kind!... ich glaube Dir auf's Wort. — (Bei Seite). Warte, verdammter Martinez! deine Lügen ſollſt du mir theuer bezahlen!

Die Perichole: Was ſodann die Geſchichte mit dem Kapitän Aguirre betrifft, ſo kann ich Ihnen nur ſagen, gnädigſter Herr, daß Vorfälle dieſer Art in Lima nichts Seltenes ſind, und daß ich ſie nicht verhindern kann. Indem glaube ich mich zu erinnern, daß Sie an demſelben Tage bei mir zu Nacht ſpeiſten, und ſehr lange bei mir geblieben ſind.

Der Vicekönig: Perichole, mein gutes Herzchen, ich will kein Wort weiter darüber hören. Es muß mich ja ſchamroth machen... Ich bin, Gott ſey Dank, nichts weniger als eiferſüchtig — Du ſagteſt mir aber, daß jener Ehule...

Die Perichole: Ihre Spione haben Sie in Betreff des Mulatten Namen eben ſo treulich berichtet. Es iſt allerdings wahr, daß ich bei den letzten Stiergefechten vor Bewunderung ganz außer mir war, als ich ſeine Geſchicklichkeit und ſeinen Muth ſah: denn kaum hatte er, ſeines Stoßes gewiß, ſeinen Degen dem Thier in den Nacken geſtoßen, ohne es noch der Mühe werth zu halten, nachzuſehen, ob das Thier nicht vielleicht noch irgend ein Lebenszeichen von ſich gebe, als Namen dem Stier den Rücken wandte, eine Pirouette ſchlug, und mir eine

Verbeugung machte, die man für einen Mann seines Standes sehr artig nennen konnte. Ich begriff aber auch zugleich, was das heißen wollte, und suchte nach meiner Börse, um ihm diese zuzuwerfen; allein ich hatte sie vergessen. Ich nahm also den ersten werthvollen Gegenstand, der mir in die Hand gerieth. Allein nie hätte ich mir auch nur träumen lassen, daß man ein derartiges Beginnen für Liebe ansehen könnte. Ein Mulatte? ein Matador? ein Mensch, der Branntwein trinkt, und rohe Zwiebeln ißt? . . . Oi ei, gnädigster Herr!

Der Vicekönig: Ja, ich habe freilich Unrecht, mein holdes Kind! — Wenn ich indessen dieser Stier gewesen wäre, hätte ich den letzten Rest meiner Kräfte noch zusammengerafft, und diesen saubern Ersten Namen nicht übel geschüttelt.

Die Perichole: Dann hätte ich gerufen: „Es lebe der Stier! . . .“

Der Vicekönig: Du bist eine allerliebste Hexe, meine kleine hübsche Camila! Verlange von mir jetzt, was Du willst!... denn ich bin weit entfernt, zu glauben, daß Du diesen Namen, der rohe Zwiebeln ißt, zu Dir in's Haus kommen lassen.

Die Perichole: Um Vergebung, gnädigster Herr! hierin irren Sie. Eure Hoheit wissen ja, daß ich in einigen Tagen die Hauptrolle in einer neuen Komödie des Licentiaten Don Peranfurez spielen soll; ich muß in derselben ein Liedchen singen, das in dem Kauderwelsch dieser Leute abgefaßt ist, und um nun besser Accent und Aussprache dieses Volkes kennen zu lernen, ließ ich allerdings Namen zu mir kommen, der eine sehr schöne Baßstimme hat, und einen ganzen Tag lang singen würde, hauptsächlich, wenn man ihm genug zu trinken gäbe. — Ich will nun noch ein Wörtchen über mein Verhältniß zu diesen beiden Menschen sagen: Wenn Eure Hoheit noch irgend einen Zweifel in mich setzen sollten, so mögen Sie den Matador nach Cuzco, nach Panama schicken, — nur fürchte ich, Ihre Verbannung könnte, wenn die Sache erst ruchbar geworden ist, zu Spott und

ſchlechten Witzen Veranlaſſung geben, und den Läſterzungen von Lima Stoff bieten, ſich über Eure Hoheit und mich luſtig zu machen.

Der Vicekönig: Ach, meine liebe gute Perichole, wie kann ich Dir je vergeſſen machen ... —

Die Perichole: Die liebe entſchuldigt vielerlei; allein ich möchte Eurer Hoheit rathen, in Zukunft auf Ihrer Hut zu ſeyn vor ſolchen Dienſtbeten, welche ſich das Anſehen geben, als ſeyen ſie weiß Gott wie ſehr ergeben und dienſtfertig gegen ihre Herrſchaften, und die am Ende nichts Anderes wollen, als dieſe betrügen, oder ſich hinter ihrem Rücken luſtig machen.

Der Vicekönig: Wen verſtehſt Du darunter?

Die Perichole: Ich will Niemanden namhaft machen, denn es iſt ohnedieß nicht meine Sache, einen Menſchen zu verdächtigen. Ich bin jung, leidlich hübſch, und Schauſpielerin, und bin daher gezwungen, mancherlei Leute bei mir zu empfangen, die um ihrer unverſchämten Anträge willen eher verdienten, daß man ſie aus der Thüre würfe; ... darum kann ich mir auch wohl denken, daß irgend ein unverſchämter Geck, den Sie mit Ihrem Vertrauen beehren, und den ich wahrſcheinlich einmal von der Bühne weiſen ließ, Ihnen alle dieſe lügenhaften Geſchichten aufbürden wollte.

Der Vicekönig: Ha, der Spitzbube! Hatte ich doch immer etwas Derartiges geahnt! — Ei, über das Ungeheuer! Wie! er hat ſich alſo erfrecht, Dir Anträge zu machen? Du redeſt doch von Martinez?

Die Perichole: Ich möchte Niemanden in's Verderben ſtürzen.

Der Vicekönig: Warte, Spitzbube! Du ſollſt nicht zu Garcia Vazquez gehen, ſondern in das Fort von Callao, und der Teufel ſoll mich holen, wenn Du je ſo frühe wieder herauskommen ſollſt.

Die Perichole: Ich habe nichts gegen jenen jungen

Mann deuten... woraus ſchließen Sie denn überhaupt, daß ich ihn habe damit bezeichnen wollen?

Der Vicekönig: Laß mich nur machen! ich weiß ſchon, woran ich bin. — Mein liebes Kind, wenn ich mich recht entſinne, daß Du mich vorhin um meine Caroſſe gebeten? ... Alle Wetter, es ich etwas viel von mir verlangt ...

Die Perichole: Laſſen Sie uns kein Wort mehr darüber verlieren: ich bin ja jetzt ſchon wieder ganz glücklich und zufrieden, daß ich wenigſtens Ihre Freundſchaft nicht eingebüßt habe.

Der Vicekönig: Allein ſie würde Dir wohl ſehr großes Vergnügen machen? ... Si nun, mein Kind, ſiehſt Du ...

Die Perichole: Nun ja, ich geſtehe, daß mir viel daran gelegen war ... allein ſeit unſerem vertraulichen Wortwechſel habe ich jeden Gedanken daran aufgegeben.

Der Vicekönig: Du hoffteſt aber doch, daß ich ſie Dir ſchenken würde? — Glaube mir, mein liebes Kind, ... an der Caroſſe ſelbſt war mir nicht viel gelegen ... allein was Teufels werden die Leute hier denken und ſagen, wenn ich ...

Die Perichole: Reden wir nicht mehr davon, gnädigſter Herr! gedenn iſt es ja ſchon beinahe zu ſpät, der Ceremonie beizuwohnen — ich würde nicht mehr zeitig genug in die Kirche kommen.

Der Vicekönig: Je nun, was das anbelangt, meine Maultiere laufen einen guten Paß ... ich fürchte nur, dieſe verdammten Andianer ... dieſer Don Pedro de Hinojoſa ... ich fürchte, er könnte die Sache nach ſeiner Weiſe verdrehen, um: ...

Die Perichole: Er iſt Ihnen todfeind, weil das Volk Sie liebt. ... Es würde mir wahrlich leid thun, wenn Sie ſich mit ihm überwerfen würden. Mir ſcheint, er iſt ein Mann, den man ſchonen muß.

Der Vicekönig (nach kurzem Nachdenken): Den Teufel auch!

Er ſoll darüber ſagen was er will. . . . Sollte es mir nicht zuſtehen mein Eigenthum zu verſchenken, und zwar wenn ich will?

Die Perichole: Nein, ich bitte Sie ſehr um Vergebung, gnädiger Herr. — Ich habe mir's nun genauer überlegt, und gefunden, daß meine Bitte höchſt thöricht und ungereimt war, und ich erröthe beinahe darüber, daß ich Ihnen überhaupt nur damit beſchwerlich gefallen bin. — Zudem habe ich mir vorhin ſo ſehr Gewalt anthun müſſen, nicht zu weinen, daß ich jetzt lieber gleich nach Hauſe gehen, mich auf mein Bett legen, und von der erlittenen Alteration ausruhen will, als in der ſchönſten Equipage ſpazieren fahren.

Der Vicekönig: Das arme Kind, wie ſehr es mir noch gut iſt! — Nein, mein liebes Seelchen, Du mußt jetzt etwas friſche Luft genießen, das wird Dir gut thun. Pineta verordnet mir ja ebenfalls Spazierenfahren, wenn ich mich über irgend etwas geärgert habe. — Geh' nun, mein liebes Kind, meine Equipage gehört von jetzt an Dein. Klingle, daß man ſie ſogleich einſpanne.

Die Perichole: Ich bitte Sie flehentlich, gnädigſter Herr, denken Sie doch gefälligſt noch einmal darüber nach! Sie ſind jetzt ſo gütig gegen mich, wie Sie vorhin ſo ungerecht waren.

Der Vicekönig: Klingle, ſag' ich Dir! ich will, daß alle Deine Feindinnen heute vor Neid und Eiferſucht berſten ſollen!

Die Perichole: Aber . . .

Der Vicekönig: Schweige, mein Liebchen! wenn Du mein Geſchenk nicht annimmſt, ſo glaube ich alles Ernſtes, daß Du noch auf mich böſe biſt.

Die Perichole: Unter dieſen Umſtänden kann ich es Ihnen freilich nicht abſchlagen.... Allein ich bin in der That ganz beſtürzt darüber. — (Sie klingelt. Balthaſar tritt ein.)

Der Vicekönig: Laſſe ſogleich meine weißen Maulthiere an meine neue Caroſſe ſpannen, und ſage dem Kutſcher, daß er ſammt den Maulthieren und der Caroſſe von nun an der Señora Perichole gehöre. (Balthaſar entfernt ſich.) Arme Kleine, wie Dein Puls pocht! Komm', ſchmelzſt Du noch mit mir?

Die Perichole: Wie ſollte ich nicht tief erſchüttert ſeyn von dieſer Güte Eurer Hoheit.

Der Vicekönig: Laſſe mir von nun an die Hoheit weg, und nenne mich, wie Du mich früher zuweilen nanntest!

Die Perichole: Nun denn, Andreas, Du haſt mich heute ſehr glücklich und auch wieder ſehr unglücklich gemacht!

Der Vicekönig: Küſſe mich, mein Engel! Ich bete Dich an, wenn Du ſtets ſo biſt. Siehſt Du, bei meiner lieben kleinen Perichole will ich ja nicht Vicekönig ſeyn! Böſe, erinnere Dich doch an die Stufe, welche Du verhin den Vicekönigen, in Betreff ihrer Liebenswürdigkeit, eingeräumt haſt!

Die Perichole: Komm', Du weißt ja, daß Du für mich nur mein Andreas, und nicht der Vicekönig von Peru biſt. — Da, ſieh' doch einmal, was für hübſche geflickte Schuhe mir der Schuſter Marino gemacht hat, für deſſen Neffen ich mich bei Dir vor einiger Zeit verwendete.

Der Vicekönig: Welcher wunderniedliche Fuß! ich kann ihn mit meiner Hand ganz bedecken. Beiläufig geſagt, haſt Du mich nicht verſichert, ſein Neffe ſey ein Burſche von Verſtand und Bildung? Wohlan denn, ich werde ihn an Martinez's Stelle in meine Dienſte nehmen.

Die Perichole: Nein, ich will Niemanden aus ſeinem Platze verdrängen. Zudem iſt Martinez ein Burſche, der für Sie ja ſo wichtig iſt; Sie rühmten mir erſt vor Kurzem noch ſeine große Brauchbarkeit, und namentlich ſein Geſchick in Narreten aller Art.

Der Vicekönig: Liebe kleine Schelmin! — Kümmere

Dich nicht um ihn, ohnedem ſchläft er heute Nacht im Fort Gallac.

Balthaſar (ruft aus): Der Wagen iſt eingeſpannt.

Der Vicekönig: Geh', mein liebes Kind, unterhalte Dich gut, und komm' ſogleich nach der Feierlichkeit wieder zu mir zurück. Verfehle ja nicht, es mir zu ſagen, wenn irgend Jemand ſich eine Unbeſcheidenheit gegen Dich erlaubte. Bei Gott, die Läſterzungen ſollen nicht mehr über uns ſpotten. . . . Da, nimm auch Dein Collier und die Ringe, welche Du vergeſſen haſt! Komm' her, und laſſe mich Dir das Halsband umlegen . . . ſo, nun gehe, Du biſt heute himmliſch ſchön.

Die Perichole: Ich nehme diesmal noch etwas Köſtlicheres von hier mit, als dieſe Diamanten ſind: Dein Vertrauen nämlich und Deine Liebe.

(Sie entfernt ſich.)

Der Vicekönig: Du biſt ein Engel. — Dieſes Mädchen macht aus mir, was ſie will. Es iſt aber auch wahr, daß ſie mir von Grund aus gut iſt, und mich unbeſchreiblich liebt; ich kann ihr Nichts abſchlagen . . . Indeß war es doch viel, daß ich ihr meine Careſſe ſchenkte! . . . ich weiß nicht, was die Leute davon denken werden! — Eine Schauſpielerin in einer vergoldeten Careſſe, während ſo viele Marquiſen und Gräfinnen ſich glücklich ſchätzen müſſen, in Sänften hingehen zu können!... Ich möchte wetten, daß die ganze Feierlichkeit ſchon zu Ende iſt . . . ſie wird höchſtens noch zeitig genug kommen, um die Predigt des Biſchofs zu hören. Um ſo beſſer. . . . — Aha, ich höre das Raſſeln der Räder auf dem Pflaſter des Hofes. Sie hat keine Zeit verloren. — Balthaſar, rolle mir meinen Stuhl zum Fenſter, und gib mir mein Perſpektiv; ich will wenigſtens ſehen, wie ſich die Careſſe ausnimmt. . . . Alle Wetter, von hier aus habe ich ſie ja im Geſicht bis zur Kirchenthüre. . . . Peſtilenz! wie ſie fährt! Mein Kutſcher fährt mich niemals einen ſolchen Trab. . . . Jedermann bleibt ſtehen, um ſie zu

betrachten. — Ja, da nehmen sogar etliche Leute die Hüte ab, als ob ich selbst an ihnen vorüberführe ... welche Thorheit!... Da ist sie ja bereits am Hauptplatze ... lieber Gott! sie wird auf jenem Wagen aufrennen ... ach gottlob! zum Glück ist nur der andere Wagen umgeworfen worden. ... Alle Welt versammelt sich auf dem großen Platze ... was haben denn diese Leute vor? ... will man sie vielleicht beleidigen, oder mißhandeln ... Balthasar! eile rasch hinunter ...

Balthasar: Sogleich, gnädigster Herr.

Der Vicekönig: Bei Gott! man prügelt sich dort unten — eilet schnell hinunter, die ganze Dienerschaft soll aufbrechen ... sie sollen ihre Waffen mitnehmen! — schlagt mir das ganze Gesindel zu Boden! ... Perichole! Ha, glücklicher Weise fährt sie jetzt wieder weiter, Dank den Bemühungen jenes Menschen, der sich seines Knittels so trefflich zu bedienen weiß ... der hat ihr einen Durchweg erzwungen ..!

Balthasar: Soll ich der Caroſſe der Señora Perichole nacheilen?

Der Vicekönig: Nein, bleibe. Jetzt ist es unnöthig, allein auf ihrem Rückwege dürfte es gerathener seyn ... Sage Sebastian und Domingo, sie sollen sich sogleich auf's Pferd werfen, ihre Musketons nehmen, und der Caroſſe von Weitem folgen; ihre Livree sollen sie natürlich vorher ausziehen ... wenn es irgend ein Unheil absetzt, müßet Ihr mir dafür entgelten. — Dieser Pöbel von Lima ist so grob, so gewaltthätig; ich fürchte beinahe, es ist zu irgend einer Mißhandlung gekommen. — Doch nein, es scheint am Ende doch, daß Alles noch glimpflich abgelaufen sey. Da ist nun die andere Caroſſe wieder aufgerichtet, und setzt ihren Weg nach der Kirche fort, in welche die Menge schaarenweise sich eindrangt. Gebe der Himmel, daß Camila für dießmal ohne Schaden davon kommt! — Was nützt alle Einrede! es ist einer Kometiantin nicht verboten, in einer Caroſſe zur Kirche zu fahren, wenn sie

eine ſolche hat . . . um ſo ſchlimmer für die Marquiſen, für welche ſich Niemand findet, der ihnen eine ſolche ſchenkte, weil ſie nicht ſo hübſch und jung ſind, wie die Schauſpielerinnen. . . . (Er zündet ſich eine Cigarre an.) Dieſe Taufe will ja gar kein Ende nehmen, ich bin erdenklich gespannt auf ihre Rückkehr, um zu erfahren, wie ſich das ganze Abenteuer in ſeinen Einzelnheiten zugetragen hat! . . . O weh, verdammtes Bein! . . . ich glaube, es ſchmerzt mich um ſo mehr, wenn ich unruhig oder alterirt bin. — Wie war's doch, als ich das Letztemal meinen Anfall hatte, dauerte es fünf oder ſechs Tage! — Diesmal werde ich hoffentlich mein Uebel raſcher los werden. So wird es mir am Ende noch möglich werden, der erſten Aufführung der Komödie anzuwohnen, in welcher ſie die Hauptrolle ſpielen ſoll. . . . Und falls ich ja nicht ausgehen könnte, würde ich meiner Treu die Aufſchiebung meiner Komödie verlangen.

Balthaſar: Gnädiger Herr, der Herr Licentiat Thomas de Esquivel bittet um die Gnade, Eure Hoheit ſprechen zu dürfen.

Der Vicekönig: Laſſe ihn eintreten. — Er kommt wahrſcheinlich nur in der Abſicht, mir wieder eine Strafpredigt zu halten, um mir wieder ein Geſchenk abzulocken. Je nun, es iſt ja bereits auch über einen Monat her, daß ich ihn nicht mehr geſehen habe.

Der Licentiat (eintretend): Ich küſſe Eurer Hoheit die Hand!

Der Vicekönig: Ach, Herr Licentiat, Sie finden einen ſehr kranken Menſchen an mir!

Der Licentiat: Es thut mir leid, dies zu vernehmen . . . es iſt alſo wieder ein Anfall von Gicht, der Eure Hoheit abgehalten hat, der heutigen Feierlichkeit beizuwohnen?

Der Vicekönig: Ich habe die Gicht nicht. — Das iſt nur ein thörichtes Gerücht, welches Pineta verbreitet; ich muß das doch beſſer wiſſen als er. . . . Es iſt nur ein Rheuma im Fuß.

Der Licentiat: Je nun, Eure Hoheit brauchen nicht zu bereuen, daß Sie das erhabene Kirchenfest versäumt haben! Sie haben auf diese Weise doch wenigstens das Glück gehabt, nicht Zeuge eines großen Aergerniſſes zu seyn.

Der Vicekönig: Eines Aergerniſſes ... (bei Seite): Alle Teufel, da iſt gewiß wieder die Perichole mit im Spiele.

Der Licentiat: Ja eines abſcheulichen Aergerniſſes, welches, wie ich überzeugt bin, Eure Hoheit um ſo tiefer betrübt haben würde ... als Sie, wie ich vernommen habe, dem Anſcheine nach die unabſichtliche Urſache davon ſind.

Der Vicekönig: Erklären Sie ſich deutlicher.

Der Licentiat: An einem Tage wie der heutige, bei einer ſo rührenden Feſtlichkeit! ... in der That, es thut mir ſehr leid, Eure Hoheit ſo betrüben zu müſſen ... allein ich muß reden, und ich rede unumwunden, ſelbſt auf die Gefahr hin, mir Eurer Hoheit Mißfallen zuzuziehen. — Meine Pflicht als Prieſter und das Intereſſe Eurer Hoheit verlangen es gebieteriſch.

Der Vicekönig: Ich kann mir durchaus nicht erklären, auf was Sie anſpielen, Herr Licentiat.

Der Licentiat: Jene berüchtigte Schauſpielerin ...

Der Vicekönig (bei Seite): Da haben wir's.

Der Licentiat: Jene berüchtigte Schauſpielerin, für welche, wie man verſichert, Eure Hoheit ſich ſo lebhaft intereſſiren ſoll, hat ſogar am heutigen Tage, und ſo eben wieder eine höchſt unangenehme Ruheſtörung veranlaßt. Der Schutz, welchen Eure Hoheit dieſer Perſon gewährt, ermuthigt ſie dermaßen, daß ſie — verzeihen Sie mir dieſen Ausdruck, ſich Alles erfrechen zu dürfen glaubt.

Der Vicekönig: Ich verſichere Sie, Herr Licentiat, daß ich dieſer Perſon durchaus keinen Schutz gewähre; ich verehre nur ihr Talent ... das alle Achtung verdient. Allein ich

bitte Sie, hochwürdiger Herr, fahren Sie nur fort, und erzählen Sie mir die Geſchichte zu Ende.

Der Licentiat: Die Sache iſt einfach die: Dieſe Komediantin beſitzt eine Caroſſe, welche ſie — dem Geſchwätz der Leute zu Folge, — von Eurer Hoheit erhalten haben ſoll.

Der Vicekönig: Allerdings .... dieſe Caroſſe war mir überflüſſig.

Der Licentiat: Ei ei, gnädigſter Herr! für dieſe Caroſſe hätte ſich doch wohl noch eine beſſere Verwendung ausfindig machen laſſen! — Zu geſchehenen Dingen muß man aber das Beſte reden, und Eure Hoheit hatten vermuthlich gewichtige Gründe, dieſen Wagen der Schauſpielerin zu ſchenken. — Wollte Gott! ... doch nein, das geht ja mich nichts an! Ich will mich einfach nur auf Das beſchränken, wovon ich ſelber Augenzeuge geweſen bin! Sie hat alſo eine Caroſſe und iſt in dieſer Caroſſe ſo eben zur Kirche gefahren.... Ich meinerſeits hatte mich leider auf etlichen Ausgängen verſpätet und deshalb einen Platz in dem Wagen der Marquiſe Altamirano angenommen, den ſie mir anzubieten geruht hatte. Wir fuhren im Schritt, wie es ſich geziemt, wenn man zur Kirche fährt; da fährt auf einmal die Señora Perichole im ſchärfſten Trabe heran, deſſen ihre Maulthiere nur fähig ſind, daß das Pflaſter auf zwanzig Schritte in der Runde erzittert. Wir wollten eben auf den großen Platz ausbiegen, als die Komödiantin uns vorfahren will ... ſie einer Marquiſe! ... kurzum, ſie fuhr ſo hart an uns heran, daß ihr Wagen mit der größten Heftigkeit auf den unſern aufrannte ...

Der Vicekönig: Ihr Kutſcher iſt ein Tölpel, der ...

Der Licentiat: Eure Hoheit wollen gütigſt entſchuldigen, wenn ich mir erlaube zu glauben, daß ihr Kutſcher nicht ohne Befehl gehandelt hat, um ſo mehr, als dieſe berüchtigte Perſon den Kopf aus dem Schlage bog, ſobald ſie unſerer

Equipage anfichtig wurde, und vermuthlich diesen Menschen durch ausdrücklichen Befehl veranlaßte, auf uns einzufahren!

Der Vicekönig: Hoffentlich hat sich doch kein Unglück zugetragen?

Der Licentiat: Das eben nicht, allein es ist ein wahres Wunder, daß wir noch am Leben sind! Das Zusammenstoßen war entsetzlich; die Marquise stürzte auf mich und ich fiel unglücklicherweise auf den Hund der Marquise, den ich leider zu Tode gedrückt habe. . . . Meine Perücke ist mir in die Gosse gefallen, und die Marquise hat eine sehr bedeutende Quetschung an der Hüfte davongetragen!

Der Vicekönig: Gott sey Lob und Dank! Ich fürchtete schon, es habe ein noch größeres Unglück abgesetzt!

Der Licentiat: Mir daucht, dieses sey schon bedeutend genug. Der Wagen ist besonders hart mitgenommen — eine herrliche Carosse, welche schon seit fünfundzwanzig Jahren die Bewunderung der ganzen Stadt auf sich zog.

Der Vicekönig: Ich werde ihn bezahlen . . . das heißt, ich werde allen Schaden vergüten, welchen die Señora Perichole angerichtet hat!

Der Licentiat: Wie soll man aber den Skandal wieder gutmachen, den diese Aufführung der Señora Perichole in der ganzen Stadt angerichtet hat? . . . Ich für meinen Theil wüßte nur ein einziges Mittel, das nämlich: der Señora hinfort zu verbieten, in ihrer Carosse auszufahren, denn es gibt nicht nur ein Aergerniß, wenn man eine Schauspielerin im Wagen fahren sieht, während so viele würdige Geistliche zu Fuße gehen, sondern das Leben der friedliebenden Einwohner von Lima dürfte auch durch eine solche Unklugheit in manchen Fällen ähnlicher Gefahr ausgesetzt werden. . . . Ich habe aber noch nicht Alles gesagt, und bedaure sehr, in die Nothwendigkeit versetzt zu seyn, Euer Hoheit etwas Unangenehmes zu sagen. — Die Diener der Marquise waren nämlich von der ihrer Ge-

bieterin widerfahrenen Unbill ſo empört, daß ſie ſich an dem Kutſcher und Lakaien beſagter Komödiantin ſogleich handgreiflich gerächt haben, worauf denn allerhand Geſindel, das der Lärm herbeigezogen hatte, für jene Perſon Partei ergriff. Namentlich hat ein gewiſſer, ſehr ſchlecht prädizirter Kerl, ein Ghule, ein Toreador Namens Ramon, ſich durch ſeine Wildheit ausgezeichnet. Er hat mit einem entſetzlichen Knüppel den Kutſcher der Maranſe beinahe zu Tode gerammelt, ihrem Stallmeiſter den Degen zerbrochen, und einem ihrer Lakaien die Zähne eingeſchlagen.

Der Vicekönig: Der Schurke! Ich werde ihn für ſeine Vermeſſenheit exemplariſch abſtrafen laſſen!

Der Licentiat: Ich bin noch nicht zu Ende, gnädigſter Herr! Ohne auf uns zu achten, ohne ſich bei uns zu entſchuldigen, fährt die Señora Perichole weiter, und es hätte nur wenig gefehlt, daß ſie ſammt dem Wagen zur Kirche hereingefahren wäre! Der Kopf ihrer Maulthiere war ſchon unter dem Portal, als ſie den Wagen erſt halten ließ. Sie ſteigt ab, drängt ſich mit auffallendem Geräuſch durch die Menge der Gläubigen hindurch. . . . Jedermann dreht ſich um, um ſie zu betrachten, . . . man vergißt die hohe Bedeutung der Feierlichkeit, und der Biſchof ſelbſt — nur mit Zittern muß ich es ſagen — theilt die allgemeine Zerſtreuung. Er vergaß es, dem Taufpathen das Verſprechen abzunehmen, den Neubekehrten, ſeinen Täufling, zum Chriſtenthum und in chriſtlichen Grundſätzen erziehen zu wollen. Was mich anbelangt, ſo war ich im höchſten Grade entrüſtet und empört, und verließ eilends die Kirche, um Ihnen dieſes Abenteuer zu erzählen, und Sie flehentlich zu bitten, Sie möchten doch fortan der Unverſchämtheit eines Mädchens ſteuern, das — erlauben Sie mir es ohne Umſchweife zu ſagen — Euer Hoheit die unangenehmſten Auftritte zuziehen könnte.

Der Vicekönig: Sie wird den Augenblick hierherkommen, und ich werde ihr alsdann tüchtig den Kopf waschen.

Der Licentiat: Ich will Ihnen nur im Vertrauen mittheilen, gnädigster Herr, daß die Marquise gedroht hat, sich mit ihrer Klage im Nothfall sogar bis nach Madrid zu wenden.

Der Vicekönig: Sie müssen das zu verhindern suchen, Herr Licentiat, Sie fühlen wohl, daß derartige Klagen mir nur Schaden bringen können.

Der Licentiat: Aber, gnädigster Herr . . .

Der Vicekönig: Sie haben bedeutenden Einfluß auf die Marquise, — veranlassen Sie sie, daß sie sich mit der Entschädigung begnügt, welche ich ihr hiemit anbiete, und deren Werth sie selbst bestimmen soll. Ich meines Theils verpflichte mich, der Perichole tüchtig den Kopf zu waschen.

Der Licentiat: Gnädigster Herr... ich weiß nicht...

Der Vicekönig: Ihre Kirche braucht ein Gemälde für den Hochaltar. . . . Ich werde die Perichole zwingen, daß sie Euch ein Solches zum Geschenk macht, um ihr Vergehen abzubüßen. . . . Da fällt mir eben noch bei, daß ich ihr neulich eine Madonna von Murillo geschenkt habe, welche ich gegen meinen heiligen Christoph austauschen will.... Sie sollen obendrein auch noch die Madonna bekommen: aber thun Sie mir nur den einzigen Gefallen, die Marquise zu beschwichtigen . . . nicht wahr, Sie versprechen mir, diesen Versuch zu wagen?

Der Licentiat: Ich werde mein Möglichstes thun, gnädigster Herr, allein ich glaube kaum . . .

Der Vicekönig: Stellen Sie mir gelegentlich Ihren Neffen vor, wir wollen sehen, ob sich nicht Etwas aus ihm machen läßt.

Der Licentiat: Er verdient in jeder Beziehung das Wohlwollen Eurer Hoheit, allein, gnädigster Herr . . .

Der Vicekönig: Ich höre eine Carosse in den Hof

fahren, vermuthlich kehrt die Perichole zurück, und Sie sollen nun selbst sehen, wie ich ihr den Kopf zurechtsetzen will.

Balthasar (tritt herein): Seine Würden, der Herr Bischof von Lima!

Der Vicekönig: Der Bischof?

Der Licentiat: Vermuthlich will er ebenfalls Klage führen!

(Der Bischof und die Perichole erscheinen zu gleicher Zeit unter der Thüre, und bekomplimentiren sich gegenseitig um den Vortritt.)

Der Bischof: Belieben Sie doch einzutreten, mein Fräulein!

Die Perichole: Ich bitte Sie, Eminenz ...

Der Bischof (nimmt sie bei der Hand): Nun gut, so wollen wir mit einander eintreten.

Der Licentiat (bei Seite): Was sehe ich! der Bischof reicht seine Hand einer Schauspielerin?

Der Vicekönig: Erlauchter Herr, ich küsse Euer Würden die Hände ... ich bin ganz beschämt, daß ich nicht aufstehen kann, um Sie zu empfangen, allein ein armer Kranker wie ich ...

Der Bischof: Das Fräulein hat mich bereits von dem Unwohlseyn Eurer Hoheit in Kenntniß gesetzt, und ich wollte nicht nach Hause zurückkehren, ohne mich nach dero Befinden erkundigt zu haben! Das hat mir noch überdieß das Vergnügen verschafft, das Fräulein in meiner Equipage hieher führen zu dürfen.

Die Perichole: Es ist eine Gnade, die ich nie vergessen werde.

Der Vicekönig: Wie? Mein Wagen ... Deine ... Ihre Caresse, Señora ... ist sie etwa zerbrochen? ...

Die Perichole: Nein, gnädigster Herr, aber ich habe sie nicht mehr, und derene auch nicht, sie weggeschenkt zu haben, denn der Gebrauch, den ich von ihr gemacht habe, ist hoffent-

lich ein ſo guter, daß er mich in den Augen Eurer Hoheit entſchuldigen wird.

Der Biſchof: Ja, es iſt die beſte, die heiligſte Verwendung.

Der Licentiat (bei Seite): Ich weiß gar nicht, was ich von dem Allem halten ſoll.

Der Biſchof: Sie haben ein Beiſpiel von Frömmigkeit und Gottesfurcht gegeben, mein Fräulein, wie es in unſern gottloſen Zeiten leider nur ſelten mehr vorkommt.

Der Vicekönig: Ich bitte Sie, erklären Sie mir doch ...

Die Perichole: Verzeihen Sie mir, gnädigſter Herr, wenn ich mich ſchon ſo bald wieder eines Geſchenkes entäußerte, das von Ihnen kam; wenn Sie jedoch erfahren werden, in welche Hände ich es abgetreten habe, ſo werden Sie mir nicht nur verzeihen, ſondern auch ganz mit meinen Anſichten einverſtanden ſeyn. Während ich nämlich verhin auf elaſtiſchen Kiſſen mich wiegend behaglich durch die Straßen rollte, überkam mich ein Gedanke, der mir im Nu das Vergnügen verbitterte, welches ich dabei empfand. — Wie? dacht' ich, eine Sünderin ... ein elendes Weſen wie ich ... ein Weib, das eine beinahe verbrecheriſche Lebensweiſe führt, und einem Stande angehört, welcher beinahe für unehrlich gilt, ich ſollte ...

Der Biſchof: Meine liebe Tochter, Sie ſind allzubeſcheiden ... Obwohl ich Sie noch nie auf der Bühne geſehen habe, habe ich doch erfahren, daß Sie Ihrem Stande alle Ehre machen. St. Geneſius war ja auch ein Schauſpieler.

Die Perichole: Laſſen Sie mich antworten, hochwürdigſter Herr! ... wie ich alſo verhin in einem bequemen Wagen auf weichen Kiſſen von einem Ende der Stadt zum andern rollte, vor Sonne, Regen und Erkältung geſchützt — während Perſonen, die noch tauſendmal mehr werth ſind als ich, während die Diener Gottes, welche den armen Kranken geiſtlichen Troſt zutragen, und ſie für den Himmel vorbereiten, allen Drangſalen

und Unbequemlichkeiten der Hitze, des Regens, des Staubes und der Ermattung ausgesetzt war — während ich alle eine unverdiente Behaglichkeit genieße, überkommt mich der Gedanke, daß ich schon oft würdige Priester, deren Alter mir Ehrfurcht einflößte, eilenden Schrittes durch die Straßen von Lima habe wandeln sah, Kranken das heilige Viaticum habe bringen sehen, die noch ihres Eifers dennoch fürchten mußten, allzuspät an dem Bette der Sterbenden anzulangen. Da habe ich über mich selbst geweint, und die heilige Jungfrau hat mir gleichfalls als Buße meiner Sünden den Gedanken eingegeben, dem lieben Gott diese Caroße zum Opfer zu bringen, welche meinem Herzen so geschmeichelt hatte, obwohl ich allzu unwürdig bin, um sie zu besitzen [1]).

Der Bischof: Das Fräulein hat die Großmuth gehabt, diese Caroße unserer Kirche zum Geschenk zu machen, und sogar noch eine fromme Stiftung hinzuzufügen, durch deren Einkünfte die Unterhaltung derselben für immer gesichert werden soll. Wenn nun in Zukunft irgend ein Kranker den Trost verlangen wird, welchen die Religion dem Sterbenden gewährt, soll dieser Wagen dazu dienen, ihm die heiligen Sacramente zuzuführen, und auf diese Art werden gar viele Seelen vom ewigen Tode gerettet werden; denn es geschieht nur allzu häufig, daß hartgesottene Sünder die Gnade ihres Schöpfers nicht eher begehren, als wenn der Tod sie bereits ergriffen hat, was fast zu spät ist, als daß ein armer Geistlicher zu Fuß noch an ihrem Lager erscheinen könnte, so lange sie noch leben.

Der Licentiat: Das Fräulein hat in der That dießmal einer heiligen Regung nachgegeben.

Der Vicekönig: Ich bewundere Sie, Señora Perichole, und ich wünschte Nichts mehr, als mich an Ihrer wohlthätigen Handlung zu betheiligen, indem ich die Stiftung . . .

Die Perichole: Ach, gnädigster Herr! lassen Sie mir doch diesen armen Ruhm allein . . . ich bin so überreich dafür

belohnt durch dieſes koſtbare Geſchenk, das ich von Seiner Würden dem Herrn Biſchof empfangen habe. Dieſer Roſenkranz war neun Tage lang in dem Meſſinien-Käſtchen des wunderthätigen Marienbildes der Kirche unſerer lieben Frau v. Chimpazuina*) eingeſchloſſen. — (Sie küßt den Roſenkranz und den darinnen befindlichen Roſenkranz küſſen.)

Der Biſchof: Dieſes Skapulier hat beſondere Wunderkräfte, und iſt mit großem Ablaß ausgeſtattet.

Der Vicekönig: Ich bin ſo vergnügt, daß ich mein Bein gar nicht mehr fühle. Pineda iſt ein Narr, ich habe keine Spur von Gicht.

Die Perichole: Es ſind nur die Kräfte dieſes Roſenkranzes, welchen Sie ſo eben berühret haben, gnädigſter Herr, wodurch Sie geheilt worden ſind.

Der Biſchof: Das iſt ſehr wahrſcheinlich, denn ich habe ſchon mehr ſolcher Wunderkuren erlebt.

Der Vicekönig: Ich glaube es gerne, allein ich will doch wenigſtens noch zwei Tage lang meine Kur fortſetzen; alsdann, hochwürdiger Herr, wollen wir meine Wiedergeneſung durch einen frohen Abend feiern, und ich erlaube mir, Sie zu einem Abendſchmauſe bei der Señora Perichole einzuladen, damit Sie genauer mit einander bekannt werden.

Die Perichole: Ich wage gar nicht zu hoffen, daß der hochwürdige Herr mich einer ſolchen Ehre würdigen werde. Indeß hat ja unſer gütiger Heiland auch mit den Samaritern gegeſſen .... Und wenn vielleicht das tiefſte Geheimniß ....

Der Biſchof: Wir wollen ſchon ſehen, wie es ſich ſchickt.. wenn nur einſtweilen Seine Hoheit wieder geneſen iſt.

Der Vicekönig: Das heißt alſo, Sie nehmen die Einladung an?

Der Biſchof: Ich fürchte faſt, daß ich nicht im Stande wäre, einer ſo verbindlichen Einladung zu widerſtehen.

Die Perichole: Wenn vielleicht der Herr Licentiat die vierte Perſon fahren ſenn wollte?

Der Licentiat: Sie erweiſen mir allzuviele Ehre, mein Fräulein!

Der Biſchof: Herr Licentiat, wir wollen einſtweilen keinen Mund darüber halten.

Der Licentiat: Gewiß, hochwürdigſter Herr.

Der Vicekönig: Sie ſollen alsdann die Perichole ſingen hören.... natürlich aber nur fromme Lieder. Ihre Stimme iſt im Stande, einen Ungläubigen zu bekehren.

Der Biſchof (lächelt und mit einer ſanften Verneigung gegen die Perichole): Ich fürchte nur, Sie könnten auch einen Gläubigen abtrünnig machen.

Der Licentiat: Dieſe Caroſſe wird für Sie der Elias-wagen ſeyn, mein Fräulein, er wird Sie ſchnurſtracks in den Himmel führen.

Anmerkungen.

1) Die Vicekönige von Peru und von Mexiko genießen das Vorrecht, zwei [illegible] vor sich [illegible] zu lassen.

2) Ein [illegible] Gericht, das in der ganzen neuen Welt sehr gebräuchlich ist.

3) Ein Chulo ist der Sohn eines Mulatten; Mulatten aber sind die Kinder einer Indianerin und eines Negers oder einer Negerin und eines Indianers.

4) Verse aus dem „wunderthätigen Magus“ (El magico prodigioso) von Calderon.

5) Eine berühmte und in Lima sehr gefeierte Schauspielerin, die Perichole genannt, [illegible] einen Tages auf den Einfall, in einer Karosse nach der Kirche zu fahren. Es gab damals noch sehr wenig Equipagen in Lima, und die Mehrzahl derselben gehörte Personen vom höchsten Range. Die Perichole, welche von dem Vicekönig von Peru unterhalten wurde, [illegible] einen prächtigen Wagen [illegible], worin sie sich zum großen Erstaunen der Einwohner von Lima in der Stadt zeigte. — Nachdem sie sich etwa eine Stunde lang ihrer Karosse bedient hatte, schien sie sich plötzlich von einer so heiligen Anwandlung von [illegible], Reue und frommer Demuth befallen, daß sie die [illegible] der Kathedrale zum Geschenk machte, mit dem Willen [illegible], sie möchte in Zukunft zur [illegible] Begleitung der Priester dienen, welche den armen Kranken geistliche Hülfe zutragen. Auch machte sie eine milde Stiftung, deren Einkünfte zur Unterhaltung der Karosse dienen sollten. Seit jener Zeit wird im Wagen sowohl die letzte Ölung den Kranken zugebracht, als auch die [illegible] gemäß bei Prozessionen herumgeführt, und der Name jener Schauspielerin zu Lima noch in Ehren gehalten.

6) [illegible] in der neuen Welt sehr hoch geehrter Heiligenbild.

Die Familie Carvajal.

Drama.

1828.

O malvada,
Inconstante, desleal, ingrata,
Correspondes de la amistad jurada
Y ley de parentesco conservada!

La Araucana.

'T was strange,
How like they look'd! The expression was the same,
Serenely savage, with a little change,
In the dark eyes' mutual darted flame;
For she too was as one who could avenge,
If cause should be — a lioness though tame.
Her father's blood, before her father's face
Boil'd up and proved her truly of his race.

Byron, Don Juan.
Canto IV., stz. 44.

Personen:

Don José Carvajal.
Dona Agathina, seine Gemahlin.
Dona Catalina, seine Tochter.
Don Alvaro de Pimentel, spanischer Offizier, Geliebter der Dona Catalina.
Der Cazike [illegible].
Angel, sein Sohn.
Der [illegible] des Don José.
Wagner, ein ehemaliger Flibustier.
Diener, Indianer, Negersklaven.

Der Schauplatz ist in einer wenig bevölkerten Provinz des Königreichs Neu-Granada. Die Zeit: gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts.

Einleitung.

In dem Werke des unglücklichen Uñarz über Neu-Granada habe ich die Anekdote gefunden, welche die Fabel des nachſtehenden Stückes bildet, und ſich auf folgende Thatſachen beſchränkt:

Don Joſe Maria de Carvajal war ein Nachkomme des berüchtigten Don Diego, eines der Feldhauptleute von Gonzalez Pizaro, deſſen Grauſamkeit ſprüchwörtlich geworden war. Er hat auch in der That von jeher ſeine Abſtammung nicht verläugnet, ſondern ſich aller möglichen Entführungen, Verführungen und Morde an verſchiedenen Orten ſchuldig gemacht, ſowohl in dem genannten Königreiche, als in dem Golf von Merike, woſelbſt er lange Seeräuberei getrieben haben ſoll. Dazu kam noch, daß er ſich auf Schwarzkunſt gelegt, und um dem Teufel, ihrem Erfinder, zu gefallen, mehrere ſchwere Verbrechen und ruchloſe Thaten begangen hatte, die im Grunde allzuentſetzlich ſind, als daß ich ſie hier erwähnen könnte. Nichtsdeſtoweniger wußte er ſich durch ſein Geld, das er in großen Maſſen zu ſeiner Verfügung hatte, die Verzeihung der Regierung zu verſchaffen, durfte ſich auf der Küſte des Feſtlandes niederlaſſen, und wußte es dahin zu bringen, daß ihm der Vicekönig alle ſeine Verbrechen vergab, indem er mehrere wilde und widerſpenſtige In-

dianerſtamme der Herrſchaft Seiner Katholiſchen Majeſtät wieder unterwarf. Auf dieſer Expedition vergaß er übrigens auch ſeine eigenen Intereſſen nicht, denn er brachte mehrere unſchuldige Greelen um ihr ganzes Hab und Gut, und ließ ſie hernach hinrichten, weil er ſie eines geheimen Einverſtändniſſes mit den Feinden des Königs anklagte.

„Zu der Zeit, da er noch Seeräuberei trieb, hatte er ein adeliches Fräulein, das aus Biscaya gebürtig war, und Dona Auguſtina Salazar hieß, entführt und geheirathet, und ſie hatte ihn mit einer Tochter beſchenkt, welche den Namen Dona Catalina führte. Er hatte der Mutter die Erlaubniß gegeben, ſie in dem Kloſter Unſerer lieben Frau vom Roſenkranz zu Cumana erziehen zu laſſen; als er ſich jedoch zu Mytera am Fuße der Cordilleren niedergelaſſen hatte, ließ er dieſes Fräulein zu ſich kommen, deſſen ſeltene Schönheit bald eine unreine Flamme in ſeinem ruhloſen Herzen entzündete. Er trachtete zuerſt darnach, den unſchuldigen Sinn der jungen Catalina zu verderben, indem er ihr bald ſchlechte Bücher in die Hand gab, bald in ihrer Gegenwart über die heiligſten Myſterien unſerer gebenedeiten Religion ſpottete. Als er übrigens die Fruchtloſigkeit dieſer Bemühungen einſah, verſuchte er mit wahrhaft teufliſcher Bosheit ſie zu überreden, ſie ſeye nicht ſeine Tochter, und ihre Mutter Dona Auguſtina habe damals die eheliche Treue gebrochen. Als auch dieſes niederträchtige Lügengewebe und dieſe fluchwürdige Liſt an der Tugend der Dona Catalina ſcheiterten, beſchloß Carvajal, deſſen gallichter zornmüthiger Charakter ſich nicht lange zur Liſt verſtehen konnte, dieſem unſchuldigen Weſen Gewalt anzuthun. Zuerſt entledigte er ſich — der allgemeinen Annahme zu Folge — ſeiner Gattin durch Gift; alsdann ſchloß er ſich allein mit ſeiner Tochter, welcher er einen Zaubertrank beigebracht hatte (der jedoch auf ſie, als auf eine Chriſtin, gar keine Wirkung ausübte), in ein Zimmer ein, und machte den Verſuch, mit Gewalt über ihr Schamgefühl zu triumphiren. Da

Da Catalina ſah, daß ihr keine andere Wahl mehr übrig blieb, ergriff ſie den Dolch Carvajals und brachte ihm damit einen ſolchen Stich bei, daß der Böſewicht beinahe auf der Stelle ſeinen Geiſt aufgab. Etliche Augenblicke ſpäter kam der Kapitän Don Alonſo de Pimentel mit Indianern und Spaniern dazu, um ſie mit Gewalt aus dem Hauſe zu entführen. Don Alonſo hatte ſie zu Cumana kennen gelernt, und liebte ſie zärtlich; als er jedoch erfahren hatte, was ſich inzwiſchen zugetragen, verließ er ſie auf der Stelle und kehrte nach Spanien zurück, wo er — wie die Sage geht, — ſpäter Mönch geworden ſeyn ſoll. Was aber Dona Catalina anbelangt, ſo ergriff ſie die Flucht, und man hat ſpäter niemals erfahren können, was aus ihr geworden iſt. Der Richter Don Pablo Gomez, welchem die Verfolgung und Unterſuchung dieſes Rechtshandels übertragen war, gab ſich, wiewohl vergebens, alle mögliche Mühe, ſie wieder zu finden. Vielleicht hatte ſie ſich zu den Tamanaques-Indianern geflüchtet, vielleicht war ſie auch von Jaguars zerriſſen worden, zu Sünden Schuld und Sühne für den Mord, den ſie begangen hatte. Man bemerkte auch, daß der Leichnam des Don Joſe ſchon in der erſten Nacht nach ſeinem Begräbniſſe von Jaguars ausgegraben und gefreſſen worden war.

(Man vergleiche auch die Geſchichte des Prozeſſes der Beatrice Cenci.)

Ich wäre wohl niemals auf den Einfall gekommen, aus dieſer entſetzlichen Geſchichte ein Drama zu bilden, hätte ich nicht die beiden nachſtehenden Briefe, und beide faſt zu gleicher Zeit empfangen.

Erſter Brief.

Mein Herr!

Ich nenne mich Diego Rodriguez de Caſtaneda y Palacios, und kommandire die kolumbiſche Corvette, „die Wiedergeburt Amerika's," welche dermalen an der nordweſtlichen Küſte von

Spanien kreuzt. Seit einem ganzen Jahre haben wir schon die schönsten Prisen gemacht, allein das hält uns darum doch nicht ab, uns zuweilen ganz verteufelt zu langweilen. Sie werden sich in der That auch leicht diese Art peinlicher Qual denken können, welche Leute empfinden müssen, die verdammt sind, fast immer Angesichts des Landes zu kreuzen, ohne es je betreten zu können!

Ich hatte gelesen, daß der Kapitän Parry inmitten der Eisfelder der Polarmeere seine Mannschaft durch Komödien unterhalten habe, welche er mit seinen Offizieren aufführte. Ich wollte ihm nachahmen. Wir hatten einige Bände Theaterstücke an Bord, und machten uns nun daran, sie alle Abende in der Stabs-Kajüte einander vorzulesen, um irgend ein für uns tanzliches Stück herauszufinden. Sie können aber gar nicht glauben, mein Herr, wie tödtlich langweilig alle diese Stücke uns vorkamen. Alle meine Offiziere stritten sich um die Wache, um schon dem Vorlesen derselben zu entgehen. Personen, Gefühle, Verwicklungen, Abenteuer und Handlungen — Alles erschien uns falsch — immer waren es nur Prinzen, oder vielmehr verliebte Narren, die ihre Prinzessinen nicht einmal mit ihren Fingerspitzen anzurühren wagten, wenn sie sie auf Boetshakenlänge in der Nähe hatten: dieses Betragen und ihre verliebten Scherze setzten uns in ein nicht geringes Staunen, da wir Seeleute gewohnt sind, in Sachen der Galanterie mitunter geradeaus zu gehen.

Für mich selber sind alle diese Tragödien-Helden nur phlegmatische Philosophen ohne alle Leidenschaften, welche Rübenbrühe statt des Bluts in den Adern haben — Burschen, welchen schwindeln würde, müßten sie in einen Mastkorb hinaufsteigen. Wenn je zuweilen einer dieser süßen Herrchen seinen Nebenbuhler im Duell oder sonst umbringt, so kommt die Reue gleich hinterdrein, die Gewissensbisse erdrücken ihn beinahe, und der Kerl heult wie ein Schloßhund. — Ich bin nun bereits

ſiebenundzwanzig Jahre zur See, habe allein einundzwanzig Stunden zugebracht, und noch nie etwas Derartiges geſehen. Unter meinen Offizieren iſt kaum Einer, der nicht wenigſtens ſchon dreißigmal an Bord von gentterten Schiffen gekommen wäre, und wohl ebenſoviel der heftigſten Stürme ſchon erlebt hätte; deßhalb werden Sie leicht begreifen, daß es, um Leute von unſerem Schlage zu rühren, ganz anderer Dichter-Werke bedarf, als für die ehrſamen Spießbürger von Madrid. Wenn ich die Zeit hätte, ſo würde ich ſelber ein paar Tragödien ſchreiben, allein die Führung meines Logbuchs und die Beſichtigung meines Schiffes laſſen mir keinen Augenblick freie Zeit. Man verſichert mich, Sie haben ein wunderbares wuchtendes Talent für dramatiſche Dichtungen: Sie würden mir nun einen großen Dienſt leiſten, würden Sie dieſes Talent einmal dazu verwenden, mir ein Stück zu ſchreiben, das wir an Bord aufführen könnten. Ich brauche Ihnen nicht erſt zu ſagen, daß wir nichts Fades und Alltägliches haben wollen; im Gegentheile: für uns kann nichts glühend, nichts gewürzt genug ſeyn. Wir ſind keine ſpröden Mädchen, und fürchten uns vor nichts als vor ſchmachtenden und ſentimentalen Brocken. Wenn je ein Liebespaar in Ihrem Stücke vorkommt, ſoll es wenigſtens ohne viele Umſchweife auf die Sache eingehen, und ſich leidenſchaftlich und raſch dabei benehmen. Aber was brauche ich Ihnen noch mehr zu ſagen? Sie werden mich bereits hinlänglich verſtanden haben! Iſt Ihr Drama oder Komödie fertig, ſo werden wir uns über das Honorar ſchon verſtändigen. Sind Ihnen ſpaniſchen Waaren angenehm, ſo werden wir uns ohne Mühe arrangiren.

Im Uebrigen, mein Herr, brauchen Sie nicht zu fürchten, daß Sie für Leute ſchreiben werden, die nicht im Stande wären, Ihre literariſchen Verdienſte zu würdigen. Unſere Offiziere haben ſämmtlich eine ausgezeichnete Bildung erhalten, und ich ſelbſt bin kein ganz unwürdiges Mitglied der Republik der Wiſſenſchaften. Ich bin Verfaſſer zweier Werke, die, ich darf es wohl

von mir behaupten, nicht ganz ohne Verdienſt ſind. Das Erſte iſt: Der vollkommene Steuermann, in Quart, und erſchien zu Carthagena 1810. Das Andere iſt eine Monographie über den Vorzug der Ketten vor den Kabel-Tauen. Ich ſende Ihnen von beiden Werken ein Exemplar zu, und verbleibe,

mein Herr

mit Hochachtung

Ihr ergebenſter Diener
Diego Caſtaneda.

Zweiter Brief.

Mein Herr!

Ich bin fünfzehn und ein halbes Jahr alt, und die Mama will mir nicht erlauben, daß ich Romane oder romantiſche Dramen leſe. Namentlich verbietet man mir Alles, was irgend ſchauerlich und unterhaltend iſt, und behauptet, dieß verderbe die Phantaſie eines jungen Mädchens. Ich glaube freilich nichts davon, und da mir die Bibliothek des Papa immer zu Gebote ſteht, ſo leſe ich ſo viel wie möglich von derartigen Werken. Sie können ſich gar nicht denken, was das für ein Vergnügen gewährt, wenn man noch bis nach Mitternacht in ſeinem Bette ein verbrenntes Buch lieſt. Unglücklicher Weiſe bin ich indeß ſchon mit Papa's ganzer Bibliothek zu Ende, und weiß nicht, was ich jetzt beginnen ſoll. Könnten Sie mir nicht, mein Herr, der Sie doch ſo hübſche Bücher ſchreiben, nur ein kleines Drama oder einen kleinen Roman machen, der möglichſt ſchwarz, möglichſt ſchrecklich, und mit recht viel Verbrechen und Liebſchaften nach Art des Lord Byron ausgeſtattet wäre? Ich würde Ihnen dafür überaus verbunden ſeyn, und verſpreche, Sie allen meinen Freunden zu empfehlen. Ich verbleibe, mein Herr ꝛc.

J. O.

Nachſchrift.

Ich wünſchte namentlich, daß der Schluß ein recht ſchrecklicher wäre, beſonders daß die Heldin unglücklich umkäme.

Zweite Nachſchrift.

Wenn es Ihnen gleichgültig wäre, ſo möchte ich noch ferner wünſchen, daß der Held Alphons hieße: es iſt ein ſo hübſcher Name.

Erſte Scene.

Ein Gemach in einem einſam ſtehenden Hauſe. — Im Vordergrund ein Tiſch mit Lichtern, und eine Platte mit Allem, was nöthig iſt, um den Mate oder Paraguay-Thee 1) zu ſerviren.

Don Joſe de Carvajal, Dona Agustina, Dona Catalina Nugnez, Negerſklaven.

Don Joſe (zu Nugnez): Und dann?

Nugnez: Dann, gnädiger Herr, als ich ſah, daß das noch nicht hinreichend war, um ihn beichten zu machen, habe ich den Strang noch dreimal zugedreht.

Dona Catalina (hält ſich die Ohren zu): Noch einmal?

Don Joſe (zu Nugnez): Und der Schurke hat trotzdem doch nichts gebeichtet?

Nugnez: Es war vergebens, daß ich ihm verſchiedene

1) Dieſes Kraut, worin die Spanier in Süd-Amerika eine Art Heilmittel oder Präſervativ gegen alle möglichen Krankheiten zu finden glauben, iſt in dieſem Theile der Welt faſt allgemein im Gebrauche. Man wirft das gedörrte, beinahe in Staub verwandelte Kraut in einen Topf von Silber oder Porzellan, woran eine lange enge Röhre befeſtigt iſt, mengt Zucker, Citronenſaft und etliche ſtarkriechende Gewürze darunter, und gießt ſiedendes Waſſer darauf. Der ächte Liebhaber und Kenner muß nun aus dieſem Rohre den ſiedendheißen Trank ſaugen können, ohne auch nur eine Geberde dabei zu verziehen.

Dona Catalina: Genug! Wir haben bereits hinlänglich das Kapitel von Euren Strafen und Martern mit angehört... Schweigt jetzt, Muguez!

Don Jose: He da! die Señora glaubt wohl hier allein Herrin zu ſeyn? — Darf ich denn meine Leute nicht einmal ausfragen ohne Deine Erlaubniß, kleines Trotzköpfchen?

(Er ſtreichelt ihr mit der Hand das Kinn.)

Dona Catalina (ſteht raſch auf): Sprechen Sie nun unumwunden von den Foltern, zu welchen Sie die armen Neger verurtheilen! Was mich anbelangt, ſo verlaſſe ich das Zimmer.

Don Jose: Ich will, daß Du hier bleibſt.

Dona Agustina: Ei ei, lieber Freund, bedenke doch, daß Catalina mit ihren ſchwachen Nerven...

Don Jose: Wie? das fehlt gerade noch, daß Du wie gewöhnlich Dich zwiſchen mich und meine Tochter drängſt! — Bleibe, Catalina, ich will es! Man muß nicht ſo empfindlich ſeyn: handelt ſich es doch nur um einen Neger... Möchte man nicht gar glauben... (Zu den Negerſklaven im Hintergrunde): Laßt ſie nicht hinaus! — Ich will es, daß Du hier bleibſt. Gott, was für ein Charakter! — (Dona Catalina will ſich auf die Thüre zuſtürzen, allein die Neger ſtellen ſich vor dieſelbe; nun tritt ſie auf den Punkt der Bühne, wo ſie Don Jose am fernſten iſt, und wirft ſich mit verſchränkten Armen in einen Stuhl.) (Bei Seite): Ich freue mich, wenn ich ſie ſo ſehe. Wie hübſch ſie iſt, wenn der Zorn ihr lebhaftere Farben auf die Wangen zaubert! Wie ihr Buſen wogt! Was für Augen! ſie funkeln vor Zorn. Ja, ſie iſt ſchön, ſchön wie eine junge Tigerin. Nun, Muguez, wobei blieben wir ſtehen?...

(Dona Catalina ſagt mit lauter Stimme einige Ave Maria her, ſo lange ihr Vater mit Muguez redet.)

Muguez: Ich fragte ihn immer nach ſeinen Mitſchuldigen, denn man vergiftet nicht ſo mir nichts dir nichts ganz allein zwölf Neger, allein der Burſche fletſchte nur die Zähne, wie eine todte Eidechſe, und gab mir gar keine Antwort.

Don Joſe (indem er ſeine Tochter anſchaut): Welches Trotzköpfchen! — (Zu Mugnoz): Das kommt daher, daß Du ihn geſchont haſt, Mugnoz. Du verfährſt zu gelinde mit ihm.

Mugnoz: Bei Chriſti Leib, Sie ſind ungerecht, gnädiger Herr! Ich will's beſchwören, daß ich Alles that, was in meinen Kräften ſtund; allein ein Neger hat eine härtere Haut, als ein Kayman.

Don Joſe (ſeine Tochter betrachtend, halblaut): Wie ſchön ſie iſt! (Zu Mugnoz): Nun?

Mugnoz: Nun, gnädiger Herr, da ich nichts aus ihm herausbringen konnte, blieb mir nichts Anderes übrig, als ihn wieder in ſeinen Kerker zurückzubringen, und ihm die Füße in einen tüchtigen, recht ſchweren Cangue[1]) zu ſpannen. Wenn Sie nun damit einverſtanden ſind, wollen wir ihn Morgen vor der Pflanzung lebendig verbrennen. — Giftmiſcher verbrennt man gewöhnlich; wenn Sie es indeß vorziehen würden...

Don Joſe (unſtreut): Meinetwegen... aber, Mugnoz...

Mugnoz: Was befehlen Sie, gnädiger Herr?

Don Joſe (zu Dona Auguſtina): Gehen Sie zu Ihrer Tochter, Señora; ich mag's nicht leiden, wenn man ſich wie ein Spion an meine Ferſen heftet. Verlaßt uns jetzt! (Leiſer zu Mugnoz): Du ſagſt mir gar nichts von Don Alonſo de Pimentel? Wie hat er die Weigerung aufgenommen, die ich ihm auf ſeine Bewerbung zuſandte? Haben Deine Spione nichts Näheres in Erfahrung gebracht?

Mugnoz: Nicht eben viel, gnädiger Herr. Alles, was ich weiß, beſchränkt ſich darauf, daß er zuerſt zu Einem ſeiner Diener ſagte: 'Martin — ſo heißt der Burſche — 'haſt Du

1) Ein großer Block von ſchwerem Holze, der entzwei gehalten und mit einer Aushöhlung verſehen iſt, um die Füße hineinzulegen. Iſt dieſe Maſchine wieder zuſammengelegt und mittelſt eines Vorlegſchloſſes verſchloſſen, ſo kann der arme Teufel, deſſen Füße drinnen ſtecken, weder aufſtehen, noch ſich rühren.

Muth? ich werde bald Deiner benöthigt ſeyn.' — Das deutet meines Erachtens darauf hin ...—

Don Joſe: Ich brauche Deine Bemerkungen nicht; — fahre nur fort.

Mugnoz: Ferner äußerte er gegen den Jeſuiten, von dem ich Ihnen bereits erzählte, und den ich beauftragt hatte, ihm in dieſer Beziehung auf den Zahn zu fühlen: 'Don Joſe de Carvajal verweigerte mir ſeine Tochter: allein ſie muß mein werden, gleichviel auf welche Art ...'

Don Joſe: Wir wollen ſehen.

Mugnoz: Seit dieſer Zeit beſucht Don Alenſe häufiger den alten Kaziken Guazimbo, und dehnt ſeine Jagd- und Streifzüge bis in unſere Nachbarſchaft aus, wobei ihn jener ſeltſame Kauz Ingol, der Sohn des Kaziken, ſtets begleitet.

Don Joſe: Bis in unſere Nachbarſchaft?

Mugnoz: Ja, gnädigſter Herr! ſogar bis in die nächſte Nähe unſerer Wohnung; Tag und Nacht ſieht man Indianer in der Gegend herumſtreifen, und wenn wir ſie in der Nähe des Hauſes treffen, ſcheinen ſie ſtets die Höhe der Mauern zu unterſuchen. Erſt geſtern noch habe ich Ingol getroffen, der ein Zeichen in ſeine Lanze ſchnitt. Er war in der Nähe der Mauer, und ich bin überzeugt, daß er nur ihre Höhe gemeſſen hatte. Man ſollte dieſes Geſindel verdientermaßen mit Büchſenſchüſſen empfangen.

Don Joſe (nach einer Pauſe): Gut ... es iſt recht ſo ... ich bin zufrieden ... Du kannſt Dich nun entfernen. (Er ruft ihn zurück): Mugnez!

Mugnoz (kehrt zurück): Gnädiger Herr!

Don Joſe: Mugnez, das darf nicht ſo fortgehen!

Mugnoz: Nein, gnädiger Herr!

Don Joſe: Und ich verlaſſe mich darin auf Dich!

Mugnoz: Ganz recht, gnädiger Herr!

Don Joſe: Ich muß einmal in Erfahrung bringen, wann er wieder zu ſeinem Freund, dem Kaziken, geht.

Nugnez: Ich werde es in Erfahrung bringen.

Don Joſe: Im Gebirge, auf dem Wege nach Tucamba, iſt ja eine kleine Felsſchlucht, und rings herum dichtes Gebüſche...

Nugnez: Ich weiß wohl, gnädiger Herr! ich habe mir das Plätzchen auch ſchon gemerkt, und bei mir ſelbſt gedacht: wenn Einer eines Andern ledig werden wollte, ſo brauchte er ſich nur hier eines Abends mit einer guten Büchſe in den Hinterhalt zu legen...

Don Joſe: Schon gut — wir wollen Morgen noch mehr davon reden. Gehe nun!

(Nugnez tritt ab.)

Dona Catalina (blickt ihm nach): Endlich!

Don Joſe (zu ihr): Catalina!

Dona Auguſtina: Dein Vater ruft Dir, mein Kind.

Don Joſe: Catalina!

Dona Auguſtina (leiſe zu ihrer Tochter): Geh', folge ihm ſchnell, und bringe ihn nicht in Zorn!

Don Joſe (ſpringt heftig auf): Willſt Du bald kommen, eigenſinniges Geſchöpf?

Dona Catalina: Was wollt Ihr von mir?

Don Joſe (ahmt ihren Ton nach): Was wollt Ihr von mir?... Gib dieſen trotzigen tragiſchen Ton auf, und ſetze Dich hieher zu mir an den Tiſch! Komm, komm, mein Kind! laſſe uns Frieden machen, gib mir Dein niedliches Händchen, Catalina. Sey vernünftig, muß ich nicht einen Schurken abſtrafen laſſen, der mir zwölf Neger vergiftet, und mich um mehr als dreitauſend Piaſter gebracht hat?

Dona Catalina: Ihr habt hier zu befehlen, Ihr ſeyd Herr im Hauſe.

Dona Auguſtina: Darf ich nicht auch den Mate mit Euch trinken?

Don Joſe (zu Dona Catalina): Ei ei! was für ein eigenſinniges rechthaderiſches Köpfchen! Nie wirſt Du ſagen: ich habe Unrecht gehabt. Komm', küſſe mich, rebelliſche Kleine! ich will es haben.

Dona Catalina (weiſt ihn ſachte zurück): Schon gut! Warum ſollte ich Euch küſſen, wir haben ja keinen Streit gehabt? Liebe Mutter, der Vater erwartet Euch, um den Mate zu trinken, den Sie vorhin bereitet haben.

(Alle ſetzen ſich nun an den Tiſch.)

Don Joſe: Catalina, Du mußt mich küſſen.

Dona Catalina: Nein, ich thu's nicht. Euer Schnurrbart und Knebelbart ſticht mich.

Don Joſe: Aha, ich begreife Dich! mein ſchwarzer Bart mißfällt Dir... Du würdeſt freilich lieber den weichen blonden Flaumbart dieſes Zieraffen Alonſo auf Deiner Wange fühlen. — Aha, habe ich Dich ertappt? da biſt Du auf Einmal über und über roth geworden, — man könnte einen Schwefelfaden an Deiner Wange anzünden.

Dona Aguſtina: Aber, lieber Freund...

Don Joſe: Wer Teufels fragt denn nach Euch? Könnt Ihr Euch nicht einen Augenblick zum Schweigen bequemen? — Und Du, Catalina, dieſes plötzliche Erröthen erheiſcht Aufklärung. Was haſt Du uns zu ſagen?

Dona Catalina: Nichts.

Don Joſe: Ich weiß, daß Du ihn liebſt — ich weiß es, undankbares Kind, wage es zu läugnen.

Dona Catalina: Ja, ich liebe ihn.

Don Joſe (ſpringt vor Wuth vom Stuhle auf): Du liebſt ihn alſo, und wagſt mir dieß in's Geſicht zu ſagen?

Dona Catalina: Sie wiſſen es ja!

Dona Aguſtina: Meine liebe Tochter!...

Don Joſe: Dieſen Don Alonſo, einen erbärmlichen

Kapitän vom Fußvolke... diesen Menschen von gemeiner Abkunft?... diesen Schurken...

Dona Catalina (mit Feuer): Das ist nicht wahr! Seine Familie ist eben so adelich, ja vielleicht noch vornehmer als die unsrige!

Don Jose: Unverschämte! wagst Du so mit mir zu reden?

Dona Agustina: Um Gottes willen!

Don Jose: Wollt Ihr schweigen! Tausend Donnerwetter! — (Zu Catalina): Wie kannst Du es wagen, Deinen Vater einer Lüge zu beschuldigen?... Wie kannst Du es wagen, mir zu sagen: das ist nicht wahr!?

Dona Catalina: Ich habe Unrecht gehabt, ich vergaß, daß ich mit meinem Vater sprach... ich bin sehr strafbar... Allein man hat mich so schlecht erzogen... ich weiß gar nichts. Man hat mich beinahe absichtlich in Unwissenheit erzogen. Man hoffte, ich würde immer ein Kind seyn... ich würde... O! mein Gott, komm' mir zu Hülfe! (Sie weint.)

Don Jose: Du entschuldigst also Deine Unverschämtheit durch eine andere?

Dona Catalina: Ich weiß nicht, was ich sage, — ich muß mich entfernen, ich habe Unrecht — allein ich kann es nicht dulden, daß man meinen Geliebten beschimpft.

Don Jose: Deinen Geliebten? So hast Du Dich also schon Don Alonso hingegeben? Du gestehst es also ein?

Dona Agustina: Heilige Jungfrau, was sagt er?

Don Jose: Willst Du mir antworten?

Dona Catalina (richtet sich stolz empor): Ich verstehe Euch nicht, Señor!

Don Jose: Ja, Du bist noch ein unwissendes Kind, nicht wahr? und dennoch kennt dieses Kind schon die Geheimnisse der Liebe!

Dona Catalina: Ich möchte die Gattin Don Alonso's werden, und will nie einem Andern angehören, als ihm.

Don Joſe: Ich weiß nicht, was mich abhält...

Dona Aguſtina: Meine Tochter, meine theure Catalina, erzürne doch Deinen Vater nicht!

Don Joſe (geht mit großen Schritten im Zimmer auf und ab). Schon gut, Señora, ſchon gut! ich ſehe nun ein, was für eine Schlange ich am Buſen genährt habe.... Du biſt ein Ungeheuer, ein undankbares Geſchöpf! — Was aber den Burſchen anbelangt, den Du Deinen Geliebten nennſt, ſo ſchwöre ich Dir, daß Du ihn nicht bekommen ſollſt! — Wenn er es wieder wagt, ſich in der Nähe meines Hauſes einzufinden, wenn er den Verſuch macht, Dich zu ſprechen, Dich zu entführen...

Dona Catalina (halblaut): Don Alenſo iſt ein Kaſtilianer, und ein Cavalier.

Don Joſe: Nun, und was hilft ihn dieß?

Dona Catalina: Er fürchtet den Tod nicht, wenn es ſich um diejenige handelt, der er ſein Wort verpfändet hat.

Don Joſe (zieht ſeinen Dolch): Ich werde niemals zugeben, daß Du mein Haus entehrſt!

Dona Aguſtina: Haltet ihn, fallt ihm in den Arm! Um Gottes willen, haltet ein!...

Dona Catalina: Tödtet mich immerhin, Vater! Lieber will ich ſterben, als noch länger ſo leben.

Don Joſe: Ehrnes Herz!... Entmenſchte Tochter! — (Er ſchleudert ſeinen Dolch zu Boden, und rennt wie ein Beſeſſener im Zimmer auf und ab): Die Hölle kocht in meinem Buſen — ich bin der unglücklichſte Menſch! — Alle Menſchen haſſen mich! Ihr ſelbſt möchtet mich lieber todt ſehen, nicht wahr?... — (halblaut): O Satan, Satan! vergönne mir nur einen einzigen Monat des Glücks, und hole mich nachher! — (Er geht einige Zeit ſchweigend im Zimmer auf und ab. — Zu einem Neger): Hebe jenen Dolch auf, und gib ihn mir!... (Er tritt auf Catalina zu): Stirb, undankbares Geſchöpf! — (Er ſetzt ihr den Dolch leicht an die Kehle, zieht ihn dann

rasch zurück, und bricht in ein lautes Gelächter aus): Nun, meine Kleine, hast Du Dich gefürchtet?

Dona Catalina: Ihr erschreckt mich manchmal noch weit mehr.

Don Jose: Wenn Du... Dich gefürchtet hast, so gestehe es nur, Ninette... Wie, kleine Närrin, hast Du nicht gesehen, daß ich Dir nur bange machen wollte? Es war ja nur ein Scherz.

Dona Agustina: Wie?... nur ein Scherz? O Jesus! — Ach, mein lieber Gemahl! bedenket doch nur auch, wie wehe Ihr einer Frau mit dem thuet, was Ihr einen Scherz nennet.

Don Jose (zuckt die Achseln): Bah! — (Große Pause).

Don Jose: Dieser Mate ist abscheulich. Gewiß hat ihn meine Frau wieder bereitet.

Dona Catalina (zu Dona Agustina): Das ist abermals ein Scherz von ihm!

Donna Agustina: Aber, liebes Männchen, ich habe mir doch alle mögliche Mühe gegeben.

Don Jose: Es ist hinreichend, daß Ihr an etwas Hand anleget, um Alles zu verderben. Jetzt, da Ihr alt seyd, solltet Ihr wenigstens einen Mate zu bereiten wissen, allein Ihr seyd zu nichts nütze.

Dona Agustina: Aber, liebes Männchen, Ihr seyd wahrlich der einzige Mensch, der mir je etwas Derartiges gesagt! Warum mußtet Ihr auch so lange warten, bis Euer Mate kalt geworden ist?

Don Jose: Schweigt jetzt! genug davon! Ihr wollt immer das letzte Wort haben. Alle Teufel, welch eine Qual, wenn man eine Frau hat, die einem wenigstens um zehn Jahre am Alter überlegen ist.

Dona Agustina (mit Thränen in den Augen): Ich bin freilich einige Jahre älter als Ihr, Don Jose, aber doch nicht um so viel als Ihr sagt.

Dona Catalina: Beste Mutter! (Sie küßt sie.)

Don Jose: Wir altern Alle; vielleicht habt Ihr nicht mehr lange unter meiner üblen Laune zu leiden...

(Pause.)

Dona Agustina: Ich hoffe, daß uns der Himmel Sie noch lange erhalten wird.

Don Jose: Catalina, Du würdest mir also wieder gut seyn, wenn ich Dich jenem Don Alonso zum Weibe gäbe? Wenn es wahr ist, daß er wirklich von so guter Abkunft ist, als Du sagst... so würde ich vielleicht...

Dona Catalina: Nur vielleicht?

Don Jose: Wie sie die Augen aufreißt! O ja, ich möchte Dich wohl glücklich sehen... Eines Tages vielleicht... aber bis dahin wird Don Alonso auf der Jagd schon den Hals gebrochen haben.

Dona Catalina: Warum lächeln Sie so, Vater?

Don Jose: Nun ja, Du weißt ja, daß Don Alonso ein leidenschaftlicher Jäger ist... er ist ja beinahe Tag und Nacht im Gebirge, unter Klüften und Abgründen, — vielleicht könnte es geschehen, daß er eines Tages den Hals bräche!

Dona Catalina: Ich verstehe dieses tückische Lachen, Señor, allein ich gebe noch nicht alle Hoffnung auf; unsere liebe Frau del Carmen zu Burgos wird Erbarmen mit mir haben.

Don Jose: Du wirst von Tag zu Tag unverschämter, Mädchen, trotz Deiner vorgeblichen Demuth und Frömmigkeit! — Wir werden übrigens bald sehen, wie es sich mit ihm schickt.

Dona Catalina: Ich setze alle meine Hoffnungen auf Gott.

Don Jose: Ja, bete zu ihm, Catalina! Flehe ihn an, wie Deine Mutter, daß er Euch eines Tyrannen entledige, daß er Euch von mir befreie...

Dona Catalina: Ich bete alle Tage zu Gott, daß er das Herz meines Vaters rühre.

Don Joſe (ſteht auf): Zu Gott? — Der Himmel erhört nicht das Gebet einer Tochter, die ihn um den Tod ihres Vaters anfleht. Ich kenne Euch Beide . . . Aber nehmt Euch in Acht vor mir, treibt mich nicht auf's Aeußerſte! — Wer ſich meinem Willen widerſetzt, den will ich mit meinen Füßen zertreten, wie ich dieſes Geſchirr zerſchmettere! — (Er ſchleudert mit Gewalt eine Porzellain-Vaſe zu Boden): Rufet mir Muguez herbei.

(Tritt ab.)

Dona Aguſtina: O Gott! er hat meine ſchöne Zuckerdoſe in hundert Scherben zerbrochen! Aber, liebe Catalina, warum ſprichſt Du auch immer ſo ſchroff und ſo eigenſinnig mit Deinem Vater? Du weißt doch, wie heftig er iſt, und trotz dem erbitterſt Du ihn immer wieder auf's Neue. Lieber Gott, welches Entſetzen habt Ihr mir Beide bereitet! Geh', Du biſt das getreue Ebenbild Deines Vaters! eben ſo reizbar, eben ſo zornig als er. — Ach ſo! ich dachte gar nicht daran; man behorcht uns, meine Tochter; wenn dieſe Schwarzen hier bleiben, können wir nicht mit einander plaudern!

Dona Catalina (barſch zu den Negern): Entfernt Euch!

(Die Neger gehen hinaus.)

Dona Aguſtina: Wie ſie ſich Gehorſam zu verſchaffen weiß! Ich hätte es nie über's Herz gebracht, in dieſem Tone mit ihnen zu reden. Ach, Catalina! wenn Du ein Mann wäreſt, Du würdeſt ſo viel von Dir reden machen, als die Eroberer dieſes Landes!

Dona Catalina: Wollte der Himmel, ich wäre ein Mann!

Dona Aguſtina: Warum mußteſt jetzt Du zum Beiſpiel auch Den Joſe ſagen, daß Du den Kapitän de Pimentel liebſt? Ich weiß wohl, daß man in Deinem Alter nach den jungen Männern ſchielt, aber man ſpricht wenigſtens nicht davon. Ich habe wohl bemerkt, daß Dein Vater immer böſe wird, ſo oft man davon redet, Dich zu verheirathen. Siehe, da er Dich

ſo ſehr liebt, ſo wäre es ihm ſchmerzlich, ſich von Dir trennen zu müſſen.

Dona Catalina: Er liebt mich alſo ſo ſehr? O Jeſus!

Dona Auguſtina: Ei freilich, ich ſehe wohl, daß er trotz Deines barſchen Weſens nur Dich liebt. Mit etwas mehr Sanftmuth könnteſt Du Alles aus ihm machen, was Du nur wollteſt; Du könnteſt ihn am Finger führen, allein Du forderſt ihn immer heraus. Er iſt ſo zornig, und ſo heftig wie Du, Du aber nimmſt Dich gar nicht vor ihm in Acht. Ach, verſprich mir, liebe Catalina! daß Du ihn ſogleich in ſeinem Zimmer aufſuchſt...

Dona Catalina: Ich?

Dona Auguſtina: Ja, und daß Du zu ihm ſprichſt: es iſt allerdings wahr, liebes Väterchen, daß ich Dich Alles liebe! ich liebe Euch aber noch viel mehr...

Dona Catalina (heftig und leidenſchaftlich): Ich werde mich niemals bequemen, etwas zu ſagen, was nicht wahr iſt, — ich kann nicht lügen.

Dona Auguſtina: Ei ei, mein Kind! eine Tochter muß immer ihren Vater lieben. Die heilige Schrift befiehlt es ja. Bedenke doch nur, meine Liebe, wie herzlich gut er Dir iſt! —

Dona Catalina (mit Ungeſtüm): Ja wohl, er liebt mich mehr, als Ihr denkt, Mutter!

Dona Auguſtina: O, blicke mich nicht ſo an, mein Kind! mir iſt ſonſt, als ſehe ich Deinen Vater.

Dona Catalina (zugleich ihre Hand). Nicht wahr, Mutter, auch Ihr fürchtet Euch vor dieſem Menſchen?

Dona Auguſtina: Vor dieſem Menſchen?... Ei, ei...

Dona Catalina: Wir dürfen nicht mehr mit ihm unter demſelben Dache leben, wir müſſen Beide dieſes Haus verlaſſen. Ich will frei ſeyn, ich will, daß auch Ihr frei ſeyd...

Dona Auguſtina: Dieſe Wohnung verlaſſen? Lieben

Gott, was würde mein Gemahl dazu ſagen, wenn wir uns das beigehen ließen?

Dona Catalina: Antwortet mir, liebe Mutter! könnt Ihr noch länger hier leben? iſt dieſes Haus nicht eine Hölle für Euch, wie für mich?... Heilige Jungfrau! was bleibt uns Anderes übrig?...

Dona Agustina: Ich will allerdings zugeben, daß ich gerne in ein Kloſter treten würde, deſſen Regel nicht ſo ſtreng wäre, wenn ich Dich glücklich verheirathet, und unter günſtigen Lebensverhältniſſen untergebracht wüßte. Dieß wenigſtens würde ich gerne thun, wenn ich von Don Joſe die Erlaubniß dazu bekäme.

Dona Catalina: Ihr ſollt nicht in ein Kloſter treten, meine liebe Mutter, ſondern mir vielmehr in eine Familie folgen, wo mich Glück und Ruhe erwarten, die hier nicht exiſtiren können.

Dona Agustina: Du erſchreckſt mich, liebes Kind; erkläre Dich deutlicher! Willſt Du Dich denn entführen laſſen?

Dona Catalina: Ja, man ſoll mich der Schande, der Schmach, dem Verbrechen entführen. Ein Freund, den mir der Himmel in meinem Unglück zugeſandt hat, ein Mann, der noch niemals ſeinem Worte ungetreu geworden iſt, hat mir geſchworen, ich ſolle binnen Kurzem frei ſeyn: dieſen Freund eben erwarte ich jetzt.

Dona Agustina: Den Rienſi? Das iſt ja entſetzlich! unglückliches Kind!... Wenn das Dein Vater erführe...

Dona Catalina: Mein Vater hat mir keine andere Wahl übrig gelaſſen. Ich muß mich retten, oder meine Gottheit einbüßen. Mutter, ich beſchwöre Euch, folgt mir!

Dona Agustina: Wohin willſt Du Dich flüchten?

Dona Catalina: Wir werden ein Aſyl bei dem Kaziken Guazimbo finden.

Dona Agustina: Bei den Indianern? Süßer Jesus! Bei den Feinden des lieben Gottes?

Dona Catalina: Dennoch sind sie bessere Christen, als Euer Gatte, liebe Mutter, und ich würde, um nur aus diesem Hause fort zu kommen, am Ende in die Savannen, ja in die Höhle des Tigers sogar mich flüchten; keine Gefahr soll mich mehr zurückhalten. Ihr dürfet ebenfalls nicht länger mehr hier bleiben, denn er würde Euch tödten, wenn ich ihm entwischte.

Dona Agustina (ganz erbaut): Wer? der Kazike?

Dona Catalina: Ihr müßt mir folgen, liebe Mutter, Ihr müßt. Schwöret mir, daß Ihr mit mir gehen wollet.

Dona Agustina: Aber...

Dona Catalina: Wollt Ihr Euch eines entsetzlichen Verbrechens mit schuldig machen?

Dona Agustina: Jesus! Du machst mich zittern!

Dona Catalina: Wollt Ihr Euern Gatten in die Hölle bringen, wollt Ihr mich ebenfalls in die ewige Verdammniß stürzen?

Dona Agustina: Armes Kind, Du hast den Verstand verloren. — Ach, wie namenlos unglücklich bin ich doch!

Dona Catalina: Seyd Ihr denn blind, liebe Mutter? habe ich denn eine andere Wahl?... Soll ich fliehen, oder soll ich lieber die Beischläferin[1]) meines Vaters werden?

Dona Agustina: Heilige Mutter Gottes! was für Reden führst Du im Munde?

Dona Catalina: Ja, mein Vater liebt mich. Mein Vater liebt seine Tochter. Fühlt Ihr nun den Muth, liebe Mutter, mich auf meiner Flucht zu begleiten?

Dona Agustina: Aber bist Du dessen auch gewiß, mein Kind?

---

1) Man verzeihe mir dieses Wort! — Die Gebet führt es übrigens auch an und Dona Catalina hatte früher kein anderes Buch gelesen.

Dona Catalina (mit bitterem Lächeln): Hält eine Tochter ihren Vater wohl nur auf einen einfachen Verdacht hin eines solchen Verbrechens schuldig?

Dona Agustina: Süßer Heiland! Ach, nun kann ich es freilich nicht mehr wagen, allein bei ihm zu bleiben!... Aber ach!... o Jesus Maria! was für Entdeckungen!

Dona Catalina: Legt Eure Hand auf dieses Crucifix, Mutter! Schwöret mir jetzt, daß weder Don Alonso noch sonst ein Mensch auf Erden etwas von dem entsetzlichen Geheimniß erfahren soll, das ich Euch so eben anvertraut habe!

Dona Agustina: Ich schwöre es Dir .... o mein Gott! ...

Dona Catalina: Wohlan denn, meine Mutter! noch in dieser Nacht, höchstens in einer Stunde, wird uns Alonso abholen.

Dona Agustina: Heute Nacht noch? o weh, der Muth entsinkt mir.

Dona Catalina (durch's Fenster blickend): Das Kreuz neigt sich am Horizont [1]). Es muß nahe an Mitternacht seyn. Gebald wir das Gebrüll eines Tigers hören, werden unsere Freunde da seyn; wir müssen in den Garten hinab kommen.

Dona Agustina: Aber man wird schon alle Thüren geschlossen haben?

Dona Catalina: Sie werden eine Strickleiter mitbringen, und ich werfe ihnen einen Bindfaden zu, um sie heraufzuziehen.

Dona Agustina: Und wir sollen daran hinunterfliegen?

Dona Catalina: Ich würde von der Zinne eines Thurmes herabspringen, um frei zu seyn.

---

1) Das Kreuz des Südens ist ein herrliches Sternbild, das allen Zonen bekannt ist, die Südamerika besuchen; den Sternpunkt am Nachthimmel und seine Entfernung vom Horizont zeigt die Stunden der Nacht an.

Dona Agustina: O lieber Jesus, schenke mir Muth! — Mein liebes Kind, bist Du auch gewiß, daß Dein Vater bereits schlafen gegangen ist?

Dona Catalina: Er wird es jetzt seyn. Aber kommt jetzt in mein Zimmer herauf — die Zeit drängt!

Dona Agustina: Herr, erbarme dich unser! Heilige Agatha, heilige Theresia, bittet für uns!

(Beide ab.)

Zweite Scene.

Ein Cabinet mit verschiedenen alchemistischen Geräthschaften.

Don José, Mugnoz im Hintergrunde vor einem Ofen, den er anheizt.

Don José: Gieße noch einmal Quecksilber zu der Mischung, und siehst Du sie alsdann jene gelbe Farbe annehmen, die wir schon seit langer Zeit suchen, so rufe mich. — (Er geht im Vordergrund auf und ab.) Indessen, was kümmert es mich jetzt, ob uns der Versuch glückt! Es gab eine Zeit, wo ich mich für Experimente dieser Art ordentlich interessirte. Wenn ich heutzutage auch den Stein der Weisen fände, es würde mich nicht glücklich machen. — Alles langweilt mich, Alles widert mich an… Sie haßt mich. Selbst wenn ich nicht ihr Vater wäre, wenn ich zehn Jahre weniger auf dem Rücken hätte… sie würde nur Abscheu vor mir fühlen. — Alonso muß zwar sterben, aber wird sie mich lieben, wenn er auch todt ist? — Wenn auch nicht, was liegt mir daran. — Sie ist nun einmal auf der Welt, um mich unglücklich zu machen… nun soll sie auch selbst unglücklich seyn! Genau betrachtet, sind wir eigentlich zwei Teufel, welche mit einander streiten; ich will aber wenigstens der Stärkere seyn, und den Sieg davon tragen. — Ja, warum sollte ich nicht die heftigste Leidenschaft befriedigen, die ich je empfunden habe, ich, der ich nie ein anderes Gesetz kannte, als meine Wünsche? …

— Ja, was liegt am Ende auch daran, ein Verbrechen mehr oder weniger macht mir nichts aus. Das Maaß ist ja ohnedieß bereits mehr als voll? Von meiner Jugend an Flibustier, hernach Hinzuthun von Gebeilen, um eines Verrathes willen begnadigt, habe ich mich hernach nur durch Gewaltthat in den Besitz dieses Gutes gesetzt. Könnte ich nun noch auf die Milde dieses Gutes rechnen, den sie einen Gerechten nennen? — Wenn ich auch Cavalina stehen wollte, würde ich darum doch mein Betragen nicht ändern... Ich weiß nicht, was Reue ist... Ich bin ein Mann!... Wie? ich sollte Buße thun?... Ich sollte vor jenen Dummköpfen in schwarzen Röcken mich niederwerfen und Gebete lesen? Nein, nein, ihr Himmel ist nicht für mich auf der Welt... Ich kann nicht an ihr Paradies glauben. — Indessen... verdammte kindische Gedanken und Vorurtheile! — indessen glaube ich leider doch, daß es wahr ist, was sie sagen... Ich glaube es, aber ich kann nicht thun, was sie haben wollen. — Mein Blut ist heiser, als das ihrige... Ich bin von einer ganz andern Art, und ich möchte glauben, daß jenes gerechte Wesen da oben mich nur für die Verdammniß geschaffen hat. — Meinetwegen! Er sey so! Allein man muß hienieden wenigstens glücklich seyn!

Magnez (vom Tanz). Gnädiger Herr, Alles verdampft jetzt. Noch einen Augenblick, und es ist kein Stäubchen mehr in der Kanne.

Don Jose: Raimund Lulle ist ein Narr, und wir sind noch größere Narren, daß wir an seine Recepte zum Geldmachen glauben, bilde das Feuer aus, und lege Dich zu Bette: mache aber zuvor Deine gewöhnliche Runde um's Haus.

Magnez: Verlaßt Euch nur auf mich, gnädigster Herr!

Don Jose (stand in der Coulissen): Wer ist der Mann in dem schwarzen Gewande, der dort durch den großen Saal geht?

Magnez (schmerzt). O ei, gnädiger Herr! das ist ja Ihr Beichtvater, der den Roger Freitag zum Tode vorbereitet hat,

weil wir ihn morgen verbrennen wollen. Es wundert mich übrigens nicht, daß Ihr das Geſicht Eures Almoſeniers nicht erkennet, denn Ihr ſeyd zu klug, gnädiger Herr, um all' die Poſſen zu glauben, welche uns die Glatzköpfe vorſchwatzen.

Don Joſe: In der That, Du haſt Recht; dieſer Menſch iſt vor zwei Monaten hieher gekommen, ich erkenne ihn jetzt wieder.

Mugnoz: Die gnädige Frau hat ihn kommen laſſen; für die Weiber ſind ſolche Burſche gut genug.

Don Joſe (nach einer Pauſe): Ich will ihn ſprechen; laſſe ihn zu mir herein kommen.

Mugnoz (verwundert): Den Almoſenier?

Don Joſe: Ich wiederhole nicht gerne einen bereits gegebenen Befehl. — (Mugnoz geht hinaus.) Ich habe noch niemals mit ihm geſprochen. — Wir wollen ſehen, was er mir zu rathen weiß... Da iſt er ſchon.

(Der Beichtvater tritt herein unter tiefen Bücklingen, Don Joſe blickt ihm ſtarr in's Geſicht und winkt ihm, näher zu treten.)

Don Joſe (bei Seite): Sein Geſicht gefällt mir gar nicht. Ich bin überzeugt, dieſer Burſche iſt eine feige Memme. — (Laut:) Mugnoz, laß uns allein... Tretet näher, ſetzt Euch!

Der Beichtvater: Nach Euch, gnädiger Herr.

Don Joſe: Donnerwetter! Ich würde mich wohl ſetzen, wenn ich nicht lieber ſtünde... ſetzt Euch jetzt. Wie nennt Ihr Euch?

(Der Beichtvater ſetzt ſich, und Don Joſe geht von Zeit zu Zeit im Zimmer auf und ab.)

Der Beichtvater: Bernal Sacedon! Euer Gnaden zu dienen.

Don Joſe (nach einer Pauſe): Ihr ſeyd fromm, nicht wahr? Ihr lebet in der Furcht Gottes?

Der Beichtvater (voll Erſtaunen): Gnädiger Herr!

Don Joſe: Ihr habt Eure heilige Schrift geleſen, nicht wahr? ich freilich auch, als ich einmal einer Wunde wegen das

Bett hüten mußte; allein der Teufel ſoll mich holen, wenn ich etwas davon verſtanden habe!

Der Beichtvater (beiſeite zu ſich): Gnädiger Herr!

Don Joſe: Fürchtet Euch nicht, ich freſſe Euch nicht auf ... das dürft Ihr glauben. Sagt mir nun, habt Ihr jemals ſchon einem großen Verbrecher die Beichte abgenommen?

Der Beichtvater: O ja, ſchon manchem, gnädiger Herr.

Don Joſe: Und habt Ihr ihnen auch alsdann die Abſolution ertheilt?

Der Beichtvater: O ja, wenn ſie aufrichtig bereuten und Buße thaten, gnädiger Herr.

Don Joſe: Bereuen?... Ich glaube, Ihr nennt das Zerknirſchung, nicht wahr?

Der Beichtvater: Nicht doch, gnädiger Herr, man muß wohl unterſcheiden zwiſchen Reue und Zerknirſchung.

Don Joſe: Meinetwegen, darnach habe ich nicht gefragt. Höret mich einmal ruhig an: die Reue öffnet alſo die Pforte des Himmels?

Der Beichtvater: O ja, gnädiger Herr, wenn anders...

Don Joſe: Nur heraus mit der Sprache! Redet friſch von der Leber weg. Ihr betrachtet mich wohl für einen großen Verbrecher, nicht wahr?

Der Beichtvater: Gnädiger Herr!...

Don Joſe: Geht mir zum Teufel mit Eurem gnädigen Herrn, und fürchtet Euch nicht. Sprecht mit mir, wie mit Euresgleichen. Nehmet zum Beiſpiel einmal an, ich wolle bei Euch beichten... Nun denn, ſo antwortet doch.

Der Beichtvater: Wenn Ihr vielleicht zuerſt beichten wolltet, gnädiger Herr...

Don Joſe (kommt mit dem Hute): Antwortet mir mit Ja oder Nein!

Der Beichtvater: Ja, gnädiger Herr ... das heißt, nein... (bei Seite): Ich zittere erbärmlich vor ihm.

Don Joſe (im Zimmer auf- und abgehend): Dummköpfe! Keiner kann mich begreifen! — Nun denn, wie muß ich es denn angreifen, um zu bereuen, damit ich in den Himmel komme? Wie muß ich mich anſchicken, um Gott zu zeigen, daß ich Reue fühle? Es liegt mir wenig daran, wie hart auch die Buße ſeyn mag. Ich brauche nur eine ſtarke Arznei, die mich ſo raſch wie möglich heilt ... mehr will ich nicht.

Der Beichtvater (erſtaunt): Ei ei, gnädiger Herr... Ich dächte doch... Sie wüßten beſſer, als irgend Jemand ... was unter dieſen Umſtänden zu thun iſt. Was auch Euer Gnaden in dieſer Sache thun will, wird gut ſeyn. — Wenn ſich indeß ein ſo beſchränkter Menſch, wie ich, erlauben dürfte, Euer Gnaden einige Rathſchläge zu ertheilen ... ſo würde ich mir die Bemerkung erlauben, daß dem lieben Gott nichts angenehmer iſt, als fromme Stiftungen. Wenn Sie vielleicht beliebten, gnädiger Herr, irgendwo auf Ihren Beſitzungen eine hübſche kleine Kapelle, ſammt einem kleinen Häuschen für den dienſtthuenden Geiſtlichen zu erbauen, der zu gleicher Zeit hier nützlich ſeyn könnte, das heißt, der zugleich...

Don Joſe (der ihm ſeither nur zerſtreut zugehört hatte): Sagt mir einmal, Herr Pater, habt Ihr nicht auch heftige Leidenſchaften, die Euch das Blut in Wallung bringen? Wie greift Ihr es denn an, um ſie Euch aus dem Sinne zu ſchlagen?

Der Beichtvater: Wir beten, gnädiger Herr.

Don Joſe (verächtlich): Wir können uns nicht verſtändigen! Packt Euch! (Der Beichtvater entfernt ſich unter tiefen Verbeugungen.) Beten, Gebete...! das iſt für ſie Alles in Allem. — Hätte er mir gerathen, unbewaffnet einen Tiger zu bekämpfen, ſo hätte ich ihm geglaubt, ich wäre ihm um den Hals gefallen, und hätte ihn geküßt. — Aber nein, beten kann ich nicht, wie ein ſtammelndes Weib.

Manuel (tritt ein): Gnädiger Herr, es ſind Menſchen in dem kleinen Orangen-Wäldchen verſteckt. Ich bin meiner Sache gewiß, denn mein Hund knurrt und kratzt an der Thüre, die nach jener Seite hinausführt.

Don Joſe: Er liefert ſich uns ſelbſt in die Hände. Laß alle meine Diener ſich bewaffnen und ſchärfe ihnen ein, daß ſie nicht das mindeſte Geräuſch hören laſſen, ehe der Feind herein iſt. Komm' jetzt!

(Beide ab.)

Dritte Scene.

Das Schlafgemach der Dona Catalina.

Dona Auguſtina, Dona Catalina.

Dona Catalina: Sie können nicht mehr lange ausbleiben. Ich habe vorhin ein Pferd auf den Bergen wiehern hören. Er kommt jetzt mit ſeinen Freunden, den Indianern.

Dona Auguſtina: Mein Herz pocht heftig.... Seit zwei Stunden ſchon weiß ich gar nicht mehr was ich thue ... Ich möchte gerne einige Kleidungsſtücke mitnehmen, und doch kann ich mich nicht zu einer Wahl unter meiner Garderobe entſchließen.... Mein armer Kopf iſt ſo verwirrt, Alles flimmert mir vor den Augen, und ich ſehe gar Nichts mehr.

Dona Catalina: Ich nehme nur dieſe Reliquie mit mir, und dieſe Perlen, womit ich das Kleid des Kaziken beſchenken will.

Dona Auguſtina: Wie? dieſe ſchönen Perlen von Cumana willſt Du einem kupferfarbigen Weibe ſchenken? Iſt das Dein Ernſt, mein Kind? — (Man hört dreimal einen Schuß.) O Jeſus!

Dona Catalina: Da ſind ſie! Laß uns dieſes Licht emporheben, das iſt das verabredete Zeichen.

(Man hört einige Schüſſe.)

Dona Agustina: Wir ſind verloren! Es iſt um uns geſchehen! Sie werden uns Alle umbringen, dieſe verfluchten Teufel! ... Komm', liebes Kind, bleibe nicht am Fenſter, eine Kugel könnte herauf ſchlagen. Wir wollen uns lieber unter das Bett verkriechen.

Dona Catalina (am Fenſter): Was iſt aus ihm geworden? In dieſem Geſchrei und Tumult kann ich nicht unterſcheiden, wer den Sieg davon trägt. ... Wie gerne wäre ich jetzt unten im Garten an ſeiner Seite ... um ihn zu unterſtützen, um ihn in meinen Armen aufzufangen, falls er verwundet würde! — Je nun, dieſes Fenſter iſt ja nicht zu hoch, ich könnte mich ja hinunter ſchwingen.

(Sie ſetzt den Fuß auf die Fenſterbrüſtung.)

Dona Agustina (läuft ihr nach und hält ſie am Kleide zurück): Unglückliche, was willſt Du machen? Du wirſt zu Tode fallen, Du wirſt in Dein Verderben ſtürzen!

Dona Catalina: Laß mich!

Dona Agustina: Nein, nein, Du darfſt nicht zum Fenſter hinausſpringen, wenn Du mich nicht mit Dir hinabziehen willſt. Zu Hülfe! zu Hülfe!

Dona Catalina: Sie ziehen ſich zurück. — Dieſer Büchſenſchuß iſt auf dem Berge abgefeuert worden. — Wenn es ihnen nur noch gelungen iſt, ihre Pferde wieder zu erreichen, ſo ſind ſie wenigſtens gerettet. — (Sie ſetzt ſich mit verſchränkten Armen in einen Stuhl und blickt düſter aber gefaßt vor ſich.) Gott will es ſo! Was ſoll aus mir werden? Ich habe gethan, was in meiner Macht ſtand. ... Ich habe mir keine Vorwürfe zu machen. — Nun ſehe ich muthig jedem Unglück entgegen.

Dona Agustina: Sie ſchießen nicht mehr. Der Himmel ſey geprieſen! Aber wie viel ſind wohl umgekommen? Ach, mich ſchaudert, wenn ich nur daran denke.

Dona Catalina (geht zum Fenſter): Ich denke, ſie haben

ſich gerettet. Stille! höret Ihr nicht Etwas, wie einen entfernten Galopp von Pferden?

Dona Agustina: O ja, ich höre den Hufſchlag ihrer Pferde im dürren Graſe des Gebirges. Allein das Geräuſch wird mit jedem Augenblick ſchwächer, und verliert ſich in der Ferne.

Dona Catalina: Gottlob, ſie ſind gerettet!

(Don Joſe tritt herein, eine Büchſe in der Hand.)

Don Joſe: Wie? Ihr ſeyd um dieſe Stunde noch auf den Beinen? Und Ihr, Señora, was macht Ihr hier?

Dona Agustina: Ach, mein lieber Mann . . . vergib, ich war ſo in Angſt . . . Ich fürchtete mich ſo . . . daß ich . . .

Don Joſe: Wir ſind von Räubern angegriffen worden. . . . Allein nun iſt, Gott ſey Dank, Alles vorüber, und ſie werden nicht wieder kommen. Wir haben ſie Alle getödtet. — Warum blickſt Du mich mit Deinen großen Augen ſo wüthend an, Catalina? Erkennſt Du etwa dieſe Räuber kennen? Du gibſt mir keine Antwort? Willſt Du die Todten ſehen? gib Acht, ich werde Dir ihre Leichname zeigen. Es iſt ein ſehr hübſcher Junge darunter.

Dona Catalina (macht einen Schritt nach der Thüre zu): Ja, laſſen Sie mich die Todten ſehen!

Don Joſe (hinderlich): Ja, laß uns gehen! — (Er bleibt ſtehen.) Nein, es iſt kein Anblick für Weiber. Es würde Dich zu ſehr im Schrecken ſetzen. — Warum lächelſt Du mich ſo an?

Dona Catalina (küßt ihre Actiane): Gottlob, er iſt gerettet!

Don Joſe (bei Seite): Zum Teufel! ſie hat es errathen, dieſer weibliche Satan! Er iſt mir entgangen, allein Mugnez hebt mir dafür, daß er morgen nicht mehr entkommen wird. — (laut): Catalina, Du darfſt nicht in dieſem Gemach bleiben; Du darfſt heute Nacht nicht hier ſchlafen, man iſt hier zu ſehr dieſigeſtellt!

Dona Catalina: Es iſt das ruhigſte im ganzen Hauſe . . . (leiſe): und die Thür hat Riegel von innen.

Don Joſe: Riegel? Man ſollte Dir allerdings welche an Deine Zimmerthüre machen. Bis man Dir übrigens ein anderes Gemach hergerichtet hat, kannſt Du in dem der Dona Aguſtina ſchlafen.

Dona Catalina: Ich danke Euch. — Gute Nacht. — Kommt, liebe Mutter, laßt uns hinabgehen!

(Sie entfernt ſich mit Dona Aguſtina).

Don Joſe: Sie weiß Alles! — Sie hat mich durchſchaut . . . ſie trotzt mir. . . . Allein ſie ſoll mein werden, oder mit mir den Tod erleiden!

(Geht ab.)

Vierte Scene.

Die Hütte des Kaziken.

Don Alonſo (den Arm in der Schlinge), der Kazike Guazimbo.

Don Alonſo: Die Unruhe und Ungeduld reibt mich beinahe auf; ich muß in die Ebene hinunter.

Der Kazike: Deine Wunde blutet noch; bleibe hier, und eſſe das Brod des alten Kaziken.

Don Alonſo: Was mag aus ihr geworden ſeyn? vielleicht hat er ſie gar ſeiner Wuth geopfert, der Böſewicht!

Der Kazike: Alonſo hat dem alten Kaziken das Leben gerettet, und der alte Kazike hat ihm die Hand gedrückt. Deine Feinde ſind auch meine Feinde. Lenke meinen Pfeil, und ich werde ihn an's Ziel ſchleudern.

Don Alonſo: Ich ſcheue mich, meine Freunde in einem Streite bloß zu ſtellen und Gefahren auszuſetzen, welche nur mich anbetreffen. . . . Indeſſen . .

Der Kazike: Hat der weiße Häuptling nicht auch das Blut meines Stammes vergessen? hat er nicht das Blut meines Freundes vergessen?

Don Alonso: Ich will meine Freunde und ihre Leute sammeln; wenn Du mit Deinen Kriegern zu den unsrigen stoßen willst, so hoffe ich binnen wenigen Tagen mich mit Dir zum Siegesmahle setzen zu können.

Der Kazike: Der rothe Pfeil [1]) soll meine Krieger zusammenrufen!

Don Alonso: Gut denn, ehe acht Tage vergehen, werden wir hier wieder zusammentreffen.

(Sie schütteln sich die Hände; Ingol tritt ein, mit einem erlegten Hirsch auf den Schultern.)

Ingol: Wohin geht mein Bruder?

Don Alonso: In die Ebene, um meine Feinde aufzusuchen, daß wir uns an dem weißen Häuptling rächen.

Ingol: Auf welchem Wege gedenkt mein Bruder in die Ebene hinab zu steigen?

Don Alonso: Ueber Tucamba.... Allein warum richte der tapfere rothe Krieger diese Frage an mich?

Ingol: Es liegt ein Hund auf diesem Wege, der Dich beißen könnte. Ein Tamanaque-Indianer hat ihn gesehen, und hat es mir gesagt.

Don Alonso: Was willst Du damit sagen?

Ingol: Der Tamanaque hatte Augen um zu sehen, Alonso und Ingol aber haben Lanzen und Donnerbüchsen, um ihre Feinde zu tödten.

Der Kazike: Zerschmettere den Kopf der Schlange mit einem Stein, und ihr Gift ist nicht mehr zu fürchten.

---

1) Ein Pfeil mit rothem Gefieder ist bei den meisten Indianerstämmen ein Aufforderung zum Kriegszuge.

Don Alonſo: So hat alſo Don Joſe Leute abgeſandt, um mich zu meuchelmorden?

Ingel: Er ſoll ſie nicht wieder ſehen.

Don Alonſo: Laß uns gehen, ich brenne vor Verlangen, mit ihnen zuſammen zu treffen.

(Beide ab.)

Fünfte Scene.

Ein Cabinet in Don Joſe's Hauſe.

Don Joſe, Dona Auguſtina.

Dona Auguſtina: Ihr habt mich rufen laſſen, lieber Gemahl?

Don Joſe: Allerdings, tretet näher.

Dona Auguſtina: Ihr ſeht mich jetzt bereit, auf Eure Befehle zu hören.

Don Joſe: Immer näher. Ich habe nicht Luſt, mich heiſer zu ſchreien, damit Ihr mich verſteht; ich weiß ja, daß Ihr halb taub ſeyd.

Dona Auguſtina: Ich höre Euch jetzt ſehr gut; was beliebt Euch mir zu befehlen?

Don Joſe: Señora, Ihr erinnert Euch des Abenteuers vergangener Nacht.

Dona Auguſtina: Ei wohl, ich bebe noch vor Schreck, wenn ich nur daran denke.

Don Joſe: Könnt Ihr mir nicht Aufklärung über den Zweck dieſes Anfalls geben?

Dona Auguſtina (verwirrt): Ich, Señor! Was könnte ich Euch ſagen?

Don Joſe: Ihr erbleicht?

Dona Auguſtina: Ihr ſtellt Euch ſo hart... das heißt, ſo gebieteriſch an, während Ihr mich ausfragt, daß ich...

Don Joſe: Es haben in der vergangenen Nacht Räuber die Mauer meines Gartens überſtiegen....

Dona Agustina (bei Seite): Gottlob, ich athme wieder leichter!... (laut): Ja, mein Freund, es waren Räuber.

Don Joſe: Ich mag's nicht leiden, daß man mich unterbricht, wenn ich rede. — Es haben ſich alſo Räuber in unſer Haus geſchlichen.... Sagt mir nun, Señora, kennt Ihr dieſe Räuber nicht?

Dona Agustina: Ich? ... Jeſus Maria! Ob ich ſie kenne?... Nein, gewiß nicht.

Don Joſe: Ihr lügt auf die unverſchämteſte Weiſe. Ich habe dieſe vorgeblichen Räuber erkannt. Ich weiß es, Ihr habt ſie erwartet. — Verſchont mich mit Eurem Kreuzſchlagen und mit all den frommen Fratzen, durch die ich mich nicht mehr täuſchen laſſe. — Ich glaubte meine Ehre in Sicherheit, als ich mich mit einem Weibe verband, das weder jung noch hübſch war. Ich habe mich aber getäuſcht. Mein Weib, ſo alt es iſt, gibt nächtliche Stelldichein, erwartet junge Cavaliere, und ſcheint ſich wenig darum zu bekümmern, daß ihre Liebhaber beinahe die Mörder ihres Gatten werden.

Dona Agustina: So wahr ich Euer Weib bin, ſo wahr ein Gott über mir iſt....

Don Joſe: Füget nicht noch Gotteslästerung zum Ehebruch, Verworfene! ich weiß Alles.

Dona Agustina: Der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich niemals...

Don Joſe: Schweige, Treuloſe, Deine Mitſchuldigen haben bereits Alles geſtanden! Don Alonſo kam heute Nacht nur in der Abſicht, Dich zu entführen; ich weiß, daß er Dein Geliebter iſt, und habe bündige Beweiſe davon.

Dona Agustina: O Himmel! Er? Don Alonſo?.... O Gott, Ihr glaubt ſelbſt nicht, was Ihr da ſaget.

Don Joſe: Welche Frechheit! Ihr wollet alſo läugnen,

was ich längſt als bewieſen annehmen kann; durch das Geſtändniß Eurer Mitſchuldigen, und den eigenen Augenſchein? Es iſt nicht mehr Zeit dazu, eine falſche Zurückhaltung an den Tag zu legen. Ich kenne Dich endlich, verruchtes Weib, und durchſchaue jetzt die ganze Schwärze Deiner Seele.

Dona Agustina (ringt die Hände): O Gott! Don Joſe, mein theurer Gemahl....

Don Joſe (legt die Hand an ſeinen Dolch): Wie? Du wagſt es noch, mir dieſen Namen zu geben?...

Dona Agustina: O Gnade, Gnade! in's Heilands Namen, ich will Euch ja die ganze Wahrheit bekennen.

Don Joſe: So rede! — Don Alonſo kam alſo wirklich nur um Deinetwillen?

Dona Agustina: Nein, mein Freund.... Ihr wißt ja wohl, daß er in unſere Tochter verliebt iſt, und er iſt wahrſcheinlich nur gekommen, um ſie zu ſprechen, aber gewiß ohne ihr Verwiſſen.

Don Joſe: Wie? Niederträchtige, biſt Du nicht damit zufrieden, Deiner Tochter das böſe Beiſpiel von Verbrechen zu geben? willſt Du auch noch ihren unbeſcholtenen Ruf durch Deine feigen verworfenen Verläumdungen beſchmutzen?

Dona Agustina: Ich rufe den Himmel und dieſes Bildniß Unſerer Lieben Frau von Burgos zum Zeugen auf...

Don Joſe (zieht ſeinen Dolch): Es iſt zu viel, daß Du auch noch dieſe Gotteslästerungen auf Dein Gewiſſen ladeſt! Du mußt ſterben.

Dona Agustina: Zu Hilfe, er will mich tödten! zu Hilfe.

Don Joſe (ergreift ſie beim Arm): Bekenne Dein Verbrechen, oder Du ſtirbſt von meiner Hand!

Dona Agustina: Gnade, im Namen Gottes, Gnade!

Don Joſe (droht ihr mit geſchwungenem Dolch): Du willſt alſo nicht bekennen?

Dona Agustina: Wohlan denn, ja, ich will es bekennen, Don Alonso kam nur in der Absicht mich zu entführen... Ich gestehe es, weil man mich dazu zwingt.

Don Jose: Dieses Bekenntniß rettet Dir das Leben. Allein ich bin noch nicht zu Ende. Setze Dich in diesen Stuhl, und antworte mir offen, wenn Dir noch etwas an Deinem Leben gelegen ist. — Ich weiß wohl, daß Du mich schon seit langer Zeit hintergehst, und daß Catalina nicht meine Tochter ist.

Dona Agustina: Gerechter Gott! Catalina!

Don Jose: Nein, sie ist nicht mein Kind, und ich verlange jetzt zu wissen, wer ihr Vater ist.

Dona Agustina: Ach, mein Gott! Womit habe ich denn diese Qual verdient?

Don Jose (droht ihr mit dem Dolche): Gib Antwort, wer ist ihr Vater?

Dona Agustina: Habt Erbarmen...

Don Jose: Du willst also noch nicht gestehen?...

Dona Agustina: Catalina ist Eure Tochter...

Don Jose: So, Du willst also sterben? — (Er setzt die Spitze seines Dolches Dona Agustina auf die Brust.)

Dona Agustina (schreiend): Ach, ich bin todt! Er hat mich getödtet! ich sterbe!

Don Jose: Nun, wirst Du bald reden?

Dona Agustina: O Gott, ich glaube, mein Blut fließt schon!.... ach ich werde es nicht überleben.

Don Jose (drohend): So stirb denn!

Dona Agustina (auf den Knieen): Gnade, Gnade!..... Ich will ja Alles bekennen, was Ihr nur wollt, aber schwört mir nur, daß Ihr mir das Leben schenken wollt!

Don Jose: Ich gebe Dir mein Wort.

Dona Agustina: So schwört es mir, bei unserer lieben Frau von Chimpaquira [1])!

1) Das höchstgeschätzte Heiligenbild von Neu-Granada.

Don Joſe: Geh mir zum Teufel mit Deinem Schwören, ich habe Dir ja mein Wort verpfändet. — Nun rede ſchnell... wer iſt Catalina's Vater!

Dona Agustina (bei Seite): Was für einen Namen ſoll ich ihm nennen?

Don Joſe (der ihre Verlegenheit bemerkt): Don Diego Ricuarte bewarb ſich damals angelegentlich um Deine Gunſt.....

Dona Agustina: Wohlan denn, es iſt Don Diego Ricuarte.

Don Joſe (zieht mit ſeinem Dolche): Ich wußte es wohl; dort liegt Papier auf dem Tiſche; ſetze Dich herzu, und ſchreibe.

Dona Agustina: Was ſoll ich denn ſchreiben?

Don Joſe: Nun ſchreibe, was ich Dir in die Feder diktiren werde, wenn Du nicht willſt, daß ich Dir mit dieſem Dolche das Herz durchbohre. — Ich verlange nichts Ungebührliches von Dir; ich will nur, daß Du Deinem Beichtvater ein Bekenntniß Deines Verbrechens ablegſt, alsdann ſollſt Du anſtatt aller Strafe mein Haus verlaſſen, und in einem Kloſter untergebracht werden.

Dona Agustina (bei Seite): O Gott, wie glücklich macht mich das!

Don Joſe: So ſchreibe denn; ſetze das Datum oben hin, Du mußt ja wiſſen, welchen Monats-Tag wir haben. Ich kümmere mich nie um derartige Sachen. Schreibe alſo jetzt: Mein Vater... mein ehrwürdiger Vater, von Reue gequält, und feſt entſchloſſen, dieſe Welt zu verlaſſen, will ich jetzt mein Gewiſſen erleichtern...

Dona Agustina: O Himmel, wie kann ich das ſchreiben!...

Don Joſe: Willſt Du, daß ich Dir rothe Dinte abzapfe? Du ſchreibſt vielleicht damit um ſo beſſer. — Haſt Du es geſchrieben?.... Ich will mein Gewiſſen der Laſt eines Verbrechens entledigen, das ich Euch ſtets verheimlicht habe. Ich

habe nämlich die eheliche Treue, die ich Don Joſe, meinem Gatten geſchworen, ſchändlich verrathen; ich habe Ehebruch getrieben mit Don Diego Uriarte....

Dona Agustina: Uriarte?

Don Joſe (wüthend): Uriarte, willſt Du mich noch verhöhnen? ich ſchwöre bei Gott...

Dona Agustina: Ich ſchreibe nur, was Ihr mir befehlet....

Don Joſe: Schreibe weiter: Er iſt der Vater einer Tochter Namens Catalina, welche uneigentlich und unrechtmäßiger Weiſe den Namen meines Gatten trägt. Ich bitte den lieben Gott und die Menſchen um Verzeihung für die Schmach, die ich begangen habe, und die ich in der ſtillen Zufluchts-Stätte abzubüßen gedenke, woſelbſt ich meine Schande verbergen will. Helfen Sie mir mit Ihrem Rathe, ich erwarte ihn voll Angſt. — Haſt Du das geſchrieben? So unterzeichne es jetzt!

Dona Agustina: Seyd Ihr nun zufrieden?

Don Joſe (nachdem er den Brief durchgeleſen): Morgen haſt Du dieſes Haus zu verlaſſen, und ich werde Dich nach einem Kloſter bringen laſſen. Aber bedenke Dir's wohl: wenn Du dort das Gerücht meiner Schande verbreiteſt, oder irgend eine Verläumdung gegen mich in Umlauf ſetzeſt, ſo wird meine Rache Dich verfolgen bis zum Fuß der Altäre.

Dona Agustina: Darf ich mich zurückziehen?

Don Joſe (deutet auf eine Seitenthüre): Du wirſt bis Morgen dieſes Gemach bewohnen; wage aber ja nicht, es zu verlaſſen, wenn Du Dich nicht ſchwerer Strafe ausſetzen willſt!

Dona Agustina: Wie? dürfte ich nicht einmal meine arme Tochter noch umarmen, ehe ich abreiſe?

Don Joſe: Nein, die Unſchuld dieſes Kindes darf nicht verderben werden durch den Umgang mit einem ſo verworfenen Weibe.

Dona Agustina: Ich verlange ja nichts, als ſie zu

umarmen; wenn Ihr es mir aber verbietet, will ich kein Sterbens-Wörtchen mit ihr reden.

Don Joſe: Wir wollen ſehen; — entferne Dich jetzt.

(Er führt Dona Auguſtina hinaus.)

(Mugnoz, verwundet, tritt ein.)

Mugnoz: Wo iſt er denn, daß ich ihm dieſe ſaubere Nachricht mittheile? Das wird ihn wieder ſchön in Wuth bringen. Da werden wir wieder ſchöne Flüche zu hören bekommen, wenn er ſich nicht etwa an mir vergreifen will! (Don Joſe tritt wieder herein, und verſchließt hinter ſich die Thüre, durch welche er hereingetreten.)

Don Joſe: Aha, Du biſt ſchon wieder zurück? nun, Mugnoz, bin ich jetzt gerächt?

Mugnoz: Da, ſehen Sie her, wie ich zugerichtet bin!

Don Joſe: Und Don Alonſo? iſt er todt?

Mugnoz: Ich, ich wollte, er wäre es! — Der Teufel mag wiſſen, wie der Spitzbube Wink von dem Hinterhalt bekommen hat, den ich ihm gelegt hatte. Gnädiger Herr, Ihr könnt Euch gar keine geſchicktere und hübſchere Lage zu einem Hinterhalte denken; wir lagen Alle auf dem Bauch am Boden, gut bewaffnet, jeder eine tüchtige Büchſe neben ſich, das Ohr am Boden, zählten ſo die Minuten, und lauerten auf dieſen Mann. Die verteufelten Indianer ſcheinen aber Alles errathen zu haben. Ihr wißt ja, es ſind ſchlaue Burſche. Kriechend wie Schlangen ſchlichen ſie ſich durch Buſch und Fels zu dem Plätzchen heran, wo wir im Hinterhalte lagen. Unſer Herz dachte nicht daran, daß ſie in der Nähe ſeyen.... Auf einmal, paff! knallt hinter uns ein Piſtolenſchuß von Don Alonſo, begleitet von einem Hagel von Pfeilen .... und auf einmal fallen ſie über uns herein, ehe wir nur Zeit hatten, vom Boden aufzuſtehen. Jago, der Mulatte, der neben mir gelegen, war von einem ihrer langen Pfeile buchſtäblich an den Boden geſpießt; die vier anderen ſind theils todt, theils verwundet auf dem Platze

geblieben. Ich ſelber habe das Schlachtfeld geräumt, nachdem ich erfolglos meine Büchſe abgeſchoſſen, und bin aus Leibeskräften gelaufen, konnte aber leider nicht ſo raſch vom Fleck kommen, als Ingel's Pfeile. Der Schurke hat mir ordentlich die Lenden geſpickt, wie Ihr noch hier ſehen könnt, und der Teufel weiß, ob ſein Pfeil nicht vergiftet war.

Don Joſe: Wie? Du haſt Don Alenſo geſehen, und haſt ihn nicht umgebracht?

Rugnoz: Donnerwetter, gnädiger Herr! Ich hätte Sie auf dem Platze ſehen mögen! Glauben Sie denn, es ſeye ſo leicht geweſen?... Zudem trug er den einen Arm in der Schlinge; das beweiſt wenigſtens, daß wir ihm geſtern Nacht einen Denkzettel für lange Zeit angehängt haben.

Don Joſe (kalt): Ein andermal... — Geh, laß Dich jetzt verbinden! —

Rugnoz (bei Seite): Das Ding greift ihn nicht mehr an, als wenn er uns etwa geheißen hätte, ein Glas Wein auf ſein Wohl zu leeren!.... Verdammt!...

(Tritt ab).

Don Joſe (nach kurzem Nachdenken): Heda! Holla! Dienerſchaft.

Ein Neger (tritt ein): Gnädiger Herr!

Don Joſe: Dona Catalina ſoll zu mir hieher kommen, ich habe mit ihr zu reden! — (der Neger tritt ab). Die Alte iſt eingeſperrt... endlich haben wir freies Spiel. — Catalina hat meine Liebe errathen... jetzt will ich ſie ihr geſtehen; hier habe ich ja Gründe, um ſie zu rechtfertigen! — (er zeigt den Brief von Dona Auguſtina): Liſt und Ränke! dieſe Stellung iſt etwas Neues für mich... und ich weiß nicht, ob ich den Fuchs werde ſpielen können, da ich doch ſeither ſtets gewöhnt war, wie ein Löwe auf meine Beute loszuſtürzen. Wohlan denn, es gilt noch einen letzten Verſuch!.... Wenn ich auch nicht der Klügſte bin,...

je nun, so werde ich wenigstens immer der Stärkere bleiben. Da kommt sie.

(Dona Catalina und Dorotea, eine Negerin, treten herein.)

Dona Catalina: Ihr habt mich rufen lassen?

Don Jose: Ich habe mit Dir zu reden. — Dorotea, entferne Dich.

Dona Catalina: Halt, Dorotea, ich habe Dir noch etwas zu sagen (sie spricht leise mit ihr).

Dorotea: Ja, Señora, sobald ihr mich rufen werdet.

(Geht ab.)

Don Jose: Setze Dich.

(Er geht eine Weile schweigend im Zimmer auf und ab.)

Dona Catalina: Ich hatte erwartet, meine Mutter bei Euch zu treffen.

Don Jose (bleibt stehen): Ach Catalina, Du siehst in mir einen recht unglücklichen Menschen, ich habe Dich nur rufen lassen, damit Du mir die Leiden ertragen helfest, welche mich zu Boden drücken.

Dona Catalina: Mein Vater....

Don Jose (für sich hin, als wenn er mit sich selbst rede): Wollte Gott, ich wäre Dein Vater!... (laut): Catalina, ich muß Dir ein schmerzliches Geheimniß mittheilen, allein ich fürchte, es wird Dich tief betrüben.

Dona Catalina: An den Schmerz bin ich gewöhnt, aber auf Geheimnisse verstehe ich mich nicht.

Don Jose (stampft ungeduldig mit dem Fuße, und geht heftig im Zimmer auf und ab; allmählig beruhigt er sich aber, und bleibt vor Catalina stehen): Catalina, Du stehst in mir einen entehrten Mann.

Dona Catalina (aufstehend): In Angelegenheiten der Ehre ist ein Weib ein schlechter Rathgeber. Entschuldiget mich, wenn ich wieder gehe, allein ich habe noch eine kleine Stickerei zu vollenden, die ich für die Madonna Eurer Hauskapelle bestimmt habe!

Don Joſe (ſchwermüthig): Wie? Du willſt mir nicht einen Augenblick Dein Mitleid zollen? Du willſt Deinen Rath einem Unglücklichen ... Deinem ... mir ... Deinem treueſten Freunde verweigern? ... Bleibe, Catalina, ich bitte Dich darum!

Dona Catalina (zögernd): So redet!

Don Joſe (ſetzt ſich neben ſie): Ich habe mich aus Liebe verheirathet, Catalina ... allein ich habe bald eingeſehen, daß ich eine ſehr ſchlimme Wahl getroffen hatte. Ach, ich bin unglücklich geweſen!

Dona Catalina: Ihr redet wohl von meiner Mutter?

Don Joſe: Höre mich an! ... (Er rückt ihr näher.) Vielleicht bin ich eben ſo zu tadeln als ſie ... Mein Charakter iſt heftig und ungeſtümm, und ich bin ungerecht, wenn mir der Zorn die Galle warm gemacht hat. Ich ſelbſt habe Dich ſchon oft beleidigen müſſen, meine Catalina ... ſogar noch geſtern. (Er ergreift ihre Hand.) Haſt Du mir vergeben?

(Pauſe.)

Dona Catalina (mühſam ſich ſelbſt bezwingend): Ihr ſeyd ja mein Vater.

(Don Joſe drückt ihr die Hand, geht dann wieder im Zimmer auf und ab, und ſetzt ſich endlich noch einmal zu ihr.)

Don Joſe: Kaum waren wir verheirathet, ſo ward mir Gelegenheit, zu bemerken, daß unſere Charaktere durchaus nicht zuſammen taugten; allein ich war noch weit entfernt, all mein Unglück zu argwöhnen. Seit langer Zeit ſchon liebe ich mein Weib nicht mehr, und dennoch ... Siehe, Catalina, lies dieſes Papier, und ſage mir, ob einem Mann von Ehre nicht das Blut aufwallen muß, wenn er auf einmal ſeine Schmach auf dieſe Weiſe erfährt.

(Er übergibt ihr den Brief.)

Dona Catalina (ohne ihn zu erbrechen): Woher kommt dieſer Brief? Was enthält er?

Don Joſe: Es iſt ein Brief, den Deine Mutter an

ihren Beichtiger geſchrieben hat; ich habe ihn verhin aufgefangen, Du wirſt daraus erſehen, daß ſie mich verrathen hat, Du wirſt ferner daraus erfahren, daß Don Diego Ricuarte ihr Mitſchuldiger, daß er Dein Vater iſt.

Dona Catalina (zerreißt den Brief, ohne ihn geleſen zu haben): Ich glaube kein Wort davon.

Don Joſe: Was machſt Du?

Dona Catalina (mürriſch): Ich kenne meine Mutter!

Don Joſe (hebt ein Stück des Briefes auf, und hält es ihr unter die Augen). Kennſt Du ihre Handſchrift?

Dona Catalina: Ich will nichts ſehen. Ich halte meine Mutter keiner ſchändlichen Handlung fähig.

Don Joſe: Ich habe lange gedacht wie Du; allein nenne mir ein Mittel, ſich dieſen ſchlagenden Beweiſen zu entziehen. Ich nehme den Himmel zum Zeugen, daß mich dieſe fürchterliche Entdeckung in die tiefſte Verzweiflung geſtürzt hat... Aber dennoch... empfand ich dabei zu gleicher Zeit ich weiß nicht was für eine Anwandlung von Vergnügen ... — O Catalina! es ſchien mir auf Einmal, als ob die Liebe — die unerklärliche Zärtlichkeit, welche ich ſtets für Dich gefühlt habe, einen neuen Aufſchwung nehme... — Die Liebe eines Vaters iſt allerdings groß, allein es gibt noch eine andere Liebe, die noch größer iſt.

Dona Catalina: Mein Vater!

Don Joſe: Gib mir nicht mehr dieſen Namen, ich will ihn nicht mehr hören. Es liegt in dieſem Worte ein Begriff von Hochachtung, von Reſpekt, den ich gerade aus unſerem Umgang, und aus unſerer Liebe entfernen möchte ... Ja, meine Catalina...

Dona Catalina (ſpringt vor Abſcheu vom Stuhle auf): Verſtehe ich auch recht, was Ihr da ſaget? ... Darf ich meinen Ohren trauen?... Ihr macht mich zittern!

Don Joſe: Bleibe nur ruhig auf Deinem Platze, meine gute Catalina, mein liebes Kind! Dona Agustina hat mich um

die Erlaubniß gebeten, sich in ein Kloster zurückziehen zu dürfen, und ich will fortan allein bleiben. Wie angenehm und lieb wäre es mir nun, einen Engel um mich zu haben, der alle meine Handlungen leiten, der den Ungestüm meines Charakters dämpfen, und mich durch sein Beispiel zur Tugend leiten würde!... — O, mein liebstes Wesen, Du allein auf der ganzen Welt kannst ein solcher Engel für mich seyn... Du allein kannst mich glücklich machen. Verschmähe nicht eine Liebe, die nicht mehr ihres Gleichen hat.

Dona Catalina (wirft sich vor ihm auf die Knie nieder): Mein Vater!... Ich beschwöre Euch, tödtet mich, aber wiederholet mir nicht mehr diese fürchterlichen Worte.

Don Jose: O, geliebtes Kind! wenn Du in meinem Herzen lesen könntest, Du würdest...

Dona Catalina (entwindet sich ihm voll Abscheu): Blicket dorthin auf jene Madonna, sie sieht Euch! Fürchtet Ihr nicht, daß ein Vulkan sich unter diesem Hause aufthue, um Euch zu verschlingen?

Don Jose: Ach, für Dich, meine Geliebte, würde ich mich mitten in die Flammen der Hölle stürzen!

Dona Catalina: Tödtet mich, oder laßt mich wenigstens aus diesem Hause fliehen.

Don Jose: Höre mich an!

Dona Catalina (eilet bis an die Thüre): Ich kann nicht, Ihr flößet mir Abscheu ein.

Don Jose (hält sie zurück): Du glaubst also wohl noch, ich sey Dein Vater? Nein, meine Catalina, ich schwöre Dir, ich bin es nicht. Wenn ich Dein Vater wäre, würde ich für Dich so viele Liebe empfinden? Siehe, diese heftige ungestümme Liebe verkündiget es mir laut, daß Du nicht von meinem Fleisch und Blut bist. — Aber... ich sehe nun deutlich, Dein Herz hängt ganz an jenem leichtsinnigen jungen Menschen, dessen gestickte Kleider Dich geblendet haben; Du hast wohl nicht an seinen

Leichtſinn, an die Flatterhaftigkeit und Unbeſtändigkeit ſeines Alters gedacht? — Ach, wenn Du eine Liebe ſuchen würdeſt, die keines Wechſels fähig iſt, die glühender iſt als die Lava, wenn ſie ein Vulkan auswirft ... wo würdeſt Du dieſe Liebe anders finden, als in meinem Buſen? Ich beſchwöre Dich, geliebte Tochter, erbarme Dich meiner!

Dona Catalina (reißt ſich heftig von ihm los). Haltet mich nicht länger zurück, ich muß mich entfernen! ... Haltet mich nicht länger auf, ſonſt weiß ich nicht, was ich zu thun im Stande wäre ...

Don Joſe (hält ſie abermals an). Nun gut, gehe, wenn Du willſt; aber höre nur noch einige Worte. Du kennſt mich, Du weißt, daß ich Dich liebe; nie habe ich eine heftigere Leidenſchaft gefühlt... um einen meiner Wünſche zu befriedigen, habe ich noch niemals gezaudert, alle Geſetze mit Füßen zu treten... Da, ſehe dieſen Arm! ohne Mühe hebt er zwei Arkebuſen auf einmal vom Boden auf!... Vergleiche ihn mit Deinen kleinen ſchwachen Aermchen!... Ich glaube, ich habe Dir genug geſagt... Gedenke an meine Worte, Du magſt nun gehen.

Dona Catalina (mit ihm trotzig gegenüber). Hört mich nun ebenfalls an: Ich bin Eure Tochter, das wißt Ihr wohl. Ihr habt Euern Muth, Eure Thatkraft auf mich vererbt. Wenn mein Arm auch der Kraft entbehrt, ſo trage ich dafür einen Dolch[1]) bei mir. So lange ich aber noch die Kraft haben werde, dieſen Dolch zu führen (ſie zieht einen Dolch aus ihrem Mieder), mich mit dieſem Dolche zu wehren ... brauche ich Euch nicht zu fürchten.

(Sie ſtürzt hinaus.)

Don Joſe (mit wildem Lachen): Wohlan denn, ſo erſchlage Deinen Vater! ich will lieber eine Tigerin beſiegen, als eine

1) In Spanien und Andaluſien führen noch häufig Frauen und Mädchen derartige Waffen im Mieder.

ſchene Hirſchkuh. Uebertreffe mich!... Beim Gebein des alten Carvajal, ich freue mich ordentlich darüber... Wenn ich triumphire, werden wir einem Stamme von Teufeln den Urſprung geben!

(Er tritt ab.)

Sechſte Scene.

Das Zimmer der Dona Aguſtina.

Dona Aguſtina (in ihrem Bette), Mugnez, der Beichtvater.

Dona Aguſtina: Glaubet Ihr wohl, ehrwürdiger Herr, daß ich bereits im Zuſtande der Gnade mich befinde?

Der Beichtvater: Ich glaube es zuverläßig.

Dona Aguſtina: Dann hoffe ich, daß Euer tröſtlicher Zuſpruch und dieſe Verſicherung mir die Kraft geben werden, den fürchterlichen Augenblick des Abſcheidens aus dieſer Welt zu überſtehen. Ach, ſchon wenn ich daran denke, fühle ich, daß mir ein kalter Schweiß den ganzen Körper bedeckt.

Der Beichtvater: Amen, der Herr ſchenke Euch ſeine Gnade!

Dona Aguſtina: Iſt alſo keine Hoffnung mehr vorhanden... gar keine Ausſicht mehr? (Pauſe.) — Glaubt Ihr wohl, daß ich noch einige Stunden zu leben habe?

Der Beichtvater: Ich fürchte faſt...

Mugnez: Seht, ich bin mehr als zwölf Jahre lang Zimmermann und Arzt an Bord des Laggers, der Mombar, geweſen, und habe mehr als einen Buccanier ſein letztes Röcheln ausathmen hören. Ich verſtehe mich darauf. Glaubt mir, ich kann Euch auf den Punkt hin ſagen, wie lange . . .

Dona Aguſtina: O! ſagt mir nichts, Mugnez. Es iſt mir lieber, der Tod überraſcht mich, ohne daß ich es weiß. — O mein Gott, mein Gott! muß man denn ſo viel erdulden,

ehe man vor dir erscheint?...— Und alle diese Qual um einer solchen Kleinigkeit willen, nur um ein Glas Limonade!

Mugnez (bei Seite): Ja, aber sie war auch gut!

Der Beichtvater: Diese Gefahr des Todes, welche alle unsere Handlungen, und selbst die unscheinbarsten und gleichgültigsten begleitet, soll uns nur zeigen, wie sehr wir es uns angelegen seyn lassen müssen, in den Wegen des Herrn zu wandeln, da er uns jeden Augenblick zu sich berufen kann.

Dona Agustina: O! welche fürchterliche Schmerzen! Meine Eingeweide sind wie vom Feuer verzehrt! — Mugnez, wißt Ihr mir nichts zu geben, um diese reinigenden Schmerzen zu stillen?

Mugnez (hält ihr eine Tasse vor): Trinket das, es wird Euch Erleichterung verschaffen! — (Leise zum Beichtvater): Was habt Ihr, Herr Abate? Was für Fratzen schneidet Ihr da? Ich glaube, Ihr wollt sie warnen! Kümmert Euch doch um Euern geistlichen Trost, wenn ich Euch rathen darf!

Dona Agustina (mit gebrochener Stimme): O, mein Gott, wenn mein Todeskampf lange dauern soll, so gib mir doch Muth...— Mugnez, mein Gatte kommt noch immer nicht... wollt Ihr nicht zu ihm gehen, und ihn bitten, daß er sich beeile?

Mugnez: Er wird gleich kommen.

Dona Agustina (zu dem Beichtvater laut): Ehrwürdiger Vater... tretet doch näher zu meinem Bette... noch näher! — Wo ist meine Tochter? wißt Ihr nicht, wo sie ist?

Mugnez (zum Beichtvater): Was will sie?

Der Beichtvater: Sie wünscht ihre Tochter noch einmal zu sehen.

Mugnez: Sie ist bei den lieben Frauen vom Rosenkranz zu Cumana. Ich habe es Euch ja schon mehr als einmal wiederholt.

Der Beichtvater (sich verwundernd die Hand): Ja, Señora, ich habe sie selbst abreisen sehen.

Doña Agustina: Ach, meine arme Tochter! . . . Und mein Gatte kommt noch immer nicht . . . Ich muß ihn noch einmal sehen . . . ich habe nothwendig mit ihm zu reden.

Muguez: Sehet, da kommt er ja.

(Don Jose tritt an. Der Gerichtsdiener und Muguez ziehen sich in den Hintergrund des Gemaches zurück.)

Doña Agustina: Ich danke Euch, Don Jose, — ich danke Euch von ganzem Herzen.

Don Jose (nähert sich dem Bette): Ich hoffe, Euch besser zu finden, Liebste.

Doña Agustina: Ach, ich bin sehr schlecht daran . . . Don Jose . . . ich werde in wenigen Augenblicken vor den Thron Gottes treten. — Ich wünschte nicht, um einer Lüge willen der ewigen Verdammniß zu verfallen . . . aber . . . Ihr wißt es ja selbst . . . Doña Catalina ist Eure Tochter . . . Ihr habt selber wohl nie daran gezweifelt.

Don Jose: Vergebt mir, wenn ich in einer Anwandlung von übler Laune . . . ich bitte Euch, vergeßt mir.

Doña Agustina: Don Jose, gebt mir Eure Hand, wenn Ihr Euch nicht fürchtet, meine Krankheit zu erben. (Don Jose reicht ihr die Hand.) Versprecht es mir . . . es ist ja die letzte Bitte einer Sterbenden, Don Jose! . . .

Don Jose: Wenn Ihr mir irgend noch einen Wunsch zu äußern habt, so möget Ihr versichert seyn, daß ich ihn getreulich ausführen werde.

Doña Agustina (giebt ihm zu sich her, sehr leise): Seyd ein Vater für Catalina, Don Jose! schwören es mir! . . . Seyd eingedenk, daß die Strafe d. Himmels fürchterlich sind!

Don Jose (bewegt): Das Fieber läßt Euch irre reden. — (Er geht heftig durch das Zimmer.)

Doña Agustina (reißt ihn an einem Zipfel seines Mantels): Es ist Eure Tochter! Ihr seyn ihr einziger Beschützer! Ihr seyd ihr Vater!

Don Joſe: Ich muß Euch jetzt verlaſſen; ich werde bald wieder zurückkommen, und mich nach Eurem Befinden erkundigen.

Dona Agustina (will ihn auf's Neue zurückhalten): Noch einmal, Don Joſe... Laßt mich meine Tochter noch einmal umarmen... nur noch einen einzigen Kuß von ihr, und ich werde nicht mehr von Euch verlangen.

Don Joſe: Sie iſt abgereist, ſie iſt im Kloſter.

Dona Agustina (hält ihn noch immer feſt): Ach, ſie allein hier zu laſſen... ſterben zu müſſen, ohne ihr Lebewohl geſagt zu haben! Ach, mein ſüßer Heiland!

Don Joſe (bei Seite): Welch ein entſetzlicher Anblick! — (Laut): Laßt mich gehen, ich muß jetzt fort!

Dona Agustina: Ich bitte Euch darum!... Ach, wofür dieſen Dolch?

Don Joſe: Es iſt der meinige. Ihr wißt ja, daß ich ihn niemals ablege.

Dona Agustina: Werft ihn weg!... Er iſt voll Blut. — Don Joſe! habt Erbarmen mit ihr! — Fort, fort mit dieſem Dolche!

Don Joſe (reißt ihr ſeinen Mantel aus der Hand, ſchlägt ihn um ſich und tritt auf Mugnoz und den Beichvater zu): Sie liegt im Fieber, und das Delirium hat ſie erfaßt... Es iſt keine Hoffnung mehr vorhanden!..

Dona Agustina: Catalina, mein Kind... — Ach, entfernt mir dieſen Dolch aus dem Geſicht. Blut... viele Dolche!... O rettet mich! beſchützet mich!

Don Joſe (bei Seite): Dieſer erbärmliche Mugnoz iſt ein Stümper. Der Todeskampf dieſes Weibes gewährt einen fürchterlichen Anblick.

Mugnoz (tritt zu Don Joſe): Wenn Ihr es haben wollt, gnädiger Herr, ſo will ich ihr das Kopfkiſſen wegziehen, und es wird raſch mit ihr zu Ende ſeyn.

Don Joſe: Nein, laß ſie ruhig ſterben. — (Zu dem Beichtvater): Ich empfehle ſie Eurer Pflege, ehrwürdiger Pater!

(Tritt ab.)

Der Beichtvater (hält Dona Agustina ein Crucifix vor): Meine liebe Frau, ſehet hier Denjenigen, der ſo viel für Euch erduldet hat!

Dona Agustina: Erbarmen! ... ſchafft mir doch dieſen Dolch aus den Augen!

Mugnoz: Sonderbar, ſie hält ein Crucifix für einen Dolch! — Beweis genug, daß es mit ihr zu Ende geht.

Der Beichtvater: Señora ...

Dona Agustina: Gnade! Erbarmen!

Der Beichtvater: Bedenket ...

Mugnoz: Quälet ſie nicht länger: ſie hat ja gebeichtet und ſich auf die Heimfahrt nach der andern Welt vorbereitet, was habt Ihr noch mehr mit ihr zu ſchaffen?

Der Beichtvater: Ihre Augen ſind ſtarr, ſie wird bereits ganz ſteif.

Mugnoz: Sie röchelt ja noch ... ſie ſchwatzt noch immer von dem Dolche.

Dona Agustina: Jeſus!

(Sie ſtirbt.)

Mugnoz: Noch einen Kampf ... ſo, noch eine Convulſion! — Aha, nun iſt es aus mit Dir. Ja, der Puls ſteht ſtille; — ſie hat den Anker gelichtet.

Der Beichtvater: Der liebe Gott nehme ihre Seele in Gnaden auf! — (Bei Seite). O Gott, was für Greuel muß ich in dieſem Hauſe mit anſehen!

(Beide treten ab.)

Siebente Scene.

Don Joſe's Kabinet.

Don Joſe (allein.)

Es war unnöthig ... fürwahr, das Weib dauert mich; ſie war mir hier nicht im Wege. ... Ich ſehe nicht gern ein ſchwaches Weſen leiden ... es wäre wahrlich beſſer geweſen ... Aber geſchehen iſt geſchehen. ... Ein Mann darf niemals Reue fühlen. — Was liegt am Ende auch daran, ob ein Weib mehr oder weniger auf der Welt iſt? ... — Was freilich Catalina anlangt ... worin beſteht am Ende auch der Unterſchied zwiſchen meinem heftigen Verlangen und der Ausführung meiner Wünſche! ... Wenn die Natur, wenn die Stimme des Bluts, wie ſie es nennen, ein Wunder an mir thun ſollte? ... Bah, ich habe jetzt mein ſechsundvierzigſtes Jahr zurückgelegt. ... (Mit bitterem Lachen): Es gibt ja Heilige, von denen man erzählt, daß ſie ..., je nun, wenn es Noth thut, kann ich ja auch von dem Teufelstrank trinken, den ich für ſie zubereitet habe. — Sterbe ich daran ... was liegt alsdann daran? Ich werde wenigſtens glücklich geweſen ſeyn. Ja, ich will ein wahrhaft teufliſches Vergnügen koſten. — Hernach freilich gibt es Nichts mehr, was mich noch an dieſe Erde feſſeln könnte.

(Mugnoz tritt herein.)

Mugnoz: Ach, gnädiger Herr! ...

Don Joſe: Was gibt es, Mugnoz? woher dieſes verſtörte Weſen, dieſer paniſche Schreck?

Mugnoz: Poz Millionen Teufel, gnädiger Herr! Sie wollten ja nicht glauben, als ich es prophezeite, daß dieſes Geſindel von Indianern uns noch einmal einen ſchlimmen Streich ſpielen werde. Hätten Sie mir nur wenigſtens gefolgt und ein Dutzend tüchtiger Burſche von meinem Schlage von der Küſte kommen laſſen, ſo wollten wir uns jetzt ſchon aus der Schlinge

ziehen; — aber mit dieſen Negern! . . . Die Schurken wiſſen ja kaum, wie man eine Arkebuſe oder eine Lanze anfaßt.

Don Joſe (ungeduldig): Nun, nun, was iſt's denn mit Deinen Indianern? was haben ſie Dir denn gethan?

Mugnoz: Zum Donner, gnädiger Herr, ſteiget nur einmal auf Euer Wartthürmchen hinauf, und Ihr werdet bald ſehen, was ſie uns gethan haben. Kaum einen Büchſenſchuß weit von unſerm Thore ſind ihrer zweihundert beiſammen, und das Schlimmſte dabei iſt noch, daß etwa zwanzig Weiße dabei ſind, die uns ohne Zweifel dieſer verwünſchte Don Alonſo auf den Hals geſchickt hat.

Don Joſe (für ſich): Geſtern habe ich mein ſechsundvierzigſtes Jahr angetreten — meine Zeit iſt gekommen.

Mugnoz: Dieſer verdammte Don Alonſo hat uns damit einen ſauberen Stein in den Garten geworfen; es wird ſchwer halten, wenn wir unſern Platz behaupten wollen.

Don Joſe: Es ſind alſo mehr als zweihundert?

Mugnoz: Bei den Eingeweiden des Pabſtes, das ſind doch wahrlich genug, um uns Allen, wie wir hier ſind, den Hals abzuſchneiden. — Wiſſen Sie auch, wie es die Indianer anſtellen, wenn ſie einem ehrſamen Spanier den Hals abſchneiden wollen? . . . Sie ſetzen ihm den einen Fuß an den Magen, ergreifen ihn mit einer Hand an den Haaren, zwei Hiebe mit dem Machete[1]) und der ſtärkſte Kopf bleibt ihnen in der Hand.

Don Joſe (zerſtreut): Man muß unſere Neger bewaffnen.

Mugnoz: Dazu habe ich Ihren Befehl nicht erſt abgewartet, gnädiger Herr. — Aber die Schufte ſind bereits auf dem Punkte, Ferſengeld zu geben; man meint, ſie erbleichen

1) Das Machete iſt ein Mittelding zwiſchen einem großen Meſſer und einem Hirſchfänger, und dient meiſt dazu, die Lianen zu durchhauen, welche in den amerikaniſchen Wäldern dem Reiſenden jeden Fußbreit ſeines Weges verſperren.

ſchen unter ihrer ſchwarzen Haut. Ach, wenn ich nur zwei Falconette hätte, um das Thor zu vertheidigen! ... nur jene kleine Drehbaſſe, welche wir damals in die See warfen, als der fürchterliche Sturm den Membar heimſuchte!

Don Joſe (für ſich): Ach, nur eine einzige Stunde der Wolluſt. ... Hernach meinetwegen die Hölle — vielleicht auch gar Nichts! — (laut): Ich will meine Leute ermuthigen! ... (Er klingelt; zu einem Neger, der herein tritt): Bring mir eine Schüſſel voll Milch! — (Der Neger entfernt ſich. Muguez betrachtet verwundert Don Joſe.) Du mußt den Befehl meiner Sklaven übernehmen, Muguez. Du mußt Dich wenigſtens eine Stunde lang halten; ich will es. In einer Stunde etwa ſtoße ich zu Dir, und wir wollen ſie entweder verjagen, oder hier mit einander umkommen.

Muguez: Aber, gnädiger Herr ...

Don Joſe: Keine Widerrede! Unſere Mauern ſind hoch und feſt. Wie? ſollteſt Du Dich vor Indianern fürchten, die nur mit Pfeilen bewaffnet ſind? Spitzbube, es ſind keine zehn Jahre her, da hätteſt Du Dich nicht gefürchtet, wenn ich Dir befohlen hätte, beim Entern eines Schiffes Dich vor eine bis zur Mündung voll gelatene Kanone zu ſtellen. — Geh', Du willſt eine Memme werden.

Muguez: Wohlan denn, ich will mich umbringen laſſen! Laßt uns kein Wort mehr darüber verlieren.

(Der Neger tritt wieder ein, ſtellt die Schüſſel mit Milch auf den Tiſch, und entfernt ſich.)

Don Joſe: Komm' her, Muguez; rühre mit dem Löffel herum, während ich dieſe Flüſſigkeit hier in dieſe Milch ſchütte.

(Er zieht ein Fläſchchen aus dem Buſen, gießt einige Tropfen davon in die Milch, verſtopft es wieder ſorgfältig und ſteckt es zu ſich.)

Muguez (bei Seite): Oi ſeht doch, er zittert ja ebenfalls.

Don Joſe: Ich will nun noch meine Runde um's Haus machen; — trage dieſe Milch meiner Tochter hinunter ... es iſt juſt um die Frühſtücks-Zeit. — Warte, nimm hier dieſen Degen

mit, ich brauche ihn im Augenblick nicht. Lege ihn sammt meinen geladenen Pistolen auf meinen Tisch, damit ich ihn bei meiner Rückkehr wieder finde.

(Er nimmt seinen Gürtel ab, und gibt Mugnoz seinen Degen, der Dolch fällt aus der Scheide und zu Boden 1.)

Mugnoz (hebt den Dolch auf): Aha, das ist ja der Dolch, vor dem Dona Agustina sich so sehr fürchtete. Nehmt Euch in Acht gnädiger Herr, er hält nicht mehr in der Scheide.

Don Jose: So wie er jetzt ist, wird er mir heute schon noch den Dienst thun! (Er steckt ihn in den Busen.) — Mugnoz, weißt Du auch gewiß, daß meine Tochter keinen Dolch mehr bei sich führt?

Mugnoz: Freilich, gnädiger Herr! die Mulattin Flora hat ihn ja Euch gegeben.

Don Jose (schlägt sich vor die Stirne): Ich werde ein Feigling! — Geh', trage dem Mädchen die Milch zu, während ich meine Leute ermuthige.

Mugnoz (bei Seite): Hm, hm, das nimmt ein schlimmes Ende für uns!

(Beide ab.)

Achte Scene.

Das Zimmer, worin Dona Catalina eingesperrt ist.

Dona Catalina, Mugnoz.

Mugnoz (tritt herein und stellt die Milch auf den Tisch; bei Seite): De profundis! und zwar für Beide.

Dona Catalina: Wie geht es meiner Mutter?

Mugnoz: Sehr gut.

---

1) Schwert und Dolch wurden damals am gleichen Wehrgehänge getragen. Man vergl. El Medico de su honra, von Calderon.

Dona Catalina: Ich weiß, daß sie krank geworden ist, sagt mir die Wahrheit!

Mugnez: Hier ist Euer Frühstück!

(Tritt ab.)

Dona Catalina (allein): Erbärmlicher Bösewicht! — Ach, meine arme Mutter! — ich weiß nicht, welcher fürchterliche Argwohn mich plötzlich erfaßt! ... Nein, o nein ... es ist unmöglich! ein solches Verbrechen wäre entsetzlich: Don Jose ist eines solchen noch nicht fähig. — Indeß .... wie wild rollten nicht seine Augen, als er sie betrachtete; nein nein, er würde es nicht wagen, aber ... — arme Mutter! gewiß ist sie jetzt allein und verlassen. ... Man wird ihr nicht einmal eine Pflege beigegeben haben. ... Man wird sie sterben lassen, und ich darf nicht um sie seyn! — O! die Niederträchtigen! — Ach, ich ahne, daß auch Don Alonso, auch er mich verlassen hat. Aber was würde er auch thun können, um mich zu befreien? ... Ist er vielleicht überhaupt noch am Leben? ... O, mein Gott, willst Du nicht Mitleid mit mir haben! ... Ich wollte ja den ganzen Rest meines Lebens dahin geben, wenn ich nur einen einzigen Tag der Freiheit genießen dürfte! — (Sie verdeckt das Gesicht mit den Händen.) Ach, ach! ich kann nicht mehr denken ... wenn ich nur wenigstens schlafen könnte! — Kein Augenblick der Ruhe, keine Rast für meine Qual. — Ich kann nicht einmal etwas lesen; — wie nichtswürdig, mir meine frommen Bücher hinweg zu nehmen, und mich hier mit solchen scheußlichen Werken einzusperren! Ach, ich habe noch nie einen glücklichen Augenblick gehabt, seit ich auf der Welt bin. ... (Man hört draußen verwirrtes Geschrei und Lärmen.) Was höre ich? sollte ich mich täuschen? War das nicht das Kriegsgeschrei der Indianer? — Nein. Alles ist wieder ruhig. Es war Nichts ... nur der Wind. ... Wie mein Herz pocht! ... Nein, ich täusche mich abermals. ... Meine Nachtwachen, und die einsamen Gedanken, welche mich quälen, haben mich so erschöpft, daß ich wahn-

sinnig zu werden fürchte. . . . Oft ist's mir, als höre ich ganz laut in meinem Gefängnisse reden. . . . Mein armer Kopf ist ganz verwirrt. . . . (Sie setzt sich in der größten Niedergeschlagenheit und Erschöpfung an den Tisch.) Ja ich fühle es . . . ich werde blödsinnig . . . ich weiß schon jetzt Nichts mehr zu thun, als die Strohhalme dieser Matte zu zählen. . . . (Ungestüm aufspringend.) Das will er ja eben, weil ich ihm alsdann unerbittlich verfallen bin. O Jesus, Jesus! erbarme Dich meiner! schenke mir Muth. — (Sie wirft sich auf die Knier nieder und betet, endlich steht sie wieder auf.) Welche dumpfe Luft herrscht hier! wie glänzend blau ist das kleine Streifchen Himmel, das ich durch mein armseliges Fensterchen erblicken kann! . . . (Sie setzt sich wiederum zum Tische.) Ach, mein armer Kopf glüht! — (Sie betrachtet die Milch.) Sie behandeln mich nicht anders, als ich die armen Thierchen, die ich in ihren Käfigen abfütterte! . . . Die armen Vögelein. Wenn ich je wieder frei werde, will ich ihnen Allen die Freiheit schenken. — (Sie rückt die Schüssel vor sich hin, und schlägt das Zeichen des Kreuzes darüber; dann aber stößt sie sie plötzlich wieder von sich.) Ei ei, ich wollte schon wieder eine Sünde begehen. — Es ist heute Fasttag, und dem Stand der Sonne nach noch nicht einmal Mittag. Seit den fünf Tagen, die ich in diesem Kerker zugebracht habe, vergaß ich vielleicht stets die Fasttage zu beobachten. — (Sie zählt an den Fingern ab.) Ja, ich muß heute fasten! — (Wehmüthig:) Auch noch diese Entbehrung. . . . Es gelüstet mich nach dieser Milch. . . . Mich hungert. — Welch' ein elendes Geschöpf bin ich doch! Pfui, auch noch die Sünde der Lüsternheit in meiner jetzigen Lage! . . . Ach, wie stimmt doch das Unglück die Gefühle herab! . . . Zur Strafe will ich nun diese Milch bis auf den letzten Tropfen ausgießen. — (Sie gießt langsam den Milchtopf in einen Blumenscherben aus.) Ich habe etwas Gutes gethan; ich bin einer Sünde ausgewichen, und das tröstet mich noch einigermaßen. — (Man hört draußen von neuem Lärm.) Ach, dießmal täusche ich mich nicht! . . Horch, ein Schuß! er kommt,

um mich zu befreien.... Abermals ein Schuß... noch einer... das Kriegsgeschrei der Indianer! Ich höre ihn! ... Alonso, Alonso! — Ha! ... (Sie sieht an's andere Ende des Zimmers, weil sie Don Jose hereintreten sieht.)

(Don Jose verschließt die Thüre, wirft den Schlüssel durch's Fenster, und betrachtet die leere Milchtasse.)

Don Jose: Kommt nun, ihr Damonen! ihr sollt nun ein Schauspiel haben, das Eurer würdig ist! — Der Himmel, der mir das Herz eines Vaters gab, der Himmel soll jetzt reden; mein Liebestrank wird aber noch lauter reden.

Dona Catalina: Zu Hülfe! zu Hülfe!

Don Jose: Dein Geschrei ist unnütz!

Dona Catalina: Tretet mir nicht nahe!

(Das Geschrei und die Büchsenschüsse kommen näher.)

Don Jose: Sie dringen herein, aber sie sollen zu spät kommen!

(Er stürzt sich auf Dona Catalina, die sich eine Weile in seinen Armen sträubt; während sie ihn zurückstößt, fühlt sie den Handgriff seines Dolches, zieht ihm denselben aus dem Busen, und stößt ihn damit nieder.

Dona Catalina: Ich bin gerettet!

(Sie sieht nach dem entferntesten Ende des Gemachs, bleibt unbeweglich stehen, den blutigen Dolch in der Hand, und betrachtet mit verstörten scheuen Blicken ihren Vater.)

Don Jose (am Boden): Du hast Deinen Vater getödtet, Nichtswürdige! ... Ja, ja, Du bist meine Tochter! ... Du übertriffst mich sogar noch. ... — Fort, ich verfluche Dich ... ich gehe Dir voran in die Hölle ... ich klage Dich an ... ich bereite Deine Strafe vor! ... Sieh', das ist das Blut Deines Vaters!

(Er droht ihr mit der blutigen Hand, und spritzt sein Blut nach ihr; der Tumult nimmt zu. Man pocht mit Axtschlägen an der Thüre.)

Don Alonso (hinter der Scene): Schlagt zu! Stoßt die Thüre ein!

(Die Thüre wird eingeschlagen; Don Alonso, der Kazike, Ingoli bewaffnete Spanier und Indianer stürmen herein.)

Don Alonso: Geliebtes Wesen! ... O Himmel, was muß ich sehen!

Don Jose: Spanier, rächet einen gemeuchelten Vater! ... Sehet, sein eigenes Kind hat ihn erschlagen! ... Hier steht sie, die Vatermörderin! ... Rächet mich — rächet mich! ...

(Er stirbt.)

Don Alonso: Was sprach er?

Der Kazike: Er ist todt.

Ein Spanier: Sie ist mit Blut befleckt!

Ein anderer Spanier: Sie hält noch das blutende Messer in der Hand.

Don Alonso: Catalina!

Dona Catalina: Berühre mich nicht!

Don Alonso: Wer hat ihn getödtet?

Dona Catalina: Ich?... geh', fliehe vor der Vatermörderin!

Don Alonso: Du, Catalina?... Du?...

Alle: Sie hat ihren Vater erschlagen.

Ein Spanier: Einen Arkebusenschuß in ihren Kopf — mehr verdient sie nicht, die Verworfene!

(Don Alonso will auf Dona Catalina zutreten, bleibt aber vor dem Leichnam stehen.)

Don Alonso (zum Kaziken): Lebe wohl, Kazike!... bringe dieses Mädchen nach dem Orte, wohin sie geführt seyn will!... Lebt Alle wohl! Ihr werdet mich niemals wiedersehen!

(Er drückt Ingol die Hand, und entfernt sich; die Spanier folgen ihm.)

Der Kazike: Da habt ihr sie, diese Weißen, diese erstgebornen Lieblingssöhne Gottes, wie sie uns die Schwarzröcke neunen!... Hat man je einen solchen Greuel bei uns gesehen?!

(Ingol ergreift Dona Catalina bei den Haaren, schwingt sein Schwert und will ihr den Kopf abschlagen.)

Ingol: Stirb, Elende, die Du Deinen Vater erschlagen hast!

Der Kazike (fällt ihm in den Arm): Unser Freund will, daß sie lebe: sie soll leben, der Kazike will es ebenfalls! — Weib, wohin sollen wir Dich führen?

Dona Catalina (nach einer Pause): Bringet mich hinaus in den dichtesten Urwald!

Der Kazike: Gut... aber dort werden Dich bald die Tiger umbringen!

Dona Catalina: Lieber von Tigern sterben, als unter Menschen leben! Laßt uns gehen!

(Sie geht festen Schrittes nach der Thüre hin; wie sie aber an dem Leichnam vorüber geht, stößt sie einen durchdringenden Schrei aus und stürzt besinnungslos zu Boden.)

Ingol: So endet diese Komödie und die Familie Carvajal. Der Vater ist erdolcht, die Tochter wird von den wilden Thieren zerrissen werden: entschuldiget die Fehler des Verfassers!

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Proſper Merimée's Werke.

Sechſter Band:

Reiſebriefe aus Spanien. — Carmen, Novelle. — **Dramatiſches.**

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Taſchenbibliothek

klaſſiſcher Romane

des

Auslands.

19—20tes Bändchen.

Proſper Merimée's Werke.

Sechster Band:

Reiſebriefe aus Spanien. — Carmen, Novelle. — **Dramatiſches.**

Preis per Bändchen von 7—8 Bogen nur 15 kr. oder 4 Ggr.

Stuttgart.
Adolph Becher's Verlag.
1846.

Prosper Merimée's

gesammelte Werke,

übersetzt

von

Mehreren.

Sechster Band:

Reisebriefe aus Spanien. — Carmen,
Novelle. — **Dramatisches.**

Frei nach dem Französischen

von

Karl Herrmann.

Stuttgart.
Adolph Becher's Verlag.
1846.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK

Reiſebriefe aus Spanien.

1831.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Reiſebriefe aus Spanien.

I.

Die ſpaniſchen Stiergefechte.

Madrid, den 25. Oktober 1830.

Die Stiergefechte in Spanien ſind noch gegenwärtig ſehr geliebt; allein unter den Spaniern höherer Klaſſe gibt es nur Wenige, die ihre Vorliebe für dieſes gewiß ſehr grauſame Schauſpiel offen zu bekennen wagen; wenigſtens ſuchen ſie verſchiedene Gründe zur Rechtfertigung deſſelben anzugeben. Vor Allem bezeichnen ſie es als ein Nationalvergnügen. Das Wort „National“ würde ſchon allein hinreichen, denn man bürdet hier ebenſo gerne, wie in Frankreich, dem Volke auf, was dem Hefe und den höheren Ständen Vergnügen verurſacht. Außerdem, ſagen ſie, waren ja die Römer noch barbariſcher als wir, denn ſie ließen Menſchen gegen Menſchen kämpfen. Zudem, wenden die Oekonomen ein, preſtirt der Ackerbau von dieſem Nationalvergnügen, denn der hohe Preis der Kampf-Stiere veranlaßt die Gutsbeſitzer zur Zucht größerer Heerden; man muß nämlich wiſſen, daß nicht alle Stiere die rühmliche Eigenſchaft beſitzen, auf Menſchen und Pferde loszugehen, ſondern daß man

unter zwanzig kaum einen einzigen findet, der tapfer genug wäre, um im Circus zu figuriren, die neunzehn Anderen werden zu Zwecken des Ackerbaues verwendet. Der einzige Beweisgrund, den man noch vorzubringen wagt, obwohl er gewiß keiner Einwendung begegnen würde, ist der, daß dieses Schauspiel — gleichviel, ob grausam oder nicht — so interessant, so fesselnd, so kriegerisch und malerisch ist, und so lebhafte Gemüthsbewegungen hervorruft, daß man ihm nicht mehr widerstehen, noch auf den Genuß verzichten kann, so bald man in den Stand gesetzt gewesen ist, diesem Schauspiele auch nur ein Einzigesmal anzuwohnen. Die Fremden, welche den Circus der Stiergefechte zum Erstenmale nur mit einem gewissen Abscheu betreten, und fast nur in der Absicht, sich gewissenhaft ihrer Verpflichtung als Reisende zu entledigen, — die Fremden gewöhnen und enthusiasmiren sich bald eben so sehr für die Stiergefechte, als die Spanier selbst. Zur Schande der Menschheit muß man zugestehen, daß der Krieg mit all seinen Schrecken einen ganz besonderen Reiz, und namentlich auf Diejenigen ausübt, welche ihn, geschützt vor jeder Gefahr, zu beobachten im Stande sind.

Der heilige Augustinus erzählt ja selbst, er habe in seiner Jugend einen außerordentlichen Widerwillen gegen die Kämpfe der Gladiatoren gehegt, so lange er dieselben selbst noch nicht mit angesehen. Eines Tages sey er inzwischen von einem Freunde genöthigt worden, diesen zu einer jener pomphaften Mezeleien zu begleiten; er habe innerlich selbst das Gelübde abgelegt, die ganze Zeit der Vorstellung hindurch die Augen für das Schauspiel zu schließen; er habe anfangs sein Versprechen auch ziemlich gut gehalten, und an ganz andere Sachen gedacht; endlich aber habe ein Schrei, den die ganze versammelte Menge ausstieß, da sie einen berühmten Gladiator fallen sah, ihn veranlaßt, die Augen zu öffnen. Von diesem Augenblicke an habe er die Augen offen behalten, und sie nicht wieder zu schließen vermocht. Seither, und bis zu seiner Bekehrung, sey er einer

der leidenſchaftlichſten Liebhaber der Kampfſpiele im Circus geweſen.

Nach einem ſo großen Heiligen mich ſelbſt als Beiſpiel citiren zu wollen, wäre eine ſo große Unbeſcheidenheit, daß ich ſie nicht auf mich zu nehmen wage; wer mich übrigens kennt, weiß, daß ich nicht die Wildheit oder den blutdürſtigen Geſchmack eines Menſchenfreſſers beſitze. Das Erſtemal, wo ich in Madrid den Circus der Stiergefechte betrat, fürchtete ich, den Anblick des Blutes nicht ertragen zu können, das dort in Strömen vergoſſen wird; namentlich war mir bange, meine Gutmüthigkeit, die mir ſchon in manchen ähnlichen Fällen einen ſchlimmen Streich geſpielt hatte, werde mich vor den leidenſchaftlichen und hartgeſottenen Liebhabern lächerlich machen, die mir einen Platz in ihrer Loge angeboten hatten. Von allem dem aber erfuhr ich nichts. Der erſte Stier, welcher hereingebracht wurde, war kaum getödtet, als ich auch gar nicht mehr an's Fortgehen dachte. Zwei ganze Stunden, ohne alle Unterbrechung, dauerte der Kampf unter meinen Augen, und ich empfand nicht die mindeſte Ueberſättigung daran. Keine Tragödie in der Welt hatte mich ſo lebhaft intereſſirt. Während meines ganzen Aufenthalts in Spanien habe ich auch nicht ein einziges Stiergefecht verabſäumt, und geſtehe es mit Erröthen, daß ich die Kämpfe auf Leben und Tod denjenigen vorziehe, bei welchen man es nur darauf abgeſehen hat, die armen Stiere zu quälen, welche Kugeln auf den Spitzen der Hörner tragen. Es waltet zwiſchen dieſen beiden Arten von Kampfſpielen derſelbe Unterſchied vor, wie zwiſchen ernſten Kämpfen auf ſcharfen Waffen und den Turnieren mit ſtumpfen Lanzen. Bei allem dem haben dieſe beiden Arten von Stiergefechten ſehr viel mit einander gemein, und gewähren faſt daſſelbe Intereſſe, mit dem einzigen Unterſchiede jedoch, daß bei der zweiten Art eine Gefahr für Menſchenleben beinahe gar nicht vorhanden iſt.

Der Vorabend eines Stiergefechtes iſt bereits ein Volks-

fest. Um jeden Unglücksfall zu vermeiden, führt man die Stiere nur bei Nacht in den Stall des Circus (encierro). Am Tage vor dem angeraumten Stiergefecht läßt man die Kampfthiere auf einer Weide, unweit von Madrid, el arroyo genannt, weiden. Diese Stiere zu sehen, welche oft aus sehr entfernten Provinzen herbeigebracht werden, strömt nun Alles aus den Thoren, und macht einen Spaziergang in jene Gegend. Eine große Anzahl von Equipagen, Reitern und Fußgängern begibt sich nach dem arroyo; viele junge Leute tragen bei dieser Gelegenheit das elegante Costüm andalusischer Majos [1]), und entfalten eine Pracht und einen Luxus, welcher die Einfachheit unserer modischen Trachten durchaus nicht erlauben würde. Dabei ist dieser Spaziergang nicht ohne Gefahr: die Stiere weiden im Freien und ohne Fesseln, ihre Hüter wissen sich nur wenig Gehorsam zu verschaffen, und es ist also die Sache der neugierigen Schaulustigen, den gefährlichen Hornstößen der Thiere auszuweichen.

Fast alle größeren Städte Spaniens besitzen je ihren Circus (Plaza). Diese Gebäude sind von sehr einfacher, wo nicht gar plumper Bauart; sie sind in der Regel nur große Barracken aus Brettern, und das Amphitheater von Ronda gilt für ein wahres Wunder, weil es ganz von Steinen erbaut ist. Es ist übrigens auch das Schönste in ganz Spanien; was liegt aber am Ende an der Dekoration eines Theaters, wenn nur das Schauspiel schön ist!

Der Circus in Madrid mag etwa siebentausend Zuschauer fassen, welche durch eine Anzahl zweckmäßig angebrachter Thüren, ohne die mindeste Confusion, ab- und zuströmen. Man sitzt auf hölzernen oder steinernen Bänken [2]), und nur wenige Logen

1) Einer aus den unteren Ständen in der Nationaltracht.

2) Seit einigen Jahren hat man indeß die stufenförmigen Sitze beinahe sämmtlich von Steinen erbaut. Der Uebersetzer.

haben Stühle; die des Königs iſt die Einzige, welche mit leidlichem Geſchmack dekorirt iſt.

Die Arena iſt von einer ſtarken etwa ſechs Fuß hohen Palliſaden-Wand umſchloſſen; etwa zwei Fuß vom Boden läuft auf beiden Seiten der Palliſaden-Wand in der ganzen Runde ein hölzerner Vorſprung, eine Art von Auftritt oder Fußbänkchen hin, das den verfolgten Torreador in den Stand ſetzt, ſich leichter über die Barriere zu ſchwingen. Ein ſchmaler Corridor ſcheidet die ſtufenförmigen Sitze für die Zuſchauer, welche noch höher ſind als die Barriere, von der Arena, und die vordere Reihe der Sitze iſt überdieß noch durch ein hervorſtehendes Dach geſchützt, das in ſehr ſtarken Pfoſten hangt. Dieſe Vorſichtsmaßregel iſt erſt einige Jahre alt. Ein Stier hatte nämlich nicht nur die Barriere überſprungen, was ſehr häufig vorkommt, ſondern er war auch noch auf die Sitze hinaufgerathen, und hatte hier ziemlich viele Perſonen theils getödtet, theils beſchädigt. Nun hält man das ausgeſprungene Teil für hinreichend, für die Zukunft einem ähnlichen Unglücksfalle vorzubeugen.

Vier Thüren münden auf die Arena. Die Eine ſteht in Verbindung mit dem Stall der Kampfſtiere (**Toril**); die Andere führt nach dem Schlachthauſe (**Matadero**), wo man die Stiere abzieht und anshaut; die beiden andern ſind für die menſchlichen Schauſpieler bei dieſer Tragödie.

Kurz vor Beginn des Stiergefechts verſammeln ſich die Torreadores in einem Saale, der an den Circus ſtößt. Hart dabei ſind die Ställe für die Pferde. Etwas entfernter befindet ſich ein Krankenzimmer, wo ein Prieſter und ein Wundarzt über die ganze Dauer des Stiergefechts anweſend ſeyn müſſen, um bei etwaigen Unglücksfällen mit leiblicher und geiſtlicher Hülfe bei der Hand zu ſeyn.

Der Saal, welcher zugleich zum Vorgemach der Arena dient, iſt mit einer gemalten Madonna verziert, vor welcher etliche Wachskerzen brennen; darunter ſteht gewöhnlich ein Tiſch-

chen mit einem Becken voll glühender Kohlen. Jeder Torero nimmt beim Eintritt zunächſt den Hut vor dem Madonnenbilde ab, leiert haſtig ein Gebet herunter, ſteckt ſich an den Kohlen eine Cigarre an, und plaudert nun rauchend mit ſeinen Kameraden und etwaigen Liebhabern, Dilettanten ꝛc., welche mit ihnen über das Verdienſt und die Eigenſchaften der zu bekämpfenden Stiere ſich unterhalten.

Inzwiſchen rüſten ſich die Stierkämpfer, welche beritten auftreten müſſen, in einem inneren Hofe zum Kampfſpiel, und verſuchen ihre Pferde. Zu dieſem Behufe ſprengen ſie ſie im Galopp gegen eine Mauer an, welche ſie mit einem Pfahl einfaſſt mit einer Lanze berennen. Ohne dieſen Stützpunkt zu verlaſſen, gewöhnen ſie noch außerdem die Roſſe daran, ſich in möglichſter Nähe der Mauer ſo ſchnell wie möglich herumzuwerfen. Man wird ſogleich ſehen, daß dieſe Uebung durchaus nicht überflüſſig iſt. Die Pferde, deren man ſich bei den Stiergefechten bedient, ſind meiſtens ausrangirte Militär-Pferde, die man zu Spottpreiſen angekauft hat. Ehe man ſie in die Arena bringt, verbindet man ihnen die Augen und verſtopft ihnen die Ohren mit beſeuchtetem Werg, damit ſie von dem Geſchrei der Menge und dem plötzlichen Anblick der Stiere nicht ſcheu werden.

Der Anblick des Circus iſt ein äußerſt belebter. Vor Beginn des Kampfes iſt die Arena von Leuten aller Art angefüllt, und Sitze und Bogen zeigen nur eine wirre Maſſe von Köpfen. Es gibt zwei Arten von Plätzen: die auf der ſchattigen Seite ſind bequemer und geſuchter, obwohl auch theurer: allein auch auf der Seite der Sonne fehlt es nicht an unerſchrockenen Zuſchauern, denen ein bischen Sonnengluth den Genuß des intereſſanten Schauſpiels nicht verzällt: man ſieht bei weitem mehr Männer als Frauen unter den Zuſchauern, und die Mehrzahl der Letzteren gehören zu der Klaſſe der Manolas oder Grisetten. In den Logen ſieht man bisweilen einige elegante Toilettes, allein ſehr wenig jüngere Frauen. Die fran-

zöſiſchen und engliſchen Romane haben ſeit einiger Zeit die Anſichten der ſpaniſchen Frauen umgewandelt und befeſtet, und ihnen die Achtung für die alten Landesbräuche genommen. Ob es den Geiſtlichen verboten iſt, dieſem Schauſpiele anzuwohnen, weiß ich nicht; indeß habe ich nur einen Einzigen in Ordenstracht unter den Zuſchauern geſehen, und zwar in Sevilla; man hat mir aber verſichert, daß ſehr viele von ihnen verkleidet den Circus beſuchen.

Auf ein Signal, das der Präſident des Stiergefechts gibt, tritt ein Alguazil maner, begleitet von zwei andern Alguazils in ihrer Amtstracht, alle drei zu Pferde, und gefolgt von einer Abtheilung Cavallerie, aus einem der Thore, um die Arena und den ſchmalen Gang, der ſie von den Sitzen trennt, von Menſchen zu leeren. Wenn ſie ſich mit ihrem Gefolge wieder entfernt haben, erſcheint ein Herold, in Begleitung eines Notars und anderer Alguazils zu Fuße, in der Mitte der Arena, und verlieſt eine Verordnung des Königs, welche männiglich verbietet, etwas in die Arena zu werfen, die Kämpfer durch Zuruf oder Geſchrei zu ſtören, Lärm zu verurſachen ꝛc. Kaum iſt der Herold eingetreten, und hat die Achtung-gebietende Formel begonnen: „Im Namen des Königs, unſers Herrn, den Gott lange ſchützen möge,“ [1]) ſo erhebt ſich Tumult und Pfeifen von allen Seiten, und dauert ſo lange an, als die Verleſung des Verbotes, nach dem man ſich ohnedieß niemals richtet. Im Circus, und zwar hier allein, herrſcht das Volk als unumſchränkter Gebieter, und darf thun und treiben, was es will.

Es gibt zwei Hauptklaſſen von Toreros: Die Picaderos, welche zu Pferde und mit den Lanzen kämpfen, und die Chulos oder Fußkämpfer, die den Stier durch das Schwingen

1) Seit der Wiederherſtellung der Conſtitution hat bisher Niemand eine andere Eingangsformel erhalten.

grellfarbiger Tücher schon zu machen und zu necken suchen. Zu den Letzteren gehören die Banderilleros und Matadores, auf die ich sogleich zurückkommen werde. Alle tragen das andalusische Costüm, etwa so ziemlich dasselbe, welches auf unsern Theatern Figaro im Barbier von Sevilla trägt; allein anstatt der seidenen Beinkleider und Seidenstrümpfe haben die Picadores Beinkleider von dickem Leder, mit Schienen von Holz und Eisen, um ihre Beine und Schenkel gegen etwaige Hornstöße zu schützen. Wenn sie zu Fuße sind, müssen sie mit weit ausgebreiteten Beinen und schwerfällig daherschreiten; werden sie gar zu Boden geworfen, so sind sie nur mit Hülfe der Chulos im Stande, wieder aufzustehen. Ihre Sättel sind von türkischer Form, hinten und vorne sehr hoch, mit eisernen Steigbügeln in Gestalt von Holzschuhen versehen, welche den ganzen Fuß bedecken und beschützen. Um ihre Pferde desto wirksamer zum Gehorsam zu zwingen, haben sie Sporen mit zwei Zoll langen Spitzen. Ihre Lanze ist schwer, mit sehr starkem Schaft versehen und endigt in einer sehr scharfen eisernen Spitze; da man aber diese Waffe gefahrlos machen muß, damit das Vergnügen desto länger dauere, ist die Spitze mit einem Knauf von Leder oder Stricken versehen, der sie nur etwa einen Zoll tief in das Fleisch des Stiers eindringen läßt.

Einer der Alguazils zu Pferde fängt in seinem Hute einen Schlüssel auf, den ihm der Präsident der Kampfspiele zuwirft. Dieser Schlüssel öffnet zwar nichts, allein er trägt ihn augenblicklich dem Burschen hin, dem es obliegt, den Teril zu öffnen, und macht sich alsbald in gestrecktem Galopp davon, vom Geschrei der Menge begleitet, die ihm zuruft, der Stier sey bereits heraus und hinter ihm her, — ein Spaß, der bei jedem Stiergefecht wiederholt wird.

Die Picadores haben inzwischen ihre Plätze eingenommen. Gewöhnlich befinden sich zwei von ihnen in der Arena; etliche Andere halten sich unmittelbar vor dem Thore auf, um ihre Kameraden sogleich zu ersetzen, wenn einer von ihnen durch

plötzlichen Tod, ſchwere Verwundung, gebrochene Gliedmaßen ꝛc. kampfuntüchtig werden ſollte, ein Dutzend Chulos zu Fuße ſind über die Arena vertheilt, und zwar in hinlänglicher Entfernung von einander, um ſich gegenſeitig helfen und unterſtützen zu können.

Der Stier, den man ſchon zuvor in ſeinem Käfig abſichtlich geneckt hatte, ſtürzt wüthend heraus. Gewöhnlich ſpringt er in einem einzigen Anlauf bis in die Mitte der Arena, und hält hier plötzlich an, weil ihn der Lärm, den er hört, und der Anblick der ganzen Umgebung ſtutzig macht. Er trägt im Genick eine Schleife von Bandern, die mit einem durch die Haut gezogenen Angelhaken befeſtigt iſt (La Divisa). Die Farbe dieſer Bander bezeichnet die Heimath des Thieres, und die Heerde (vacada), von der er ſtammt. Ein geübter Liebhaber aber erkennt ſchon aus dem Aeußeren des Thieres, aus welcher Provinz es ſtammt, und was für einer Race es angehört.

Nun treten die Chulos heran, ſchwingen ihre rothfarbigen Mäntel, und ſuchen den Stier gegen einen der Picadores anzuhetzen. Wenn das Thier kühn und tapfer iſt, ſo beginnt es ungeſaumt den Angriff. Der Picader hält die Lanze eingelegt unter dem Arm, nimmt ſein Pferd zuſammen, und hält ſich dem Stier gerade gegenüber. Er ergreift den Augenblick, wo das Thier den Kopf ſenkt, um mit ſeinen Hörnern anzulaufen, und verſetzt ihm jetzt einen Stoß mit der Lanze in's Genick, aber ja nicht anders wohin [1]).

1) Ich ſah eines Tags einen Picador in der Arena zu Baden geworfen, und unſichtbar den Hörnern des wüthenden Thieres preisgegeben, wenn ihn ſein Kamerad nicht dadurch befreit und die Wuth des Stieres von ihm abgelenkt hätte, daß er dieſen durch einen Lanzenſtoß auf die Naſe zum Weichen brachte. Die Lage der Sache diente hierin zu einem Entſchuldigungs-Grunde; allein dennoch hörte man alte Liebhaber und Kenner voll Entrüſtung in den Ruf ausbrechen: Welche Schande! einem Thiere einen Lanzenſtoß auf die Naſe geben! man ſollte dieſen Burſchen vom Platze jagen.

Er legt seine ganze Körperkraft und das Gewicht seines Oberleibs in die Wucht des Stoßes, und wendet zu gleicher Zeit sein Pferd zur Linken ab, so daß der Stier beim Anlauf an seiner rechten Seite vorüberfährt. Wenn alle diese Bewegungen gut ausgeführt werden, wenn der Picador kräftig, und sein Thier leicht zu handhaben ist, so fährt der Stier, von seinem eigenen Ungestüm angetrieben, an ihm vorüber, ohne ihn zu berühren. Die Chulos müssen nun den Stier von Neuem beschäftigen, damit der Picador Zeit behält, sich zu entfernen, und sein Pferd zu wenden; allein häufiger erkennt das Thier nur allzugut denjenigen wieder, der es verwundet hat, wendet sich plötzlich um, überholt an Schnelligkeit das Pferd, rennt ihm seine Hörner in den Leib, und wirft es sammt dem Reiter zu Boden. Augenblicklich eilen ihm die Chulos zu Hülfe: die Einen erheben ihn vom Boden, die Andern wenden den Stier ab, indem sie ihm ihren Mantel über den Kopf werfen, suchen seine Wuth auf sich zu lenken, und entgehen ihr dadurch, daß sie sich nach der Barriere flüchten, über welche sie sich mit erstaunlicher Leichtigkeit hinwegschwingen. Die spanischen Stiere rennen so schnell wie ein Pferd, und der Chule wäre verloren, wenn er sich zu weit von der Barriere entfernt hätte. Aus denselben Gründen geschieht es auch nur selten, daß die Reiter, deren Leben von der Geschicklichkeit der Chulos abhängt, sich in die Mitte der Bahn wagen, und wenn sie es je thun, achtet man es für einen Beweis von außerordentlicher Kühnheit. Steht der Picador wieder auf den Füßen, so schwingt er sich alsbald wieder auf's Pferd, wenn dieses sich noch zu erheben im Stande ist. Was liegt daran, ob das arme Thier auch Ströme von Blut verliert, ob es seine Eingeweide am Boden nachschleift, und sich mit den Füßen darin verwickelt! So lange sich ein Pferd nur noch auf den Füßen hält, muß es dem Stier die Spitze bieten. Bleibt es rettungslos und schwer verwundet am Boden

liegen, ſo verläßt der Picador die Arena, und kehrt im Augenblick auf einem friſchen Pferde dahin zurück.

Ich habe zwar vorhin geſagt, daß die Lanzenſtöße dem Stiere nur eine leichte Wunde verurſachen können und keinen andern Zweck haben, als den, ihn zu necken und bösartig zu machen; allein das Anrennen von Pferd und Reiter, die ſtarke Bewegung, zu welcher das Thier genöthigt iſt, und beſonders die heftigen Erſchütterungen, welche ihm das plötzliche Stillehalten im vollſten Rennen verurſacht, ermüdet in Bälde den Stier. Häufig entmuthigt ihn auch der Schmerz der Lanzenwunden, und er wagt nicht mehr die Pferde anzugreifen, oder, um die Sprache der Stierkämpfer zu reden, er weigert ſich anzupacken (entrar). Wenn er übrigens muthig und kraftvoll iſt, ſo hat er bis zu dieſem Augenblick wenigſtens vier bis fünf Pferde getödtet; jetzt ziehen ſich die Picadores zurück, um auszuruhen, und man gibt das Signal, die Banderillas herbeizubringen. Dieß ſind Stäbe von drittehalb Fuß Länge, die mit ausgeſchnittenem ſtarkem Papier umgeben ſind, und mit einer ſcharfen und widerhakigen Spitze endigen, vermittelſt deren ſie in der Wunde ſtecken bleiben. Die Chulos führen in jeder Hand einen dieſer Stacheln; die erprobteſte Manier, ſich ihrer zu bedienen, iſt, ſich ſachte hinter den Stier herzuſchleichen, die Banderillas geräuſchvoll aneinander zu ſchlagen, und dadurch den Stier gegen ſich zu lenken. Scheu gemacht, dreht ſich das Thier um, und fällt ſeinen Gegner alsbald an. In dem Augenblick aber, wo der Stier ihn beinahe berührt, und während er den Kopf zum Stoße ſenkt, ſtößt ihm der Chulo zu gleicher Zeit beide Banderillas hüben und drüben in den Hals, was aber das Werk eines Augenblicks ſeyn muß, weil er dicht vor dem Stiere und faſt zwiſchen ſeinen Hörnern ſteht; raſch ſchwingt er ſich auf den Ferſen bei Seite, läßt das Thier an ſich vorüberſchießen, und eilt nach der Barriere, um ſich in Sicherheit zu bringen. Eine Unachtſamkeit, eine Anwandlung von Zaudern, oder

Zaghaftigkeit würden ihn unfehlbar in's Verderben stürzen. Trotzdem betrachten die Kenner das Amt eines Banderillero als eines der ungefährlichsten von Allen. Würde er beim Anstecken der Banderillas unglücklicherweise zu Boden stürzen, so darf er es ja nicht versuchen, wieder aufzustehen, sondern muß sich im Gegentheile ganz unbeweglich auf dem Platze halten, auf dem er niedergefallen ist. Der Stier stößt nur äußerst selten an den Boden, nicht sowohl aus Großmuth, sondern vielmehr, weil er beim Anrennen die Augen schließt, und ohne ihn zu bemerken, über den Menschen wegrennt. Zuweilen hält er freilich an und beschnüffelt ihn, als wollte er ihn versichern, daß der Mann wirklich todt sey. Er weicht dann um einige Schritte zurück und senkt den Kopf, um ihn auf die Hörner zu nehmen, allein die Kameraden des Banderillero drängen sich sogleich um ihn und wissen ihm so zuzusetzen, daß er nothgedrungen von dem vermeintlichen Leichnam ablassen muß.

Sobald der Stier Zaghaftigkeit bewiesen hat, d. h. wenn er nicht wenigstens schon vier Lanzenstöße kühn hingenommen hat — denn so viel verlangt man unbedingt — verdammen ihn die Zuschauer, als unumschränkte Richter, zu einer Art von Strafe, die zugleich eine Züchtigung und ein Mittel ist, seinen Zorn wach zu rufen. Von allen Seiten ertönt das Geschrei: fuego (Feuer). Nun vertheilt man unter die Chulos, anstatt ihrer gewöhnlichen Waffen, Banderillas, deren Schaft mit Feuerwerk versehen ist. An der Spitze ist ein Stück brennenden Schwamm's angebracht; sobald diese nun in die Haut eindringt, wird der Schwamm auf die Lunte oder den Zünder der Schwärmer gedrückt, diese fangen Feuer, und die Flamme, welche gegen den Stier aufsprüht, brennt ihn bis aufs Fleisch, und veranlaßt ihn zu Sprüngen und Sätzen, über die sich das Publikum ausnehmend ergötzt. Es gewährt in der That auch einen wunderbaren Anblick, wenn man dieses kolossale Thier wuthschäumend bemüht sieht, die brennenden Banderillas abzuschütteln,

um dieſer Atmoſphäre von Rauch und Feuer zu entkommen. Zum Aerger unſerer Herren Dichter muß ich hier geſtehen, daß von allen Thieren, die ich je beobachtet habe, keines weniger Ausdruck in den Augen zeigt, als eben der Stier. Man ſollte eigentlich ſagen, der Ausdruck ſeines Auges wechſele nie, denn bei ihm iſt er gewöhnlich der eines brutalen, wilden und ſcheuen Stumpfſinns. Selten drückt er ſeinen Schmerz durch Aechzen aus. Seine Wunden machen ihn entweder zornig oder zaghaft, allein niemals — man erlaube mir dieſen Ausdruck — zeigt er eine Art von Nachdenken über ſein Schickſal; er heult nie wie der Hirſch. Deshalb läßt er auch niemals Mitleid ein, als wenn er ſich durch ſeinen Muth ausgezeichnet hat [1]).

Wenn der Stier drei oder vier paar Banderillas am Halſe trägt, iſt es Zeit daß man ſich ſeiner entledige. Ein Trommelwirbel läßt ſich hören, alsbald tritt einer der Chulos, den man ſchon im Voraus dazu beſtimmt hat, aus der Reihe ſeiner Kameraden heraus: es iſt der Matador — reich gekleidet in glänzende Seide, die mit Goldſtickereien bedeckt iſt, führt er in der rechten Hand einen langen Degen, in der Linken einen ſcharlachrothen Mantel, der an einem Stabe hängt, damit er deſto beſſer gehandhabt werden kann. Dieſer Mantel heißt la muleta. Er tritt vor bis unter die Loge des Präſidenten, und bittet dieſen mit einen tiefen Bückling um die Erlaubniß, den Stier tödten zu dürfen. Dieſe Formalität wird übrigens bei den meiſten Stiergefechten nur ein einzigesmal beobachtet. Der Präſident antwortet natürlich durch ein bejahendes Kopfnicken, worauf der Matador ein Viva ausbringt, eine Pirouette ſchlägt, ſeinen

1) Zuweilen, und namentlich bei feierlichen Gelegenheiten, iſt der Schaft der Banderilla mit einem langen feinen Netz umgeben, in welchem kleine lebendige Vögel eingeſchloſſen ſind. Die Spitze der Banderilla zerſchneidet den Knoten, der das Netz ſchließt, wenn ſie in den Hals des Stieres geſtoßen wird, und die Vögel entweichen, nachdem ſie lange Zeit dem Thiere um die Ohren geflattert ſind.

Hut an den Boden wirft und keck dem Stier entgegentritt. In den Stiergefechten gibt es eben so gut Geſetze zu beobachten, als bei einem Duell; es wäre eben ſo beſchimpfend, dieſe zu verletzen, als ſeinen Gegner meuchlings umzubringen. So darf z. B. der Matador dem Stier nirgends anders den Gnadenſtoß geben, als da, wo der Nacken mit den Rückenwirbeln zuſammenſtößt — an dem Punkte, welchen die Spanier das Kreuz nennen. Der Stoß muß von oben nach unten geführt werden, niemals von unten nach oben. Der Matador würde lieber tauſendmal das Leben daran ſetzen, als einen Stier von unten, von der Seite, oder gar von hinten angreifen. Der Degen, deſſen ſich die Matadore bedienen, hat eine lange, ſtarke zweiſchneidige Klinge; der Griff iſt ſehr kurz, und oben mit einem Knopf verſehen, den man gegen die Handfläche anſtemmt. Es bedarf großer Uebung und beſonderer Geſchicklichkeit, um dieſe Waffe führen zu können.

Um aber einen Stier gewandt zu tödten, iſt vor Allem erforderlich, daß man ſeinen Charakter genau kennt. Von dieſer Kenntniß hängt nicht allein der Ruhm, ſondern meiſtens auch das Leben des Matadors ab. Natürlich gibt es unter den Stieren eben ſo viele Charaktere, als unter den Menſchen, doch theilen ſie ſich namentlich in zwei wohlunterſchiedene Racen: die Hellen und die Dunkeln, um mich der Sprache der Stierkämpfer zu bedienen. Die Hellen greifen unbedingt an; die Dunkeln aber ſind im Gegentheile äußerſt vorſichtig, und ſuchen ihren Mann meuchlings anzufallen; dieſe Letztern ſind überwiegend die Gefährlichſten. Bevor der Matador den Verſuch macht, einem Stier den Degenſtoß zu verſetzen, hält er ihm die muleta vor, neckt ihn, und beobachtet aufmerkſam, ob er ſich alsbald eben darauf losſtürzt, wenn er ſie bemerkt, oder ob er ſuchte darauf zutritt, um Terrain zu gewinnen, und ſeinen Gegner erſt in dem Augenblick zu berennen, wo er ihm allzu nahe zu ſeyn glaubt, als daß dieſer dem Stoß ausweichen könnte.

Oft sieht man einen Stier mit drohender Gebärde den Kopf schütteln, die Erde mit dem Fuße scharren, ohne vorwärts zu kommen, oder selbst langsamen Schrittes zurückweichen, um seinen Mann in die Mitte des Platzes zu ziehen, wo dieser ihm nicht mehr entrinnen könnte. Andere nähern sich, anstatt mit offener Stirn anzugreifen, dem Gegner zögernd und von der Seite, schreiten langsam und stellen sich müde, stürzen aber auf einmal wie ein Blitz auf ihn zu, sobald sie sich in der geeigneten Entfernung glauben.

Für einen, der sich einigermaßen auf die Tauromachie versteht, gewährt es ein sehr interessantes Schauspiel, das Beginnen des Kampfes zwischen dem Matador und dem Stier zu beobachten, die wie zwei geschickte Generale gegenseitig ihre Absichten zu errathen scheinen, und ihre Bewegungen und Manöver jeden Augenblick wechseln. Eine Kopfbewegung, ein scheeler Blick, ein Ohr, das sich senkt oder hebt, sind für den geübten Matador eben so viel unzweideutige Anzeichen für die Absichten seines Gegners. Endlich wird der Stier ungeduldig, und rennt gegen die rothe Fahne an, welche der Matador jetzt absichtlich vor sich hinhält. Die Wucht des Stoßes ist so groß, daß der Stier eine Mauer einstürzen würde, wenn er sie mit seinen Hörnern berennte; allein der Matador weicht durch eine leichte Bewegung des Körpers ihm aus, verschwindet wie durch einen Zauberschlag ihm aus dem Gesicht, und überläßt ihm nur eine leichte Draperie, die er ihm über die Hörner wegzieht, indem er seiner Wuth frottet.

Das Ungestümm des Stieres läßt ihn weit über seinen Gegner hinausrennen; dann macht er plötzlich im gestreckten Laufe Halt, stemmt die Beine tief in den Boden und dreht sich um, und diese plötzliche heftige Erschütterung ermüdet ihn dermaßen, daß sie allein schon hinreichend wäre, das Thier zu tödten, wenn man dieses Manöver länger mit ihm fortsetzen wollte. Romero, der berühmte Professor der Tauromachie, pflegte daher auch zu sagen, ein guter Matador müsse acht Stiere mit sieben Degen-

stößen umbringen. Einer von den Achten verendet gewiß vor Ermüdung und Wuth.

Hat der Matador den Stier etlichemale auf diese Weise irregeführt, und glaubt er seinen Gegner genau zu kennen, so schickt er sich an, ihm den Gnadenstoß zu geben. Mit den Beinen fest an die Erde gestemmt, stellt er sich ihm gegenüber, und erwartet ihn unbeweglich auf passende Entfernung. Sein rechter Arm, mit dem Degen in der Hand, ist über dem Kopfe gekrümmt; der linke ist ausgestreckt und hält die Muleta hinaus, die, fast den Boden berührend, den Stier nöthigt, den Kopf zu senken. In diesem Augenblick muß der Matador ihm den tödtlichen Stoß beibringen, welchen die Wucht seines ganzen Armes, das Gewicht seines Oberleibes und das Ungestümm des Stieres selbst noch verstärken müssen. Die drei Fuß lange Klinge des Degens dringt manchmal bis zum Stichblatte ein, und der Matador hat nichts zu fürchten, wenn der Stoß gut geführt ist. Der Stier prallt plötzlich an, man sieht kaum Blut fließen, er erhebt den Kopf, schnüffelt in die Luft, seine Beine beginnen zu zittern, und auf einmal stürzt er mit seiner ganzen schweren Masse zu Boden. Nun ertönt von allen Sitzen ein betäubendes **Viva**, Taschentücher wehen, die Hüte der Majos fliegen in die Arena hinunter, und der siegreiche Held wirft nach allen Seiten hin Kußhandchen.

Man erzählte mir, in früherer Zeit sey nie mehr, als ein einziger Stoß gegeben worden; allein Alles entartet und es ereignet sich heutzutage nur noch selten, daß ein Stier auf den ersten Stoß fällt. Wenn er indeß tödtlich getroffen scheint, theilt der Matador keinen zweiten aus, sondern neckt ihn mit Hülfe der Chulos im Kreise herum und schwingt ihm den Mantel um den Kopf, daß er bald betäubt wird: sobald er stürzt, springt ein Chulo herzu, versetzt ihm mit einem Dolche den Gnadenstoß in's Genick, und das Thier verendet zur Stelle.

Man will bemerkt haben, daß fast alle Stiere eine Stelle

im Circus haben, auf welche sie immer wieder zurückkehren. Diese nennt man la querencia, und gewöhnlich ist sie in der Nähe der Thüre, durch welche der Stier hereingeführt worden ist.

Gar häufig sieht man den Stier noch mit dem verhängnißvollen Degen im Nacken, dessen Korb allein aus der Schulter herausragt, mit langsamen Schritten über die Arena schreiten, und die Chulos sammt den Tüchern, womit sie ihn verfolgen, verächtlich und von der Seite anblicken. Das arme Thier scheint nun auf nichts Anderes mehr zu denken, als auf eine Stelle, wo es bequem sterben kann; es sucht jetzt sein Lieblingsplätzchen auf, beugt sich nieder, legt sich auf den Boden und streckt den Kopf hinaus, um vollends zu verenden, wenn nicht ein Dolchstoß sein Ende beschleunigt.

Wenn der Stier sich weigert von selbst anzugreifen, springt ihm der Matador entgegen, und stößt ihm in dem Augenblick, wo das Thier den Kopf senkt, den Degen in das Genick (estocada de volapie); senkt er aber den Kopf nicht, oder entflieht er fortwährend feige, so muß man noch ein grausameres Mittel anwenden, um es umzubringen. Ein Mann mit einem langen Pfahle in der Hand, an dessen Ende eine sichelförmige Klinge (media luna) angebracht ist, nähert sich ihm von hinten und zerschneidet ihm meuchlerisch die Kniesehnen, um ihm mit einem Dolche den Gnadenstoß zu geben, sobald der Stier zusammenfällt. Dieß ist die einzige Episode bei diesen Stierkämpfen, welche mit allgemeiner Entrüstung und Mißfallen aufgenommen wird; es ist eine Art von Meuchelmord, gegen welchen sich der ritterliche Sinn des Spaniers empört. Glücklicherweise braucht man nur selten zu diesem Mittel zu greifen, um mit einem Stiere fertig zu werden.

Trompetengeschmetter verkündet seinen Tod; augenblicklich werden drei angeschirrte Maulthiere in scharfem Trab in den Circus getrieben; man wirft eine Schlinge des Strickes um die Hörner des Stieres, hängt die Haken der Zugstricke darein

und die Maulthiere ſchleifen ihn in Galopp hinaus. In zwei Minuten ſind die Leichname der Pferde und der des Stieres aus der Arena verſchwunden.

Jedes Gefecht dauert etwa zwanzig Minuten, und ſelten werden mehr als acht Stiere in einem Nachmittage getödtet. Wenn die Unterhaltung dabei nur leidlich war, ſo gibt der Präſident der Stiergefechte, auf die Bitte des Publikums, noch einen oder zwei Kämpfe zu.

Man ſieht daraus, daß das Gewerbe eines Torero ein ziemlich gefährliches iſt. In der Regel kommen in Spanien im Durchſchnitte jährlich zwei bis drei um, und nur wenige von ihnen erreichen ein hohes Alter. Bleiben ſie nicht im Circus, ſo müſſen ſie der erhaltenen Wunden wegen ſchon frühzeitig der Arena entſagen. Der berühmte Pepe Illo erhielt, während ſeiner Laufbahn als Torero, ſechsundzwanzigmal Wunden von Hornſtößen und ſtarb an der letzten. Der ziemlich bedeutende Gehalt, welchen dieſe Leute beziehen, iſt nicht die einzige Veranlaſſung für ſie, dieſes gefährliche Handwerk zu ergreifen; der Ruhm, der Beifall der Menge läßt ſie noch häufiger dem Tod in's Angeſicht ſchauen. Es iſt ein ſo ſüßes Gefühl, Angeſichts von fünf- bis ſechstauſend Menſchen im Kampfe zu ſiegen! Auch ſieht man ſehr häufig Leute von vornehmer Abkunft aus Liebhaberei die Gefahren und den Ruhm der gewerbsmäßigen Toreros theilen. Ich habe in Sevilla bei einem Stiergefechte einen Grafen und einen Marquis als Picadores auftreten ſehen.

Dabei muß man ſagen, daß das Publikum nichts weniger als nachſichtig gegen die Toreros iſt. Das geringſte Anzeichen von Zaghaftigkeit wird mit Hohngeſchrei und Pfeifen gerügt. Die heftigſten und verletzendſten Schimpfwörter ertönen von allen Seiten; manchmal nähert ſich ſogar auf Befehl des Volkes — und dieß iſt der empfindlichſte Beweis ſeines Unwillens — ein Alguazil dem Torreador und fordert ihn unter Androhung des Gefängniſſes auf, den Stier unverweilt anzugreifen.

Der berühmte Schauspieler Maiquez war eines Tages sehr entrüstet, daß ein Matador vor dem dunkelsten Stiere, den es je geben möchte, unschlüssig war, und überhäufte ihn mit Schimpfworten. — „Ja, glaubt mir, Herr Maiquez," rief ihm der Matador zu, — „hier geht es nicht mit Lügen zu, wie auf Euren Brettern!"

Der Beifall und der Drang, sich einen Namen zu verschaffen, oder den bereits errungenen zu erhalten, veranlassen die Toreaderes häufig, die Gefahren noch zu überbieten, denen sie schon an und für sich ausgesetzt sind. Pepe Ille, und nach ihm Romero, stellten sich mit Ketten an den Füßen dem Stier gegenüber. Die Kaltblütigkeit solcher Menschen in den augenscheinlichsten Gefahren nöthigt dem Zuschauer unwillkürlich Bewunderung ab. Erst neulich wurde ein Picador Namens Francisco Sevilla von einem andalusischen Stier, der eine seltene Stärke und Beweglichkeit an den Tag legte, zu Boden geworfen, und seinem Pferde der Bauch aufgeschlitzt. Anstatt sich von den Chulos abwendig machen zu lassen, warf sich dieser Stier hartnäckig auf den Matador, stampfte ihn mit den Füßen, und versetzte ihm zahlreiche Hornstöße auf den Schenkel; wie er jedoch bemerkte, daß dieser Körpertheil durch die ledernen Beinkleider mit den Eisenschienen nur allzu gut geschützt war, holte der Stier aus und senkte den Kopf, um ihm seine Hörner in die Brust zu stoßen. Sevilla erkannte seine verzweifelte Lage, richtete sich mit Aufbietung aller Kraft empor, erfaßte den Stier mit der einen Hand am Ohre, stieß ihm die Finger der andern in die Nasenlöcher, und hielt seinen Kopf hart unter den des wüthenden Thieres, so daß ihm dieses gar nicht mehr beikommen konnte. Vergebens suchte der Stier ihn abzuschütteln, trat ihn mit Füßen, stieß ihn an den Boden — es gelang ihm doch nicht, seinen erbitterten Angreifer los zu werden. Mit Herzklopfen sahen wir Alle diesem ungleichen Kampfe zu — es war der Todeskampf eines Tapfern, und man

bedauerte fast, daß er sich auf diese Weise verlängere. Niemand vermochte zu schreien oder zu athmen, oder die Augen von diesem entsetzlichen Schauspiele abzuwenden, das beinahe zwei Minuten dauerte. Endlich siegte der Mensch in dieser Art von Handgemenge über den Stier, welcher von ihm abließ, um die Ghules zu verfolgen: Jedermann erwartete nichts Anderes, als daß man Sevilla auf den Armen aus der Arena wegtragen werde. Man hob ihn auf, allein kaum stand er wieder auf den Füßen, so ergriff er einen Mantel, und wollte trotz seiner schweren Stiefel und seiner unbequemen Schenkelschienen den Stier necken. Man mußte ihm den Mantel entreißen, sonst wäre er sicherlich in diesem neuen Kampfe unterlegen. Er rief nach einem Pferde — man brachte es herbei, er schwang sich hinauf, und griff zornglühend den Stier in der Mitte der Bahn an. Der Zusammenstoß dieser beiden tapfern Gegner war so entsetzlich, daß Pferd und Stier in die Kniee sanken. Da hätte man das Viva-Geschrei hören, die wahnsinnige Freude, den trunkenen Jubel des Volkes sehen sollen. Wer so viel Muth und Glück gesehen hätte, wie ich, der hätte gleich mir Sevilla um sein Loos beneidet. Dieser Mann hat sich in Madrid wahrhaftig unsterblich gemacht....

Nachschrift.

Juni 1842.

Leider erfahre ich so eben, daß Francisco Sevilla im vorigen Jahre gestorben ist. Aber leider blieb er nicht im Circus, was das würdigste Ende für ihn gewesen wäre, sondern wurde das Opfer einer Leberkrankheit. Er starb in Caravanchel, in der Nähe jener prächtigen Bäume, die ich so sehr liebte, ferne von dem Publikum, zu dessen Unterhaltung er so oft sein Leben auf's Spiel gesetzt hatte.

Als ich ihn im Jahr 1840 in Madrid wieder sah, war er noch so tapfer und tollkühn, wie zu der Zeit, da ich den Brief schrieb, der hier voransteht. Ich habe ihn von Neuem mehr als zwanzigmal unter seinem schwerverwundeten Pferde in den Staub stürzen sehen; ich sah von Neuem, wie er manche Lanze brach, und mit den fürchterlichsten Stieren von Gaviria den Kampf unternahm. — Wenn Francisco Sevilla Hörner hatte, pflegte man im Circus zu sagen, so gäbe es keinen einzigen Toreador in Spanien, der es wagen würde, mit ihm anzubinden. — Die Gewohnheit, als Sieger aus so viel Gefechten hervorzugehen, hatte ihn mit unerhörtem Tollmuthe erfüllt. Wenn er einen Stier angriff, ergrimmte er schon darüber, daß das Thier sich nicht vor ihm fürchtete. — Du kennst mich wohl noch nicht? rief er ihm dann wohl wüthend zu. Er wußte ihnen in der That schnell genug bemerklich zu machen, mit wem sie zu thun hatten.

Meine Freunde verschafften mir das Vergnügen, mit Sevilla zu speisen; er ließ sich Essen und Trinken schmecken, wie einer der homerischen Helden, und war der edelste Gesellschafter, den man sich nur wünschen konnte. Seine andalusische Unbefangenheit und Offenheit, seine heitere Laune und sein Pateis voll malerischer Redebilder und Vergleichungen verliehen diesem Koloß, der von der Natur zu einer der gräßlichsten Zerstörungsmaschinen auserlesen schien, einen ganz besondern Reiz.

Eine spanische Dame flüchtete aus Madrid zu der Zeit, wo die Cholera dort fürchterliche Zerstörungen anrichtete, und reiste nach Barcellona auf demselben Eilwagen, in welchem sich Sevilla befand, der zu einem lange zuvor schon angekündigten Stiergefechte dorthin berufen war. Die Höflichkeit, Galanterie und die kleinen Aufmerksamkeiten, deren sich Sevilla unterwegs gegen die Dame befleißigte, gewannen ihm das Wohlwollen derselben. An den Thoren von Barcellona jedoch kündigte der Gesundheits-Ausschuß den Reisenden an, daß sie eine Quarantaine von zehn Tagen auszuhalten hätten, mit Ausnahme Sevilla's, dessen An-

kunft so sehnlichst erwartet wurde, daß man die Quarantainengesetze nicht in ihrer ganzen Strenge auf ihn anwenden zu dürfen glaubte. Allein der großmüthige Picador wies nicht nur diese für ihn so günstige Ausnahme ganz und gar von der Hand, sondern erklärte rundweg: „Wenn man diese Dame und meine übrigen Reisegefährten nicht ebenfalls ungehudelt passiren läßt, so werde ich bei eurem Stiergefechte nicht auftreten.“ Zwischen der Furcht der Ansteckung und derjenigen, ein schönes Stiergefecht vereitelt zu sehen, konnten die Behörden nicht lange schwanken, der Gesundheits-Ausschuß gab nach, und that wohl daran, denn wenn er sich geweigert haben würde, hätte das Volk die Gebäude und die Beamten der Quarantaine den Flammen überantwortet.

Nachdem ich nun den Manen Sevilla's meinen aufrichtigen Tribut an Lob und Bedauern abgetragen, muß ich jetzt noch von einer andern Berühmtheit reden, welche gegenwärtig ohne Nebenbuhler auf der Arena herrscht. Man erfährt im Auslande so wenig, was in Spanien vorgeht, daß es wahrscheinlich diesseits der Pyrenäen manche Leute gibt, denen der Name Montes noch ganz und gar unbekannt ist.

Alles, was die Tradition an wahrem oder falschem Ruhme hinsichtlich der classischen Matadores Pepe Illo und Pablo Romero zu erzählen wußte, bewährt Montes alle Montage in dem Nationalcircus von Madrid, wie er heutzutage heißt. In ihm vereinigen sich alle nothwendigen und löblichen Eigenschaften eines berühmten Stierkämpfers: Muth, Grazie, Kaltblütigkeit, wunderbare Geschicklichkeit. Sein Auftreten im Circus belebt und enthusiasmirt die handelnden Personen wie die Zuschauer. Unter ihm gibt es keine bösartigen Stiere, keine zaghaften Chulo's mehr; Jeder sucht den Andern zu übertreffen und thut seine Schuldigkeit im vollsten Umfange. Die Toreadores von geringerem Muthe werden Helden, wenn Montes sie anführt, denn ein Jeder weiß, daß man keine Gefahr läuft, so lange er dabei ist. Eine Geberde von ihm genügt, um den wüthendsten Stier scheu zu

machen, wenn er eben einen zu Boden geworfenen Picador zertreten will. Nie hat man eine Media luna auf einer Bahn anwenden ſehen, wo Montes mitgefochten hat. Alle Stiere ſind ihm recht, helle wie dunkle; er ſcheint ſie zu bezaubern, ihren Charakter umzuwandeln, er tödtet ſie wie und wann er will. Er iſt der erſte Matador, von dem ich ſah, daß er dem wüthend anrennenden Thiere den Rücken zuwandte, um es unter ſeinem Arme durchpaſſiren zu laſſen, was man im Spaniſchen gallear el toro nennt. Kaum hält er es der Mühe werth, den Kopf zu wenden, wenn der Stier hinter ihm herrennt; bisweilen wirft er einen Mantel über ſeine Schultern und ſpringt im Circus umher, während das wüthende Thier hinter ihm herbraust; ſchäumend und mit rollenden Augen verfolgt es ihn, ohne ihn erreichen zu können, und doch iſt es ſo nahe bei Montes, daß jeder Hornſtoß den Saum ſeines Mantels lüftet. Das Vertrauen, welches Montes einflößt, iſt ſo groß, daß für die Zuſchauer jeder Gedanke an Gefahr verſchwunden iſt, und ſie kein anderes Gefühl mehr haben, als das der Bewunderung.

Montes ſteht allgemein im Verdachte, einer politiſchen Meinung anzugehören, welche für die gegenwärtige Ordnung der Dinge in Spanien nicht beſonders tauglich iſt. Man behauptet, er habe als royaliſtiſcher Freiwilliger gedient und ſey ein Krebs, Cangrejo, d. h. ein Gemäßigter. Wenn das die wahren Patrioten auch betrübt, ſo können ſie ſich doch dem allgemeinen Enthuſiasmus nicht entziehen. Ich habe oft geſehen, wie Descalzo's (wörtlich Ohne-Hoſen, fanatiſche Republikaner) ihm voll Entzücken ihre Hüte zuwarfen, und ihn baten, ihn nur einen Augenblick aufzuſetzen — noch ganz die Sitten des ſechszehnten Jahrhunderts. — Brantôme ſagt an einer Stelle: „Ich habe viele Edelleute gekannt, die, ehe ſie ihre neuen ſeidenen Strümpfe anzogen, ihre Frauen und Maitreſſen baten, ſie anzuprobiren und ſie vor ihnen etwa acht oder zehn Tage und darüber zu tragen;

dann erst trugen sie solche in der höchsten Hochachtung und unbedingtesten Zufriedenheit, beide Körpers und Geistes."

Montes hat das Benehmen eines vornehmen Weltmannes, er lebt auf großem Fuße und genießt ein stilles Familienleben, wobei er indeß nicht vergißt, den Ertrag seines Talentes zu Gunsten seiner Familie aufzuhäufen. Seine aristokratische Lebensweise mißfällt manchen Toreadores, die auf ihn eifersüchtig sind, ich erinnere mich noch genau, daß er sich damals weigerte, mit uns zu speisen, als wir Sevilla zu Tische luden. Bei dieser Gelegenheit gab uns Sevilla mit seiner gewohnten Freimüthigkeit seine Ansicht über Montes zum Besten. — „Montes no fue realista," sagte er; — „es buen compañero, luciente matador, atiende a los picadores, pero es un p....!" (Montes war kein Royalist; er ist ein guter Kamerad, ein trefflicher Matador, gefällig gegen die Picadores, aber er ist dennoch ein Hund.)

Das rührt nur daher, weil er außerhalb des Circus einen Frack nach französischem Schnitte trägt, nicht in die Kneipen lauft und feinere Manieren hat als seine Gefährten.

Sevilla ist der Marius in der Tauromachie, Montes aber der Cäsar derselben.

II.

Eine Hinrichtung in Valenzia.

Valenzia, den 15. November 1830.

Nachdem ich in meinem vorigen Briefe die Stiergefechte beſchrieben habe, kann ich nicht umhin, als eine Art von Steigerung des Intereſſes meiner Schilderungen, Ihnen die einer Hinrichtung zum Beſten zu geben. Ich habe eine ſolche mit angeſehen, und werde ſie nun für Denjenigen ſchildern, der da Luſt hat, meinen Zeilen zu folgen.

Ich muß mich nun zunächſt darüber erklären, warum ich überhaupt einer Hinrichtung beigewohnt habe. In der Fremde muß man nothgedrungen Alles ſehen, und ſtets befürchten, daß eine Anwandlung von Trägheit oder Abſcheu Einem irgend einen merkwürdigen Zug in den Sitten und Bräuchen des eben beſuchten Landes entziehe. Zudem hat die Geſchichte des unglücklichen zum Strange verurtheilten Verbrechers mir einiges Intereſſe eingeflößt: ich wollte ſowohl ſeine Phyſiognomie beobachten, als an mir ſelbſt einen Verſuch über die ſpecifiſche Stärke meiner Nerven anſtellen.

Die Geſchichte meines Gehängten, nach deſſen Namen ich zu fragen vergeſſen habe, iſt in Kürze folgende: Er war ein Bauer in der Umgegend von Valenzia, den man ſeines kühnen

und unternehmenden Charakters wegen eben ſo achtete als fürchtete; in ſeinem Dorfe war er der Hahn im Korbe, Keiner übertraf ihn beim Tanze, Keiner warf die Stange weiter als er, Keiner wußte mehr alte Romanzen auswendig. Er war gerade kein Raufbold, aber man wußte wohl, daß es nicht viel brauchte, um ihn in Harniſch zu bringen. Wenn er mit der Büchſe auf der Schulter Reiſenden das Geleite gab, hätte kein Räuber gewagt, ſie anzuhalten, und hätten ihre Mantelſäcke auch von Dublonen geſtrotzt. Es war ein wahres Vergnügen, dieſen Burſchen zu beobachten, wenn er, mit ſeiner Sammtjacke auf den Schultern, auf den Straßen herumſtolzirte, und im Bewußtſeyn ſeiner Ueberlegenheit gegenüber von andern jungen Leuten die Naſe ſo hoch trug. Mit einem Wort, er war ein Majo in der vollſten Bedeutung. Ein Majo iſt nämlich zu gleicher Zeit ein Stutzer aus den unteren Ständen, und ein Burſche, der im Punkt der Ehre ausnehmend zartfühlend iſt. Die Caſtilianer haben ein Sprüchwort hinſichtlich der Valenzianer, das aber meines Erachtens grundfalſch iſt. Es heißt: zu Valenzia iſt das Fleiſch Gemüſe, das Gemüſe Waſſer; die Männer ſind Weiber, die Weiber gar nichts. — Ich muß jedoch bezeugen, daß die Küche in Valenzia vortrefflich, und die Frauen daſelbſt ausnehmend hübſch und viel weißer ſind, als beinahe in jedem andern Königreich von Spanien. Was an den Männern jenes Landes iſt, das ſoll ſogleich aus Nachſtehendem erhellen.

In Valenzia fand ein Stiergefecht ſtatt. Der Majo wollte es ſehen, hatte aber keinen Real in den Taſchen; er rechnete darauf, daß ein royaliſtiſcher Freiwilliger, einer ſeiner Bekannten, der an dieſem Tage gerade auf der Wache war, ihn unentgeldlich hineinlaſſen werde. Allein hierin hatte er ſich getäuſcht, der Freiwillige beharrte felſenfeſt auf dem erhaltenen Befehl; der Majo bat dringender, der Freiwillige weigerte um ſo hartnäckiger. Von beiden Seiten fielen Scheltworte, kurzum am Ende wies der Freiwillige ſeinen Bekannten mit einem Kolbenſtoße

auf den Magen zurück. Der Major entfernte sich, aber wer die tödtliche Blässe bemerkte, welche plötzlich sein Gesicht überzog, wer seine krampfhaft geballten Fäuste, seine aufgelaufenen Nüstern und den Ausdruck seiner Augen beobachtete, konnte sich nicht verhehlen, daß es wohl bald ein Unglück geben würde.

Vierzehn Tage nachher mußte der brutale Freiwillige mit einem Detaschement zur Verfolgung etlicher Schleichhandler ausziehen. Man nahm in einer einsam stehenden Herberge (Venta) das Nachtquartier. Etwa um Mitternacht pocht Jemand an der Thüre, ruft den Namen des Freiwilligen und schreit herauf: machet auf, ich komme von Eurem Weibe, und habe Euch einen Auftrag zu bestellen. Halb bekleidet eilte der Freiwillige die Treppe hinab und öffnet die Thüre; allein kaum hat er den Kopf herausgestreckt, so zündet ihm der Schuß eines Unbekannten sein Hemd an und jagt ihm ein Dutzend Kugeln in den Leib. — Der Mörder entweicht. Wer hat aber den Schuß gethan? das konnte Niemand errathen. Der Major ist es gewiß nicht, der den armen Teufel umgebracht hat, denn ohne Zweifel wird sich ein ganzes Dutzend ehrbarer, frommer und gut royalistischer Frauen finden lassen, die alle auf den Namen ihres Heiligen und unter tausend Daumen-Küssen schwören werden, daß jede von ihnen just um die Stunde und die Minute, wo das Verbrechen begangen worden ist, ihn in seinem Dorfe gesehen habe.

Indem zeigte sich der Major von nun an öffentlich stets mit der offenen Stirne und heiteren Miene eines Menschen, der sich irgend einer widerlichen Sorge entschlagen hat — wie man sich in Paris am Abend nach einem Duell, worin man irgend einem Unverschämten den Arm zerschmettert hat, im Café Terteni zeigt. Beiläufig bemerkt, ist hier zu Lande ein Meuchelmord das Duell der armen Leute. Freilich ein etwas ernsthafteres Duell, als bei uns, da es in der Regel den Tod zweier Menschen nach sich zieht, während in unserem Lande Leute von guter Erziehung und Herkunft sich häufiger nur die Haut ritzen, als sie sich umbringen.

Alles ging ganz vortrefflich, bis ein gewisser Alguazil aus übertriebenem Eifer (die Einen behaupteten, weil er erst seit Kurzem in Dienste getreten, — die Anderen, weil er in ein Frauenzimmer verliebt gewesen sey, das dem Majo den Vorzug vor ihm gab) es sich in den Kopf setzte, diesen liebenswürdigen Jungen verhaften zu wollen. So lange er es bei Drohungen bewenden ließ, lachte der Nebenbuhler nur darüber: wie aber Alguazil eines Tages Ernst machte, und ihn beim Kragen fassen wollte, ließ ihn der Majo eine Ochsenzunge schlucken. — Das ist nämlich ein landesüblicher Ausdruck für einen tüchtigen Messerstich. Die Herrn von der Justiz warfen jedoch nicht lange die Frage auf, ob es bei der rechtmäßigen Selbstvertheidigung wohl auch erlaubt sey, das Amt eines Alguazils auf diese Weise zu erledigen?

Man hegt in Spanien eine sehr große Hochachtung für die Alguazils, fast ebensoviel, wie für die Gentlemen in England, und wer es wagt, sich an Einem von ihnen zu vergreifen, dem geht es um Hals und Kragen. Unser Majo also wurde amtlich ebenfalls verhaftet, eingekerkert, vor Gericht gestellt, und nach einem sehr langen Prozeß verurtheilt, denn die Formlichkeiten der Rechtspflege sind in Spanien noch weit langsamer, als bei uns.

Wer nur einigermaßen billig denkt, wird mit mir zugeben müssen, daß der junge Mann sein Leos nicht verdiente, daß er das Opfer einer unglückseligen Fügung geworden war, und daß die Richter, ohne ihr Gewissen feierlich zu belasten, ihn füglich der Gesellschaft hätten wieder geben können, der er nur zur Zierde gereichen konnte, um mit den Advokaten zu reden. Die Richter aber stehen leider nicht auf einem so erhabenen und poetischen Standpunkte, und verurtheilten ihn einstimmig zum Tode.

Als ich eines Abends zufällig über den Marktplatz ging, hatte ich noch gesehen, wie einige Arbeiter im Begriff waren,

etliche seltsam herausgerunzte Balken, die beinahe einen U bildeten, bei Fackellicht aufzurichten: Soldaten, welche einen weiten Kreis um sie bildeten, wiesen alle Neugierigen zurück: der Grund davon ist folgender: der Galgen, denn dies war das seltsame Gebäude, muß in der Frohne aufgerichtet werden, und die dazu aufgebotenen Arbeiter dürfen diesen Dienst nicht verweigern, wenn sie sich nicht offener Rebellion schuldig machen wollen. Gewissermaßen zum Ersatz dafür tragen die Bedürfen Sorge, daß sie ihr Geschäft, das die öffentliche Meinung beinahe als ein schimpfliches bezeichnet, so geheim wie möglich verrichten können. Zu diesem Behufe gibt man ihnen Soldaten bei, welche den Zudrang der Menge abhalten müssen, und läßt sie nur bei Nacht arbeiten: auf diese Weise kann man sie wenigstens nicht erkennen, und am andern Tage Galgenzimmerleute schelten.

Das Gebäude, welches zum Gefängniß von Valenzia dient, ist ein alter gothischer Thurm, dessen Architektur, besonders auf der dem Flusse zugekehrten Façade, sehr schön ist. Der Thurm liegt an einem der Enden der Stadt, und bildet eines ihrer Hauptthore. Man nennt ihn **la Puerta de los Serranos** (den Thurm der Gebirgsbewohner). Von seiner Plattform herab überschaut man den ganzen Lauf des Guadalaviar, die fünf Brücken, welche ihn überwölben, die Spaziergänge von Valenzia, und die ganze herrliche Landschaft, welche die Stadt umgibt, und nicht umsonst den Namen Huerte, oder Garten führt. Es ist freilich ein trauriges Vergnügen, auf das freie Feld hinaus zu blicken, wenn man von vier finsteren Mauern eingeschlossen ist. Allein am Ende ist es doch ein Vergnügen, und man muß dem Kerkermeister dafür Dank wissen, wenn er den Gefangenen erlaubt, auf die Plattform hinaufzusteigen. Für arme Gefangene hat ja auch die geringste Gunst einen Werth.

Dieses Gefängniß mußte der Verurtheilte verlassen, um sich, auf einem Esel sitzend, durch die besuchtesten Straßen der Stadt

auf den Marktplatz kommen zu laſſen, wo er vom Leben Abſchied nehmen ſollte.

Ich fand mich bei guter Zeit mit einem meiner franiſchen Freunde, welcher ſo gütig geweſen war, mein Führer ſeyn zu wollen, vor der **Puerta de los Serranos** ein. Ich hatte erwartet, hier ſchon ſeit dem früheſten Morgen eine nambafte Volksmenge verſammelt zu ſehen, allein darin hatte ich mich ſehr getäuſcht. Die Handwerker arbeiteten ruhig in ihren Buden fort, die Landleute verließen die Stadt, ſobald ſie das Gemüſe und Anderes verkauft hatten, was ſie zum Markte gebracht. Nichts deutete darauf hin, daß ein ſo außerordentlicher Verfall ſich in Kürze hier begeben ſollte, außer etwa die Erſcheinung von ein paar Dragonern, in ihren gelben Uniformen, die ſich in der Nähe der Gefängnißthüre aufgeſtellt hatten. Man dürfte jedoch die geringe Luſt der Valenzianer, einem ſolchen Schauſpiele anzuwohnen, meines Erachtens durchaus nicht einem Uebermaß von Empfindſamkeit zuſchreiben; freilich weiß ich aber auch nicht, ob ich bei Anſicht meines Führers beitreten dürfte, welcher gegen mich behauptete, das valenzianiſche Volk ſey von dieſem Schauſpiele ſchon ſo überſättigt, daß es gar keinen Werth mehr darauf lege. Ich möchte eher dieſe Gleichgültigkeit dem anerkannten Gewerbefleiße der Valenzianern zuſchreiben, welche ſich unter der ganzen Bevölkerung von Spanien, ja ſogar von ganz Europa, durch Arbeitſamkeit und Geldgierde auszeichnen.

Um elf Uhr endlich öffnete ſich die Thüre des Gefängniſſes, und entließ eine ziemlich zahlreiche Proceſſion von Franziskanern. Dieſer ward von einem Mann in einem Bäuerngewand zwiſchen zwei Laienbrüdern ein großes Crucifix vorangetragen, jeder der Laienbrüder trug eine brennende Laterne auf einer langen Stange. Das Ebenbild des Crucifixes war von Gaſen, und mit wunderbarem Geſchick der Nachahmung und Naturwahrheit bemalt. Die Spanier, welche überhaupt aus der Religion etwas Entſetzliches zu machen ſuchen, excelliren in

der Darſtellung von Wunden, Verrenkungen und Folterwerkzeugen, mit welcher ſie die Bildniſſe ihrer Märtyrer ausſtatten. Auf dieſem Gemälde, das bei einer Hinrichtung erſcheinen ſollte, hatte der Künſtler Blut, Eiter und häßliche Beulen nicht geſpart. Es war das widrigſte anatomiſche Phantom, das man ſehen konnte. Der Träger dieſer Entſetzen erregenden Zierde blieb vor der Thüre ſtehen, welcher ſich die wachehabenden Dragoner nun näherten. Hinter ihnen hatten ſich etwa hundert Neugierige nahe genug zuſammengedrängt, um nichts von dem zu verlieren, was den Verurtheilten in Begleitung ſeines Beichtvaters erſchien.

Das Anſehen dieſes Menſchen kann ich nie vergeſſen. Er war ſehr groß und hager, und ſchien etwa dreißig Jahre alt zu ſeyn; er hatte eine hohe Stirn, dichtes rabenſchwarzes Haar, das wie die Borſten einer Bürſte gerade emporſtand. Seine großen, tief im Kopfe liegenden Augen ſchienen Blitze zu ſprühen. Er war baarfuß, und mit einem langen ſchwarzen Rocke bekleidet, auf deſſen linker Seite man, in der Nähe des Herzens, ein blau und rothes Kreuz aufgenähet hatte. Dieß iſt das Zeichen einer frommen Brüderſchaft, die ſich zum Zweck gemacht hat, Verbrecher zum Hochgerichte zu begleiten: ſolcher Geſellſchaften gibt es in Spanien unzählige. Sein, wie eine Halskrauſe gefaltelter Hemdkragen fiel ihm über Schultern und Bruſt herab. Ein ſtarker weißer Strick, der ſich von dem ſchwarzen Stoffe ſeines Rockes um ſo deutlicher herverhob, war ihm mehrmals um den Leib geſchlungen, und hielt ihm durch allerhand verwirrte Knoten und Schlingen Arme und Hände in der Lage, welche man beim Gebete annimmt. In den Händen hielt er ein kleines Crucifix und ein Bildniß der heiligen Jungfrau: ſein Beichtvater war ein unterſetzter, dicker, rothhaariger Pfaffe mit einem Kupfergeſicht, der zwar ſehr anmaßig darein ſchaute, allein ganz das Anſehen eines Menſchen hatte, dem eine ſolche Verrichtung nichts Neues mehr iſt, und der ſchon

bei mehr Hinrichtungen anwesend gewesen. Hinter dem Verurtheilten kam ein hagerer, schwächlicher und bleicher Mann, in dessen Physiognomie ein eigenthümlich schüchterner und sanfter Ausdruck lag. Er trug eine braune Jacke, schwarze Beinkleider und Strümpfe, und ich hätte ihn für einen Arzt oder einen Apotheker in Alltagstracht gehalten, wenn er nicht einen breitrandigen grauen Filzhut von derselben Form getragen hätte, wie sie die Picadores bei den Stiergefechten führen. Beim Anblick des Gerichtes nahm er achtungsvoll seinen Hut ab, und ich bemerkte nun erst, daß an dem Kopf desselben eine kleine elfenbeinerne Leiter, wie eine Gerade, angebracht war — es war der Schafrichter. Als der Verurtheilte aus dem Thore trat, wobei er sich, um durchzukommen, unter dem Einlaßpförtchen zu einem tiefen Bücking bequemen mußte, richtete er sich in seiner ganzen Länge empor, riß seine ungewöhnlich großen Augen weit auf, ließ sie flüchtig über die ganze Menge dahin gleiten, und athmete tief auf. Es däuchte mir, er athme die freie Luft mit sichtlichem Vergnügen ein, wie Einer, der lange Zeit in einem dumpfen Kerker eingeschlossen war. Der Ausdruck seines Gesichtes war seltsam: er zeigte keine Furcht, aber Unruhe. Im Uebrigen schien er in sein Schicksal ergeben; er zeigte keinen trotzerischen erkünstelten Muth noch Trotz, und ich glaube, daß er sich nicht besser hätte halten können.

Sein Beichtvater ermahnte ihn, vor dem Gerüste niederzuknieen, er gehorchte diesem Winke, und küßte den entsetzlichen Boden die Füße. Alle Umstehenden waren in diesem Augenblicke tief gerührt, und beobachteten ein tiefes Stillschweigen. Sobald der Beichtiger dies bemerkte, erhob er die Hände, um sie von seinen langen Aermeln zu befreien, die ihn bei den lebhaften Bewegungen hemmt haben würden, womit er seine Rede begleitete, und begann nun mit lauter, durch Accentuirter, aber gleichwohl durch die peinliche Wiederholung derselben Betonung ziemlich eintönigen Stimme eine Predigt, die ihm wahr-

ſcheinlich ſchon mehr als einmal zu ähnlichen Zwecken gedient haben mochte. Er ſprach jedes Wort ſehr deutlich aus, und zwar mit einem Accente im beſten Caſtilianiſch, das der Verurtheilte vielleicht nur unvollſtändig verſtand. Er begann jede Phraſe mit helfender Stimme, ſteigerte ſie allmählig bis zu Fülle, und ſchloß ſie dann in ernſtem tiefem Tone.

Der Hauptſache nach ſprach er zu dem Verurtheilten, den er als Bruder anredete, etwa folgendermaßen: „Du haſt den Tod mit Recht verdient, ja man iſt ſogar ſehr nachſichtig gegen Dich geweſen, als man Dich nur zum Galgen verurtheilte, denn Deine Verbrechen ſind zahllos und entſetzlich.“ — Hier ließ er nun etwas von begangenen Mordthaten einfließen, verbreitete ſich aber hauptſächlich und in weiterer Ausdehnung über das gottloſe Leben, worin der Verurtheilte ſeine Jugendjahre verbracht, und das ihn allein in's Unglück geſtürzt habe. Er ward hierauf allmählig immer lebhafter. „Aber was iſt,“ fuhr er mit Donnerſtimme fort, — „Deine wohlverdiente Strafe im Vergleich mit den unerhörten Leiden, die unſer göttlicher Herr und Heiland für uns erduldet hat? Betrachte einmal dieſes Blut, dieſe Wunden ꝛc.“ — Nun folgte eine lange Erörterung aller Leiden und Qualen der Paſſions-Geſchichte, welche mit aller Uebertreibung und allem Redepomp, deren die ſpaniſche Sprache fähig iſt, beſchrieben, und vermittelſt des Herrgottsbildes am Crucifix noch augenfälliger gemacht war. Der Schluß und die Nutzanwendung der Rede waren mehr werth, als der Eingang derſelben. Sie ſollte, aber freilich in zu großer Weitſchweifigkeit, beſagen, daß die Barmherzigkeit Gottes unendlich ſeye, und eine aufrichtige Reue ſeinen gerechten Zorn entwaffnen könne.

Der Verurtheilte erhob ſich, ſchaute den Prieſter mit einem ſcheuen, verdutzten Blicke an, und ſagte: „Ehrwürdiger Vater, es war genug, mir zu ſagen, daß ich zur Herrlichkeit Gottes eingehen ſolle. Laßt uns nun aufbrechen!“

Der Beichtiger kehrte, anſcheinend ſehr befriedigt von der

Wirkung ſeiner gehaltenen Rede, in das Gefängniß zurück, und zwei Franciskaner nahmen ſeine Stelle an der Seite des Verurtheilten ein, den ſie erſt im letzten Augenblicke wieder verlaſſen ſollten.

Nun ſtreckte man den Delinquenten auf einer Matte aus, welche der Henker ein paar Schritte weit vom Platze zog, jedoch ohne Gewalt, und gleichſam in Folge eines ſtillſchweigend abgeſchloſſenen Vertrags zwiſchen dem Verbrecher und dem Henker. Dieß iſt nur eine leere Förmlichkeit, welche anſcheinend nur dem Buchſtaben des Geſetzes genügen ſoll, der da beſagt: „gehängt, nachdem er am Boden geſchleift worden iſt.“

Als dieß geſchehen war, ſetzte man den Verbrecher auf einen Eſel, den der Henker am Halfter führte. Zu beiden Seiten des Verurtheilten giengen die Franciskaner, voraus zogen zwei lange Reihen von Mönchen und Laienbrüdern deſſelben Ordens, die zur Brüderſchaft der Desamparados gehörten, Kirchenfahnen und Kreuze waren natürlich auch nicht vergeſſen. Hinter dem Eſel kamen ein Notar und zwei Alguazils in ſchwarzem Frack von franzöſiſchem Schnitte, ſchwarzen Beinkleidern und ſeidenen Strümpfen, den Degen an der Seite, und auf armſeligen ſpottſchlecht aufgezäumten Kleppern. Eine Abtheilung Reiterei beſchloß den Zug. Während die Prozeſſion ſich langſam und feierlich vorwärts bewegte, ſangen die Mönche mit dumpfer Stimme ihre Litaneien, und Männer in ſchwarzen Mänteln giengen zu beiden Seiten des Zugs her, hielten den Zuſchauern ſilberne Teller hin, und baten ſo um ein Almoſen für den unglücklichen Armen (por el pobre). Von dieſem Gelde wurden Seelenmeſſen für ihn geleſen, und für einen guten Katholiken, den man auf dieſe Weiſe zum Galgen führt, muß es kein geringer Troſt ſeyn, zu ſehen, wie ſchnell ſich dieſe Teller mit Kupfer- und Silbermünzen füllen. Jedermann gab ſein Scherflein, und ich ſelbſt, der ich nichts weniger als zu den Frommen gehöre, gab das Meinige mit einer erdenklichen Regung religiöſer Hochachtung.

Ich liebe in der That dieſe Ceremonien der katholiſchen Kirche, und wünſchte von Herzen, daran glauben zu können. Bei dieſer Gelegenheit machten ſie einen unendlich tieferen Eindruck auf die Menge, als der Karren, die Gendarmen und das ganze gemeine und ekele Geleite, das man in Frankreich den Hinrichtungen beigibt. Zudem, und namentlich deßhalb liebe ich dieſe Kreuze und Prozeſſionen, denn ſie tragen mächtig dazu bei, einem Verurtheilten die letzten Augenblicke des Lebens milder zu machen. Dieſer düſtere Pomp ſchmeichelt zunächſt ſeiner Eitelkeit — dieſer Empfindung von Bewußtſeyn, welche am allerletzten in uns abſtirbt: — ferner müſſen dieſe Mönche, die er ſeit ſeiner Jugend verehren gelernt hat, und die nun für ihn beten, dieſe frommen Geſänge, die Stimme der Männer, welche für ihn Almoſen ſammeln, damit Meſſen für das Heil ſeiner Seele gehalten werden können — alle dieſe Dinge müſſen ihn zerſtreuen, betäuben und daran hindern, tiefer über das Schickſal nachzudenken, das ſeiner harrt. Wendet er den Kopf nach der rechten Seite, ſo ſpricht der Franziskaner hier ihm zu von der endloſen Barmherzigkeit Gottes; zur Linken bemüht ſich ein anderer Franziskaner, ihm die mächtige Fürbitte des gebenedeiten St. Franziskus zu rühmen. So ſchreitet er zum Tode, wie ein Rekrut zwiſchen zwei Offizieren oder Werbern, die ihn überwachen und zur Feſtigkeit ermahnen. — Er hat aber keinen Augenblick Ruhe, wird mir der Philoſoph entgegenhalten. Um ſo beſſer! ſage ich; die ſtete Aufregung, worin man ihn erhält, hindert ihn, ſeinen Gedanken nachzuhängen, die ihn noch mehr peinigen würden.

Hier erſt lernte ich einſehen, weßhalb die Mönche, und beſonders die von den Bettelorden, einen ſo großen Einfluß auf die unteren Stände ausüben. Was auch die intelleranten Liberalen dagegen ſagen mögen, ſie ſind in der That von der Geburt bis zum Grabe für das arme Volk Stütze und Troſt. Welch' eine entſetzliche Frohne iſt es z. B., drei Tage lang ſich mit

einem dem Tode verfallenen Menſchen abgeben zu müſſen! Ich glaube, wenn mich ſelbſt das Unglück treffen ſollte, gehängt zu werden, es wäre mir gar nicht unlieb, zwei Franziskaner zum Plaudern um mich zu haben.

Der Weg, welchen dieſe Prozeſſion verfolgen mußte, war ein ſehr langer, vielfach gekrümmter, weil er die größeren Straßen paſſiren mußte; ich ſchlug daher mit meinem Führer einen näheren Weg ein, um den Verurtheilten mit ſeinem Geleite noch einmal vorüberziehen ſehen zu können. Dießmal hatte ich Gelegenheit, zu bemerken, daß in der langen Friſt zwiſchen ſeinem Abgange aus dem Gefängniſſe bis zu dem Augenblick, wo er in dieſer Straße anlam, ſeine Haltung bedeutend gebeugter und niedergeſchlagener worden war. Er hing immer mehr vorwärts, und ſein Kopf ſank auf die Bruſt herab, als ob er nur noch von der Haut des Halſes gehalten würde. Dennoch konnte ich auf ſeinen Zügen keine Spur von Furcht erblicken.

Er blickte ſtarr auf das Marienbild, das er in den Händen hielt, und wenn er je aufſchaute, ſo geſchah es nur, um ſein Auge auf die beiden Franziskaner zu richten, denen er mit beſonderer Theilnahme zuzuhören ſchien.

Ich hätte mich ſehr zurückziehen ſollen, allein man nöthigte mich, nach dem großen Platz zu gehen, und in die Wohnung eines Kaufmanns zu treten, wo ich von einem Balkone aus die volle Freiheit haben würde, die Hinrichtung mit anzuſehen, ohne mich vielmehr dieſem Schauſpiele zu entziehen und im Inneren des Zimmers zu verweilen, falls ich keinen Geſchmack daran finden könnte. Ich gieng alſo.

Der Platz war nichts weniger als mit Menſchen überfüllt, die Obſt- und Gemüſehändlerinnen hatten ſich gar nicht ſtören laſſen. Ueberall konnte man noch mit Leichtigkeit umhergehen. Der Galgen, mit dem Wappen von Arragonien daruber, war einem eleganten maurischen Gebäude gegenüber aufgeſchlagen, der Seidenbörſe (la Lonja de Sedas). Der Marktplatz iſt ſehr

lang; die ihn begrenzenden Häuser sind klein, obwohl mit Stockwerken beinahe überladen, und jedes derselben mit einem Balken mit Eisengittern versehen, so daß die Häuser von Weitem großen Käfigen gleichen. Eine ziemliche Anzahl dieser Balkone war nicht einmal von Zuschauern besetzt.

Auf demjenigen, wo ich Platz nehmen sollte, fand ich zwei junge Frauenzimmer von sechszehn bis achtzehn Jahren vor, die es sich hier auf Stühlen bequem gemacht hatten, und sich mit der unbefangenden Miene von der Welt mit ihren Fächern Kühlung zufächelten. Beide waren sehr hübsch, und nach ihren neuen Kleidern von schwarzem Seidenstoffe, nach ihren Atlasschuhen und spitzengarnirten Mantillas zu schließen, die Töchter irgend eines wohlhabenden Bürgers. In dieser Ueberzeugung wurde ich noch durch den Umstand gestärkt, daß sie, obwohl sie sich unter einander des valenzianischen Dialekts bedienten, doch das Gaditische verstanden und sehr correkt sprachen.

In einer Ecke des Platzes hatte man eine kleine Kapelle errichtet; diese Kapelle und der Galgen, welcher nicht weit davon entfernt war, waren in ein großes Carrée eingeschlossen, welches von royalistischen Freiwilligen und Linientruppen gebildet worden war.

Als die Soldaten ihre Reihen geöffnet hatten, um die Prozession eintreten zu lassen, wurde der Verurtheilte losgebunden und vom Giel genommen, und sodann an den eben erwähnten Altar geführt. Hier umringten ihn die Mönche; er kniete nieder und küßte zu wiederholten Malen die Stufen des Altars. Einer der Franziskaner unterredete sich mit ihm, allein ich konnte nicht verstehen, was er ihm sagte; in der Zwischenzeit musterte der Henker seinen Strick und die Leiter, näherte sich dann, als diese Untersuchung ein befriedigendes Resultat geliefert haben mochte, dem noch immer knieenden Delinquenten, klopfte ihm auf die Schulter und sagte zu ihm nach dem üblichen Herkommen: „Nun ist es Zeit, Bruder!“

Alle Mönche, bis auf einen einzigen, hatten ihn nun verlassen, und der Henker sah, wie es schien, in den Besitz seines Schlachtopfers gesetzt. Während er ihn an der Leiter oder vielmehr an der Treppe von Brettern hinführte, welche an dem Galgen angebracht war, bemühte er sich, dem Delinquenten seinen breitrandigen Hut vor die Augen zu halten, als ob er ihm gewissermaßen den Anblick des Galgens ersparen wollte, — eine Aufmerksamkeit, welche dieser übrigens gar nicht zu würdigen wußte, denn er suchte durch Stöße mit dem Kopf den Hut zu entfernen, und wollte dadurch zeigen, daß er Muth genug besitze, um den Werkzeugen seiner Hinrichtung in's Auge zu blicken.

In dem Augenblicke, wo der Henker die verhängnißvolle Treppe hinaufstieg und den Delinquenten hinter sich herzog, der, weil er nur rückwärts gehen konnte, nur langsam vorwärts kam — schlug die Mittagsstunde. Die Treppe ist sehr breit, und nur auf Einer Seite mit einer Brustwehr versehen. Der Mönch stieg auf der Seite des Geländers hinauf, der Henker und der Verurtheilte auf der andern Seite. Der Mönch redete ihm fortwährend und mit lebhaftem Geberdenspiele zu. Als sie eben auf der Treppe angelangt waren, wandte ich mich ab; man sagte mir nachher, während der Henker dem Delinquenten mit wunderbarer Geschicklichkeit den Strick um den Hals gelegt habe, habe ihm der Mönch sein Credo herlagen lassen. Auf einmal rief er jetzt mit lauter Stimme aus: „Meine lieben Brüder, vereinigt euer Gebet mit dem des armen Sünders!" — Eine wohllautende Stimme stimmte in diesem Augenblick neben mir mit tiefer Andacht ein Amen. Ich drehte mich um und sah eine meiner hübschen Valenzianerinnen mit lebhaft gerötheten Wangen ihren Fächer schneller bewegen, und aufmerksam nach dem Galgen hinüberblicken. Mein Blick richtete sich unwillkürlich nach derselben Seite: der Mönch stieg jetzt die Treppe herab, der Verurtheilte schwankte sich in der Luft, sein Henker saß ihm auf den Schultern, und der Henkersknecht zerrte ihn an den Füßen.

Nachschrift.

Ich weiß nicht, ob der Patriotismus meiner Landsleute meine partheiliche Vorliebe für Spanien mir entschuldigen wird. Da wir aber eben das Kapitel von Hinrichtungen abhandeln, so will ich geradezu gestehen, daß mir nicht nur die spanischen Hinrichtungen lieber sind, als die unsrigen, sondern, daß ich auch ihren Galeeren unbedingt den Vorzug vor denjenigen gebe, auf welche man alljährlich etwa zwölfhundert Spitzbuben in Frankreich schickt. Voranschicken muß ich indeß, daß ich hierunter nicht die Presidio's in Afrika verstehe, die ich nicht gesehen habe. In Toledo, Sevilla, Granada und zu Cadix habe ich eine große Zahl von Presidiarios (Galeerensträflingen) gesehen, deren Lage mir nicht so ganz unglücklich schien. Sie arbeiteten an der Anlegung oder Ausbesserung von Landstraßen und waren durchaus schlecht gekleidet, allein ihre Züge drückten durchaus nicht jene düstere Verzweiflung aus, die ich an französischen Galeerensträflingen bemerkt habe. Sie aßen aus großen Tersen einen eben so guten und nahrhaften Puchero, als die Soldaten, welche sie bewachten, und rauchten hernach, im Schatten gelagert, ihre Cigarre. Was mir aber am meisten gefiel, ist, daß das Volk hier zu Lande nicht jenen Groll und Haß gegen sie an den Tag legt, womit man ihnen in Frankreich begegnet. Der Grund davon ist ein sehr einfacher: In Frankreich hat ein Jeder, der zu den Galeeren verurtheilt wird, entweder gestohlen oder noch etwas Schlimmeres verübt; in Spanien dagegen sind schon zu verschiedenen Zeiten ganz ehrenwerthe und rechtschaffene Leute zur Galeerenstrafe verurtheilt worden, weil ihre politischen Ansichten nicht mit denen der Regierung übereinstimmten; wie klein nun auch die Anzahl dieser politischen Schlachtopfer seyn mag, so genügt es doch vollkommen, die allgemeine Ansicht hinsichtlich aller Galeerensträflinge zu ändern. Es ist übrigens besser und ehrenhafter für die Menschheit im Allgemeinen, wenn man einen Spitzbuben

gut behandelt, als wenn man solche Rücksichten gegen einen Ehrenmann vergißt. Jedermann in Spanien gibt einem solchen Sträflinge gerne Feuer, um seine Cigarre anzuzünden und redet ihn „mein Freund, mein Kamerad" an. Ihre Wächter lassen sie nicht fühlen, daß sie Menschen von einer ganz anderen Race sind.

Ich erlaube mir hier noch ein Zusammentreffen mit einem solchen Presidiario zu erzählen, das vor Kurzem mir selbst zustieß, und ein Beispiel davon seyn mag, auf welche Weise das Volk diesen Sträflingen begegnet.

Auf meiner Reise von Granada nach Baylen traf ich unterweges auf einen großen derben Burschen mit Alpargatas an den Füßen, der einen tüchtigen Militärschritt führte, und in Begleitung eines jungen Hundes vor mir herschritt. Seine Kleider hatten einen eigenthümlichen Schnitt, ganz verschieden von dem der Bauern, die ich seither unterweges getroffen hatte. Ich überholte ihn, und obwohl mein Pferd einen scharfen Paß gieng, hielt der Wanderer doch gleichen Schritt mit mir. Wir wurden bald gute Freunde, als wir uns auf ein Gespräch mit einander einließen; mein Führer redete ihn nie anders an, als mit Euer Gnaden (Usted); sie unterhielten sich mit einander über einen gewissen Herrn Commandanten des Presidio zu Granada, den sie beide gut zu kennen schienen. Als die Stunde des Frühstücks gekommen war, hielten wir vor einem Hause, wo Wein zu haben war. Der Mann mit dem Hunde zog ein Stück gesalzenen Labberdan aus der Tasche und bot mir davon an; ich dagegen lud ihn ein, unser Frühstück zu theilen, was er auch annahm, und wir verzehrten es alle drei mit bestem Appetit. Ich muß sogar gestehen, daß wir aus derselben Flasche mit einander tranken, weil ein Glas auf eine Stunde im Umkreise nicht aufzufinden gewesen wäre. Als ich ihn fragte, weßhalb er sich auf seiner Reise mit einem so jungen Hunde beschwert habe, gab er mir lächelnd zur Antwort, der Transport dieses Hundes sey der einzige Zweck seiner Reise, und sein

Commandant habe ihn n[illegible] Jaen geſandt, um den jungen Pudel einem ſeiner Freunde zu überbringen. Als ich ihn ohne Uniform ſah, und doch von einem Commandanten reden hörte, fragte ich ihn, ob er vielleicht Miquelet (Gendarm) ſeye, worauf er mir lachend zur Antwort gab: „Nichts weniger als das, ſondern Preſidiario.“ — Ich war nicht wenig überraſcht, allein mein Führer meinte lächelnd: „Das hätten Sie ja an ſeinen Kleidern ſehen können!“

Das Betragen meines Führers, der ein ehrbarer Maulthiertreiber war, erlitt jedoch in Folge deſſen nicht die mindeſte Veränderung. Er reichte mir die Flaſche zuerſt kraft meiner Eigenſchaft als Caballero, bot ich ſodann dem Galeerenſträfling an und trank erſt nach dieſem. — Kurzum, er behandelte ihn mit all der Höflichkeit, welche die Leute aus dem Volke in Spanien unter einander an den Tag legen.

„Warum ſeyd Ihr denn auf die Galeere geſchickt worden?“ fragte ich meinen Reiſegefährten.

„Je nun, mein Herr,“ meinte er, „ich hatte Unglück: ich war in ein paar Todesfälle verwickelt. (Fue por una desgracia: me hallé en unas muertes).“

„Wie Teufels gieng denn das zu?“ fragte ich.

„Die Sache war einfach die,“ hub der Sträfling an: „Ich war Miquelet; eines Tages mußte ich mit ein paar Dutzend meiner Kameraden einen Zug Preſidiarios von Valenzia escortiren. Unterwegs machten ihre Kameraden einen Angriff auf uns, um ſie zu befreien, und zu gleicher Zeit empörten ſich unſere Gefangenen gegen uns. Unſer Kapitän war in einer ſauberen Verlegenheit; ließ er ſeine Gefangenen los, ſo war er verantwortlich für alle Unordnungen, welche ſie begiengen, und ſah einer ſchweren Strafe entgegen. Da blieb ihm nun freilich keine lange Wahl übrig, er faßte ſich kurzweg und rief uns zu: ‘Feuert auf die Gefangenen!’ — Wir ſchoßen und tödteten fünfzehn von ihnen, wandten uns alsdann gegen ihre Kameraden

und schlugen diese vollständig aus dem Feld. Das begab sich in der Zeit der berühmten Constitution; wie nun die Franzosen in's Land rückten und sie uns wieder nahmen, machte man uns Miqueletz den Prozeß, weil unter den gebliebenen Presidiario's auch etliche royalistische Herren von Stande (Caballeros) gewesen waren, welche die Constitutionellen auf die Galeeren gesandt hatten. Unser Hauptmann war dazumal gestorben, deßhalb hielt man sich an uns Soldaten und nahm an uns die Rache, die wir nicht einmal verschuldet hatten. Glücklicherweise ist meine Zeit bald abgelaufen, und da mir mein Commandant etwas zutraut, weil ich mich immer ordentlich gehalten habe, so schickt er mich jetzt nach Jaen, um diesen Brief und das junge Hündchen da dem Commandanten des dortigen Presidio einzuhändigen."

Mein Führer war Royalist, und es war außer allem Zweifel, daß der Sträfling zu den Constitutionellen gehörte; deßhalb aber verkehrten sie nichtsdestoweniger auf dem freundschaftlichsten Fuße. Als wir uns wieder auf den Weg machten, war der kleine Pudel so ermüdet, daß der Sträfling ihn in seine Jacke eingewickelt auf dem Rücken tragen mußte. Die Unterhaltung mit diesem Manne verschaffte mir viel Vergnügen; er seinerseits war durch die Cigarren, die ich ihm gab und durch das Frühstück, das er mit mir getheilt hatte, so zu meinen Gunsten eingenommen, daß er mir bis nach Baylen folgen wollte. „Die Straße ist nicht sehr sicher," sagte er zu mir; „ich werde bei einem meiner Bekannten in Jaen ein Gewehr entlehnen und mit Ihnen gehen; geben Sie Acht, wenn wir auch auf ein Halbduzend Spitzbuben stoßen sollten, so dürfen Sie doch auch nicht um ein Taschentuch kommen." — „Aber," sagte ich ihm, „wenn Ihr nicht bald wieder in Euer Presidio zurückkehrt, so werdet Ihr ja Gefahr laufen, eine Vermehrung Eurer Strafzeit vielleicht um ein ganzes Jahr zu bekommen?" — „Bah, was liegt mir daran!" gab er mir zur Antwort: „wenn Sie mir nur

hernach mit ein paar Zeilen bezeugen wollen, daß ich Ihnen das Geleite gegeben habe, ſo hoffe ich mit meinem Commandanten ſchon fertig zu werden. Laſſen Sie mich nur mitgehen, denn ich würde keine leibliche Ruhe haben, müßte ich wiſſen, daß Sie ſich allein auf den Weg gemacht haben..."

Ich hätte ihm gerne erlaubt, mich zu begleiten, wäre er nicht mit meinem Führer in Streit gerathen. Die Urſache davon war folgende: unſer Begleiter war volle acht franſche Meilen weit unſeren Pferden auf dem Fuße gefolgt, obwohl wir ſie jedesmal Trab gehen ließen, ſo oft es das Terrain erlaubte, jetzt wagte er ſogar die Behauptung, er könnte noch gleichen Schritt mit uns halten, wenn wir unſere Pferde Galopp gehen ließen. Mein Führer lachte ihn aus; unſere Roſſe waren nichts weniger als Vollblut-Pferde, und die Probe, welche der Sträfling bisher abgelegt hatte, gab der Vermuthung Raum, daß er ſein Verſprechen zu halten im Stande ſey. Gerade jetzt betraten wir eine Ebene, die etwa eine Viertelmeile lang ſeyn mochte. Trotz dem, daß der Sträfling ſeinen Hund auf den Schultern tragen mußte, wollte er ſich dennoch auf eine Wette einlaſſen; ſie ward angenommen, und wir ſetzten unſere Pferde in Galopp; allein der verteufelte Burſche hatte in der That die Beine eines Miquelet, und unſere Pferde konnten ihn durchaus nicht überholen. Das Selbſtgefühl ihres Eigenthümers ward dadurch ſo ſehr gekränkt, daß er den erlittenen Schimpf dem Preſidiario nicht mehr verzeihen konnte; er ſprach nicht mehr mit ihm, und betrug ſich gegen ihn ſo abſtoßend, daß bei unſerer Ankunft zu Campille de Arenas der Galeeren-Sträfling plötzlich verſchwand, weil er mit dem feinen Gefühle, welches die Spanier beſonders auszeichnet, alsbald begriffen hatte, daß ſeine Gegenwart nunmehr überflüſſig geworden ſey.

III.

Die ſpaniſchen Straßenräuber.

Madrid, im November 1830.

Da bin ich nun wieder zurück in Madrid, nachdem ich mehrere Monate lang Andaluſien, dieſe claſſiſche Heimath der Räuber, nach allen Richtungen hin durchzogen, und nicht einen Einzigen dieſer gefährlichen Claſſe angetroffen habe. Ich ſchäme mich beinahe daran, und ärgere mich jedenfalls nicht wenig. Ich hatte mich auf einen Anfall durch Räuber gefaßt gemacht, und zwar nicht, um mich zu vertheidigen, ſondern um ein wenig mit ihnen zu plaudern, und ſie in aller Artigkeit über ihre Lebensweiſe auszufragen. So oft ich meinen Reiſerock mit dem abgenützten Ellbogen und mein leichtes Gepäck betrachte, bedaure ich es erbentlich, keinen von dieſen Herren getroffen zu haben. Das Vergnügen, mit ihnen zu verkehren, wäre durch den Verluſt eines federleichten Mantelſacks nicht zu theuer erkauft geweſen.

Wenn ich aber auch keinen Räuber zu Geſicht bekommen habe, habe ich dafür um ſo mehr von ihnen erzählen hören. Poſtillone, Gaſtwirthe, Conducteure ꝛc. wiſſen bei jeder Station, wo die Maulthiere gewechſelt werden, haarſträubende Geſchichten von ermordeten Reiſenden, entführten Frauen u. ſ. w. zu er-

zählen. Der Unfall, von dem man hören muß, hat ſich immer erſt am Tage zuvor und auf demſelben Theil der Straße, die man jetzt paſſiren muß, zugetragen. Der Reiſende, welcher Spanien nicht ganz genau kennt und noch nicht Zeit gefunden hat, ſich die erhabene caſtilianiſche Sorgloſigkeit, la **Flema Castellana** zu erwerben, wird, wie ungläubig er auch ſonſt ſeyn mag, doch immer gewiſſermaßen einen Eindruck von dieſen verſchiedenen Geſchichten in ſich aufnehmen.

Der Tag neigt ſich zu Ende, und zwar raſcher, als in unſeren nordiſchen Climaten, denn die Dämmerung dauert hier nur einen Augenblick. Es ſtellt ſich, beſonders in der Nähe der Gebirge, nunmehr ein Abendwind ein, der bei uns ſicherlich noch für ſehr warm gälte, uns aber im Vergleich mit der vorausgegangenen glühenden Hitze des Tages ein unbehagliches Fröſteln verurſacht. Während er ſich nun dichter in den Mantel einhüllt und die Reiſemütze tiefer in die Augen drückt, gewahrt der Reiſende, daß die Leute, welche ihm das Geleite geben — die Escopeteros — das Zündkraut von den Pfannen ihrer Büchſen ſchütten, ohne Neues aufzurühren. Befremdet von dieſer ſonderbaren Handlungsweiſe, fragt der Reiſende um den Grund derſelben, und erfährt von ſeinen tapfern Begleitern, die oben auf dem Verdeck der Kutſche ſitzen, daß ſie allen möglichen Muth hätten, aber ſo allein, wie ſie ſeyen, durchaus nicht im Stande ſeyen, einer ganzen Räuberbande die Spitze zu bieten. „Wenn wir angegriffen werden," — iſt ihre gewöhnliche Entſchuldigung, — „ſo können wir nur Pardon bekommen, wenn wir nachweiſen, daß wir gar nie im Sinne hatten, uns zu vertheidigen."

„Je nun," fragt man; „wozu belaſtet man ſich dennoch mit dieſen Leuten und ihren unnützen Gewehren? O ſie leiſten treffliche Dienſte gegen die *Ateros*, das heißt, jene verſuchsweiſen Räuber, die nur gelegentlich den Reiſenden anfallen, und ſelten in größerer Anzahl, als zu Zweien oder Dreien ſich auf den Landſtraßen vorfinden."

Jetzt erſt bereut der Reiſende bitter, daß er ſo viel Geld mit ſich führe. Er zieht noch einmal ſeine goldene Repetiruhr heraus, und ſchaut nach der Stunde, denn er glaubt, ſie zum Letztenmal zu Rathe ziehen zu können; er wäre herzlich froh, wenn er ſie in dieſem Augenblick zu Hauſe über ſeinem Kamin wüßte. Er fragt nun den Mayoral oder Conducteur, ob die Räuber den Reiſenden auch die Kleider abnehmen.

„Zuweilen wohl, gnädiger Herr," verſetzte dieſer; „im vergangenen Monate erſt wurde der Eilwagen von Sevilla in der Nähe der Carleta angehalten, und alle Reiſenden kamen in Ecija wie junge Engelein an."

„Wie junge Engelein? was wollt Ihr denn damit ſagen?"

„Je nun," verſetzt der Mayoral; „das ſoll heißen, die Räuber hatten ihnen alle Kleider genommen, und nicht einmal die Hemden mehr gelaſſen."

„Alle Teufel!" ruft der Reiſende aus, und knöpft ſeinen Ueberrock zu; er beruhigte ſich jedoch, und lächelt ſogar ein wenig wie er bemerkt, daß eine junge Andaluſierin, ſeine Reiſegefährtin, andächtig ihren Daumen küßt, und Jeſus dazu ſeufzt. — (Bekanntlich gewährt es denen, welche nach dem Kreuzſchlagen ihren Daumen küſſen, nicht nur großen Troſt, ſondern auch die Ueberzeugung, daß ihnen nichts Böſes mehr geſchehen könne.)

Die Nacht iſt nun gänzlich eingebrochen, aber glücklicherweiſe taucht der Mond in voller Pracht am wolkenloſen Himmel auf. Schon entdeckt man in der Ferne die Mündung einer entſetzlichen Bergſchlucht, die nicht weniger als eine halbe Stunde lang iſt. — „Mayoral, iſt dieß der Ort, wo man ſchon einmal den Eilwagen angegriffen hat?" fragt ein Reiſender.

„Ja, mein Herr; ein Reiſender hat dabei das Leben verloren." — „Poſtillon!" ruft der Mayoral dieſem zu, „klatſche nicht ſo mit der Peitſche, damit Du ſie nicht auf uns aufmerkſam machſt!"

„Wen?" fragt der Reiſende.

„Die Räuber;“ iſt die Antwort des Mayorals.

„Hol' ſie der Teufel!“ murmelt der Reiſende.

„Ach, ſehen Sie doch, mein Herr! dort drunten an der Biegung der Straße... ſind das nicht Männer? Sehen Sie nur, wie ſie ſich im Schatten jenes großen Felſens zu verbergen ſuchen!“

„In der That, Madame, ein, zwei, drei, ſechs Männer zu Pferde!“

„O Jeſus, Jeſus!“ ſtöhnt die hübſche Andaluſierin, bekreuzt ſich von Neuem, und küßt ihren Daumen.

„Mayoral, ſehen Sie dort drunten?“

„Ja.“

„Einer davon hält einen großen Stock, vielleicht eine Flinte in der Hand?“ fragte die Dame.

„Es iſt eine Flinte;“ beſtätigt der Mayoral.

„Halten Sie ſie für ehrliche Leute (buena gente)?“ fragt ängſtlich und betroffen die junge Andaluſierin.

„Wer weiß?“ verſetzte der Mayoral achſelzuckend, und verzieht die Mundwinkel.

„Dann möge der liebe Gott uns Allen gnädig ſeyn!“ ſtöhnt die junge Andaluſierin, und birgt ihr Geſicht an die Bruſt des dadurch doppelt bewegten Reiſenden.

Mit Windeseile fliegt der Wagen dahin, von acht kräftigen Maulthieren im ſchärfſten Trabe gezogen. Die Reiter machen Halt: ſie drängen ſich in eine Linie zuſammen,.... ſie wollen jetzt die Straße verſperren — nein, ſie öffnen die Reihen wieder — drei reiten rechts, drei zur Linken der Straße ab... offenbar wollen ſie den Wagen von allen Seiten umzingeln.

„Poſtillon, halte Deine Maulthiere an, wenn es jene Herrn Dich heißen, ſonſt ziehſt Du uns eine ganze Lage Flintenkugeln auf den Hals!“

„Seyn Sie unbeſorgt, Herr Mayoral!“ verſetzt der Burſche; „ich habe noch ein größeres Intereſſe dabei als Sie.“

Endlich ist man sich gegenseitig so nahe gekommen, daß man schon die breitkrämpigen Hüte, die türkischen Sättel und die weißledernen Kamaschen der sechs Reiter unterscheiden kann. Wenn man nun vollends ihre Züge sehen könnte, was für Augen, was für Bärte und Narben würde man da sehen! Es bleibt nun kein Zweifel mehr, daß es Räuber sind, denn sie führen ja Alle Gewehre.

Jetzt begegnet man sich. Der vorderste Räuber berührt den Rand seines großen Hutes und sagt mit ernstem, aber sanftem Tone: „Vayan Vds. con Dios! reisen Euer Gnaden mit Gott!" — Es ist der Gruß, den die Reisenden bei einer Begegnung gewöhnlich austauschen. Vayan Vds. con Dios! rufen nun ihrerseits auch die anderen Reiter und weichen zur Seite aus, damit der Wagen vorüberfahren kann, denn sie alle sammt und sonders sind ehrsame Landleute, die sich in Ecija auf dem Markte verspätet haben, und nun gemeinschaftlich, eben diesen Räubern zu liebe, truppenweise und bewaffnet in ihr heimathliches Dorf zurückkehren. —

Hat man erst einige Begegnungen dieser Art erlebt, so kommt man bald so weit, das Geschwätz von den Räubern für eitlen Wind zu halten, und an das Vorhandenseyn derselben gar nicht mehr zu glauben. Man gewöhnt sich so leicht an das etwas wilde Aussehen der Bauern, daß man am Ende auch ächte Räuber nur für ehrbare Landleute halten würde, die sich eine Zeit lang den Bart nicht haben scheeren lassen. Ein junger Engländer, dessen Bekanntschaft ich zu Granada gemacht habe, hatte lange Zeit, ohne irgend einen Unfall, Spanien nach allen Richtungen bereist und die verrufensten Landstraßen betreten, ohne auf irgend einen Unfall zu stoßen. Er laugnete jetzt natürlich hartnäckig das Vorhandenseyn von Räubern überhaupt. Eines Tages wurde er von zwei verdächtig aussehenden Männern, welche Flinten führten, angehalten; natürlich hielt er sie Anfangs für Bauern, die sich den Spaß machen wollten, ihm

bange zu machen, und antwortete auf alle ihre Aufforderungen, ſein Geld auszuliefern, mit der lachenden Verſicherung, daß er ſich nicht von ihnen zum Beſten halten laſſen werde. Er ließ ſich nicht eher über ſeinen Irrthum belehren, als bis ihm Einer dieſer ächten Strauchdiebe einen tüchtigen Schlag mit dem Flintenkolben auf den Kopf verſetzte, deſſen Wunde er mir noch drei Monate ſpäter zeigte. Einige wenige Fälle ausgenommen, mißhandeln die franzöſiſchen Räuber niemals die Reiſenden. Meiſtens begnügen ſie ſich damit, ihnen das Geld abzufordern, welches ſie bei ſich führen, ohne ihre Koffer zu öffnen, oder ſie gar zu durchſuchen. Allein man darf ſich darauf durchaus nicht verlaſſen. Ein junger Stutzer aus Madrid, welcher nach Cadix reiſte, führte in ſeinem Koffer zwei Dutzend prächtiger Hemden mit ſich, die er ſich ausdrücklich von London verſchrieben hatte. In der Nähe der Carolina wurde er von Räubern angefallen, die ihm ſeine Börſe, ſeine Ringe, Ketten und andere zarten Liebespfänder abnahmen, welche bei einem ſo berühmten Lieblinge der Damen natürlich nicht fehlten, und ihn am Ende noch gar baten, ſeinen Koffer zu öffnen. Der Räuberhauptmann that ihm nun mit ausgeſuchter Höflichkeit kund, daß die Wäſche ſeiner Bande, wegen deren nothgedrungener Entfernung von bewohnten Orten, ſehr der Reinigung bedürfe. Die Londoner Hemden wurden hervorgeſucht, auseinandergelegt, beſchaut, bewundert, und der Anführer der Bande, welcher von dem Grundſatze ausgehen mochte, daß ein derartiger Tauſch unter Cavalieren ganz erlaubt ſey, ſcheb zuerſt ein paar von ihnen in ſeine Satteltaſche, zog dann die ſchwarzen Lumpen herunter, die er wohl ſchon ſechs Wochen lang am Leibe getragen hatte, und ſchlüpfte behaglich in den wunderſchönen Battiſt ſeines Gefangenen. Die übrigen Räuber folgten ſeinem Beiſpiele, ſo daß der unglückliche Reiſende ſich in einem Augenblicke um ſeine ganze Garderobe beſtohlen, und nur noch im Beſitz eines Haufens alter Lumpen ſah, die er mit keinem Stocke hätte anrühren

mögen. Zu allem Unstern mußte er noch obendrein den Spott der Bande mit in den Kauf nehmen. Der Räuberhauptmann versicherte ihn beim Abschied mit höhnischem Ernste, den die Andalusier so gut zu behaupten wissen, er werde ihm sein Leben lang den Dienst nicht vergessen, den er ihm soeben geleistet habe, und er werde sich beeilen, die ihm so gütig gebergten Hemden wieder gegen seine eigenen umzutauschen, sobald ihm wieder das Vergnügen zu Theil werden würde, ihn zu sehen. Hauptsächlich, sagte er schließlich, — vergessen Sie ja nicht, die Hemden dieser Herrn hier waschen zu lassen, wir wollen sie bei Ihrer Rückkehr nach Madrid wieder in Empfang nehmen! — Als mir der junge Mann diesen Diebstahl erzählte, dessen Opfer er geworden war, versicherte er mich, er habe dem Räuber das Hinwegnehmen der Hemden weniger übel genommen, als diesen schlechten Witz.

Die spanische Regierung hat sich schon zu verschiedenen Zeiten ernstlich angelegen seyn lassen, die Landstraßen von den Raubern zu säubern, die seit unerdenklichen Zeiten das Recht zu haben scheinen, auf ihnen aus dem Sattel zu leben. Alle ihre Bemühungen haben aber bis auf den heutigen Tag keinen entscheidenden Erfolg zu erzwecken vermocht. Sprengte man hier eine Bande auseinander, so bildete sich nicht weit davon augenblicklich eine neue. Gelang es manchmal auch einem Generalkapitän durch nachdrückliche Maßregeln und besondere Sorgfalt, seinen Distrikt von dieser Landplage zu befreien, so waren die benachbarten Provinzen desto mehr davon überschwemmt.

Die Natur des Landes, das überall von Gebirgen durchzogen, und an gebahnten Heerstraßen nur arm ist, macht die totale Zerstörung von Räuberbanden beinahe unmöglich. In Spanien gibt es wie in der Vendée eine große Anzahl einsam gelegener Pachthöfe und Meiereien, Alkeas, welche mehrere Stunden von den bewohnten Gegenden entfernt sind. Würde man alle diese einsamen Meiereien und kleinen Weiler mit Soldaten besetzen, so würden die Räuber gar bald gezwungen

werden, ſich der Juſtiz auszuliefern oder Hungers zu ſterben. Allein wo ſolite man Geld, wo Soldaten dazu auftreiben?

Die Eigenthümer ſolcher Ateas haben ein beſonderes Intereſſe, wie man wohl begreift, ſich in gutem Einvernehmen mit den Räubern zu halten, deren Rache ſie fürchten müſſen, und die nicht immer glimpflich mit ihren Feinden umgehen. Andererſeits müſſen die Räuber, die mit ihrem Unterhalt auf ſie angewieſen ſind, dieſe Landleute ſchonen, ihnen die nöthigen Lebensmittel gut bezahlen, und ſie manchmal ſogar bei der Theilung der Beute betheiligen, oder zur Verwerthung derſelben benützen. Dazu kommt noch, daß man das Gewerbe des Raubens nicht allgemein als entehrend betrachtet. Auf der Landſtraße zu rauben, heißt in den Augen mancher Leute nichts Anderes, als eine Art bewaffneter Oppoſition gegen die Regierung machen, energiſch gegen die tyranniſchen Geſetze proteſtiren. Wenn alſo ein Menſch, der nichts als eine Flinte ſein nennt, Muth genug beſitzt, um der Regierung und Juſtiz den Handſchuh hinzuwerfen, ſo iſt er ein Heros, den die Männer bedachten, und die Frauen bewundern. Er rühmt ſich ſicherlich damit, ausrufen zu können, wie es in den alten Romanen heißt:

A todos los desafio
Pues a nadie tengo miedo [1]!

Der Räuber beginnt in der Regel ſeine Laufbahn als Schleichhändler, die Zollbeamten machen ihm einen Strich durch die Rechnung, und neun Zehntheile des Volkes halten es für eine ſchreiende Ungerechtigkeit, daß die Regierung einen wackeren Burſchen krangſalirt, welcher beſſere Cigarren als die der königlichen Regie, und zu wohlfeileren Preiſen verkauft, und den Weibern Seidenſtoffe, engliſche Waaren, und alle Gerüchte auf zehn Meilen in der Runde zuträgt. Schießt ein Zollwächter dem armen Teufel ſein Pferd zuſammen, oder nimmt er es hinweg, ſo iſt er als Schmuggler ruinirt; überdieß hat er ſich zu

1) Ihnen Allen entbiete ich Trotz, denn vor Niemanden hege ich Furcht!

rächen und wird um so leichter Räuber. — Fragt man nun irgendwo, was aus einem hübschen Burschen geworden ist, den man ein paar Wochen früher gesehen, und der in seinem Dorfe der Hahn im Korbe war, so erwidert Einem irgend eine Frau: Du lieber Gott, man hat ihn gezwungen, in die Berge zu flüchten. Seine Schuld ist es nicht; der arme Junge, er war so lieb! Gott schütze ihn! — Die guten Leute schieben alle Vergehen, welche von den Räubern herrühren, der Regierung in den Schuh, und machen sie dafür verantwortlich. Sie ist es, sagt man, welche die armen Leute auf's Aeußerste treibt, die doch gar nichts wollen, als ruhig leben, und ungehudelt ihrem Gewerbe nachgehen.

Das Urbild eines spanischen Räubers, der Prototyp des Helden der Landstraßen, der Arbin Hood, der Roque Guinar unserer Tage, ist der berüchtigte Jose Maria, el Tempranito, der Frühauf, genannt. Dieser Mann macht jetzt am meisten von sich reden; von Madrid bis Sevilla, von Sevilla bis Malaga ist sein Name in Aller Mund. Schön, tapfer, so höflich als ein Räuber nur immer seyn darf, ist Jose Maria einer der interessantesten Helden des Volks; wenn er einen Eilwagen anhält, reicht er den Damen die Hand beim Aussteigen, und sorgt dafür, daß sie bequem im Schatten sitzen, denn er führt seine Anfälle meistens bei hellem Tage aus. Nie hört man einen Fluch, nie ein gemeines Wort von ihm, im Gegentheile zeigt er stets ein ehrerbietiges Benehmen, rücksichtsvolle Manieren und eine natürliche Höflichkeit gegen die Damen. Zieht er einem Frauenzimmer den Ring von der Hand, so sagte er galant: „Ach, Señora, eine so schöne Hand wie die Ihrige bedarf keines Schmuckes!“ — Und während er sachte den Ring vom Finger zieht, küßt er die Hand auf eine Weise, daß man, um mich des Ausdrucks einer spanischen Dame zu bedienen, glauben möchte, der Kuß habe für ihn mehr Werth als der Ring; den Ring nahm er, nur wie in der Zerstreuung, den Kuß aber schien er

im Gegentheile nicht lange genug machen zu können. — Man hat mich versichert, er laſſe den Reiſenden immer Geld genug, damit ſie die nächſte Stadt erreichen könnten, und er habe noch nie Jemanden abgeſchlagen, ein Kleinod behalten zu dürfen, an das ſich für ihn theuere Andenken knüpften.

Man hat mir Joſe Maria beſchrieben als einen ſchönen großen Mann von 25 bis 30 Jahren, von ſchönem Wuchs, anmuthigen Zügen, einer offenen heiteren Phyſiognomie, perlenweißen Zähnen und beſonders ausdrucksvollen Augen. Er trägt ſich in der Regel in einem Majo-Coſtüm von beſonderer Pracht und Reichthum; ſeine Wäſche iſt ſtets blendend weiß, und ſeine Hemden würden einem Pariſer oder Londoner Stutzer Ehre machen. Es ſind kaum fünf oder ſechs Jahre her, daß er das Gewerbe eines Straßenräubers treibt. Von ſeinen Eltern zur Kirche beſtimmt, widmete er ſich auf der Univerſität zu Granada dem Studium der Theologie; ſein Beruf dazu ſchien übrigens nicht groß zu ſeyn, wie man gleich ſehen wird, denn er wußte ſich in einer Nacht bei einem Mädchen aus gutem Hauſe Eingang zu verſchaffen..... Die Liebe läßt Manches entſchuldigen, wie man ſagt..... Allein man erzählt ſich von Gewalt, von der Verwundung eines Dieners ꝛc.... ich habe nie etwas Näheres über dieſe Sache erfahren können. Der Vater ſchlug einen großen Lärm auf, und führte eine Criminal-Unterſuchung herbei, in deren Folge Joſe Maria ſich aus dem Staube machen und nach Gibraltar flüchten mußte. Als es ihm hier an Geld fehlte, ſchloß er mit einem engliſchen Kaufmann einen Vertrag zur Einſchwärzung eines Quantums verbotener Waaren; er ward jedoch von einem Menſchen verrathen, den er in das Geheimniß gezogen hatte. Die Zollwächter erfuhren den Weg, welchen er einſchlagen wollte, und lauerten ihm auf. Alle Maulthiere, die er bei ſich hatte, fielen ihnen in die Hände, obwohl er ſeine Beute erſt nach hartnäckigem Kampfe aufgab, worin er mehrere Zollwächter verwundete oder tödtete. Von dieſem Augen-

blicke an blieb ihm nichts mehr übrig, als die Meſſenden zu brandſchatzen.

Bis auf den heutigen Tag hat übrigens ein beſonders glücklicher Stern über ihm gewaltet. Es ſteht ein Preis auf ſeinem Kopfe, ſein Signalement iſt an allen Stadtthoren angeſchlagen, und die Verſprechung beigefügt, daß derjenige, welcher ihn todt oder lebendig einliefern würde, achttauſend Realen erhalten ſollte, und wäre es auch einer ſeiner Mitſchuldigen. Trotzdem ſetzt Joſe Maria noch immer ungeſtraft ſein gefährliches Handwerk fort, und ſeine Expeditionen erſtrecken ſich von der portugieſiſchen Grenze bis tief in das Königreich Murcia hinein. Seine Bande iſt nicht zahlreich, beſteht aber aus einer Handvoll Männer, deren Treue und Entſchloſſenheit er ſchon lange erprobt hat. Eines Tages überraſchte er in der Venta de Gacin an der Spitze eines Dutzends ſeiner Leute eine Abtheilung von ſiebenzig royaliſtiſchen Freiwilligen, die man zu ſeiner Verfolgung ausgeſandt hatte, und entwaffnete ſie Alle. Man ſah ihn hierauf langſamen Schrittes wieder dem Gebirge zu reiten, und zwei Maulthiere vor ſich hertreiben, auf welche er die ſiebenzig Büchſen der Soldaten geladen hatte, um ſie gleichſam als Trophäen mit ſich fortzuführen.

Von ſeiner Fertigkeit und Geſchicklichkeit als Schütze erzählt man ſich wahre Wunderdinge; er ſoll ſein Pferd im Galoppe anfeuern, und demnach auf hundertundfünfzig Schritte den Stamm eines Olivenbaumes treffen. Der folgende Zug mag zu gleicher Zeit ſeine Geſchicklichkeit und ſeinen Edelmuth bezeichnen.

Ein Offizier voll Muth, Thatkraft und Regſamkeit, der Kapitän Gabre, der, wie man ſagt, die Räuber mehr zur Beſtrafung ſeiner perſönlichen Rache, als aus ſoldatiſchem Pflichtgefühl verfolgen ſoll, erfuhr eines Tages von einem ſeiner Spionen, Joſe Maria würde ſich zu einer beſtimmten Zeit auf einer entlegenen Alles einfinden, wo er eine Geliebte hatte.

Gaëte wieſ ſich an dem bezeichneten Tag auf's Pferd, und nahm nur vier Lanciers mit ſich, um nicht durch eine zu ſtarke Begleitung Verdacht zu erregen. Wie vorſichtig er übrigens auch zu Werke gegangen war, um ſeinen Marſch zu verbergen, ſo konnte er es dennoch nicht hindern, daß Jeſe Maria davon Wink bekam. In dem Augenblick, wo Gaëte aus einer tiefen Bergſchlucht heraus in das Thal einritt, wo die bezeichnete Allee lag, ſprengten auf einmal zwölf wohlberittene Reiter gegen ſeine Flanke an, und ſchnitten ihm den Rückweg nach der Flucht ab, durch welche er ſich allein hätte retten können. Schon glaubte er ſich verloren, als auf einmal ein Mann auf einem herrlichen Braunen im Galopp aus der Reihe der Reiter hervorſprengt, und kaum hundert Schritte von Gaëte entfernt, ſein Pferd im vollen Rennen herumwirft, um Front gegen ihn zu machen. — „Jeſe Maria läßt ſich nicht überrumpeln," ruft der Reiter dem Kapitän zu; „Kapitän Gaëte, was habe ich Ihnen gethan, daß ſie mich dem Gerichte ausliefern wollen? Ich könnte Sie nun tödten, allein tapfere Männer werden immer ſeltener, und ich ſchenke Ihnen das Leben. Hier aber haben Sie ein Andenken, das Sie künftig lehren wird, mir aus dem Wege zu gehen; geben Sie acht auf ihren Tſchako!" — Mit dieſen Worten zielte er, und ſchoß dem Kapitän eine Kugel durch den oberen Theil deſſelben; warf das Pferd ſogleich herum, und ritt mit ſeinen Leuten davon.

Hier noch ein Beiſpiel von ſeiner Galanterie.

Auf einer Meierei, in der Umgegend von Antujar, feierte man eine Hochzeit. Die Vermählten hatten eben die Glückwünſche ihrer Bekannten in Empfang genommen, und waren ſich unter einem großen Feigenbaum in der Nähe der Hausthüre zu Tiſche ſetzen; Alles war in der beſten Laune, und die Wohlgerüche des blühenden Jasmins und der Orangenblüthen mengten ſich anmuthig in den ſubſtanzielleren Duft verſchiedener Schüſſeln, unter deren Gewichte die Tafel beinahe brach. Auf einmal ſprengte

ein Mann zu Pferde aus einem kleinen Gehölze hervor, das kaum auf Pistolenschußweite vom Hause entfernt war. Der Unbekannte schwang sich leicht und graciös aus dem Sattel, grüßte mit einer Handbewegung die Gäste, und führte sein Pferd in den Stall. Man erwartete Niemand mehr, allein in Spanien ist jeder Vorübergehende ein willkommener Gast bei einem Festmahle. Zudem schien der Fremde seiner Kleidung nach ein Mann von Einfluß zu seyn, und der Bräutigam beeilte sich um so mehr, ihn zu Tische zu laden.

Während man sich leise die Frage zuflüsterte, wer wohl der Fremdling seyn möge, war der Notar von Andujar, der der Hochzeit beiwohnte, plötzlich todesbleich geworden. Er versuchte von seinem Stuhle aufzustehen, der neben dem der Braut stund, allein seine Kniee brachen unter ihm ein, und seine Beine konnten ihn nicht mehr tragen. Einer der Gäste, den man schon lange in'sgeheim des Schleichhandels beschuldigte, trat auf die Neuvermählte zu und flüsterte ihr zu: „Es ist Jose Maria; ich sollte mich sehr täuschen, wenn er nicht hierhergekommen ist, um irgend ein Unglück anzustiften (para hacer una muerte). Dießmal gilt es dem Notar. — Allein was ist da zu thun? soll man ihm zur Flucht verhelfen? Jose Maria hätte ihn bald wieder eingeholt. — Soll man den Räuber verhaften? seine Bande ist unzweifelhaft in der Nähe versteckt und seines Winkes gewärtig. Zudem trägt er Pistolen und einen Dolch im Gürtel, die er niemals ablegt." — „Aber, Herr Notar, was haben Sie denn mit ihm gehabt?" fragt diesen die Neuvermählte. — „Nichts, leider gar nichts!" versetzte dieser stotternd, wird aber dabei käseweiß. — Einer der Gäste erzählt flüsternd, der Notar habe zwei Monate früher seinem Pächter den Rath gegeben, Jose Maria ein Stück Aesenik in den Wein zu werfen, wenn er wieder einmal bei ihm verspräche und zu trinken verlange.

Noch berathschlagte man sich und vergaß Essen und Trinken, als der Fremdling in Begleitung des Bräutigams am Tische

erſchien. Es blieb kein Zweifel mehr, daß es Joſe Maria war, der im Vorbeigehen einen Tigerblick auf den Notar ſchoß, deſſen Zittern ſeine Gewiſſensregung nur allzu lebhaft verrieth. Joſe Maria grüßte hierauf die Braut höflich und bat ſie um die Erlaubniß, auf ihrer Hochzeit tanzen zu dürfen. Sie hütete ſich natürlich wohl, ihm dieß zu verſagen, oder auch nur ſauer dazu zu ſehen, worauf Joſe Maria einen Schemel von Kerkbaumholz zur Tafel rückte, und ſich ohne Umſtände neben die Braut, und zwar zwiſchen ſie und den Notar ſetzte, der jeden Augenblick in Ohnmacht fallen zu wollen ſchien.

Das Eſſen begann jetzt, und Joſe Maria war äußerſt höflich und voll kleiner Aufmerkſamkeit gegen ſeine Nachbarin. Als man den Deſſertwein herumgab, ergriff die Verliebte ein Glas Montilla, der meinem Geſchmack nach dem Xeres bei weitem vorzuziehen iſt, nippte daran und bot es dem Räuber an; dieß iſt eine beſondere Artigkeit, welche man bei Tiſche nur denjenigen Perſonen erweiſet, die man beſonders auszeichnen will, man nennt das eine una fineza, aber leider verliert ſich dieſer ſchöne Brauch unter den höheren Ständen, die hier wie in andern Ländern gleich ſehr bemüht ſind, alle nationalen Sitten und Bräuche zu unterdrücken.

Joſe Maria ergriff das Glas, dankte äußerſt geſchmeichelt und erklärte der Braut, er bitte ſie, ihn von nun an für ihren ergebenſten Diener zu halten, der ſich mit Freuden beeilen werde, jeden ihrer Wünſche zugleich zu erfüllen.

Zitternd näherte ſich das Bräutchen jetzt dem gefürchteten Nachbarn und flüſterte ihm in's Ohr: „So gewähren Sie mir nur einen einzigen Gefallen!“ —

„Tauſende!“ rief Joſe Maria.

„So beſchwöre ich Sie, die ſchlimmen Abſichten zu vergeſſen, um derentwillen Sie etwa hieher gekommen ſeyn dürften. Verſprechen Sie mir, daß Sie mir zu liebe ſogar Ihren Feinden vergeben wollen, und kein Aergerniß an meinem Hochzeitstage geben werden.“

„Notar!“ rief Joſe Maria dieſem zu und wandte ſich verächtlich nach dem zitternden Mann des Geſetzes um, — „bedanke Dich bei unſerer freundlichen Wirthin hier, denn ohne ſie hätte ich Dich umgebracht, ehe Du noch Deine Mahlzeit verdaut haben möchteſt. Nun aber fürchte Dich nicht mehr, ich will Dir nichts mehr zu leide thun.“ Dabei ſchenkte er ihm ein Glas Wein ein und ſetzte mit ziemlich beshaftem Lachen hinzu: „komm', Notar, trinke auf meine Geſundheit, der Wein iſt gut und nicht vergiftet!“ — Der arme Notar glaubte hundert Stecknadeln ſchlucken zu müſſen. — „Vorwärts, Kinder,“ rief der Räuber, „ſeyd luſtig! (Vaya de broma), das Bräutchen ſoll leben,“ — mit dieſen Worten ſprang er lebhaft auf, holte eine Guitarre herbei und improviſirte ein Liedchen zu Ehren des neuvermählten Paares.

Kurzum, bis zum Schluße der Mahlzeit und über die Dauer des Balles, welcher darauf folgte, betrug er ſich ſo liebenswürdig, daß den Frauenzimmern Thränen in's Auge traten, wenn ſie daran dachten, daß ein ſo hübſcher Junge vielleicht eines Tages noch am Galgen endigen würde. Gegen Mitternacht trat ein kleines, kaum mit Lumpen bedecktes Mädchen von etwa zwölf Jahren auf Joſe Maria zu und flüſterte ihm einige Worte in dem Rothwelſch der Zigeuner zu. Joſe Maria erbebte; er lief in den Stall und kehrte bald mit ſeinem guten Pferde wieder zurück. Den Zügel um den einen Arm geſchlungen näherte er ſich der Neuvermählten und ſagte: „Lebet wohl, Kind meiner Seele (hija de mi alma), nie werde ich die köſtlichen Augenblicke vergeſſen, die ich an Eurer Seite verbracht habe. Es ſind die glücklichſten, die ich ſeit vielen Jahren erlebte. Thut mir die Liebe und nehmt dieſe Kleinigkeit als Andenken an einen armen Teufel, der Goldminen beſitzen möchte, um ſie Euch anbieten zu können!“ — Mit dieſen Worten ſteckte er ihr einen hübſchen Ring an den Finger.

„Joſe Maria!“ rief die junge Frau entzückt, — „ſo lange

wir nur noch einen Bredleib im Hauſe haben werden, ſoll die Hälfte davon Euch gehören!" Der Räuber drückte allen Gäſten die Hand, ſelbſt dem Notar, und küßte der Weibe nach alle Frauen; dann ſprang er flink und leicht in den Sattel und ſprengte wieder den Bergen zu. Nun erſt athmete der Notar wieder leichter auf. Eine halbe Stunde ſpäter erſchien eine Abtheilung Miqueleté auf der Meierei, allein Niemand wollte den Menſchen geſehen haben, den ſie ſuchten.

Das ſpaniſche Volk, welches die Romanzen von den zwölf Pairs der Tafelrunde auswendig weiß, und die Abenteuer Reinald's von Montauban noch immer ſingt, mußte ſich natürlich lebhaft für einen einzelnen Menſchen intereſſiren, der in einer ſo proſaiſchen Zeit, wie die unſrige, die ritterlichen Tugenden der alten Recken gleichſam wieder in's Leben ruft. Außerdem exiſtirt noch ein anderer Grund, welcher Joſe Maria's Beliebtheit bei dem Volke begründet, — ſeine ausnehmende Freigebigkeit. Er verdient das Geld ohne große Mühe und theilt es leicht und gerne dem Unglücklichen mit. Man behauptet allgemein, noch nie habe ſich ein Armer an ihn gewendet, ohne ein reiches Almoſen von ihm zu empfangen.

Ein Maulthiertreiber erzählte mir, er habe einmal ſein Maulthier verloren, das ſein ganzes Vermögen ausmachte, und ſey bereits auf dem Punkte geweſen, ſich aus Verzweiflung kopfüber in den Guadalquivir zu ſtürzen, da habe ein Unbekannter ſeiner Frau ſechs Unzen Gold in einer Schachtel zugeſtellt. Er zweifelte gar nicht, daß dieß ein Geſchenk von Joſe Maria war, welchem er eines Tages eine Furth gewieſen, als ihm die Gendarmen ſchon hart auf der Ferſe waren.

Schließlich mag hier noch folgender anderer Zug von der Wohlthätigkeit meines Helden erwähnt werden:

Ein armer Hauſirer aus der Gegend von Campillo de Arenas führte eines Tages eine Ladung Weineſſig in die Stadt, welcher,

wie gewöhnlich, in Schläuche gefüllt war, die ein magerer, kahler, halb todt gehungerter Eſel trug. Auf einem ſchmalen Saumpfade begegnet ein Unbekannter, den man ſeiner Tracht nach für einen Jäger hätte halten können, dem Eſſighändler und bricht in ein lautes Gelächter aus, ſobald er des Eſels anſichtig wird. „Was für eine erbärmliche Mähre haſt Du da, Kamerad?“ ruft er. — Sind wir denn ſchon im Faſching, daß Du ihn in dieſem Aufzuge herumführſt?“ — Er konnte ſich kaum des Lachens erwehren.

„O Seher!“ erwiderte der Eſeltreiber, der am wundeſten Fleck angegriffen werden war, „dieſes Thier, ſo häßlich es auch iſt, verdient mir dermalen allein mein Brod. Ich bin ein armer Teufel und habe kein Geld, um mir ein Anderes zu kaufen.“

„Wie!“ rief der Lacher, „dieſe alte Mähre da rettet Dich allein vom Hungertode? Sie kann ja krepiren, ehe eine Woche vergeht.“ — „Da,“ fuhr er fort und bot ihm einen ziemlich ſchweren Sack hin. — „ſo viel ich weiß, ſteht bei dem alten Herrera ein ſchönes Maulthier zu verkaufen, um das er fünfzehnhundert Realen will; hier haſt Du ſie. Kaufe dieſes Maulthier noch heute vor Abend, nicht ſpäter, und feilſche nicht im Preiſe. Wenn ich Dich morgen noch mit Deiner ſcheußlichen Mähre auf der Straße treffe, ſo ſtürze ich euch beide in einen Abgrund, ſo wahr ich Joſe Maria heiße!“

Damit drehte er dem Eſeltreiber den Rücken und ſchlug ſich in die Büſche. Als ſich dieſer wieder allein und den Sack in ſeiner Hand ſah, glaubte er zu träumen. Die fünfzehnhundert Realen waren wohlgezählt, zudem wußte er, was ein Schwur von Joſe Maria werth war, und begab ſich unverweilt zu Herrera, wo er ſich beeilte, ſein Geld gegen ein ſchönes Maulthier umzuſetzen.

In der Nacht darauf wurde Herrera plötzlich aufgeweckt und erblickte zwei Männer, die ihm einen Dolch und eine Blend-

laterne vor das Geſicht hielten. — „Heda, gib raſch Dein Geld her!“ riefen ſie ihm zu. — „Ach, meine lieben Herren, ich habe keinen Heller im Hauſe!“ betheuerte der alte Filz. — „Du lügſt!“ war die Antwort: — „Du haſt geſtern ein Maulthier um fünfzehnhundert Realen an Den und Den aus Camville verkauft, und das Geld baar eingeſtrichen.“ — Sie hatten ſo unwiderſtehliche Beweismittel in Handen, daß der alte Geizhals die fünfzehnhundert Realen alsbald wieder heraus- oder, wenn man lieber will, zurückgeben mußte.

Nachſchrift.

Joſe Maria iſt ſeit einigen Jahren todt. — Als im Jahre 1833 die junge Königin Iſabella den Schwur auf die Conſtitution leiſtete, erließ der König Ferdinand bei dieſer Gelegenheit eine allgemeine Amneſtie, die ſich der berühmte Räuber ebenfalls zu Nutzen machen wollte. Die Regierung gewährte ſie ihm, und noch dazu eine Penſion von zwei Realen täglich, damit er ſich ruhig verhalte. Da aber dieſer Betrag bei weitem für die Bedürfniſſe eines Mannes nicht zureichte, der mancherlei Genüſſe des Luxus gewöhnt war, und etliche elegante Laſter hatte, mußte er bald darauf ſich bequemen, eine Stelle anzunehmen, welche ihm die Poſtverwaltung angetragen hatte. Er wurde alſo Escopetero, und übernahm die Verpflichtung, nun ſelbſt die Wagen zu beſchützen, die er ſo oft gebrandſchatzt hatte. Eine Weile gieng Alles gut: ſeine alten Kameraden fürchteten ihn, oder wollten ihn ſchonen; eines Tages aber hielten etliche leckere Spitzbuben den Eilwagen nach Sevilla dennoch an, eh-

wohl Jose Maria darauf saß. Von der Imperiale des Wagens herab suchte er sie durch seinen Anruf zu verscheuchen, und der Einfluß, den er noch auf seine alten Spießgesellen hatte, war so groß, daß sie fast geneigt schienen, sich ohne Gewaltthat zurückzuziehen, als der Anführer dieser Spitzbuben, ein früherer Lieutenant von Jose Maria, und bekannt unter dem Beinamen „der Zigeuner" (el Gitano) auf Pferdelänge seine Flinte auf ihn abfeuerte, und ihn auf der Stelle tödtete.

Carmen.

Novelle.

Πᾶσα γυνὴ χόλος ἐστίν· ἔχει δ' ἀγαθὰς δύο τρας
Τὴν μίαν ἐν Σαλάμῳ, τὴν μίαν ἐν Σανάτῳ.

Palladas.

Carmen.

Jedes Weib iſt rachgierig, hat aber zwei gute Stunden: die eine im Brautbett, die andre im Tode.

Palladas.

Ich habe ſtets den ſtillen Argwohn gehegt, die Geographen wiſſen nicht, was ſie ſagen, wenn ſie das Schlachtfeld von Munda in das Land der Baſtuli-Poeni, in die Nähe des heutigen Monda, etwa zwei Stunden nördlich von Marbella verlegen. Nach meinen eigenen Vermuthungen und Conjekturen über den Text des anonymen Verfaſſers des **Bellum hispaniense** und nach Maaßgabe etlicher ſchätzenswerthen Notizen, die ich mir in der trefflichen Bibliothek des Herzogs von Oſuña geſammelt, bin ich nun vielmehr der Meinung, man müſſe in den Umgebungen von Montilla jene denkwürdige Stelle ſuchen, wo Julius Cäſar zum letztenmale gegen die Vorkämpfer der Republik Alles daranſetzte, um ſeine Pläne entweder erreicht zu ſehen oder mit ihnen unterzugehen. Während meiner Reiſe in Andaluſien zu Anfang des Herbſtes 1830 machte ich einen ziemlich langen Ausflug in jene Gegend, um mich über die Zweifel aufzuklären, welche ich hierüber in einiger Beziehung noch hegte. Ein eigener Aufſatz, welchen ich demnächſt veröffentlichen werde, ſoll hoffentlich auch

den letzten Zweifel aller billigdenkenden Archäologen in dieser Hinsicht entfernen. Bis jedoch meine Dissertation endlich das geographische Problem löst, das die gelehrte Welt des heutigen Europa noch immer in Zweifel und Ungewißheit läßt, will ich dem geneigten Leser ein Geschichtchen erzählen, das aber mit der interessanten Frage über die Lage des Schlachtfeldes von Munda freilich nichts zu schaffen hat.

Ich hatte zu Cordova einen Führer und zwei Pferde gemiethet, und mich — mit den Commentarien Cäsars und etlichen Hemden als einzigem Gepäck — in der oben bemeldeten Richtung auf den Weg gemacht. Eines Tages, als wir von Müdigkeit fast erschöpft, vor Durst todesmatt, von einer fürchterlichen Sonnengluth ausgedörrt, auf dem höher gelegenen Theile der Ebene von Cachena verdrossen herumstolperten, als ich in meinem Unmuthe Julius Cäsar und die Söhne des Pompejus von Herzen zu allen Teufeln wünschte — gewahrte ich in einiger Entfernung von dem Pfade, dem wir folgten, mitten aus der Oede ein kleines grünes Rasenstück, auf dem Schilf und Binsen wogten, wie eine Oase aus der Wüste emportauchen. Das deutete auf die Nähe einer Quelle, und beim Näherreiten entdeckte ich auch in der That, daß das vermeintliche Rasenstück ein kleiner Sumpf war, gespeist oder gebildet von einem frischen Bächlein, das, wie mir schien, aus einer nahen, von zwei Felsenwänden umschlossenen Thalschlucht der Sierra de Cabra herunterrieselte. Ich schloß bei mir selbst, je mehr ich das Bächlein stromaufwärts verfolge, desto frischeres Wasser, desto weniger Blutegel und Frösche, und vielleicht auch etwas Schatten im Schutze jener Felsen finden zu können, und schlug daher jenen Weg ein. Am Eingang der Thalschlucht wieherte meine Stute plötzlich, und ein anderes Pferd, das ich noch nicht sehen konnte, gab alsbald darauf Antwort. Ich mochte noch nicht hundert Schritte weit vorgedrungen seyn, als die Schlucht sich plötzlich erweiterte und eine Art natürlichen Circus bildete, den die steilen,

hohen, zerriſſenen Bergabhänge mit ihren Bäumen faſt ganz in die grüne Dämmerung eines erquickenden Schattens hüllten. Man konnte ſich kaum einen Ort denken, der dem müden Wanderer eine behaglichere Stätte der Raſt geboten hätte. Aus dem Fuß der ſteilen Felſen ſprudelte ſchäumend der friſche klare Quell, und ſtrömte in ein kleines natürliches Becken herab, deſſen Sohle ein Bett ſchneeweißen feinen Sandes bildete. Fünf oder ſechs prächtige grüne Eichen, die der Felſ vor dem Winde ſchützte und die Quelle üppig tränkte, umgaben den kleinen ſilbernen Spiegel und ſpendeten dichten Schatten darüber, und rings um das Becken her bildete hohes, feines und glänzendes Gras in dichtem Raſenwuchs ein beſſeres Bett, als alle Herbergen und Gaſthäuſer auf zehn Meilen in der Runde aufzuweiſen vermocht hätten.

Die Ehre, ein ſo holdes Plätzchen gefunden und zur Raſt erkieſt zu haben, gebührte jedoch nicht mir allein. Es lag nämlich, als ich der Quelle nahe trat, bereits ein Mann dort im Graſe, allem Anſchein nach ſchlafend. Das Wiehern der Pferde hatte ihn aufgeweckt; er war emporgeſprungen und zu ſeinem Pferde getreten, das ſich den Schlummer ſeines Herrn zu Nutze gemacht hatte, um ſich an dem fetten Graſe der Nachbarſchaft gütlich zu thun. Es war ein noch junger Burſch, nicht über Mittelgröße, aber von knochenderbem, muskelſtarkem Bau, und düſterem aber ſtelzem Blick. Seine Hautfarbe, die einſt friſch und hübſch geweſen ſeyn mochte, war unter dem Einfluß der Sonnenſtrahlen dunkler geworden als ſein Haar. In der einen Fauſt hielt er das Halfter ſeines Pferdes, in der andern einen ehernen Musketon mit drohender Bechermündung. Leider muß ich bekennen, daß mich der Musketon und das wilde Ausſehen deſſen, der ihn trug, anfänglich einigermaßen einſchüchterten; allein ich glaubte nicht mehr an Räuber, ſoviel man mir auch davon vorſchwadronirte, da ich noch nie auf Einen geſtoßen war. Obendrein hatte ich ſchon ſo viele der ehrlichſten Landleute und Meier

von der Welt bis an die Zähne bewaffnet zu Markte reiten ſehen, daß ich mich durch den Anblick eines Schießgewehrs noch lange nicht berechtigt glaubte, die Ehrlichkeit eines Unbekannten in Zweifel zu ziehen. Und zudem, dachte ich, was können ihm meine Hemden und meine Elzevir-Ausgabe der Commentarien Cäſar's helfen? Ich begrüßte alſo den Burſchen mit dem Musketen durch ein vertrauliches Kopfnicken und fragte ihn lächelnd, ob ich ihn vielleicht aus dem Schlafe geſtört habe. Er gab mir keine Antwort, maß mich aber vom Kopf bis zu den Füßen, und wandte dann, — gleichſam zufriedengeſtellt von dem Ergebniß ſeiner Muſterung, die gleiche Aufmerkſamkeit meinem Führer zu, der hinter mir herantrat. Ich ſah dieſen erblaſſen und mit allen Anzeichen eines lebhaften Schrecks ſtehen bleiben, als ob er Bedenken trage, näher zu kommen. — Ein ſchlimmes Zuſammentreffen! dachte ich, aber die Klugheit rieth mir alsbald, ja keine Unruhe merken zu laſſen. Ich ſprang aus den Bügeln, hieß meinen Führer das Thier abſatteln und kniete neben der Quelle in's Gras, um Kopf und Hände im friſchen Naß abzukühlen, dann trank ich in langen Zügen, auf dem Bauche liegend wie die wilden Krieger Gebeons, mich ſatt.

Inzwiſchen jedoch hatte ich meinen Führer und den Unbekannten nicht einen Moment aus den Augen gelaſſen. Der Erſtere kam nur mit Widerſtreben heran, der Andre ſchien keinerlei ſchlimme Abſichten gegen uns im Schilde zu führen, denn er hatte ſein Roß wieder laufen laſſen, und ſeinen Musketen, den er anfangs wagerecht mir entgegengehalten, mit der Mündung wieder gegen den Boden gekehrt.

Ohne es ſonderlich übel zu nehmen, daß er von meiner werthen Perſon ſo wenig Aufhebens mache, ſtreckte ich mich in's Gras hin, und fragte den Burſchen mit dem Musketen ohne viele Umſtände und unbefangen, ob er einen Feuerzeug mit ſich führe, indem ich zu gleicher Zeit mein Cigarrenetui aus der Taſche nahm. Der Unbekannte durchſtöberte, ohne ein

Wort zu reden, ſeine Taſchen, brachte ſeinen Feuerzeug hervor und ſchlug mir ſogleich und gerne Feuer. Er wurde bereits zutraulicher und zuvorkommender, denn er ſetzte ſich, mit dem Musketon in der Hand, den er noch immer nicht ablegte, mir gegenüber. Als meine Cigarre brannte, wählte ich aus den noch übrigen die beſte, und fragte ihn, ob er rauche.

„Ja, Herr," gab er zur Antwort. Das waren die erſten Worte, die er hören ließ, und ich machte die Bemerkung, daß er das s nicht nach Art der Andaluſier ausſprach, woraus ich ſchloß, daß er ein Reiſender war wie ich, wenn auch nicht gerade zu archäologiſchen Zwecken.

„Vielleicht ſchmeckt Ihnen dieſe Cigarre hier?" ſagte ich und bot ihm eine ächte Regalia de la Habaña.

Er dankte mir mit einem leichten Kopfnicken, zündete ſeine Cigarre an der meinigen an, nickte von Neuem, und rauchte dann mit offenkundigem Vergnügen und Genuſſe weiter. — „Ah!" rief er endlich, und ließ einen tüchtigen Zug langſam aus Mund und Naſe entweichen, — „ah, wie delicat! zumal wenn man ſchon ſo lange nicht mehr geraucht hat wie ich!"

In Spanien bringt der Austauſch oder das Anbieten und Annehmen einer Cigarre ſchon gaſtfreundliche Beziehungen zu Wege, wie im Orient das Theilen von Brod und Salz zwiſchen zwei Perſonen. Mein Unbekannter wurde auf einmal geſprächiger, als ich es je erwartet hätte. Obwohl er ſich übrigens für einen Einwohner des Diſtrikts von Montilla ausgab, ſchien er dennoch mit der Gegend nur ſehr oberflächlich bekannt zu ſeyn. Er kannte nicht einmal den Namen des reizenden Thälchens, in welchem wir uns befanden; er konnte uns kein Dorf der Umgebung namhaft machen, und geſtand endlich — als ich die Frage an ihn richtete, ob er nicht in der Nachbarſchaft ſeiner Heimath ſchon auf Mauertrümmer, auf Backſteine und Ziegel mit Randleiſten oder auf Steine im Bildhauerarbeit geſtoßen ſey, — daß er auf derartige Dinge niemals Achtung gebe. Zum

Ersatz dafür zeigte er desto lebhafteres Interesse für Pferde und ziemlich viel Kennerschaft. Er kritisirte das meinige, was freilich keine Kunst war; dann machte er mich mit dem Stammbaum des seinigen bekannt, das aus den berühmten Gestüten von Cordova herkommen sollte: es war in der That ein edles Thier, und nach der Versicherung seines Herrn selbst unter den härtesten Strapazen so ausdauernd, daß es an Einem Tage dreißig Meilen größtentheils im Galopp oder starken Trab zurückgelegt haben sollte. Hier hielt der Fremde aber plötzlich in seiner Lobrede und Erzählung inne, als bemerke er eben mit Staunen oder Aerger, daß er bereits zu viel gesagt habe. — „Ich war damals gedrungen, so schnell als möglich nach Cordova zu kommen," setzte er mit einiger Verlegenheit und hastig hinzu; — „ich mußte wegen eines Processes mit den Gerichten daselbst verkehren!".... Ich sah, wie er bei diesen Worten einen Seitenblick auf meinen Führer Antonio warf, der unruhig die Augen niederschlug.

Der Waldschatten und die Kühle der Quelle fesselten mich dermaßen, daß ich davon an einige Scheiben trefflichen Schinkens erinnert wurde, welchen meine Freunde in Montilla beim Abschiede noch in den Sack meines Führers Antonio gesteckt hatten. Diesem befahl ich nun, sie herbeizubringen, und lud den Unbekannten ein, an meiner improvisirten Mahlzeit Theil zu nehmen. Hatte er nun seit langer Zeit schon nicht mehr geraucht, so schien — aus seinem Appetit zu schließen — noch wahrscheinlicher, daß er mindestens schon seit achtundvierzig Stunden nicht mehr gegessen habe. Er fraß drauf los wie ein ausgehungerter Wolf, und ich dachte, die Begegnung mit mir müsse für den armen Teufel eine wahre Schickung der Vorsehung gewesen seyn. Mein Führer dagegen aß wenig, trank noch weniger und sprach gar nichts mehr, was mich um so mehr verwunderte, als er seit dem Beginn unserer gemeinschaftlichen Reise sich mir als einen Schwätzer ohne Gleichen erwiesen hatte. Die An-

weſenheit unſeres Gaſtes ſchien ihn ſehr zu geniren, und ein gewiſſes Mißtrauen, deſſen eigentliche Urſache ich nicht recht zu ermitteln vermochte, hielt Beide gegenſeitig auseinander.

Die letzten Brodkrumen, die letzte Schinkenſchwarte waren endlich vertilgt, wir hatten Jeder ſchon eine zweite Cigarre geraucht, und ich befahl eben meinem Führer, die Pferde zu ſatteln und wollte Abſchied von meinem neuen Freunde nehmen, als er mich fragte, wo ich die Nacht zuzubringen gedenke.

Ehe ich mir noch einen Wink meines Führers zu erklären vermochte, hatte ich ihm geſtanden, daß ich nach der Venta del Cuervo mich begebe.

„Ein ſchlechtes Obdach für einen Herrn von Ihrem Stande, Señor Caballero!“ verſetzte er; — „ich gehe zwar auch dahin, und wir könnten, wenn Ihnen meine Begleitung angenehm iſt, den Weg dahin mit einander zurücklegen!“

„Das wird mir nur angenehm ſeyn,“ verſetzte ich und ſchwang mich in den Sattel. Mein Führer, der mir den Bügel hielt, winkte mir zwar von Neuem mit den Augen, aber ich erwiderte ihm nur durch ein Achſelzucken, welches ihm bedeuten ſollte, daß ich vollkommen ruhig ſeye, und wir machten uns auf den Weg.

Die heimlichen bedeutſamen Winke meines Führers, ſeine kaum verhohlene Beſorgniß, — einige Worte, die dem Unbekannten entſchlüpft waren, beſonders aber ſein Ritt von dreißig Meilen und der wenig ſtichhaltige Grund, den er dafür angegeben hatte, waren bereits hinreichende Mittel geweſen, um mir eine Meinung über den Fremden zu bilden. Ich zweifelte nicht länger daran, daß ich es mit einem Schleichhändler, möglicherweiſe auch mit einem Räuber zu thun habe. Aber was lag mir daran? Ich kannte den ſpaniſchen Charakter zu gut, um nicht überzeugt zu ſeyn, daß ich nichts von einem Manne zu fürchten brauchte, der mit mir gegeſſen und geraucht hatte. Seine Begleitung war uns vielmehr ein ſicherer Schutz gegen

jede andere feindselige Begegnung. Außerdem war ich meinerseits nicht wenig erpicht darauf, mich auch einmal mit einem der gefürchteten Straßenräuber oder Contrabandistas zu unterhalten und sein Wesen zu studiren; man trifft den ächten Typus davon nur noch selten, und es liegt ein gewisser Reiz darin, sich um ein so gefährliches Wesen zu befinden, zumal wenn man es zutraulich und kirre gemacht weiß.

Ich hoffte meinen Unbekannten allmählig zum Plaudern zu stimmen, und ihn zu vertraulichen Mittheilungen zu gewinnen, deßhalb lenkte ich auch, trotz des verwarnenden Augenblinzelns meines Führers, das Gespräch auf die spanischen Straßenräuber. Natürlich sprach ich nur mit Respekt von ihnen. Es trieb sich damals in Andalusien ein verwegener Bandit, Namens Jose Maria, herum, dessen Abenteuer und Wagestücke in Aller Munde waren und zum Theil an's Unglaubliche gränzten. — Wenn es nun Jose Maria wäre, der neben mir ritt? dachte ich.... Ich erzählte nun alle Geschichtchen und lobenswerthen Züge, welche ich von diesem Volksheros wußte, und bekannte laut meine Bewunderung und Hochachtung vor seiner Tapferkeit und Großmuth.

„Bah!" sagte mein Unbekannter wegwerfend, „Jose Maria ist nur ein Geck!"

Aha, fragte ich mich im Stillen, — will er sich Gerechtigkeit widerfahren lassen, oder ist es nur übertriebene Bescheidenheit von seiner Seite? Je näher und je länger ich mir meinen Mann betrachtete, desto übereinstimmender fand ich sein Aussehen mit dem Signalement Jose Maria's, das ich in manchen Städten Andalusiens an den Thoren angeschlagen gesehen hatte. — Ja, er war es unstreitig: blonde Haare, blaue Augen, einen großen Mund, schöne Zähne, kleine Hände; ein feines Hemd, eine Sammtjacke mit Silberknöpfen, Kamaschen von weißem Leder, ein goldbraunes Pferd.... es blieb kein Zweifel mehr; aber man mußte sein Incognito achten.

Wir langten endlich an der Venta an, deren Aeußeres und Inneres ganz mit der Schilderung zusammentraf, welche mir mein Begleiter davon gemacht hatte, — es war nämlich eine der elendesten, die ich seither noch irgend getroffen hatte. Ein großes Gemach diente zugleich zur Küche, zum Speisesaal und Schlafgemach. Mitten in der Halle loderte auf einer flachen Steinplatte das Küchenfeuer; der Rauch sollte durch ein im Dache angebrachtes Loch entweichen, aber er hielt vielmehr vor demselben noch eine Weile zögernd still, und verdichtete sich etliche Fuß über dem Boden zu einer, das ganze Gemach füllenden, erstickenden Wolke. Längs der Wand lagen fünf oder sechs alte Maulthierdecken über Strohschütten: das waren die Betten der Reisenden. Etwa zwanzig Schritte von dem Hause oder vielmehr von dem einzigen Gemach entfernt, das ich so eben beschrieben habe, stand eine Art Schuppen, der die Stelle eines Stalles vertrat. In diesem vielversprechenden, reizenden Aufenthalt trafen wir, wenigstens vorerst, nur zwei Personen vor, nämlich ein altes Weib und ein junges Mädchen von zehn oder zwölf Jahren, Beide mit Ruß überzogen und in abscheuliche Lumpen gekleidet. — Ah, dachte ich, das ist also noch Alles, was von der Bevölkerung von Munda Baetica übrig geblieben ist! O Cäsar! O Sextus Pompejus! wie würdet ihr euch verwundern, wenn ihr wieder auf die Welt kämet!

Als die alte Hexe meinen Begleiter gewahr wurde, stieß sie einen Ruf des Erstaunens und der Ueberraschung aus. — „Ach, seyd Ihr es, Señor Don Jose?“ setzte sie hinzu.

Don Jose runzelte die Stirne und drohte mit der Hand auf eine so verständliche Weise, daß er der Alten sogleich das Wort vor dem Munde abschnitt. Ich drehte mich nach meinem Führer um, und bedeutete ihm durch ein von Niemand bemerktes Blinzeln, daß er mich hinsichtlich des Mannes, in dessen Gesellschaft wir hier die Nacht verbringen sollten, nicht weiter aufzuklären brauche.

Das Abendbrod, welches man uns bereitete, war übrigens beſſer, als ich es hier erwartet hätte. Man trug uns auf einem Tiſchchen, das nur einen Fuß hoch war, einen alten fetkaſſirten Hahn mit Reis und vielem Pfeffer auf, dann Spaniſch-Pfeffer-Schoten in Oel, endlich noch gaspacho, eine Art Salat von ſpaniſchem Pfeffer. Drei ſo ſtark gewürzte Gerichte nöthigten uns, häufig einem Schlauche mit Mentilla-Wein zuzuſprechen, der ganz ausgezeichnet war. Nachdem wir gegeſſen hatten, fiel mein Blick auf eine Mandoline, welche an der Wand hieng, denn man ſpielt in Spanien in jedem Hauſe Mandoline, und ich fragte das kleine Mädchen, das uns bediente, ob ſie ſpielen könne.

„Nein," verſetzte ſie: — „aber Don Joſe ſpielt vortrefflich!"

„Würden Sie wohl die Güte haben," fragte ich ihn, — „mir etwas zu ſingen? ich bin ein leidenſchaftlicher Liebhaber Ihrer volksthümlichen Muſik!"

„Einem ſo trefflichen Herrn, der mir ſo ausgezeichnete Cigarren gibt, kann ich nichts abſchlagen!" rief Don Joſe in reſignirter Laune, und ließ ſich die Mandoline geben, um ſich bei ſeinem Geſang zu begleiten. Seine Stimme war rauh, aber dennoch angenehm, die Melodie ſchwermüthig und bizarr; von dem Texte freilich verſtand ich kein Wort.

„Wenn ich mich nicht täuſche," ſagte ich, „ſo iſt das kein ſpaniſches Lied, was Sie ſo eben geſungen haben. Es hat Aehnlichkeit mit den Zorzicos, die ich in den Provinzen [1]) gehört habe, und auch der Text muß ein baskiſcher ſeyn."

„Allerdings!" verſetzte Don Joſe mit düſterer Miene. Er legte die Mandoline auf den Boden und ſtierte mit verſchränkten Armen und einem ſeltſamen Ausdrucke von Wehmuth auf dem

1) Die baskiſchen Provinzen heißen in Spanien ſchlechtweg nur die „Provinzen."

Geſicht in das langſam verlöſchende Feuer. In der matten Beleuchtung der Lampe auf dem kleinen Tiſchchen erinnerte mich ſeine wilde und doch zugleich edle Phyſiognomie lebhaft an den Satan von Milton. Gleich jenem gedachte mein Gefährte vielleicht ſo eben an die Heimath, die er verlaſſen, an die Verbannung, die er ſich durch ſeine eigene Schuld zugezogen hatte. Ich verſuchte, die Unterhaltung wieder zu beleben, allein Don Joſe war ſo ſehr in ſeine trüben Gedanken verloren, daß er mir nicht mehr antwortete. Die Alte hatte ſich bereits hinter einer alten zerlöcherten Decke, die in einem Winkel des Gemachs über einem Strick aufgehängt war, zur Ruhe begeben, und das kleine Mädchen war ihr bald in dieſe, für das ſchöne Geſchlecht vorbehaltene Abtheilung des Gemachs nachgefolgt. Auch mein Führer erhob ſich jetzt und lud mich ein, ihm nach dem Stalle zu folgen; allein Don Joſe, den dieſe Worte gleichſam aus ſeinen Träumereien aufgeſchreckt zu haben ſchienen, ſprang plötzlich auf und fragte ihn in barſchem Tone, wohin er gehe.

„Nach dem Stalle," verſetzte der Führer erſchrocken.

„Was willſt Du dort thun?" rief Don Joſe; — „die Pferde haben zu freſſen. Lege Dich hier nieder, Dein Herr hier wird es Dir erlauben!"

„Ich fürchte, das Pferd des Herrn hier iſt erkrankt," verſetzte Antonio; — „ich möchte den Herrn ſchön bitten, daß er es ſich ſelber anſieht: vielleicht weiß er, was da zu machen und wie dem Thiere zu helfen iſt!"

Es war augenſcheinlich, daß Antonio mich unter vier Augen ſprechen wollte, allein mir lag daran, in Don Joſe keinen Argwohn gegen mich zu erwecken, und ich hielt es bei dem Einvernehmen, das nun einmal zwiſchen uns Beiden herrſchte, für das Gerathenſte, ein unbedingtes Zutrauen gegen ihn zu zeigen. Deßhalb erklärte ich auch Antonio kurzweg, ich verſtehe nichts von Pferden und fühle ein Bedürfniß nach Schlaf. Don Joſe gieng nun mit ihm in den Stall hinaus, kam aber bald wieder allein

zurück, und sagte mir, dem Thiere fehle gar nichts, allein mein Führer schlage das Thier so hoch an, daß er es mit seinem Wamse reibe und die ganze Nacht in dieser angenehmen Beschäftigung zu verbringen gedenke. Einstweilen hatte ich mich auf einem der Betten von Maulthierteppichen ausgestreckt, aber sorgfältig meinen Mantel untergebreitet, um sie ja nicht zu berühren. Den Jose bat um Entschuldigung, daß er sich die Freiheit nehme, sich neben mir niederzulegen, warf eines der Betten quer vor die Thüre, rührte frisches Zündkraut auf der Pfanne seines Musketons auf, und legte diesen unter den Mantelsack, der ihm zum Kopfkissen diente. Dann streckte er sich auf sein Lager nieder, und fünf Minuten, nachdem wir uns gegenseitig gute Nacht gebeten hatten, lagen wir alle Beide in tiefem Schlafe.

Ich hatte mich müde genug geglaubt, um auf einem solchen Lager schlafen zu können, allein schon nach einer Stunde weckten mich sehr unangenehmes reinigendes Jucken aus meinem ersten Schlummer. Als ich die Ursache davon entdeckt hatte, stund ich auf, denn ich war überzeugt, daß ich besser daran thue, den Rest der Nacht unter freiem Himmel zu verbringen als unter diesem unwirthlichen Dache. Auf den Zehen schlich ich mich bis zur Thüre, stieg über Den Jose's Bette hinweg, der hier den Schlaf des Gerechten schlief, und kam glücklich zum Hause hinaus, ohne ihn aufzuwecken. Neben der Thüre war eine grobe hölzerne Bank angebracht, auf welcher ich mich ausstreckte, und mich anschickte, den Rest der Nacht so gut wie möglich zu verschlafen. Ich wollte eben zum Zweitenmale einschlummern, als es mir schien, als zögen ein Reiter und ein Pferd wenige Schritte vor mir vorüber, ohne daß der Gang des Einen oder des Andern auch nur das mindeste Geräusch verursachte. Ich richtete mich auf und glaubte Antonio zu erkennen. Verwundert, ihn zu solcher Zeit außerhalb des Stalles zu sehen, erhob ich mich, eilte

ihm nach, und wollte ihn zurückhalten. Er aber hatte mich zuerſt geſehen und war ſtehen geblieben.

„Wo iſt er?“ fragte mich Antonio flüſternd.

„In der Venta,“ entgegnete ich, — „er ſchläft, er ſcheint ſich nicht vor Flöhen oder Ungeziefer zu fürchten. — Warum führet Ihr denn das Pferd da hinweg?

Ich bemerkte nämlich jetzt erſt, daß Antonio, ehe er das Pferd aus dem Schuppen hinwegführte, die Füße des Thieres ſorgfältig mit den Fetzen eines alten Teppichs umwickelt hatte.

„Reden Sie doch in's Himmels Namen leiſer!“ flüſterte mir Antonio zu: — „Sie wiſſen nicht, was für ein Gauner dieſer Burſche da iſt. Es iſt Jeſe Navarro, der niederträchtigſte verworfenſte Spitzbube in ganz Andaluſien. Ich habe Sie ja den ganzen Tag und geſtern Abend noch auf jede mögliche Weiſe verwarnt, aber Sie wollten nichts merken!“

„Spitzbube oder nicht, was kümmert das mich?“ gab ich ihm zur Antwort: — „uns hat er noch nicht beſtohlen, und ich möchte drauf wetten, daß er auch gar keine Luſt dazu verſpürt!“

„Meinetwegen!“ verſetzte Antonio, — „aber es ſind zweihundert Dukaten auf ſeinen Kopf geſetzt, welche derjenige erhält, der ihn einliefert. Ich weiß einen Poſten der Lanciers kaum anderthalb Stunden von hier; dorthin will ich jetzt reiten und noch vor Tage ein paar handfeſte Burſchen herführen..... Ich hätte gerne ſein Pferd genommen, aber das Thier iſt ſo wild und böſe, daß ihm Niemand als der Navarro ſelber nahe kommen darf!“

„Hol' Euch der Teufel, Kerl!“ ſagte ich; — „was hat Euch denn der arme Burſche da drinnen zu Leide gethan, daß Ihr ihn verrathen wollt? Und zudem, habt Ihr auch nur eine Gewißheit, daß er wirklich der Spitzbube iſt, den Ihr meint?

„Ich bin meiner Sache ganz ſicher,“ verſetzte Antonio; — „noch vorhin, als er mir in den Stall nachfolgte, ſagte er zu

mir: 'Du ſcheinſt mich zu kennen; wenn Du Deinem Herrn aber ſagſt, wer ich bin, brenne ich Dir Dein Hirn aus.' — Bleiben Sie nur hier, Señor, bleiben Sie nur bei ihm. So lange er Sie in der Nähe weiß, ſchöpft er keinen Verdacht!"

Unter dieſem Zwieſpruch hatten wir uns ſo weit von der Venta entfernt, daß man dort die Hufſchläge des Pferdes nicht mehr hören konnte. Im Nu hatte ihm Antonio die Lumpen abgeriſſen, womit ſeine Füße umwickelt waren, und wollte ſich hinaufſchwingen. Ich verſuchte noch einmal Bitten und Drohungen, um ihn zurückzuhalten, aber vergeblich.

„Ich bin ein armer Teufel, Señor!" gab er mir zur Antwort; — „zweihundert Dukaten ſind gar nicht zu verachten, zumal wenn es gilt, das Land von einem ſolchen Strolche zu ſäubern. Nehmen Sie ſich nur in Acht: wenn der Navarro aufwacht, greift er jedenfalls zunächſt nach ſeinem Gewehr, und dann iſt's um Sie geſchehen. Ich bin jetzt ſchon zu weit gegangen, um wieder umkehren zu können. Wehren Sie ſich jetzt, ſo gut Sie können, Señor!..."

Er ſaß ſchon im Sattel. Ohne meine Entgegnung anzuhören, drückte er dem Pferde beide Sporen ein, und war mir in der Dunkelheit bald aus dem Geſichte verſchwunden.

Auf meinen Führer war ich nicht wenig erbost, für mich ſelbſt aber auch einigermaßen unruhig. Nach kurzem Nachdenken faßte ich jedoch meinen Entſchluß und kehrte in die Venta zurück. Den Jeſe ſchlief noch feſt, und erhielt ſich wahrſcheinlich jetzt von den Strapazen und der Ermüdung mehrerer im Freien oder auf Abenteuern verbrachten Nächte, und ich machte ihn derb ſchmerzlos, ehe er erwachte. Nie werde ich ſeinen wilden Blick und die zitternde Haſt vergeſſen, womit er nach ſeiner Donnerbüchſe griff, welche ich jedoch verſichtigerweiſe zuvor aus dem Bereich ſeines Lagers gebracht hatte.

„Verzeihen Sie, Señor, wenn ich Sie aufzuwecken wagte," hub ich an, — „aber ich habe eine ſeltſame Frage an Sie zu

richten: wäre es Ihnen vielleicht angenehm, wenn in kurzer Zeit ein halbes Dutzend Kanarien hier einträfen?"

Er fuhr plötzlich auf und fragte mit fürchterlicher Stimme: „Wer hat mich Ihnen verrathen, Teufel?"

„Was liegt daran, wober der Rath kommt, wenn er nur gut ist!" gab ich zur Antwort.

„Ihr Führer hat mich verrathen," rief er; — „aber er soll mir's bezahlen, der Schurke?... Wo ist er?"

„Ich weiß nicht...." entgegnete ich. — „im Stalle, vermuthe ich..... allein es hat mir Jemand gesagt...."

„Jemand?" schrie er mit rollenden Augen, — „wer hat es gesagt?.... Die Alte kann es nicht gewesen sein....."

„Nein," sagte ich, — „es war ein Mann, den ich nicht kenne..... Aber ohne viele Umschweife, sagen Sie mir mit kurzen Worten: haben Sie Gründe, die Ankunft der Gefangenen nicht abzuwarten? Haben Sie solche, so verlieren Sie keine Zeit: wenn nicht, so wünsche ich Ihnen gute Nacht, und bedaure sehr, Sie aus dem Schlafe gestört zu haben."

„Ja ja, Ihr Führer ist es, Ihr Führer!" rief Don Jose, ich die Augen treibend; — „ich habe dem Kerl von vorne herein nicht getraut.... Aber Geduld..... ich will ihm schon die Zeche dafür machen..... Leben Sie wohl, mein Herr!.... Gott vergelte Ihnen den Dienst, den Sie mir geleistet haben..... Ich bin nicht ganz so schlimm und verwerflich, als Sie vielleicht glauben — ja es ist in mir noch Etwas, was das Mitleid eines ehrlichen Mannes verdient! — — Leben Sie wohl, mein Herr!.... Ich bedaure nur das Eine, daß ich mich meiner Pflicht der Dankbarkeit gegen Sie nicht entledigen kann!"

„Als Erkenntlichkeit für den Dienst, Don Jose, den ich Ihnen geleistet habe," versetzte ich, — „leisten Sie mir das Versprechen, Niemanden zu beargwöhnen und an Niemanden Rache nehmen zu wollen. Kommen Sie, hier haben Sie noch Cigarren auf den Weg: glückliche Reise!" Ich bot ihm noch

die Hand, er drückte sie mit ohne ein Wort der Erwiderung, nahm seinen Mantelsack und Musketen, flüsterte der Alten noch in einem Nothwälsch, das ich nicht entziffern konnte, etliche Worte zu und eilte nach dem Schoppen; — ein paar Minuten später hörte ich ihn auf das Feld hinaus galoppiren.

Ich streckte mich zwar wieder auf meiner Bank aus, konnte aber keinen Schlaf mehr finden. Ich fragte mich, ob ich wohl Recht gethan habe, einen Räuber, ja vielleicht einen Mörder vom Galgen zu retten, und zwar nur aus dem Grunde, weil ich mit ihm Schinken und ein Reisgericht verzehrt habe. Hatte ich nicht auf diese Weise meinen Führer verrathen, der es mit der gesetzlichen Ordnung hielt? hatte ich ihn nicht gewissermaßen der Rache eines Verbrechers preisgegeben? Allein die Pflichten des Gastrechts, der Gastfreundschaft?..... Bah! Vorurtheil eines Wilden! sagte ich zu mir selbst; — ich werde nun hinfüro alle Verbrechen zu verantworten haben, die dieser Bandit noch begehen wird! — Und dennoch, fragte ich mich hinwiederum, — kann jener Instinkt des Gewissens wohl ein Vorurtheil seyn, welcher sich allen meinen Raisonnements widersetzt, und mich gewissermaßen über meine Handlungsweise beruhigt? In der delikaten Lage, worin ich mich eben befand, hätte ich mich vielleicht doch nicht ohne innere Vorwürfe aus der Schlinge ziehen können. Ich schwankte noch in der größten Ungewißheit hinsichtlich der Rechtmäßigkeit und Sittlichkeit meiner Handlungsweise, als ich im ersten Grauen des Morgens ein halbes Dutzend Reiter mit Antonio beraufprengen sah, der sich pfiffigerweise im hintern Gliede hielt. Ich gieng ihnen entgegen und benachrichtigte sie, daß der Räuber schon seit mehr als zwei Stunden das Weite gesucht habe. Als der Brigadier der Lanzenreiter die Alte verhörte, gestand sie unumwunden zu, daß sie zwar den Navarro kenne, aber bei ihrer einsamen Lebensweise und der öden Lage ihres Hauses es niemals gewagt haben würde, ihren Kopf in Gefahr zu bringen, indem sie ihn verrieth. Indem

pflegte er, nach ihrer Verſicherung, jedesmal um Mitternacht wieder aufzubrechen, wenn er in ihrem Hauſe einkehrte. Was mich anbelangt, ſo mußte ich mich bequemen, ein paar Meilen weit nach einem Flecken zu reiten, einem Alcalden meinen Paß vorzuweiſen, und ein Pretekell zu unterzeichnen, worauf mir wieder geſtattet wurde, meine archäologiſchen Nachforſchungen fortzuſetzen. Antonio hegte einen tiefen Groll gegen mich, weil er argwöhnte, ich ſey es geweſen, der ihn gehindert habe, ſeine zweihundert Dukaten zu verdienen. Doch ſchieden wir als gute Freunde in Cordova, indem ich ihm bei der Ankunft daſelbſt nach Maaßgabe meiner Finanzen ein möglichſt großes Trinkgeld gab.

Ich verbrachte mehrere Tage in Cordova. Man hatte mir in der Bibliothek des Dominikaner-Kloſters ein gewiſſes Manuſcript nachgewieſen, worin ich die intereſſanteſten Mittheilungen über das alte Munda finden ſollte, und die guten Väter hatten mich ſo freundlich aufgenommen, daß ich ſtets den ganzen Tag in ihrem Kloſter verbrachte, den Abend aber gemeinhin zu Spaziergängen in der Stadt verwendete. Um die Zeit des Sonnenuntergangs ſammelt ſich zu Cordova gewöhnlich eine Schaar Müſſiggänger auf dem Kai, das am rechten Ufer des Guadalquivir hinabläuft. Man athmet hier zwar die Ausdünſtungen jener Gerbereien ein, die noch immer den alten Ruhm der Stadt hinſichtlich der Lederbereitung aufrecht erhalten, aber man hat dafür zum Erſatze auch ein Schauſpiel, das dieſe Unbequemlichkeit aufhebt. Einige Minuten vor dem Angelus verſammelt ſich nämlich eine große Anzahl Frauen am Ufer des Fluſſes unterhalb des ſehr hoch gelegenen Kai, und kein Mann dürfte wagen, ſich unter dieſe Schaar zu mengen. Sobald der Angelus geläutet wird, bricht nach der allgemeinen Annahme die Nacht ein. Mit dem letzten Glockenſchlage kleiden ſich alle

dieſe Frauen aus und ſtürzen ſich in's Waſſer, und ein wahrhaft hölliſches Geſchrei, Lachen und Lärmen hebt nun an. Die Männer betrachten ſich von der Höhe des Kai's aus das badende Weibervolk, ſchauen ſich faſt die Augen aus dem Kopfe, und ſehen doch nicht viel. Inzwiſchen ſind doch jene weißen unbeſtimmten Formen, welche ſich von dem dunklen Azur des Flußbettes abzeichnen, geeignet, poetiſche Gemüther zu beſchäftigen, und mit ein Bischen reger Einbildungskraft iſt es nicht ſehr ſchwer, ſich Diana mit ihren Nymphen im Bade vorzuſtellen, ohne daß man Aktäon's Schickſal fürchten müſte. Man hat mir erzählt, daß ein paar lockere Brüder einſtens den Glöckner der Kathedrale beſtochen haben, das Angelus um zwanzig Minuten vor der eigentlich anberaumten Zeit zu läuten. Obwohl es nun noch heller Tag geweſen, ſollen die Nymphen des Guadalquivir gar kein Bedenken getragen, ſeinem vielmehr, — dem Angelus-Glöckchen mehr vertrauend als der Sonne — mit ganz beruhigtem Gewiſſen ihre Badetoilette gemacht haben, welche natürlich unendlich einfach iſt. Ich war nicht dabei, und zu meiner Zeit war der Glöckner der Kathedrale unbeſtechlich, die Abenddämmerung ziemlich trübe und undurchſichtig, und nur das ſchärfſte Katzenauge hätte vielleicht vermocht, die älteſte und häßlicheſte Orangenverkäuferin von der hübſcheſten Griſette von Cordova zu unterſcheiden.

Eines Abends ſtand ich ſchon um die Stunde, wo man nichts mehr ſieht, — an das Geländer des Kai's gelehnt, und rauchte träumeriſch meine Cigarre, als ein Frauenzimmer die Stufen heraufſtieg, welche nach dem Fluſſe hinunterführen, und ſich in meiner nächſten Nähe auf die Steinbänke ſetzte. Sie trug ein großes Bouquet blühenden Jasmins in den Haaren, deſſen große Blüthenkelche am Abend einen berauſchenden Wohlgeruch aushauchen; — ihre Kleidung war einfach, ja vielleicht ärmlich und von ſchwarzer Farbe, wie die meiſten Griſetten ſich

Abends tragen. Frauen von Stande tragen sich Morgens schwarz und in der Landestracht. — Abends kleiden sie sich à la francesa. Als sie neben mir Platz genommen hatte, ließ meine unbekannte Badende ihre dunkle Mantille, womit sie sich den Kopf bedeckt hatte, auf die Schultern herabfallen, und ich gewahrte nun, bei dem zweideutigen Zwielichte, das das gestirnte Firmament über mir zuließ, daß sie klein, von dunkler Hautfarbe, jung, wohlgebildet und hübsch war, und namentlich schöne große Augen hatte. Augenblicklich warf ich meine Cigarre weg. Sie wußte diese Aufmerksamkeit, welche nach französischer Galanterie schmeckte, vollkommen zu würdigen, und beeilte sich daher, mir zu gestehen, daß sie nicht nur den Geruch des Tabacks sehr liebe, sondern selbst auch rauche, wenn sie recht leichte Papellitos [1]) bekommen könne. Glücklicherweise hatte ich noch einige solche in meinem Etui, und bot ihr sogleich eine davon an. Sie nahm sie nach wenigem Zögern und zündete sie an einer brennenden Lunte an, die uns ein Kind um einige Pfennige Trinkgeld anbot. So plauderten und rauchten wir mit einander eine Weile, denn die hübsche Badende und ich waren fast noch die einzigen Spaziergänger auf dem Kai. Am Ende glaubte ich keine Zudringlichkeit zu begehen, wenn ich sie einlud, sich von mir in der nächsten Neveria [2]) mit Gefrornem traktiren zu lassen. Nach einigem bescheidenen Zögern nahm sie es an, wünschte jedoch — ehe sie sich hiefür entschied — zu wissen, wie viel Uhr es sey. Ich ließ meine Uhr repetiren, und dieses Schlagwerk schien sie sehr in Erstaunen zu versetzen. —

„Was man doch für seltsame Erfindungen bei Euch macht,

1) Papiercigarren, zum Unterschiede von Puros, gesponnenen Cigarren, welche kostbarer oder vielmehr in Spanien weniger gewöhnlich sind.

2) Ein Caffeehaus mit einer Eisgrube oder einem Schneekeller, wo besonders kühlende Getränke zu haben sind; fast jedes Dorf in Spanien hat eine derartige Neveria.

Ihr Herren Ausländer?!" sagte sie: — „aus welchem Lande sind Sie, Señor? Vermuthlich ein Engländer?" [1])

„Nein, ein Franzose und Ihr gehorsamer Diener," gab ich zur Antwort; — „und Sie, mein hübsches Fräulein oder Frau, sind wohl aus Cordova?"

„Nein."

„Aber doch wenigstens eine Andalusierin?" wandte ich ein; „mir däucht, ich erkenne Sie als solche an Ihrer wohllautenden sanften Aussprache."

„Ei," rief sie lächelnd, „wenn Sie die Leute schon an der Sprache kennen, so müssen Sie wohl errathen, wer ich bin!"

„Gewiß sind Sie aus dem Lande des guten Jesus, nur zwei Schritte vom Paradiese entfernt?" (Ich hatte diese Metapher, unter welcher man Andalusien bezeichnet, von einem wohlbekannten Picador, Francisco Sevilla, meinem Freunde gelernt!)

„Bah! was Paradies!" sagte sie verächtlich; — „die Leute hier zu Lande sagen, es sey nicht für uns geschaffen . . ."

„Aha, Sie sind also eine Moreske, oder . . ." Ich wagte nicht auszureden, denn das Wort Jüdin lag mir auf der Zunge.

„Bah! gehen Sie! Sie sehen wohl, daß ich eine Zigeunerin bin! soll ich Ihnen vielleicht la baji sagen (wahrsagen)? Haben Sie noch nie von Carmencita sprechen hören? . . . das bin ich!"

Ich war damals — also vor fünfzehn Jahren — noch ein solcher Ungläubiger, daß ich nicht vor Abscheu zurückbebte, als ich mich so Arm in Arm mit einer Hexe sah. — 'Schön!' dachte ich vielmehr, 'vergangene Woche habe ich mit einem Straßenräuber zu Nacht gespeist, — heute will ich mit einer Genossin

1) Jeder Reisende, der in Spanien nicht Musterkarten von Perkal oder Seidenstoffen mit sich führt, gilt für einen Senor Inglesito, für einen reichen Engländer. Im Oriente ist das Gleiche der Fall; in Chalcis ward ich im Vorzimmer eines Gastfreundes angemeldet als Milordos Phrantzezos.

oder Gevatterin des Teufels Gefrorenes eſſen. Auf der Reiſe muß man Alles ſehen. Außerdem hatte ich noch einen andern Grund, ihre Bekanntſchaft zu ſuchen. Als ich das Geleg verließ, hatte ich — zu meiner Schande muß ich es geſtehen — einige Zeit damit verloren, die geheimen Künſte und Wiſſenſchaften zu ſtudiren, und einige Mal ſogar den Geiſt des Abgrundes zu beſchwören verſucht. Zwar war ich im Lauf der Zeit von dem Hang zu derartigen Nachforſchungen ganz zurückgekommen, allein nichtsdeſtoweniger war mir noch immer eine gewiſſe Vorliebe oder ein Reiz der Neugierde für alle Arten von Aberglauben eigen, und ich fühlte mich einigermaßen beunruhigt und geſpannt, zu erfahren, wie weit die Künſte der Magie bei den Zigeunern getrieben ſeyen.

Unter anſprechendem Geplauder waren wir in die Neveria getreten und hatten an einem Tiſchchen Platz genommen, worauf eine von einer Glasglocke umgebene Kerze brannte. Hier hatte ich nun Muße genug, meine Zigeunerin mir näher zu betrachten, während etliche Leute, welche hier Gefrorenes freſſten, Mund und Augen aufriſſen, als ſie mich in ſolcher Geſellſchaft hier erblickten.

Ich war ſehr im Zweifel, ob Carmen auch reinen Urſprungs ſeye, denn ihre Hautfarbe war viel heller und ſie ſelbſt weit hübſcher als die der meiſten Weiber ihres Stammes, die ich je getroffen hatte. Die Spanier ſagen, eine Frau müſſe, um für ſchön zu gelten, dreißig ai aufweiſen, d. h. man müſſe ihre Schönheit mittelſt zehn Adjektiven beſchreiben können, deren jedes auf drei verſchiedene Theile ihres Körpers paſſe. So muß ſie z. B. das Prädikat ſchwarz dreimal aufweiſen: an den Augen, den Wimpern und den Augbraunen; ſie muß dreierlei feine Dinge haben: die Finger, die Lippen, die Haare ꝛc. Die andern Eigenſchaften kann man, wenn man ſich dafür intereſſirt, in Brantôme nachleſen. Meine Zigeunerin konnte nicht auf ſo viele Vollkommenheiten Anſpruch machen; ihre Haut, obwohl

vollkommen fein und glatt, näherte ſich der Kupferfarbe der Indianer. Ihre Augen waren etwas ſchief, aber doch wunderſchön geſpalten; ihre Lippen waren ein wenig voll, allein ſehr ſchön gezeichnet und ließen Zähne ſehen, deren Weiß friſch geſchälte Mandeln beſchämen konnten. Ihr Haar mochte etwas gröber ſeyn, als das der Andaluſierinnen von Stande, allein ſein tiefdunkles Schwarz mit dem bläulichen Reflex des Rabengefieders war tadellos; die Flechten ſelbſt lang und glänzend. Um nicht durch eine allzu ausführlichere Schilderung die Leſerin zu ermüden, will ich nur ſchlechthin ſagen: ſie verband im Allgemeinen mit jedem Makel ihrer Schönheit wieder Eigenſchaften, die ſich durch den ſtattfindenden Contraſt nur günſtig für ſie herausſtellten. Ihre Schönheit war eine ungewöhnliche, wilde; ihr Geſicht eines von jenen, die Einem zuerſt auffallend dünken, aber unvergeßlich im Gedächtniſſe haften. Beſonders ihr Auge hatte einen Ausdruck, dem ich noch in keinem menſchlichen Blicke begegnet war: es war wollüſtig, begehrlich, ſinnlich-glühend, und doch zugleich wild und ſcheu. „Zigeunerauge, Wolfsauge,“ ſagt ein ſpaniſches Sprüchwort, das von tiefer Beobachtungsgabe zeugt. Wem keine Menagerie zu Gebote ſteht, um ein Wolfsauge beobachten und dieſen Vergleich verſtehen zu können, der betrachte ſich einmal das Auge ſeiner Katze, wenn ſie einem Vogel auflauert.

Jedermann begreift, daß es lächerlich geweſen wäre, hätte ich mir in dem Kaffeehauſe hier wahrſagen laſſen wollen. Deßhalb bat ich auch die kleine hübſche Hexe um Erlaubniß, ſie nach ihrer Wohnung begleiten zu dürfen; ſie willigte ohne viele Umſtände ein, wollte aber wiederum genau die Zeit wiſſen, und bat mich, meine Uhr noch einmal repetiren zu laſſen.

„Ach, iſt dieſe Uhr auch wirklich von Gold?“ fragte ſie, und betrachtete ſie mit ganz beſonderem Intereſſe.

Als wir uns wieder auf den Weg machten, um nach Carmen's Wohnung zu gehen, war es ſchon tiefdunkle Nacht, die

meiſten Buden und Kaufläden waren jetzt geſchloſſen und die Straßen beinahe öde. Wir paſſirten die Brücke über den Guadalquivir, und blieben endlich weit draußen am Ende der Vorſtadt vor einem Hauſe ſtehen, das nichts weniger als das Ausſehen eines Palaſtes hatte. Auf Carmen's Pochen öffnete uns ein Kind. Die Zigeunerin flüſterte ihm ein paar Worte in einem Kauderwälſch zu, das ich nicht verſtand, ſeither aber für die Chipe calli oder das Rommani, den Dialekt der Zigeuner und zugleich die Spitzbubenſprache kennen gelernt habe. Alsbald entfernte ſich das Kind, und ließ uns in einem ziemlich großen Gemach, deſſen ganzes Mobiliar in einem kleinen Tiſche, zwei Schemeln und einem Koffer beſtund. Das Gerathe war kaum reichlicher: es beſchränkte ſich auf einen großen ſteinernen Waſſerkrug, einen Scheffel voll Zwiebeln und einen Korb mit Orangen.

Sobald wir allein waren, zog die Zigeunerin aus ihrer Kiſte ein Spiel Wahrſagerkarten, das ſchon lange gedient haben mochte, einen Magnet, ein getrocknetes Chamäleon und einige andere Gegenſtände, die ſie für ihre Kunſt nöthig hatte. Hierauf hieß ſie mich in der linken Hand ein Kreuz von Geldſtücken zurecht legen, und die magiſchen Ceremonien begannen. Was ſie mir prophezeihte und über meine eigenen Verhältniſſe ſagte, gehört nicht hieher; — nur ſo viel ſey hier geſagt, daß aus der Art und Weiſe, wie ſie es angriff, deutlich genug hervorgieng, daß ſie ihre Sache meiſterhaft verſtand.

Unglücklicherweiſe wurden wir bald geſtört. Die Thüre ward plötzlich heftig aufgeriſſen, und ein Burſche, der bis unter die Augen in einem braunen Mantel ſteckte, trat in's Gemach und ſchalt die Zigeunerin auf eine nichts weniger als galante Weiſe aus. Was er eigentlich ſagte, verſtand ich nicht, da er ſich der verwünſchten Zigeunerſprache bediente, allein aus dem Ton ſeiner Stimme merkte ich, daß er nichts weniger als roſig gelaunt war. Die Zigeunerin legte bei ſeinem Anblick weder Erſtaunen noch Unwillen, weder Furcht noch Schrecken an den

Tag, ſondern ſprang ihm entgegen, und richtete mit merkwürdiger Zungenfertigkeit an ihn einige Reden in derſelben Spitzbubenſprache. Das Einzige, was ich von ihrem Zwiefprach verſtand, war das Wort Payllo, welches mehrmals wiederholt wurde, und wodurch, wie ich wußte, die Zigeuner die ihrem Stamme fremden Leute bezeichnen. Daraus vermuthete ich, daß von mir die Rede ſey, und verſah mich eines Wortwechſels mit dem Burſchen, von deſſen feinen Manieren ich wenig erwartete; — ja ich legte ſchon Hand an den Fuß des einen Schemels, und gieng mit mir ſelbſt zu Rathe, um den günſtigen Augenblick zu erhaſchen, wo ich ihn mit Vortheil dem Eindringling an den Kopf werfen konnte. Da ſtieß dieſer plötzlich die Zigeunerin barſch bei Seite und gieng mir zu Leibe; als er mir jedoch in's Geſicht blickte, prallte er zurück.

„Ah, Sie ſind es, Señor?“ ſagte er überraſcht.

Ich ſchaute ihm nun gleichfalls in's Geſicht, und erkannte meinen Freund Don Joſe. In dieſem Augenblick that es mir wahrlich einigermaßen leid, daß ich ihn nicht hatte hängen laſſen.

„Ah, Sie ſind es, mein tapferer Kamerad?“ rief ich lachend, und gab mir Mühe, meinen Aerger einigermaßen zu verhehlen; — „Sie haben die Señerita gerade in dem Augenblicke unterbrochen, wo ſie mir die allerintereſſanteſten Dinge prophezeihen ſollte!“

„Immer noch die Alte!“ rief er; — „das muß endlich aufhören!“ — Er warf ihr einen wilden drohenden Blick zu.

Die Zigeunerin redete ihm nichtsdeſtoweniger noch immer in ihrer Sprache zu; ſie ward allmählig heftiger, dringender. Ihr Auge unterlief mit Blut, ihre Züge verzerrten ſich, ſie ſtampfte mit dem Fuße. Mir war, als wolle ſie ihn zu Etwas bewegen, zu irgend einer That, einem Unternehmen, wogegen er Bedenken trug oder wozu ihm der Muth fehlte. Auf was es abzielte, begriff ich nur zu gut, denn die lebhafte Geberde, mit welcher

ſie die flache Hand mehrmals unter ihrem Kinne hin- und herbewegte, ließ mir wenig Zweifel übrig, daß es ſich hier um nichts weniger handle, als um das Abſchneiden einer Kehle, und meine Vermuthung mochte nicht ganz ohne Grund ſeyn, daß dieſe dem Abſchneiden geweihte Gurgel die meinige ſey. Ich konnte meiner Treu ein gewiſſes Fröſteln nicht überwinden.

Auf dieſe ſtrömende Beredtſamkeit erwiderte Don Joſe nur durch einige barſche Worte, worauf ihm die Zigeunerin einen Blick voll tiefſter unſaglicher Verachtung zuwarf. Alsdann wandte ſie ihm den Rücken, ſetzte ſich mit unterſchlagenen Beinen in eine Ecke des Gemachs, und nahm eine Orange, die ſie ſchälte und verzehrte.

Don Joſe nahm mich nach einem kurzen Sinnen am Arme, ſtieß die Thüre auf und führte mich auf die Straße hinaus. Wir giengen ungefähr zweihundert Schritte ſtillſchweigend neben einander her, dann blieb Don Joſe ſtehen, deutete mit der Hand in die Nacht hinaus und ſagte mürriſch:

„Gehen Sie jetzt immer gerade aus, ſo können Sie die Brücke nicht verfehlen!“

Mit dieſen Worten wandte er mir den Rücken und entfernte ſich raſch. Ziemlich verſtimmt, einſylbig und ärgerlich kehrte ich in mein Gaſthaus zurück, und meine Verſtimmung ſtieg noch, als ich bei'm Auskleiden bemerkte, daß mir meine Uhr fehlte.

Am andern Tage hielten mich verſchiedene Gründe und Rückſichten ab, das verlorene, mir beſonders werthvolle Kleinod von der Zigeunerin zu reclamiren oder den Corregidor zum Einſchreiten und zur Beitreibung deſſelben aufzufordern. Ich beendigte meine literariſchen Arbeiten an dem Manuſcript der Kloſterbibliothek, ſagte den freundlichen Dominikanern Lebewohl und reiste nach Sevilla ab. Nach mehrfachen Kreuz- und Querzügen durch Andaluſien, welche mich mehrere Monate lang beſchäftigten, wollte ich nach Madrid zurückkehren, und mußte zu

diesem Zwecke über Cordova reisen. Ich hegte gar nicht die Absicht, mich hier lange aufzuhalten, denn ich hatte einen Haß auf diese schöne Stadt und besonders auf die hübschen badenden Nymphen des Guadalquivir geworfen. Allein ich mußte doch einige meiner Freunde dort besuchen, etlicher Aufträge mich entledigen, und diese Geschäfte konnten mich immerhin drei bis vier Tage in der alten Hauptstadt der muselmännischen Fürsten festhalten.

Kaum ließ ich mich im Dominikanerkloster wieder sehen, so empfing mich einer der Patres, der stets ein äußerst reges Interesse an meinen Nachforschungen über die wahre Lage des Munda der Alten gezeigt hatte, mit offenen Armen und rief:

„Ach Gottlob, daß wir Sie wieder haben! Seyen Sie mir tausendmal willkommen, theuerster Freund! Wir Alle hielten Sie längst für todt, und ich selber, der ich jetzt mit Ihnen rede, habe wer weiß wie viele Ave und Pater noster — die ich nun aber nicht bereue, — für das Heil Ihrer armen Seele gebetet. So sind Sie also doch nicht gemeuchelt worden, denn daß Sie bestohlen worden sind, wissen wir gewiß."

„Wie so?" fragte ich ziemlich verwundert.

„Je nun," versetzte er, — „wir kannten ja die schöne goldene Repetiruhr, die Sie uns etliche Male in der Bibliothek schlagen ließen, wenn wir Sie fragten, ob es schon Zeit sey in den Chor zu gehen! . . . Denken Sie sich, die Uhr hat sich wieder gefunden, — man wird Sie Ihnen zurückgeben!" . . .

„Ich hatte sie, glaube ich, verloren . . ." versetzte ich in ziemlicher Verlegenheit.

„Der Spitzbube, dem man sie abgenommen hat, sitzt in Ketten," fuhr der redselige Pater fort, — „und da man den Burschen für einen Kerl kennt, der im Stande wäre, um eine Peseta [1]) einen guten Christen zu erschießen oder zu erdolchen,

1) Kleine Silbermünze, zwei Realen an Werth, — ein Viertelthaler.

ſo waren wir nicht wenig bange, der Schuft möchte auch Sie auf die Seite geſchafft haben ... Nun aber, lieber Freund, laſſen Sie ſich nur noch einmal beikommen, zu behaupten, daß die Juſtiz hier zu Lande ihr Handwerk nicht verſtehe!" fügte er lächelnd hinzu.

„Ich muß geſtehen," gab ich zur Antwort, — „ich möchte lieber meine Uhr verloren haben, als mich genöthigt ſehen, vor Gericht gegen einen armen Teufel zu zeugen, dem der Strang droht, weil ... namentlich weil er ..."

„Bah! fürchten Sie nichts für ihn!" erwiderte mir der Pater; — „der Burſche hat genug auf dem Kerbholze und triftige Empfehlungen; man kann ihn ja am Ende doch nur einmal hängen. Wenn ich ſage hängen, ſo bin ich wahrſcheinlich im Irrthum. Ihr Räuber iſt ein Hidalgo, und wird wohl übermorgen ohne Aufſchub und Erbarmen erdroſſelt [1]) werden. Sie wiſſen ja ſelbſt, daß in einem ſolchen Falle auf einen Raub oder Diebſtahl auf oder ab wenig ankommt! Wollte Gott, er hätte nur geraubt oder geſtohlen! allein er hat mehrere Mordthaten auf dem Gewiſſen, von denen immer eine gräßlicher und empörender iſt, als die andere!"

„Wie heißt denn dieſer Verbrecher?" fragte ich maſchinenmäßig den Pater.

„Man kennt ihn hier zu Lande nur unter dem Namen Don Joſe Navarro," gab mir der Pater zur Antwort; — „er hat aber noch einen andern baskiſchen Namen, den wir Alle beide nicht auszuſprechen im Stande wären. Glauben Sie mir, es iſt der Mühe werth, den Kerl zu ſehen, und Sie, der Sie unſer Vaterland in allen ſeinen Eigenthümlichkeiten kennen lernen wollen, ſollten dieſe Gelegenheit nicht verſäumen, einen ſpaniſchen Straßenräuber und die Art und Weiſe kennen zu lernen, wie

1) Im Jahr 1830 genoß der Adel noch dieſes Vorrecht der gemeinen Henkerzunge, aber unter der konſtitutionellen Regierung iſt die Erdroſſelungsmaſchine das geſetzliche Hinrichtungswerkzeug für alle Verbrecher insgemein.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

man einen solchen aus der Welt schaft. Er ist dermalen in der Kapelle, wo er sich auf sein Ende vorbereitet, und der Pater Martinez soll Sie hernach zu ihm führen!"

Mein Dominicaner drang so sehr in mich, um mich zu bewegen, die Zurüstungen zu dieser kleinen hübschen Hinrichtung (wie er sie nannte) mitanzusehen, daß ich mich seiner nicht erwehren konnte. Ich besuchte den Gefangenen, nahm aber ein Packet Cigarren mit, die, wie ich hoffte, meine Neugier weniger beleidigend oder auffallend erscheinen lassen sollten.

Man führte mich zu Don Jose hinein, als er eben bei einer Art Henkersmahlzeit saß, welche ihm mitleidige Seelen aus der Stadt zugesandt hatten. Er begrüßte mich mit einem ziemlich kühlen Kopfnicken, bedankte sich aber höflich für das Geschenk, welches ich ihm brachte. Erst zählte er die in dem Packet enthaltenen Cigarren ab, die ich ihm angeboten hatte, nahm alsdann eine Anzahl davon heraus und stellte mir den Rest wieder zu; er brauche nicht mehr, sagte er, er habe seinen ganzen Bedarf genommen.

Nun fragte ich ihn, ob ich vielleicht nicht im Stande seye, durch einige Geldspenden oder die Fürsprache meiner Freunde irgend eine Milderung des ihm bevorstehenden Schicksals zu bewirken. Erst zuckte er wehmüthig die Achseln; dann aber schien er sich doch eines Andern besonnen zu haben, und bat mich, eine Messe für das Heil seiner Seele lesen zu lassen. — „Würden Sie wohl," fügte er alsdann noch schüchtern hinzu. — „würden Sie wohl auch die Güte haben, mich eine andere Messe für eine Personen lesen zu lassen, welche Sie einst beleidigt hat?"

„Recht gerne, mein Lieber," versetzte ich; — „doch wüßte ich in der That hier Niemanden namhaft zu machen, der mich beleidigt hätte!"

Er ergriff meine Hand und drückte sie mit einer ernsten Miene. — Nach einer kleinen Pause hub er von Neuem an: „Dürfte ich Sie vielleicht noch um eine Gefälligkeit bitten?...

Sie dürften vielleicht auf Ihrem Rückwege in Ihr Vaterland durch Navarra reiſen; — vielleicht werden Sie ſogar Vitteria berühren, das nicht weit vom Wege abliegt?"

„O ja," gab ich zur Antwort, — „Vitteria werde ich ganz gewiß beſuchen; außerdem iſt es nicht unmöglich und unwahrſcheinlich, daß ich auch noch einen Umweg mache, um Pampeluna zu ſehen, und Ihnen zu Liebe würde ich auch ohnedieß gerne dieſe kleine Ausbiegung von meiner Reiſeroute machen.

„Schön!" ſagte er, — „wenn Sie Pampeluna beſuchen, werden Sie dort eine Menge Dinge ſehen, welche Sie intereſſiren müſſen . . . Es iſt eine recht hübſche Stadt . . . Ich will Ihnen dieſe Denkmünze mitgeben (er deutete auf eine kleine ſilberne Medaille, die er an einem Bande um den Hals trug), Sie dürfen ſie nur in Papier einwickeln" . . . — hier hielt er unwillkürlich einen Augenblick inne, um ſeiner Rührung Herr zu werden . . . — „und Sie werden ſie alsdann einem gewiſſen Frauenzimmer zuſtellen oder zuſtellen laſſen, deſſen Adreſſe ich Ihnen mitgeben werde. — Sagen Sie ihr . . . daß ich geſtorben ſey, — aber . . . verhehlen Sie ihr die Art meines Todes!"

Ich verſprach, dieſen Auftrag pünktlich zu vollführen. Am andern Tage beſuchte ich ihn und brachte einen Theil des Tages bei ihm zu, um ihn zu zerſtreuen. So erfuhr ich aus ſeinem eigenen Munde die traurigen Erlebniſſe und Abenteuer, welche ich nachſtehend womöglich mit ſeinen eigenen Worten wiedergeben will.

„Ich bin," — hub er an, — „zu Elizondo im Baſtanthale geboren. Mein Name iſt Don Joſe Lizarrabengoa, und Sie, mein Herr, ſind mit Spanien hinlänglich bekannt, um nicht ſchon aus meinem Namen zu ſchließen, daß ich ein Baske und alter Chriſt bin. Wenn ich mir das Prädikat Don beilege, ſo geſchieht es nur, weil ich gerechte Anſprüche darauf habe; — ja, wären wir daheim in Elizondo, ſo würde ich Ihnen meinen

Stammbaum auf Pergament nachweisen. Meine Familie hatte mich für die Kirche bestimmt, und ließ mich studiren, aber ich hatte wenig Nutzen davon. Ich liebte das Ballspiel zu sehr, und dieß stürzte mich in's Verderben. Wenn wir Navarresen im Ballspiel begriffen sind, vergessen wir alles Andere. Eines Tages gewann ich im Spiele, und ein Bursche von Alava, der verloren hatte, fieng Händel mit mir an; wir griffen zu unsern Maquilas [1]) und ich trug abermals den Sieg davon; allein ich sah mich nun auch gezwungen, die Heimath zu meiden. Unterwegs stieß ich auf Dragoner, und ließ mich im Cavalerie-Regiment Almanza anwerben. Wir Leute aus den Bergen haben Alle eine Freude am Kriegswesen und erlernen es bald. So arbeitete ich mich binnen Kurzem zum Brigadier hinauf, und hatte alle Aussicht, Wachtmeister zu werden, als man mich unglücklicher Weise mit meiner Schwadron zur Wachmannschaft in der großen Tabacksmanufaktur in Sevilla steckte. Wenn Sie in Sevilla gewesen sind, müssen Sie ja jenes mächtige Gebäude außerhalb der Wälle, fast hart am Ufer des Guadalquivir, gesehen haben. Mir ist das Thor mit dem Wachthause noch immer lebhaft gegenwärtig. Wenn die Spanier auf der Wacht sind, wissen sie nichts zu thun, als Karten zu spielen oder zu schlafen, ich aber, als ein freier Navarrese, suchte mich immer auf irgend eine Weise zu beschäftigen. Eines Tages sitze ich auch da, und mache aus Messingdraht ein Kettchen für meine Raumnadel. Auf einmal rufen die Kameraden: Aha, die Glocke schlagt eben; nun kommen die Weiber und gehen an ihre Arbeit! — Sie wissen ja, Señor, daß wohl drei- bis vierhundert Weibsleute in der Fabrik beschäftigt sind. Sie sind dort Alle in einem mächtigen Saal beisammen, und spinnen Cigarren, und kein Mann darf in den Saal hinein ohne einen besondern Erlaubnißschein

1) Maquilas heißen die schweren eisenbeschlagenen Stöcke der Basken, eine gefährliche Waffe.

vom Rath der Vierundzwanzig[1]), weil die Weibsleute und zumal die jüngeren, es ſich bequem machen, wenn ſie bei warmem Wetter arbeiten müſſen. Nach Mittag, wenn die Arbeiterinnen wieder an ihr Geſchäft gehen, ſind gewöhnlich alle möglichen jungen Männer da, um ſie vorübergehen zu ſehen, und Scherzreden und Schmeicheleien mit den Blitzmädeln auszutauſchen. Es ſind meiner Treu Wenige unter dieſem Weibervolke, die eine Taffetmantille anſchlagen, und die jungen Herrchen, welche dieſe Sprife lieben und den verlockenden Köder aushängen können, brauchen ſich hier die Backfiſchchen nur auszuleſen. Während die andern Soldaten nach dem Weibervolk ſchauten, blieb ich ruhig auf meiner Bank bei der Thüre ſitzen. Ich war damals noch jung und dachte nur an meine Heimath; ich hatte das Heimweh fürchterlich, und glaubte nicht, daß es noch hübſche Mädchen geben könne ohne blaue Röcke und lange Flechten, die bis über den Rücken herunterliefen[2]). Obendrein flößten mir die Andaluſierinnen einen unheimlichen Schrecken ein: ich war noch nicht an ihre Manieren gewöhnt: das lacht und girrt, das kichert und ſpottet immer, — niemals hört man ein vernünftiges Wort von ihnen! — „Ich hatte meine Augen und Kopf über meiner Kette und kümmerte mich um nichts, als die Burſchen neben mir riefen: „Schaut, da kommt die Gitanilla (die kleine hübſche Zigeunerin)! „Ich ſchlug die Augen auf und ſah ſie an . . . es war an einem Freitage, . . . ich vergeſſe es in meinem Leben nicht wieder. Da erblickte ich nun jene Carmen, welche Sie ja kennen, und bei welcher ich Sie vor ein paar Monaten getroffen habe . . .

Sie trug einen ſehr kurzen Rock, der ihre weißſeidenen Strümpfe mit mehr als Einem Loch und ihre kleinen niedlichen

1) Eine mit der Ortspolizei und Municipal-Verwaltung beauftragte Behörde in Sevilla.

2) Die maleriſche Tracht der Landmädchen in Navarra und den baskiſchen Provinzen.

Schuhe von rothem Maroquin sehen ließ, welche sie mit feuerfarbenen Bändern umgeknüpft hatte. Ihre schwarze Mantilla hatte sie ein wenig zurückgeschlagen, um ihren Nacken und einen großen Strauß von Akazienblüthen zu zeigen, der ihr am Busen im Hemde steckte. Auch im Mundwinkel trug sie eine Akazienblüthe, und kam heran, in den Hüften sich schaukelnd und tänzelnd wie ein Füllen in den Gestüten von Cordova. Würde man bei mir zu Hause ein Weibsbild in einem solchen Aufzuge gesehen haben, man hätte sich bekreuzt und wäre davon gelaufen. Aber in Sevilla liefen alle Männer herzu und sagten ihr irgend etwas Angenehmes oder Neckisches über ihren Wuchs und ihren Aufzug; sie hatte für Jeden eine Antwort parat, ließ rechts und links die Augen umherlaufen, stemmte die Faust in die Hüften und schritt trotzig daher, so frech wie eine Mücke oder eine ächte Zigeunerin. Von Anfang gefiel sie mir gar nicht, und ich bückte mich wieder über meine Arbeit; aber wie es die Weiber und die Katzen im Brauch haben, nicht herbeizukommen, wenn man sie ruft, und heranzukommen, wenn man nichts von ihnen will, so blieb sie gerade vor mir stehen und redete mich zuerst an. — „He da, Gevatter!“ hub sie nach andalusischem Brauche an, — „willst Du mir Dein Kettchen schenken, daß ich die Schlüssel zu meiner Kiste daran hängen kann?“

„Nein,“ sagte ich, — „ich brauche es, um meine Raumnadel dran zu hängen!“

„Deine Raumnadel?“ rief sie lachend: — „ei seht doch, der Bursche da macht Spitzen, daß er eine Raumnadel braucht!“

Die Leute, welche um uns herum standen, brachen in ein Gelächter aus, und mir stieg das Blut in die Wangen, daß ich vor Verlegenheit und Beschämung gar keine Antwort darauf zu finden wußte!

„Ei, mein Seelchen!“ rief sie lustig, — „mache mir einmal sieben Ellen schwarze Spitzen an meine Mantilla, mein Herzensnadler!“ Dabei nahm sie die Akazienblüthe, welche sie

im Munde getragen, von den Lippen und ſchnellte ſie mir mit einem Ruck des Daumens in's Geſicht, juſt zwiſchen die Augen. — Glauben Sie mir, Señor, das traf mich gerade wie eine Kanonenkugel . . . Ich wußte gar nicht, wohin ich mich verkriechen ſollte, und ſaß da ſo ſtarr und ſteif wie ein Stück Brett. Als ſie zum Thore der Fabrik hineingegangen war, ſah ich, daß die Akazienblüthe zwiſchen meinen Füßen am Boden lag; ich weiß nicht, was mich ankam, allein ich hob ſie auf, ohne daß meine Kameraden es merkten, und ſchob ſie ſorgſam in meine Jacke! — Es war mein erſter dummer Streich.

Zwei oder drei Stunden ſpäter — es iſt mir noch wie heute — kommt ein Aufſeher mit ganz verſtörtem Geſicht und keuchend zur Wachtſtube hereingeſprungen. Er erzählte, in dem großen Saale, wo die Cigarren gewickelt werden, ſey ein Weib umgebracht worden, und man müſſe ſogleich die Wache hinſenden. Der Wachtmeiſter, welcher den Poſten kommandirte, heißt mich zwei Mann nehmen und hineingehen. Ich laſſe meine Leute antreten und führe ſie hinüber. Denken Sie ſich, Señor, wie ich in den Saal trete, ſehe ich ihrer dreihundert Weibsleute, faſt Alle in Hemden oder mit nicht viel mehr auf dem Leibe: dieſe kreiſchen und brüllen und wehklagen Alle durcheinander, und machen einen ſolchen Teufelslärm, daß man den lieben Gott ſelber nicht hätte donnern hören können. Mitten im Saale liegt ein Weibsbild auf dem Rücken, ſtreckt alle Viere in die Luft, das Geſicht voll Blut, und mit einem Kreuzſchnitt quer durch daſſelbe wie ein X, das man ihr mit derben Meſſerſtichen hineingekratzt hatte, und heult wie ein Schloßhund. Und hart vor der Verwundeten, um welche ſich die Gutmüthigſten aus der Bande drängten, gewahre ich Carmen, die von fünf oder ſechs andern Weibern gehalten wird. Die Verwundete ſchrie überlaut: „Einen Beichtvater! ich will beichten! ich bin todt!“ — Carmen ſagte kein Wörtchen: ſie biß die Zähne über einander und ließ die Augen herumrollen wie ein Chamäleon. — „Was

hat es hier gegeben?" frage ich, hatte aber große Mühe, Alles gehörig herauszubringen, denn die Arbeiterinnen schrieen Alle auf einmal durcheinander. So viel ich erfahren konnte, hatte das verwundete Weibsbild sich gerühmt, sie habe so viel Geld in der Tasche, um auf dem Markte von Triana einen Esel kaufen zu können! — „Nur gemach," sagte Carmen, die ein Mäulchen hatte wie ein Schwert, „Du hast nicht einmal Geld genug, um einen Besen kaufen zu können!" — Die Andere fühlte sich von der Spottrede getroffen, vielleicht weil sie fühlte, daß Carmen Recht hatte, gab ihr zur Antwort, sie verstehe sich nicht auf die Besen, weil sie nicht die Ehre habe, eine Zigeunerin oder sonst irgend ein Satanskind zu seyn, und meinte, Señora Carmencita werde wohl bald nähere Bekanntschaft mit ihrem Esel machen, wenn sie der Herr Corregidor mit zwei Lakaien dahinter durch die Stadt spazieren führen werde, und zwar rittlings und hinter sich mit dem Schwanze des Esels in der Hand, um ihr hernach durch den Stanpenschlag die Mücken zu vertreiben. — „Warte, Du Hexe!" rief Carmen, — „ich will Dir Saufrößchen für die Mücken auf die Wangen malen! ich will ein Dambrett aus Deiner Fratze machen!" Und hisch, husch! fährt sie ihr bei diesen Worten mit dem Messer, womit sie Cigarrenspitzen abschnitt, zweimal durch's Gesicht, daß die Schnitte ein regelmäßiges Andreaskreuz bildeten.

Das Verbrechen lag klar am Tage. Ich nahm Carmen am Arme und sagte, so höflich wie möglich: „Komm', Schwesterchen, Du mußt mir folgen!" — Sie warf mir einen zornigen Blick zu, als ob sie mich wiedererkenne; damit rief sie entschlossen: „Laß uns gehen! Wo ist meine Mantilla?" Sie warf sie über den Kopf, daß nur Eines ihrer schwarzen Schelmenaugen herausschaute, und lief gelassen wie ein Lämmchen zwischen meinen beiden Soldaten her. Wie wir auf die Wache kamen, meinte der Wachtmeister, der Fall sey bedenklich, und hieß mich das Weibsbild nach dem Gefängniß bringen. Warum mußte er auch

gerade mich wählen, um ſie dorthin zu führen. Ich hieß ſie alſo auf's Neue zwiſchen meinen beiden Soldaten einhermarſchiren, und gieng ſelber hinterdrein, wie ein Brigadier in einem ſolchen Falle vorſchriftmäßig thun muß. Wir ſchlugen den Weg nach der Stadt ein. Die Zigeunerin war anfangs mäuschenſtill, aber in der Schlangengaſſe — Sie kennen ja dieſe Straße, Señor, die durch die vielen Wendungen, welche ſie macht, ihren Namen wohl verdient — in der Schlangengaſſe ſchlägt ſie auf einmal ihre Mantilla um die Schultern, um mir ihr niedliches Scheinengeſicht zu zeigen, dreht ſich ſo viel möglich nach mir um und fragt: „Wohin führt Ihr mich denn, Herr Offizier?“ — „In's Gefängniß, mein armes Kind!“ gebe ich ihr ſo ſanft wie möglich zur Antwort, wie ein rechtſchaffener Soldat mit einem Gefangenen, zumal mit einem weiblichen, reden ſoll.

„Ach!“ ruft ſie jammernd aus, — „was ſoll aus mir werden? . . . Herr Offizier, habt doch Erbarmen mit mir! Ihr ſeyd ſo jung, ſo hübſch!“ . . . Und leiſer und vorſichtig ſetzt ſie noch hinzu: „Laßt mich entwiſchen, Señor, ich will Euch alsdann ein Stück Bar lachi ſchenken, daß ſich alle Frauen in Euch verlieben ſollen!“ — Der Bar lachi, Señor, iſt der Magnetſtein, von dem die Zigeuner behaupten, daß man eine Menge Zauberkünſte mit ihm treiben könne, wenn man ſich darauf verſtehe. Läßt man z. B. ein Weib auch nur eine Meſſerſpitze voll geſchabten Magnetſtein in weißem Wein trinken, ſo kann ſie nicht länger widerſtehen. Mich aber verdroß die Lockung, und ſo ernſthaft als ich nur immer konnte, gab ich ihr zur Antwort: „Wir ſind nicht da, um mit einander dummen Schnack zu plaudern. Du mußt in's Gefängniß, Schweſterchen, ſo lautet die Loſung, und dagegen hilft kein Kräutchen und kein Tränkchen!“

Wir Leute aus dem Baſkenlande haben eine Betonung in der Ausſprache, an welcher uns die Spanier leicht erkennen; dafür kann aber auch kein Spanier unſere Worte Bai Jaona [1])

1) Ja, mein Herr.

richtig aussprechen lernen. Carmen errieth also ohne Mühe, daß ich aus den Provinzen stammte, und das war ihr genug. „Ihr werden ja wissen, Señor, daß die Zigeuner — eben weil sie gar kein Vaterland haben und immer ein unstetes Wanderleben führen, — alle Sprachen verstehen, denn die Mehrzahl ist in Portugal, in Frankreich, in den Provinzen, in Catalonien, überall gleichgut zu Hause; ja sogar die Mauren und Engländer sollen sie verstehen. Kurzum, Carmen sprach fertig baskisch. — **Laguna ene bihotsarena**, Herzenskameradchen," fragte sie mich auf einmal, — „seid Ihr aus dem Baskenlande?"

Unsere Sprache, Señor, klingt so schön, daß uns das Herz im Leibe zittert, wenn wir sie in der Fremde wiederhören . . . Auch ich möchte einen Beichtvater aus den Provinzen haben, — setzte der Räuber wehmüthig hinzu. — Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: — „Ich bin aus Elizonde," gab ich ihr in baskischer Sprache zur Antwort, denn es ergriff mich höchst freudig, die Sprache meiner Heimath plötzlich wieder zu hören.

„Und ich," sagte sie, — „ich bin aus Echalar!" — Das ist eine Landschaft, kaum vier Wegstunden von meiner Heimath entfernt. — „Zigeuner haben mich gestohlen und nach Sevilla geführt. Ich habe in der Tabacksfabrik nur gearbeitet, um so viel zu verdienen, als ich brauchte, um nach Navarra zu meiner alten Mutter zurückzukehren, deren einzige Stütze ich bin, und die ein kleines **barrutea**[1]) mit zwanzig großen Apfelbäumen zum Ender daheim besitzt! Ach, wenn ich doch zu Hause wäre, Angesichts der weißen Berge. Man hat mich gehöhnt und beschimpft und mißhandelt, weil ich nicht aus diesem Spitzbubenlande bin, aus diesem Flachlande, das des Teufels Heerdplatte ist, und jenes Weibergesindel mag mich nicht leiden, weil ich immer behauptet habe, alle Jaques[2]) von Sevilla sammt ihren Messern würden einem jungen Burschen meiner Heimath nicht

1) Garten, Gärten.
2) Prahlhänse, Aufschneider.

bange machen, wenn er ſein blaues Barett auf dem Kopfe und die Aequila in der Fauſt hätte! . . . Ach, Kamerad, guter Freund! wollt Ihr denn gar nichts für eine Landsmännin thun?"

Sie beleg mich, Seßor, — ſie hat von jeher gelogen. Ich weiß nicht, ob die Dirne in ihrem ganzen Leben je ein wahres Wort über die Lippen gebracht hat. Wie ſie aber ſo zu mir redete, glaubte ich ihr Alles unwillkürlich — ich weiß ſelbſt nicht weshalb. Sie ratebrechte das Baskiſche ein Wenig, und darum hielt ich ſie für eine Navarreſin; ihre Augen allein, und die vollen Lippen und die Hautfarbe vertrieben mir die Ziegeunerin. Ich war närriſch vor Freuden, hatte auf gar nichts mehr Acht. Ich ſagte mir ſelbſt: hätten die Spanier in meiner Gegenwart meine Heimath geſchmäht und herabgewürdigt, ſo würde ich ihnen jedenfalls auch die Frage verkümmelt haben, wie ſie es ihrer Kameradin gethan. Kurzum, mir war zu Muthe, wie einem Berauſchten, — ich ſchwatzte ſchon lauter Unſinn Zeug, und war nahe daran, auch weiches zu machen.

„Wenn ich Euch einen derben Stoß gäbe und Ihr zu Boden fielen weltter, Landsmann," fuhr ſie daskiſch fort, — „dieſe beiten Teufel von caſtilianiſchen Rekruten ſollten mich nicht wieder einholen!" . . .

Meiner Seele! da vergaß ich die Contagne und Alles. Sie hob ihr Röckchen ein wenig, wie ſie ſo über das ſpitze Pflaſter hinſchritt: ich ſah den durchlöcherten Seidenſtrumpf bis zum Knie, die feuerfarbenen Kniebänder . . . mir ſchwindelte ganz. Endlich ſagte ich: „Wohlan denn, Schätzchen! verſuche es, hübſche Landsmannin, und Unſre Liebe Frau vom Berge helfe Dir fort!" In dieſem Augenblicke giengen wir an einem der zahlreichen engen Gäßchen vorüber, wie es in Sevilla ſo viele gibt. Auf einmal dreht ſich Carmen und gibt mir einen Fauſtſtoß auf die Bruſt, und ich falle freiwillig auf den Rücken. Mit Einem Satze ſpringt ſie über mich hinweg und fängt an, aus Leibeskräften zu laufen, und zeigt uns dabei ein Paar Beine — ein

Paar Beine, sage ich Ihnen . . . Man spricht so viel von den Beinen unserer baskischen Frauen, aber die ihrigen waren noch tausendmal mehr werth . . . eben so flink und ausdauernd, als schöngeformt. Ich springe im Nu wieder auf und werfe ihr meine Lanze [1]) nach, allein absichtlich in die Queere, daß sie das enge Gäßchen versperrt, und zwar mit so viel Erfolg, daß meine Kameraden gleich im Anfang ihrer Verfolgung aufgehalten wurden. Dann schicke ich mich selber an, ihr nachzueilen, und meine Soldaten hinter mir her; aber mit dem Einholen hatte es keine Eile bei uns, die unsere Lanzen, Säbel und Sporen gewaltig genirten. In kürzerer Zeit, als ich brauche, um es Ihnen zu erzählen, war uns die Gefangene aus den Augen. Obendrein halfen alle Weiber des Quartiers ihre Flucht begünstigen, indem sie uns ausfoppten und uns auf die falsche Fährte wiesen. Nach langem Hin- und Herrennen mußten wir endlich ohne eine Bescheinigung des Gefängnißvogtes über die Ablieferung unserer Gefangenen auf die Wachtstube zurückkehren.

Um jede Verantwortung und Strafe den sich abzuwälzen, machten die beiden Soldaten es geltend, daß ich mit Carmen in baskischer Sprache mich unterhalten habe, und warfen dadurch allen Verdacht auf mich, der noch begünstigt wurde durch den bösen Schein der Unmöglichkeit, daß der Faustschlag eines so kleinen schwachen Mädchens einen Lümmel von meiner Statur und Körperkraft zu Boden geworfen haben sollte. Das Alles machte meine Sache nicht nur verdächtig, sondern vielmehr nur allzuklar. Als die Wachmannschaft abgelöst ward, wurde ich degradirt und zu einmonatlichem Arrest verurtheilt. Es war die erste Strafe, welche seit dem Beginn meiner Dienstzeit über mich verhängt worden war; die Aussichten auf die Wachtmeisters-Auszeichnung, welche ich bereits in Händen zu haben glaubte,

1) Die ganze spanische Cavallerie führt Lanzen, auch die Dragoner, Carabiniere ꝛc.

waren nun auf einmal zu Wasser geworden, und meine schönen Träume von den künftigen Offiziers-Epauletten dazu!

Die ersten Tage meiner Haft schlichen trübe an mir vorüber. Als ich den Soldatenstand ergriff, war es nur in der Hoffnung geschehen, mich allermindestens bis zum Offizier hinaufzuarbeiten: Longa, Mina, beide meine Landsleute, bekleideten schon den Rang von General-Kapitäns; Chapelangarra, der ein Negro war wie Mina und wie dieser sich nach Frankreich hatte flüchten müssen, Chapelangarra war jetzt Oberst, und ich hatte hundertmal schon mit seinem Bruder Ball geschlagen, der wie ich nur ein armer Teufel war. — Jetzt mußte ich mir sagen: die ganze musterhafte Dienstzeit vor der Strafe ist nun verlorene Zeit und Mühe. Du bist nun schon einmal im schwarzen Register, und mußt, wenn du dich bei deinen Chefs wieder beliebt machen willst, nun zehnmal mehr arbeiten und dich noch besser halten, denn da du als Rekrut unter die Fahne tratest! — Und wofür hatte ich mich der Strafe ausgesetzt? Für eine Spitzbübin von Zigeunerin, die mich zum Besten hatte und nun in irgend einem Winkel der Stadt wieder mancte und betrog. Trotzdem gewann ich es doch nicht über mich, sie ganz zu vergessen; immer kam sie mir wieder in den Sinn. Sollten Sie es glauben, Señor? ihre zerlöcherten Seidenstrümpfe und runden Beine, die sie uns beim Durchbrennen gezeigt hatte, schwebten mir immer wieder vor. Ich schaute durch die Gitterfenster auf die Straße hinab, und musterte — um mir die Langeweile zu vertreiben, — die Weiber, die drunten vorübergiengen, aber unter Allen war auch nicht Eine so hübsch wie sie. Dann nahm ich wieder, fast gegen meinen Willen, die Akazienblüthe aus der Tasche, welche dieses Teufelsmädel mir zugeworfen hatte, und betrachtete und berach sie; — die Blüthe war zwar verdorrt, hatte aber noch immer ihren Wohlgeruch behalten! . . . O wenn es noch Hexen und Zauberinnen gibt, so war dieses Mädchen gewiß eine davon! . . .

Eines Tages tritt der Gefangenwärter in mein Loch und

gibt mir ein Alcala-Brödchen [1]). — „Da bring' ich Dir einen Leckerbissen, den Dir Deine Base zuschickt!" sagte er. Ich nahm das Brod, war aber nicht wenig verdutzt, denn ich hatte in ganz Sevilla keine Base. — 's ist vielleicht ein Irrthum, denke ich und drehe das Brödchen links und rechts; — aber es war so appetitlich, es roch so köstlich, besonders für die Nase eines armen Gefangenen, der seit Wochen nur grobe Arrestantenkost hatte — daß ich endlich nicht länger widerstehen konnte und es zu verzehren beschloß, ohne mich darum zu bekümmern, woher es kam und für wen es bestimmt war. Wie ich es zerschneiden will, stößt mein Messer auf etwas Hartes. Ich untersuche das Brod und finde eine kleine englische Feile, die man vor dem Backen in den Teig geschoben haben mußte. Außerdem war noch ein Goldstück im Werthe von zwei Piastern in dem Brode versteckt. Nun durfte ich nicht länger zweifeln, daß es ein Geschenk von Garmen war. Den Leuten ihres Stammes geht ein Goldstück über Alles, und sie würden eine ganze Stadt in Brand stecken, wenn sie dadurch einen ihrer Kameraden aus den Ketten holen oder sich auch nur Einen Tag der Gefangenschaft ersparen könnten. Obendrein war das Weibsbild noch pfiffig genug, zu begreifen, daß man sich mit einer solchen Feile den Henker um alle Kerkermeister der Welt scheerte. In einer Stunde war mit dieser Feile auch der dickste Riegel durchgesägt, und mit dem Zweipiasterstück konnte ich bei dem ersten besten Trödler meinen Soldatenkittel gegen eine bürgerliche Kleidung umtauschen. Sie werden sich denken können, daß für einen Burschen, der wie ich schon hundertmal junge Adler aus den höchsten Horsten unserer Berge herabgeholt hatte, es eine Kleinigkeit war, aus

1) Alcala de los Panaderos (wörtlich das Bäckerstädtchen) ist ein kleines Städtchen, zwei Stunden von Sevilla entfernt, woselbst man treffliche kleine Brode bäckt. Man behauptet, diese verdankten ihre Qualität dem trefflichen Wasser zu Alcala, und bringt sie alltäglich in großer Anzahl nach Sevilla zu Markte.

einem Fenſterchen zu entkommen, das höchſtens dreißig Fuß über der Sohle der Gaſſe drunten lag. Aber ich wollte nicht durchgehen. Ich hatte noch mein ſoldatiſches Ehrgefühl, und Deſertion ſchien mir ein grobes ſchimpfliches Verbrechen. Inzwiſchen freute mich's doch, hiedurch einen Beweis erhalten zu haben, daß ſie mich nicht vergeſſen hatte. Wenn man hinter Schloß und Riegeln ſitzt, erfreut Einen ſchon der Gedanke, daß man noch Freunde draußen hat, die ſich um Einen bekümmern. Das Geldſtück allein beleidigte mich einigermaßen, und ich hätte es gerne wieder zurückgegeben, aber wo ſollte ich meinen Gläubiger finden? das ſchien mir keine ſo leichte Sache.

Als man mich von dem Regimente feierlich degradirt hatte, glaubte ich alles Ungemach überſtanden und hinter mir zu haben, aber fehlgeſchoſſen! Ich mußte noch eine andere Demüthigung hinunterſchlucken: als man mich nämlich aus dem Arreſt entließ, ward ich wieder zum Dienſt verwendet, und ich mußte wieder Schildwache ſtehen wie ein gemeiner Soldat. Sie begreifen gar nicht, wie Einem das ſauer wird, und wie Einem unter ſolchen Umſtänden zu Muthe iſt. Wahrlich ich glaube, ich hätte mich lieber erſchießen laſſen. Als Unteroffizier marſchirt man doch wenigſtens allein vor ſeinem Zuge, man fühlt ſich, man dünkt ſich beſſer, wenn Einen die Leute anſehen.

Man ſtellte mich als Schildwache vor die Thüre meines Oberſten, der ein noch junger Mann, reich, lebensfroh und ein guter Kerl war, ſich gerne gütlich that und Etwas draufgehen ließ. Alle jüngeren Offiziere giengen bei ihm aus und ein, und Viele vom Bürgerſtande, und hübſches Weibervolk, — Schauſpielerinnen, wie man ſagte. Mir war, als laufe die ganze Stadt vor ſeiner Hausthüre zuſammen, um mich anzuſehen. Auf einmal fährt der Wagen des Oberſten heran, ſeinen Kammerdiener in Livree hinten auf dem Sitze. Und wen glauben Sie wohl, daß ich ausſteigen ſehe? denken Sie ſich, die Gitanilla! Sie war aufgeputzt wie ein Heiligenbild, geſchminkt,

gesalbt, geleckt, ganz in Seide, mit Goldflittern und Tressen und Bändern ganz überladen. Einen Rock mit Flittern und Borten, Schuhe mit Flittern, Blumen im Haar und überall, Perlen um den Hals, wie eine Königin. In der Hand hatte sie eine kleine baskische Trommel, und mit ihr kamen noch zwei andere Zigeunerinnen, eine junge und eine alte. Diese Mädeln haben immer eine Alte zum Geleite und Obhut mit sich, und einen alten Zigeuner mit einer Guitarre, der ihren Gesang begleitet und zum Tanze aufspielt. Sie werden wissen, daß man zur Unterhaltung häufig Zigeunerinnen in Gesellschaften kommen läßt, damit sie dort ihre Romalis oder Zigeunertänze zeigen, und manchmal wohl zu andern Zwecken.

Carmen erkannte mich und wir verständigten uns durch einen stummen Blick. Ich weiß nicht, wie es kam, aber in jenem Augenblick wäre ich lieber hundert Meilen tief unterm Boden gelegen. — „Agur, laguna!“ [1]) rief sie, — „wie, mein Offizier? Du stehst Schildwache wie ein Rekrute?“ — Und bevor ich noch ein Wörtchen erwidern konnte, war sie in's Haus hinein.

Die ganze Gesellschaft war im Patio versammelt, und trotz der vielen Gäste sah ich doch beinahe Alles, was drinnen vorgieng, durch das Gitter [2]). Ich hörte die Castagnetten, die Trommel, den Beifallruf und das Gelächter; zuweilen sah ich auch Carmencita's Köpfchen, wenn sie beim Schall der Trommel in die Höhe sprang. Außerdem hörte ich noch, wie ihr die Offiziere Dinge vorschwatzten, daß mir das Blut darüber zu

1) Guten Tag, Kamerad.

2) Die Mehrzahl der Häuser in Sevilla hat einen innern, von Bogen- oder Säulengängen umgebenen Hof, wo man sich gewöhnlich im Sommer aufhält. Dieser Hof ist mit einem Zeltdache überspannt, das man bei Tage befeuchtet und Abends hinwegnimmt. Die Thüre oder Einfahrt nach der Straße zu ist beinahe immer offen und der Hausgang, die Hausflur oder Einfahrt, el zaguan, meist mit einem sehr zierlich gearbeiteten Eisengitter verschlossen.

Kopfe ſtieg. Was ſie darauf antwortete, weiß ich nicht. Von dieſem Tage an, däucht mir, war ich in ſie verliebt, ohne es ſelbſt zu wiſſen, denn ein paarmal verſpürte ich große Luſt, in den Patio hineinzuſpringen und den Burſchen, welche ihr Schmeicheleien verſchwatzten und den Hof machten, meinen Säbel in den Leib zu ſtoßen. Eine gute Stunde lang dauerte meine Höllenqual; dann brachen die Zigeunerinnen auf und ließen ſich im Wagen des Oberſten wieder davonfahren. Als Carmen wieder an mir vorüberging, ſchaute ſie mich mit ihren dunkeln Schelmenaugen auf eine Weiſe an, die ich gar nicht beſchreiben kann, und flüſterte mir leiſe zu: „Wenn man gute geröſtete Fiſche ſpeiſen will, Landsmann, ſo geht man nach Triana zu Lillas Paſtia!“ Dann ſprang ſie leicht wie ein Zicklein in den Wagen, der Kutſcher peitſchte die Maulthiere, und die luſtige Bande fuhr davon, — ich wußte nicht wohin.

Sie können ſich denken, daß es mein erſtes Geſchäft war, nach Triana zu gehen, ſobald ich von der Wache abzog. Zuvor aber ließ ich mich raſiren und putzte und bürſtete mich wie zur Parade. Sie wohnte bei Lillas Paſtia, einem alten Zigeuner, ſchwarz wie ein Mohre, der dort eine Garküche hielt und vielen Zuſpruch von Leuten hatte, die bei ihm gebackene Fiſche ſpeiſten, — beſonders, glaube ich, ſeit Carmen ihr Quartier dort aufgeſchlagen hatte. — Sowie ſie mich erblickte, ſprang ſie mir entgegen und liebkoſete mich. — ‘Lillas!’ rief ſie dem Alten zu, ‘heute rühre ich Dir gar nichts mehr an. Morgen iſt auch wieder ein Tag![1]) Komm’, Landsmann, laß uns ſpazieren gehen!’ Sie zog die Mantille über die Naſe und zerrte mich fort auf die Straße, ohne daß ich’s wußte, wohin es gehe. — „Ich glaube, Señora, ich muß mich bei Euch noch für ein Geſchenk bedanken, das Ihr mir in meinen Arreſt ſchicktet! Das Brödchen habe ich verzehrt, mit der Feile will ich meine Lanze

1) Mañana será otro dia — ein ſpaniſches Sprüchwort.

spitzen, und ich will sie als Andenken an Euch behalten; das Geld aber . . . ist hier; da habt Ihr's wieder!"

„Ei, seht doch!" rief sie laut lachend, — „er hat das Geld aufgehoben! . . . Je nun, um so besser für uns, denn ich bin gerade nicht bei Kasse; aber was liegt daran? Ein Hund der laufen kann, stirbt nicht Hungers [1]). Komm', wir wollen jetzt Alles draufgehen lassen. Du mußt mich traktiren!"

Wir hatten den Rückweg nach Sevilla eingeschlagen. Gleich am Eingang der Schlangengasse kaufte sie ein Dutzend Orangen, und hieß mich sie in mein Taschentuch legen. Etwas weiter kaufte sie dazu noch ein Brod, Wurst und eine Flasche Manzanillawein, und endlich führte sie mich gar in einen Conditorladen. Hier warf sie das Geldstück, welches ich ihr zurückgegeben hatte, auf den Ladentisch, und noch ein anderes dazu, das sie selber in der Tasche hatte, sammt einigem Silbergeld, und verlangte noch von mir alles Geld, das ich bei mir hatte. Ich hatte freilich nur eine Peseta und etliche Cuartos (eine Kupfermünze, vier Maravedis an Werth), welche ich ihr gab, und ich schämte mich ordentlich, daß ich nicht mehr hatte. Ich meinte fast, sie wolle die ganze Bude forttragen. Sie nahm von Allem, was gut und theuer war: yemas (überzuckerte Eidotter), turron (eine Art Mandelkuchen), überzuckertes Obst, so weit das Geld reichte. Alles das nun mußte ich in den papierenen Düten mit mir nehmen. Sie kennen vielleicht die Straße del Candilejo, wo ein Kopf des Königs Don Pedro des Gerechten steht [2]).

---

1) Chuquel sos picels,
Coral terels,
Ein Hund der läuft, findet Knochen; Sprüchwort der Zigeuner.

2) Der König Don Pedro, welchen wir in der Geschichte mit dem Beinamen des Grausamen bezeichnen, und welchen die Königin Isabella die Katholische nie anders als den Nachrichter nannte, heißt bei den Spaniern der Gerechte. Dieß gründet sich auf folgenden Vorfall: Er liebte es nämlich, sich bei Nacht in den Straßen von Sevilla zu ergehen und Abenteuer aufzusuchen, wie weiland der Khalif Harun-Al-Raschid.

Diese Gasse hätte mich warnen und auf andere Gedanken bringen sollen, aber ich war ein Thor. In diesem Gäßchen nun blieben wir vor einem alten Hause stehen. Carmen trat in den Hausgang und pochte im Erdgeschoß. Eine ältere Zigeunerin, so

---

Eines Abends bekam er in einem entfernten Gäßchen Händel mit einem Mann, der eine Serenade brachte; Beide gingen zu den Waffen, und der verliebte Cavalier ward getödtet. Ueber dem Degengeklirr streckte ein altes Mütterchen den Kopf aus dem Fenster, und beleuchtete die Scene mit einer kleinen Lampe, candileja, die sie in der Hand hielt. Außerdem muß ich noch erwähnen, daß der König Pedro, der ein kräftiger stattlicher Mann, doch einen eigenthümlichen körperlichen Fehler hatte; wenn er nämlich rasch gieng, krachten und knarrten seine Kniescheiben überlaut. An diesem Knarren erkannte die Alte in dem Flüchtling ohne Mühe den König. Am andern Morgen erschien der Vierundzwanziger, welcher eben im Amte war, vor dem König und erstattete ihm seinen Polizeibericht. — „Zwei Cavaliere haben sich auch heute Nacht in der und der Gasse geschlagen, und Einer davon ist auf dem Platze geblieben," erzählte der Beamte. — „Habt Ihr den Mörder ausfindig gemacht?" fragte der König. — „Ja, Majestät." — „Warum ist er noch nicht bestraft?" — „Weil ich erst den Befehl des Königs deßhalb erwarte," gab der Beamte zur Antwort. — „So thut denn, was Euch das Gesetz vorschreibt," entschied der König. Nun muß man wissen, daß Don Pedro kurz zuvor ein Decret erlassen hatte, kraft dessen ein jeglicher Duellant enthauptet und sein Haupt auf dem Kampfplatze aufgespießt werden sollte. — Der Amtmann wußte sich als ein Mann von Geist aus der Verlegenheit zu helfen; er ließ nämlich einem hölzernen Bilde des Königs den Kopf abjägen, und stellte diesen in einer Nische der Straße, wo der Mord stattgefunden hatte, den Augen des Volks zur Schau, und der König und alle Einwohner von Sevilla fanden das ganz in der Ordnung. Die Straße erhielt ihren Namen von dem Lämpchen der Alten, die die einzige Zeugin dieses Abenteuers gewesen war. Das ist die Sage, wie sie im Munde des Volkes sich erhalten. Zuliga erzählt den Vorfall etwas verändert. (Man vergleiche seine Anales de Sevilla, tomo II. p. 136.) Wie dem auch sey, es existirt noch heutzutage in Sevilla eine Calle del Candileja, und in derselben eine steinerne Büste in einer Nische, die man für das Bild des Königs Don Pedro ausgibt. Unglücklicherweise ist aber das Bildwerk von neuerem Ursprunge; das frühere soll zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts so hinfällig gewesen seyn, daß die Behörden es durch ein neues steinernes ersetzen ließen, das man noch heutzutage sieht.

häßlich wie des Teufels Großmutter, öffnete uns. Carmen flüsterte ihr ein paar Worte im Romaní zu, worauf die Alte aber nicht eingehen zu wollen schien, denn sie knurrte anfangs. Um sie zu erweichen, gab ihr Carmen zwei Orangen und eine Handvoll Bonbons, und ließ sie am Wein nippen. Dann warf sie der Alten ihre Mantilla nach und jagte sie zur Thüre hinaus, die sie hinter ihr mit einem hölzernen Balken versperrte. Sobald wir allein waren, tanzte und sprang sie wie verrückt herum und sang: 'Du bist mein Rom, ich bin Deine Romí.'[1]) Ich stand mitten im Gemach, und hatte Hände und Arme noch voller Düten und Pariere von Carmen's Einkäufen, und wußte nicht, wohin ich Alles legen sollte. Sie aber warf Alles auf den Boden, sprang mir an den Hals und schrie: 'Jetzt bezahle ich meine Schulden, ich tilge meine Schuld, das ist Zigeunersitte! das ist das Gesetz der Calé!'[2]' — „Ach, Seüer!" rief Don Jose, sich unterbrechend, „wenn ich an jenen Tag denke . . . an jene Nacht . . . so vergesse ich, was mir morgen bevorsteht!"

Der Räuber schwieg eine Weile, und zündete seine erloschene Cigarre von Neuem an, dann fuhr er fort:

„Wir verbrachten den Rest des Tages mit lauter Essen, Trinken und so weiter bei einander. Als Carmen sich mit Bonbons vollgegessen hatte, wie ein Kind von sechs Jahren, warf sie ganze Hände voll von denselben in den Wasserkrug der Alten. — Wir wollen ihr Verdet machen, sagte sie. Die Nemas zerschellte sie an den Wänden, wohin sie sie schleuderte. — 'Ich thue es, damit uns die Fliegen in Ruhe lassen,' sagte sie . . . Was nur immer an Teufeleien erdacht werden kann, das trieb sie. Kaum hatte ich den Wunsch fallen lassen, sie auch einmal tanzen zu sehen, so sprang sie von meinem Schooße auf. Aber

1) Rom, zigeunerisch für Mann, Gatte; Romi, Weib, Gattin.
2) Calo, weiblich calli, in der Mehrzahl calé heißt im Rothwelsch der Zigeuner schwarz; sie selbst bezeichnen sich in ihrer Sprache mit diesem Namen.

weder Caſtagnetten bekommen? Bah, ſie wußte ſich zu helfen. Augenblicklich zerſchlug ſie das einzige Teller der Alten in Stücke, und begann den Romalis zu tanzen und klapperte mit den Faïence-Scherben dazu ſo luſtig, als ob es Caſtagnetten von Ebenholz oder Elfenbein geweſen wären. Meiner Treu, man hatte bei der Kleinen keine Langeweile. So rückte der Abend heran und ich hörte, wie die Trommeln den Zapfenſtreich ſchlugen. — Ich ſprang auf: 'Ich muß jetzt in's Quartier zum Appell!' ſagte ich. — 'In's Quartier?' rief ſie verächtlich; 'biſt Du denn ein Neger, daß Du Dich ſo mit der Ruthe einſchüchtern läßt? Geh', Du biſt ein wahrer Canarienvogel, von innen und von außen![1]) Schäme Dich, Du biſt ein Hafenfuß!' — Ich blieb und ergab mich im Voraus in die unausbleibliche Ausſicht auf den Arreſt. — — Am andern Morgen brachte ſie zuerſt die Rede auf die Trennung. — 'Höre, Joſeito!' ſagte ſie, — 'habe ich Dich jetzt beimbezahlt? Nach unſerem Geſetz war ich Dir nichts ſchuldig, weil Du ein Paſſo biſt; — aber Du biſt ein hübſcher Burſche und haſt mir gefallen. Wir ſind nun quitt. Guten Tag!'

Ich fragte ſie, wann ich ſie wiederſehen würde.

"Wann Du einmal kein ſolcher Hafenfuß mehr biſt!' gab ſie mir lachend zur Antwort, ſetzte aber alsdann in ernſterem Tone hinzu: 'Weißt Du, Jüngelchen, daß mir faſt iſt, als ob ich Dir im Ernſte gut wäre? Aber das darf nicht aufkommen. Hund und Wolf vertragen ſich nicht lange mit einander. Ja, wenn Du vielleicht zum Geſetz Egyptenlands ſchwöreſt, würde ich Dich lieben und Deine Romi werden. Aber das ſind lauter Kindereien, das geht durchaus nicht an. Bah, Jüngelchen, glaube mir, Du biſt gut weggekommen, Du darfſt mit der Art zufrieden ſeyn, wie ich meine Schuld abgetragen. Du haſt einmal den Teufel getroffen — ja den leibhaftigen Teufel; er iſt nicht immer ſo ſchwarz, wie man ihn malt, und hat Dir den Hals nicht

1) Die ſpaniſchen Dragoner ſind nämlich gelb uniformirt.

umgedreht. Ich trage zwar Wolle, aber ich bin kein Lamm! [1]) Gehe, kaufe Deiner Majari [2]) eine Kerze — dießmal hat sie gewonnen. Komm', laß uns nun gehen! noch einmal, lebe wohl!... Denke nicht mehr an Carmencita, sonst macht sie noch, daß Du die Wittwe mit den hölzernen Beinen heirathen mußt!" [3])

Mit diesen Worten riß sie den Balken hinweg, womit sie die Thüre versperrt hatte: als wir auf die Straße hinausgetreten waren, warf sie sich ihre Mantilla über den Kopf und lief mir spornstreichs davon.

Sie hatte wohl recht gehabt: es wäre klüger gewesen, wenn ich nicht mehr an sie gedacht hätte, allein seit jenem Tage in der Straße del Candilejo konnte ich an nichts Anderes mehr denken. Den ganzen Tag lief ich in der Stadt herum, in der Hoffnung, sie wieder zu treffen. Vergebens fragte ich bei der alten Zigeunerin und bei dem Garkoch in Triana nach ihr; Beide gaben mir zur Antwort, sie seye nach Lalerò (dem reichen Lande) gegangen, worunter sie Portugal verstehen. Vermuthlich waren sie von Carmen angewiesen, dieß zu sagen, denn ich erfuhr bald darauf, daß sie Zelogen hatten. Etliche Wochen nach dem Abende in der Straße del Candilejo nämlich stand ich an einem der Stadtthore Schildwacht. Nicht weit von meinem Posten weg war ein Theil der Stadtmauer eingestürzt, und bildete eine ziemlich große Bresche: bei Tage arbeitete man an der Wiederherstellung der Mauer, und bei Nacht stand ein Posten dort, um die Schwarzer und andere Leute, welche den Thorzoll und die Steuergesetze umgiengen, abzuhalten. Schon unter Tages sah ich Lillas Pastia ein paar Male um die Wachtstube herumschleichen und mit einigen meiner Kameraden plaudern; sie

1) Me dicas vriardá de jorpoy, bua so sino braco. — zigeunerisches Sprüchwort.

2) Die Heilige, besonders die heilige Jungfrau.

3) Nämlich den Galgen, der noch Wittwe ist vom letzten Gehängten her, — ebenfalls zigeunerisch.

kannten ihn Alle und seine Fische und Pfannkuchen noch besser. Endlich kam er auch auf mich zu und fragte mich, ob ich nichts Neues von Carmen wisse. — Ich verneinte. — „Nun gut, Gevatter!“ versetzte er, „Ihr sollt bald von ihr hören!“ — Dießmal belog er mich nicht. In der Nacht kam ich als Schildwache in die Bresche zu stehen. Kaum war der Brigadier von der Runde von mir hinweggegangen, als ich ein Weib im Dunkel auf mich zukommen sah. Mir schwante schon, daß es Carmen sey, aber dennoch rief ich ihr zu: ‘Hinweg da! hier passirt man nicht!’ — „He, he, mache nur nicht den Bengel gegen mich!“ rief sie und gab sich mir zu erkennen. — ‘Ei der Tausend! Ihr seyd da, Carmen?’ rief ich überrascht. — „Freilich, Landsmann!“ gab sie zur Antwort; „komm', laß uns ein Wörtchen mit einander reden, aber nicht viel, denn ich habe nicht Zeit. Willst Du einen Duro (Piaster) verdienen? Gib Acht, in einer Weile werden Leute mit Päcken kommen, die mußt Du hier hindurch lassen!“

„Nein,“ sagte ich, — „ich darf sie nicht hindurch lassen, das ist meine Consigne!“

„Die Consigne? die Consigne?“ fragte sie spöttisch, „hast Du in der Straße del Cantileje auch an Deine dumme Consigne gedacht?“

„Nun ja,“ versetzte ich und verlor ganz den Kopf schon bei der bloßen Erinnerung daran, — „das war wohl auch der Mühe werth, die Consigne zu vergessen; aber ich will kein Geld von den Schmuggiern haben!“

„Aha!“ rief sie lachend, — „laß einmal hören: wenn Du also kein Geld willst, möchtest Du vielleicht wieder einmal mit mir bei der alten Dorothea zu Nacht speisen?“

„Nein, ich kann nicht,“ erwiderte ich, und der Zwang, den es mich kostete, es auszuschlagen, brachte mich fast um; — „ich darf ja nicht!“

„Meinetwegen denn,“ sagte sie trocken; — „wenn Du eigen-

ſinnig biſt, ſo weiß ich, an wen ich mich zu wenden habe. Ich will einmal Deinem Offizier den Antrag machen, er ſolle mit mir zu Dorothea gehen. Er ſcheint eine leckere Haut zu ſeyn, und wird eine Schildwache hieher ſtellen, die ein Auge zudrücken kann, wo ſie nichts ſehen ſoll! Gott befohlen, Canarienvogel! Ich will mich krank lachen an dem Tage, wo man die Conſigne gibt, Dich zu hängen!"

Dabei wandte ſie mir den Rücken. Ich war thöricht und ſchwach genug, ſie zurückzurufen, und verſprach ihr, im Nothfalle ganz Egyptenland paſſiren zu laſſen, wenn ich nur die einzige Belohnung von ihr erhielte, welche ich mir wünſchte. Sie gelobte mir nun zur Stelle hoch und theuer, ſchon am andern Tage mir Wort zu halten, und lief weg, um ihre Leute, die ganz in der Nähe waren, davon in Kenntniß zu ſetzen. Sie waren ihrer Fünf, und Lillas Paſta darunter, und Alle ſchwer beladen mit engliſchen Waaren. Carmen ſtand auf der Lauer, um mit ihren Caſtagnetten ein Zeichen zu geben, ſobald die Runde käme. Allein es war gar nicht nöthig, die Schwärzer waren im Nu mit ihrem Geſchäfte fertig.

Am folgenden Tage gieng ich nach der Straße del Candileſo, aber Carmen ließ lange auf ſich warten, und als ſie endlich kam, war ſie ſehr übel gelaunt. — „Ich mag die Leute nicht, die ſich lange bitten laſſen," ſagte ſie; — „Du haſt mir das Erſtemal einen weit größeren Gefallen gethan, ohne daß Du wußteſt, ob es Dir etwas eintrüge. Geſtern Abend haſt Du aber mit mir gefeilſcht. Ich weiß eigentlich ſelbſt nicht, weßhalb ich überhaupt nur gekommen bin, denn ich bin Dir gar nicht mehr gut. Geh', packe Dich! da haſt Du einen Duro für Deine Mühe!" — Es hatte wenig gefehlt, ſo hätte ich ihr den Thaler an den Kopf geworfen, und ich mußte mir faſt Zwang anthun, ſie nicht durchzuprügeln. Nachdem wir uns eine ganze Stunde lang gezankt hatten, verließ ich ſie wüthend. Wohl eine Stunde lang irrte ich wie verrückt in der Stadt umher, ohne

ſelber zu wiſſen, was ich wollte; endlich trat ich in eine Kirche, ſetzte mich in die dunkelſte Ecke und weinte heiße Thränen. Auf einmal hörte ich hinter mir eine Stimme, die mir bekannt war. „Dragoner-Zähren?“ flüſterte es. — „laß mich ſie ſammeln, ich will einen Liebestrank daraus machen!“ — Ich blickte auf und erkannte Carmen, die mir nachgefolgt war. — „Nun, Landsmann!“ ſagte ſie. — „zürnt Ihr mir noch? Ich muß Euch wohl gut ſeyn, obwohl ich mir's ſelbſt nicht glauben will, denn ſeit Ihr verbin von mir weggelaufen ſeyd, wußte ich gar nicht mehr, was mit mir vorgeht! . . . Komm', mein Herzchen, nun bin ich es, die Dir den Vorſchlag macht, mit mir in die Straße del Candilejo zu kommen!“ — Jetzt ſchloßen wir wieder Frieden; aber Carmen hatte Launen wie bei uns zu Hauſe das Wetter. In unſern Bergen iſt ein Sturm niemals näher, als wenn die Sonne am freundlichſten in die Thäler lacht. — Sie hatte mir wiederum verſprochen, noch ein andermal mit mir bei Dorothea zuſammenzutreffen, aber ſie kam wieder nicht, und die Alte behauptete mir abermals wieder mit frecher Stirne in's Geſicht, Carmen ſeye in Sachen Egyptenlands nach Lalerò gegangen.

Inzwiſchen wußte ich jetzt aus Erfahrung, was ich von dieſer Ausrede zu halten hatte, und ſuchte Carmen allenthalben, wo ich ſie nur irgend vermuthen konnte; beſonders aber gieng ich wohl zwanzigmal des Tages durch die Straße del Candilejo. Eines Abends ſteckte ich wiederum bei der alten Dorothee, die ich ſchon beinahe kirre gemacht hatte, weil ich ſie von Zeit zu Zeit mit einem Gläschen Anisliqueur traktirte, — als Carmen mit einem jungen Herrn, einem Lieutenant meines Regiments, in's Haus trat. — „Packe Dich ſchnell!“ rief ſie mir auf baskiſch zu; ich aber blieb verſteinert ſtehen, und eine ganze Hölle kochte mir im Leibe. — „Was machſt Du da?“ ſchnaubte mich der Lieutenant an; — „ſchiebe Dich; hinaus mit Dir!“ — Ich konnte keinen Schritt machen, meine Füße waren wie feſtgenagelt. Der Offizier gerieth in Zorn, als er ſah, daß ich mich

nicht von der Stelle rührte und nicht einmal meine Interimsmütze abgenommen hatte; er packte mich beim Arme und schüttelte mich tüchtig durch. Ich weiß nicht mehr, was ich ihm darauf erwiderte; er zog seinen Säbel und fuchtelte mich zuerst mit der flachen Klinge. Nun aber verlor ich die Besinnung und Geistesgegenwart, und zog ebenfalls vom Leder. Die Alte fiel mir in den Arm, und der Lieutenant versetzte mir einen Hieb über die Stirne, wovon ich noch das Malzeichen trage. Ich wich zurück und schleuderte zugleich mit einem derben Stoß des Ellbogens die Alte rücklings in die Ecke; der Lieutenant aber drang in blinder Wuth auf mich ein, so daß ich mir nicht anders zu helfen wußte, als dadurch, daß ich ihm die Säbelspitze auf die Brust setzte und ihn aufrennen ließ. Er brach zusammen — Carmen blies die Lampe aus, und hieß die Alte in ihrer Sprache sich auf die Beine zu machen. Ich rannte auf die Straße hinaus und lief wie ein Hase, aber ohne zu wissen wohin; — mir war immer, als ob mir Jemand auf den Fersen seye. Wie lange ich gelaufen, weiß ich nicht, denn ich erinnere mich nur noch, daß ich endlich erschöpft und athemlos zusammenbrach. Als ich wieder zur Besinnung kam, sah ich, daß Carmen mich nicht verlassen hatte. — „Ei Du läppischer, tölpischer Canarienvogel! Du ungeschlachter Tagedieb!" sagte sie, — „Du machst doch unaufhörlich Thorheiten! Habe ich Dir nicht immer gesagt, daß ich Dein Unglück seyn werde. Aber geh' mir nur! Du bist noch glücklicher daran als Du verdient! Es gibt für Alles Mittel und Wege, wenn man eine Flamänderin aus dem Stamme Rom[1]) zur guten Freundin hat! Jetzt bindest Du zunächst dieses

1) Flamenco de Roma, eine Redeform im Rothwälsch, welche „Zigeunermädchen" bedeutet. Roma bedeutet hier nicht die ewige Stadt auf den sieben Hügeln, sondern den Stamm der Romi oder Verheiratheten, wie sich die Zigeuner auch zuweilen bezeichnen. Die Ersten von ihnen, welche man in Spanien sah, kamen vermuthlich aus den Niederlanden, weßhalb man sie vielfach Flamänder genannt hat.

Tuch da um den Kopf, und wirfſt mir Deine Säbelkuppel weg. So! nun ſtelle Dich dort in den dunkeln Hausgang und warte auf mich — in zwei Minuten bin ich wieder da!" — Sie ſprang davon und brachte mir bald einen geſtreiften Mantelteppich, den ſie Gott weiß wo aufgetrieben hatte. Ich mußte meine Uniform ausziehen, und den Mantel über das Hemde anlegen. In dieſem Aufzuge und mit dem Tuche, womit ſie meine Wunde am Kopfe verbunden hatte, glich ich einem der valenzianiſchen Bauern, deren es ſo Viele in Sevilla gibt, wohin ſie ihren Kühltrank aus Chufas (Erdkaſtanie, ein Knollengewächs, aus welchem eine ſehr angenehme und kühlende Orgeade bereitet wird) zum Verkauf bringen. Hierauf führte ſie mich durch ein paar Straßen in ein altes Haus am Ende eines engen Gäßchens, welches jenem der alten Dorothea ſehr ähnlich war. Sie und eine andere Zigeunerin wuſchen mir meine Wunde und verbanden mir ſie beſſer, als es der Stabsarzt meines Regiments gekonnt hätte, und reichten mir dann einen kühlenden Trank aus Gott weiß was für Kräutern, wieſen mir eine Matratze an und ließen mich einſchlafen.

Vermuthlich hatten ſie mir in jenen Trank eines jener einſchläfernden und niederſchlagenden Mittel gewerfen, auf deren Bereitung ſie ſich ſo gut verſtehen; denn ich erwachte erſt ſpät am andern Tage, und hatte dann tüchtig Kopfweh und etwas Fieber. Es bedurfte einiger Zeit, bis ich mich wieder auf den entſetzlichen Auftritt beſinnen konnte, an dem ich am Abend zuvor theilgenommen hatte. Als Carmen und ihre Freundin meine Wunde auf's Neue verbunden hatten, ſetzten ſie ſich mit unterſchlagenen Beinen neben meiner Matratze an den Boden und wechſelten ein paar Worte im Chipo calló, die mir eine mediciniſche Conſultation zu ſeyn ſchienen. Beide verſicherten mich alsdann, ich würde binnen Kurzem kurirt ſeyn, müſſe aber Sevilla ſo raſch wie möglich verlaſſen, da ich ohne Erbarmen erſchoſſen werden würde, wenn man mich ertappte, — „Du mußt

Dir nun eine Beschäftigung suchen, mein Junge!“ sagte Carmen zu mir; — „nun Dir der König kein Reis und keine Stockfische (die gewöhnliche Kost der spanischen Soldaten) mehr reicht, mußt Du selber auf ein Mittel denken, Dir Dein Brod zu verdienen. Du bist zu dumm und zu plump, um mit Gewandtheit zu stehlen; aber Du bist stark und ausdauernd: wenn Du Herz im Leibe hast, so gehe an die Küste und werde Schleichhandler. Habe ich Dir nicht prophezeiht, Du werdest noch gehenkt werden? Das ist wenigstens noch besser als das Erschießen. Allein wenn Du Dich vererst nur sonst gut zu halten weißt, so kannst Du inzwischen leben wie ein Fürst, bis die Zollschutzwache oder die Gendarmen Dich einmal beim Kragen fassen!“

Unter diesen lockenden Aussichten deutete mir das Teufelsmädchen die neue Laufbahn an, welche sie für mich ausgesucht hatte — in der That die einzige, die ich jetzt noch einschlagen konnte, nachdem ich mich eines todeswürdigen Verbrechens schuldig gemacht hatte. Sollten Sie es wohl glauben, Señor, sie bewog mich ohne sonderliche Mühe, den gefährlichen verbrecherischen Stand zu ergreifen. Ich wähnte durch dieses unstäte, gegen das Gesetz in offener Empörung stehende Leben voll Gefahr und Unthaten sie dauernder und inniger an mich anzuschließen. Von nun an glaubte ich auf ihre Liebe und Treue bauen zu dürfen. Wie oft schon hatte ich von einzelnen Contrabandista's reden hören, die auf einem guten Rosse, den Stutzen in der Faust, ihr Mädchen hinter sich im Sattel, in ganz Andalusien herumzogen. Ich träumte mich schon, mit der hübschen Zigeunerin vor mir durch Berg und Thal trabend, und malte mir allerhand Bilder von der Zukunft. Wie ich sie aber gegen Carmen aussprach, wollte sie vor Lachen bersten, und meinte, es gebe nichts so Schönes, als eine Nacht im Bivouac in den Bergen, wenn dann, nachdem genug gesungen, getanzt und getrunken worden — ein jeder Rom mit seiner Romi unter das kleine Zelt krieche, das nur aus drei Reifen mit einer wollenen Decke darüber be-

ſtehe. — 'Warte,' verſetzt' ich drauf, — 'wenn ich Dich einmal in den Bergen habe, will ich mich Deiner Treue ſchon verſichern; dort gibt es keine Lieutenants, die ſich mit mir in Dich theilen ſollen!' — „Ei ſieh', Du biſt eiferſüchtig!" verſetzte ſie; — „deſto ſchlimmer für Dich! Wie magſt Du auch ſo tölviſch und dumm ſeyn? Merkſt Du denn nicht, daß ich Dich liebe, da ich doch noch niemals Geld von Dir verlangt habe?" . . . Beim Henker, ich hätte ſie erwürgen können, wie ſie ſo ſprach!

Kurzum, Señor! Carmen verſchaffte mir bürgerliche Kleidung, worin ich ohne erkannt zu werden Sevilla verließ. Lillas Paſtia gab mir einen Brief an einen Branntweinhändler in Jerez, bei dem ſich die Schwärzer gewöhnlich einfanden. Ich wandte mich dorthin, ließ mich den Burſchen vorſtellen und von deren Hauptmann — man hieß ihn den Dancaïren, — in die Bande aufnehmen. Zunächſt zogen wir nun nach Gaucin, wo ich Carmen traf, die mich dorthin beſtellt hatte. Sie ſchloß ſich an uns an und leiſtete uns treffliche Dienſte dadurch, daß ſie auf unſern Expeditionen die Spionin für unſere Truppe machte, und zwar auf ſo geſchickte Weiſe, daß wir keine beſſere hatten finden können. Sie kam gerade von Gibraltar zurück, wo ſie mit einem Schiffsherrn die Einſchiffung von engliſchen Waaren verakkordirt hatte, die wir an der Küſte übernehmen ſollten. Wir erwarteten die Ladung in der Nähe von Eſtepona, verſteckten einen Theil davon im Gebirge und zogen mit dem Reſte nach Ronda. Dorthin war uns Carmen vorangegangen. Sie war es auch, die uns den günſtigen Zeitpunkt anwies, um in die Stadt hineinzukommen.

Dieſe erſte Reiſe und noch etliche andere fielen glücklich aus, und das Schleichhändlerleben gefiel mir beſſer, als der Soldatenſtand; ich hatte Geld genug, um Carmen von Zeit zu Zeit beſchenken zu können, mein Antheil war bedeutend. Ueberall waren wir gut aufgenommen, meine Spießgeſellen behandelten mich gut, und ich ſtand ſogar in einigem Anſehen bei ihnen.

Das kam daher, weil ich schon einen Menschen umgebracht hatte, und unter ihnen Allen war auch nicht Einer, der nicht einen ähnlichen Frevel auf dem Gewissen gehabt hätte. Was mir aber in meinem neuen Stande am meisten gefiel, war, daß ich Carmen oft sah, ja manchmal Wochen lang mit ihr zusammen leben konnte. Sie zeigte sich gegen mich freundlicher als je, wollte es aber vor meinen Kameraden niemals aufkommen lassen, daß sie meine Geliebte seye, und hatte mich durch alle möglichen Eidschwüre verpflichtet, nichts davon verlauten zu lassen. Diesem Geschöpfe gegenüber war ich schwach genug, mich in alle ihre Launen zu fügen und mit Fingerzeigen lenken zu lassen. Zudem war es ja das Erstemal, daß sie mir gegenüber die Zurückhaltung und Scheu eines ehrbaren Frauenzimmers herauskehrte, und ich war so thöricht zu glauben, sie habe ihren früheren Leichtsinn und Verirrungen abgelegt und sich aufrichtig gebessert.

Unsere Truppe, aus acht oder zehn verzweifelten Burschen bestehend, sammelte sich nur in entscheidenden Augenblicken an den anberaumten Orten; gewöhnlich aber waren wir je zu Zweien oder zu Dreien in den Küstenstädten oder auf dem Lande zerstreut. Ein Jeder schützte dann irgend ein Gewerbe vor: der Eine gab sich für einen Kesselflicker, ein Anderer für einen Roßhändler aus; ich selbst machte mich zum Tabulettkrämer, vermied es aber weislich — wegen meines unglücklichen Abenteuers in Sevilla — mich in größeren Städten zu zeigen. Eines Tages oder vielmehr in einer Nacht hatten wir unsern Sammelplatz unterhalb Vejen, und der Zufall wollte, daß ich und der Dancaire vor den Andern eintrafen. Dieser war ungewöhnlich gut aufgelegt. — „Wir werden bald einen Zuwachs zur Bande bekommen," sagte er, — „einen ganz tüchtigen Burschen. Carmen hat einen ihrer gescheidtesten Streiche ausgeführt und ihrem Rom, der in Tarifa auf den Presidios war, zur Flucht verholfen." — Ich hatte schon einige Fortschritte in dem Zigeuner-Rothwälsch gemacht, dessen sich alle meine Kameraden bedienten,

und bei dem Worte Rom überlief mich ein eisiger Schauder. — 'Wie?' rief ich; 'ihr Mann? war sie denn verheirathet?'

„Ei freilich," gab mir der Dancaïre zur Antwort, — „ihr Mann ist Garcia der Einäugige, ein Zigeuner, der womöglich noch verschlagener und abgefeimter ist als sie. Der arme Teufel saß schon seit ein paar Jahren auf den Galeeren, und Carmen hat dem Wundarzt des Presidio so geschickt das Mäuschen gestrichen, daß sie die Freiheit ihres Rom von ihm erlangt hat. O, dieses Teufelsmädel ist nicht mit Geld aufzuwiegen. Schon seit zwei Jahren gibt sie sich Mühe, ihm zur Flucht zu verhelfen. Bisher hat gar nichts gelingen wollen, bis glücklicherweise ein anderer Oberarzt auf das Presidio kam, und mit diesem hat sich — wie mir's scheint — die Kleine besser verständigen können!"

Sie können sich denken, wie angenehm mich diese Nachricht überraschte. Bald darauf bekam ich den einäugigen Garcia zu Gesicht; er war das scheußlichste Ungethüm, das je unter Zigeunern aufgewachsen, von Seele so schwarz wie von Haut, und der frechste furchtbarste Schurke, den ich in meinem Leben getroffen habe. Carmen kam mit ihm, und Sie hätten ihre Augen sehen sollen, als sie ihn vor mir ihren Rom nannte, und die Fratzen, welche sie hinter seinem Rücken schnitt. Ich war ganz empört über ihr Betragen und sprach die ganze Nacht kein Wort mit ihr. Am Morgen hatten wir unsere Päcke gemacht und waren schon unterwegs, als wir auf einmal bemerkten, daß uns ein Dutzend Reiter von der Zollschutzwache auf den Fersen waren. Da schauten die antalusischen Prahlhänse, die zuvor mit dem Maule Alles massakrirt hatten, gar erbärmlich drein, und liefen Alle um die Wette davon. Der Dancaïre, Garcia, ein hübscher kecker Junge aus Ecija, der unter der Bande nur el Remendado (der Gestickte) hieß, und Carmen verloren allein den Kopf nicht. Die Andern hatten die Maulthiere im Stich gelassen und sich in die Schluchten und unter die Klippen geflüchtet, wohin ihnen die Pferde nicht folgen konnten. Wir konnten unsre Thiere nicht

mehr retten, deßhalb beeilten wir uns, das Kostbarste von unserer Beute abzupacken und auf unsere Schultern zu laden, und versuchten, damit an den steilsten Felsenabhangen hinaufzuklimmen, und ebenso wieder an eben so steilen Punkten hinunterzurutschen, indem wir hier die Ballen vor uns herrollen ließen und auf den Fersen hinterher glitschten, so gut es eben angieng. Unsre Verfolger feuerten unterdeß auf uns wie auf Wildpret; es war das erste Mal, daß ich Kugeln pfeifen hörte, aber ich machte mir wenig daraus. Angesichts eines Weibes, das man liebt, ist es ohnehin kein Verdienst, den Tod nicht zu achten. Wir Alle entkamen bis auf den armen Nemendado, der einen Schuß in den Rücken oder die Lenden erhalten hatte. Wie ich ihn fallen sah, warf ich meinen Pack weg und nahm ihn auf den Rücken, aber der Einäugige schalt mich darüber. — „Dummkopf!“ rief er, — „wozu haben wir Aas nöthig? Mache ihm den Garaus, und verliere Deine baumwollenen Strümpfe nicht!“ — „Laß ihn liegen! wirf ihn hin!“ rief mir Carmen zu. — Die Erschöpfung zwang mich, ihn auf einen Augenblick hinter einem Felsblocke niederzulegen. Da sprang Garcia herzu und drückte seinen Musketen dicht vor seinem Gesichte auf ihn ab. — „Ich möchte Den sehen, der ihn jetzt wieder erkennen würde!“ rief er lachend, und schaute den Burschen an, dem ein Dutzend Kugeln Gesicht und Hirnschale in tausend Fetzen zerschmettert hatten. Das mag Ihnen als Beispiel von den Anstrengungen dienen, denen ich bei diesem Gewerb anwohnte, Señor. — Am Abend erreichten wir ein Dickicht, worin wir uns wieder zusammenfanden. Wir waren vor Ermüdung halb todt, hatten nichts zu essen noch zu trinken, und unser ganzes Hab und Gut mit unsern Maulthieren verloren. Was thut nun der verdammte Garcia? Er zieht ein Kartenspiel aus der Tasche, setzt sich mit dem Dancaïre an ein Feuer, das sie angezündet hatten, und fangt an, mit ihm Karten zu spielen. Unterdessen lag ich seitwärts unter einem Busche, schaute mir wehmüthig die Sterne an und dachte an den armen

Memendabe, mit dem ich wahrlich damals gerne getauſcht haben würde. Carmen hatte ſich neben mich geſetzt, ſummte ein Liedchen und klapperte von Zeit zu Zeit mit ihren Caſtagnetten. Auf einmal beugte ſie ſich über mich herab, als ob ſie mir etwas in's Ohr flüſtern wolle, und küßte mich, faſt wider meinen Willen, etliche Male. — „Geh', Du biſt der Teufel!“ ſagte ich zu ihr. — „Allerdings, der bin ich!“ gab ſie zur Antwort.

Als ſie ein paar Stunden ausgeruht hatte, machte ſie ſich auf den Weg nach Gaucin, und am andern Morgen brachte uns ein kleiner Knabe, welcher Ziegen hütete, Brod. Wir blieben den ganzen Tag im Dickicht verſteckt, und näherten uns nach Einbruch der Nacht Gaucin, denn wir erwarteten Nachrichten von Carmen. Aber nichts kam, ſo gahnnt wir auch hinunterſchauten. Endlich, als es längſt Tag war, erblickten wir einen Maulthiertreiber, der eine reichgekleidete Frau mit einem Sonnenſchirme und ein junges Mädchen führte, welches die Dienerin der Dame zu ſeyn ſchien. — Garcia ſprang gleich auf und ſagte: „Seht, der heilige Nikolas ſchickt uns da zwei Maulthiere und zwei Weiber; ich wollte lieber, es wären vier Maulthiere. Aber was thut's! einſtweilen wollen wir mit dieſem Fang zufrieden ſeyn.“ Er nahm ſeinen Musketen und ſchlich ſich im Gebüſch nach dem Bergpfade hinunter, auf welchem die Reiſenden heraufkamen. Der Dandaire und ich folgten ihm in einiger Entfernung. Als ſie bis auf Schußweite nahe gekommen waren, zeigten wir uns und riefen dem Maulthiertreiber ein gebietendes Halt zu. Allein anſtatt vor uns zu erſchrecken — und unſer Anzug war dazu geeignet — brach die Frau bei unſerem Anblick in lautes Gelächter aus. — „Ei, ſeht mir doch die lilipendi (Dummköpfe)!“ rief ſie, — „ſie halten mich für eine eraſi (Frau vom Stande)!“ — Wir erkannten nun in der Reiſenden Carmen, aber ſo gut verkleidet und vermummt, daß ich ſie nicht erkannt haben würde, hätte ſie eine andere Sprache geredet. Sie ſprang von ihrem Maulthiere herab und plauderte

eine Meile verſtehlen und leiſe mit dem Dancaire und Garcia, dann kam ſie auf mich zu und ſagte: „Lanori, wir ſehen uns noch, ehe Du gedenkſt wirſt. Ich gehe nach Gibraltar in Geſchäften Egyptenlands. Ihr ſollt bald von mir reden hören!“

Sie nannte uns nun noch einen Ort, wo wir ein Obdach und Verſteck für etliche Tage finden konnten, und verabſchiedete ſich von uns. Das Mädel war eine wahre Verſehung für unſre Bande. Wir erhielten bald darauf einiges Geld, das ſie uns zuſandte, und eine Nachricht, die für uns noch mehr werth war, als das Geld, nämlich die, daß an einem gewiſſen Tage zwei reiche engliſche Mylords, welche von Gibraltar nach Granada reiſten, einen gewiſſen Hohlweg der Straße paſſiren würden. Das war Waſſer auf unſere Mühle, und der Handſtreich gelang. Die Burſchen hatten ein hübſches Sümmchen Guineen bei ſich. Garcia wollte ſie umbringen, aber der Dancaire und ich widerſetzten uns dagegen. Wir nahmen ihnen nur ihr Geld, die Uhren und etliche Hemden, deren wir ſehr bedürftig waren.

Glauben Sie mir, Senor, man wird ein Spitzbube, ohne daß man es ſpürt, ohne daß es man nur ahnt. Ein hübſches Mädchen verdreht einem armen Teufel den Kopf, er ſchlägt ſich für ſie, hat Unglück, muß in die Berge flüchten, aus dem Sattel leben, und ehe man ſich umſieht, wird aus dem Schleichhändler ein Räuber. Wir hielten es nicht für rathſam, nach der Geſchichte mit den Mylords uns noch länger in der Umgegend von Gibraltar herumzutreiben, und ſchlugen uns in die Sierra de Ronda. — Sie haben mich früher einmal nach Jose Maria gefragt, Senor; — ſehen Sie, damals war es, wo ich ihn kennen lernte. Er führte ſeine Geliebte auf allen ſeinen Zügen mit ſich herum — gar ein hübſches, feines, beſcheidenes, ſittſames Kind, von den beſten Manieren . . . nie hörte man ein unſchönes Wort von ihr . . . und ihrem Geliebten war ſie treu wie Gold . . . Aber er dagegen machte das arme Kind über die Maßen unglücklich, das war ſein Dank für ihre Aufopferung.

Er mißhandelte ſie, lief allen Schürzen nach, verführte alle Mädchen, an welche er kommen konnte, und legte es oft recht abſichtlich darauf an, die Kleine eiferſüchtig zu machen. Einmal brachte er ihr gar einen Meſſerſtich bei, und ſie war ihm dagegen nur um ſo mehr zugethan. Die Weiber ſind nun einmal ſo, zumal die Andaluſierinnen . . . Das Mädchen war ſtolz auf die Wunde, die es am Arme erhalten hatte, und zeigte ſie allenthalben, als wäre ſie der ſchönſte Schmuck . . . Jeſe Maria war ebenfalls noch ein ganz ſchlechter Kamerad! . . . Auf einem Zuge, den ich mit ihm machte, wußte er es ſo einzurichten, daß er allen Gewinn, wir aber die Mühe und Gefahr und am Ende noch die Hiebe hatten. — Aber ich nehme den Faden meiner Geſchichte wieder auf. Carmen hatte ſchon ſeit langer Zeit nichts mehr von ſich hören laſſen. Da meinte eines Tages der Dancaire: „Einer von uns muß nach Gibraltar gehen und Nachrichten über ſie einziehen; ſie hat gewiß irgend Etwas dort eingefädelt und einen neuen Handſtreich vorbereitet. Ich würde gerne ſelber nach Gibraltar gehen, allein ich bin dort nur allzu gut bekannt!“ — „Und mich kennt man ebenfalls nur zu gut dort,“ ſagte der Finanzier, — „ich habe den Krebſen [1]) ſchon ſo viele Streiche geſpielt; zudem habe ich nur ein Fenſterchen im Kopf, und kann mich deßhalb nicht gut verkleiden!“ — ‘So muß ich wohl am Ende gehen!’ fragte ich, und war ganz entzückt von dem Gedanken, Carmen wiederſehen zu dürfen; — ‘meinetwegen denn, ich will gehen. Ihr dürft mir nur ſagen, wen ich es angreifen ſoll.’ — Da meinten die Andern: „Du brauchſt nur nach St. Roque zu gehen, und von dort zu Waſſer oder zu Lande — wie Dir's lieber iſt — nach Gibraltar zu reiſen; biſt Du einmal in Gibraltar, ſo frage nur am Hafen nach der Wohnung einer gewiſſen Obſtverkäuferin la Rollona

1) So nennt das Volk in Spanien allgemein die Engländer, der rothen Uniformen wegen.

genannt; suche sie auf und sprich mit ihr, dann erfährst Du Alles, was Du zu wissen brauchst!" — 'Gut,' sagte ich, und nun kamen wir überein, mit einander in die Sierra de Gaucin hinüberzuziehen; dort sollten meine beiden Gefährten zurückbleiben, und ich selbst mich als Obsthändler nach Gibraltar begeben. In Ronda verschaffte mir ein Mann, der es im Stillen mit uns hielt, einen Paß; in Gaucin schaffte mir ein Anderer einen Esel, und ich kaufte Orangen und Melonen ein, und machte mich auf den Weg. Bei meiner Ankunft in Gibraltar fand ich wohl, daß man die Rollona überall recht wohl kannte, allein Niemand wußte mir zu sagen, wo sie jetzt sey . . . ob gestorben, ob verdorben, ob auf den Galeeren, ob in Ruinas terrae. Ihr Verschwinden erklärte nun sattsam — meines Bedünkens wenigstens — auf welche Weise wir die Mittel verloren hatten, mit Carmen in Briefwechsel zu bleiben. Ich stellte meinen Esel in einen Stall, nahm meine Orangen, gieng in der Stadt herum und gab mir das Ansehen, sie zu verkaufen, wollte aber nichts Anderes, als mich auf Kundschaft legen, ob ich nicht irgendwo ein bekanntes Gesicht fände. In Gibraltar fehlt es wahrlich nicht an Gesindel aus aller Herren Ländern; es ist ein wahrer babylonischer Thurm, denn man kann auf den Straßen keine zehn Schritte weit gehen, ohne eben so viele Sprachen zu hören. Zigeuner traf ich im Uebermaß, allein ich wagte nicht, mich ihnen anzuvertrauen; ich sondirte sie, sie sondirten mich, aber Keiner kam dem Andern näher. Es errieth wohl ein Jeder von uns ahnungsweise, daß wir Spitzbuben seyen, aber es galt hauptsächlich zu wissen, ob wir zu einer und derselben Bande gehörten. Schon hatte ich zwei Tage mit unnützem Hin- und Herlaufen verbracht, und nichts Näheres über die Rollona und Carmen erfahren, und war schon entschlossen, nach Erledigung etlicher nothwendiger Einkäufe zu meinen Gefährten zurückzukehren, als ich Abends gegen Sonnenuntergang, wie ich durch eine schöne Straße gehe, eine Frauenstimme von

einem Fenster aus mir zurufen hörte: „He da, Orangenhändler!“ — Ich blicke hinauf und sehe droben auf dem Balkon Carmen, und neben ihr ein Offizier in rothem Frack, mit goldenen Epauletten, die Haare schön frisirt, ein Benehmen wie ein großer Milorde. Das Mädchen war prächtig gekleidet: einen Shawl um die Schultern, einen goldenen Kamm im Haar, Alles von Seide, und das Blitzkind schien noch immer die Alte — immer aus vollem Halse lachend. Der Engländer, der das Spanische nur leidlich radebrechte, hieß mich heraufkommen, weil Madame Orangen kaufen wolle, und Carmen rief auf Baskisch hinterdrein: „Komm' herauf und wundre Dich über nichts!“

Meiner Treu! was von ihr ausgieng, durfte mich nicht mehr wundern. Ich weiß nicht mehr, ob es mir lieb oder leid war, daß ich sie wiedergefunden hatte. An der Thüre stand ein mächtig langer englischer Diener mit gepuderten Haaren, der mich in ein prächtiges Gemach führte. Carmen rief mir auf Baskisch entgegen: „Du verstehst kein Wort Spanisch, Du kennst mich nicht, — verstanden?“ — dann drehte sie sich nach dem Engländer um und sagte: „Ich sagte es ja, ich habe ihn sogleich für einen Basken erkannt; — nun sollen Sie einmal hören, was das für eine drollige Sprache ist. Sehen Sie nur wie er drein blickt, wie verdutzt er aussieht, — just wie eine Katze, die man in der Speisekammer erwischt hat.“

„Und Du,“ rief ich ihr zu, „siehst mir ganz aus wie die allerfrechste und niederträchtigste Spitzbübin, und ich hätte große Lust, Dir vor Deinem Galan da mit meinem Messer Dein Lärvchen zu verkratzen!“

„Vor meinem Galan?“ rief sie lachend, — „ei sieh', hast Du das ganz allein errathen können? Wie klug Du bist! Bist Du etwa eifersüchtig auf diesen langen Dickkopf da? Wahrlich Du bist noch dümmer, als vor unseren Abenden in der Straße del Candileje. Siehst Du nicht, Du kurzsichtiger Einfaltspinsel, daß ich gerade jetzt recht für die Geschäfte Eurer Bande lebe

und zwar auf die allerglänzendste Weise? Dieß Haus hier ist mein, die Gaiteen von diesem Krebs sind mein, ich führe ihn bran bei der Nase herum und will ihn noch einmal in eine Falle führen, aus der er nicht wieder herauskommen soll."

„Nun ja," rief ich, — „wenn Du noch lange fortfährst, die Geschäfte Egyptenlands auf diesem Fuße fortzutreiben, so werde ich mit Dir einen Tanz anheben, daß Du nicht wieder an Anfang und Ende selbst denken können!"

„Nur gemach, Tétyel!" gab sie mir zur Antwort, — „bist Du mein Herr? hast Du mir etwas zu befehlen? Wenn es dem Einäugigen Recht ist, was willst Du Dich drein legen? Solltest Du nicht recht zufrieden seyn, daß Du der Einzige bist, der sich meinen Minchoerrè[1]) nennen darfst?!"

„Was will er denn von Ihnen?" fragte der Engländer.

„Der arme Teufel gestehe, daß er Durst hat und etwas trinken möchte!" versetzte Carmen, und warf sich der Länge nach auf ein Kanapee, um nicht vor Lachen zu bersten über ihre Uebersetzung.

Sehen Sie, Gestor, wenn diese Dirne lachte, so brachte man kein vernünftiges Wort mehr über die Lippen. — Jedermann mußte mitlachen. Der lange Dummkopf von Engländer lachte ebenfalls der Spur nach, daß er beinahe blau wurde, und hieß den Diener, mir etwas zu trinken zu bringen.

Während ich mank, fragte mich Carmen: „Siehst Du den schönen Ring, den er am Finger trägt? Wenn Du ihn haben willst, muß er ihn Dir geben!"

„Ich wollte einen Finger denn geben," gab ich ihr trotzig zur Antwort, „wenn ich Deinen Engländer in unsern Bergen hätte, Jeder von uns eine Maquila in der Hand!"

Dem Engländer fiel dieß Wort auf und er fragte: „Maquila? was bedeutet dieses Wort?"

---

1) Liebhaber, eben vielmehr meine Liebe.

„Maquila heißt eine Orange, Mylord," rief Carmen lachend; — „iſt das nicht ein drolliges Wort für eine Orange? Er meint, ich ſolle Sie bereden, von ſeinen Orangen zu eſſen!"

„Meinetwegen denn!" ſagte der Rothrock gutmüthig; — „bringt mir morgen von Euren Maquila!" — Während er noch ſo redete, kam ein anderer Diener herein und verkündete, daß das Mittagbrod fertig ſey. Nun erhob ſich der Engländer, warf mir einen Piaſter zu und bot Carmen ſeinen Arm an, als ob ſie nicht auch allein hätte gehen können. Carmen aber lachte noch immer und rief mir nach: „Ich kann Dich nicht zum Eſſen einladen, lieber Junge; komm' aber morgen Mittag, ſobald Du die Tambours zur Parade trommeln hörſt, hieher und bringe mir Orangen. Du wirſt alsdann ein ſchöner meublirtes Gemach treffen, als in der Straße del Candilejo, und Du ſollſt ſehen, daß ich noch immer Deine Carmencita bin! Wir wollen uns von unſern Angelegenheiten und denen Egyptenlands unterhalten! — Ich gab ihr gar keine Antwort, und war ſchon auf der Straße unten, als mir der Engländer nachrief: „Bringe mir morgen Deine Maquila!" und Carmen's ſchallendes Gelächter hinterdrein tönte.

Ich hatte das Haus verlaſſen, ohne zu wiſſen, was ich that. Ich ſchlief nicht eine Viertelſtunde, und ſtand am Morgen mit dem glühendſten Haſſe gegen die Verrätherin auf, ja ich war ſchon feſt entſchloſſen, Gibraltar zu verlaſſen, ohne ſie beſucht zu haben, als bei dem erſten Wirbel der Trommeln vor der Parade aller Muth mich verließ, und ich inſtinktmäßig und wider Willen meinen Korb mit Orangen ergriff, um zu Carmen zu eilen. Ihre Jalouſieen waren halb geöffnet, und ich ſah ihr großes ſchwarzes Auge zwiſchen den dunkeln Stäben leuchten, als ſie mich belauerte. Der Diener mit dem gepuderten Haar führte mich ſogleich zu ihr hinein, Carmen ſchickte ihn mit einem Auftrage weg und brach — als er kaum den Rücken gewendet hatte, — in ihr fürchterliches Krokodilsgelächter aus und warf ſich mir

an den Hals. Niemals war ſie mir ſo hübſch erſchienen . . . Geputzt wie eine Madonna, von wohlriechenden Salben duftend . . . ringsum ſeidene Möbeln, geſtickte Vorhänge, . . . und ich ſtund vor ihr wie ein Räuber! — „Mincherrò!“ rief ſie, — „ich habe große Luſt, hier Alles zuſammenzuſchlagen, das Haus in Brand zu ſtecken, und mit Dir in die Sierra zu entfliehen!“ — Und nun kam ſie mit Liebkoſungen, und brach wieder in ihr Gelächter aus . . . dann tanzte ſie und zerriß ihre Säume und Kraufen . . . Kein Affe hatte tollere Sprünge, Grimaſſen und Teufeleien machen können. Erſt nach langer Zeit ward ſie wieder ernſthaft und ſagte: „Nun, höre mich an! nun kommen die Geſchäftsſachen! Mein langer Krebs ſoll mich nach Ronda führen, wo eine meiner Schweſtern im Kloſter iſt . . . (dabei lachte ſie wie beſeſſen) . . . „wir werden durch einen Engpaß kommen, den ich Dir noch näher angeben will! dort fallt ihr über ihn her und huſch! mit einer Navaja durch ſeine Kehle, daß er nicht plappert! . . . Doch nein!“ fuhr ſie fort, „das Beſte wäre freilich, ihn todtzuſchlagen, aber,“ fügte ſie mit jenem teufliſchen Lächeln hinzu, das ihr in manchen Augenblicken eigen war, und das Niemand ohne Grauſen anhören, geſchweige denn nachahmen konnte, — „weißt Du, was wir thun wollen? der Einäugige ſoll zuerſt hervorkommen, und Ihr Andern müßt Euch ein wenig im Hintergrunde halten! der Rothrock iſt ein lecker, tapferer Burſch und verſteht ſich auf die Waffen: er führt gute Piſtolen . . . Verſtehſt Du mich?“ Sie brach von Neuem in ein Gelächter aus, das mich eiſig durchſchauderte.

„Nein!“ rief ich, „das gebe ich nicht zu: — ich haſſe zwar Garcia, aber er iſt nun einmal mein Spießgeſell. Vielleicht werde ich Dir ihn eines Tages vom Halſe ſchaffen, allein dann machen wir unſre Rechnung nach der Art meiner Heimath ab. Ich bin nur zufällig und aus gewiſſen Gründen Zigeuner, aber ich bleibe darum doch immer ein wackerer Navarreſe (Navarro fino), wie das Sprüchwort ſagt.“

„Du bist ein Esel, ein Geck, ein wahrer Payllo!“ versetzte sie keifend; — „Du bist ein Kerl wie der Zwerg, der sich schon groß dünkte, weil er weit spucken konnte[1]). Geh', pack Dich, Du liebst mich doch nicht!“

Wenn sie mir sagte: pack' Dich! so konnte ich gewiß nie gehen: ich war wie gefeit; es war nicht anders, als ob ich einen Liebestrank von ihr erhalten hatte. — Ich versprach ihr nun, wieder abzureisen, zu meinen Gefährten zurückzukehren, und auf den Engländer zu lauern: sie ihrerseits versprach mir krank seyn zu wollen bis zum Augenblick, wo sie von Gibraltar nach Ronda abreise. Sie war sogar so frech, mich verkleidet in meiner Herberge zu besuchen.

Nun verließ ich zwar Gibraltar, aber ich hatte mir auch meinen Plan gefaßt. Ich kehrte nach unserem Stelldichein zurück, und wußte nun genau Ort und Stunde, wo und wann der Engländer und Carmen vorbeikommen mußten. Ich fand den Dancaïre und Garcia bereits an Ort und Stelle, denn sie erwarteten mich sehnlich. Die Nacht darauf verbrachten wir in einem Walde vor einem Feuerchen von Föhrenzapfen, die herrlich brannten. Ich that Garcia den Vorschlag, mit mir Karten zu spielen, was er auch sogleich annahm; beim zweiten Spiele aber beschuldigte ich ihn des Betrugs und er lachte mich aus. Da warf ich ihm die Karten in's Gesicht. Er wollte nun rasch nach seinem Musketon greifen, aber ich hatte schon den Fuß darauf gesetzt und rief: „Man sagt Dir nach, Du könnest das Messer führen wie der beste Jaque von Malaga: willst Du Dich einmal mit mir messen?“ — Der Dancaïre wollte uns auseinander reißen, allein ich hatte Garcia schon ein paar Faustschläge gegeben. Die Wuth hatte ihn tapfer gemacht, und er zog sein Messer — ich das Meinige. Wir riefen nun Beide dem

1) Or esorjié de or narsichislé, sin chismar lachinguel. — Sprüchwort der Zigeuner.

Dancaire zu, er ſolle ſich nicht dreinlegen, ſondern uns freies Spiel laſſen. Wie er ſah, daß er uns nicht mehr beſchwichtigen könne, ergab er ſich darein, und trat bei Seite. Garcia hatte ſich ganz zuſammengeduckt, wie eine Katze, die eben auf eine Maus losſtürzen will; ſtreckte ſein Meſſer vorne aus und deckte ſich mit ſeinem Hute, den er in der linken Hand hielt. Das iſt nämlich die Art, wie die Andaluſier pariren. — Ich hielt mich an unſere navarreſiſche Sitte, ſtellte mich ihm gerade gegenüber, den linken Arm gehoben, den linken Fuß vorgeſtreckt, das Meſſer ſtraff am linken Schenkel haltend. So fühlte ich mich mehr als rieſenſtark. Wie ein Blitz ſtürzte er auf mich ein; ich aber drehte mich auf der linken Ferſe, und er traf nichts mehr vor ſich — ſein Stoß gieng in die Luft. Der meinige aber traf ihn in die Kehle, und das Meſſer drang ſo tief hinein, daß ihm meine Fauſt unter dem Kinn lag. Ich drehte die Klinge ſo raſch um, daß ſie abbrach. Nun war's um ihn geſchehen. Die Klinge fuhr mit einem armsdicken Strome Bluts wieder aus der Wunde heraus, und der Einäugige ſtürzte ſteif wie ein Pfahl auf die Naſe. — „Was haſt Du gemacht?" rief der Dancaire. — 'Höre,' ſagte ich zu ihm, 'wir konnten nicht neben einander leben: Einer von uns war zu viel. Ich liebe Carmen und wollte allein ſeyn. Zudem war Garcia ein Schuft, und ich mußte immer daran denken, wie er mit dem armen Remendado umgeſprungen iſt. Wir ſind nur noch unſerer Zwei, aber wir ſind wackere Burſchen. Drum, willſt Du mich zum Freunde auf Leben und Tod?' — Der Dancaire bot mir die Hand hin und ſchlug ein. „Zum Teufel mit Euren Liebeleien!" ſagte er, denn er war ein Mann in den Fünfzigen; „wenn Du Carmen von ihm begehrt hätteſt, er hätte ſie um einen Piaſter an Dich verkauft. Wir ſind jetzt nur noch unſerer Zwei; wie ſollen wir es jetzt morgen angreifen?" — 'Dafür laß nur mich ſorgen!' gab ich ihm zur Antwort, — 'jetzt biete ich der ganzen Welt Hohn und Trotz!'

Wir ſcharrten Garcia ein und verlegten unſer Nachtquartier um zweihundert Schritte weiter waldeinwärts. Am andern Tage kamen Carmen und ihr Engländer mit zwei Maulthiertreibern und einem Diener die Straße daher. Ich ſagte zum Dancaire: 'den Engländer nehme ich ganz allein auf mich. Mache Du nur den Andern Angſt, ſie ſind ja nicht bewaffnet!' —

Der Engländer hatte Herz im Leibe und hielt ſich wacker; wäre ihm nicht Carmen in den Arm gefallen, er hätte mich niedergeſchoſſen . . . Kurzum, ich eroberte mir an jenem Tage Carmen wieder, und mein erſter Gruß war die Nachricht, daß ſie Wittwe ſey. Als ſie gar erfuhr, wie Alles zugegangen war, rief ſie vorwurfsvoll: „Du biſt und bleibſt immer ein Lilliputi! Garcia hätte Dich umbringen ſollen. Deine navarreſiſche Parade iſt eine Dummheit, und er hat ſchon Geſchicktere, als Du biſt, hinübergeſchickt. Er hat nur ſterben müſſen, weil ſeine Zeit einmal da war. Die Deinige wird auch noch kommen!"

„Und die Deinige ebenfalls," gab ich ihr zur Antwort, „wenn Du nicht eine rechte Romi für mich biſt!"

„Meinetwegen denn!" verſetzte ſie; — „ich habe es ſchon mehr als einmal im Kaffeeſatz geleſen, daß wir einmal mit einander umkommen werden! Bah, was kümmert's mich! Komme, was da wolle!" Dabei ließ ſie ihre Caſtagnetten klappern, was ſie immer that, wenn ſie einen unangenehmen Gedanken verſcheuchen wollte.

Man vergißt ſich leicht, Gevatter, wenn man von ſich ſelber ſpricht. Alle dieſe Kleinigkeiten langweilen Sie vielleicht, aber ich werde bald damit zu Ende ſeyn. Das Leben, welches wir nun führten, dauerte ziemlich lange. Der Dancaire und ich hatten uns ein paar andere Spießgeſellen gewonnen, welche zuverläſſiger waren, als die Erſteren; wir trieben nun den Schleichhandel in's Große, und zuweilen wohl auch etwas Straßenraub, allein — zur Steuer der Wahrheit ſey es geſagt, — dieſen nur in der äußerſten Noth und wenn wir nichts Anderes mehr zu

thun wußten. Wir mißhandelten übrigens die Reisenden niemals, sondern begnügten uns nur damit, ihnen ihr Geld abzunehmen. — Ein paar Monate lang war ich mit Carmen ganz zufrieden: sie war uns fortwährend von Nutzen bei unseren Operationen, und gab uns Winke von guten Handstreichen, die wir machen konnten. Sie hielt sich bald in Malaga, bald in Cordova, aber in Granada auf, verließ aber auf einen Wink, auf ein Wort von mir Alles und suchte mich in einer einsamen Venta, manchmal sogar im Biwouac unter freiem Himmel auf. Nur einmal, in Malaga, machte sie mir einige Unruhe. Ich erfuhr nämlich, daß sie einen sehr reichen Kaufmann von Malaga am Fädchen habe, mit welchem sie wahrscheinlich den Spaß von Gibraltar von vornen anfangen wollte, die Zureden des Dancaire konnten mich nicht von meinem Vorhaben abbringen, sie selber aus Malaga wegzuholen: ich verließ ihn und ritt am hellen Tage in Malaga ein, suchte Carmen auf und führte sie mit mir davon. Aber es kam zu widerlichen Erklärungen zwischen uns. „Weißt Du," sagte sie, „daß ich Dich jetzt, seitdem Du mit Gewalt mein Nom geworden bist, bei weitem weniger liebe, als da Du noch mein Minchorro warst? Ich lasse mich nicht mißhandeln noch mir befehlen; ich will ganz frei seyn und thun dürfen, was ich will. Nimm Dich in Acht, daß Du mich nicht auf die Spitze treibst: wenn ich Deiner überdrüssig bin, werde ich wohl einen Burschen finden, der mit Dir abmacht, wie Du an dem Gitanigen gethan hast." —

Der Dancaire versöhnte uns wieder, aber wir hatten Worte gewechselt, die Keines von Beiden so leicht vergessen konnte, und die uns schwer auf dem Herzen liegen blieben; wir waren nicht mehr wie zuvor. Bald darauf geriethen wir in fortwährendes Unglück. Die Soldaten überrumpelten und tödteten den Dancaire und drei von unsern Gefährten: zwei Andere wurden gefangen hinweggeführt. Ich selber war schwer verwundet worden und wäre ohne mein gutes Pferd sicherlich den Soldaten in die

Hände gefallen. Von Müdigkeit erschöpft, eine Kugel im Leibe, verſteckte ich mich mit dem einzigen Kameraden, der mir noch geblieben war, in einem Walde. Als ich vom Pferde ſtieg, fiel ich in eine lange Ohnmacht, und glaubte im Geſtrüppe umkommen zu müſſen wie ein angeſchoſſener Haſe. Mein Kamerad trug mich in eine Höhle, die nur uns bekannt war, und ſuchte Carmen auf, die zu Granada war, aber ſeinem Rufe augenblicklich folgte. Vierzehn Tage lang kam ſie keinen Augenblick von meiner Seite, that kein Auge zu und verpflegte mich mit einer Sorgfalt, Aufmerkſamkeit und Behutſamkeit, wie ſie nie ein Weib auch für den geliebteſten Gatten hätte zeigen können. Sobald ich mich wieder auf den Beinen halten konnte, führte ſie mich insgeheim und behutſam nach Granada. Die Zigeunerinnen finden überall ſichere Zufluchtsſtätten, und ſo verlebte ich ſechs Wochen in der nächſten Nachbarſchaft des Corregidors, der mich aufſuchte und verfolgte, nur durch zwei Häuſer von ihm getrennt; mehr als einmal ſah ich, hinter den Jalouſieen verborgen, ihn vorübergehen. Endlich erholte ich mich vollends und genas gänzlich. Allein ich hatte auf meinem Schmerzenslager mir allerhand Gedanken gemacht, und beſchloß von nun an ein anderes Leben zu führen. Ich theilte Carmen meine Abſicht mit, Spanien zu verlaſſen, und in der Neuen Welt ein ehrliches Auskommen zu ſuchen. Aber ſie lachte mich aus und verhöhnte meine Pläne. — „Bah,“ ſagte ſie, „wir ſind nicht da, um Kohl zu pflanzen; unſer Lebenszweck iſt, auf Koſten der Payllos zu leben. Laß dieſe thörichten Gedanken fahren! Sieh', ich habe mit Nathan-Ben-Joſeph in Gibraltar wieder einen Handel abgeſchloſſen. Er hat viele Baumwollenſtoffe daliegen, die Du ihm hereinbringen helfen mußt, er weiß, daß Du noch lebſt; er rechnet auf Dich, als den Geſchickteſten. Was werden unſre Geſchäftsfreunde in Gibraltar ſagen, wenn Du ihnen nicht mehr Wort hältſt?“ . . . Ich ließ mich überreden, und ergriff abermals mein elendes Handwerk.

Während der Zeit meines Verstecks in Granada hatten daselbst Stiergefechte stattgefunden, welche auch Carmen besuchte. Bei der Rückkehr von denselben erzählte sie mir immer viel und mit besonderer Theilnahme von einem sehr geschickten Picador, Namens Lucas. Sie kannte den Namen seines Pferdes und wußte, wie viel die Stickerei seiner Weste kostete. Anfangs gab ich gar nicht darauf Acht, aber ein paar Tage nachher erzählte mir Juanito, mein übriggebliebener Kamerad, daß er Carmen mit dem Stierkämpfer Lucas bei einem Kaufmann auf dem Zacatin gesehen habe. Nun erst ward ich unruhig, und fragte Carmen, wie und weßhalb sie die Bekanntschaft des Picadors gemacht habe. — „Weil er ein Bursche ist, den man zu etwas gebrauchen kann," gab sie zur Antwort: — „ein Bach, der rauscht, hat entweder Wasser oder Kieselsteine [1]). Er hat 1200 Realen bei den Stiergefechten gewonnen, und von zwei Dingen muß nun Eines eintreffen: entweder müssen wir sein Geld haben, oder man kann ihn auch, da er ein tüchtiger Reiter und beherzter Bursche ist, für unsere Bande gewinnen. Der und der sind todt, Du mußst Stellvertreter für sie gewinnen! Bemühe Dich um Lucas!"

„Ich will nicht," gab ich zur Antwort, — „will weder sein Geld, noch seine Person, und ich verbiete Dir, ferner mit ihm umzugehen!"

„Nimm Dich in Acht!" versetzte sie, „wenn man mir etwas verbietet, thue ich's gerade!"

Glücklicherweise reiste der Picador nach Malaga ab, und ich kam meiner Verbindlichkeit nach, die Baumwollenstoffe des Juden einzuschmuggeln, und hatte auf dieser Unternehmung alle Hände voll zu thun, — Carmen ebenfalls — und so vergaß ich Lucas; ihr kam er vielleicht ebenfalls aus dem Gedächtniß,

---

1) Len sos sousi abela,
Pani o reblendani terela — zigeunerisches Sprüchwort.

wenigſtens für den Augenblick. Um jene Zeit war es, wo ich Sie, Señor, in der Nachbarſchaft von Mentilla, und hernach in Cordova traf. Von unſerem letzteren Zuſammentreffen bei dem Mädchen will ich nicht viel reden; Sie wiſſen vielleicht mehr davon als ich; Carmen ſtahl Ihnen die Uhr und wollte auch noch Ihr Geld und beſonders den Ring, den Sie hier am Finger tragen und dem ſie Zauberkräfte zuſchrieb; auf ihn ſchien ſie es beſonders abgeſehen zu haben. Wir hatten einen heftigen Zank Ihretwegen, und ich ſchlug ſie. Sie weinte, und zum Erſtenmale ſah ich ein Weib weinen; beim Teufel, es ſchnitt mir tief in die Seele. Ich bat ſie um Verzeihung, aber ſie ſchmollte noch einen ganzen Tag mit mir und wollte mir nicht einmal einen Kuß geben, als ich mich wieder nach Mentilla auf den Weg machte. — Ganz ſchwermüthig ritt ich wieder hinweg; aber drei Tage darauf ſuchte ſie mich ſelber wieder auf und war luſtig und guter Dinge, wie der Fink auf dem Zweige: Alles war wieder vergeſſen, und wir lebten ein paar Tage mit einander wie ein Liebespärchen. Als ſie wieder von mir Abſchied nahm, ſagte ſie: „Es gibt ein Volksfeſt in Cordova, — das möchte ich nicht verſäumen; zudem wird es Leute genug dort geben, die mit vollen Geldgurten davon weggehen, und wenn ich etwas von Solchen erfahre, will ich es Dir zu wiſſen thun!“ — Ich ließ ſie ziehen; wie ich aber wieder allein war, kamen mir allerhand Gedanken über dieſes Feſt, und über die plötzliche Veränderung, welche mit ihr und ihrer Stimmung gegen mich vorgegangen war. — Gewiß hat ſie ſich ſchon an mir gerächt, dachte ich, da ſie ſelber zuerſt wieder zu mir kommt. Von einem Bauer erfuhr ich, daß es ein Stiergefecht in Cordova gebe. Nun wallte auf einmal der Zorn wieder in meinem Blute auf, — ich warf mich auf mein Pferd, und ſprengte wie beſeſſen nach Cordova. Ich gehe zum Stiergefecht, laſſe mir den berühmten Lucas zeigen, und ſehe gleich darauf Carmen auf der Bank hart an der Schranke. Kaum hatte ich ſie eine Minute lang beobachtet, ſo

hatte ich auch schon Alles errathen. Was mir geahnt hatte, geschah auch: gleich beim ersten Stier machte Lucas den Galanten, riß dem Stier geschickt die Cocarde [1]) ab und brachte sie Carmen, die sie augenblicklich in's Haar steckte. Zur Sündenschuld dafür übernahm es der Stier, mich zu rächen. Lucas's Pferd ward von den Hörnern des Stiers bei der Brust gepackt und hintenüber geschleudert, und das wüthende Thier fiel über Beide her. Ich schaute nach Carmen, aber sie war schon nicht mehr an ihrem Platze. Ich konnte den meinigen nicht verlassen wegen der großen Menschenmenge, und mußte wider Willen bleiben, bis Alles vorüber war. Dann aber gieng ich sogleich nach dem Häuschen, das Sie kennen, und legte mich hier den ganzen Abend und die darauf folgende Nacht in den Hinterhalt. Gegen zwei Uhr Morgens kam Carmen nach Hause, und war nicht wenig verblüfft, mich da zu sehen. — 'Komm' mit mir!' herrschte ich ihr zu. — „Nun ja," sagte sie, „laß uns gleich gehen!" — Ich ziehe mein Pferd aus dem Schuppen, setze sie hinter mich, und wir ritten den ganzen Rest der Nacht hindurch in's Land hinein, ohne ein Wort zu wechseln. Mit Anbruch des Morgens hielten wir an einer einsam gelegenen Venta, in der Nähe einer kleinen Einsiedelei.

„Höre mich an, Carmen!" sagte ich hier zu ihr: — „ich will Alles vergessen, und gar nichts mehr gegen Dich erwähnen; aber versprich mir nur Eines: nämlich, daß Du mit mir nach Amerika gehen und dort ein ruhiges Leben führen willst!"

„Nein," versetzte sie mir schmollend, — „ich will nicht nach Amerika gehen; es geht mir hier gut genug!"

---

1) La divisa, eine Schleife von Seidenbändern auf der Stirne des Stieres, die durch ihre Farbe die Heimath oder die Weide des Stieres bezeichnet, von welcher er gebracht wurde. Diese Schleife ist mittelst eines Häckchens an der Haut des Stieres befestigt, und es ist die höchste Galanterie, wenn der Stierkämpfer sie dem noch lebenden Thiere abreißen und einem Frauenzimmer verehren kann.

„Ja, weil Du in der Nähe von Lucas biſt!“ wandte ich ein: — „aber bedenke wohl, wenn er auch dießmal davon kommt, treibt er es doch nicht lange bei ſeinem Handwerk. Zudem, warum ſollte ich mich auch an ihm rächen? Ich bin's nun ſatt, alle Deine Liebhaber umzubringen; dießmal mache ich Dich kalt!“

Sie ſchaute mich ſtarr an mit ihrem wilden ſcheuen Auge und gab mir zur Antwort: „Ich habe mir immer prophezeiht, daß Du mich noch einmal umbringen würdeſt. Wie ich Dich das Grüßmal ſah, begegnete ich einem Prieſter unter der Hausthüre. Und heute Nacht, als wir von Cordova wegritten — haſt Du es nicht auch bemerkt? — lief ein Haſe Deinem Pferd zwiſchen den Beinen durch. Es ſteht ſchon lange in den Sternen geſchrieben, daß Du mich ermorden würdeſt.“

„Carmencita,“ ſagte ich zärtlich, — „haſt Du mich denn nicht mehr lieb?“

Sie gab mir gar keine Antwort, ſondern ſetzte ſich mit unterſchlagenen Beinen auf eine Matte, und zeichnete mit dem Finger Figuren in den Staub.

„Laß uns eine andere Lebensweiſe ergreifen!“ fuhr ich in bittendem Tone fort; — „wir wollen von hier wegziehen nach einem Orte, wo man uns nicht kennt, und dort ein ehrbares Leben führen und uns gar nicht mehr von einander trennen. Du weißt ja, ich habe nicht weit von hier unter einer Eiche hundert Unzen Geld verſcharrt, und bei dem alten Juden Ben-Joſeph in Gibraltar habe ich auch noch ein namhaftes Guthaben ſtehen!“

Sie lächelte kalt und ſagte:

„Erſt komme ich, dann Du; ich wußte ſchon lange, daß es ſo kommen müßte!“

„Ueberleg' es noch einmal!“ fuhr ich bittend fort; — „ſieh', meine Geduld iſt zu Ende und mit meinem Muthe geh'ts auch

auf die Neige; faſſe Deinen Entſchluß, oder ich führe den meinigen zu Ende!“

Ich gieng nun von ihr weg, um ihr Bedenkzeit zu laſſen, und wanderte in der Nachbarſchaft der Einſiedelei umher. Dort ſtieß ich auf den Eremiten, der eben betete; ich wartete zu, bis er damit fertig war. Ich hätte ſelber gerne gebetet, aber ich konnte nicht mehr. Als er wieder aufſtund, trat ich auf ihn zu. — „Ehrwürdiger Vater!“ ſagte ich zu ihm, „wollt Ihr nicht für Jemanden beten, welcher dermalen in großen Nöthen iſt?“

„Ich bete für jeden Bedrängten,“ gab er mir zur Antwort.

„Und wollt Ihr nicht eine Meſſe für eine arme Seele leſen, die nun bald vor ihren Schöpfer treten wird?“ fuhr ich fort.

„Gerne,“ verſetzte er und ſchaute mir ſtarr in's Geſicht. Da er aber in meiner Miene gar ſeltſame Dinge ſehen mochte, wollte er mir die Zunge löſen, und hub an: „Mir däucht, ich hätte Euch ſchon irgendwo geſehen!“

Ich legte ihm einen Piaſter auf die Bank und fragte: „Wann wollt Ihr die Meſſe leſen, Hochwürdiger?“

„In einer halben Stunde,“ gab er zur Antwort, — „der Sohn von dem Schenkwirth in der Herberge dort drüben ſoll mir miniſtriren! . . . Aber ſagt mir, junger Mann,“ fuhr er fort und ſchaute mich gar ſeltſam an, — „habt Ihr in dieſem Augenblick nicht etwas auf dem Herzen oder auf dem Gewiſſen, was Euch beſonders Pein verurſacht? Wollet Ihr nicht den Troſt oder den frommen Rath eines chriſtlichen Mitbruders anhören?“

Mir trat das Waſſer in die Augen, und ich war nahe daran zu weinen. Da ſagte ich ihm denn, ich wolle hernach wiederkommen, und gab Ferſengeld. Im Buſche ſtreckte ich mich in's Gras nieder, und wartete, bis ich das Glöckchen der Kapelle hörte, gieng dann nach dieſer hin und hörte zu, wagte aber nicht, hineinzugehen. Als die Meſſe geleſen war, kehrte ich in die Venta

zurück. Ich hatte im Stillen gehofft, Carmen werde ſich inzwiſchen aus dem Staube gemacht haben: ſie hätte ja nur mein Pferd nehmen und davonreiten dürfen . . . aber ich traf ſie noch an. Sie wollte ſich nicht nachſagen laſſen, daß ſie ſich vor mir gefürchtet hätte. Während meiner Abweſenheit hatte ſie den Saum ihres Rockes aufgetrennt, um das Blei herauszunehmen; nun traf ich ſie vor dem Tiſche an einer Schüſſel mit Waſſer, in die ſie hineinſchaute, und das Blei ausſierte, das ſie geſchmolzen und hineingegoſſen hatte. Sie war von ihrer Wahrſagerei ſo eingenommen, daß ſie meine Rückkehr erſt gar nicht bemerkte. Sie nahm bald das eine Stück Blei und drehte es mit trauriger Miene um und um, dann trällerte ſie wieder einen von den Zaubergeſängen, worin die Zigeuner die Maria Padilla, die Geliebte des Königs Don Pedro beſchwören, die, wie man ſagt, die Bari Callisa oder große Zigeunerkönigin geweſen ſeyn ſoll [1]).

„Carmen," hub ich an, — „willſt Du nun mit mir gehen?"

Sie ſtand auf, warf den Napf mit dem Blei in eine Ecke, und zog die Mantille über den Kopf, als ob ſie zum Weggehen gerüſtet ſey. Man führte mir mein Roß vor, ſie ſchwang ſich hinter mich auf die Kroupe, und wir ritten von der Schenke weg.

„Du willſt mir alſo jetzt folgen, Carmencita? nicht wahr?" fragte ich ſie nach einem guten Stück Weges.

---

1) Man hat ſeiner Zeit der Maria Padilla Schuld gegeben, ſie habe den König Don Pedro behext. Eine im Munde des Volkes erhaltene Sage erzählt, ſie habe der Königin Blanche de Bourbon einen goldenen Gürtel zum Geſchenk gemacht, der dem beherrſchenden Auge des Königs ſtets wie eine lebendige Schlange erſchienen ſey, und daher habe der Widerwille und Abſcheu gerührt, den er ſtets gegen dieſe unglückliche Prinzeſſin an den Tag gelegt habe.

„Ich bin Dein auf Leben und Tod," gab ſie mir zur Antwort, — „allein ich mag nicht mehr mit Dir leben!"

Bald darauf kamen wir zu einer einſamen Waldſchlucht, und ich hielt auf einmal mein Pferd an. — „Sind wir hier zur Stelle?" fragte ſie, und war mit einem einzigen Satz auf der Erde. Sie zog ihre Mantilla ab, warf ſie auf den Boden, ſtemmte die Fauſt in die Hüfte, und ſchaute mich unbeweglich eine Weile feſt an.

„Ich ſehe wohl, Du willſt mich umbringen!" ſagte ſie; — „es ſteht einmal geſchrieben; aber Du wirſt mich dennoch nicht dazu bringen, daß ich Dir nachgebe!"

„Sey geſcheidt, Carmen! ich bitte Dich drum!" gab ich ihr zur Antwort. — „Geh' nur in Dich, ſieh', ich will ja alles Vergangene vergeſſen. Schenke meinen Bitten Gehör; am Ende biſt Du es ja doch allein, welche mich in's Unglück geſtürzt hat; nur um Deinetwillen bin ich ein Räuber und Mörder geworden. Carmen! meine gute Carmen! komm', laß mich Dich erretten und mich mit Dir!"

„Joſe, Du verlangſt das Unmögliche von mir," gab ſie mir entſchloſſen zur Antwort. — „Ich kann Dich nicht mehr leiden, aber Du liebſt mich noch, und darum willſt Du mich umbringen. Ich könnte Dich zwar noch einmal durch eine Lüge hintergehen, aber ich mag mir nicht einmal mehr die Mühe nehmen. Es iſt nun aus zwiſchen uns Beiden. Du biſt mein Rom und haſt das Recht, Deine Romi umzubringen; aber Carmen will und wird immer frei ſeyn. Als Calli iſt ſie geboren, als Calli will ſie auch ſterben!"

„Du liebſt alſo Lucas?" fragte ich ſie.

„Ja, ich habe ihn eine Weile lieb gehabt wie Dich — vielleicht noch etwas weniger," erwiderte ſie; — „aber jetzt liebe ich nichts mehr, und möchte mich ſelbſt darob haſſen, daß ich Dir einſt gut war!"

Nun warf ich mich ihr zu Füßen, ergriff ihre Hände, und benetzte ſie mit meinen Thränen; ich rief ihr alle die glücklichen Stunden wieder in's Gedächtniß zurück, die wir mit einander verlebt hatten. Ich erbot mich, ich wolle ihr zu Liebe noch länger ein Räuber und Spitzbube bleiben — ich wolle mich zu Allem — Allem verſtehen, zu jedem Opfer, wenn ſie mir nur noch ein wenig gut ſeyn wolle.

„Ich kann's nicht über mich gewinnen, Dich zu lieben," ſagte ſie endlich; — „ich mag gar nicht mehr mit Dir leben! ich will nichts mehr von Dir!"

Da erfaßte mich eine fürchterliche Wuth und ich zog mein Meſſer. Ich hätte nichts ſehnlicher gewünſcht, als daß ſie ſich vor mir fürchte und mich um Gnade bitte, aber dieſes Weib war ein vollkommener Teufel.

„Nun frage ich Dich zum Letztenmale!" rief ich, — „willſt Du bei mir bleiben und mit mir gehen?"

„Nein! nein! nein!" rief ſie, mit dem Fuße ſtampfend, zog einen Ring vom Finger, den ich ihr einmal geſchenkt hatte, und warf ihn in's Gebüſch.

Ich gab ihr zwei Meſſerſtiche, und zwar mit dem Meſſer des Einäugigen, das ich zu mir geſteckt hatte, als mein eigenes zerbrochen war. Mit dem zweiten Stoße brach ſie zuſammen, und ſtieß keinen Laut mehr aus. Es ſchwebt mir noch vor Augen, wie ſie ihr großes Schwarzauge ſtarr auf mich richtete, wie es trüber und immer trüber wurde und ſich endlich ganz ſchloß. Wie vernichtet ſaß ich wohl eine Stunde vor dem Leichnam und ſtierte das Opfer meiner Wuth an. Dann fiel mir bei, daß Carmen mir oft den Wunſch geäußert hatte, einmal in einem Walde begraben zu werden. Ich wühlte mit meinem Meſſer eine Grube aus und legte ſie hinein, — ſuchte alsdann den Ring, den ich nur mit vieler Mühe wiederfand, und gab ihr ihn ſammt einem kleinen Kreuzchen mit in die Grube. Mit dem Letz-

teren that ich vielleicht Unrecht, denn ich zweifle, ob ſie eine Chriſtin war. Alsdann warf ich mich auf mein Roß, ſprengte nach Cordova zurück, und gab mich beim erſten Wachthauſe zu erkennen. Ich habe eingeſtanden, daß ich Carmen ermordet hatte, aber ich mochte ihnen nicht ſagen, wohin ich den Leichnam verſteckt hatte. Der Eremit war ein frommer Mann — er hat gewiß für ſie gebetet und eine Meſſe für das Heil ihrer Seele geleſen ... Armes Kind! die verfluchten Cale ſind an Allem Schuld; warum haben ſie ſie ſo erzogen!“ ... —

Dramatiſches.

Die Unzufriedenen.

Politiſche Komödie.

1830.

Perſonen:

Der Graf des Tournelles.
Die Gräfin des Tournelles.
Eduard von Rangis, Neffe der Gräfin, Lieutenant bei den berittenen Jägern der Garde.
Der Baron von Machicoulis.
Der Graf von Fierdonjon.
Der Marquis von Malespine.
Der Chevalier von Thimbray.
Bertrand, genannt Ohne Furcht, früher Offizier unter den Chouans der Vendée.
Juliette, Kammermädchen der Gräfin de Tournelles.
Franz, ein vertrauter Diener des Grafen.
Ein Gendarme.

Der Schauplatz iſt auf dem Schloſſe Tournelles, in einem an die Vendée ſtoßenden Departement; die Zeit das Jahr 1810.

Die Unzufriedenen.

Scene: Ein geräumiger Speiſeſaal; in der Mitte ein Tiſch mit einem grünen Teppich, darauf Tintenzeuge, Federn, Papier u. ſ. w.

Erſte Scene.

Franz, Juliette. (Sie ſtellen Stühle um den Tiſch her.)

Franz: Glauben Sie mir's auf's Wort, Julchen, 's iſt gerade wie in der Revolution! Sie wollen offenbar wieder einen öffentlichen Wohlfahrts-Ausſchuß einführen. Jener Wohlfahrts-Ausſchuß hatte auch einen Tiſch mit einem grünen Teppich wie dieſer hier!

Juliette: Bah, Franz! Ihr wißt nicht, was Ihr ſagt! Madame hat ja einen unüberwindlichen Abſcheu vor der Revolution und vor Allem, was darnach ſchmeckt; ich meinestheils glaube eher, ſie wollen Entreime machen, wie im vorigen Winter.

Franz: Entreime? Was iſt denn das?

Juliette: Ein Spiel iſt's; aber es gehört Geiſt dazu, um es ſpielen zu können ... Jede Perſon ſchreibt irgend etwas auf ein Stück Papier, eine andere Perſon lieſt es alsdann laut vor und die Andern lachen wie die Narren. — Doch ſtille, ... da kommt die Gräfin! Tummelt Euch, Franz, daß Ihr den Lehnſtuhl herüberſchafft, vor dem ſie geſtrochen hat!

Zweite Scene.

Franz, Juliette, die Gräfin des Tournelles.

Die Gräfin: Juliette! hole mir die kleine bronzene Glocke herüber, welche auf dem Lesetisch in meinem Boudoir steht!

Juliette: Die Glocke?... Wenn mich aber die gnädige Frau rufen will, werde ich eben so gut auf den Klingelzug dort an der Thüre hereinkommen! Ja, ich werde diese Klingel da noch besser hören!

Die Gräfin (barsch): Ich habe Dich geheißen, die Glocke aus meinem Boudoir herbeizuholen, habe aber nicht gesagt, daß ich sie brauche, um damit Dir zu schellen . . . Geh'!

Juliette: Ich sage ja nicht . . . nun ja ich gehe schon, Madame! (Bei Seite): Wofür denn alle diese Zurüstungen?

(Sie eilt hinaus, und Franz mit einem Schreibtischstuhle tritt herein.)

Die Gräfin: Franz, stelle diesen Stuhl in die Mitte vom Tische . . . Dummkopf, man stellt ihn nicht obenan, sondern an die Seite. — So, nun ist's recht. Entferne Dich jetzt wieder! — (Er geht hinaus.) Dieser Speisesaal hat ganz das Ansehen, als sey er eigens zum Zweck unserer Versammlung gebaut worden. Alles wohl erwogen, entspricht er der Feierlichkeit jedenfalls besser, als das unterirdische Gewölbe des alten Thurm's. — Das Gewölbe wäre freilich poetischer, allein es ist zu feucht, und wir könnten uns dort einen Schnupfen oder eine Brustentzündung holen. — Diese Klingel wird guten Effekt machen. Zudem dürfte ja die Erörterung zuweilen etwas stürmisch und laut werden, und der Präsident wird alsdann wohl der Glocke bedürfen. Ich hoffe, die Herrn werden Alles charmant finden.

Juliette (kehrt mit der Glocke zurück): Hier ist sie, Madame! wohin soll ich sie stellen?

Die Gräfin: Lege sie neben den großen Armstuhl auf den Tisch. — Juliette, Du hast mich gestern um die Erlaubniß

gebeten, Deine Schweſter beſuchen zu dürfen: Du kannſt ſie heute beſuchen, ich habe Dich heute nicht nöthig.

Juliette: Verzeihen Sie, gnädige Frau, meine Schweſter erwartet mich heute gar nicht. Zudem haben Sie ja ſchon Ihrem Kutſcher erlaubt, auszugehen, und der Herr Graf hat ſeinen Kammerdiener weggeſchickt ... Wenn nun die gnädige Frau zufälliger Weiſe Beſuch bekäme ... ſo wäre ja gar Niemand von der Dienerſchaft da.

Die Gräfin (bei Seite): Will ſie vielleicht nur hier bleiben, um uns auszuſpioniren? — (Laut). Ich erwarte heute Niemanden; indeſſen magſt Du es halten wie Du willſt, Juliette. Auf jeden Fall mußt Du mir das Buch, das auf meinem Nachttiſche liegt, zu Frau von Sainte-Denize tragen; das iſt nun ganz in der Nähe von Deiner Schweſter, und kaum ein halbes Stündchen von hier entfernt. Du richteſt ihr meinen höflichen Dank aus, und ſagſt ihr ...

Juliette: Was ſoll ich ſagen, gnädige Frau?

Die Gräfin: Daß ... die ... Verſammlung ...

Juliette: Welche Verſammlung?

Die Gräfin: Sie weiß ſchon darum ... — warte, ich will ihr einige Zeilen ſchreiben, da ich mich doch nicht auf Dein Gedächtniß verlaſſen kann! — Ach ſo, Juliette, geh' und hole mir eine der Porcellain-Vaſen von meinem Kamine! ... — (Juliette entfernt ſich) Ich vergaß ganz die Urne zur Abſtimmung ... das allerwichtigſte Geräthe ... (Sie ſchreibt): „Meine theuerſte „Freundin! endlich verſammeln ſich die Herren „heute in unſerem Hauſe, und wir organiſiren „jene geheime Geſellſchaft, zu welcher Sie“ .. — Gemach! iſt dieß nicht allzuklar? nur vorſichtig! — (Sie zerreißt den angefangenen Brief; alsdann nimmt ſie ein neues Blatt und ſchreibt): „Unſere Freunde beſuchen mich heute; wir“ ... — ein trefflicher Einfall! — „wir werden uns angelegen „ſeyn laſſen, jene frühere Mode“ ... — unterbrechen! —

„wieder zu Ehren zu bringen, von der ich Ihnen „bereits gesagt habe, und die Sie eben so sehr „lieben als ich. — Nachschrift: Suchen Sie mein „Kammermädchen so lange wie möglich zurückzu„halten" . . . — Sie wird mich wohl verstehen . . . (Julie tritt herein.) Was machst Du? weßhalb denn beide Vasen, ich habe ja nur eine Einzige verlangt.

Juliette: Es geschah nur der Symmetrie wegen, gnädige Frau.

Die Gräfin: Symmetrie! was kümmert mich die Symmetrie! . . . trage diese da nur wieder zurück, und stelle jene neben die Glocke. Halt, Du mußt dieses Billet sammt dem Buche Frau von Saint-Denize zurückgeben . . . und, warte, noch einen Auftrag . . . Auf dem Rückwege gehst Du mir zu Piten, meinem Buchhändler, und verlangst von ihm den Fürsten von Machiavell — vergiß es ja nicht: den Fürsten, von Machiavell!

Juliette: Den Fürsten, von Machiavell; aber lieber Gott, gnädige Frau, wenn es ein neuer Roman ist, hat ihn Herr Piten vielleicht noch nicht einmal kommen lassen.

Die Gräfin: Dieses Buch ist so bekannt, daß es sich in jedem Buchladen vorfinden wird. Halt, ich will Dir den Titel noch aufschreiben: Den Fürsten, von Machiavell, in der besten Uebersetzung. (Juliette tritt ab.) Endlich bin ich sie doch los! was Franz anbelangt, so kann ich mich auf ihn verlassen. — Die Zeit vergeht fürchterlich langsam! — Ich bin vor Freude ganz außer mir. Mir ist, als sey ich erst jetzt in meinem Element. Ach, eine Verschwörung ist doch die angenehmste Beschäftigung!

(Der Graf des Tournelles tritt ein.)

Dritte Scene.

Der Graf, die Gräfin.

Die Gräfin: Nun, Herr Graf, der Augenblick rückt heran; sind Sie Ihrem Schrecken halt los?

Der Graf: Meinen Schrecken?... Sagen Sie lieber: meine Unruhe, welche durch die Umstände sehr gerechtfertigt wird. Offen gestanden, die Sache gefällt mir gar nicht. Gerade in diesem Augenblick eine Verschwörung anzuzetteln!... denn es ist nicht zu läugnen, daß wir conspiriren. — Ich weiß nicht, ob Sie begreifen, wie gefährlich es ist, in einer Zeit wie die unsrige, und unter so einer argwöhnischen Polizei, wie die des Kaisers, ein Complott anzuspinnen! Wissen Sie, daß die Polizei im höchsten Grade brutal ist, und daß, wenn wir verrathen werden, wir uns noch glücklich preisen müssen, damit davongekommen, daß wir unser Lebenlang im Schlosse Ham oder im Thurme von Vincennes eingesperrt werden.

Die Gräfin: Aber der Ruhm, wenn unser Anschlag glückt!

Der Graf: Der Ruhm ist nur ein großes Wort, sonst nichts. Da wir uns übrigens einmal . . . und zwar fast ein wenig zu leichtsinnig . . . auf diese Sache eingelassen haben, so wollen wir wenigstens das Unsrige thun, um sie mit so viel Vorsicht als möglich zu Ende zu führen. Lassen Sie uns meinetwegen conspiriren, weil Sie es einmal so haben wollen, aber wir wollen uns wenigstens nicht compromittiren. Soll ich Ihnen, unumwunden meine Gedanken über diese Angelegenheit mittheilen? — Wohlan denn, ich fürchte, daß Sie gerade unserer Sache Schaden bringen könnten durch Ihren Eifer, der sich gewissen bis zur Tollkühnheit steigert. Warum machten Sie zum Beispiel neulich in der Abendgesellschaft des Herrn Präfekten vor wenigstens zwanzig Personen Anspielungen, der Krieg in Spanien

gefallen Ihnen gar nicht, und Sie bedauerten, daß Ihr Neffe dorthin gesandt worden sey?

Die Gräfin: Ist es nicht ein ganz abscheulicher fluchwürdiger Krieg, den man gleich mit einem Verrathe eingeleitet hat? . . . Und wer sind denn die Opfer, welche unter dieser niederträchtigen Treulosigkeit leiden müssen? sind es nicht Fürsten, welche wir besonders verehren müssen, weil sie mit dem erlauchten Hause verwandt sind, welches uns früher regierte, und das wir mit Gottes Hülfe wohl bald wieder auf den Thron bringen werden?

Der Graf: Reden Sie doch nicht so laut: Franz könnte Sie im Vorzimmer draußen hören. — Ich stimme ja ganz mit Ihnen überein, daß dieser Krieg ein niederträchtiger ist: allein bei dem Präfekten etwas Derartiges zu äußern! . . . Er hatte sich's wohl hinter die Ohren geschrieben, denn nach Tische bot seine Frau in der ganzen Gesellschaft Kaffee herum, vergaß aber mich absichtlich.

Die Gräfin: Diese erbärmliche Rache ist einer solchen Kreatur ganz würdig, welche sich jetzt in ihrer Kallesche breit macht, als wüßte man nicht, daß sie nur die Tochter eines Posamentiers ist. — Nur Geduld, in kurzer Zeit werden alle diese Pilze wieder in den Staub getreten, welche während der Revolution auf den Trümmern des Thrones aufgeschossen sind.

Der Graf: Ja wir wollen die gesetzliche Ordnung wieder herstellen, und ich sehne mich ordentlich nach ihrer Rückkehr. Bei diesen erbärmlichen neumodischen Gesetzen kann man nicht einmal diese niederträchtigen Wildbrüder auf die Galeere schicken, welche uns unsere Rebhühner wegschießen, so daß wir nach dem ersten Oktober, wenn uns die Jagdgesetze das Schießen wieder erlauben, nicht einmal eine Feder mehr auf unsern Feldern antreffen.

Die Gräfin: Erinnern Sie sich noch der glorreichen Verrechte, deren Ihre Ahnen genießen!? ist es nicht eine That-

ſache, welche Sie laut zur Rache auffordern muß, daß kein Graf des Tournelles mehr Gouverneur der Provinz iſt, da doch die Ahnen dieſes Hauſes ihre eigenen Reiſigen unterhielten und ſich einen Brückenzoll von jeder Perſon bezahlen ließen, die den erbärmlichen Steg eine Stunde von hier paſſirte?

Der Graf: Ich beſitze wenigſtens Pergamente, welche dieſe Anſprüche nachweiſen.

Die Gräfin: Iſt es endlich nicht eine Schande, daß Sie, Herr Graf des Tournelles, als Sie in einem Augenblick der Verzweiflung bei dem Uſurpator um die Stelle eines Kammerherrn einkamen, dieſen erbärmlichen Poſten nicht einmal erhalten konnten? Muß uns dieſer Schimpf nicht alle andern Rückſichten vergeſſen machen, welche uns vielleicht die Klugheit vorſchreiben könnte?

Der Graf: Ich hatte es einen Augenblick ganz vergeſſen... es iſt wahr . . . dieſer Menſch wird fürchterlich übermüthig und undankbar, ſeit er auf dem Throne ſitzt. — Aber hüten Sie ſich doch ja, Madame, ein Wort von dieſer Bitte vor den Herren fallen zu laſſen, welche wir ſogleich bei uns ſehen werden!

Die Gräfin: Seyen Sie nur ruhig! ich erwähne dieſes Umſtandes nur, um Ihnen zu zeigen, wie weit es bereits mit der Unordnung gekommen iſt, und um Ihnen zu beweiſen, daß nun der Augenblick da iſt, wo alle Franzoſen ein demüthigendes Joch abſchütteln müſſen.

Der Graf: Sie haben Recht, alle Franzoſen ſollen ſich verſtändigen, um dieſes Joch abzuſchütteln. Alle Wetter! wenn alle Franzoſen in Maſſe ſich gegen den Uſurpator erheben würden, wäre ich gewiß keiner der Letzten, der zu den Waffen griffe. — Aber den Henker auch! wir ſind kaum unſerer fünf bis ſechs, und wollen uns gegen einen allmächtigen Fürſten verſchwören. — Unſere Unternehmung iſt ſehr gewagt und ſehr gefährlich; ich habe die ganze Nacht darüber nachgedacht, ohne ein Auge ſchließen zu können. Freilich hatte ich kaum zuvor Saint-Real's Ver-

schwörungen gelesen, und das hatte mich einigermaßen eingeschüchtert. Sie sind alle immer entdeckt worden. — Ich habe eine Ahnung...

Die Gräfin: Ich bitte, verschonen Sie mich gefälligst mit Ihrer Unruhe und Ihren Ahnungen. Wie? Sie sind ein Mann — ein Edelmann — Sie sind Militär gewesen, und dennoch beben Sie vor Allem zurück?... Ich, die ich nur eine Frau bin, überschaue ruhigen Blickes alle Folgen der Unternehmung, auf welche ich mich eingelassen habe. Wohlan denn! mag man auch unsere Verschwörung entdecken, mag man mich auch verhaften, mag man mich auch in's Gefängniß schleppen! — es wird mir nur ein wahres Vergnügen verursachen, vor meinen Richtern erscheinen und meine Sache vertheidigen zu können! — 'Ja, ich habe conspirirt,' werde ich ihnen alsdann zurufen, ich habe mich zum Sturz Eures Kaisers verschworen, und wenn es ein Verbrechen ist, daß ich mein Vaterland von einem Tyrannen befreien wollte, so bin ich allerdings schuldig; ich werde mich ganz einfach kleiden, in ein schwarzes wollenes Gewand, die Haare in einfachen Flechten aufgewunden: keine Pretiosen... nur ein einfaches goldenes Kreuz. — Ich werde vor der versammelten Menge reden, und bin überzeugt, daß ich einen tiefen Eindruck hervorbringen werde... Eine junge elegante Dame, die man einer staatsgefährlichen Verschwörung beschuldigte, — alle Herzen werden für sie schlagen, alle Gemüther für sie günstig eingenommen seyn. Und wenn es alsdann gälte, sogar zum Tode zu schreiten...

Der Graf: Verschonen Sie mich, Madame! Wenn Sie fortfahren, auf diese Weise zu reden, so geben Sie bei mir der Befürchtung Raum, Sie würden sich am Ende selbst angeben, um nur das Vergnügen zu genießen, die Heldin eines Romans zu werden. Melanie, Melanie, ich verwahrscheine Ihnen, die Romane, welche Sie immer lesen, werden Ihnen noch den Kopf verrücken!

Die Gräfin: Wenn ich aus den Werken, die ich lese,

dieſe edlen großmüthigen Empfindungen ſchärfte, ſo däucht mir, Herr Graf, Sie könnten ſie nicht oft genug leſen. Allein die Zeit vergeht raſch, die Stunde der Zuſammenkunft naht, und Sie haben noch nicht einmal Toilette gemacht. Es wäre vielleicht auch wünſchenswerth, daß Sie noch einmal ganz allein meine oder vielmehr Ihre Rede überleſen, bevor Sie ſie dieſen Herren verleſen. Beſonders geben Sie ſich Mühe, das Ende derſelben, die Schlußrede und Anwendung recht ausdrucksvoll zu deklamiren.

Der Graf: Die Anwendung? . . . wenn Sie mir erlauben wollen, meine Meinung zu äußern, ſo muß ich ſagen, daß ich ſie allzu kühn finde; zudem kommen Phraſen darin vor, welche gar kein Ende nehmen; es wird verteufelt ſchwer ſeyn, dabei nicht außer Athem zu kommen . . .

Die Gräfin: Ich bitte Sie, Herr Graf, beeilen Sie ſich doch! bemühen Sie ſich namentlich, eine heitere Miene anzunehmen. Das Leben iſt ein Spieltiſch, woran man ſich nur amüſirt, wenn man das allerhöchſte Spiel ſpielt.

Der Graf: Ha, Napoleon! wenn Du wüßteſt, welchen Gefahren Du jetzt ausgeſetzt biſt, Du hätteſt mir wahrlich den Kammerherrnſchlüſſel nicht abzuſchlagen gewagt!

Die Gräfin: Beeilen Sie ſich . . . ich höre ſchon einen Reiter in den Hof ſprengen!

Der Graf (eilt an's Fenſter und blickt hinaus): O, Himmel! ein Militär! ein Offizier! wir ſind verloren! Alles iſt entdeckt, und ſchon erſcheinen die Häſcher des Kaiſers, um uns zu verhaften!

Die Gräfin: Faſſen Sie ſich! jetzt iſt Geiſtesgegenwart vor Allem nothwendig. (Sie ſetzt ſich an den Tiſch, ergreift eine Feder und ſchreibt, indem ſie ſehr laut mit ihrem Gemahl redet). Sie glauben alſo, wir ſollen zu dieſem Balle den Herrn Präfekten, den Commandanten der Gendarmerie, und den Generalprokurator einladen? . . . .

(Eduard von Mangis tritt ein.)

Vierte Scene.

Eduard von Rangis, der Graf, die Gräfin.

Eduard: Guten Tag, liebes Bäschen, — erkennen Sie mich noch?

Die Gräfin: Eduard!

Eduard: Geben Sie mir einen Kuß, liebes Bäschen, wenn Ihnen mein Schnurrbart nicht bange macht. — Alle Wetter! Sie sind ja ein charmantes Frauchen! der Teufel soll mich holen, wenn Sie nicht noch schöner geworden sind! der Ehestand hat in der That . . .

Der Graf: Herr von Rangis, ich bin überaus erfreut...

Eduard: Herr von Rangis? Zum Henker mit Ihrem Herrn von Rangis! nennen Sie mich schlechtweg Vetter Eduard — kommen Sie, Vetter, geben Sie mir ebenfalls einen Kuß, denn ich bin Ihnen von Herzen gut. Alle Teufel, es ist schon lange her, daß wir uns nicht mehr gesehen haben. Sie sind schnell alt geworden, Vetterchen!

Der Graf: Finden Sie das wirklich?

Eduard: Sie, Cousine, waren noch ein allerliebstes kleines Backfischchen, als ich nach Deutschland marschirte. Potz millionen Bomben! wie gewaltig haben Sie sich verändert! . . . Sie haben zwar jetzt noch eine sehr schöne Taille! allein im Uebrigen . . . alle Teufel, es scheint, Sie haben hier eine gute Luft, und Luft und Essen schlägt bei Ihnen an.

Die Gräfin (zu Gotte): Ein sonderbarer Mensch mit seinem barschen soldatischen Wesen!... Allein bei allem dem ein allerliebster junger Mann!

Der Graf (leise): Wie sollen wir's nur anstellen, um ihn wieder los zu werden!

Eduard: Denken Sie sich, Cousine, ich habe auf einen ganzen Monat Urlaub genommen, und denke, die ganze Zeit bei Euch zuzubringen, vorausgesetzt, daß Ihr nichts dagegen einzu-

wenten habt, denn ich verſtehe beinahe vor Verlangen, Euch wieder zu ſehen. Wir werden allerhand tolle Streiche mit einander machen, nicht wahr? Die Jagd, der Fiſchfang, die Spazierritte ſollen uns die Zeit ſchon vertreiben, und an Abenteuern und muthwilligen Streichen ſoll es, ſo Gott will, auch nicht fehlen. Ich bin in der allerbeſten Laune zu Muthwillen und Schabernack aller Art, und hoffentlich thun Sie doch auch mit. Vetter, wenn es ſich darum handelt, ein paar tolle Streiche zu machen! . . . Ich habe Sie ja früher gekannt. Geſtatten! . . . Soll ich Ihrer allerliebſten Frau beichten, was ich von Ihnen weiß?

Der Graf: Und wenn ich ihr nun ſagte, was ich alles von Ihnen weiß, Sie leckere Haut?

Eduard: Thun Sie das, ich ermächtige Sie dazu. — Denken Sie ſich, ich bringe zwei prachtvolle Jagdhunde mit mir, zwei ächte engliſche Wachtelhunde von reinſter Race. Sie kommen aus Deutſchland, und gehörten dort einem Fürſten, deſſen geſammte Staaten wir im Vorbeigehen in die Taſche geſteckt haben. Sie ſollen ſehen, welche allerliebſte Thiere das ſind! — Uebermorgen werden alsdann meine Pferde eintreffen; geben Sie Acht, was für herrliche Thiere das ſind! ich bringe eine arabiſche Stute mit, welche meine Gemahlin reiten ſoll. — Sie haben doch wilde Schweine hier, nicht wahr? ich bringe nämlich auch einen Hund für die Eberjagd mit — einen prächtigen Hund, den ich aus Böhmen bezogen habe! — aber, beſte Gemahlin, Sie müſſen nun Ihre Katzen einſperren laſſen, ſonſt erwürgt er Ihnen alle mit einem einzigen Biß. — Alter Vetter, wir wollen ein ideales Leben führen. Sie haben ja Nachbarn, nicht wahr? um ſo beſſer; je mehr Narren in der Runde, deſto toller die Luſt. Bei Tage gehen wir auf die Jagd, oder trinken den Champagner meiner Gemahlin; am Abend machen wir Muſik oder ſingen Duette; ich habe jetzt eine Stimme, daß ich mit dem Cantor einer Kathedrale wetteifern könnte . . . la, la, la . . . Auch wollen wir tanzen, ich will der Gemahlin den Hof

machen, wenn der Herr Vetter nichts dagegen hat, und nicht eifersüchtig sein will. Nicht wahr, Vetter, Sie sind nicht eifersüchtig? Sakrament! suchen die Deutschen, man muß sich die Zeit vertreiben auf dieser Welt.

Der Graf (leise zur Gräfin): Sehen Sie doch, daß Sie ihn los werden!

Die Gräfin (eben so): Ich habe meine Absichten mit ihm.

Eduard: Vetter, um welche Stunde speisen Sie? Wissen Sie wohl, daß mich hungert, wie einen Corsaren? Ich werde wahrhaftig nicht das Essen abwarten können.

Der Graf: Ich werde sogleich Befehl geben, daß man Ihnen ein Frühstück auf das Zimmer bringt.

Eduard: Nein, nein! ich möchte lieber hier einen kleinen Imbiß aus der Hand verzehren, und dabei plaudern. Zum Henker auch, ich habe bei'm Regimente gelernt, wie man zugleich essen und schwatzen kann, ohne deßhalb einen einzigen Mundvoll zu verlieren. — (Er ruft): Holla! he! hier her! holla! he!... Wie heißen Eure Dienstleute? heda! holla!

Die Gräfin (welche geklingelt hat, zu dem eintretenden Franz): Servire dem Herrn hier sogleich die Wildpretpastete! Was für einen Wein wollen Sie?

Eduard: Merdieu, welche Frage! natürlich nur Burgunder!... Haben Sie noch einige Flaschen von dem trefflichen Pomart-Wein, den ich früher bei Ihnen trank, und welchen Sie bis zu meiner Rückkehr ans Deutschland für mich aufzuheben versprachen?

Die Gräfin: Sie haben ein gutes Gedächtniß, Cousin! — Franz, bringe Herr von Rangis eine Flasche Pomart! Aber Sie beeilen sich doch, Eduard, nicht wahr? wir brauchen den Tisch demnächst. — Herr Graf des Tournelles, gehen Sie jetzt, und kleiden Sie sich an; Eduard wird Sie zu entschuldigen wissen.

Eduard: Alle Wetter! es wäre wahrlich thöricht von seiner Seite, wenn er mit mir Umstände machen wollte. — Ich

werde raſch fertig ſeyn, Couſine; ich habe Hunger wie ein Wolf — Schluck und Druck, ſo wird's vorbei ſeyn.

Der Graf (leiſe zur Gräfin): Wie wollen Sie es aber anſtellen? . . .

Die Gräfin: Laſſen Sie mich nur gewähren!

Der Graf (wie oben): Es wäre vielleicht gerathener, Alles aufzuſchieben, bis er wieder abgereiſt iſt . . .

Die Gräfin: Geben Sie nur, ſage ich Ihnen, . . . ich verbürge mich, daß ich ihn zu unſerer Fahne ſchwören mache!

(Der Graf geht ab.)

Fünfte Scene.

Eduard, die Gräfin.

Eduard (ſetzt ſich zu Tiſche, und fängt an zu eſſen): Was Teufels ſtecken Sie denn da die Köpfe zuſammen, und flüſtern ſich zu? haben Sie Geheimniſſe vor mir? oder genire ich Sie vielleicht?

Die Gräfin: Im Gegentheile, lieber Eduard, wir ſind vielmehr ſehr erfreut, Sie zu ſehen, und in unſerem Familienkreiſe begrüßen zu dürfen. Ich werde Ihnen ſpäter ſagen, was mir der Graf ſo eben mittheilte. Wie es ſcheint, erfreuen Sie ſich noch immer eines guten Appetits.

Eduard: Bei'm Regimente habe ich ſchnell eſſen lernen, in unſerer Garniſon in Deutſchland habe ich lange eſſen lernen, ſo daß ich jetzt ſchnell und lange zu eſſen im Stande bin. Zudem müſſen Sie wiſſen, daß ich heute früh auf einem erbärmlichen Poſtklepper ſchon volle zehn Meilen zurückgelegt habe, um Sie deſto früher zu ſehen . . . Aber ich vergaß ganz, daß es unhöflich iſt, neben einer hübſchen Frau einen ſolchen Appetit an den Tag zu legen . . . . (Er ſchiebt ſeufzend die Paſtete zurück.) So, nun bin ich fertig.

Die Gräfin: Wie, Sie wollen Umſtände mit uns machen?

ſo fahren Sie doch fort; aber laſſen Sie wenigſtens noch ſo viel Raum übrig, daß Sie auch dem Diner die gehörige Ehre anthun können! — (Sie ſchenkt ihm ſein Glas voll.) Wie finden Sie dieſen Wein, Vetter?

Eduard: Vortrefflich, zumal da Sie mir ihn kredenzt haben.

Die Gräfin: Haben Sie dieſe Galanterien alle beim Regiment gelernt, Couſin?

Eduard: Kommen Sie Couſine, ſchenken Sie mir nochmals ein! — ſehen Sie, beim Regiment lernt man die Wahrheit ohne alle Flauſen ſagen. Beiläufig geſagt, muß ich Ihnen geſtehen, daß Sie eine allerliebſte junge Frau geworden ſind, Sie dürfen mir das auf's Wort glauben, denn es iſt buchſtäblich wahr. Sie ſind zehn-, ja zwanzigmal hübſcher, als zur Zeit, wo Sie ſich verheiratheten — vor etwa vier Jahren — und wo ich in Sie verliebt war wie ein Rekrute, und es Ihnen nicht einmal zu geſtehen wagte.

Die Gräfin: Wie naiv Sie doch ſind, Vetter?

Eduard: Ja, meiner Treu! Ich bin naiv, und mehr noch, als Sie wohl vermuthen. Es kommt nur auf Sie an, wenn ich Ihnen zeigen ſoll, wie originell und naiv ich manchmal ſeyn kann, wenn ich mich darauf lege. (Er geht auf)

Die Gräfin: Ich glaube es Ihnen unbeſchworen. Aber kommen Sie, Vetter, ſetzen Sie ſich wieder zu mir, und laſſen Sie uns von ernſten Dingen reden. (Sie ſchenkt ihm von Neuem ſein Glas voll.) Erzählen Sie mir jetzt von Ihren Feldzügen und Ihren Liebſchaften, denn das Eine iſt vom Andern unzertrennlich! — Ich ſehe, daß Sie noch dieſelbe Epaulette tragen, wie damals, wo Sie in's Feld zogen. Ei ei, ich hoffte Sie wenigſtens als Oberſt zurückkehren zu ſehen.

Eduard: Zum Teufel auch, das Wetter hol' den Soldatenſtand! an mir hat es wahrlich nicht gefehlt. Man darf nicht nur pfeifen, um die Epauletten davon zu tragen. Was

wollen Sie! ich bin Lieutenant, noch immer Lieutenant. Sogar das Kreuz der Ehrenlegion iſt mir vor der Naſe verübergetragen worden. Aber nur Geduld, wenn mir nicht eine Kanonenkugel einen Strich durch die Rechnung macht . . .

Die Gräfin: Unter der gegenwärtigen Regierung haben Leute von Stande nichts zu hoffen: nur dem gemeinen Geſindel gelingt es, ſich emporzuſchwingen.

Eduard: Bah! ich habe auch Unglück gehabt; in unſerem verdammten Regimente wollen die Burſchen gar nicht in's Gras beißen! . . . Ich glaube, alle meine Kameraden ſind kugelfeſt. Ja, wenn mir die Mathematik keine zu harte Nuß geweſen wäre, hätte ich unter die leichte Artillerie treten können . . . dort peuſſirt man ſich raſch, und das Avancement hat gar keine Schwierigkeiten. Denken Sie ſich, die Batterie leichte Artillerie, welche bei unſerer Brigade ſtand, iſt während des letzten Feldzugs nicht weniger als dreimal in ihrem Stabe ganz neu ergänzt worden. Einer meiner Kameraden, der voriges Jahr noch Lieutenant war wie ich, rückt jetzt zum Schwadrons-Chef vor, wenn er nicht an einer Flintenkugel ſtirbt, die ihn mitten auf den Magen getroffen hat.

Die Gräfin: Glauben Sie mir, Eduard, wäre die Revolution nicht geweſen, Sie wären bei Ihrer Abkunft und Ihrer Bravour jetzt ſchon Oberſt.

Eduard: O ja, das iſt wohl möglich, allein ein Oberſt in jener Zeit war ein ganz kurioſer Kerl. Wenn er nur ſeinen Stutzhut zierlich tragen, den Hofdegen hübſch baumeln laſſen, und in den Vorzimmern der Frau von Pompadour, der Maitreſſe Ludwigs des Sechszehnten, ſich mit Grazie zu zeigen wußte, ſo war der ganze Burſche ſchon fertig. Das mag eines ſchönes Vergnügen geweſen ſeyn, und ein noch wohlfeilerer Ruhm!

Die Gräfin: Ei ei, wie unwiſſend ſind Sie doch noch in dieſem Stücke, oder vielmehr, wie ſehr, hat man Sie ſchon verderben! hätte die Revolution nicht Alles umgeſtürzt

und auf den Kopf gestellt, Sie wären jetzt einer der beliebtesten und berühmtesten Edelleute unserer Zeit ... Sie würden dem ganzen Hofe zur Zierde gereichen, Sie wären jetzt Marquis!

Eduard: Ach beste Cousine, lassen Sie mich nur mit meinem Marquisat mit Frieden. Wenn man mich beim Regiment erzürnen wollte, so nannte man mich den Herrn Marquis. Fürwahr ein lächerlicher Stand um einen Marquis! der Marquis von Mascarille! Springe, Marquis! — alle Wetter, Cousine! ich habe von Simencau, einem Lieutenant vom zehnten Regiment, einen tüchtigen Degenstoß bekommen, und ihm einen eben so guten verabreicht, weil er mich Marquis genannt hatte. Sehen Sie, Cousine, da ich Ihnen nun nicht mit Degenstößen kommen kann, wenn Sie mich Marquis nennen, so muß ich Sie zur Strafe dafür küssen.

Die Gräfin: Welch ein gefährlicher Verderber und Zerstörer der Jugend ist doch dieser Bonaparte! Ein junger Mann aus einer der edelsten Familien des Reiches, wie Sie, Vetter! ist also auch ein Trabant des Corsen geworden? — Sie sind also ebenfalls ganz begeistert für Ihren Kaiser? er ist Ihr Abgott? Ihr Idol? Sie beten ihn wohl auch an?

Eduard: Meiner Treu, wenn Sie das anbeten nennen, was ich für ihn fühle, so betet ihn wohl kein Mensch an, ich hätte auch gar keinen Grund dazu, dem Kaiser sonderlich gewogen zu seyn. Als mein Oberst von ihm das Kreuz der Ehrenlegion für mich verlangte, maß er mich vom Kopf bis zum Fuß, wie ein Remente-Pferd, und sagte: er ist noch zu jung! — Er ist nichts weniger als höflich, der kleine korsische Korporal!

Die Gräfin: Weil Sie zu jung waren? ... welcher schwarze Undank! welche gehässige Ungerechtigkeit!

Eduard: Sie mögen wohl recht haben, liebe Cousine! bei der letzten Affaire hatten wir in Gemeinschaft mit den Lanciers der Garde ein Karree zu sprengen; diese Herren von der Garde sind die Schooskinder des Kaisers: sie verloren etwa

dreißig Mann bei dem Angriff, wir mindeſtens ebenſoviel. Der General, der uns befehligte, wollte ſich bei dem Kaiſer beliebt machen, und rapportirte: Ihre Lanziers haben ſich wieder mit Ruhm bedeckt, Sire; das Karree iſt zerſprengt, die feindlichen Huſaren ſind beinahe aufgerieben worden, aber ihre tapfern Lanziers haben einen ſehr ſtarken Verluſt gehabt. Der Verluſt der Chaſſeurs vom zehnten Regiment iſt nur unbedeutend.... Auf dieſe Weiſe fielen alle Orden den Lanziers zu, und wir hatten die Schläge, den Spott, das Nachſehen, die ſchlechteren Quartiere, kurzum den ganzen Plunder....

Die Gräfin (ſchenkt ihm wieder das Glas voll): Ich ſagte es Ihnen ja, Vetter, der Kaiſer iſt der Ungerechteſte aller Menſchen. Ihnen den Orden abzuſchlagen, welche Ungerechtigkeit! Eduard, Sie ſtammen von einem allzu edlen Blute her, um nicht eine ſolche Kränkung tief fühlen zu müſſen.

Eduard: Was hilft es mir, wenn ich auch die Kränkung fühle!

Die Gräfin: Freilich, aber deßhalb ſollten Sie ſich auch rächen.

Eduard: Natürlich, der Kaiſer wird ſich auch kurios verwundern, wenn ich nun meine Entlaſſung eingebe. Aber doch iſt es auf der andern Seite wieder nicht möglich, in Kriegszeiten ſeinen Abſchied zu nehmen! Es wäre eine Schande. Unſer Regiment iſt ja überdieß bereits dazu auserſehen, nach Spanien geſchickt zu werden.

Die Gräfin: Nach Spanien? Wie, Vetter? Sie wollten an dieſem abſcheulichen frevelhaften Kriege Antheil nehmen?.. Haben Sie den Verrath von Bayonne ſchon ſo bald wieder vergeſſen?

Eduard: Bah, bah! Dieſes Geſindel von Spaniern ſoll ſich nur allzu glücklich preiſen, wenn wir ihnen ihre Pfaffen vom Halſe ſchaffen wollen!

Die Gräfin: Ei, ei, Eduard! Sie thun mir wahr-

lich wehe! Es iſt traurig, daß man einen Menſchen von Ihrer Herkunft und Stellung derartige politiſche Grundſätze ausſprechen hört.

Eduard: Ich und politiſche Grundſätze? hole mich der Teufel, wenn ich mich auch nur im Entfernteſten mit Politik abgebe.

Die Gräfin: Ich, die ich doch kaum älter bin als Sie, habe mir noch Erinnerungen bewahrt, welche bereits nicht mehr zu Ihrem Herzen zu ſprechen ſcheinen.

Eduard: Wie, Couſine! wäre es möglich? ... ach, auch ich kann eine gewiſſe Zeit nicht vergeſſen, wo Sie mir ... O! wenn Sie wüßten, was ich gelitten habe, als Sie ſich verheiratheten?

Die Gräfin: Sie verſtehen mich nicht, Eduard. Ich rede von der Zeit, wo Ihr Herr Vater und der meinige noch unter die feſteſten Stützen des Thrones gezählt wurden ... Von jener Zeit, wo man gerne ſein Leben hingab, um ſeinen König zu vertheidigen! — Ach, wenn der tapfere tugendhafte Marquis de Nangis wüßte, daß ſein Sohn ſich noch um die Ehre bemühte, unter einem Tyrannen, unter einem plebejiſchen Uſurpator zu dienen, er ſtiege aus ſeinem Grabe herauf und machte es Ihnen zum Vorwurf, daß Sie Ihre erlauchte Abkunft auf dieſe Weiſe verläugnen.

Eduard: Beſte Couſine ... Sie reden mir da in der That von Dingen ... von denen ich auch niemals nur das Geringſte gehört hatte. — Ich glaubte immer, Ihr Gemahl wolle Präfekt, Kammerherr, oder Gott weiß was werden! — Sehen Sie, meine liebe Couſine, wir Soldaten gehorchen dem Kaiſer nur, weil er der Kaiſer iſt... wer kümmert ſich auch darum, ob wir wiſſen, daß er ein Uſurpator iſt oder nicht ...

Die Gräfin: Das heißt, Sie verzichten freiwillig auf Ihre Rechte und Gefühle als Menſchen, um ſich zu Sklaven zu machen. Sie wollen alſo nie mit eigenen Augen ſehen, oder

mit eigenen Ohren hören, ſondern nur immer durch die des Kaiſers?

Eduard: Mag ſeyn, daß er ein Uſurpator iſt, allein die ganze Welt hat ihn doch anerkannt.

Die Gräfin: Mit Ausnahme aller edler fühlenden Herzen, die nie andere Fürſten über ſich anerkennen werden, als unſere armen verbannten Prinzen.

Eduard: Die Kinder Ludwigs des Sechszehnten? ich glaubte immer, ſie ſeyen in der Revolutionszeit umgekommen?

Die Gräfin: Ja, leider haben die Barbaren ſeinen Sohn in einem Kerker verſchmachten laſſen; allein ſeine Brüder leben noch in der Verbannung, und ein Rangis ſollte das vergeſſen können?

Eduard: Meiner Treu, Couſine, das habe ich nicht gewußt ... Je nun, ich leſe auch nie ein Buch oder eine Zeitung, als das Rapportbuch, und den Moniteur der Armee.

Die Gräfin: Ich geſtehe Ihnen, Eduard, ich hatte die ſchönſten Hoffnungen auf Sie geſetzt. Ich ſchmeichelte mir immer, nur der falſche Ruhm des Uſurpators habe Sie verführen können; ich hoffte ſtets, Sie wenigſtens der Partei des Rechtes und des Unglücks treu zu finden.

Eduard: Aber, beſte Couſine, ich hege freilich dieſe Anſichten, und gehöre mit Leib und Seele Ihrer Partei an ... nur weiß ich leider nicht, wie ich es angreifen ſoll, um unſerm legitimen Fürſtenhauſe meinen Arm zu leihen ...

Die Gräfin: Eduard, Eduard! ſo habe ich mich alſo glücklicherweiſe doch nicht in Ihnen getäuſcht? ... Ich weiß es, Sie ſind verſchwiegener und männlicher, als man es von Ihrem Alter erwarten ſollte; ich vertraue mich Ihnen an; Ihre politiſchen Geſinnungen mögen vielleicht ſeither in ſchnurgeradem Widerſpruch zu den meinigen geſtanden ſeyn, aber Sie ſind ein Mann von Ehre, und werden mich nicht verrathen.

Eduard: Gewiß nicht, beſte Couſine ... Aber ich wieder-

hole Ihnen, ich habe keine politische Meinung, und wenn ich je eine annehme, so ist es nur die Ihrige.

Die Gräfin: Eine kleine Anzahl muthiger Männer hat den Plan entworfen, das Vaterland von einem schimpflichen Joche zu befreien, und ich und mein Gemahl arbeiten auf den gleichen Zweck hin; vielleicht wird es uns mit Gottes Hülfe gelingen, unsere legitimen Fürsten wieder nach Frankreich zurückzurufen, und auf den Thron zu setzen . . . Vielleicht werden wir auch unterliegen! . . .

Eduard: Alle Wetter, es ist also eine vollständige Verschwörung, an der Sie arbeiten, Cousine? . . . Pestilenz! wie kommen Sie dazu, Cousine?

Die Gräfin: Ja, Eduard, es ist eine Verschwörung und zwar eine solche, die des schönsten Erfolges durchaus würdig ist. Da ich mir nun denken konnte, daß auch Sie wie ich unter der Tyrannei des Corsen seufzen werden, hatte ich beabsichtiget, Sie aufzufordern, daß Sie sich an unseren Gefahren und an unserem Ruhme betheiligen möchten . . .

Eduard: Wie, Sie conspiriren also? und zwar alles Ernstes, ohne allen Spaß?

Die Gräfin: Ja, Eduard; ich bin zwar nur eine schwache Frau, allein dennoch bin ich es, von der der ganze Gedanke und Plan dieses Complottes herrührt. — Ich habe mich ohne Hehl Ihnen mitgetheilt, Eduard . . . wenn Sie nun Ihren Kaiser mehr lieben, als Ihre Familie, so mögen Sie ihm unsere Projekte mittheilen, und uns in's Verderben stürzen . . . ich wenigstens werde mich mit Fassung in mein Loos zu finden wissen.

Eduard: Alle Teufel, wofür halten Sie mich denn? . . . Sie können nicht im Ernste so von mir denken; fenü . . . auf Ehre, da Sie dabei sind, habe ich verteufelt große Lust, mich auch bei der Sache zu betheiligen.

Die Gräfin: Sollte es wahr seyn?

Eduard: Warum nicht? ich sehe, daß es Ihnen Ver-

gnügen macht, und um Ihnen einen Gefallen zu thun, würde ich wahrhaftig durch's Feuer gehen.

Die Gräfin: Eduard, Sie sind ein allerliebster junger Mann!

Eduard: Eine Verschwörung!... das muß ein allerliebster Zeitvertreib seyn. Die Verschwörungen sind ohnedieß meine schwache Seite. Ich bin aus dem Lyceum gejagt worden, weil ich an der Spitze eines Complottes stand, um einen unserer Schulmeister zu prügeln: daher rührt es auch, daß ich nichts gelernt habe. Man steckte mich darauf in eine Militärschule, heftete mir ein Epaulett auf die Schulter, gab mir den Säbel an die Seite, und nun gute Nacht, Theorie!

Die Gräfin: Ich wette, jener Aufseher war eine Art Jakobiner, der seine Autorität mißbrauchen wollte, um einen jungen Mann von Stande recht zu quälen.

Eduard: Der Kerl hieß Ragulard.

Die Gräfin: Pfui, welch ein jakobinischer Name! — nun, mein Freund, Sie halten es also mit uns?

Eduard: In der That, Cousine... ich weiß nicht, ob Ihr guter Wein, oder die Ermüdung der Reise — oder ob, was weit wahrscheinlicher ist, Ihre schönen Augen daran schuld sind... aber ich verspüre nun, daß ich ganz auf dem Punkte bin, alles mögliche dumme Zeug zu schwatzen, und dumme Streiche aller Art zu begehen. — Ich kann nicht einmal zwei Gedanken von einander unterscheiden. — Auf Ehre, Cousine, Sie haben mich ganz behext!

Die Gräfin: Sagen Sie, lieber Eduard, ich habe in Ihrem edlen Herzen das wahre Gefühl der Liebe für unsere königliche Familie wieder entflammt; diese Empfindungen sind Leuten von unserem Blute ebenso natürlich und angeboren, als Tapferkeit und Schönheit.

Eduard: Wohlan denn! es ist entschieden, ich frage nichts mehr darnach... Hinfort werde ich nur noch unser königs-

liches Haus lieben, und Sie, beste Cousine, vor Allem. — Meiner Treu, da ist mir mein Geheimniß auf einmal entschlüpft ... aber ich sage nur, was ich denke ... es sollte mir leid thun, Cousine, wenn Sie mir deßhalb böse würden.

Die Gräfin: Sie sind ein seltsames Kind, Eduard, aber das Naturell ist gut, und werde Sie zu bekehren suchen.

Eduard: Ja, das sagte mir jenes deutsche Stiftsfräulein auch, die ich ... (bei Seite): alle Teufel, da hätte ich mich beinahe schon wieder verschnappt!

Die Gräfin: Wir erwarten noch heute, und zwar noch zur Stunde, diese Freunde, diese Getreuen, von denen ich Ihnen bereits gesagt habe, in unserem Hause. Es sind die einflußreichsten Personen in der Gegend. Der Zweck unserer Versammlung ist die Gründung einer Verbindung, deren Ziel ... ja, eine Verbindung, die sich damit beschäftigen soll ... Sie verstehen mich schon ... eines Bundes, welcher der kaiserlichen Regierung beharrlich gegenüber treten, und die erste Gelegenheit ergreifen soll, sie zu stürzen.

Eduard (lachend): Wenn man aber diese Regierung stürzen will, wird man sich tüchtig anstrengen müssen.

Die Gräfin: Seyen Sie überzeugt, lieber Eduard, daß uns mächtige Mittel zu Gebote stehen. Ich werde Ihnen während Ihres Aufenthalts in unserem Schlosse das Alles noch ausführlicher zu beschreiben und begreiflich zu machen suchen. Heute beschäftigen wir uns zunächst nur mit der Bildung, mit der Constituirung unserer geheimen Gesellschaft, unseres fürchterlichen Bundes...

Eduard: Ei, sagen Sie lieber: unserer Verschwörung; dieses Wort klingt weit hübscher.

Die Gräfin: Wir werden zunächst einige unumgänglich nothwendige Förmlichkeiten zu ordnen suchen; dann sollen Sie aber sehen...

Eduard: Ja, schon gut, es genügt mir, daß Sie dabei sind, Cousine, dann fürchte ich mich nicht zu langweilen.

Die Gräfin: Sie haben mir also Ihr Wort gegeben, Eduard, und ich rechne auf Sie. Kommen Sie, legen Sie Ihre Hand in die meinige... pfui, Eduard, keine Thorheiten, keine Kindereien! was wir jetzt beginnen, ist nur allzu ernst . . . nicht wahr, Sie verpflichten sich jetzt auch mit einem Schwure, unserer schönen edlen Sache getreu zu seyn?

Eduard: Ja, liebste Cousine, ich schwöre es.

Die Gräfin: Recht so, mein allerliebster tapferer Vetter! — Stimmen Sie nun auch mit mir in den Kriegsruf ein, mit welchem unsere Ahnen früher zum Siege auszogen: Es lebe der König!

Eduard: Es lebe der König!

Die Gräfin (klatscht in die Hände): Wir haben ihn.

Sechste Scene.

Eduard, die Gräfin, der Graf.

Die Gräfin: Kommen Sie, Herr Graf des Tournelles, umarmen Sie einen neuen Vertheidiger der guten Sache!

Eduard (bei Seite): Wie, Ihr Mann soll mich dafür küssen? hole ihn der Teufel!

Der Graf (umarmt und küßt ihn): Ich bin ganz entzückt, Vetter... (leise zur Gräfin): Aber sagen Sie mir, mein Engel, wie Teufels haben Sie es denn angestellt?

Eduard: Ei ei, Cousine, Sie haben ja aber den neuen Vertheidiger der guten Sache noch nicht umarmt? — Sie erlauben doch wohl, Cousin? —

(Er umarmt und küßt die Gräfin.)

Die Gräfin (leise zu Eduard): Pfui, Eduard, Sie hatten Unrecht, Sie sind nicht klug!

Siebente Scene.

Die Vorigen, Franz, der Baron de Machicoulis, der Chevalier de Thimbray.

Franz (eintretend, meldet an): Der Herr Baron de Machicoulis, der Herr Chevalier de Thimbray.

(Geht ab.)

Der Baron de Machicoulis: Schönste Dame, sehen Sie hier zwei getreue Ritter, welche zu Ihren Füßen schwören wollen. (Er bemerkt Eduard, leise): Ein Militär? wer ist denn dieser junge Mann?

Die Gräfin: Baron de Machicoulis, ich bin sehr erfreut, Sie heute in so guter Laune zu sehen! — Guten Tag, Chevalier: wie befindet sich die liebe Frau von Thimbray? — Meine Herren, ich stelle Ihnen hier meinen Vetter, den Marquis Eduard de Nangis vor, welcher ebenfalls zu den Unsrigen gehört. Sie werden an ihm den alt berühmten Muth seiner Ahnen, und dieselbe Liebe und Anhänglichkeit an unser angestammtes König'haus finden, wie bei Jenen. Eduard, lernen Sie hier unsere verehrten Freunde, den Baron de Machicoulis, und den Chevalier de Thimbray kennen!

Eduard (bei Seite): Donnerwetter! was für alte Gecken, man sollte sie unter Glas und Rahme bringen!

Der Baron de Machicoulis: Sehr entzückt, Ihre Bekanntschaft zu machen! ich hatte Sie schon an der großen Aehnlichkeit mit Ihrem Vater, dem hochseligen Herrn Marquis von Nangis, für einen Nangis erkannt, denn ich war ein sehr specieller Freund Ihres Vaters; wir haben ehedem neben einander gedient, mein Herr!

Eduard: Ah, Sie haben auch gedient, Herr Baron? (Leise zur Gräfin): Was haben Sie da für eine Vogelscheuche angeworben, Cousine?

Der Baron von Machicoulis: Wir dienten zusam-

men bei der berühmten Belagerung von Gibraltar; auf Ehre, es gieng damals heiß her.

Eduard: Das glaube ich wohl... dafür war's ja auch in Spanien, und unter einem andalusischen Himmel.

Der Baron von Machiavelli (leise zum Grafen): Ist der junge Mensch auch sicher? Seine Manieren verbrechen wenig: sie schmecken nur allzusehr nach der Kaserne.

Der Graf: Meine Frau behauptet, das sie unbedingt für ihn einnehme.

Eduard (leise zur Gräfin): Genüne, wenn ich ihm seinen Zopf abschnitte, um Ihnen einen Gefallen damit zu machen?

Die Gräfin (leise): Ich bitte Sie, Eduard, bringen Sie mich nicht in Verlegenheit durch Ihren Mutwillen.

Der Chevalier de Thimbray (auf seine Uhr blickend): Unsere Herren Nachbarn lassen lange auf sich warten, wenn anders meine Uhr recht geht.

Der Graf: Fierrenjen versprach mir noch gestern, der Erste auf dem Platze zu sein!

Der Baron von Machiavelli (zu Eduard): Herr Marquis... auf ein Wort, wenn ich bitten darf...

Eduard: Nennen Sie mich Herr von Rangis, oder den Lieutenant Rangis, wie Sie wollen... nur verschonen Sie mich mit dem Titel eines Marquis, ich bitte Sie darum.

Die Gräfin: Mein Vetter ist so bescheiden!... (leise): er hat gewisse Ideen aufgeschnappt...

Der Baron von Machiavelli: Herr von Rangis also, Sie kommen wahrscheinlich von der Armee zurück?

Eduard: Allerdings, und zwar stehenden Fußes.

Der Baron von Machiavelli: Aus Deutschland?

Eduard: Zu dienen.

Der Baron von Machiavelli: Sie haben wahrscheinlich der Schlacht von Wagram noch mit beigewohnt?

Eduard: Ein wenig.

Die Gräfin: Sein Pferd iſt unter ihm geſchossen, und er ſelbſt ziemlich ſchwer verwundet worden ... der arme Junge! Ach, dieſer Krieg iſt abſcheulich! man opfert das edelſte Blut des Reiches, um dem ſchrankenloſen Ehrgeize jenes Emporkömmlings zu genügen!

Der Baron von Machiavelli: Ich muß mich nur wundern, daß der Erzherzog Carl ſich hat ſchlagen laſſen. Er gilt doch allgemein für den erſten Taktiker in Europa. Was freilich die Strategie anbelangt, ſo iſt man wahrſcheinlich noch immer darüber einig, die Palme dem Feldmarſchall Kalkreuth zuzuerkennen.

Eduard: Ich könnte mich nicht entſinnen, daß ich je von einem Burſchen dieſes Namens gehört hätte.

Der Baron von Machiavelli: Hi hi ... darf ich mir indeß die Frage an Sie erlauben, mein Herr, in welchem Zuſtande Sie die Armee verlaſſen haben? Man behauptet allgemein, es herrſche eine große Unzufriedenheit unter unſern Truppen?

Eduard: Ja, der Soldat iſt unzufrieden mit dem Commisbrod und der Bohnenſuppe ... weißes Brod und Backhühnchen waren ihm freilich lieber ...

Der Baron von Machiavelli: Man hat mich indeß verſichert, daß die Offiziere der Armee ...

Eduard: Je nun, ich muß Ihnen ſagen, mein Herr, daß ich von dem Allem wenig wiſſen kann; ich war verwundet, krank ... ich habe beinahe drei Monate im Spital gelegen, ehe ich dieher kam. Ich habe nichts davon geſehen, und weiß auch nichts davon zu ſagen. — (Steht auf.) Entſchuldigen Sie mich doch dieſer unausſtehlichen Schwätzerei mit naſeweiſen Ausfragern, ſonſt bin ich noch im Stande, ihm ein paar Grobheiten in den Bart zu werfen.

Achte Scene.

Franz, der Graf von Fierdensen, der Marquis von Malesvine.

Franz (tritt ein und meldet): Der Herr Graf von Fierdensen, der Herr Marquis von Malesvine.

(Geht ab.)

Eduard (leise zur Gräfin): Wo Teufels haben Sie denn alle diese Originale aufgetrieben? Haben Sie denn eine Mystification mit mir, oder mit diesen Herren hier vor? — Da ist ja auch kein Einziger darunter, der irgend wie einem Verschwörer gleich sähe. Man möchte sie eher für Caricaturen halten, wie man sie auf Fächern und Ofenschirmen sieht. Erlauben Sie mir, beste Cousine, daß ich meinen Muthwillen an ihnen auslasse, und sie aus dem Hause peinige.

Die Gräfin (leise zu Eduard): Eduard, Sie bringen mich in Verzweiflung! — (laut): Herr von Fierdensen, Ihre ergebenste Dienerin! — (leise zu Eduard): Wenn Sie auf diese Weise fortfahren (laut): Wie befinden Sie sich, Herr von Malesvine? — Wir sind sehr erfreut, Sie bei uns zu sehen, meine Herren! — (leise zu Eduard): so werde ich ernstlich böse auf Sie werden. — Es sind unsere Freunde und Nachbarn. Versprechen Sie mir wenigstens, keinerlei Thorheiten machen zu wollen, Eduard . . . Nicht wahr, Sie geben sich Mühe? . . . Sie versprechen mir's, wenn Sie mich lieb haben? . . . (laut): Meine Herren, ich stelle Ihnen hier meinen Cousin vor.

Eduard (leise zur Gräfin): Ich werde nun artig seyn, Cousine, da Sie mir die Possen verbieten.

Der Graf: Nun fehlt uns Niemand mehr, als unser tapferer Nachbar Bertrand:

Der Chevalier von Thimbray: Es ist auffallend, sehr auffallend, daß er noch nicht da ist. Wie kann sich dieser gemeine Schlingel überhaupt unterstehen, uns warten zu lassen!

Der Marquis von Malespine: Es fragt sich, ob er uns nur Wort halten wird.

Der Graf von Fierdonjen: Des Tournelles, wissen Sie wohl auch, daß Sie einigermaßen leichtsinnig zu Werke gegangen sind, indem Sie uns einen solchen Burschen zum Genossen und Verbündeten geben wollten? Wer weiß, ob man sich auf ihn verlassen darf? Im Ganzen genommen ist er nichts, als ein plumper ungebildeter Bauer.

Die Gräfin: Ei ei, Herr Graf! vergessen Sie denn, daß er Major in der königlichen Armee war?

Der Graf von Fierdonjen: Man war früher genöthigt, in der Armee der Vendée in Ermanglung von Edelleuten, welche zu Offizierstellen fähig gewesen wären, alle möglichen gemeinen Lümmel auf solche Stellen zu befördern. Mir gefällt dieser Bursche keineswegs; er jagt auf meinen Gütern, ohne mich um Erlaubniß zu fragen, und ich kann von meinen Wildhütern und Waldschützen nie einen dazu bringen, ihn bei den Behörden zu belangen.

Der Graf: Das ist eine alte schlimme Gewohnheit von seiner Seite. Herr de Kermergant, von dem Sie Ihre Güter nach Ihrer Rückkehr aus der Emigration gekauft haben, hatte ihm die Erlaubniß gegeben, auf seinem Grund und Boden zu jagen.

Der Chevalier de Thimbray: Sie haben damals einen guten Kauf gemacht, Herr von Fierdonjen. Ja, wenn mir damals eine ähnliche Gelegenheit aufgestoßen wäre, ich hätte ebenfalls Nationalgüter angekauft ... sie waren um ein Spottgeld zu haben ... Ich will damit gerade nicht sagen, daß ich hiedurch jenen infamen Plünderungen das Wort reden will — im Gegentheile, ich mißbillige sie in jeder Hinsicht ... da aber das Uebel einmal geschehen ist, so lassen Sie uns wenigstens darauf bedacht seyn, die Vortheile davon nicht unsere Feinde genießen zu lassen ...

Die Gräfin: Bertrand hat großen Einfluß auf die Bauern unserer Gegend. Wäre irgend ein kühner Handstreich auszuführen, so wäre uns dieser Mensch unbezahlbar; zudem hat er die allergünstigsten Zeugnisse von seinen früheren Chefs aufzuweisen.

Der Baron von Machicoulis: Ja, man behauptet allgemein, die Gendarmen fürchteten sich vor ihm, und wagten niemals, sich von ihm seine Ermächtigung zum Waffentragen zeigen zu lassen.

Der Graf von Fierdonjon: Je nun, meine Herren, wie dem auch sey, so ist es jedenfalls nicht schicklich, daß wir auf einen solchen Menschen warten ... lassen Sie uns deshalb beginnen!

Die Gräfin: Sehen Sie, da kommt er eben.

Neunte Scene.

Die Vorigen, Bertrand.

(Bertrand trägt eine Bluse von blauer Leinwand, wie die Bauern, eine Mütze von Sammetpelz, Jagdtasche und eine Doppelflinte, und bringt einen großen Jagdhund mit.)

Die Gräfin: Guten Tag, mein lieber Herr Bertrand, Kamerad ohne Furcht! wie Herr von Bouchamps Sie nannte ... Sie haben lange auf sich warten lassen.

Bertrand: Verzeihen Sie, Madame. Aber sehen Sie, wie ich so meines Wegs daher zog zum Schlosse, stieß ich im Felde auf ein Volk Rebhühner, das mich ganz von meinem Weg ablockte, und mich über eine halbe Stunde aufhielt ... indeß bin ich doch nicht umsonst gelaufen; hier bringe ich zwei ... wenn Madame mir erlauben wollte, sie Ihnen zu verehren, es würde ein artiges Salmis geben.

Der Graf von Fierdonjon (bei Seite): Ich möchte

darauf wetten, daß er sie wieder auf meinem Grund und Boden geholt hat.

Die Gräfin: Ich danke Ihnen, lieber Herr Bertrand; ich nehme dieses Geflügel recht gerne von Ihnen an.

Eduard (zu Bertrand): Sie haben da einen sehr schönen Hund — haben Sie ihn selbst gezogen? ist er auf Hasen und Hühner zugleich abgerichtet?

Bertrand: Allerdings, mein Herr. Außerdem verstünde er, im Nothfall, einen Menschen tüchtig am Halse zu packen, wenn ich ihm sagte: wehre mich! — Es waren schon Zeiten, wo er mir sehr von Nöthen war.

Eduard: Ich wünschte, er wäre Ihnen feil — ich würde ihn Ihnen sogleich abkaufen!

Bertrand: Vergebung, mein Herr, das Thier ist mir nicht feil, — nicht wahr, Mutter, Du willst Dich nicht verkaufen lassen? Du bist ja mein gutes Hündchen.

Der Graf: Vorwärts, meine Herren! frisch an's Werk, lassen Sie uns keine Zeit mehr verlieren! setzen wir uns.

Die Gräfin (sehr ist sie niedersetzt, leise zu Eduard): Eduard, nehmen Sie hier neben mir Platz! (Laut): Meine Herren, ich fühle mich geschmeichelt, daß Sie mir erlauben wollen, an Ihren Berathungen Antheil zu nehmen! ich bin zwar nur eine Frau, allein ich fühle den Muth in mir, an allen Ihren Gefahren Antheil zu nehmen. Indem wäre es nicht das Erstemal, daß man eine Frau an einer Verschwörung theilnehmen sehe. Wenn mir anders mein alter Plutarch noch gehörig im Gedächtnisse ist, so theilte die berühmte Löena den Ruhm eines Hermaodius und Aristogiton. Sie schnitt sich ja sogar lieber die Zunge ab, als daß sie den Namen ihrer Freunde verrieth.

Der Chevalier von Thimbray: Meine Frau würde wahrhaftig das Gleiche thun.

Der Baron von Marchiconlis: Madame, wir wünschen aber durchaus nicht, daß Ihnen das Schicksal jener Löena

wiederfahre, es wäre ein allzugroßer Verluſt für unſere Sache. — Wir zweifeln jedoch keineswegs, daß Sie denſelben Muth und eben ſo viel Anhänglichkeit an unſer rechtmäßiges Königshaus beſitzen, wie wir.

Die Gräfin: Ohne mich rühmen zu wollen, bin ich mir doch meiner ſelbſt zu ſehr bewußt, als daß ich Sie nicht verſichern könnte, daß mich ſelbſt die Ausſicht auf den Tod nicht erſchrecken würde. Was iſt man nicht bereit zu wagen für eine ſo ſchöne und edle Sache! — (Sie will ſich ſetzen, ſtößt aber in dieſem Augenblick einen lauten Angſtſchrei aus.) Ha!

Edmund: Was gibt es, liebe Couſine!

Der Graf (erſchrocken): Was haben Sie? ſteckt vielleicht Jemand unter dem Tiſche verborgen?

Die Gräfin (voll Entſetzen): O nein! . . . aber . . . dieſe Spinne hier auf meinem Stuhle!

(Die Andern brechen in ein lautes Gelächter aus.)

Bertrand (erdrückt die Spinne): Eine Spinne am Morgen bedeutet Kummer, eine Spinne am Abend Hoffnung; glücklicher Weiſe iſt bereits Mittag vorüber.

Der Baron von Machiconlis: Riechen Sie an dieſem Flacon, Madame; ich begreife vollkommen Ihr Entſetzen. Es iſt dies rein nur Folge und Wirkung eines zarten Nerven-Syſtems. Ich ſelbſt, der ich mit Ihnen rede, habe mich ſchon zu verſchiedenen Zeiten auf die größten Wagniſſe und heikelſten Unternehmungen eingelaſſen, und mich unter ſehr gefährlichen Umſtänden befunden, und dennoch bringt der Anblick einer Maus eine Gemüthsbewegung bei mir hervor, deren ich gar nicht Herr werden kann.

Der Marquis von Maleſpine: Auf mich übt eine Kröte die gleiche Wirkung aus, allein es iſt auch ein ſehr giftiges Thier.

Der Chevalier von Thimbray: Man erzählt ſich,

König Ladislaus von Polen habe die Flucht ergriffen, so oft er Birnen gesehen habe....

Der Graf von Fierdonſon: Ich habe erzählen hören...

Edmard: He da! kommen wir endlich einmal an unſere Verſchwörung, oder nicht?

Der Graf: Mein Vetter hat Recht ... meine Herren, um einige Ordnung in unſere Verſammlungen zu bringen, und namentlich um ihnen denjenigen Charakter und Würde zu geben, welchen ſie haben müſſen, will es mir wünſchenswerth und beinahe nothwendig erſcheinen, daß wir einen Präſidenten erwählen; wenn alſo Niemand etwas dagegen einzuwenden weiß, ſo will ich es gerne über mich nehmen, die Funktionen eines Solchen auszuüben.

Der Baron von Machicoulis: Ei ei, Herr Graf, das wäre gar nicht in der Ordnung. Ein Präſident, der einen ſo bedeutenden Einfluß auf eine Verſammlung ausübt, ſollte von Rechts wegen von der Verſammlung ſelbſt erwählt werden, damit er gleichſam der Repräſentant der herrſchenden Stimmung, der Ausdruck der Geſammt-Gefühle ſey.

Der Chevalier de Thimbray: Allerdings, — man muß darüber abſtimmen, wer von uns den Vorſitz führe.

Der Graf von Fierdonſon: Wofür denn zu einer Abſtimmung ſchreiten? Ich erlaube mir Ihnen zu bemerken, meine Herrn, daß von jeher in allen Verſammlungen des Adels dieſer Provinz meine Ahnen, die Grafen von Fierdonſon, den Vorſitz behaupteten. Da es nun einer unſerer Hauptzwecke iſt, die alten guten Gebräuche wieder zu Kraft und zu Ehren zu bringen, ſo däucht mir ...

Der Baron von Machicoulis: Herr Graf, ich werde mir erlauben, einen beſcheidenen Zweifel in die Richtigkeit der Thatſache zu ſetzen, auf welche Sie ſich ſo eben berufen haben... Ich beſitze in meinen Familienpapieren eine authentiſche Urkunde, aus welcher unzweifelhaft hervorgeht, daß zur Zeit der

Geburt des großen Dauphin eine Verſammlung des Adels unſerer Provinz zu dem Behufe ſtattfand, ein Feuerwerk und einen Ball zur Feier dieſes glücklichen Ereigniſſes zu veranſtalten, und daß es Petrus Pontus de Machicoulis war, welchen jene Verſammlung ermächtigt hatte, den Vorſitz zu führen und das Ganze zu leiten.

Der Graf: Meine Herren, Sie ſcheinen die Familie der des Tournelles total vergeſſen zu haben! Was das Alter unſerer Ahnherrn und unſeres Stammbaumes anbelangt, ſo bin ich gewiß, daß uns Niemand dieſelben ſtreitig machen kann.

Der Graf von Fierdenſen: Da bitte ich Sie tauſendmal um Vergebung, Herr Graf des Tournelles! allein in den Archiven der Provinz finde ich Ihren Namen erſt fünfundachtzig Jahre nach dem meinigen erſtmals erwähnt.

Der Graf: Mein Stammbaum mag den Beweis liefern, daß ich meiner Sache gewiß bin ...

Der Marquis von Maleſpine: Meine Herren, die Maleſpine haben ſchon im Jahre vierzehnhundert zwei und fünfzig ...

Die Gräfin: Meine Herren, der Vorſchlag, welchen Herr von Thimbray uns gemacht hat, dürfte uns am beſten befähigen, eine peinliche Discuſſion zu vermeiden. Laſſen Sie uns zur Abſtimmung ſchreiten! Beliebe ein Jeder von Ihnen, meine Herren, einen Namen auf ein Blättchen Papier zu ſchreiben und daſſelbe in dieſe Urne niederzulegen.

Der Graf von Fierdenſen: Was mich anbelangt, ſo verlaſſe ich mich niemals auf Stammbäume; man hat Beiſpiele genug, daß dieſe nachgeahmt worden ſind. — Was aber die Archive anbetrifft, ſo ſind ſie gewiß eine zuverläſſige Quelle.

Der Baron von Machicoulis: Vergeſſen Sie nur die Monumente nicht... Sie kennen ja alle jene herrlich gemeißelten Steine ...

Der Graf: Wie? Ein Stammbaum, der in gothischen Buchstaben auf Hirschhaut geschrieben ist, sollte . . .

Der Marquis von Malespine: Meine Herren, Pipin der Kurze verlieh meinem Urahnen Ingerald Augustus . . .

(Sie sprechen Alle auf einmal, Eduard greift nach der Klingel und schellt heftig.)

Zehnte Scene.

Die Vorigen, Franz tritt herein.

Der Graf: Was will denn dieser Dummkopf?

Franz: Hat die gnädige Frau mir geklingelt?

Die Gräfin: Nein, entferne Dich nur!

Franz: Dann hat man wahrscheinlich am großen Hofthore geklingelt, ich will sogleich nachsehen.

Der Graf: Nein, Du Bengel, man hat nicht geklingelt, — packe Dich jetzt, und versuche nicht wieder herein zu kommen ehe man Dich ruft.

(Franz geht ab.)

Eilfte Scene.

Die Vorigen, Franz ausgenommen.

Die Gräfin: Ich bitte Sie, meine Herren, lassen Sie uns diesen fruchtlosen Streit aufgeben; welche Wahl Sie auch treffen mögen, so kann diese nur eine treffliche seyn. Hier ist Papier, meine Herren, schreiben Sie Ihre Zettel sogleich nieder.

Der Chevalier de Thimbray: Ich möchte den Vorschlag machen, daß wir irgend Jemanden mit der Lesung der Zettel beauftragen . . . dem unsere Handschriften nicht bekannt sind!

Der Baron von Machicoulis: Ein ſehr vernünftiger Vorſchlag. Würde vielleicht Herr von Nangis die Güte haben, ſich dieſer Mühe zu unterziehen?

Eduard: Recht gern. — (Bei Seite): Alle Teufel, welch' ein ehrenvolles Zutrauen!

Die Gräfin (zu Bertrand): Bertrand, treten Sie doch herzu! — warum wollen Sie denn bei Seite bleiben? ſchreiben Sie doch.

Bertrand: O... Sie ſind ſehr gütig, gnädige Frau.

Die Gräfin: Schreiben Sie nur irgend einen Namen hin! (Steht): Etwa den Namen meines Mannes.

Bertrand: Ah, gnädige Frau ... ſehen Sie ... ich kann gar nicht ſchreiben ... ich bin nur ein armer dummer Bauer und verſtehe Nichts von allen dieſen Geſchichten da!

(Alle, mit Ausnahme Bertrand's, legen ihren Zettel in die Vaſe.)

Eduard: Iſt nun Alles fertig? laſſen Sie ſehen! — Herr von Machicoulis eine Stimme.

Der Baron von Machicoulis: Ich bitte Sie, Herr von Nangis, verbrennen Sie ſogleich den Zettel.

Der Graf von Fierdonſon (tritt zum Marquis von Montelpine): Ich wette, er hat ſeinen eigenen Namen niedergeſchrieben.

Eduard (nimmt einen neuen Zettel und lieſt): Herr Graf von Fierdonſon eine Stimme.

Der Baron von Machicoulis (tritt zum Marquis von Montelpine): Wollen Sie eine Wette eingehen, daß er ſich ſelber dieſe Stimme gegeben hat?

Der Graf von Fierdonſon (zu Eduard): Verbrennen Sie doch ebenfalls dieſen Zettel, Herr von Nangis.

Eduard (wie oben): Herr Graf des Tournelles eine Stimme; die Gräfin des Tournelles eine Stimme; Herr von Thimbray eine Stimme, alle Teufel! das iſt doch ſonderbar, jede Perſon hat nur eine einzige Stimme.

Die Gräfin: Wie? ich habe alſo auch eine Stimme er

halten? Die Person, welche für mich gestimmt hat, hat sich gewiß getäuscht: sie wollte ihr Votum wahrscheinlich meinem Gemahle geben.

Eduard: Keineswegs, denn ich wollte Sie durch meine Stimme zur Präsidentin ernennen.

Der Graf von Fierdonjon: Das wäre ja auffallend und ungewöhnlich! ... Eine Frau kann doch nicht den Vorsitz unter uns führen.

Eduard: Wie, mein Herr, Sie nennen das auffallend? ... Dieser Ausdruck erscheint mir so sonderbar, daß ich Sie bitten muß, ihn zu wiederholen.

Der Graf von Fierdonjon: Ich wollte damit sagen, Herr von Rangis, daß es durchaus nicht gebräuchlich sey, eine Frau auf den Präsidenten-Stuhl zu berufen.

Eduard: Herr Graf, in meinem Lande, und unter Leuten meines Standes ist es nicht gebräuchlich, jemals eine Unverschämtheit ungestraft zu lassen, und deshalb ...

Die Gräfin (zu ihm): Eduard, Eduard! ich bitte Sie, verderben Sie uns nicht das ganze Spiel! ... (laut): Schnell, meine Herren, lassen Sie uns nun zum zweitenmale abstimmen! — (zu ihm): Geben Sie diesmal Ihre Stimme meinen Gemahl. — Herr von Thimbray, stimmen Sie doch für meinen Gemahl, er wird einen trefflichen Präsidenten abgeben. — Kommen Sie her, mein lieber tapferer Oberacht, stimmen Sie diesmal auch ab! Ich will den Zettel für Sie schreiben, mein lieber Freund! nicht wahr, Sie geben ebenfalls dem Grafen des Tournelles den Vorzug?

Bertrand: Ich stimme für Jeden, den Sie haben wollen, gnädige Frau.

Eduard (nimmt die Urne aus und liest die Zettel): Graf des Tournelles eine Stimme: Herr von Fierdonjon, Graf des Tournelles, Graf des Tournelles, Herr von Malesvine, Herr von Machicoulis, der Graf des Tournelles. — Der Herr Graf des

Tournelles hat vier Stimmen erhalten . . . Vorwärts, Vetter, nehmen Sie den Stuhl des Vorsitzenden ein! . . .

Der Graf von Fierdonjon (leise zum Marquis de Malesteine): Da haben wir bereits Umtriebe! . . . O, wenn das so fortgeht, ziehe ich mich von der ganzen Sache zurück.

Der Baron von Machicoulis (leise zum Marquis de Malesteine): Sehen Sie nicht, daß diese Frau Alles allein regieren will?

Der Graf: Meine Herren, ehe wir die Berathschlagungen beginnen, zu deren Leitung mich Ihr schätzbares Wohlwollen ermächtigt hat, möchte ich Sie um die Erlaubniß bitten, Ihnen einige allgemeine Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Politik in Europa, und über die dermalige Lage der verschiedenen Länder vortragen zu dürfen. Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, Sie werden diese kurzen Notizen nicht ganz uninteressant finden.

(Er zieht eine Rede aus der Tasche, die auf eine Anzahl kleiner Blättchen Briefpapier geschrieben ist, welche nicht einmal zusammen geheftet sind; er räuspert sich, um zu beginnen.)

Eduard: Wie, Vetter, Sie werden uns doch nicht dieß Alles vorlesen wollen? Alle Teufel, das wird uns ordentlich aufhalten!

Der Graf: Keineswegs, diese Blätter sind ja nur auf einer Seite beschrieben, und das Papier noch dazu halbgebrochen.

Der Graf von Fierdonjon (bei Seite): Aha, er hat sich nur zum Präsidenten erwählen lassen, um ganz allein sprechen zu können.

(Der Graf des Tournelles hustet, räuspert sich, spuckt aus, setzt seine Brille auf und liest seine Rede vor mit einförmiger Stimme, ohne Ausdruck und ohne die Interpunktion genau zu beobachten, wie Jemand, der das Werk eines Anderen vorliest. Unterdessen spricht Eduard der Gräfin leise in's Ohr; sie gibt ihm ein Zeichen zu schweigen und zuzuhören. Er gehorcht aber nicht, sondern fährt fort; da wird sie ungeduldig und dreht ihm den Rücken. Nun lockt Eduard den Hund Bertrand's zu sich heran, liebkost ihn, läßt ihn das Pfötchen geben u. s. w.; während nun der Graf eines der fliegenden Blätter seiner Rede in der

Hand hält, nimmt Eduard zwei oder drei davon unbemerkt vom Tische, drückt sie in einen Knäuel zusammen und läßt sie von dem Hunde apportiren, der sie in Fetzen zerreißt. Niemand bemerkt den Unfall, welcher die Ratte betroffen hat.)

Der Graf (vorlesend): Meine Herren, die Wege der Vorsehung sind erhaben, selbst in ihrer Unerforschlichkeit. Es waltet kein Uebel in der Natur vor, dem nicht hinwiederum ein Gegengift entspreche. Wo ist ein durch seine Heftigkeit auch noch so entsetzliches Gift, das nicht mit Vortheil durch die Heilmittel bekämpft werden könnte, welche uns die wohlthätige Vorsicht der Gottheit an die Hand gibt? und sehen wir nicht gerade — in Folge einer Verkettung, welche man nicht genug segnen kann — derartige Heilmittel durch den zärtlichsten Ueberfluß gerade in denjenigen Ländern und Klimaten aufgehäuft, wo der Mensch den größten Gefahren ausgesetzt zu seyn scheint? Die Reisenden, welche jene von einer sengenden Sonnengluth stets ausgetrockneten Länder und Gegenden durchstreift haben, erzählen uns von fürchterlichen Schlangen, deren geringstem Biß unvermeidlicher Tod zu folgen scheint. Allein sie vergessen auch nicht anzuführen, daß diese gefährlichen Reptilien gewöhnlich ihren Versteck unter den Blättern großer Pflanzen aufsuchen, deren Säfte, wenn sie von der Wunde eingesaugt werden, das unglückliche Schlachtopfer augenblicklich wieder beleben, und ihm bald seine Gesundheit wieder schenken. Der Manschenillen-Apfelbaum, dessen Schatten schon den Tod gibt, wächst gleichsam auf göttlichen Befehl nur an den Küsten des Meeres, und das Meerwasser ist, wie Jedermann weiß, ein sicheres Gegenmittel gegen das Gift, das er aushaucht. Bei diesen Vorgängen, meine Herren, dürfen wir, wenn wir ein Volk in verhängnißvoller Uneinigkeit begriffen, oder unter der eisernen Zuchtruthe eines Tyrannen seufzen sehen, uns nicht einer fruchtlosen Verzweiflung überlassen, sondern müssen vielmehr in unserer Nachbarschaft das Heilmittel oder den Arzt suchen, welchen die Vorsehung uns ohne Zweifel dafür aufbehalten hat!“ . . .

Der Chevalier von Thimbray (bei Seite): Pfui doch, diese Rede schmeckt allzusehr nach einem Apotheker-Laden!

Der Graf (liest weiter): „Ja, meine Herren, das Studium der Geschichte, das für den gewöhnlichen Menschen sehr oft nur ein Zeitvertreib iſt, wäre in Folge der Verbrechen, deren entsetzliches Gemälde ſie uns entwirft, für den philoſophirenden Freund der Menſchheit ein Gegenſtand des Eckels und Abſcheus, hielte nicht der tröſtliche Gedanke, daß eine uns verborgene Vorſehung das Geſchick der Reiche überwacht, oft das Buch in ſeiner Hand zurück, wenn es ihm zu entfalten droht, indem er ihn darauf zurückweiſet, daß wenn nur allzu oft einige Menſchen aller göttlichen Lehren vergeſſen, und ſich ungehemmt ihren zügelloſen Leidenſchaften überlaſſen, und dadurch eben für ihre Mitbürger, und für ſich ſelbſt eine Unzahl der fürchterlichſten Uebel heraufbeſchwören — daß alsdann auch, und zwar gleichſam in Folge eines nothgedrungenen natürlichen Zuſammenhanges, andere Menſchen, welche jedoch tugendhaft und gleichfalls vom Himmel ausgeſandt ſind, durch ihren Muth dem verderblichen Strome der Revolutionen einen Damm entgegenſetzen, und mit mächtiger Hand den Abgrund verſtopfen, der gleichſam ihr ganzes Vaterland zu verſchlingen trachtet" . . . (bei Seite): Gottlob! das Reden ſtrengt mich fürchterlich an. — (Er lieſt weiter): „Ein Mann hat ſich gefunden . . . krankhaft, verſtümmelt, zu einem Leben voll Leiden und Mühſal verdammt."

Die Gräfin (äußert ihm ein): Nicht ſo, es heißt: „Ein Mann hat ſich gefunden, ſagt ein neuer chriſtlicher Redner" . . .

Der Graf: Sie haben recht. — „Ein Mann hat ſich gefunden" . . . Ich bitte um Vergebung, meine Herren, hier muß ein Blatt falſch gelegt worden ſeyn . . . ei, ei, ich finde es gar nicht wieder . . . ſollte ich es verloren haben? — Als Sie mir das Manuſcript kopirten, meine liebe Freundin, war es doch noch vollſtändig . . . Aha, ich glaube, da habe ich es wieder: „Ein Mann hat ſich gefunden, ſagte einſt der Uſurpa-

ter" . . . nein — ich weiß in der That nicht, wohin es gekommen iſt! . . .

Der Chevalier von Thimbray (lachend): Ein Mann hat ſich gefunden, allein ein Blatt iſt verloren gegangen.

Die Gräfin: Aber, lieber Freund, haben Sie denn den erſten Entwurf nicht mehr bei der Hand?

Der Graf: O nein, leider habe ich ihn ja verbrannt. — Es iſt mir aber unbegreiflich . . .

Der Baron von Machicoulis: Meine Herren, wollen Sie mir nicht erlauben, damit wir ja keine Zeit verlieren, daß ich Ihnen, während der Herr Graf des Teufelles ſein verlorenes Manuſkript ſucht, einige kurze und gedrängte Reflexionen vortrage, auf welche mich die letzten politiſchen Ereigniſſe gebracht haben . . .

Der Marquis von Malespine (zu gleicher Zeit): Ich habe mich ebenfalls zu einer kleinen Rede gerüſtet, und wenn mir die Herren erlauben wollten, daß ich Ihre Aufmerkſamkeit nur auf ein kurzes Viertelſtündchen in Anſpruch nehme . . .

(Der Graf von Fierdouſon zieht gleichfalls ſeine Brieftaſche heraus und der Chevalier de Thimbray ſucht in ſeinen Taſchen.)

Eduard: Ei, du lieber Gott! Ein Jeder hat ſich mit einer Rede gerüſtet! . . da ſind wir verloren, Couſine! wir kommen um's Diner, denn da wird's mit den Reden kein Ende werden. — Nun, Herr Bertrand, wollen Sie vielleicht auch eine Rede halten?

Bertrand: Nein, Herr Lieutenant, gewiß nicht! — Wenn ich indeß mir erlauben dürfte, ſo möchte ich freilich auch ein Paar Wörtchen mitreden . . . Aber ich fürchte faſt, ich würde dummes Zeug ſchwatzen, denn ich bin leider nur ein armer dummer Bauer! . . .

Eduard: Reden Sie immerhin! Legen Sie nur los! Ich bin feſt überzeugt, daß Sie uns etwas recht Kurzweiliges zum Beſten geben werden! Geben Sie Acht, Ihre Rede wird

Allen gefallen! . . . Stille, meine Herren, ſtille! Laſſen Sie nun Herrn Bertrand reden!

(Er ſchlägt mit der Fauſt auf den Tiſch.)

Bertrand: Es iſt ein ganz einfacher Vorſchlag, den ich Ihnen machen will. Zunächſt möchte ich — den ſchuldigen Reſpekt vor der ganzen Geſellſchaft in Ehren — nur bemerken, daß wir den Gaul beim Schwanze aufgezäumt haben. Ueberlaſſen Sie es den Herren Pfarrern, Reden zu halten. Bei uns Männern braucht es Gottlob nicht ſo viele Worte, um uns zum Handeln anzuſpornen. Als ich dazumal unter Jean Chouan diente, hielt er uns auch keine langen Reden. — „Kinder," ſagte er, „wollen wir die Blauen auf der Ferme des Herbages überrumpeln?" „Ja," ſagten wir. — Dann fragte er höchſtens nur: „Habt Ihr auch Patronen, Kinder? Habt Ihr auch neue Steine auf Euren Flintenhahnen aufgeſetzt?" — „Ja," ſagten wir, und dann hieß es: „Recht ſo, Jungens! laßt uns einen Schluck trinken! dann vorwärts marſch! Der König ſoll leben!" — Semit tranken wir noch eins, und — hatt mir's nicht geſehen! — ſtanden wir im Nu im Feld!

Eduard (lachend): Brave! Mordieu! Herr Bertrand trägt dießmal den Sieg in der Beredtſamkeit davon!

Bertrand: Sehen Sie, meine Herren, als ich mich hieher auf den Weg machte, war ich der Meinung, es brauche nicht halb ſo viel ſchöne Redensarten, um Sie zu veranlaſſen, das zu thun, was wir im Sinne haben. Ich glaubte ſchlechtweg, es gelte jetzt nichts Anderes, als ſogleich den ganzen Tanz zu beginnen; ich dachte mir — das war nur ſo eine Vermuthung, man werde mir gleich zum Anfange ſagen: Ohne Furcht, Ihr müßt den nächſten Gend'armerieposten überrumpeln! — Sie, Herr von Machicoulis, mit Reſpekt zu vermelden, Sie würden auf Ihren Gütern gleich die Sturmglocke ziehen laſſen; — Sie, mein Herr, würden ſich Mühe geben, ſich der Perſon des Präfekten zu verſichern. Das Alles hätten wir, glaube ich, ohne

so viele Umstände einleiten können. Ich hatte scharfe Patronen von Hause mitgenommen, meine Feldflasche umgehängt, und sie zwar mit einem ordentlichen Herzwasser gefüllt.

Der Baron von Machicoulis: Alle Wetter! Ihr wollt ja verteufelt hitzig zu Werke gehen, Bertrand!

Der Graf: Nein, lieber Nachbar, so weit sind wir leider Gottes noch nicht.

Der Graf von Fierdonjon (zu Bertrand): Lieber Freund, Ihr seyd hier nicht unter der Mannschaft von Jean Gheuan, sondern Ihr seyd bei gebildeten ritterlichen Edelleuten, und das bedingt einen großen Unterschied. Höret nun mit gehörigem Respekt und mit Stillschweigen unseren Verhandlungen zu, wenn Ihr sie auch nicht begreifen könnt.

Bertrand: Ich will ja nichts gesagt haben, aber doch däuchte mir . . .

Der Marquis von Malespine: Wir haben Euch noch nicht um Euren Rath gefragt, Gevatter!

Die Gräfin: Meine Herren, wie wäre es, wenn wir Ihre Reden auf ein andermal aufschöben? . . . Wir haben nun noch so vielerlei wichtige Dinge in Ordnung zu bringen. Welchen Namen soll z. B. unsere geheime Gesellschaft tragen? Wir müssen doch auch einen Namen haben, man muß uns doch nennen können, wenn man später unserer in der Geschichte Erwähnung thun muß!

Der Graf von Fierdonjon: Wozu denn auch, gnädige Frau? Die Geschichte wird einfach sagen: der Graf von Fierdonjon . . . der Graf des Tournelles.

Der Graf: Meine Frau will damit sagen, es wäre wünschenswerth, daß alle Personen, welche an unserem Unternehmen mitwirken, einen generellen, einen Sammelnamen trügen, und ich halte selbst darauf, daß wir irgend ein Collektiv-Wort wählen.

Eduard: Aha, die Kollektiv-Worte, Sie erinnern mich auf einmal wieder an mein Latein: turba ruit oder ruunt!

Der Graf von Fierdenjen: Da stimme ich bei, aber wozu lange wählen? wir könnten uns ja schlechtweg die wahren Edelleute nennen!

Eduard: Wir Nichten, wir brauchen vielmehr einen Namen der voller in's Ohr klingt, wie es in den Romanen und Melodramen vorkommt, etwa: Die Schwanenritter . . . Die freien Ritter. — Wie wäre es z. B., wenn wir uns die Ritter vom Tode hießen? das wäre ein recht schöner klangvoller Name!

Der Chevalier von Thimbray: O ja, warum nicht? der Name Todtenritter wäre in der That nicht so übel.

Der Graf: O nein, das klingt zu schauerlich, wenn ich einen Vorschlag machen dürfte, so würde ich lieber . . .

Die Gräfin: Lassen Sie uns lieber eine Bezeichnung wählen, welche an den Zweck unserer Verschwörung erinnert, zum Exempel, die Freunde des Unglücks! — Gefällt Ihnen dieser Name nicht? ist es nicht eigentlich die Sache des Unglücks, zu deren Vertheidigung wir uns aufwerfen wollen? ich hoffe, dieser Name wird uns alle edlen Herzen gewinnen.

Eduard: Eine hübsche Erfindung, angenommen!

Bertrand: Die Freunde des Unglücks? meinetwegen. Wenn man also ruft: Wer da? und nicht die Antwort erhält, Freunde des Unglücks, paff! dient man mit einem Flintenschusse darauf.

Eduard: Der Gevatter da nimmt die Sache recht leicht; Ihr habt wohl schon einen Krieg mitgemacht, guter Freund?

Bertrand: Freilich, Herr Lieutenant, ich habe lange Zeit kein anderes Handwerk getrieben.

Die Gräfin: Herr Bertrand hat den Krieg in der Vendée mitgemacht und war Major in der königlichen Armee.

Eduard: Ja, den Chouans-Krieg, ein sauberes Hand-

werk ... einen Krieg von lauter Scharmützeln hinter den Hecken hervor ... ein paar Flintenschüsse auf die Nachzügler ... Pestilenz, das war ein sauberer Krieg! Gefahr war wenig genug dabei verhanden, und es konnte einer lange leben.

Bertrand: Das kommt nur darauf an. Ich könnte Junge und Alte aufführen, denen vielleicht heute noch recht wohl zu Muthe wäre, wenn sie nicht in jenem sauberen Kriege geblieben wären. Es gibt auch Leute, die sich gar nicht wundern wenn das Getreide an gewissen Stellen, die ich bezeichnen könnte, so hoch wächst ... von wegen der armen Teufel, die man darunter eingescharrt hat. Glauben Sie mir, Herr Lieutenant, ich, der ich mit Ihnen rede, habe manches Treffen mitgemacht, wo die Leute, wenn sie mit heiler Haut davon kamen, den lieben Gott nicht genug zu danken wußten. Eines Tages, es war in der Haide von Gros-Sablon, waren wir unsere Zweihundert, die mit etwa nochmal so vielen Blauen anbinden mußten. Wir schlugen zwar den Feind, allein wie wir am Abend ins Quartier zurückkamen, setzten sich nur noch ihrer fünf und vierzig zur Suppe.

Eduard: Nicht übel; das Treffen mag also wohl hübsch gewesen seyn. Und wie viel blieben denn von den Besiegten noch übrig?

Bertrand: Nicht ein Einziger.

Eduard! In der That, das war nicht übel.

Der Graf: Wenn diese Herren hier von Krieg sprechen wollen, werden wir gar nicht mehr fertig werden.

Die Gräfin: Meines Erachtens würde es aber noch nöthig seyn, daß die Freunde des Unglücks irgend ein Abzeichen trügen, vermittelst dessen sie sich zu erkennen vermöchten ...

Der Baron von Machicoulis: Wofür denn auch! etwa für die Polizei? Nein zum Henker, daraus wird nichts.

Die Gräfin: Ich meine nämlich irgend ein geheimes

Zeichen — wenn z. B. jeder von uns, d. h. von Ihnen, meine Herrn, einen Dolch, von einer gewiſſen Form tragen würde...

Eduard: Ach ja! einen Dolch! am Ende gibt's ja doch keine Verſchwörung ohne Dolche. Der Dolch der Rache... das geheimnißvolle Schwert... haben Sie vielleicht ſchon das Meſſer die freien Richter geſehen, meine Herren?

Der Graf von Fierdonſon: In der That — einen Dolch: ich ſehe gar keinen unzweckmäßigen Vorſchlag darin, denn die Waffe könnte uns zeitweilig von Nutzen ſeyn.

Bertrand: Und zudem iſt ein Dolch eine ſehr gute Waffe, ohne daß es in die Augen fällt. Sehen Sie, man muß den Stoß von oben nach unten führen... ſo... (er zeigt den Uebrigen den Stoß.) Verzeihen Sie, Herr Lieutenant! ſehen Sie, ſo!... damit das Blut nicht läuft, und den Feind ſogleich erſtickt.

Der Baron von Machiconlis: Abſcheulich! wir wollen ja Niemanden meuchelmorden, und haben deßhalb einen derartigen Unterricht gar nicht nöthig.

Bertrand: Je nun, weßhalb denn aber? ...

Der Chevalier de Thimbray: Verſteht Ihr denn nicht? es ſoll ja nur ein Unterſcheidungszeichen für uns ſeyn: franzöſiſche Edelleute bedienen ſich aber niemals einer ſolchen Waffe.

Der Graf: Zudem beſteht ein Polizeibefehl, welcher das Tragen der Dolche verbietet.... es wäre alſo gefährlich!..

Bertrand: Was liegt daran! ich verſichere Sie, daß trotz dem Lésœure, Gharette, Laroche-Jaquelein und alle dieſe Herrn ſeiner Zeit Dolche trugen ... und wer Hand an ſie zu legen gewagt hätte, der ſollte geſehen haben, wie ſie ſich dieſer Waffen zu bedienen wußten.

Die Gräfin (bei Seite): Die Scherze dieſes Menſchen machen Einen ſchaudern. — (laut) Der Handgriff des Dolches ſollte weiß ſeyn — wir wollen dieſe Farbe zu unſerem Verbindungszeichen wählen, — etwa von Elfenbein oder Perlenmutter

hübſch mit Silber eingelegt. Ich werde eine Zeichnung davon machen. Auf die Klinge ſollten wir in lateiniſchen Buchſtaben das Wort Treue eingraben laſſen. Nicht wahr, das wäre ſehr geſchmackvoll?

Eduard: Auf Ehre, meine Cenſine iſt wie geboren zu Verſchwörungen! ſie iſt wahrhaft göttlich in ihren Verſchlägen. Kümmern Sie ſich übrigens nicht um die Dolche, meine verehrten Herrn Collegen! ich gehe ja nach Spanien, dem klaſſiſchen Lande der Dolche, wo man ſich auch am allerbeſten auf ihre Fabrikation verſteht. Selbſt die Frauen tragen ja dort welche im Mieder und im Strumpfband. Ein Dragoneroffizier meiner Bekanntſchaft, der von dort zurückkam, hat es mir erzählt. In der That, ohne Spaß, man muß ſich dort in Acht nehmen, denn die Weiber ſind dort verteufelte Verrätherinnen.

Der Chevalier von Thimbray: Aha, Herr Lieutenant, Ihr Freund hat wohl in Spanien ſich recht mit der Sache bekannt gemacht, da er dort ſo ſchöne Entdeckungen machte?

Bertrand: Ja, geben Sie mir mit Ihren Dolchen mit Perlenmutter und Ebenholz-Handgriffen! das mag wohl eine Waffe ſeyn, um damit Staat zu machen; wenn es aber gilt einem Blauen etwas Blut abzuzapfen oder den Hals abzuſchneiden, da lobe ich mir ein gutes handfeſtes Werkzeug, wie dieſes hier!... (er zieht ein großes Meſſer aus dem Buſen) — Das iſt zwar plump, allein nicht theuer, und leiſtet treffliche Dienſte. Eines Tages ſtolperte ich über einen Kieſelſtein, und fiel zu Boden. Ein Offizier von den Blauen ſetzt mir das Knie auf den Magen, hebt ſeinen Säbel auf, und fordert mich auf, mich zu ergeben. — Oho, ſage ich, wie Jean Chouan geſagt haben würde: ſo gefährlich iſt's noch nicht! und dabei ließe ich ihm mein Meſſer in den Mund. Gottes Blitz! er würgte es hinunter, als ob er einen Löffel Suppe ſchluckte. Sehen Sie, man ſieht hier noch die Spur von ſeinen Zähnen auf der Klinge!

Die Gräfin: Pfui doch! ſtecken Sie doch dieſen abſcheulichen Dolch wieder ein! mir iſt's, als ſähe ich ihn noch mit Blut befleckt!

Der Graf: Laſſen wir das, lieber Freund! Es iſt jetzt nicht davon die Rede. Wir wollen lieber in unſeren Geſchäften fortfahren.

Bertrand: Meinetwegen denn, aber ſagen Sie mir nur: wann ſollen wir denn Sturm läuten laſſen?

Der Baron von Machicoulis: Sturmläuten? woran denkt Ihr denn, Kamerad? Was würde die Gendarmerie und die Garniſon der nächſten Stadt dazu ſagen?

Der Marquis v. Maleſpine: Und der Präfekt, der uns alle ſammt und ſonders einſtecken ließe?

Der Chevalier von Thimbray (halblaut): Dieſer Menſch hat offenbar den Teufel im Leibe.

Der Graf von Fierdonjon: Die Birne iſt noch lange nicht reif, guter Freund.

Bertrand: Zum Teufel auch! ſie könnte verfaulen, ehe Sie das Herz hätten, ſie abzubrechen!

Der Graf: Da wäre denn nun unſere Geſellſchaft ſo ziemlich organiſirt; was werden nun die erſten Arbeiten ſeyn, mit denen ſie ſich zu beſchäftigen hat? . . .

(Lange Pauſe und allgemeines Stillſchweigen.)

Der Baron von Machicoulis: Das Gerathenſte wäre wohl zunächſt, daß wir im Stillen die Geiſter bearbeiteten, um ſie dem Uſurpator zu entfremden. Wenn man nur ein Mittel finden könnte, um etliche kurze Reflexionen heimlich drucken zu laſſen, und in unſerer Provinz zu verbreiten.

Der Marquis von Maleſpine: Dann könnte ich auch zugleich meine Rede drucken laſſen . . .

Der Graf: Ja, und die meinige ebenfalls, ſobald ich ſie wieder gefunden hätte, denn ich kann noch nicht glauben, daß ſie verloren ſey.

Der Chevalier von Thimbray: Die Hauptschwierigkeit läge hauptsächlich darin, einen ehrlichen Mann zum Druck derselben zu finden.

Der Marquis von Malespine. Im Nothfalle könnte man sie ja auch in genauen Abschriften cirkuliren lassen.

Der Graf von Fierdonjon: Ja, allein man kennt allgemein unsere Handschriften . . .

Der Marquis von Malespine: Wenn sich vielleicht die gnädige Frau die Mühe geben wollte . . . ich dächte, die Handschrift einer Frau würde nicht halb so viel Argwohn erregen.

Der Graf: Glauben Sie das ja nicht; Jedermann hier zu Lande kennt die Handschrift meiner Frau.

Der Chevalier von Thimbray: Hier käme überdieß noch ein anderer Uebelstand in Betracht: der nämlich, daß nur so wenige Leute hier zu Lande lesen können.

(Allgemeines Stillschweigen.)

Bertrand! Wollen Sie mir einen Augenblick Gehör schenken? ich sehe nun wohl, daß die Sache total mißglückt, weil wahrhaftig Wenige unter uns geneigt seyn dürften, um der guten Sache willen ihren Hals daran zu wagen. Da ist mir nun ein Einfall gekommen, oder vielmehr, ich bin auf einen früheren Einfall wieder zurückgekommen, über den ich schon oft nachgedacht habe. Ich bin zwar nur ein armer dummer Bauer, der nachgerade alt wird, und fast zu nichts mehr gut ist, indessen möchte ich doch sagen . . .

Der Graf von Fierdonjon (fällt ihm ins Wort): Indessen möchte ich Euch sagen, daß Ihr noch immer recht gut Rebhühner zu schießen wißt, wo Ihr sie treffet . . .

Bertrand: Das ziehe ich gar nicht in Abrede; ich schieße Gottlob noch ziemlich gut — nun denn, ich habe also schon oft zu mir gesagt: es sollte jetzt doch auch etwas für die gute Sache geschehen; was unsern guten König allein noch ab-

halten mag, in ſein Land zurückzukommen, iſt vielleicht nur, daß dieſer Andere ſeinen Platz eingenommen hat. Dieſer Andere aber, denke ich, iſt ja auch nicht der Teufel; ſeine Haut iſt nicht ſo hart und dick, wie ein eichenes Brett, und ich habe doch mein Lebtage auch ſchon Burſchen geſehen, die mit einem einzigen Meſſerſtiche ein zwei Zoll dickes Brett durchbohrten . . .

Der Graf: Was wollt Ihr denn aber damit ſagen?

Bertrand: Das ſollen Sie ſogleich hören. — Ich ſagte alſo zu mir ſelbſt: ich bin zwar alt, aber bei allem dem verhalte ich noch mein Weib und meinen Jungen. Würde ich ſterben, ſo müßten ſie ihr Brod vor den Thüren betteln. Wenn nun die gnädigen Herren hier mir eine Schrift ausſtellen wollten, daß Sie nach meinem Tode meiner Alten ein jährliches Einkommen von zwölfhundert Franken auszahlen würden, ſo ſollen Sie gleich hören, was ich zu thun erbötig wäre. Ich reiſe alsdann nach Paris, ich gebe mir Mühe, den Kaiſer zu ſprechen, und wenn ich ihm nur auf Armslänge nahe kommen kann, ſo garantire ich, daß es mit ihm aus iſt. — Verfehle ich ihn, ſo nun, dann wird's noch Andere geben, die das vollführen können, was mir mißglückt iſt. Sie ſollen mich alsdann meinetwegen erſchießen, wenn ich mir nur ſelber ſagen kann: dein gutes Weib und dein armer Junge werden ferner wenigſtens Brod haben.

Der Graf von Fierdonſon: Alle Teufel! das wäre ein Unternehmen, welches uns Alle um den Kopf bringen könnte.

Edmard: Der Burſche hat den Teufel im Leibe; wie? den Kaiſer zu meuchelmorden? Der Kerl iſt ja ſchlimmer, als ein ſpaniſcher Pfaffe!

Der Baron von Machicoulis (tritt zum Grafen von Tournelles): Wäre es nicht möglich, daß dieſer Kerl hier ein Spion wäre?

Bertrand: Wohl verſtanden, Ihre Handſchrift würde zuvor an einen ſichern Ort gebracht, und erſt nach meinem Tode gezeigt werden.

Die Gräfin: Dieſer Menſch macht mich wahrhaft ſchaudern; es iſt Einer der verruchteſten Spitzbuben, die mir noch je vorgekommen ſind!

Der Graf: Mein lieber Freund, Euer Vorſchlag iſt über die Maßen ſeltſam, und wir müßten in Euch ein Vertrauen ſetzen....

Bertrand: Zum Henker auch, Sie Alle zuſammen riskiren nur zweihundert Franken jährlich, und ich ſelber ſetze doch meinen Hals daran.

Der Graf von Fierdonjon: Allerdings, guter Freund; wie aber, wenn Ihr nach Eurer Ankunft in Paris Euch von der Polizei beſtechen ließet, um ihr Alles zu verrathen?...

Der Marquis von Maleſpine: Und wenn dann vollends das Verbrechen eine Leibrente für Euer Weib gegen uns zeugen würde?

Bertrand: Donnerwetter! meine Herren! halten Sie mich denn für fähig, Sie zu verrathen? Warten Sie nur, Sie ſollen ſogleich ſehen, was für ein Menſch ich bin! — (Er holt ſeine Blouſe vor, und zieht aus einem leinenen Täſchchen, das er auf der Bruſt trägt, einen Brief, den er auf die Tafel wirft.) Leſen Sie dieſes Papier, meine Herren! Sie können ja leſen!

Edward: Das Papier iſt zwar ein wenig verſchmutzt, aber das thut nichts zur Sache!... (Er lieſt): Wir, der General-Lieutenant der Armeen des Königs, bezeugen hiemit männiglich, wem es zu wiſſen noth thut, daß Joſeph Bertrand, genannt Ohne-Furcht, Major in unſerem Armeecorps, bei jeder Gelegenheit, in welcher wir ihn kennen lernten, ſich als ein ehrenfeſter und tapferer Soldat ſeines Königs erwieſen hat. Sein Muth und ſeine gränzenloſe Ergebenheit verdienen ungetheiltes Lob. Zu Anerkennung ſeiner vielen und getreuen Dienſte haben wir ihm gegenwärtiges Zeugniß ausgeſtellt, und hoffen, daß es ihm eines Tages noch nützlich werden ſolle.

Gezeichnet: Henri de la Roche-Jacquelein.

Gegeben im Hauptquartier von S. 1795.

Bertrand: Wer von Ihnen kann mir ein ähnliches Papier mit der Unterschrift eines Ehrenmannes zeigen, das so für seine Ehre und für seine Treue bürgt?

Die Gräfin (welche durch's Fenster in den Hof hinabgeblickt hat): Was sehe ich! großer Gott!

Der Graf: Was gibt's schon wieder?... etwa abermals eine Spinne?

Eduard: Ein Gendarme zu Pferd reitet so eben in den Hof herein.

Alle (springen empor): Ein Gendarme?

Der Graf: Wir sind verrathen! wir sind entdeckt! Es ist um uns Alle geschehen!

Der Baron von Machiconlis: Des Tournelles!... gnädige Frau!... verbergen Sie uns... helfen Sie uns zur Flucht... Sie sind für uns Alle verantwortlich! wir sind Ihre Gäste, wir sind in Ihrem Hause.

Die Gräfin: Was ist da zu thun?

Der Graf von Fierdonjon: Sie werden mir wenigstens bezeugen, daß ich nur gegen meinen Willen hieher gekommen bin, und daß es mir durchaus unbekannt geblieben ist, was man eigentlich von mir wolle.

Der Baron von Machiconlis, der Marquis von Malespine, und der Chevalier de Thimbray (Alle auf einmal und in kläglichem Tone): Und wir ebenfalls.

Der Graf: Im Gegentheile, meine Herren! Sie waren es ja, die mich verführt, und dazu beredet haben; Ihre Reden hier sind die besten Beweise dafür!

Alle: Ach, diese verwünschten Reden! (Sie zerreißen ihre Papiere, und werfen sie in's Feuer.)

Die Gräfin: Eduard, verlassen Sie mich wenigstens nicht.

Bertrand: Es ist keine Gefahr vorhanden. Sagen Sie, ist nur Ein Gendarme draußen?

Der Graf: Nein, ich sehe noch einen Andern am Einfahrtthore; das ganze Haus ist umzingelt.

Alle: Umzingelt?

Eduard: Wer sagt Ihnen denn aber, daß dieser Gensdarme uns verhaften wolle? Es ist vielleicht nur eine Ordonnanz!

Der Baron von Machicoulis: Ja, eine Ordonnanz des Präfekten, um uns zu verhaften.

Bertrand: Ich habe ja eine Doppelflinte bei mir. Es ist noch nicht so gefährlich! pflegte Jean Chouan zu sagen.

Die Gräfin: Verlassen Sie das Haus durch diese kleine Thüre, und flüchten Sie sich durch den Garten. Hier ist der Schlüssel zum hinteren Pförtchen, vorausgesetzt, daß dieses nicht bewacht ist! — Lassen Sie uns wenigstens zuvor uns gegenseitig schwören, daß wir einander niemals verrathen wollen.

Der Graf von Fierbonsen: Ich bitte Sie, geben Sie mir den Schlüssel! — (Er entfernt sich mit dem Baron von Machicoulis, dem Chevalier Thimbray und dem Marquis von Malchjeine.)

Die Gräfin (zum Grafen, der ebenfalls davon eilen will): Wohin gehen Sie, Graf? bleiben Sie doch hier, Sie können, Sie dürfen mich nicht verlassen.

Eduard: He da, Vetter! Sie geben sehr schnell Fersengeld . . .

Die Gräfin (zu Eduard): Ich bitte Sie, Cousin, sprechen Sie mit diesem Soldaten: Ihre Epauletten werden ihm imponiren!

Bertrand (ergreift seine Doppelflinte, und entwickelt Jagdtasche und Patronen. Zu seinem Hunde): Leg' Dich, Mohr! sey ruhig, mein Junge.

Die Gräfin: Ohne Furcht! um Gottes Willen, es darf hier kein Blut vergossen werden! ich würde umkommen, wenn Ihr in meiner Gegenwart schießen wolltet.

Bertrand (demüthig): Ich will warten, gnädige Frau, bis Sie mir ein Zeichen dazu geben.

Zwölfte Scene.

Die Vorigen, ein Gendarme.

Der Gendarme: Ich wünschte zum Herrn Grafen des Tournelles; ist er hier? Ich bringe hier einen Brief von dem Herrn Präfekten.

Eduard: Gebt ihn her! ... Du, Cousine, nehmen Sie ihn.

Der Gendarme: Wollen Sie so gut seyn, und mir den Empfang davon in meinem Ordonnanzbuche bescheinigen?.. setzen Sie aber gefälligst auch die Stunde hinzu.

Die Gräfin (zum Grafen): Unterzeichnen Sie den Empfang, mein Lieber!... Kommen Sie, Eduard, bieten Sie diesem Herrn hier ein Glas Wein an, er muß sehr durstig seyn! ... Sie haben den Weg wohl sehr schnell zurückgelegt?

Eduard (schenkt ein Glas Wein ein): Hier, Kamerad, trinkt unser Wohl! Einen solchen Wein findet Ihr doch nicht in der Cantine!

Der Gendarme: Nein, gewiß nicht, Herr Lieutenant! — (Er trinkt.) Ihr Wohl, Herr Graf und gnädige Frau, und die ganze Gesellschaft! ... — Ei, seht doch! Vater Ohne-Furcht, seyd Ihr auch da? nehmt Euch in Acht, der Brigadier hat sich verschworen, wenn er Euch noch einmal ohne Euern Jagdpaß mit dem Gewehr im Felde treffe, Euch einstecken zu lassen.

Bertrand: Bah, wird noch nicht so gefährlich seyn.

Der Graf (zu dem Gendarmen): Hier ist Ihr Ordonnanzbuch; ich habe den Empfang bescheinigt.

Der Gendarme: Schönen Dank, gnädige Frau, für das Genossene und für den freundlichen Empfang!

(Er tritt ab.)

Dreizehnte Scene.

Der Graf, die Gräfin, Eduard, Bertrand.

Der Graf (zur Gräfin): Oeffnen Sie doch gefälligst diesen Brief ... ich habe gar nicht den Muth, ihn zu lesen.

Die Gräfin (erbricht den Brief und überliest ihn flüchtig): O Gott! O Himmel!

Der Graf ([illegible]): O wehe! was gibt's?

Die Gräfin: Ist es möglich! ... wer hätte das gedacht! ... Graf, Sie sind zum Kammerherrn der Kaiserin ernannt worden.

Der Graf: Sollte es wahr seyn? welch ein Glück!

Die Gräfin ([illegible]): Der Kaiser hat Sie mit dieser Huld bedacht, um die Sie nicht einmal angehalten haben!

Eduard ([illegible]): Alle Teufel!

Der Graf ([illegible]): Was haben wir gethan! Was für eine [illegible] Verirrung! ...

Die Gräfin: Stille! Lassen Sie uns den heutigen Tag vergessen! Bertrand, mein lieber Freund, besuchen Sie uns doch von Zeit zu Zeit ... nehmen Sie gar keinen Anstand, auf unserem Grund und Boden zu jagen, so oft es Ihnen beliebt ... und hier ... hier eine Kleinigkeit zu einer neuen Haube für Euer liebes Weib!

(Sie bietet ihm Geld an.)

Bertrand ([illegible]): Mein Weib braucht keine Haube.

Die Gräfin: Sie können auf unsere Verschwiegenheit zählen!

Bertrand (mit [illegible] Lächeln): Aha, ich sehe wohl, daß Sie auf die meinige rechnen.

Die Gräfin: Allerdings, mein lieber Bertrand, wir rechnen darauf! sollten Sie etwa je ...

Bertrand: Sie thun Recht daran; bei mir ist das Geheimniß gut aufgehoben. — Wenn ich mir übrigens die Sache genauer überlege, so ist es, denke ich, klüger, auf die Rebhühner-Jagd zu gehen. Gnädige Frau, Herr Graf, ergebenster Diener! — Hollah, Medor!

(Er entfernt sich.)

Eduard ([illegible]): Holla! heda! heda, meine Herren! ... gute Nachrichten! es war nur ein blinder Lärm! — kommen Sie doch wieder herauf! — Ha, ha, ha! Da ist einer

gar in den Koth gefallen, und über und über mit Schlamm bedeckt! — Kommen Sie doch herauf! Cousine, Sie müssen mich bei Hofe protegiren, Sie müssen dem Kaiser die Gefühle der Hochachtung und Ergebenheit schildern, mit denen ich ihm von jeher anhing.

Die Gräfin: Eduard!

Der Graf: Was sollen wir ihnen sagen?

Die Gräfin: Lassen Sie nur mich machen!

Vierzehnte Scene.

Der Graf, die Gräfin, Eduard, Baron von Machicoulis, der Graf von Fierdonjon, der Marquis von Malespine, der Chevalier von Thimbray.

(Der Graf von Fierdonjon ist ganz naß und mit Schmutz überzogen.)

Der Graf von Fierdonjon: Ach und weh! verfluchtes Haus! ich werde es mein Lebenlang nicht mehr betreten! — Sie können mich also versichern, daß gar keine Gefahr mehr vorhanden ist?

Die Gräfin (zum Grafen von Fierdonjon): Was haben Sie denn, Herr Graf? . . .

Der Baron von Machicoulis: Eine Kleinigkeit! beim Davonlaufen fiel der Herr Graf in einen Graben und verlor im Schlamm den Schlüssel, den er in der Hand hielt. Ohne diesen unangenehmen Zwischenfall hätten wir uns längst aus dem Staube gemacht. Aber sagen Sie, haben denn die Gendarmen Bertrand arrettirt, daß ich ihn nicht mehr hier sehe?

Die Gräfin: Nicht doch: allein die Nachricht, welche wir so eben erhalten haben, ist eine sehr unangenehme, in sofern sie nothgedrungener Weise unsern Plänen ein Ziel setzt . . .

Der Graf von Fierdonjon: Du lieber Gott! wenn es nichts Anderes ist, als dieß! . . .

Die Gräfin: Ein unvorhergesehener Schicksalsschlag hat uns betroffen: wir sind gezwungen, auf der Stelle nach Paris abzureisen. Mein Gemahl ist so eben zum Kammerherrn der Kaiserin ernannt worden, und da er sowohl sich als seine Freunde compromittiren würde, wenn er diese Ehre ausschlüge . . .

Eduard: So nimmt er sie an, und opfert sich für seine Bekannten auf: Sehen Sie nur, meine Herren, wie sehr ihn das niedergeschmettert hat, den armen Vetter!

Der Graf von Fierdenjon (bei Seite): Verdammt! Kammerherr der Kaiserin? das iſt eine häßliche Stelle! . . . (laut). Könnten Sie mir indeß nicht einige Kleider verſchaffen, damit ich die meinigen ablegen kann?

(Er tritt ab.)

Der Baron von Machiconlis: Ich ſehe wohl, daß ich jetzt nichts mehr hier verloren habe.

(Er ſchreitet majeſtätiſch hinaus.)

Die Gräfin (gibt ihm das Geleite bis zur Thüre): Leben Sie wohl, beſter Baron, wir wollen unſer Unternehmen auf glücklichere Zeiten aufſchieben.

Der Chevalier Thimbray (zum Grafen:) Herr Graf, mein Sohn wird demnächſt zur Conſcription ausgehoben, er ſtudirt in Paris, und iſt ein ausgezeichneter Kopf; wäre es nicht möglich, ihn mittelſt Ihres Credit's bei Hofe . . . (Er ſpricht leiſe mit ihm.)

Der Marquis von Malefrine: Dürfte ich vielleicht hoffen, daß Sie mir, wenn Sie nach Paris kommen, bei dem Großrichter Ihre gütige Verwendung und Fürſprache angedeihen laſſen in Anbetracht des Prozeſſes, der . . . (er flüſterte ihm das Uebrige in's Ohr.)

Der Graf: Seyen Sie überzeugt, meine verehrteſten Freunde, daß ich Sie nie vergeſſen werde . . . und wenn Sie je eines Tages . . . — Ach, leben Sie recht wohl, meine lieben Freunde . . . —

(Der Marquis und der Chevalier entfernen ſich.)

Eduard: Nun, meine ſchöne Couſine, wie ſteht es jetzt um meine Bekehrung?

Die Gräfin: Laſſen Sie mich nur machen, lieber Eduard! Ich gebe Ihnen die Verſicherung, Sie ſollen Kapitän in der Garde werden, bevor noch zwei Monate vergehen. — (Zu dem Grafen): Aber ich denke, lieber Freund, Sie ſollten ſchon Morgen nach Paris abreiſen, und Seiner Majeſtät für die große Huld danken, welche Sie uns erwieſen hat . . . Ich werde Ihnen ſobald wie möglich nachfolgen, wenn ich erſt meine Garderobe mit den nöthigen Hofkleidern verſehen habe. Eduard ſoll mich alsdann nach Paris zurückbringen.

Eduard: Ja, beſte Couſine, ich werde Sie nach Paris zurückbegleiten; — (leiſe:) zuvor aber wollen wir uns hier noch etliche Schäferſtündchen unter vier Augen gönnen!

(Der Vorhang fällt.)

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Proſper Merimée's Werke.

Siebenter Band:

Die Jaquerie, mittelalterliche Scenen. — **Biographiſche Notiz über Proſper Merimée**, vom Herausgeber.

Taſchenbibliothek

klaſſiſcher Romane

des

Auslands.

21—22tes Bändchen.

Proſper Merimée's Werke.

Siebenter Band:

Die Jaquerie, mittelalterliche Scenen. — **Biographiſche Notiz über Proſper Merimée**, vom Herausgeber.

Preis per Bändchen von 7—8 Bogen nur 15 kr. oder 4 Sgr.

Stuttgart.
Adolph Becher's Verlag.
1846.

Proſper Merimée's

geſammelte Werke,

überſetzt

von

Mehreren.

Siebenter Band:

Die Jaquerie, mittelalterliche Scenen. — **Biographiſche Notiz über Proſper Merimée**, vom Herausgeber.

Frei nach dem Franzöſiſchen

von

Karl Herrmann.

Stuttgart.

Adolph Becher's Verlag.

1846.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
PRAESENTUS

Die Jaquerie.

Mittelalterliche Scenen.

C'est mon talent particulier, et je travaille à mettre
en madrigaux toute l'histoire romaine.
Les Précieuses ridicules.

When Adam dolv'd and Eve span
Where was then the gentleman?
Old Ballad.

Vorwort.

Es exiſtiren beinahe gar keine treuen, glaubwürdigen, hiſtoriſchen Queſſen über die Jaquerie, dieſe Art von Bauernkrieg in Frankreich. — In Froiſſard findet man nur wenige Details und eine höchſt parteiliche Auffaſſung. Eine Empörung von Bauern ſcheint dieſem Hiſtoriker, der lieber die ſchönen Lanzenſtöße und ritterlichen Thaten des franzöſiſchen Adels beſchreibt, einen tiefen Abſcheu einzuflößen.

Was die Urſachen anbelangt, aus denen die Jaquerie entſtand, ſo ſind ſie ohne Mühe zu errathen. Die Greuel der Feudalherrſchaft mußten andere Greuel hervorrufen, und man muß ausdrücklich bemerken, daß derartige Empörungen um dieſelbe Zeit auch in Flandern, in England und im nördlichen Deutſchland ausbrachen. Wenn ich die Muthmaßung aufſtelle, daß ein Mönch der Anführer der Empörer geweſen, ſo glaube ich mich nicht ſonderlich gegen die hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit verfehlt zu haben. Zahlreiche Spaltungen und Zwiſtigkeiten trennten ja damals Adel und Geiſtlichkeit in zwei ſcharf geſchiedene Parteien, und auch die Empörung des engliſchen Landvolks wurde von einem Prieſter Namens John Ball geleitet.

Ich habe nun verſucht, einen Begriff von den wilden Sitten des vierzehnten Jahrhunderts zu geben, und ich glaube die Farben meines Gemäldes eher gedämpft, als zu grell aufgetragen zu haben.

Personen:

Gilbert, Baron von Apremont
Der Baron von Montreuil
Der Seneschall von Berin
Florimont v. Conecy
Emguerrand v. Bouffies
Gautier de Sainte-Croix
Perceval de la Loge
} adeliche Herren in der Landschaft Beauvoisis.

Der Seneschall (Vogt) des Barons v. Apremont.
Der Sire de Bellisle.
Siward, Hauptmann einer Bande englischer Abenteurer.
Brown, Hauptmann englischer Bogenschützen.
Perducas d'Acuna, ein navarresischer Ritter,
Eustache de Lancignac, ein gascognischer Ritter,
} Anführer von Abenteurer-Rotten.

Meister Jwein Langoyrant, Doctor der Rechte.
Der Abt Honoré von Apremont
Bruder Johann
Bruder Ignaz
Bruder Sulpiz
Bruder Goderan
} Mönche der Abtei St. Leutfried (St. Lenfroy) in Beauvoisis.

Bourré
Coupeland
Laguyart
Mailly
} Bürger von Beauvais.

Peter, ein Knappe des Barons v. Apremont.
Der Wärwolf, ein Räuberhauptmann.
Renaud
Simon
Mancel
Morand
Barthelemy
Thomas
Gaillon
} Bauern aus dem Beauvoisis.

Conrad, ein zehnjähriger Knabe, Sohn des Barons v. Apremont.
Meister Bonnin, sein Hofmeister.
Isabelle, Tochter des Barons v. Apremont.
Marion, ihre Milchschwester.
Jeannette, eine Bäurin, Renaud's Schwester.
Volk aller Art, Alters und Standes.

Die Scene ist hauptsächlich in der Umgegend von Beauvais.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Die Jaquerie.

Mittelalterliche Scenen.

Das iſt mein vornehmſtes Talent, und ich bin eben damit beſchäftigt, die ganze römiſche Geſchichte in lauter Madrigale zu bringen.

Die lächerlichen Spröden.

Als Adam grub und Eva ſpann,
Wo war denn da ein Edelmann?

Altes Volkslied.

Erſte Scene.

Eine tiefe Schlucht in einem Walde. Die untergehende Sonne erhellt kaum noch die Wipfel der Bäume.

Räuber, nur mit den Fellen wilder Thiere bekleidet, erſcheinen von allen Seiten, ſteigen in die Schlucht herunter, und ſetzen ſich hier in einem Kreiſe zuſammen. Der Wärwolf, ein Wolfsfell auf den Schultern, und den Bogen in der Hand, tritt unter ſie, und bleibt in der Mitte ſtehen.

Der Wärwolf, der Lieutenant, der nenaufzunehmende Räuber u. ſ. w.

Der Wärwolf: Sind alle Wölfe beiſammen?

Der Lieutenant (ſpringt vom Boden auf): Alle mit Ausnahme Cordier's, der Schildwache ſteht, und des rothhaarigen Wilfrid, den ich auf eine Streife ausgeſandt habe.

Der Wärwolf: Wölfe, meine Kameraden! Stephan

Durer, den Ihr hier [illegible] steht auf), wünscht Wolf zu werden. In den sechs Monaten, die er unter uns verbracht, hat er sich immer wacker gehalten, er hat Klauen und Zähne; er ist treu, er leckt die Hand, die ihm Brod gibt, und beißt diejenige, die ihn mit Steinen wirft. Wollt Ihr ihn zu Eurem Kameraden machen?

Die Räuber: Ja, er soll ein Wolf seyn, wie wir!

Der Wärwolf: So rüstet Euch denn, ihn in die Bande aufzunehmen. Schlagt das Zeichen des Kreuzes, und zieht Eure Schwerter. — Du, Gottfried der Schieläugige, mußt ihm zum Taufpathen dienen. Tretet nun alle beide in den Kreis! — (Zu dem Neuaufzunehmenden): Wer bist Du?

Der Neuaufzunehmende: Ich bin weder Schaf noch Wolf, aber ich möchte ein Wolf werden.

Der Wärwolf: Weißt Du auch, welches die Pflichten eines wahren Wolfes sind?

Der Neuaufzunehmende: Er muß den Schafen nachstellen, die Hunde beißen, die Schäfer zerreißen.

Der Wärwolf: Wer sind die Schafe?

Der Neuaufzunehmende: Die Leib- und Halseigenen, welche für ihre Grundherren arbeiten.

Der Wärwolf: Und die Hunde?

Der Neuaufzunehmende: Die Wildhüter, die Landvögte, die Knappen, und die Mönche, mit Ausnahme eines Einzigen.

Der Wärwolf: Nenne ihn mir.

Der Neuaufzunehmende: Es ist Bruder Johann von St. Leufried; er hat den Wärwolf vom Uebel des heiligen Genestus *) befreit, und der Wärwolf hat befohlen, nie

1) Da die Priester damals fast die einzigen Aerzte, und Gebete und Gelübde fast die einzigen Heilmittel waren, so darf man sich gar nicht wundern, daß man damals die Krankheiten nur nach dem Namen der Heiligen benannte, deren Anrufung davon befreite, oder die dadurch die Gottlosen und Ungläubigen strafen.

ſoll der Pfeil eines Wolfes ſeine Kutte durchbohren, nie ſoll das Schwert eines Wolfes ſeinen Schädel ſpalten.

Der Wärwolf: Wer ſind die Schäfer?

Der Neuaufzunehmende: Die Grundherren.

Der Wärwolf: Wer iſt der ſchlimmſte unter dieſen Schäfern?

Der Neuaufzunehmende: Gilbert von Aprement, dreimal verflucht, der ſich den Herrn nennt von dieſem Grund und Boden.

Der Wärwolf: Wer ſind die Wölfe?

Der Neuaufzunehmende: Die freieſten Bewohner des Forſtes, die nur dem Häuptling gehorchen, den ſie ſich frei erwählt haben, die nur für ſich ſelber arbeiten, und in treuer brüderlicher Gemeinſchaft leben; weßhalb ihnen auch alles Land zu Erbe und eigen iſt.

Der Wärwolf: Was haſt Du gethan, um Wolf werden zu können?

Der Neuaufzunehmende: Ich habe den Schäfern alles genommen, was ich habe erreichen können, und habe einen Hund erlegt.

Der Taufpathe: Ja, es iſt wahr, daß er den alten Wildhüter Matthieu wacker abgefangen hat, wie einen Eber; wir hatten den Alten ſchon lange dem Teufel [1]) geweiht, weil er Kleinhans den Schinder hatte hängen laſſen.

Der Wärwolf: Wenn dem ſoiſt, nehmen wir Dich gern in unſern Bund auf. Du biſt Wolf, ſobald Du geſchworen haſt, unſern Geſetzen gehorſam zu ſeyn. So ſchwöre nun, von jetzt an einen unerbittlichen Krieg zu führen mit den Schäfern,

1) Man weiht einen Menſchen dem Teufel, wenn man mit der linken Hand ein Kreuz über ihn ſchlägt, oder auch nur ſeinen Namen und einen gewiſſen Spruch dazu ſpricht.

den Schafen, den Hunden, d. h. mit unsern Grundherren, ihren Leibeigenen und den Wildhütern.

Der Neuaufzunehmende: Ich schwöre es.

Der Wärwolf: Schwöre ferner, die Wölfe zu unterstützen und ihnen beizustehen, d. h. die freien Männer des Forsts zu unterstützen mit Deinem Bogen, mit Deinem Messer, mit Deinem rechten Arm und Deinem rechten Auge.

Der Neuaufzunehmende: Ich schwöre es.

Der Wärwolf: Du sollst in Zukunft nie das Fleisch vom Wolf oder Bären essen, denn sie sind wie Du die geschworenen Feinde der Schäfer und der Hunde. Außerdem mußt Du alle Samstag bis zum Mittag fasten, denn es war an einem Samstage, wo der erste Wolf die Freiheit im Forste aufgesucht hat.

Der Neuaufzunehmende: Ich schwöre, diese Befehle zu befolgen.

Der Wärwolf: So mache ich Dich denn im Namen des heiligen Ferreol von Abbeville, im Namen des großen Golfarin des Neffen Mohamets [1]), des heiligen Nikolas, und der heiligen Maria der Jungfrau zum Wolfe, und verleihe Dir diese Wälder als ewiges Gut und Leben sammt diesem Bogen und dieser Axt, um sie zu vertheidigen. Führe nun einen Streich auf diesen Pfahl, und sprich: möge mir St. Ferreol helfen, daß ich Gilbert von Aprement ebenso thun könne!

Der Neuaufzunehmende: Helfe mir St. Ferreol, daß ich Gilbert von Aprement ebenso thun könne!

Der Wärwolf: Gottfried, der Schielängige, was für einen Namen soll Dein Täufling führen unter den Wölfen?

1) In jenen Zeiten der Unwissenheit war nichts gewöhnlicher als bei Schwüren und Eiden Namen von Heiligen und bösen Geistern mit einander zu paaren — Golfarin, Mahomets Neffe, gilt in den alten Legenden für einen mächtigen Zauberer. — Etliche Gelehrte wollen in ihm den Khalifen Omar entdecken.

Der Taufpathe: Steffen mit dem langen Zahn ſoll er heißen.

Der Wärwolf: Meinetwegen denn! Steffen mit dem langen Zahn! Gottfried, ſage ihm nun leiſe die Loſung. — Meine Brüder, wir haben nun einen Wolf mehr!

Die Räuber: Noel! Noel [1]).

Der Wärwolf: Laßt uns nun dem neuen Bruder zutrinken! — Doch ſtille! da raſchelt etwas im dürren Laub, wie der Tritt eines Menſchen! Rühre ſich Niemand ... Mein Hund wedelt mit dem Schweife, es iſt ein Freund.

Der Lieutenant: Es iſt Wilfrid, der von ſeiner Streife zurückkommt.

Der Wärwolf: Was gibt's Neues in der Ebene drunten?

Wilfrid: Nichts Gutes, und nichts Schlimmes. Ich komme eben von Saullair; der Hauptmann Siward, der größte Routier [2]) im Lande, rüſtet ſich dort zu einem neuen Raubzuge.

Der Wärwolf: Haſt Du bemerkt, was für Leute er bei ſich hatte?

Wilfrid: O ja, er hat ſein Fähnlein verſtärkt durch zugelaufenes Volk aller Art; ich habe vierzig ſchwergerüſtete Pferde [3]) und achtzig Bogenſchützen gezählt. Als Torfſtecher verkleidet, war ich bei ihnen in der Schenke, und habe mit ihnen geplaudert und getrunken. Es ſind wieder Hauptgauner unter ihnen, die erſt neuerdings aus England angekommen ſind, und kein Wort franzöſiſch können; aber es ſind ſtarke ſtattliche Leute, gar wehrhaft, und immer durſtig, und wünſchen nichts mehr, als

---

1) Ein Freudenruf; auch gewiſſe luſtige Lieder hießen Noel.

2) Routier, aventurier, chevalier d'aventure, Ritter vom Mondſchein nannte man damals Menſchen, die in Friedenszeiten von Raub und Plünderen lebten, und im Kriege ihre Dienſte an denjenigen Fürſten verkauften, der ſie am beſten bezahlte.

3) Ganz in Stahl gebarniſchte Reiter, auch Gensdarmen, ſchwere Reißige, ſchwere Lanzen genannt.

hier zu Lande reich zu werden, durch Raub oder Plündern, wie ihre Brüder vordem gethan haben.

Der Wärwolf: Ich denke wohl, es ist Ayremont, das sie dießmal berennen wollen. Was meinst Du, Lieutenant?

Der Lieutenant: Ich bin Deiner Meinung. Wir haben morgen St. Leutfried's-Tag; alle Leibeigenen bekommen morgen, dem Fest zu lieb Wein und Bier zu saufen so viel sie wollen, und wenn sie erst davon voll sind wie die Schweine von der Eichelmast, wird der Hauptmann Siward leichtes Spiel mit ihnen haben.

Wilfrid: Der Engländer hat einen Zahn auf Gilbert, und ich habe von seinen Bogenschützen gehört, daß sie sehr lüstern sind nach seinen schönen Kühen.

Der Wärwolf: Bei des Teufels Hörnern! diese Kühe sind aber auch schön, und es wäre jammerschade, wenn wir sie von den englischen Spitzbuben wegtreiben ließen. Beim Wanst des heiligen Genestus, wir wollen auch ein Wörtchen mitreden; im Trüben ist gut fischen!

Der Lieutenant: Beim Wetter! der Hauptmann hat Recht. Während die Engländer und die Hunde von Ayremont sich in den Haaren liegen, können wir gerade noch einen guten Fang machen.

Wilfrid: Wenn wir nur irgend einen fetten Mönch der Abtei St. Leutfried entführen könnten, wir würden ein schönes Stück Lösegeld davontragen, wenn wir den Andern nur ein Ohr von dem Gefangenen zuschickten.

Der Wärwolf: Wir wollen nehmen, was uns der heilige Nicolaus[1]) senden wird. Laß mich nur machen, Du sollst sehen, daß ich keine Mühe sparen werde. — Gestern haben wir in dieser Schlucht hier übernachtet, Jungen, und Ihr kennt ja schon

1) Da ein jedes Handwerk seinen Schutzpatron haben muß, haben sich die Räuber den heiligen Nicolas erwählt.

unſern Brauch. Heute wollen wir in der großen Höhle bei dem Bergſtrome unſer Lager aufſchlagen. Dort können wir nach Herzensluſt ſingen und lachen und zechen, ohne fürchten zu müſſen, daß uns die Wildhüter überrumpeln oder belauſchen. Kommt, laßt uns nun aufbrechen! Vorwärts mit der Vorhut! Ihr Andern rafft die Keſſel und das Wildpret auf, und nun raſch von der Stelle!

(Alle Räuber raffen ihre verſchiedenen Geräthſchaften auf und ſetzen ſich in Bewegung; nur Wilfrid, der Wärwolf und der Lieutenant bleiben noch.)

Wilfrid: Auf ein Wort, Wärwolf!

Wärwolf: Was willſt Du von mir?

Wilfrid: Ich habe Dir noch nicht alle Nachrichten mitgetheilt, die ich mitgebracht habe; ich wollte erſt warten, bis ſie Alle fort wären.

Wärwolf: Sprich!

Der Lieutenant: Iſt irgend ein Unglück begegnet?

Wilfrid: Girard der Wagner, iſt entdeckt worden. Die Reiſigen von Ayrement ſind ihm auf den Ferſen.

Der Lieutenant: Unſer Spion? Um ſo ſchlimmer. Wohin hat er ſich denn geflüchtet?

Wilfrid: In die Abtei St. Leutfried.

Der Wärwolf: Der Dummkopf! warum iſt er nicht lieber in den Wald gekommen?

Der Lieutenant: Die Mönche werden ihn ausliefern, oder Gilbert wird die Freiſtatt nicht reſpektiren[1]). Girard iſt ein verlorener Menſch; man wird ihn aufhängen. Was meinſt Du dazu, Wärwolf?

Der Wärwolf: Das iſt halt ein Tod wie ein anderer auch.

Der Lieutenant: Von der nächſten Beute, die wir

1) Bekanntlich waren Klöſter und Kirchen damals Freiſtätten für die von der Juſtiz Verfolgten.

machen, muß man etwas zurückhalten, damit man wenigstens eine Messe für die Ruhe seiner Seele lesen kann.

Der Wärwolf (nach einer Pause): Ich will ihm eine Blutmesse lesen. Ich will der Priester seyn, und das hier sey das Werkzeug, womit ich ministriren werde. (Er deutet auf seine Keule.) Kommt, laßt uns nun in die Höhle hinuntergehen. Meine Kehle ist so heiß, wie sonst meine Schmiede-Esse: wir wollen eins trinken!

(Er trällert ein Liedchen und entfernt sich.)

Wilfrid: Eine schlimme Neuigkeit, Lieutenant.

Der Lieutenant: Das darf Einem den Muth nicht verderben — heute mir, morgen Dir. Wir wollen jetzt zum Abendbrod gehen.

(Beide ab.)

Zweite Scene.

Ein gothischer Saal in der Abtei St. Leutfried, von einer großen Anzahl Kerzen erhellt, und festlich geschmückt.

Das Kapitel der Mönche ist im Hintergrunde versammelt, um einen neuen Abt zu wählen. — Im Vordergrunde stehen:

Bruder Ignaz, Bruder Goderan, Bruder Sulpiz.

Bruder Ignaz (einen Brief in der Hand): Er drückt sich deutlich genug aus: Wählet meinen Bruder zum Abt! befehlt er uns. Der Brief ist dringend, er ist mit seinem eigenen Wappen gesiegelt, und trägt hier sein Kreuz als Unterschrift. Was sollen wir nun machen?

Bruder Goderan: Was der Schilf thut, wenn der Wind weht; wir sind nur ein schwacher Schilf, und Gilbert von Apremont ist stärker als ein junger Adler.

Bruder Ignaz: Ja, Goderan, Du bist kein Freund von kräftigen Entschlüssen; indeß muß ich Dich doch erinnern, daß wir dem seligen Abte Bonifaz auf seinem Sterbebette geschworen

haben, den Bruder Johann, seinen Günstling, zu wählen, und haben wir dieß früher nicht schon mehr als einmal durch einen Schwur dem Bruder Johann selbst bestätigt?

Bruder Sulpiz: Saubere Gewissensbisse, meiner Treu! Als mir der Abt dieses Versprechen abnahm, habe ich mir etwas ganz Anderes dabei gedacht: zudem ist dieser Bruder Johann nur ein Bauer, und wir wollen keinen Bauern zum Abte haben.

Bruder Ignaz: Nun gemach! wir dürfen diesen Mann nicht verachten, denn er ist dem Kloster sehr nützlich.

Bruder Gerbrand: Aber Gilbert von Ayrement ist uns noch weit nützlicher, er ist unser Wachthund, unser Schutzherr; glaubt mir, wenn wir klug sind, erwählen wir Bruder Honoré, seinen Vetter, zu unserem Abte, wie er es wünscht.

Bruder Sulpiz: Bei Allem dem, könnte man den Bruder Johann nicht eben so gut auch entbehren? Ist er denn der Abtei wirklich so nützlich?

Bruder Ignaz: Ei natürlich! Seine Gelehrsamkeit hat uns schon manchen schönen Sonnenthaler eingetragen.

Bruder Sulpiz: Meinetwegen, ich gebe das zu; allein er will Alles regieren, Alles nach seinem Kopfe leiten. Er hatte den hochseligen Abt Benitz — Gott hab' ihn selig! — ganz am Schnürchen; es ist nun Zeit, daß auch Andere an die Reihe kommen. Ich kann Euch sagen, es wäre gewissermaßen eine Schande für uns, wenn wir einem Menschen von so niedriger Abkunft gehorchen müßten!

Bruder Gerbrand: Wo ist er denn jetzt?

Bruder Sulpiz: In seinem Laboratorium, von seinen Retorten umgeben. (Ironisch): Seine Bescheidenheit hinderte ihn, einem Kapitel anzuwohnen, worin er erwählt zu werden glaubt.

Bruder Ignaz: Und Bruder Honoré?

Bruder Gerbrand: Thörichte Frage! Er ist in seiner

Zelle und betet; ſchon den ganzen Tag weiß er nichts Anderes zu thun.

Bruder Ignaz: Ja wahrlich; ich fürchte auch beinahe ſchon, wenn er je unſer Abt werden würde, würde die Regel unter ihm recht ſtreng werden. Unter Bruder Johann hätten wir wenigſtens beſſere Zeiten.

Bruder Sulpiz: Wer weiß? Vielleicht würde er ſchlimmer werden, als der Andere.

Bruder Goderan: Siehſt Du, Ignaz, mit dem Bruder Heneré bleibt uns noch ein anderer Ausweg offen. Er wird ſich mit nichts Anderem beſchäftigen, als mit ſeinem Seelenheil, und einſtweilen führen wir ihn, Sulpiz und ich, an der Naſe herum.

Bruder Sulpiz: Das könnten wir freilich mit Bruder Johann nicht wagen.

Bruder Goderan: Da kommt er eben. Ich dachte mir wohl, daß ihm die Zeit zu lang werden würde, um auf uns zu warten.

Bruder Johann (tritt ein): Nun, meine ehrwürdigen Väter, wie ſteht es? Ihr ſitzt ja ſchon lange genug beiſammen; habt Ihr Euch noch nicht entſchieden?

Bruder Ignaz (zu Bruder Johann): Hier iſt ein Brief vom gnädigen Herrn von Arcement, der uns plötzlich vorgeſchrieben hat, was wir thun müſſen. (Er übergibt ihm den Brief.)

Bruder Johann (nachdem er ihn geleſen hat): Nun, und Ihr wißt nicht, was Ihr ihm darauf zu antworten habt?

Bruder Goderan: Nein, wahrlich, ich geſtehe, daß ich noch ſehr ungewiß bin, wie wir uns ihm gegenüber betragen ſollen!

Bruder Johann: Wie? wie mag man auch dieſe Sache ſchwierig finden! — Er ſoll ſich um ſeine eigenen Angelegenheiten kümmern. Sind wir denn ſeine Vaſallen, um ihm zu

gehorchen? Und was hat die erlauchte Abtei von St. Leutfried mit einem Gilbert von Apremont gemein?

Bruder Sulpiz: Wenn wir uns aber diesen Gilbert von Apremont zum Feinde machen, wer soll uns alsdann gegen die Engländer, die Navarresen[1]), die Lanzknechte und Mondschein-Ritter hüten, die das Land durchstreifen?

Bruder Goderan: Des Wärwolfs gar nicht zu gedenken, der unser nächster Nachbar ist.

Bruder Johann: Nun, beim heiligen Leutfried! wozu brauchen wir denn auch seinen Schutz? Haben wir nicht hohe Mauern? Sind wir nicht unsere achtzig hier beisammen, die wir wohl im Stande wären, der wildesten Freischaar die Spitze zu bieten[2])?

Bruder Sulpiz: Du redest nur so, Bruder Johann, weil Du Soldat gewesen bist; wir Andern aber können nur beten, und verstehen nichts vom Waffenhandwerk, das wir nicht einmal lieben. Man kann ein guter Geistlicher seyn, und dennoch nichts vom Waffenhandwerk verstehen!

Bruder Johann: Nun denn, wenn Ihr Euch selber vor den Waffen und den Pfeilen fürchtet, so habt Ihr ja Jacques Bonhomme[3]), der sich für Euch schlagen wird. Behandelt nur die Leibeigenen gut, und Ihr macht die ergebensten Soldaten aus ihnen. — Aber lassen wir das jetzt! Ich errathe, weßhalb Ihr Eurem Worte ungetreu geworden seyd; Honoré, den Ihr statt

---

1) Soldaten des Königs von Navarra, der damals viele feste Plätze im nördlichen Frankreich besaß.

2) Es war dazumal nichts Seltenes, einen Geistlichen die Waffen tragen zu sehen. Die Abenteurer wählten im Frieden gewöhnlich Einen unter sich zum Anführer und warfen sich in eine Burg, wohin sie ihre Beute schleppten, und die ihnen zugleich Schutz gegen die zu befürchtenden Angriffe der Bauern gab, welche sie plünderten.

3) Ein Spitzname der Bauern in Frankreich, wie bei uns der „deutsche Michel."

meiner zum Abte wählen wollt, ist seiner Herkunft nach ein Edelmann.

Bruder Ignaz: Glaube mir, Bruder Johann, das ist kein Grund für uns.

Bruder Gederan: Sind wir hienieden nicht alle Brüder, und zumal in der Abtei St. Leutfried?

Bruder Johann: Geht, legt nur mir gegenüber die Heuchlermaske ab, ich kenne Euch zu gut. Du, Gederan, bist der Sohn eines armen Krautjunkers aus dem Arreis; Du, Ignaz, und Du, Sulpiz, Ihr seyd Bastarde irgend eines Barons, wie Ihr ja selber von Euch zu rühmen waget. Ihr wollt schlechtweg einem Bauernsohn wie ich nicht gehorchen? Nun ja, ich bin ein Bauernsohn, aber ich brauche wenigstens nicht zu errathen, wenn ich von meiner Mutter rede.

(Er geht mit großen Schritten im Vordergrunde auf und ab und geht sichtbare Zeichen von Zorn kund.)

Bruder Gederan (tritt zu Ignaz): Siehe nur, was für ein jähzorniges Blut dieser Bursche hat! Es fehlt nicht viel, so käme es gar noch zu Schimpfreden mit ihm. — (Zu Sulpiz): Sammle die Stimmen, wir müssen endlich einmal fertig werden.

Bruder Johann: Honoré! . . . Bruder Honoré als Abt von St. Leutfried! . . .

Bruder Ignaz: Freilich, wenn man einen Abt dem Wissen nach wählen würde, so hätte man nur Dich wählen können.

Bruder Gederan: Man muß aber in gutem Einverständnisse mit seinen Nachbarn leben. Der Friede geht über Alles.

Bruder Johann: Honoré! In der That, man muß darüber lachen! — Sagt mir nur selbst, ich bitte Euch, soll er Euch etwa Geld verdienen, indem er Adeliche und Bauern täuscht? Sprecht offen, wer von Euch weiß Wunder zu verrichten? Wer anders als ich hatte Euch das Heiligenbild St. Leutfried's machen können, das alle Jahre an seinem Namenstage

schweigt? Wer von Euch wüßte die Dornenkrone am Charfreitage blutend zu machen? Trägt Euch das Alles nicht alljährlich blanke fünfhundert Goldgulden ein? Ich allein habe den Schlüssel zu diesem Wunder; ohne Wunder gibt es heutzutage keine Religion mehr, und noch weniger fromme Geschenke und milde Gaben in den Opferstock des heiligen Leonhard. Seht, die Frauen der heiligen Radegund, zehn Stunden von hier, haben ebenfalls eine Dornenkrone; da sie sich aber nicht auf die Alchymie verstehen, trägt sie ihnen auch keinen rothen Heller ein.

Bruder Ignaz: Wir hoffen, Du werdest auch später noch fortfahren, im Interesse der Religion und unseres Klosters dieses Wunder zu bewirken.

Bruder Johann: Da habt Ihr die Rechnung ohne den Wirth gemacht! Bin ich etwa ein Taschenspieler, daß ich nun für meine Herren arbeiten sollte?

Bruder Sulpiz (der die Stimmen gesammelt hat): Alle Stimmen sind für den Bruder Honoré; Eure drei Stimmen fehlen allein noch.

Bruder Ignaz (zu Bruder Johann): Du siehst nun, lieber Bruder, ich kann nicht anders. Ich stimme also für den Bruder Honoré.

Bruder Gedeon: Und ich ebenfalls.

Bruder Sulpiz: Meine ehrwürdigen Väter in Gott! Unter dem Beistand und der Eingebung des heiligen Geistes haben wir Alle einmüthig unsern Bruder Honoré von [illegible] zum Abte dieser Abtei erwählt. Mögen die heilige Jungfrau und der heilige Leonhard ihn in ihren Schutz nehmen. Alle (mit Ausnahme des Bruder Johann): Amen.

Bruder Johann (mit bitterem Lächeln): Einmüthig? Ich habe ihm meine Stimme nicht gegeben! (Zu Bruder Sulpiz): Warum hast Du mich nicht gefragt?

Bruder Sulpiz: Vergieb mir, es war ein Versehen!

Bruder Johann: Ich gebe meine Stimme dem ehrwürdigen Vater Gulpig.

Bruder Gulpig: Ich danke Dir dafür, aber sie ist mir unnütz, und Bruder Honoré ist darum nichts desto weniger unser Abt. — Wir wollen ihm jetzt in feierlichem Zuge die Insignien seiner Würde hinüberbringen, — doch da kommt er ja selbst! (Bruder Honoré tritt herein.) Hochwürdiger Vater, das versammelte Kapitel bittet Euch demüthig, Ihr möget Euch bequemen, unser Abt zu seyn, und die Insignien dieses würdigen Amtes angenehmen.

Bruder Honoré: Eure Wahl hätte auch auf einen Würdigeren fallen können; allein ich werde mir wenigstens Mühe geben, das Vertrauen zu rechtfertigen, welches das Kapitel in mich gesetzt hat.

Bruder Johann (zu Bruder Ignaz): Das ist mir der rechte Mann, um den Orden auf einem Concile zu vertreten [1]).

Bruder Honoré: Mit Hülfe des heiligen Geistes werden ja auch die Stimmen beredt.

Bruder Johann (ironisch): Ja, wir werden auf dem nächsten Concil Wunder erleben!

Bruder Honoré: Folget mir in die Kirche, ehrwürdige Väter, ich fühle den Drang, ein kurzes Dankgebet zu dem Herrn emporzuschicken, und überdieß müssen wir uns ja auch auf das morgende Fest vorbereiten.

Bruder Ignaz (zu Bruder Honoré): Aber, Herr Abt, es ist Zeit zum Abendbrode.

Bruder Honoré: Dazu haben wir noch immer Zeit, mein Vater.

Ein Mönch (tritt herein): Ach, meine Väter, hat man je

---

1) Einige Klöster in Frankreich besaßen ehedem das Recht, die Kirchenversammlungen durch ihre Vorsteher zu beschicken.

ſo etwas geſehen?... O, glückſeliger Abt Bonifaz! der Du geſtorben biſt, ohne eine ſolche Schändung des Heiligen zu erleben.

Bruder Honoré: Was gibt es? Von was für einer Schändung des Heiligen ſprichſt Du? An mich haſt Du Dich zunächſt zu wenden, um Abhülfe zu ſchaffen... Ich bin der Abt.

Der Mönch: Ach, Herr Abt! Ich zittere noch an Leib und Seele; die Reiſigen des Herrn von Aprement haben die Thüre der Kapelle eingeſtoßen, und Girard den Wagner herausgeriſſen und davongeführt, der ſich dorthin geflüchtet hatte!

Bruder Johann: Welcher Frevel, unſere Freiſtätte zu verletzen!

Bruder Honoré: Was habt Ihr mir geſagt? Eure Stimme zittert dermaßen, daß ich Euch kaum verſtanden habe.

Der Mönch: Die Reiſigen des gnädigen Herrn von Aprement haben Girard in der Freiſtätte ergriffen, ſogar zu den Füßen der Bildſäule des gebenedeiten Heiligen Leutfried, und haben ihn mit ſich fortgeführt!

Bruder Ignaz: Sie haben zuvor die Thüre eingeſtoßen!

Bruder Johann (zu den Mönchen). Da habt Ihr nun, was Euch gehört, und was Ihr verdienet. Feigerweiſe habt Ihr den Schutz des Herrn v. Aprement nachgeſucht; da bekommt Ihr nun ein Beiſpiel, auf welche Weiſe er ihn Euch gewähren will. Nun iſt's aus mit den Privilegien unſerer Abtei! Ha ha ha! (Er entfernt ſich lachend.)

(Pauſe.)

Bruder Ignaz (zu Bruder Honoré). Das iſt ein abſcheulicher Frevel, Herr Abt, und verdiente wahrlich den Kirchenbann; wenn man die Freiſtatt der Kapellen und Kirchen nicht mehr achtet, ſo werden alle Leibeigenen, die von ihrem Grundherrn verfolgt werden, zu dem Wärwolf ſtoßen.

Bruder Gedeon: Und zudem wird uns dadurch die Einnahme von der Freiſtatt entgehen, die gar nicht zu verachten iſt.

Bruder Honoré (nach einigem Nachdenken): Ich werde deßwegen an den Herrn von Ayrement ſchreiben.

Der Mönch: Das wird aber zu ſpät werden, Herr Abt! Der Henker iſt mit den Reißgen gekommen, und Girard iſt vielleicht in dieſem Augenblicke ſchon todt.

Bruder Honoré: So wollen wir eine Meſſe für die Ruhe ſeiner Seele leſen! Laßt uns zur Kirche gehen!

(Er geht hinaus, und die Mönche folgen ihm langſam nach. Bruder Ignaz, Bruder Sulpiz und Bruder Gederan bilden die Letzten, und bleiben noch zurück.)

Bruder Ignaz: Es iſt ein ſchlimmer Anfang!

Bruder Sulpiz: Wir wollen ihn ſchon zur Ordnung bringen.

Bruder Gederan: Mir dünkt, wir ſeyen ein bischen zu raſch zu Werke gegangen, Sulpiz; ich fange ſchon an, mich vor ihm zu fürchten.

Bruder Sulpiz: Du erſchrickſt zu frühe, — aber die Glocke läutet ſchon: wir ſollten bereits im Chore ſeyn.

Bruder Gederan: Es wäre mir lieb, wenn das Dankgebet nicht ſo lange dauerte, denn mein Magen meldet mir, daß es ſchon ſehr ſpät ſey!

(Sie gehen ab.)

Dritte Scene.

Ein gothiſcher Saal im Schloß Ayrement.

Conrad, Meiſter Bonnin, ſein Hofmeiſter.

Conrad: Erzähle mir noch eine hübſche Geſchichte aus der Ritterzeit.

Der Hofmeiſter: Gnädiger Herr, wollt Ihr die Geſchichte von dem tapferen Ritter Hektor, dem Trojaner, oder dem edlen Baron Themiſtocles hören[1]?

---

1) Man erinnere ſich hiebei nur an die mittelalterlichen Ritterromane (Romans de la Chevalerie.)

Conrad: Das weiß ich Alles ſchon. Nicht wahr, das iſt der, der ſich vergiftete, weil der König von Perſien haben wollte, er ſolle ein Türke werden?

Der Hofmeiſter: Juſt derſelbe; oder wollt Ihr vielleicht, mein junger Herr, daß ich Euch von dem guten König Lycurg von Lacedämon erzähle?

Conrad: Du weißt mir ja nur lauter alte Geſchichten zu erzählen, Meiſter Beunin! Ich kenne die Geſchichte von König Lycurg ſo gut, wie die von König Artus.

Der Hofmeiſter: Erinnert Ihr Euch auch noch an die Regel des Ritterordens, den er gründete?

Conrad: Ei freilich; es war ja der Orden der heiligen Sparta.

Der Hofmeiſter: Welches treffliche Gedächtniß für ein ſo zartes Alter! Meiner Treu, gnädiger Herr, Ihr wißt ja ſchon mehr als ich, und ich werde bald bei Euch Unterricht nehmen müſſen. Möchtet Ihr auch ſo ein Ritter von der heiligen Sparta ſeyn?

Conrad: Ei freilich; was mir noch am beſten bei dieſem Orden gefällt, das iſt, daß die jungen Knappen, wenn ſie eine Paſtete, oder Confekt, oder ſonſt Etwas heimlich wegſtipitzt hatten, es behalten durften, und nicht einmal darüber gezankt wurden; und wie müſſen ſie ſich erſt mit ihren Leibeigenen Spaß gemacht haben? Wie nannte man dieſe damals?

Der Hofmeiſter: Sie hießen Pileten, gnädiger Herr.

Conrad: Ach ja, Pileten; ja, wenn ich einmal groß bin, und man mich zum Pagen gemacht hat, dann will ich auch wie ſie auf die Bauernjagd gehen.

Der Hofmeiſter: Welches Wunder! Er vergißt nichts. Ich wollte, der gnädige Herr Baron, der ſich über den Unterricht ärgert, den ich Euch gebe, wäre jetzt zugegen, und könnte Euch zuhören. Wie merkwürdig, daß Ihr ſogar auch die bar-

bartſchſten Namen behaltet! Ach, gnädiger Herr, was für ein tapferer Ritter müßt Ihr werden!

Conrad: Ich fürchte mich auch vor nichts. Wenn ich mit meinen kleinen Bauern Soldaten ſpiele, ſo fürchte ich mich vor fünf oder ſechs von ihnen nicht. Ich prügle ſie durch, daß ſie laufen wie die Haſen.

Der Hofmeiſter: Folget mir doch, gnädiger Herr, ſeyd nicht ſo tollkühn mit den Jungen. Der Herr Seneſchal hat zwar den kleinen Schlingeln verboten, Euch die Prügel wieder heimzugeben, die Ihr ihnen austheilet. Indeß iſt dieſes Geſindel doch ſo geneigt, Unheil anzurichten, daß ſie eines Tages wohl die Frechheit haben könnten, Euch Widerpart zu leiſten; nehmt Euch nur in Acht!

Conrad: Ei, warum nicht gar! Ich allein würde mich vor zehntauſend Bauern nicht fürchten; ich fürchte überhaupt nichts als die Spinnen und die Kröten.

Der Hofmeiſter: Ich bitte den lieben Gott immer, er ſolle mich nur ſo lange leben laſſen, daß ich noch die Heldenthaten niederſchreiben darf, welche Ihr verrichten werdet. Ihr werdet wahrhaftig vereinſt die Heldenthaten eines Amadis von Gallien vergeſſen machen.

(Iſabelle und Marion treten herein.)

Conrad: Ah, da kommt ja meine Schweſter! Guten Morgen, Schweſter Iſabeau; gib mir auch von dem, was Du iſſt!

Iſabelle: Ich eſſe nichts.

Conrad: Ei ei, ich glaubte ... Hat Du denn nichts in der Schachtel, welche mein Freund Montreuil Dir gegeben hat?

Iſabelle: Leckermaul! Du wirſt noch krank werden, wenn Du ſo viele Leckerbiſſen iſſt; iſt es wahr, was man mir geſagt hat, daß Du nämlich Alles wegnimmſt, was Du bei unſeren armen Vaſallen findeſt?

Conrad: Ei, das thue ich freilich; gehört denn nicht Alles uns, was ſie haben?

Iſabelle: Meiſter Gennin, Ihr ſollet ihm einen andern Unterricht geben!

(Der Baron von Apremont und ſein Vogt treten ein.)

Der Baron von Apremont: Laßt ihn ſogleich hängen! Hernach ſoll man ihn vierteilen, und die Stücke an einen Baum aufknüpfen.

Conrad: Wen denn, Papa?

Der Baron von Apremont: Dieſen Erzſchelm Gerard, der uns entwichen zu ſeinen glaubte, als er ſich in die Abtei des heiligen Leutfried flüchtete!

Conrad (zum Hofmeiſter). Komm' raſch, und zeige mir, wie man ihn aufhängt.

Iſabelle: Welcher Gram! Verbietet ihm doch, lieber Vater, daß er hingehe!.

Der Baron von Apremont: Im Gegentheile, mein Kind! ein Edelmann muß frühzeitig daran gewöhnt werden, den Tod in der Nähe zu ſehen, damit er nicht mehr verdrießt iſt, wenn er das Blut in einer Schlacht vergießen ſieht[1]).

Iſabelle: Wenn er aber einen armen Teufel hülflos und ohne Waffen zu Grunde gehen ſieht, ſo muß das nothgedrungen nur grauſame Gefühle in ihm wecken.

Der Baron von Apremont: Ein Mann darf nicht erzogen werden wie ein Weib.

Conrad: Ihr habt Recht, Vater; kümmere Du Dich um Deinen Spinnrocken, Schweſter!

Der Vogt: Wie wäre es, gnädiger Herr, wenn wir mit dem Hängen bis morgen warteten? die Hinrichtung würde dann mit weit mehr Pomp ſtattfinden.

---

1) Die alten Chroniken (und nach ihnen de Barante in ſeiner Geſchichte der Herzoge von Burgund) erzählen von einem Grafen von Saint-Pol, er habe eine Stunde nach der Schlacht alle ſeine Gefangenen von ſeinem zwölfjährigen Sohne umbringen laſſen, „den daran ein großes Gefallen zu finden ſchien.“

Der Baron von Apremont: Nein, es iſt morgen St. Leutfried's-Tag: da wird eine große Menge müßiger Bauern zuſammenlaufen. Man muß Jacques Bonhomme ſchonen, denn ſeit einiger Zeit murrt er, wenn man ihn ſchlägt.

Der Vogt: So will ich den Kerl hängen laſſen!

Der Baron von Apremont: Laß nur die Stücke etwas fern vom Schloſſe aufhängen, damit man ihn von hier aus weder ſieht noch riecht!

Conrad: Wartet doch auf mich, Herr Seneſchal.

(Conrad, im Hofmeiſter und der Vogt entfernen ſich.)

Der Baron von Apremont (reibt ſich fröhlich die Hände). Sie haben meinen Vetter zum Abt gemacht. Ich habe heute eine recht hübſche Jagd gemacht, das Abendbrod wird mir ſchmecken. — Wo iſt Montreuil, mein Kind? Hat er Dir heute wieder den Hof gemacht?

Iſabelle (ſteht): Je nun, nicht mehr als ſonſt auch.

Der Baron von Apremont: Wenn er auch nicht ſüßliches Zeug zu ſchwatzen weiß, wie ein Minneſänger, ſo weiß er doch, was ein wackerer Ritter wiſſen ſoll, und das iſt mehr werth. Wo iſt er jetzt?

Iſabelle: Im Knappenſaale im Erdgeſchoße. So eben focht er noch mit Peter auf zweihändige Schwerter.

Der Baron von Apremont: Sagte ich's nicht? Er iſt ein wahrer Ehrmann, immer übt er ſich in den Waffen. — Bild Du nicht erſtaunt, Iſabelle, daß Derjenige, der eines Tages Dein Gemahl werden ſoll, ein ſo tapferer wackerer Kämpe iſt?

Iſabelle: O ja, lieber Vater, nur wünſchte ich, er verſtände ſeinen Degen beſſer zu halten. Ich war vorhin unten, und ſchaute zu, wie ſie auf einander einſchlugen, daß die Funken aus ihren Klingen ſprühten; da ſchlug ihm Peter mit einer Wendung das Schwert aus der Hand, und es fehlte wenig, ſo wäre es mir auf den Kopf gefallen. Ich lief nun raſch davon,

denn bei derartigen Spielen iſt die Gefahr für den Zuſchauer am größten.

Der Baron von Ayrement: Das kann auch dem Geſchickteſten begegnen. Aber ich ſehe es nicht gerne, daß Montreuil immer nur mit dieſen Bauern ficht. Habe ich nicht mehr als einen Edelmann auf meinem Schloſſe, der die Waffen eben ſo gut zu führen verſtände? Peter könnte eines Tags in der Hitze des Streites die Achtung vergeſſen, die er einem Ritter ſchuldig iſt.

Iſabelle: Das wird er hoffentlich nicht thun, er iſt zu gelehrt dazu.

Der Baron von Ayrement: Zu gelehrt? O ja, der Vater Johann hat einen Schreiber aus ihm gemacht. Aber gerade ſein Wiſſen könnte ihn unverſchämt machen. Es iſt eine Thorheit, einem Bauern die Erziehung eines Kanzlers zu geben.

Iſabelle: O ja, aber Ihr habt ja noch einen größeren Fehler begangen, als der Vater Johann! Ihr ward es ja, lieber Vater, der ihn das Schwert führen lehrte!

Der Baron von Ayrement (lächelnd): Und er hat ſich meine Lehre zu Nutzen gemacht! Je nun, er iſt im Grunde doch ein wackerer Soldat, und ich will noch etwas aus ihm machen. — Ei ſiehe, da kommt Montreuil.

(Montreuil tritt ein.)

Montreuil: Iſt es Einer von der Rotte des Wärwolfs, den Ihr drunten hängen laßt?

Der Baron von Ayrement: So ziemlich: es iſt ihr Spion. Bei Gottes Blut! es wird in unſern Tagen einem Edelmann ſauer gemacht, ruhig auf ſeinem Schloſſe zu leben.

Iſabelle: Lieber Vater, ich habe einer armen Frau aus dem Dorfe verſprochen, mich bei Euch für ſie zu verwenden...

Der Baron von Ayrement: Geh, haſt Du mich ſchon wieder um eine Gnade zu bitten?

Iſabelle: Sie kann Schoß und Steuer nicht bezahlen. Der Wärwolf hat ihr die einzige Kuh hinweggetrieben und...

Der Baron von Apremont: Bah, bah! Das iſt immer die alte Leier! Wenn man dieſes Bauerngeſindel hört, ſollte man ihnen Allen eher noch Geld geben, als welches von ihnen verlangen . . .

Iſabelle: Aber Ihr wißt ja, Vater, das letzte Jahr war ſo ungünſtig für die armen Leute!

Der Baron von Apremont: Ei ei, Iſabelle! meinſt Du etwa, ich ſolle Dich in meinen Angelegenheiten zu Rathe ziehen? Was würdeſt Du mir ſagen, wenn ich mich um Deine Stickereien bekümmern wollte? Habe ich etwa mehr Glück, als dieſes Lumpenvolk? . . . Beim heiligen Georg, ich habe noch weit dahin, bis ich das wieder verdiene, was ich bei Poitiers verloren habe! Wir haben dort etwas mehr verloren, als den Ertrag einer ſchlechten Ernte. Was meinſt Du dazu, Montreuil?

Montreuil: Ja, beim Wetter! Meine achttauſend Gulden Löſegeld thun mir noch in der Seele wehe.

Der Baron von Apremont (zu Montreuil): Wollte Gott, Du hätteſt noch andere achttauſend, und ich noch zehnmal mehr verloren, und wir hätten die Schlacht gewonnen. Unſer tapferer König wäre alsdann nicht in dieſem Augenblick als Gefangener in London. — Komm, laß uns nicht mehr daran denken; man ſoll uns nur bald eine Gelegenheit geben, dieſe Schmach abzuwaſchen! Jetzt wollen wir zum Abendbrod gehen.

(Ein Knappe tritt ein.)

Der Knappe: Gnädiger Herr, ein Knappe hat ſo eben dieſen Brief von Arras gebracht.

Der Baron von Apremont (betrachtet das Siegel): Ein ſpringender Löwe in rothem Felde? Das kommt von Bohemund de la Source!

Iſabelle: Vermuthlich dankt er Euch darin, daß Ihr das Löſegeld für ihn bezahlt habt.

Der Baron von Apremont: Ich denke, er hat etwas Wichtigeres von mir zu begehren. Lies mir dieſen Brief vor,

Isabelle; ich bin darin so unwissend, wie mein seliger Herr Vater, der nie sein Gebet lesen lernte; aber beim heiligen Kreuz! dafür fände man auch unter unsern gelehrten jungen Rittern nicht einen Einzigen seinesgleichen.

Isabelle (liest): Dem hochmächtigen edlen Herrn und Ritter Gilbert Baron von Apremont entbietet Bohemund, Herr von la Source, sein Diener und Freund, Heil und Gruß!

„In dem Augenblick, wo ich schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, mein Vaterland wieder zu sehen, habe ich mit eben so viel Erstaunen als Dankbarkeit vernommen" . . .

Der Baron von Apremont: Mit Erstaunen?

Isabelle (liest weiter): „Daß Du das Lösegeld für mich bezahlt hast, und daß ich nun frei hingehen könne, um mich Dir zu Füßen zu werfen" . . .

Der Baron von Apremont: Sich mir zu Füßen zu werfen? Liest Du auch wirklich, was in diesem Briefe steht?

Isabelle: Ja, lieber Vater. — „Und Dir so innig zu danken, als ich es nur vermag" . . .

Der Baron von Apremont: Laß diese faden Worte, überspringe sie, und komm zur Sache! Ein Ritter sollte solche hohle Worte nur für das Weibervolk aufheben!

Isabelle: Der Brief enthält nur Danksagungen und Versicherungen seiner Freundschaft und Ergebenheit.

Der Baron von Apremont (nimmt den Brief): Schade um das verlorene Papier! Da seht Ihr, was man von den Schreibern lernt! Ein Ritter wundert sich, daß sein Waffenbruder das Lösegeld für ihn bezahlt, und schreibt ihm eine Seite voll schwarzer Krähenfüße, um sich dafür zu bedanken. Zu meiner Zeit pflegte ein Ritter zu seinem Freunde zu sagen: ich habe kein Geld, leihe mir Deine Börse! — Diese Freimüthigkeit unserer Väter war mehr werth, als unsere heutige Höflichkeit.

Isabelle: Bohemund hatte eine gute Absicht dabei: er ist Euch sehr ergeben, lieber Vater.

Montreuil: Die Summe, welche Ihr für ihn ausgelegt habt, iſt wohl einige Dankſagungen werth.

Der Baron von Apremont: Bah! Man muß zu einer großmüthigen Handlung unfähig ſeyn, wenn man ſeinen Dank in ſo hohlen Worten ausſpricht. Aber ſo iſt die Welt heut zu Tage: die alten Bräuche verlieren ſich, und mit ihnen auch die Tugenden unſerer Vorväter.

Iſabelle: So wollen wir wenigſtens den alten Brauch des Abendbrods nicht vergeſſen! Ich ſehe, daß uns die Humpen und Kannen bereits drunten erwarten!

Der Baron von Apremont: Du haſt Recht, meine Tochter, laß uns zum Abendbrod gehen!

(Sie treten ab.)

Vierte Scene.

Ein freier Platz im Dorfe Apremont.

Rings herum ſind zahlreiche Tiſche aufgeſtellt, und viele Bauern ſitzen an denſelben und zechen. — Im Vordergrunde ſitzen an demſelben Tiſche:

Brown, Renaud, Merand, Gaillon.

(Brown iſt als gemeiner Bogenſchütze gekleidet.)

Brown (ſchlägt mit der Fauſt auf den Tiſch): Wein her! ſchafft Wein herbei! Will man uns verdurſten laſſen? Ich bin heute Schützenkönig, und muß die Zeche bezahlen!

Gaillon: So wahr ich ein ehrlicher Burſche bin, Herr Bogenſchütze, für einen Engländer ſeyd Ihr ein recht guter Kerl.

Renaud: Das muß wahr ſeyn, und darum gönne ich's ihm auch, daß er den Preis davon getragen hat.

Brown (deutet auf ſeinen Bogen): Seht, das nennt man einen Bogen! Sechs Fuß Eichenholz, ohne Knoten und Aeſte, und gerade wie eine Lanze, wenn er abgeſpannt iſt. Haltet den Bogen mit der rechten Hand, in der Höhe des Aug's, leget den

Pfeil drauf, und zieht ihn an Euch, bis auf drei Zoll Weite vom Eisen, und Ihr werdet einen Pfeil schießen, der von sich reden machen wird [1])!

Morand: Wir haben gesehen, daß Euer Auge und Arm recht wohl geübt sind!

Brown: Beim Himmel! das will ich meinen. Wißt Ihr wohl auch, daß nicht Jedermann einen englischen Bogen spannen kann, während der Stärkste von Euren Bögen unter einem englischen Pfeil zerbräche?

Renaud: Ehedem gab's wohl Einen hier, dessen Bogen Euch vielleicht Schwielen in die Hände gedrückt hätte.

Brown: Bei St. Jürgens Schopf! Diese Seltenheit möchte ich wohl einmal kennen lernen.

Renaud: Der Bogen ist nimmer im Lande; wenn aber der Schütze, der ihn zu spannen wußte, noch hier wäre, hättet Ihr nicht so leicht den Becher und den Köcher [2]) gewonnen! — Eure Gesundheit, Gevatter!

Brown: Und was ist denn aus dem Schützen geworden? Meiner Treu, ich liefe zwölf Meilen weit, um ihn zu sehen.

Renaud: Er ist vielleicht nicht weit von uns.

Morand (bekreuzt sich): Das weiß Gott!

Brown: Wo ist er denn aber? Wo kann man ihn sehen?

Renaud: Ihn sehen? Es sieht ihn nicht Jeder, der ihn sehen will.

Gaillon: Und das Schlimmste daran ist, daß wer ihn nicht sehen will, ihn meist zu Gesicht bekommt.

Brown: Ihr macht mich neugierig.

---

1) Die Engländer spannten den Bogen mit der linken Hand, und hielten die Rechte unbeweglich; die Franzosen dagegen bedienten sich der Rechten. Uebrigens war die Geschicklichkeit der Engländer im Bogenschießen allgemein als eine überlegene anerkannt.

2) Preise beim Bogenschießen.

Morand: Habt Ihr ſchon von Wärwolf reden hören?

Brown: O ja, ein wenig.

Morand: Nun gut, gebt Acht, daß Ihr ihm nicht unter Wegs begegnet.

Brown: Wie? dieſer Räuberhauptmann weiß alſo den Bogen ſo gut zu führen?

Gaillon: Ach, daß er ein Räuber iſt, das wäre noch das Wenigſte; aber habt Ihr denn nicht gehört, daß er ein Wärwolf iſt?

Brown: Ich würde den Teufel aufſuchen, wenn ich wüßte, daß er ein beſſerer Schütze wäre als ich. Hat der Burſche, den Ihr den Wärwolf heißt, denn nicht noch einen anderen Namen?

Morand: Er hieß Chriſtian Frank, als er noch auf dieſer Welt war.

Brown: Er iſt alſo geſtorben?

Morand (bekreuzt ſich von Neuem): Das juſt nicht, aber er iſt Wärwolf geworden.

Brown: Ich habt mich zum Beſten! Erklärt Euch doch deutlicher, und ſchaut nicht ſo verdutzt drein! Was hat denn dieſer Burſche gemacht, daß Ihr ihn einen Wärwolf nennt?

Morand (leiſe). Wartet nur, bis dieſer Reiſige des gnädigen Herrn bei Seite getreten iſt! — So höret denn! Auf St. Nikolas-Tag ſind es juſt zwei Jahre her, daß Frank, der ſeines Zeichens ein Hufſchmied war, eines Abends nach Hauſe zurückkam, nachdem er dem kranken Pferde meines Gevatters Henriot einen Heiltrank eingeſchüttet, und ſein Weib nicht zu Hauſe fand. Da ſagte ihm dann ein Nachbar, — Ihr wißt ja, es gibt allenthalben ſolche mitleidige Seelen! — da ſagte ihm dann ein Nachbar: der gnädige Herr habe das Weib zu ſich auf's Schloß kommen laſſen, weil er ſchon lange ein Auge auf ſie hatte; ſie nun, Frank's Weib, war um kein Haar beſſer als Andere, und machte ſich vielleicht noch eine Ehre daraus, daß ein vornehmer Herr ſie in's Bett nahm. Gevatter Frank ſagt kein

Wörtchen, ſondern ſteht am Morgen mit dem erſten Frühroth ſchon wieder in ſeiner Schmiede und hämmert rüſtig darauf los; endlich kommt ſie heim; er ſieht ſie in's Haus treten und winkt ihr. Da biſt Du ja wieder? ſagte er. — Ja, ſagte ſie. — Komm her! ſagte er und ſchlägt ihr mit einem einzigen Streich ſeines großen Hammers den Schädel auseinander.

Brown: Ja, ja, ein Streithammer iſt eine gute Waffe — verſteht ſich: aber lange nicht ſo gut wie ein Bogen.

Morand: O, er ſchlug ihr den Schädel zuſammen, wie ich ein Ei zerſchlage. Der geſtrenge Herr ließ ihn einſtecken und wollte ihn hängen laſſen; aber ich weiß nicht, ob Frank ſich dem Teufel verſchrieben hat, der ihn davon getragen, oder ob er ein Hexenmittelchen in der Taſche hatte, mit dem er die Schlöſſer aufſprengte...

Renaud: Warum nicht gar! Ich denke mir ganz einfach, ſein Junge hat ihm eine Feile durch ſein Luftloch hinuntergeworfen, mit der er die Gitterſtangen durchbohrt hat.

Morand: So viel iſt wenigſtens gewiß, daß er entfloh, und ſich in die Wälder ſchlug. Dort hat ihn der alte weiße Wolf, den der Vater unſers gnädigen Herrn niemals hat erlegen können, — ein mächtiger Wolf, der mehr als zweihundert Jahre alt iſt, wie Jedermann weiß... dieſer alte weiße Wolf hat ihn angeſchaut, ehe daß es Frank merkte [1]), und ſo iſt er alsbald ein Wärwolf geworden. Er iſt ganz mit Haaren überwachſen, er beißt alles was ihm in den Weg kommt, und diejenigen, die an dem Biß nicht ſterben, müſſen Wölfe werden wie er, und richten tauſenderlei Unheil im Lande an.

Gaillon: Es ſind ſechs Monate her, daß Stephan Durer

1) Ein Aberglaube, dem wir ſchon in den älteſten Zeiten begegnen, wie z. B. bei Virgil, in ſeinem Bucol.

Lupi Moerim videre priores

und der ſich in einigen Gegenden von Frankreich noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

ihn geſehen hat, und ſeither iſt der Burſche ganz wüthend geworden.

Renaud: Ich glaube nicht, daß er ein wahrhafter Wärwolf iſt, allein es iſt mindeſtens ebenſo gefährlich. Wißt Ihr noch, wie wir vor ein paar Wochen den Leichnam des alten Wildhüters Mathieu im Wald gefunden haben, den dieſe Teufel ganz zerfleiſcht hatten?

Morand: Bei Tage haben die Wärwölfe noch menſchliche Geſtalt, bei Nacht aber werden ſie Wölfe, und gehen auf allen Vieren; glaubt mir, erſt geſtern Abend hab' ich ſie heulen hören!

Brown: Und Ihr glaubt an alle dieſe Ammenmährchen? Euer Wärwolf iſt ein wackerer Burſche, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, und vermuthlich nur Räuber geworden iſt, um ſich zu rächen. Er hätte aber beſſer daran gethan, wenn er Bogenſchütze in einer Freiſchaar geworden wäre, allein da hätte man freilich erſt ſehen müſſen, wie er ſchießt.

Morand: Glaubt mir, er ſchießt ſo gut, daß unſer geſtrenger Herr gar nie ohne ein ſtarkes Geleite auf die Jagd geht, und unter ſeinem Sammtwamſe immer noch ein gutes Panzerhemd trägt.

Brown: Nur ein Mailändiſches Panzerhemd über einem recht dicken Koller[1]) vermag einem engliſchen Pfeile zu widerſtehen. — Doch kommt her! laßt uns trinken! . . . Soviel ich ſehe, liebt Ihr Euern Grundherrn nicht ſonderlich. Bei Euch geht's, wie es ſcheint, wie anderwärts!

Renaud: 's iſt jetzt allenthalben ſo! Ich weiß Leute in Genêts, die . . .

---

1) Die Koller, welche man unter der Rüſtung oder dem Panzerhemde trug, waren gewöhnlich von Büffelleder oder ſtark wattirter Leinwand; ſie hatten den Zweck, die Reibung des Eiſens auf der Haut zu verhüten, und konnten überdieß noch dazu dienen, die Stöße unſchädlicher zu machen.

Morand: Schweig'! man könnte uns belauſchen!

Brown: Man behandelt Euch wie das liebe Vieh!

Gaillon: Behüte! noch weit ſchlimmer, denn ſie verpflegen wenigſtens noch ihre Pferde, wenn ſie krank ſind, und geben ihnen ſatt zu freſſen!

Brown: Und doch ſeyd Ihr noch weit frömmer und gelehriger als die Pferde!

Morand: Gelehriger? In wie ferne?

Brown: Ja, Ihr ſeyd weit gelehriger, geduldiger und frömmer als Pferde; Ihr laßt Euch prügeln und muckſet nicht einmal. Bei mir zu Hauſe iſt man nicht ſo hartſchlägig. Wenn ich einen vornehmen Herrn grüße, nimmt er den Hut vor mir ab, und wenn der erſte Lord von England ſich einfallen ließe, zu meinem Weibe zu liegen, müßte er mir eine Strafe von zweihundert Franken bezahlen und noch ſeinem Herrn und Schöpfer danken, wenn ich ihm nicht einen Pfeil durch den Wanſt ſchöße!

Morand: Aha! Bei Euch zu Hauſe ſind alſo die Bauern die Herren!

Gaillon: Ei, wer beſtellt denn alsdann in Eurem Lande das Feld?

Brown: Jeder arbeitet nur für ſich, mein Junge, und behält was er verdient hat. Wir ſind Alle frei, verſtehſt Du; drum laßt uns jetzt auch Eins auf's Wohl Altenglands trinken!

Gaillon: Ja, trinken wollen wir. Unter guten Freunden habe ich immer Durſt, und 's iſt ſchon lange her, daß ich keinen Wein mehr getrunken habe! Wir ſind zu arm hier um welchen zu kaufen.

Renaud: Ich mag nicht auf den Ruhm Altenglands trinken! Die Schlacht von Poitiers liegt mir noch ſchwer auf dem Herzen!

Morand: Und ich trinke lieber auf's Wohl des Schützenkönigs, der ein guter Kerl und mein Freund iſt; er zahlt ja

den Wein für uns, d'rum müſſen wir um ſo eher trinken, denn wir können uns doch nicht alle Tage gütlich thun!

Brown: Das heißt geſcheidt geſprochen! Laßt uns trinken, Geſellen! vergeßt Euren Kummer: Engländer und Franzoſen ſind ja jetzt für ſechs Monate lang wieder gut Freund [1]) und Ihr dort drunten, ſchenkt Euch Euer Glas voll und denkt nicht mehr an Poitiers!

Renaud (zu Brown): Die vornehmen Herren waren allein Schuld daran, daß der König gefangen genommen worden iſt!

Brown: Ach, wenn ihr geſehen hättet, wie alle dieſe eiſengeharniſchten Herren unter unſern Pfeilen zuſammenſtürzten, ihr hättet wie wir vor Lachen berſten mögen.

Gaillon (zu Brown): Ihr hättet auch noch einen aufheben ſollen für den Herrn v. Apremont.

Morand (zu Gaillon): Sieh' Dich vor, Gaillon! Du ſchwatzeſt zu viel und zu laut, wenn Du getrunken haſt.

Gaillon: Was kümmert's mich! Ich ſcheere mich den Henker um dieſes vornehme Gezücht! Ich will nun einmal frei reden, ich will nach England gehen, und ich will's noch dahin bringen, daß Gilbert von Apremont ſeine Mütze vor mir abnimmt!

Morand: Der Burſche iſt betrunken.

Renaud (zu Brown): Man hat mir erzählt, unſere Bogenſchützen und das Fußvolk haben ſich zu Poitiers brav geſchlagen, aber die vornehmen Herren Alles verdorben.

Brown: Buchſtäblich wahr!

Gaillon: Ja, wahr iſt es. Sie verderben Alles. Wer will's wagen, das Gegentheil zu ſagen?

Morand: So halte doch Dein Maul!

Brown: Eure Bogenſchützen hatten den beſten Willen, was Rechtes zu leiſten; aber mit ſolchen Bogen wie die Eurigen ſchießt man kaum Sperlinge!

1) Dieß war die gewöhnliche Dauer eines Waffenſtillſtandes.

Gaillon: Herr Bogenschütz, nehmt mich mit nach England; ich will nun auch einmal ein Herr werden!

Brown: Willst Du das, wackerer Bursche? Je nun, so nimm Deinen Bogen und melde Dich bei einem Hauptmann, den ich Dir namhaft machen werde, und Du wirst alsdann freier und glücklicher seyn als ein König!

Gaillon: Ja, so ist's! Ich will König seyn, beim Wanst des heiligen Ferreol!

Brown: Und Ihr, Gevattern! wißt Ihr, was Ihr thun solltet? Schämt Ihr Euch denn nicht, mit solchen Armen und Schultern wie die Eurigen das Feld zu bebauen? Steckt ein Schwert an die Seite, hängt eine Tartsche über den Rücken, und das ganze Weltall ist Euer!

Renaud: Ich liebe meine Heimath, so elend mir's auch hier geht!

Morand: Ihr habt gut reden, Herr Bogenschütze! Als ob wir nur so mir nichts Dir nichts das Land des gnädigen Herzen verlassen dürften? Der hätte uns bald wieder herbeigeschafft, und vor den Pflug gejocht, und mich juckt der Rücken, wenn ich nur an die Hiebe denke, mit denen er unsern tollen Streich abstrafen würde.

Brown: Steckest Du unter einer Freirotte, so bekäme Dich der König selber nicht wieder heraus; wir nehmen von Niemand Befehl an als von dem Kapitän, den wir uns selber erwählen!

Renaud: Wenn wir aber auch frei wären, würden wir nicht auf Abenteuer in die Welt hinausziehen; man liebt die Hütte, worin man geboren worden.

Brown: So seyd Ihr Franzosen Alle. Immer beklagt Ihr Euch, und nie faßt Ihr den Muth, Euch frei zu machen.

Morand: Ihr habt gut reden, Kamerad!

Renaud: Was hat denn Simon? — Heda, Simon

Simon, tritt hieher! Was haſt Du denn? Du ſiehſt ja ganz krankhaft aus?

Simon: Ach und o! was ich geſehen habe, könnte Einen auch krank machen! . . . Pfui! — Da drunten hängt Girard's Leichnam, in vier Theile zerhackt, an einem Baume, und die Hunde des gnädigen Herrn ſind eben daran, ihn aufzufreſſen!

Alle (mit Ausnahme Gaillon's, der eingeſchlafen iſt): Wie abſcheulich!

Brown: Wie? beim heiligen Jörg! wär's möglich, daß er ſeine Hunde mit Menſchenfleiſch fütterte?

Simon: Ich habe mit Steinen nach den Hunden geworfen, und war ſchon d'ran, den Leichnam einzuſcharren, da führt der Teufel den Seneſchal her, der ſchreit mir zu: ich verdiente gehangen zu werden, weil ich nach den Hunden des Grundherrn mit Steinen werfe und der Rechtspflege der Baronie in's Handwerk greife!

Brown: Ja, wenn er mir nur einmal auf Bogenſchußweite in's Gehege käme! . . .

Morand: Hat man je ſchon ſolche Greuel erlebt? Seht, darum hat auch St. Leutfried's Bildniß heute nicht geſchwitzt! das hat ihn aufgebracht!

Gaillon (macht wieder auf; ſchlaftrunken): Was habt Ihr denn da zu reden? Warum trinkt Ihr denn nicht?

Brown: Scheußlich! Hunde mit Menſchenfleiſch füttern zu laſſen!

Gaillon: Wer ſpricht denn vom Eſſen? Ich bin zwar auch dabei; aber beim Eſſen muß man trinken, ſonſt erſtickt man.

Renaud: Wißt Ihr, Freunde und Gevattern, was wir jetzt thun ſollten?

Simon: Nun, was denn?

Renaud: Wir ſollten dieſen Leichnam beerdigen!

Morand: Nein, dafür bin ich nicht! Ich ſehe eben den Seneſchal mit einem Dutzend Lanzenknechten auf uns zukommen!

Simon: Ich habe ſchon meine Prügel bekommen, weil ich's verſucht habe.

Renaud: Ihr ſeyd Memmen! Gebt Acht, eines Tages wird es auch Euch nicht beſſer ergehen!

Brown (zu Renaud): Herch, Burſche, wir wollen zuſammen hingehen, und den armen Teufel einſcharren! Ich will aber meinen Bogen dazu unter den Arm nehmen!

(Beide ab.)

Morand: Gebe Gott, daß ſie auf Niemand ſchießen, der ſie daran hindert!

Simon: Seht, da kommt der Seneſchal hier herunter! wir wollen ihm ausweichen!

(Die Andern ab nach Gaillon.)

Gaillon: Da ſeht nun, wie ſie Alle gehen! Keiner will mir Geſellſchaft leiſten! — Da muß ich wohl alle dieſe Flaſchen allein ausſtechen!

(Der Vogt, Peter und etliche bewaffnete Knechte treten ein.)

Gaillon: Hallah, Herr Vogt! nehmt euch Eure Mütze ab, wenn Ihr an den Leuten vorübergeht!

Der Seneſchal: Was ſagt der Schlingel?

Einer der Knechte: Nimm Deine Mütze ab, Dummkopf! Siehſt Du den Herrn Seneſchal nicht?

Gaillon: Was, Seneſchal oder Baron! zahle mir ſogleich zweihundert Franken Buße oder ich jage Dir einen Pfeil durch den Leib!

Der Seneſchal: Ha, Erzbube! Du wagſt Du mit mir zu ſprechen? Gib Acht, Du ſollſt bald aus einem andern Ton pfeifen! — Packt dieſen Schlingel hier und ſtreicht ihm mit den Spangen Eures ledernen Gürtels den Buckel zurecht!

Peter: Herr Seneſchal, laßt den armen Teufel laufen! 's iſt ein dummer Junge, der zu viel Wein getrunken und nun einen derben Rauſch hat. Schickt ihn nach Hauſe, und laßt ihn ſeinen Rauſch ausſchlafen, dann wird er ſchon wieder artig werden!

Der Seneschal: Betrunken oder nicht! er soll dennoch ausgepeitscht werden! das Gesindel ist dermalen allzufrech; man muß wieder ein Warnungs-Exempel aufstellen!

Peter: Ihr werdet noch Andere, weit Schuldigere finden, Herr Vogt!

Der Seneschal: Die sollen dann die doppelte Tracht Prügel haben! — (Zu den Knechten, welche Gaillon züchtigen): Schlagt drauf, Bursche! schlagt mit voller Wucht! Jacques Bonhomme hat ein hartes Fell!

Gaillon (unter den Schlägen): Herbei! zu Hülfe! zu Hülfe! ich bin todt! Mordjo!

Der Seneschal: Haut schärfer d'rein! Ihr klopft ihm ja nur den Staub aus dem Kittel!

Simon (kommt zurück): Was gibt's denn? Was soll denn das Geschrei?

Gaillon: Komm' mir zu Hülfe, Simon! hilf mir, guter Freund! sie wollen mich umbringen!

Morand (tritt wieder auf): Wie? ist es nicht der arme Gaillon, den sie da so fürchterlich durchledern? Was hat denn der arme Kerl getrieben?

Gaillon: Ich bin unschuldig! Ich habe gar nichts gethan! Zu Hülfe! Mordjo!

(Eine Menge Bauern tritt auf und drängt sich herzu.)

Barthelemy: Wie? sogar am St. Leutfriedstage prügelt man die Leute?

Ein anderer Bauer: Wir haben heute Rasttag und unsre Freiheit! Gevattern, das schreit um Rache!

Zweiter Bauer: He, Bursche! sollen wir ihn vor unsern Augen todtschlagen lassen?

Der Seneschal: Fort von hier, Gesindel! oder ich lasse Euch Allen die Ohren abschneiden!

Gaillon: Zieht mich ihnen aus den Krallen, lieben Freunde! ich bin unschuldig!

Eine Anzahl Bauern: Laßt ihn los! gebt ihn frei! — Wir wollen ihn heraushauen!

Bartholomäus: Holt Stangen her! Hallah, ſchafft Knüttel herbei! Ehr. Leutfried friſch auf!

Bauern: Knüttel her! Stangen her! Schlagt drein!

Der Seneſchall (zu ſeinen Knechten): Verwünſcht, Jungen! die Klingen heraus! Sprengt mir dieſes Geſindel auseinander!

Bauern: Kommt, wir wollen ſie reinigen! Es iſt ja nur ein Dutzend! mit denen wollen wir bald fertig werden! — holt nur die Degen aus der Schenke her!... Herbei ihr Schützen von Aprement!

(Tumult; Bruder Johann tritt auf.)

Bruder Johann (für ſich): Was ſeh' ich? Die fallen den Seneſchal an! Hat ihnen der Wein endlich ihre Kraft gezeigt? Ha, wenn es nur die Glasköpfe meines Kirchers wären, die ſie reinigen wollten! — Si ei, meine Freunde! welch ein Greuel! Am Ehr. Leutfrieds-Tage Händel und Streit! Haltet ein, oder ich belege Euch Alle mit dem Kirchenbann!

Bauern: Haltet ein! laßt's gut ſeyn! — Es iſt Bruder Johann, der uns pflegt, wenn wir krank ſind! — Werft nicht mehr mit Steinen!

Der Seneſchall: Zum Henker, Herr Pater! kümmert Euch um Eure Sachen! Ihr ſteht hier nicht auf dem Gebiet Eurer Abtei, und wenn Ihr's auch wäret, ſeyd Ihr doch nicht der Abt. Packt Euch! ſteckt die Naſe in Euer Brevier, und laßt uns mit Frieden!

Bruder Johann: Vergeßt Ihr, Seneſchal, daß Ihr mit einem Diener des Herrn redet?

Bauern: Verwünſcht, Kinder! Drauf und dran! Der Pater Johann iſt für uns!

Bruder Johann: Genug war es an Ehr. Leutfrieds-Tage verboten, einen Verbrecher abzuſtrafen, und heute iſt es

gar ein unschuldiger Junge, den Ihr wider alles Recht so grausam mißhandelt!

(Isabelle, Montreuil und Gefolge waren auf.)

Der Seneschal: Herbei, Herr Ritter! helft uns diese Bengel da zu Paaren treiben! Nur frisch dreingeschlagen! Sie sind uns bald unterlegen!

(Die Bauern ergreifen die Flucht.)

Isabelle: Großer Gott! woher kommt denn dieser Tumult? Haltet ein! um's Himmels willen, streckt die Waffen! Seneschal, verfolgt doch die armen Leute nicht!

De Montreuil: Weßhalb dieser Auflauf, dieser Lärm?

Der Seneschal: Ich ließ einen dieser Bauernlümmel abstrafen, und seine Kameraden wollten ihn herausbauen. Sie haben mit Steinen nach uns geworfen, und diese beiden Pfeile hier sind mitten unter unsern Haufen hereingefallen. Nun will ich wenigstens erfahren, wer sie abgeschossen hat!

Isabelle (auf Gaillon deutend): Seht her, Montreuil! man schlug diesen armen Knaben, der so arglos und sanft aussieht!..... Verzeiht ihm um meinetwillen, Herr Seneschal, ich bitte Euch!

Der Seneschal: Das ist just das Mittel, dieses Gesindel recht unwirsch und widerspenstig zu machen! — (Zu Gaillon): Packt Dich, Halunke!

(Er gibt ihm noch einen Hieb mit der flachen Klinge, Gaillon springt davon.)

De Montreuil: Schöne Gase, Ihr seid zu gut und nachsichtig gegen diese Leibeigenen! Dieses Gesindel ist just wie Hunde, die Euch beißen würden, wenn Ihr nicht die Peitsche in der Hand hättet!

Isabelle: Pfui, pfui, Herr Ritter! Wie möget Ihr nur Christen den Namen eines Thieres geben!

Peter (halblaut): Unsre gute Herrin soll leben!

Isabelle (zu Montreuil): Ihr seht, der Peter Johann hat

kaum ein paar Wort mit ihnen gesprochen, so haben sie sich gleich entfernt. Auf einmal sind sie so scheu geworden wie Lämmer!

De Montreuil: Bah, mein Fräulein! Ihr kennt dieses verdammte Gesindel noch nicht! Die Galgenbrut ist nur gewichen, weil sie mich mit meinen Knappen kommen sah!

Der Seneschal: Wir sind viel zu gut gegen diese Brut, und das macht sie eben so frech!

(Ein Weib tritt auf und fällt Isabellen zu Füßen.)

Das Weib: Edles Fräulein, erbarmt Euch einer armen unglücklichen Wittwe, die kein Stückchen Brod mehr hat für ihre hungernden armen vier Würmlein!

Der Seneschal: Zurück, alte Bettel! oder ich hetze die Hunde auf Dich!

Isabelle: Begegnet der armen Frau nicht so barsch, Seneschal, und jagt sie nicht fort! Sie will mit mir reden! Wer bist Du denn, Mütterchen?

Das Weib: Ich bin die Wittwe von Girard dem Wagner, den man gestern auf Befehl des gnädigen Herrn gehängt hat! Er schaffte mir wenigstens das Brod in's Haus für meine armen vier Waislein; allein wie soll ich es jetzt beginnen, um sie ganz allein zu ernähren?

Der Seneschal: Spinne Hanf! jetzt ist die Jahreszeit dazu!

Isabelle: Arme Frau!

Das Weib (zum Seneschal): Ich habe keinen Heller Geld im Vermögen, um mir welchen zu kaufen!

Isabelle: Nimm diese vier Gulden, armes Weib! Es thut mir wehe, daß ich Dir für jetzt nicht mehr geben kann!

Das Weib: Gott vergelt' es Euch tausendfach, edles Fräulein! Gott der Herr segne Euch dafür! — (im Gehn). Möge der liebe Gott Ihrem Vater vergeben um Ihretwillen! —

Bruno: Ich möchte Euch noch um eine Gnade bitten, edles Fräulein!

Isabella: Bitte!

Das Weib: Erlaubet mir, daß ich den Leichnam meines armen Mannes mit mir fortnehme! Er liegt dort drunten an der Erde, und der Herr Seneschal hat verboten, daß man ein wenig Erde auf ihn werfe!

(Bruno tritt wieder auf.)

Isabella: Ist es möglich?

Der Seneschal: Es geschah auf Befehl meines gnädigen Herrn!

Isabella: Mein Vater hat unmöglich einen solchen Befehl geben können! — (Zu ihrem Gefolge): Geht, Leute! helft ihr diesen Leichnam begraben!

Peter: Ich will sogleich hingehen!

Bruno: Ist nicht nöthig, ist bereits Alles geschehen!

Der Seneschal: Wer hat sich dessen erfrecht?

Bruno: Ich; ich mag's nicht mitansehen, wenn die Hunde Menschenfleisch zerren!

Der Seneschal: Wie wagst Du es, Dich in Dinge zu mengen, die Dich nichts angehen? Was suchst Du überhaupt hier?

Bruno: Ich komme zum Bogenschießen.... Ihr wißt ja, daß ich mich darauf verstehe!

Isabella (zu Bruno): Ihr seyd ein wackerer Mann, Herr Schützenkönig, und ein guter Christ. Gott soll's Euch vergelten.

Das Weib (zu Bruno): Ach, Herr Bogenschütz! wie danke ich Euch! Ihr habt meinen armen Mann begraben.

Bruno: Nicht Dankes werth, Mütterchen! 's ist just ein Dienst, den der Eine dem Andern erweist, daß ihm ein Dritter ihn vergilt! Kommt, da habt Ihr einen Gulden! Trinkt auf meine Gesundheit!

(Ein Engländer, als Bauer verkleidet, tritt auf.)

Der Engländer (leise zu Brown): Nun? wie weit seyd Ihr?

Brown (leise): Ich habe Gilbert vom Schlosse herunterreiten sehen; er trägt heute nur ein leichtes Panzerhemd, und hat nicht mehr als fünf Knechte bei sich. Das Fräulein hier ist seine Tochter. Laufe rasch zu Stward hin und sage ihm, daß es jetzt Zeit ist!

(Beide ab.)

Der Seneschal: Dieser Bursche sieht mir einem rechten Strolche gleich!

De Montreuil: Er gab sich für einen Wegenschützen von dem Fähnlein des Kapitäns Dillon aus!

Isabelle: Wer er auch seyn mag, er hat sich als wackerer Mann erwiesen. Ich kann nur bedauern, daß mein Vater nicht viele solcher guten Diener hat!

De Montreuil: Sagt wenigstens, schöne Base: nicht viel so guter Wegenschützen!

Der Seneschal: Nun ja, er hat aus purem Hochmuth die alte Bettlerin mit Geld beschenkt, und wer weiß, ob er nicht gestern den Gulden gestohlen hat, den er heute verschenkt?

Isabelle: Ihr sehet Alles in düsterem Lichte!

De Montreuil: Laßt uns ein wenig dort hinüber gehen, mein Fräulein, wo die Bauern jetzt nach dem Rennpfahl laufen! Ich weiß nichts Lustigeres zu sehen, als diese derben plumpen Lümmel, wenn sie so, von einem derben Speerwurf getroffen, auf allen Vieren in den Sand kollern!

Der Seneschal: Woher kommt dieser laute Hufschlag? Das sind Reiter, welche die große Allee heraufkommen!

Isabelle: Mein Vater ist es nicht, denn ich sehe ihn dort unten!

De Montreuil: Was ist das.... Mir war's als hörte ich ein Kriegsgeschrei!...

Isabelle: Ihr macht mich zittern! Treibt doch nicht solchen Scherz mit mir!

Bauern: Mordjoh! die Engländer! die Engländer!

Isabelle: O Gott, die Engländer!... Wohin soll ich mich flüchten? Und mein Vater!

De Montreuil: Hier gilt es rasch zu seyn! Wir wollen uns bemühen, noch vor ihnen die Zugbrücke zu erreichen. Zurück, zurück, Leute! — Herr Seneschal, reicht Ihr dem Fräulein Eure Hand, während ich versuchen will, Euch den Rückzug zu decken!

(Eine Menge Männer, Weiber und Kinder flüchtet sich von allen Seiten her und führt zum Theil das Vieh mit sich fort.)

Morand (zu Montreuil). Ach, kommt uns zu Hülfe, gestrenger Herr Ritter! sonst ist's um uns geschehen!

Der Seneschal: Aha, Schurke! nun bist Du wieder froh an uns!... Nimm Deine Streitart, Hallunke, und stoße zu uns!

Peter (zu Montreuil). Es ist nicht mehr möglich, gestrenger Herr, uns nach dem Schlosse durchzuschlagen! Seht Ihr dort diese zwanzig Mann mit den grünen Büschen? Das sind ihre Bogenschützen, die uns den Weg abgeschnitten haben!

Der Seneschal: Ja wahrlich! bei unserer lieben Frau von Beauvais, es ist so! Und dort an ihrer Spitze ist der Schurke, der heute den Preis gewonnen hat!

De Montreuil: Heilige Jungfrau! und wir haben nicht einmal Panzer an!

(Montreuil's Gefolge und ein Haufe Bauern drängt sich in Eine Schaar zusammen, und sucht sich mit Tischen und Bänken ein Schutzwehr zu bilden. Im Hintergrunde sieht man Seward, Derwin und andere Engländer plündern und Vieh wegtreiben.)

Isabelle: Heilige Jungfrau! was soll jetzt aus uns werden!

Peter (zu Isabelle). Tretet in jene Hütte dort, gnädiges Fräulein! Da seyd Ihr wenigstens vor den Wurfgeschossen sicher,

bis wir Unterſtützung von der Burg erhalten. Ich will an der Thüre bleiben, und keiner Seele ſoll es gelingen, hineinzukommen, ſo lange ich noch eine Spanne Leben habe!

De Montreuil (zu Iſabelle): Ja, ja, ſchöne Baſe, verſteckt Euch irgendwo! — (Zu ſeinen Leuten): Haltet Stand, lieben Freunde!

Iſabelle: Ich bin des Todes! ich weiß nicht, ob ich die Kraft habe, noch bis dorthin zu gehen!

Vater: Ich erlaubte, daß ich Euch trage! — (Zu einem ſeiner Kameraden): Halte dieſen Tiſch vor das Fräulein, Gottfried, damit kein Pfeil es verletze!

(Er trägt Iſabellen in's Haus.)

Engländer: Giwarh voran! Giwarh halloh! Sieg! Sieg! gewonnen Spiel!

De Montreuil: Haltet wacker Stand, Ihr Mannen! Bewaffnet Euch, Ihr Bauern!

(Kampf; Bruder Johann tritt auf.)

Bruder Johann: Trotz meines Haſſes gegen das Haus Ayrement wallt mir doch das Blut auf, wenn ich den Engländer ein franzöſiſches Dorf verwüſten ſehe! Ich hätte gute Luſt, mein altes Gewerbe wieder aufzunehmen. Vi ſeh', da liegt gerade eine Pike am Boden; das iſt eine allzu mächtige Verſuchung. Herbei, meine Freunde! Sir. Renfried wird uns von dieſen ſchlimmen Chriſten befreien [1])! Friſch drauf und dran, ihr Leute!

(Er mengt ſich unter die Kämpfenden.)

Räuber (hinter der Scene): Hurrah, hurrah, der Wärwolf iſt da!

---

1) Obwohl die Engländer damals noch katholiſch waren, galten ſie dennoch nicht für ſonderlich fromm, und die Geſchichtſchreiber machen ihnen häufig das Plündern von Kirchen und die Entweihung von Reliquien zum Vorwurf.

Bauern: Da kommt uns gar noch der Wärwolf, um uns vollends abzuschlachten! Wir sind verloren!

(Der Wärwolf mit seiner Rotte tritt auf.)

Der Wärwolf: Sie sind jetzt unser; ob Engländer oder Franzosen, schlagt sie Alle todt! Steckt ihnen den rothen Hahn auf's Dach! Hurrah, hurrah! der Wärwolf ist da!

(Ein Räuber will einen brennenden Strohwisch auf das Dach der Hütte schleudern, worin Isabelle ist; Peter, der sich vor die Thüre gestellt hat, wehrt ihn. Etliche Einzelnkämpfe im Vordergrund; de Montreuil's Truppe verstärkt sich jeden Augenblick durch Bauern, welche sich flüchtend herzweilen. Gilbert von Apremont ist es gelungen, sich von den Engländern loszureißen, welche ihn umzingelt hatten, und er stellt sich jetzt an die Spitze der Seinigen.)

Gilbert v. Apremont: Herbei, tapfere Freunde! Kämpfet jetzt für Euern Heerd und Euern Herrn!

Der Seneschall: Sie zerstreuen sich nun, um zu plündern. Wenn die Bauern Herz hätten, würden wir bald mit diesem Gesindel fertig werden.

Bruder Johann: Muth, meine Kinder! Ihr seht ja, die Wölfe fallen nun auch die Engländer an!

De Montreuil: Ha, wenn nur unsere Leute auf der Burg schneller anrücken würden!

Gilbert v. Apremont: Montreuil, was hast Du mit meiner Tochter gemacht?

De Montreuil: Sie ist, glaube ich, in Sicherheit! Bei St. Jürgen, laßt uns vor Allem nun bedacht seyn, wie wir drein schlagen und wie wir uns vor ihren Pfeilen schützen?

Simard (zu den Seinigen): Derrick, nimm ein paar Leute und treibe die Ochsen auf der Landstraße weg! Es solle sich nun Keiner mehr die Luft anwandeln lassen zu plündern. Gilbert muß dort unter jener kleinen Schaar seyn, und ich muß ihn bekommen, denn er soll mir ein tüchtiges Lösegeld bezahlen!

(Kampf und Handgemenge.)

Bruder Johann (zu den Bauern): Stützt Eure Lanzen

ſchäfte auf den Boden, und richtet die Spitzen den Pferden auf die Naſe!

De Montreuil: Gloria tibi, Domine! Die Zugbrücke fliegt herab, die Hülfe naht!

Gilbert v. Ayrement? Gft. Denis! Unſre liebe Frau von Ayrement [1])!

Giward: Giward voran!

Der Wärwolf (zu ſeinen Rotten): Seht Ihr, wie dort die ganze Meute den Burgweg herunterrennt? Wir haben jetzt das Unſrige gethan; das Dorf ſteht in Flammen! Laßt uns die Beute in Sicherheit bringen! Blaſe zum Rückzug! raſch in den Forſt! Herbei, meine Wölfe!

(Er verſchwindet ſich mit den Seinigen.)

Brown (zu Giward): Zieht Euch zurück, Hauptmann! ein ganzes Häuflein ſchwerer Reiſigen rückt gegen uns heran, und ihre Pferde ſind noch friſch. Unſre Leute ſind ſo erhitzt auf's Plündern, daß man ſie gar nicht mehr zuſammenhalten kann!

Giward: Giward läßt ſeine Beute nicht ſo raſch los. Sind die franzöſiſchen Reiſigen zahlreich?

Brown: Freilich, und von Kopf bis zu Fuß geharniſcht; unſre Pfeile prallen von ihren Panzern ab wie von einem Amboß. Zieht Euch zurück, in's Teufels Namen!

Giward: Sammle Deine Bogenſchützen! ich will ihnen mit meinen Reiſigen die Spitze bieten!

Brown: Eure Reiſigen ſind zerſtreut und plündern! Zieht Euch zurück, ſag' ich.

Die Reiſigen von Ayrement (hinter der Scene). Gft. Denis! Unſre liebe Frau v. Ayrement! Ayrement friſch auf! Ayrement in den Feind!

1) Montjoie St. Denis! war das Schlachtgeſchrei der Franzoſen, dem jeder Herr vom Adel noch ſeinen eigenen Feldruf beifügte, welchen ſeine Vaſallen im Kampf anſtimmten.

Gilbert v. Apremont: Nun haben wir uns zu lange schon gewehrt; jetzt wollen wir sie angreifen! Vorwärts, folgt Eurem Herrn! Daran! Gilbert v. Apremont voran!

Siward: Ich sehe den Apremont; diesen Augenblick habe ich erwartet. Heran, Gilbert v. Apremont, einen Lanzenstoß den Damen zu Ehren

(Sie rennen gegen einander an. Apremont wird aus dem Sattel geworfen. Peter durchhaut mit einem Schwerthiebe Siward's Pferd den Bug, daß er nun seinerseits zu Boden stürzt.)

Peter: Ergebt Euch, Hauptmann! oder ich stoße Euch meinen Dolch [1]) in den Leib!

Siward: Ich ergebe mich keinem Bauern; zurück, wo ist Dein Herr?

Peter: Gut, denn, so stirb!

(Er will ihn niederstoßen.)

Gilbert v. Apremont (der sich wieder vom Boden erhoben hat): Halt ein, Peter! der Fang ist Goldes werth. Ergebt Euch, Kapitän!

Siward: Hier ist mein Schwert!

Brown (im Hintergrund): Wohl bekomm's Euch, Hauptmann! Ein andermal werdet Ihr mir wohl glauben. Da ist noch Eines für den Hallunken, der Euch gefangen genommen!

(Er schießt auf Peter.)

Peter (von einem Pfeile getroffen): Jesus, ich sterbe!

(Stürzt zu Boden.)

---

1) Dieser Dolch hieß bei den Franzosen Miséricorde oder Poignard de merci, und hatte eine sehr starke spitzige Klinge. Wenn ein Ritter aus dem Sattel gehoben war, war es gleichwohl noch nichts Leichtes, ihn zu verwunden, da seine Rüstung ihn überall bedeckte; der Besieger mußte daher irgend ein Wasserstück aufheben und den Dolch darunter hineinstoßen, wie man etwa ein Messer in eine Austerschale zwängt. — Froissard nennt dieses Gewehren [illegible] la dague au corps. Es war zu jener Zeit Sitte, alle diejenigen Personen umzubringen, die kein Lösegeld zahlen konnten, oder deren Zahlungsfähigkeit nicht genug bekannt war.

Gilbert v. Apremont: Frischauf, Montreuil! nimm mein Pferd und verfolge mit meinen Reisigen diese plündernden Streiche! Siehst Du, wie sie dort schon in Unordnung fliehen! — Wo ist meine Tochter? Habt Ihr sie nicht gesehen, Seneschall?

Peter: In jener Hütte dort!.... Laßt sie heraus!.... O Himmel, schon dringt das Feuer dort hinüber!

Gilbert v. Apremont (tritt in die Hütte): Isabelle, mein Kind! wo bist Du?

Bruder Johann: Geht, Kinder! löscht das Feuer! laßt die Reisigen die Engländer verfolgen! Reißt jenes Häuschen ein, damit dem Feuer Einhalt gethan werde! laßt die Glocken läuten! — (Er stößt auf Peter's Leichnam.) O weh, Du bist's, armer Peter? Du hast einen schönen Schuß erhalten! Rede.... lebst Du noch? Erkennst Du mich nicht mehr?

Peter: Wie? seyd Ihr es, mein Fräulein?.... Ihr laßt Euch selbst herab?.... Aber wo bin ich denn?

Bruder Johann: Der arme Junge! er fiebert schon! Gib Dich nur zufrieden, Peter! Deine Wunde ist nicht tödtlich. Die Hälfte der Pfeilspitze ist noch außerhalb der Wunde und Dein Koller von Büffelleder hat den Stoß bedeutend geschwächt!

Gilbert v. Apremont (tritt aus der Hütte): Heda, hollah, Peter! hilf mir!.... aha, er ist todt? Um so schlimmer für ihn! Jacob, Meunier! macht eine Bahre aus Euren Lanzen und Mänteln; meine Tochter ist ohnmächtig geworden, und man muß sie in's Schloß hinauftragen. Bruder Johann, kommt rasch mit mir! meine Tochter ist krank, und wir bedürfen Eurer Wissenschaft! [1])

Bruder Johann: Hier liegt ein Mensch, der ihrer noch weit mehr bedarf!

---

1) Die Mehrzahl der Klostergeistlichen verstand sich auch auf die Heilkunde.

Gilbert v. Apremont: Donnerwetter! wollt Ihr das Leben meiner Tochter vergleichen mit dem meines Leibeigenen? Kommt mit mir, ich will Euch gut bezahlen!

(Er geht ab; man trägt die ohnmächtige Isabelle ebenfalls hinaus.)

Bruder Johann (zu einem Bauern): Schaff' mir Waſſer her, guter Freund! — (Er läßt Peter trinken.) Da, trinke, armer Junge! wie iſt Dir jetzt zu Muthe?

Peter: Ein wenig beſſer.... und die Engländer?....

Bruder Johann: Sind auf der Flucht begriffen.

Peter (blickt nach der Hütte, wo Isabelle verſteckt geweſen): Jene Thüre iſt offen.... wo iſt Fräulein Isabelle?

Bruder Johann: Ihr Vater hat ſie auf die Burg mitgenommen; ſie iſt ohnmächtig, und er wollte mich zwingen, Dich aufzugeben, um ihr meine Pflege zu widmen!...

Peter: So eilet nur, Herr Pater!... Sie iſt vielleicht verwundet.

Bruder Johann: Ei behüte! Die Furcht iſt allein an der Ohnmacht ſchuld. — Faſſe Dich, Peter, Deine Wunde iſt ungefährlich!

(Er verbindet ſie ihm.)

De Montreuil (kommt mit ſeinen Reißgen und den Bauern zurück): Viktoria! wir haben ihnen die Beute wieder abgejagt!

Simon: Ach, meine armen Kühe! Seyd ihr nun wieder da! Gottlob, nun freſſen euch doch die Engländer nicht auf!

Morand (zu einem ſeiner Ochſen): Biſt du wieder da, Falſche mit dem ſchwarzen Bläßchen! armes Thier, du haſt wohl recht Angſt ausſtehen müſſen?

Der Seneſchall (zu Simon): Dieſe Kühe da gehörten Dir, Simon, nicht wahr?

Simon: Ja, Herr Seneſchall, alle ſechſe!

Der Seneſchall (zu den Reißgen): Eine, zwei, drei: eine, zwei, drei; dieſe zwei da gehören dem gnädigen Herrn, führt ſie mit fort!

Simon: Wie? mein Vieh? Was meint Ihr denn, Herr Seneſchall?

Der Seneſchall: Glaube mir, was Du gehört haſt! Wir nehmen Dir zwei Kühe, kraft unſers Schutz- und Trutzrechts [1]), wir haben ſie wohl verdient.

Simon: Aber....

Der Seneſchall: Ich will ſie billig wieder an Dich zurück verkaufen, und bezahlen kannſt Du ſie ja — Du biſt ein reicher Mann!

Simon: Aber, Herr Seneſchall!....

Der Seneſchall: Schweige, Bauernlümmel! Nehmt ihm ein Drittel ſeiner Kühe weg, und prügelt ihn durch, wenn er ſich nicht zufrieden gibt! — Morgen wollen wir mit einander akkordiren, um welchen Preis Du ſie wieder zurückerhalten kannſt!

Bauern: Das iſt abſcheulich! das iſt 'ne Sünde! Wir haben ſie ja ſelber dem Feind wieder abjagen müſſen!

Bartholemy (Nicht eine Kuh nimmt).: Dieſe da ſoll man mir nicht wegnehmen!

Der Seneſchall: Wartet, ihr Gauner! Ihr ſollt mich noch kennen lernen! Ihr ſollt ſehen, daß ich Euch für Eure Unverſchämtheit zu züchtigen wiſſen werde. Ihr ſollt mir jeden Stein theuer bezahlen, den Ihr nach mir geworfen habt!... Jagt dieſes Geſindel da aus einander, ihr Reiſigen, das noch zu murren wagt!

Siward: Muth, Freunde! ſchlagt ebenfalls drein! Beim Wetter! ich möchte vor Lachen berſten, wenn ich dieſe Franzoſen ſich untereinander prügeln ſehe!

De Montreuil: Zurück, Bauernſtrolche! oder wir wollen Euch an unſern Lanzen aufſpießen wie Lerchen!

(Die Bauern flüchten nach allen Seiten.)

1) Dieſes ſeltſame Recht der Beſteuerung iſt noch heutzutage im Gerechtigkeit aufrecht erhalten.

Der Seneſchall: Ein heißes Tagewerk, das wir heute beſtanden haben: wir haben fünfzehn Todte! — (Er ſtößt einen der unterliegenden Leichname mit dem Fuße an.) Seht, da liegt Einer dieſer Räuber, einer der Wölfe, wie man ſie nennt! Sie haben ſich eben ſo ſchnell wieder aus dem Staube gemacht, als ſie gekommen waren!

De Montreuil: Das Feuer iſt gelöſcht, wir wollen wieder nach Hauſe! Blaſe zum Sammeln, Trompeter, und dann zum Heimzuge! — (Zu Siward): Herr Ritter, beliebt's Euch jetzt, uns zu folgen.

Bruder Johann (führt ein lediges Pferd am Zaume herbei): Da hab' ich ein herrenloſes Pferd. Komm', Peter! ſchwing' Dich hinauf, wenn Du noch Kraft genug haſt!

Siward (zu Montreuil): Wollt Ihr mich zu Fuße gehen laſſen, wie einen hörigen Knecht? Iſt das die Art, wie Ihr einen Ritter behandelt?

Der Seneſchall: Heda, Peter! gib Dein Roß dem edlen Herrn hier!

Peter: Aber ſeht doch her, Herr Seneſchall, ich bin ja verwundet!

Der Seneſchall: Wie? — Keine Widerrede, Burſche! Gehorſam!... dieſer Bauernlümmel! weil er leſen kann, muß er ſich auf, als wär' er ein Mann von Stande, und möchte ſchier ſeinen Vorgeſetzten für ſeinesgleichen anſehen!

(Siward ſchwingt ſich auf Peter's Pferd, und reitet mit Montreuil und den Reiſigen davon.)

Bruder Johann: Seht doch her, Herr Seneſchall! der arme Junge da kann zu Fuße nicht auf die Burg hinaufkommen!

Der Seneſchall: So mag er bleiben, wo er will! Laßt Ihr ihn ſorgen, wie er ſich helfe!

(Geht ab.)

Bruder Johann: Das hat man davon, daß man Leib

und Seele für die großen Herren einsetzt! Siehst Du, Peter! erst rettest Du ihnen die Haut, und hernach lassen sie Dich dahinten wie einen buglahmen Gaul!

Peter: Ich kann mich, glaub' ich, noch zur Burg hinaufschleppen! Laß mich's einmal probiren!

Bruder Johann: Nein, mein Junge, komm' lieber mit mir in's Kloster; Du thust besser dran! drüben werden sie uns wohl einen Esel leihen, daß ich Dich mit nach Hause nehme. — (Zu den Bauern, welche allmählig herankommen, sich aber noch immer in der Entfernung halten). Heda; Gevattern! Gut Freund! kommt hieher, lieben Leutchen!

(Simon, Morand, Renaud und Bauern kommen herzu.)

Simon: 's ist einer von den verfluchten Reisigen! daß ihn der Teufel holte!

Bruder Johann: Nein, 's ist ein wackerer Junge, der's wohl mit Euch meint und Euch sein Lebenlang nichts zu Leide gethan hat. Helft mir ihn nach dem Kloster schaffen, daß ich ihm dort seine Wunde verbinde!

Morand: Potz Blitz! schau', das ist ja Peter Lambren, der Bub' von meinem Gevatter Lambren! Ei Du armer Teufel! Steht's schlimm mit ihm, Ehrwürdiger?

Bruder Johann: So so! — Er hat der Tochter Eures Barons das Leben gerettet, und zum schuldigen Dank dafür hat ihn Ritter Gilbert hier in seinem Blut liegen lassen, und mir obendrein noch zumuthen wollen, ich solle ihn im Stiche lassen und dem Mädel helfen!

Simon: Ach, liebster Vater Johann! Ihr meint's doch auch gut mit Unser Einem! Ihr seyd ein halber Herrgott für uns armes Volk, und wir haben wahrlich so Jemand nöthig, wenn wir uns trösten und zufrieden geben sollen, denn die Zeitläufte sind gar elend für uns und die gestrengen Herrn machen uns das Leben nicht wenig sauer!

Renaud: Ja, Gott ſoll's wiſſen! jeder neue Tag bringt neue Plag'!

Morand: Heut plündern uns die Engelländer aus und werfen uns den rothen Hahn auf's Dach! Morgen ziehen uns unſre eigenen Herren das Fell über die Ohren und prügeln uns noch dazu ab! der Teufel halt' das aus!

Bruder Johann: Ihr habt zwar Grund genug zum Klagen, aber Recht habt Ihr nicht, daß Ihr's thut. Ihr könntet 'was Beſſres thun.... Alle Wetter! wenn man mich ſo ſchinden und blacken wollte wie Euch....

Simon: Ja?... was würdet Ihr thun, Pater?....

Bruder Johann: Was haben ſie denn vor Euch voraus, daß ſie Euch das Leben ſo ſauer machen dürfen? Seyd Ihr nicht ebenſogut Kinder von Adam wie ſie? Seyd Ihr nicht alleſammt auch Menſchen vom ſelben Fleiſch und Blut, wie dieſe ſtolzen Junkherren? Woher ſchreibt ſich's denn, daß Ihr ihnen auf Gnad und Ungnad anheimgegeben ſeyd, wie dem Wolf die Lämmer?

Simon: Ihr habt gut reden, Hochwürdiger! Ihr legt uns da Fragen vor, juſt als ob wir Euch Beſcheid drauf zu geben wüßten; aber wir ſind nur arme dumme Bauern, die davon nichts verſtehen.... Seht 'mal, bei alledem iſt mir's doch immer, als wär' Grund und Urſach vorhanden, daß wir ſo übel dran ſeyn müſſen, weil's nun einmal ſo iſt!

Bruder Johann: Meint Ihr? Je nun, dann will ich Euch nur rund heraus ſagen, weßwegen Ihr ſo armſelig dran ſeyd! Ihr ſeyd nur arm und geplagt, weil Ihr feigherzig ſeyd. Seyd Ihr nicht eben ſo geſchickt und eben ſo ſtark als Eure Herren? Gibt's wohl unter den Junkherren und dem Edelvolke ihrer Viele, die einen ſo ſchweren Hammer wie der Deinige aufheben könnten, Morand?

Morand: Hm! ja! Ihr habt Recht, Hochwürdiger, mein Hammer iſt 'n Biſſel ſchwer.

Bruder Johann: Was kann alsdann diejenigen so verwegen machen, die Euch bedrücken? wißt Ihr's? — Nicht? Nun, so will ich's Euch sagen: nur Eure Feigheit ist dran schuld, und darauf bauen und zählen sie auch allein. Seht Ihr je, daß ein Hund einen andern Hund anfällt, der ihm die Zähne weist? Der Erste, der Fersengeld gibt, wird sogleich gebissen, denn dem Feigsten kommt der Muth, wenn er seinen Gegner davonlaufen sieht. 's ist 'ne leichte Sache, so hasenherzigen Leuten gegenüber Muth zu haben, die schon erbeben, wenn sie einen Weiberrock oder einen Knaxenkittel mit draufgesticktem Wappen sehen .... Doch genug davon! Ich verlier' hier bei Euch nur unnützerweis' meine Zeit, und schwatz' in den Wind, und der arme Narr, der Peter, braucht meine Hülfe so nöthig. Heda, kann mir keiner von Euch einen Esel leihen, um ihn fortzuschaffen? Hat Euch der Vogt noch einen Esel gelassen?

(Er entfernt sich mit Peter und etlichen Bauern.)

Simon: Ein wackerer Mann, der Pater Johann! ich hab' ihn für mein Leben gern. Er schwatzt mit uns so recht vom Schnabel weg, wie wir unter uns mit einander discurriren. 's ist doch ein ganz anderer Kerl als der Abt Bonifaz selig — Gott schenk' ihm 'ne fröhliche Urständ! — Der schmiß uns immer ellenlange Reden und Predigtbrocken in Bart, aus denen der Teufel nicht klug werden wär'!

Renaud: Habt Ihr's auch mit angesehen, Mannen, wie er trotzdem, daß er ein Pfaff ist, doch nach einem Spieß gegriffen hat, und wie er ihn zu führen verstanden hat? Das ist doch ein ganzer Kerl, just so mannhaft wie gescheidt!

Simon: Und im Grunde hat doch sein ganzes Gered nichts andres gewollt, als was uns der engelländische Bogenschütz heut früh schon gesagt hat.

Morand: Das wohl; aber der Engelländer war doch ein verrätherischer Schurk, wie sich's hernach ausgewiesen hat.

Renaud: Geb's gern zu, aber etwas Wahres war bei allbem an dem was er gesagt hat!

Simon: Ich schätz' auch, 's ist dem so, und es kommt mir immer von Neuem, wir sollten noch einmal ernster darüber nachdenken.

Renaud: Schaut, Mannen, was mich anlangt, so denk' ich schon lange darüber nach!

Morand: Ich weiß wohl, woran Du denkst, und der Gedanke geht nicht weniger mit mir um!

Simon: Ein Kriegsmann und ein gelehrter geistlicher Herr haben auf Tüpfelchen das Gleiche gesprochen und haben sich doch nicht vorher darüber beredet.

Renaud: Er hat uns wahrlich nur gesagt, was uns gehört: wir sind allesammt unkecke feige Memmen, daß wir uns so das Fell über die Ohren ziehen lassen von Leuten, die um kein Haar stärker sind als wir!

Morand: Wie hat er's doch gleich ausgedrückt? Ein Hund falle nie einen andern Hund an, wenn ihm Der die Zähne weise!

Simon: Er hat auch gesagt: wir fürchten uns vor einem Rock, wenn ein Wappen darauf gestickt sey. Hm, 's ist im Grund nichts Unwahres daran. Wenn ich aber wollte, könnt' ich mit einem einzigen Axthieb diesen Baum hier umhauen; es wäre doch wahrlich nicht schwerer, Einem den Kopf abzuhauen.

Morand: Wir waren doch rechte Wichte, daß wir uns Gott weiß wie viele schöne Kühe wegnehmen ließen!

Simon: Und mir haben sie den schönen Stier fortgenommen, den sie nun auffressen werden!

Renaud: O wenn doch alle Leute so dächten!

Simon: Renaud, ich weiß wo Du hinaus willst. Ich hab' daheim einen erdentlichen Bogen, was auch der Engelländer dagegen sagen mag; mein Wort darauf, wenn Du ein-

mal etwas unternehmen willſt, bin ich mit meinem Bogen auf der Stelle dabei.

Morand: Ihr habt wahrlich Recht: unſere Bogen ſind ja faſt noch das Einzige, was uns geblieben iſt, denn ſie haben uns ja beinah Alles weggeholt!

(Alle ab.)

Fünfte Scene.

Eine Bauernhütte.

Renaud, Simon, Jeannette ſitzen um ein Bett her, worauf eine weibliche Leiche liegt.

Simon: Nun iſt geſtorben, meine liebe arme Eliſabeth, und mein Kind iſt mit ihr todt!

Jeannette: Sie iſt ohne die Sterbſacramente hinübergegangen!

Renaud: Verflucht ſey der Schurke, der ihren Tod zu verantworten hat!

Simon: Ach, wenn doch nur der gute Pater Johann noch zeitig genug gekommen wäre, um ihr einen Trank einzugeben oder ihre Beichte zu hören!

Renaud (zu Jeannette): Geh', Schweſter! bleib' nicht in der Stube! das iſt kein Anblick, der für Frauen paßt!

Simon: Ja, geh', Jeannette! Geh' zu Morand's, das ſind gutherzige, wackere, chriſtlich geſinnte Leute. Glaub' mir, ſie wird Dich gut aufnehmen, biſt ihnen gewiß willkommen!

Jeannette: Nein, ich will nicht von ihr weggehen, als bis ich ihr habe Erde auf die Bahre werfen ſehen: ich hab' auch Herz im Leibe. Ich will ſie ſelber in's Grabtuch einnähen.

Simon: Ach lieber Himmel! ich weiß gar nicht, womit ich ihr nur ein ehrliches Begräbniß anſchaffen ſoll?

Renaud: Ach, gib Dich nur zufrieden; der gute Pater

Johann wird ihr eine Meſſe um's halbe Geld leſen, daß wenigſtens ihre arme Seele Ruhe hat.

Simon: Nein, nein; eine Meſſe um's halbe Geld taugt nichts. Ich will, ſie ſoll auch zwei Kerzen und ein ſchwarzes Tuch mit einer Seidenborte bekommen. Die arme gute Eliſabeth ſoll auch noch ſehen, wie lieb ich ſie gehabt habe.

Jeannette: Und ich will ihr Geſicht mit meinem ſchönen weißen Schleier verhüllen, den man ihr mit ins Grab geben muß. Müßt' ich auch ein Jahr lang ſpinnen, um einen andern zu bekommen, ſo ſoll man doch nicht ſagen, man habe meine Schweſter ohne einen weißen Schleier begraben müſſen!

Simon: Gute Schweſter! der Himmel und die heilige Katharine wollen's Dir vergelten!

Renaud: Da kommt der Pater Johann.

Bruder Johann (im Eintreten): Heda, ihr Leutchen! wie ſteht's um die Kranke?

Renaud: Sie hat Eure Hülfe nicht mehr nöthig, Hochwürdigſter!

Jeannette: Ach, beſter Pater! ſchaut ſie nur einmal recht an! Iſt ſie denn auch wirklich todt? Sie iſt ja noch warm; mir iſt als ſähe ich noch, daß ſie athmet!

Bruder Johann: O nein.... 's iſt jetzt Alles aus mit ihr! Ihr habt zu ſpät nach mir geſchickt, und ich konnte nicht ſo ſchnell abkommen, als ich gerne gewollt hätte! Es war gerade um die Beſtunde, und unſer Abt will's nicht leiden, daß man aus der Kirche weggehe, und gälte es auch, ein Werk der Barmherzigkeit zu thun. Warum habt Ihr mir denn nicht früher Nachricht gegeben?

Simon: Ach, liebſter Pater, ſie hat ſich erſt geſtern Abend gelegt und über Schmerzen geklagt. Ihr wißt ja, wie muthig und entſchloſſen ſie in Allem war!

Bruder Johann: Und iſt denn wirklich wahr, was man mir über ihren Tod geſagt hat?

Renaud: Leider ja, hochwürdiger Herr; der Vogt hat ſie um's Leben gebracht!

Bruder Johann: Der Nichtswürdige!

Renaud: Geſtern — ja, es war geſtern als am Samſtage — hatten wir Frohn-Tag, und ſie war auf Geheiß des gnädigen Herrn hinausgegangen, um Aehren zu leſen . . . ,

Bruder Johann: Um Aehren zu leſen? Hat man je einen ſolchen Geiz erlebt? das heißt ja den armen Leuten das Brod aus der Taſche ſtehlen!

Jeannette: Und denkt Euch nur, hochwürdiger Vater! Eine Frau Aehren leſen zu laſſen, die ſchon im achten Monat ſchwanger geht!

Renaud: Sie war ſehr ermüdet, und ſetzte ſich auf einen Augenblick auf eine Garbe, um auszuruhen; da kommt der Vogt heran, und... ach, meine arme Schweſter!...

Bruder Johann: Habt nur guten Muth, liebe Leutchen! faßt Euch wieder! Der liebe Gott läßt keine Unthat unbeſtraft.

Simon: Der Seneſchall gab ihr mit dem Fuße einen ſchweren Tritt auf den Bauch, und da das arme Weib hoch ſchwanger war....

Jeannette: Ich hab's mit eigenen Augen geſehen. Ich war dicht neben ihr. — O lieber Gott! Der Wärwolf hätte ſo etwas nicht gethan! —

Simon: Erſt ſchien ſie gar nicht davon angegriffen, allein heute Nacht bekam ſie fürchterliche Schmerzen; heute früh iſt ſie von einem todten Kind entbunden worden, und geſtorben, als man gerade die Veſperglocke läutete.

Jeannette: Sie klagte immer über Kälte; ich habe ihre Hand unter mein Bruſttuch gelegt, um ſie zu erwärmen, aber es war juſt nicht anders, als hätte ich Eis aufgelegt, und ich ſpüre die Kälte noch auf der Haut.

Simon: Wir haben die Sterbegebete für ſie hergeſagt, denn wir wußten nichts Anderes für ſie zu thun.

Bruder Johann: Tröſtet Euch, lieben Leutchen! Eure gute Eliſabeth iſt gerades Wegs in's Paradies gekommen. Dem Burſchen aber, der ſie umgebracht hat, ſoll nun auch ſein Recht werden. Ich will ihn bei dem gnädigen Herrn Gilbert verklagen.

Renaud: Gebt Euch keine Mühe, hochwürdiger Herr! da wäre Hopfen und Malz verloren. Jeannette hat ihm ſchon den ganzen Hergang erzählt: weil aber der Seneſchall den gnädigen Herrn ſchon im Voraus mit Lügen beſtrickt hatte, hat er Jeannetten mit Mißhandlungen die Thüre gewieſen, und ſie ſo gröblich geſchimpft, daß ich es gar nicht wiederholen möchte.

Bruder Johann: Alle dieſe Schurken von Edelherren ſind ſich doch auf ein Haar gleich.

Renaud: Das iſt leider war.

Simon: Wäret Ihr wohl ſo gütig, beſter Pater, eine Seelenmeſſe für ihr ewiges Heil zu leſen? Wir wollen Euch gern fünf Sous dafür geben, denn wir möchten haben, daß ihr alle Ehre widerfahre.

Bruder Johann: Behaltet nur euer Geld, ihr armen Leutchen. Ich bin freilich nicht reich, aber doch reicher als ihr. Ich will ihr die Todtenmeſſe leſen, und dieſes wenige Geld hier nehmet von mir als Beiſteuer zu den Trauerkleidern, die ihr kaufen müßt!

Simon (küßt Bruder Johann die Hand): Ach beſter Pater, Ihr ſeyd ein wahrer Engel für uns arme Leute! — Mein armes liebes Weibchen, der beſte Prieſter in ganz Frankreich wird Dir eine ſchöne Meſſe leſen!

Jeannette: Ihr ſeyd ein wahrer Heiland für uns, hochwürdiger Herr; ohne Euch wäre die ganze Gegend eine Hölle.

Renaud (leiſe zu Simon): He, Simon, ſollen wir denn das Geld annehmen?

Simon: Ei natürlich. Gute arme Eliſabeth! Wie wird

ſie ſich noch im Himmel droben freuen, wenn ſie ſieht, daß man in neuen Kleidern um ſie trauert!

Renaud: Meinethalben denn! — Simon, Du ſollteſt jetzt zum Todtengräber gehen und das Grab für ſie beſtellen. Geh, Jeannette, hole Du Deinen Schleier herbei!

Simon: Gehabt Euch wohl, mein gütiger wackerer Pater Johann! Das ganze Dorf ſoll wiſſen, wie großmüthig Ihr gegen uns geweſen ſeyd! —

Jeannette: Der gnädige Herr ſoll ſich drüber ſchämen müſſen! (Sie entfernt ſich mit Simon.)

Bruder Johann: Nein, nein, ſchweigt lieber davon, ich befehle es Euch! — Geh, Renaud, laß Dich nicht von Deinem Schmerz übermannen. Wer weiß, ob nicht bald beſſere Zeiten kommen!

Renaud: Ich lebe nur noch in dieſer Hoffnung.

Bruder Johann: Gib mir doch Deine Hand... Du haſt ja das Fieber, Gevatter, Du biſt krank.

Renaud: Nein, krank bin ich nicht. — Aber ehe Ihr weggeht, hochwürdiger Pater, möchte ich doch noch ein Wörtchen mit Euch reden. Vergangene Woche kam ein Bruder vom Prediger-Orden durch unſer Dorf; er ſprach vom Grabe unſers Heilandes, von den Heiden, die es dermalen entweihen, und von unſerem heiligen Könige, der ſich die Himmelskrone verdient hat, da er es den Heiden entreißen wollte. Er ſagte unter Anderem, man müſſe ein ſo hehres Beiſpiel nachahmen, und den Heiden und Sarazenen zu Leibe gehen...

Bruder Johann: Das iſt immer die alte Leier!

Renaud: Sagt mir nur einmal, lieber Vater, was ſind denn die Sarazenen für Leute?

Bruder Johann: Es ſind Spitzbuben, welche nicht an unſern Herrn Jeſum Chriſt glauben, ſondern Mohamed anbeten und kein Schweinefleiſch freſſen wollen.

Renaud: Aha, und dabei ſind es wahrſcheinlich noch

grausame Burschen, die ihren Christensclaven tausenderlei Martern bereiten?

Bruder Johann: Allerdings, allein weshalb fragst Du darnach? Solltest Du etwa dumm oder tollkühn genug seyn, daß Du ebenfalls nach Palästina ziehen und Dich umbringen lassen wolltest? Glaub mir, es ist besser, wenn Du hier in Deinem Dorfe bleibst und ein rechtschaffenes christliches Leben führst.

Renaud: Es fällt mir gar nicht ein, nach Palästina zu wandern, ehrwürdiger Herr. Aber laßt mich nur noch eine Frage thun: Nicht wahr, ein Mensch, der hartherzig, bösartig und grausam ist, betet den Herrn Jesum Christ nicht an, und ist also ein Heide!

Bruder Johann: Natürlich, aber was willst Du damit sagen?

Renaud: Nicht wahr, wenn ein solcher Mensch auch Schweinefleisch äße, wenn er mit den Andern zur Messe liefe, dabei aber grausam, geizig und bösartig wäre, so wäre ein solcher Kerl doch ein Sarazene oder ein Heide?

Bruder Johann: Freilich; es soll noch, wie es heißt, solche Burschen in der Provence geben — wollte Gott, sie schmorten an St. Antoni's Feuer [1]).

Renaud: Es war mir recht lieb, daß ich Alles verstand, was uns der gute Predigermönch sagte.

Bruder Johann: Laß Dir's gesagt seyn, Gevatter Renaud, es gibt noch Heiden genug unter denen, die ein Kreuz auf dem Wamse tragen. Gott befohlen, mein armer Freund! Ermanne Dich wieder, und rasse Deinen Muth zusammen; der liebe Gott wird auch noch Mitleiden mit Dir haben.

(Geht ab.)

---

1) Er meint damit die Lagerd in der Provence, die man lange Zeit für Sarazenen hielt, welche bei Aberhaamans Niederlage dem Blutbad entgingen.

Renaud (allein; er kniet vor dem Leichnam nieder): Gute Elisabeth, meine liebe Schwester! Siehe, ich thue Dir hier ein Gelübde, Du sollst gerächt werden an dem niederträchtigen Heiden, an dem grausamen Buben, der Dich erschlagen. Wenn mir Niemand helfen will, so will ich's allein über mich nehmen, Dich zu rächen, das schwöre ich Dir bei meinem Antheil an der ewigen Seligkeit. —

Sechste Scene.

Ein Saal im Schlosse Aprement.

Gilbert v. Aprement. Isabelle. Marion.

Isabelle: Nun, Mädchen, ist der arme Peter endlich heimgekommen?

Marion: Ja, gnädiges Fraulein. Der arme Junge! Heute früh ist er wieder im Schloß eingezogen, aber er sieht noch recht bleich aus, obwohl ihm das recht gut zu Gesichte steht, denn man sollte meinen, er habe eine Haut wie ein Edelfräulein. Er ist so weiß, so hübsch. Ich habe noch nie eine so schöne Haut an einem jungen Mann gesehen!

Isabelle: Geh, und laß ihn rufen! — (Marion geht hinaus.) Wie glücklich sind wir doch, daß wir so treue Diener haben. Der wackere junge Bursch! Nur weil er mich vertheidigte, und Euch, mein Vater, das Leben rettete, ist er so gefährlich verwundet worden.

Gilbert v. Aprement: Weil er mir das Leben rettete?... dessen soll er sich niemals rühmen. Ich stand schon wieder auf den Füßen, ehe der Engländer sein Pferd herumwerfen konnte, um auf mich einzudringen; ich erwartete ihn stehenden Fußes, um ihm eine Finte beizubringen, die mir noch jedesmal gelungen ist und die ihren Zweck nie verfehlt. Sonst aber bin ich dem Peter wohl gewogen: er ist ein fertiger Reiter,

auch ſonſt ein verſtändiger Burſch und hat das Herz am rechten Fleck. Der einzige Fehler, den ich an ihm zu rügen habe, iſt der, daß er leſen und ſchreiben kann.

Iſabelle: Ei, ei, Bäterchen, dieſen Fehler habe ich ja ebenfalls.

Gilbert v. Ayrement: Keineswegs, denn bei Dir iſt's kein Fehler; Du biſt ja von Adel. Aber an den Bauern liebe ich's nicht und an den hörigen Knechten, daß ſie leſen und ſchreiben können, und mehr wiſſen als ich.

Iſabelle: Glaubt Ihr denn aber, Väterchen, man werde ſich je einfallen laſſen, einen Vergleich ziehen zu wollen zwiſchen dem Wiſſen eines Gelehrten und dem Adel eines Ritters?

Gilbert v. Ayrement: Thut nichts, es ſchickt ſich doch nicht. Dem Peter aber will ich's entgelten, daß er Dir dieſen Dienſt geleiſtet hat, und ich gebe ihn Dir darum zum Knappen. Du magſt ihm nun ſelbſt anzeigen, daß er in Zukunft nur in Deinem Dienſte ſteht.

Iſabelle: Ich nehme ihn mit Freuden an.

(Gilbert v. Ayrement entfernt ſich; Peter und Marion treten ein.)

Peter: Gnädige Frau!...

(Wirft ſich vor ihr auf die Knie nieder.)

Iſabelle: Mein Peter, mein lieber Peter! In welchem Dank haſt Du mich verbunden! Dir nur verdanke ich meine Rettung.

Peter: Ich habe nur gethan, was die Pflicht eines jeden Vaſallen war.

Iſabelle: Und Deine Wunde? Schmerzt ſie Dich vielleicht noch?

Peter: O nicht doch! Dank dem lieben Gott und dem wackeren Vater Johann, fühle ich gar kein Gebreſte mehr.

Iſabelle: Deſto beſſer! Wenn Du wieder ganz hergeſtellt biſt, ſollſt Du mein Knappe werden. Mein Vater hat Dich mir....

Peter (voll Freude): Euer Knappe? ...

Iſabelle: Mein Vater wünſcht es ſo, und ich bin's wohl zufrieden; und Du, was ſagſt Du dazu?

Peter: Ich, gnädige Frau! ... O, wie ſoll ich meinen Dank dafür ausdrücken! Ich möchte mich für Euch ſchlagen ... Ich möchte in Eurem Dienſte all' mein Blut vergießen ...

Iſabelle (lächelnd): Nein, nein, das ſollſt Du nicht.

Peter: Mir iſt ſchon heute ſo wohl, gnädige Frau, daß ich ſiebenden Fußes mein'n Dienſt antreten kann.

Iſabelle: Wohlan denn, ſo bin ich damit einverſtanden; ich werde Dich nicht allzuſehr anſtrengen. Du ſollſt mir mein Buch in die Meſſe tragen und mir beim Mahle den Wein kredenzen. Kennſt Du ſchon meinen Humpen?

Peter: Ja, mein Fräulein.

Marian (lacht): Schelm, der Du biſt! Ich habe Dich ſchon ertappt, wie Du den geſtohlenen Wein daraus getrunken haſt.

Iſabelle: Da ich nun aber auch will, daß mein Knappe in dieſen leidigen kriegesſchweren Zeiten gut bewaffnet gehe, ſo ſchenke ich Dir dieſen Toledaner Dolch hier mit dem reichen Griff in der ſchönen Scheide. Montreuil rühmt die Klinge als ausgezeichnet, und Du magſt ihn fortan als Ehrenzeichen tragen.

Peter: Ich, gnädiges Fräulein? ... Welche Ehre!

Iſabelle: Nimm auch noch dieſe Börſe, die ich ſelbſt geſtickt habe; um die paar Thaler, welche darinnen ſind, magſt Du Dir einen Waffenrock mit einem Beſatz von Grauwerk[1]) kaufen. Es iſt wieder Zeit, zur Meſſe zu gehen; nimm alſo Dein Buch und folge mir zur Kapelle.

(Geht ab mit Marien.)

Peter (allein): Dieſer Dolch, dieſe Börſe, die ſie mit

1) Vaire, eine Art Pelz, der im Mittelalter ſehr beliebt war.

eigenen Händen gefüllt hat ... sie sollen nun mein gehören? Du lieber Himmel! Ich weiß nicht, ob ich recht bei Sinnen bin, oder ob Alles nicht wieder verschwinden wird, wie ein Traum. — Nein, ich träume nicht, noch diesen Augenblick sprach sie mit mir ... wenn nun meine kühnen Wünsche in Erfüllung giengen! ... Eine Zigeunerin hat mir einmal prophezeit, ich solle eines Tages noch befehlen, obwohl ich als Leibeigener geboren und erzogen werden bin, und seither nur dienen mußte. — Aber sie ist eine so vornehme Dame und ich nur ein leibeigener Knecht? ....

Marion (kommt wieder zurück): Peter, wo steckst Du denn? He, Peter, was machst Du denn da? Du stehst ja so starr, wie die steinernen Bilder in der Kapelle?

Peter: Ja doch, ich komme schon.

(Beide ab.)

Siebente Scene.

Die Abtei zum heiligen Leonhard. Die Zelle des Bruders Johann.

Bruder Johann. Bruder Ignaz.

Bruder Johann: So wollte ich doch, daß alle Donner des Himmels in diese Abtei schlügen, und alle Glatzköpfe verfengten, welche darinnen sind!

Bruder Ignaz: Wie ich Dir sage: der Herr Abt war anfangs fürchterlich empört; er beabsichtigte nichts Geringeres, als Dich mit Hand- und Fußschellen in eine Bußzelle zu stecken [1]).

Bruder Johann: Das soll er sich bekommen lassen! Zu seinem Schaden soll er dann sehen, ob mir nicht noch einige Kraft geblieben ist! ...

Bruder Ignaz: Auf dieß hin haben wir uns Alle

---

1) Die Bestrafung eines Mönch, gegenüber von den Mönchen seines Klosters, erstreckte sich gesetzlich sogar noch weiter.

erhoben und Einſprache dawider gethan, und Bruder Geberan hat bei dieſer Gelegenheit offen bewieſen, wie gut er's mit Dir meint, denn er hat unumwunden mit dem Abte geſprochen und nicht wenig dazu beigetragen, ihn von ſeiner Abſicht abzubringen.

Bruder Johann: Den Henker auch, es iſt nun hohe Zeit, daß er ſich als meinen Freund zeige. Ich wollte, er hätte das ſchon beim Wahlkapitel bewieſen.

Bruder Ignaz: Wie dem auch ſey, unſere Einmiſchung und unſer Einſchreiten blieb doch nicht ohne Erfolg. So höre denn, was wir erzielt haben: wir haben dem Abte verſprochen, Du wolleſt einen Monat lang faſten, und Morgens und Abends die ſieben Bußpſalmen herſagen....

Bruder Johann: Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich das jemals thue....

Bruder Ignaz: Was das anbelangt, ſo weißt Du ja wohl, daß Du es damit halten kannſt, wie Du willſt. Der Abt wird nicht ſelbſt kommen und Dich Deine Bußpſalmen abſagen laſſen.

Bruder Johann: Auf dieſe Bedingung hin will ich denn meinetwegen einwilligen; allein es fällt mir bei Gott ſchwer, auch nur zu thun, als ob ich dieſem Dummkopf gehorche.

Bruder Ignaz: Das Einzige, worauf er noch hartnäckig beſteht, iſt, daß Du ihn mitten im Chore auf den Knieen um Verzeihung bitteſt für Deinen Ungehorſam und Deine Gottloſigkeit....

Bruder Johann (ergrimmt): Ich?... Auf den Knieen?...

Bruder Ignaz: Er verlangt es, und wir Alle bitten Dich, ihm gehorſam zu ſeyn.

Bruder Johann: Ich ſoll mich vor ihm auf die Kniee werfen?.... Ich vor dieſem thörichten Heuchler?.... Lieber wollte ich ja dem Kloſter den rothen Hahn auf's Dach ſetzen, und des Wärwolfs Feldkaplan werden!

Bruder Ignaz: Aber ſieh doch, lieber Freund, er iſt

nun einmal unſer Abt, unſer Vorgeſetzter; er kann uns placken, wie er will...

Bruder Johann: Fluch über die Dummköpfe, die ihn zum Abt gewählt haben!

Bruder Ignaz: Je nun, zu geſchehenen Dingen muß man leider das Beſte reden. Wir ſollten gar nicht mehr daran denken. So wie es jetzt ſteht, kann er Dich ja für Zeitlebens in das finſterſte Hundeloch von Verließ werfen und Dich mit Schlägen und Hunger zu Tode martern. Das ſollteſt Du nicht aus dem Geſicht verlieren.

Bruder Johann: O, wenn ich mich doch eines Tages an ihm rächen könnte!

Bruder Ignaz: Es fehlt leider nicht an Leuten hier, welche Dich wegen Deines Wiſſens haſſen; und die den Abt veranlaſſen könnten, die ſtrengſte Strafe gegen Dich eintreten zu laſſen; darum iſt es meiner Meinung nach das Klügſte....

Bruder Johann: Der Teufel auch! ich will die Kutte abwerfen und den Harniſch wieder anlegen.

Bruder Johann (mit tiefem Seufzer): Leider kommt man nicht ſo leicht wieder aus dem Kloſter fort, wie man hereinkam und wie man möchte, und Du haſt vermuthlich das Schickſal des armen Collet noch nicht vergeſſen, der ſich aus dem Kloſter flüchten wollte, wie Du. Sieh, ich habe mir einen Ausweg erdacht, der Dir das Unangenehme jener Ceremonie zum Theil erleichtern ſoll. Du ſtellſt Dich dem Abte nicht früher vor, als zur Stunde des Gebets, wo wir Alle in die Kirche hinunter gehen. Sobald Du mit ihm redeſt, will ich die Klingel rühren laſſen, und Du mußt Dich alsdann natürlich auf die Kniee niederwerfen: er muß das Gleiche thun und wenn Du ihm alsdann ein paar Worte leiſe zumurmelſt, wird die Sache in Güte beigelegt und Deine Ehre lauft keine Gefahr dabei, weil Du alsdann ſagen kannſt, Du ſeyeſt nicht ſeinetwegen niedergekniet.

Bruder Johann! Ein ſauberer Ausweg!

Bruder Ignaz: Bleibt etwa ein anderer übrig? Auf der einen Seite droht Dir Gefängniß, Faſten, Buße, Ketten, die ganze Strenge unſerer Kloſterregel; auf der anderen nur dieſer Ausweg, den Du voll Entrüſtung verſchmäheſt. Wähle nun; ich muß Dich jetzt verlaſſen, allein ich will bald wieder kommen, um Deinen Entſchluß zu erfahren. Gott befohlen!

Bruder Johann: Mir kocht die Hölle im Busen, und ich weiß noch nicht, was ich thun ſoll, jedenfalls aber danke ich Dir, Bruder Ignaz.

(Bruder Ignaz entfernt ſich.)

Bruder Johann (allein): Ich muß mich rächen, ſonſt frißt mich die Wuth auf; es iſt mir unmöglich, länger die Anmaßungen und Drangſale zu ertragen, womit mich dieſer aufgeblaſene Hohlkopf verfolgt. — (Man pocht an der Thüre.) Wer will mich ſchon wieder beläſtigen?

Ein dienender Bruder (eintretend): Ehrwürdiger Vater, einige halseigene Bauern aus dem Dorfe Apremont ſind draußen und wollen Euch ſprechen!

Bruder Johann: Was wollen ſie von mir? Darf mich denn jeden Augenblick irgend ein Tölpel überfallen, der beichten will?

Der dienende Bruder: Sie behaupten, ſie hätten Euch wichtige Mittheilungen zu machen, ſie wollten ſich mir nicht anvertrauen.

Bruder Johann: So laß ſie herein! — Sie haben ihre Zeit ſchlecht gewählt und kommen mir zu ungelegener Stunde; denn vermuthlich haben ſie wieder irgend einen Streitfall, den ich ſchlichten ſoll; allein man darf's mit dem Bauer heut zu Tage nicht verderben.

(Simon, Morand, Barthelemy, Baillon, Thomas treten herein, der dienende Bruder entfernt ſich.)

Simon: Vergebt uns unſere Kühnheit, ehrwürdiger Herr; allein wir ſind nur hergekommen, um Euch ein großes

Geheimniß anzuvertrauen. Nicht wahr, Gevatter, es iſt ein wichtiges Geheimniß?

Alle: Ja, ein großes Geheimniß.

Bruder Johann: So ſaget mir's raſch, denn ich habe keine Zeit zu verlieren.

Simon: Das Geheimniß iſt ... Sprich Du doch, Morand, Du weißt es ja beſſer als ich!

Morand: Nein, rede Du! Du haſt ja ſchon angefangen.

Simon: Nein, Du kannſt's beſſer ſagen, als ich.

Bruder Johann: Wollt ihr bald zur Sache kommen? — Rede Du, Morand, und ſage mir, was ihr von mir wollt.

Morand: Seht, hochwürdiger Herr, da iſt ein Mann von Genets, Thomas mit Namen, der der Bruder von dem Weib meines Vetters, des Wagners von Genets, iſt.

Bruder Johann: Weiter!

Morand: Dieſer Thomas nun, ehrwürdiger Herr, kommt eben von Genets, und erzählt, daß die Leute dort ſchier Hunger ſterben — Ihr wißt ja, das letzte Jahr war ein Fehljahr — und daß die Leute ganz wüthend ſind.

Bruder Johann (ungeduldig): Weiter! Weiter!

Morand: Je nun, weiter? Die Leute ſind halt ganz wüthend gegen Philipp von Batefol, den Grundherrn von Genets.

Simon: Und gegen die Grundherren überhaupt! (bei Seite): Blitz, das war faſt zu viel geſagt!

Bruder Johann (ſcheinbar zerſtreut): Weiter! Weiter!

Morand: Je nun, da möchte ich halt gerne, daß Ihr auch mit ihm von den Dingen ſprechet, die Ihr uns ſchon mehrmals auseinander geſetzt habt. Ihr wißt's ja, damals als Ihr ſagtet, wir ſeyen lauter Memmen, daß wir uns von Leuten mißhandeln ließen, die nicht ſtärker, noch geſcheidter und geſchickter ſeyen, als wir?!

Bruder Johann: Brauche ich Euch denn noch etwas zu wiederholen, was Ihr so gut behalten zu haben scheinet?

Thomas: Sehr, ehrwürdiger Herr, ich will's Euch nur rund heraus sagen, daß es bei uns zu Haus viele Leute gibt, die augenblicklich losschlagen würden, sobald sich Jemand fände, der ihnen sagte: Schlaget zu!

Bruder Johann (bei Seite): Aha, nun wird die Welle bersten!

Morand: Bei uns ist fast derselbe Fall, und in Noroal, in Bernilly, in Lafeurce und in allen Dörfern des Beauvoisis, kurz überall steht's endlich so, und die Leute sagen, die gnädigen Herrn verführen schlimmer mit uns, als die Schinder.

Bruder Johann: Ihr wollt also damit sagen, daß Ihr Alle zusammen in eine Verschwörung getreten seyd, und einen Anschlag gemacht habt, Euch insgesammt zur Freiheit zu verhelfen?

Simon: Ja, das ist's eben, und wir Alle stehen für Einen Mann; wir sind Alle mit im Anschlage.

Bruder Johann: Und Ihr würdet also auch einen kecken Handstreich wagen, um Euch frei zu machen?

Morand: Ja, das würden wir. Seit man mir meine Stiere weggenommen hat, habe ich Herz trotz einem Reißgen; mich schreckt kein Harnisch und keine Lanze mehr.

Simon: Und ich, wenn ich mich an dem Hund von Seneschall rächen kann, will gerne Hals und Leben dran setzen, und nöthigenfalls gerne einen Lanzenstoß oder noch mehr in den Kauf nehmen.

Alle Bauern: Ja, beim Teufel! Wir werden schon das Herz haben, Schläge auszutheilen, und uns nicht fürchten, wenn wir welche dagegen hinnehmen müssen.

Bruder Johann: Da seyd Ihr ja in bester Stimmung. Aber was wollt Ihr denn von mir? Ihr habt vermuthlich schon Eure Maßregeln getroffen, und es schickt sich nicht für mich....

Simon: Was wir thun wollen, darüber ſind wir längſt einig! allein wir haben noch keinen Anführer....

Morand: Es fehlt uns vorerſt noch das Haupt.

Thomas: Es muß aber ein Mann ſeyn, den man im Lande kennt.

Barthelemy: Rund heraus geſagt: wenn nur Ihr uns anführen wolltet, beſter Pater Johann.... Ihr ſeyd ja ehedem ſo zu ſagen unſere Vorſehung!....

Simon: Ja, ſeyd Ihr unſer Haupt, hochwürdiger Herr!

Bruder Johann: Ich bin ja ein Mönch, Ihr Leutchen.

Simon: Weiß wohl, that auch nichts zur Sache; aber Ihr habt weiland den Harniſch getragen, Ihr verſteht Euch auf die ſchwarze Kunſt, Ihr könnet leſen und ſchreiben, Ihr ſeyd der klügſte und beſte Mann auf zehn Meilen in der Runde.

Morand: Seht, beſter Pater, und trotz alledem zieht man Euch doch einen Vetter des Herrn v. Ayrement vor. Sagt ſelbſt, iſt es nicht eitel Schande, daß er ſtatt Eurer Abt iſt?

Bruder Johann: Könnt Ihr darauf rechnen, daß viele Bauern und Leibeigenen es mit Euch halten?

Barthelemy: Ihr braucht nur zu rufen: Freiheit für die Bauern! Nieder mit den Grundherren! ſo wird ſich das ganze Land erheben.

Morand: Ich ſtehe dafür ein.

Alle: Ruft nur einmal: Freiheit! und Ihr werdet ein ganzes Heer bekommen.

Bruder Johann: Wollt Ihr aber auch Eurem Anführer unverbrüchliche Treue und Verſchwiegenheit geloben? Wollt Ihr Euch ihm mit Leib und Blut verſchwören?

Simon: Das verſteht ſich von ſelbſt.

Morand: Wir ſetzen ja mehr auf's Spiel, als Ihr.

Barthelemy: Recht ſo, Ihr ſeyd alſo jetzt unſer Anführer?.... Das iſt abgemachte Sache.

Bruder Johann: So legt denn Eure Hände auf dieſes Crucifix!...

Die Bauern: Wir ſchwören, daß wir Euch gehorchen wollen!

Bruder Johann: Vergeſſe ja Keiner, daß mir Mittel zu Gebot ſtänden, die Meineidigen zu beſtrafen, und wenn ſie auch 100 Meilen von mir entfernt wären. Seht Ihr dieſe Inſtrumente hier und jene Bücher?

Merand (erſchrocken): Um's Himmels Willen, macht ſie nicht auf... Es iſt ganz unnöthig!

Bruder Johann: Werdet Ihr aber auch den Muth haben, Alles auszuführen, was ich Euch heißen werde?

Merand: Ja, wir ſind geſonnen, Alles daran zu ſetzen.

Thomas: Nun, ehrwürdiger Herr, haben wir Euch unſer Wort gegeben; wollt Ihr uns nicht auch das Eure geben?

Bruder Johann: Ei natürlich; ich ſchwöre auf daſſelbe Crucifix, meine ganze Sorgfalt und mein ganzes Wiſſen aufzubieten, um die Leibeigenen von Beauveiſis zu befreien. Ich will des Paradieſes und der ewigen Seligkeit beraubt ſeyn, wenn ich je meinen Schwur breche!

Simon: Nun erklärt uns aber auch, was wir zunächſt thun müſſen.

Bruder Johann: Jeder von Euch muß genau wiſſen, auf wie viel Männer er rechnen kann, damit ich beim nächſten Mal, wenn wir uns wieder treffen, genau weiß, wie ſtark Eure Streitkräfte ſind.

Barthelemy: Das wird nicht ſchwer ſeyn.

Bruder Johann: Warum iſt Renaud nicht mit Euch gekommen? Warum ſchließt er ſich nicht an Euch an?

Simon: Er will ſich in nichts zwingen, weil er ſagt, er habe ſeine eigenen Anſichten und gehe ſeine eigenen Wege.

Bruder Johann: Wer von Euch hat Muth?

Merand: Das haben wir Alle.

Barthelemy: Ich habe Herz, ich habe damals den ersten Stein geworfen, als der Seneschall dem Gaillon das Fell so derb zerbläuen ließ. Aber ich bitte Euch, sagt's nicht weiter!

Gaillon: Ich habe auch Courage, zumal wenn's an's Dreinschlagen geht.

Bruder Johann (ziemlich verächtlich): Um so besser, Ihr Leutchen! So will ich denn also dem Gevatter Barthelemy hier, der so viel Muth hat, eine Botschaft an den Wärwolf auftragen.

Barthelemy: An den Wärwolf?... Jesus Maria! An den Wärwolf?

Alle: An den Wärwolf?

Bruder Johann! Nun ja, was macht Euch denn das? Ihr erbleicht ja Alle, Ihr Memmen!

Barthelemy: Aber der Wärwolf?...

Bruder Johann: Der Wärwolf ist Christian Frank, Dein einstiger Nachbar, den Du gewiß gut gekannt, und mit dem Du schon manchen Krug geleert hast. Fürchtest Du Dich denn vor ihm?

Barthelemy: Vor Christian Frank würde ich mich nicht fürchten, denn er war mein guter Freund und Kamerad. Aber er hat sein Seelenheil dahingegeben, er ist behext worden!... Er ist jetzt ein Wärwolf!

Bruder Johann: Dummkopf! Frank war ein Bursche, der das Herz auf dem rechten Flecke hatte, er hat sich selber frei gemacht, und Ihr habt nicht einmal den Muth, das zu versuchen.

Barthelemy: Nun ja, gebt mir nur ein Zaubermittel, damit er mich nicht mit seinem Blick behexe, und ich will ihm ja gern Eure Botschaft ausrichten.

Bruder Johann: Dieser Rosenkranz hier sey das Schutzmittel, das ich Dir mitgebe. Frank wird ihn sogleich erkennen. Sage ihm, der Bruder Johann vom Kloster des

heiligen Leutfried laſſe ihm entbieten, er ſolle ihn heute Nacht um die dritte Stunde nach der Abendglocke unter der zweiten Eiche von dem St. Stephanskreuze ab, erwarten ....

Barthelemy (verzagt): Gut, ich will's ihm ſagen .... wenn's ſeyn muß.

Simon: Wozu wollt Ihr denn mit dem Wärwolf reden, ehrwürdiger Herr?

Bruder Johann: Weil er für uns ein ſicherer und zuverläſſiger Bundesgenoſſe ſeyn wird. Ich habe ihm einige Dienſte geleiſtet, habe ihn von einer Krankheit geheilt, und er wird ſich meiner noch erinnern. — Habt Ihr Waffen?

Morand: Faſt jeder von uns hat ſeinen Bogen zu Haus.

Bruder Johann (nimmt Geld aus einer Liſte): Kauft Euch Waffen um dieſes Geld, das ich Euch hier ſchenke. Wenn Ihr Euch aber erfrechen ſolltet, das Geld zu anderem Gebrauch zu verwenden, ſo will ich machen, daß das Metall in Euren Händen ſchmilzt, und Euch bis auf das Mark verbrennen ſoll.

Morand: So wahr wir ehrliche Leute ſind, wollen wir es bis zum letzten Sou zum Ankaufe von Waffen verwenden.

Bruder Johann: Kauft Euer Kriegsgeräth am Markttage zu Beauvais; gebraucht jedoch die Vorſicht, zu mehreren Waffenſchmieden zu gehen, damit Ihr nicht Verdacht erreget!

Morand: Laßt uns nur machen, Herr, wir ſind nicht ſo dumm.

Simon: Verlaßt Euch nur auf uns.

Bruder Johann: Morgen nach der Vesper will ich zu Morand kommen und Euch meine Plane mittheilen. Gehabt Euch wohl, morgen werde ich Euch wahrſcheinlich Nachrichten von Frank geben können. Pax vobiscum, meine Kinder!

Die Bauern: Amen! Schließt uns in Euer Gebet ein, ehrwürdiger Herr!

Morand (im Hinausgehen zu den Andern): Habt ich Euch

nicht gesagt, er sey in alle Sättel gerecht und könne Gold machen?

(Die Bauern treten ab.)

Achte Scene.

Isabellens Gemach.

Isabelle. Marion.

Marion (blickt durch's Fenster): Was für ein abscheuliches Wetter! man kann nicht vor die Thüre gehen, nicht einmal in den Garten! Ach, wie wird mir die Zeit so lang!

Isabelle: Nun, da haben wir's. Anstatt mir die Zeit zu vertreiben, willst Du gar, ich solle Dich unterhalten? So höre doch endlich einmal auf mit Deinem Gähnen!

Marion: Soll ich Euch erst sagen, gnädiges Fräulein, was Ihr thun müßt? Ihr habt einen Knappen, der Euch seither zu gar nichts nütze war; so laßt ihn einmal kommen, daß er Euch Geschichten erzähle, oder ein Märchen vorlese.

Isabelle: Meiner Treu, Du hast recht! Peter kann ja lesen.

Marion: Und schreiben, gnädiges Fräulein! Unser guter Vater Johann hat ihn ja seine ganze Wissenschaft gelehrt. Er schreibt, er liest, er spielt die Laute, die Mandore [1]) und Sambuca, und was den Minnesang anbelangt, so thut er's darin wahrlich dem ersten Troubadour von Toulouse gleich.

Isabelle: Ei der Tausend! Als ich ihn zum Knappen nahm, wußte ich gar nicht, was für eine Erwerbung ich an ihm machte.

Marion: Wollt Ihr nun, mein Fräulein, daß ich ihn auf Euren Befehl herbeirufe?

---

1) Pandoren-Zither.

Isabelle: Ja, thut das; es soll mich freuen, wenn er uns gut unterhält.

(Marion entfernt sich und kommt alsbald wieder mit Peter zurück.)

Marion: Da bringe ich ihn, gnädiges Fräulein. Wird der Wolf genannt, so kommt er dahergerannt... Er war just vor der Thüre.

Isabelle: Ist es wahr, Peter, daß Du ein so großer Gelehrter bist?

Peter: O, das gnädige Fräulein ist allzugütig. Es hat dem hochwürdigen Pater Johann beliebt, mich Einiges zu lehren, und ich habe mir Mühe gegeben, mir seinen Unterricht zu Nutze zu machen.

Isabelle: Das ist ja allerliebst! So sprich denn, Peter, da Du ja doch so viel weißt, solltest Du nicht auch Mittel und Wege wissen, um zweien Mädchen, die sich tödlich langweilen, die Zeit zu vertreiben?

Peter: Gnädiges Fräulein....

Marion: Du mußt uns nun sogleich unterhalten.

Isabelle: Du hast da ein Buch in der Hand, lies uns etwas daraus vor....

Marion: Ja, ein lustiges Geschichtchen, ein Mährchen, das uns recht lachen macht!

Peter (nachdem er einige Zeit in seinem Buche geblättert hat): Soll ich Euch vielleicht das Mährchen „von dem Ritterfräulein, dem Priester und dem Bauern" vorlesen?

Isabelle: Laß hören.

Peter (stellt sich an, als ob er lese): „Es war einmal ein vornehmes, reiches Edelfräulein, das wurde von einem Priester, einem Ritter und einem Bauer geliebt....[1])

1) Man kann noch heut zu Tage in den südfranzösischen Fabliaux lesen, mit wie wenig Ehrerbietung die Troubadours von den Priestern und Mönchen sprachen.

Iſabelle: Halt, wir wollen dabei abbrechen! Ich errathe ſchon, von welcher Art dieß Mährchen iſt; ich mag's nicht leiden, daß man den Prieſtern Uebles nachſage, oder über ſie ſcherze.

Peter: Nicht doch, gnädiges Fräulein, ich verſichere Euch, es iſt nichts in dieſem Mährchen, was irgend....

Iſabelle: Thut nichts zur Sache; der es gedichtet hat, iſt jedenfalls ein unverſchämter Burſche; ein Prieſter liebt niemals wie ein Laie. Lies mir ein anderes Mährchen vor, inzwiſchen will ich mir's angelegen ſeyn laſſen, die Schärpe für den Herrn von Montreuil zu vollenden.

Marion: Ach, Fräulein, die Mährchen über die Mönche ſind ja immer ſo luſtig.

Iſabelle: Schweig doch, thörichtes Mädchen; Du ſollteſt einen ſolchen Gedanken gar nicht hegen. Und Du, Peter, lies mir lieber eine Rittergeſchichte vor, wenn Du welche in Deinem Buche haſt!

Peter (nachdem er aufs Neue im Buche geblättert hat): Soll ich die Geſchichte von der Prinzeſſin Herzensflamme und Dana in dem Bauern vorleſen?

Iſabelle: Ja, lies es, der Titel macht mich neugierig.

Peter (anfangs ſtotternd): Es war einmal ... eine gar vornehme mächtige Dame ... von ... ſo großer Schönheit ... daß man ſie Herzensflamme nannte. — Mehr als zehn Ritter von der Tafelrunde .... waren ſchon aus Liebe zu ihr geſtorben .... oder in ein Kloſter getreten ... denn ſie war eben ſo kaltſinnig und hochmüthig, als hübſch und von ſüßem einnehmendem Weſen.... Was half's auch, daß man ihr zu Ehren ganze Bündel von Lanzen in den Turnieren brach....

Iſabelle: Er lieſt in der That recht hübſch. Für einen Bauern iſt's wahrlich unglaublich viel.

Peter: (wird allmählich ruhiger): .... Ganze Bündel von Lanzen brach .... man konnte von ihr nicht einmal ein beifäl-

liges Lächeln erringen. Vergebens ſchlug ihr die Mutter verſchiedene ſehr annehmbare Freier vor: ſie ſchlug ſie Alle aus und ſagte, ſie wolle ſich ihre Freiheit erhalten, und ſeye ganz damit zufrieden, daß ſie ſo viele dienende Ritter habe. Ueber dieſe ihre Hartnäckigkeit erboſt, fragten ihre Eltern den großen Zauberer Merlin um Rath, der gerade damals im Lande war. Merlin öffnete ſeine Wahrſagebücher, ſchlug darin nach und antwortete ihnen mit ſchrecklicher Stimme: „Eure Tochter hat alle Edelleute Frankreichs, die um ſie freiten, abgewieſen: nun hat ihr das Schickſal beſtimmt, daß ſie einen Bauern heirathen muß.“ Nachdem er dieſe Worte geſprochen, ſtieg er auf ſeinen Wagen, den fünf blaue Drachen zogen, und verſchwand bald in den Wolken. Wie ſehr das die armen Eltern betrübte, könnt Ihr Euch leicht denken, denn ſie waren von gar vornehmer Abkunft und unmäßig reich. Um nun wo möglich das Eintreffen der Prophezeihung zu vereiteln, ſperrten ſie Herzensflamme in einen Thurm, der hundert Fuß hoch und von allen Seiten mit einem hundert Fuß tiefen Waſſergraben umgeben war. Auch warfen ſie in dieſen Thurm als Beſatzung dreißig Reißge, welche lauter Edelleute und meiſtens Bannerherren [1]) waren .... Da begab es ſich aber, daß der Türkenkönig Agimerato mit zweimalhunderttauſend Kriegern in der Touraine landete, und, das Land mit Feuer und Schwert verheerend, bis in das Herz des Königreichs einbrach. Von den Klagen ſeiner Unterthanen tief ergriffen, bot der König allenthalben ſeine Reißgen und ſein bewaffnetes Volk auf, und zog wider die abſcheulichen Türken. In ſeinem Heere aber diente

1) Die Chevaliers bannerets unterſchieden ſich von den Chevaliers pennonceaux oder Fähnchen-Rittern dadurch, daß ſie ein viereckiges Banner führten, während dieſe nur ein dreieckiges Fähnlein, das pennon, hatten. Um ein Banner zu führen, lever banniere, mußte man eine gewiſſe Zahl Leibeigene und Vaſallen beſitzen, und ein bedeutendes Gefolge von Rittern und Knappen haben.

ein sehr geschickter Bogenschütz, Namens Danain. Der Zufall wollte, daß die Schlacht gerade um den Thurm geliefert wurde, worin Herzensflamme eingeschlossen war. Von Anfang an schossen die Ungläubigen mit ihren Bogen aus Büffelhorn den Unsrigen so viele Pfeile zu, daß die Luft davon ganz verfinstert ward und kein Brustharnisch noch Krebs, noch Rundschild oder Ringkragen aufzutreiben war, der ihnen widerstanden hätte. Drum geschah es auch, daß die Ritter, Reisigen und Bogenschützen bald darauf vor Schrecken ob diesem Pfeilhagel Fersengeld zu geben begannen und Einige davon sich sogar bis in den Thurm retteten. Die Türken aber füllten den Graben mit Leichen an, erstiegen den Thurm mit Leitern, tödteten die dreißig Ritter und wollten Herzensflamme, die ein fürchterliches Geschrei ausstieß, schon als Gefangene mit sich fortführen ... (mit steigender Lebhaftigkeit), als Danain, der hart dabei noch focht, mit einem Streitkolben in der Hand sich in den Thurm stürzte. — Wo seyd Ihr, Ritter? rief er; wollt Ihr so die Blüthe der Anmuth im Stiche lassen? — Allein Keiner von ihnen hörte ihn mehr, denn Ritter und Knappen jagten auf der Flucht querfeldein. Da rief er denn: Wohlan, so will ich Dich allein befreien! — Und nun drang er mit gewaltigen Keilenschlägen auf die Türken ein, daß sie vor ihm niederstürzten, wie die Nüsse im Herbst, und trieb Alle in die Flucht, die nicht unter seinen Streichen fielen ... Er befreit Isabella ... (sich verbessernd) Herzensflamme .... und .... und .... und befreit auch den König, dem die Ungläubigen gerade den Kopf abschlagen wollten, und schlägt ihn dem grausamen Agimorate selbst ab. Die Zahl der Sarazenen, die er an diesem Tage erschlug, schätzt man auf mehr als Tausend. Herzensflamme war währenddem immer auf der Zinne des Thurmes und Zeuge all' seiner Heldenthaten: selbst die Pfeile, welche zuweilen um sie her einschlugen, konnten sie nicht bewegen, den Thurm zu verlassen, denn sie wollte durchaus Danain's tapferen Thaten mit eigenen Augen

folgen. Sie ſeufzte vor Angſt, ſo oft der tapfere Bauer einen neuen Zweikampf eingieng und ein geheimes Feuer entbrannte allmählich mit fieberiſcher Gluth in ihrem Buſen. Kurzum, als der Kampf zu Ende war, war die thörichte Dame bis zum Sterben verliebt in den glücklichen Fant, und Danain's Tapferkeit zu belohnen, gab ihm der König die Erlaubniß, ſich unter allen Töchtern ſeines Königreichs diejenige auszuſuchen, die ihm am beſten gefiele und wenn es ſogar ſeine eigene Tochter wäre. Danain aber hütete ſich wohl, eine Wahl zu treffen, denn er hatte Herzensflamme geſehen und wer ſie ſah, der mußte ſie auch lieben. Daher trat er vor ihre Eltern und begehrte ſie von ihnen zum Weibe. Sie aber wagten es nicht, ihm ihre Hand zu verſagen, weil der König jenen Schwur gethan hatte. Er heirathete ſie alſo, und der König machte ihn zum Ritter und belohnte ihn mit reichen Gütern. In der Folge wurde er Landvogt vom Artois und war die Zierde des Hofes vom großen Kaiſer Karl. Seine Gemahlin beſchenkte ihn mit tapfern Söhnen und ſchönen Töchtern, er ward ſehr glücklich, gründete Klöſter und ſtarb im Geruch der Heiligkeit. So belohnt Gott ſeine Auserwählten. Amen.

Iſabelle: Und damit iſt die Geſchichte zu Ende?

Peter: Ja, mein edles Fräulein.

Iſabelle: In der That, ein poſſirliches Mährchen! wie heißt denn ſein Verfaſſer?

Peter (verwirrt): Ich weiß nicht.

Iſabelle: Man darf freilich nicht hoffen, in einem ſolchen Fabliau viel geſunden Menſchenverſtand zu finden, allein es gibt doch Grenzen, die man niemals überſchreiten ſollte. Wer wird denn auch ſo unverſchämt ſeyn, zu behaupten, daß eine edle Dame ſich in einen Bauern verlieben könnte! Das wäre juſt, als ob man ſagen wollte, ein Adler könne ſich mit einer Nachteule paaren.

Peter: Ihr glaubt alſo, das ſey ganz unmöglich?

Isabelle: Man kann freilich nur für sich selbst reden, aber ich will darauf sterben, daß wenn auch der schönste Mann in ganz Frankreich und der tapferste Kämpe 10,000 Türken getödtet und mich aus den Händen der Sarazenen oder den Krallen des Gottseybeiuns errettet hätte, er sich von meiner Seite keines anderen Gefühles zu erfreuen hätte, als der Dankbarkeit, wenn er nur ein Bauer wäre.

Peter (mit einem Seufzer): Ich fürchte, daß ich dem gnädigen Fräulein lästig falle oder es erzürnt habe; erlaubt mir daher, daß ich mich entferne.

Isabelle: Warte, Peter! Gib mir doch einmal das Buch, worin diese schönen Mährchen stehen.

Peter (verlegen): Mein Buch wollt Ihr, gnädiges Fräulein?

Isabelle: Ja.

Peter (verwirrt und stotternd): Aber ich bitte Euch, edles Fräulein ... es ist ... es sind ... ich habe ...

Isabelle: Gib es mir — ich will es sehen — weshalb bist Du so betroffen?

Peter (gibt ihr das Buch): Ach, gnädiges Fräulein ... weil das Mährchen nicht in meinem Buche steht ... ich that, als ob ich es ablese und habe Euch nur etwas erzählt, was ich früher einmal in einer alten Chronik gelesen und für mich behalten habe.

Isabelle (in dem Buch blätternd): Du hast ein gutes Gedächtniß, wie ich sehe ... Aber was ist denn das? Dreißig Metzen Hafer ... zehn Bund Streh zur Streu ...

Peter: Es ist das Buch, worin ich den Stallverbrauch eintrage.

Isabelle: Aha, da finde ich ja auch Verse, wie mir scheint!

Peter: Lest sie nicht, gnädiges Fräulein.

Isabelle (liest lächelnd): „An die Schönste der Schönen, die erhabene und mächtige Dame ..."

(Sie bricht plötzlich ab.)

Peter (bei Seite): Ich bin verloren.

Isabelle (nachdem sie gelesen, mit eisiger Kälte): Du machst also auch Verse? Sie verdolmetschen mir Deine Mährchen ... Peter, weißt Du wohl auch, was dem Stallmeister der Gräfin Blanche de Ramel begegnet ist?

Peter: Nein, edles Fräulein ....

Isabelle: Gehe nach Laon, dort kannst Du über dem St. Jakobsthore seinen Kopf hinter einem Gitterfenster sehen. Gib mir mein Schatzkästchen her, Marien! — (Sie öffnet und nimmt Geld heraus.) Nimm diese zwanzig Gulden, Peter, und lege Deine Livree ab; ich schenke Dir die Freiheit, damit Du unser Gebiet verlassen kannst.

Peter (auf den Knien): Gnädiges Fräulein.... Um's Himmelswillen, nehmt diesen Befehl zurück.... Laßt mich lieber sterben!....

Isabelle: Widersprich mir nicht! Gehorsam ist die erste Pflicht eines Vasallen! Entferne Dich rasch.

(Peter geht langsam hinaus.)

Marion: Aber edles Fräulein, was ist denn Euch?

Isabelle: Stille! — Hat man je eine solche Kühnheit erlebt? Fürwahr, mein Betragen muß ein sehr leichtsinniges gewesen seyn, daß sogar ein solcher Wicht.... Wie demüthigend!... Ich könnte vor Grimm beinahe weinen.

Marion: Gnädiges Fräulein, sollte Peter etwa zufällig .... sich in Euch verliebt haben....

Isabelle: Schweig, Unverschämte! Erbittere mich nicht noch mehr! — Gehe jetzt, und wenn Dir Deine Haut lieb ist, so hüte Dich ja, ein Wörtchen von dem zu erwähnen, was Du so eben gehört hast!

(Beide ab.)

Neunte Scene.

Ein einsamer Pfad im Felde; es iſt Nacht.

Bruder Johann (allein).

Bruder Johann (für ſich): Die Zeit iſt bereits verſtrichen; man darf auf dieß erbärmliche Geſindel keine Hoffnungen bauen. Ich muß beinahe fürchten, daß ich mich ſchon allzuſehr bloßgeſtellt habe, und der glühende Durſt nach Rache hat mich vielleicht verblendet. Doch da höre ich Geräuſch .... Wer da?

Der Wärwolf (tritt mit einem Roſenkranz in der Hand heran): Ein Teufel, der ſeinen Roſenkranz betet.

Bruder Johann: Das iſt Frank's Stimme.

Der Wärwolf (im tiefſten Baß): Frank iſt nicht mehr unter den Lebendigen.

Bruder Johann: Heda, Du Erzſpitzbube, hebe Deine Poſſen für Andere auf als mich! Oder glaubſt Du etwa, ich fürchte mich vor dem Wolfsfell, womit Du Dich bedeckſt? Und iſt es überhaupt wacker von Dir, daß Du, bis an die Zähne bewaffnet, bei der Zuſammenkunft erſcheinſt, die Dir ein Mönch in der Kutte beſtimmt hat?

Der Wärwolf: Wenn meine Waffen Euch bange machen, beſter Pater, ſo will ich ſie wegwerfen; ich führe ja nichts Schlimmes gegen Euch im Schilde.

Bruder Johann: Nein, behalte ſie, und laß uns von Geſchäften reden. Aus was Urſache haſt Du das Leben ergriffen, das Du jetzt führſt?

Der Wärwolf: Potz Blut und Tod, warum ſoll ich Euch denn ſagen, was Ihr ſchon ſo gut wißt, als ich ſelbſt?

Bruder Johann: Man behauptet, das Verlangen nach Rache habe Dich in die Wälder getrieben.

Der Wärwolf: Allerdings. Ich habe den adeligen Herren Krieg bis auf's Meſſer geſchworen.

Bruder Johann: Dann müſſen wohl alle Feinde der Grundherren Deine Freunde ſeyn?

Der Wärwolf: Se iſt's auch, in's Teufels Namen! aber wo wollt Ihr denn hinaus mit Euren Fragen?

Bruder Johann: Wenn alſo demnach ein paar wackere Jungen ſich zuſammen fänden, um den Herren von Adel einen Streich zu ſpielen, ſo würdeſt Du ihnen wohl gerne die Hand dazu bieten?

Der Wärwolf: Hölle und Teufel, braucht Ihr mich das erſt noch zu fragen?

Bruder Johann: Wohlan denn, mein Sohn, das arme Bauernvolk hier im Lande iſt's nun müde, ſich von ihren Grundherren mit Füßen treten und beſtehlen zu laſſen, und eine Handvoll wackerer Jungen iſt entſchloſſen, wider die Herren von Adel aufzuſtehen und ſich ihrer endlich einmal durch einen tüchtigen Handſtreich zu entledigen.

Der Wärwolf: So, und da ſeyd Ihr es, der mir die Kunde davon bringt.

Bruder Johann: Ja wohl, ich ſelbſt. Und ich ſelbſt ſuche mich ebenfalls an den Herren vom Adel zu rächen.

Der Wärwolf: Oho, Herr Pater! wenn dem ſo iſt, ſo verlaßt Euch ja nicht auf die Leute hier im Lande. Das Volk hier zu Lande iſt nur ein Haufe Memmen, der ſchon bei dem bloßen Anblick eines goldenen Sporns zu Kreuze kriecht oder Ferſengeld gibt. Kommt lieber zu uns in die Wälder, da werdet Ihr ganz andere Burſche antreffen.

Bruder Johann: Du weißt aber, daß auch ein Feigling, den man auf die Spitze treibt, zum Helden wird. Eine eingeſperrte Katze läßt ſich wohl dreimal mit der Peitſche ſchlagen, aber beim vierten Mal ſpringt ſie Dir unfehlbar in die Augen.

Der Wärwolf: Meinetwegen denn. Ihr habt wohl einigermaßen Recht. Aber wer ſind denn die tapferen Burſche, die Ihr Euch erſehen habt? Auf wen könnt Ihr beſonders bauen?

Bruder Johann: Auf Morand, Simon, Gaillon.

Der Wärwolf: Ei ſchau, dieß ſind Katzen, die Peitſchenhiebe brauchen, ehe ſie kratzen, und zwar tüchtige Peitſchenhiebe....

Bruder Johann: Ferner Barthelemy.

Der Wärwolf: Der hat zur Noth noch Herz.

Bruder Johann: Dann noch Thomas von Genets und eine Menge Anderer. Ich kann mich auf alle Bauern auf zwei Meilen in der Runde mit Beſtimmtheit verlaſſen und hoffe auch noch Peter, den Knappen des Fräulein Iſabelle, für uns zu gewinnen.

Der Wärwolf: Oho, das iſt ein windiger Burſch, der ſich in die Bruſt wirft, weil er leſen kann, und weil Gilbert ihm ein neues Wams mit ſeinem Wappen gegeben hat! Von einem ſolchen Sklaven erwartet ja nicht zu viel!

Bruder Johann: Glaub' mir, es iſt ein wackerer Junge und zuverläſſig: er kann uns von Nutzen ſeyn, denn er verfügt über alle Schlüſſel im Schloſſe.

Der Wärwolf: Ihr ſprecht kein Wort von Renaud, Herr Pater! Warum denn nicht?

Bruder Johann: Renaud will ſich noch nicht an uns anſchließen. Seit dem Tode ſeiner Schweſter will er ſich in gar nichts mehr legen.... Ganze Tage lang läuft er wie ein Träumer umher, oder ſitzt da und ſteckt den Kopf in die Hände; ich fürchte faſt, der arme Kerl wird noch wahnſinnig.

Der Wärwolf: Er iſt uns aber nothwendig, wir könnten ihn nicht entbehren.

Bruder Johann: Er wird uns auch nicht entgehen!

iſt nur einmal der rechte Pfeil abgedrückt, ſo läuft er uns von ſelber zu. Wie viel Köpfe haſt Du unter Deinem Befehl?

Der Wärwolf: Zweiundſiebzig, Hochwürdiger, nicht Einen mehr. Aber jeder davon iſt mir lieber als zehn von den Euren, und ich verſichere Euch, es ſind wahre Teufel in ihrer Art.

Bruder Johann: Dafür bürgt mir, daß Du ſie ausgewählt haſt. Wohlan denn, Frank, Du gehörſt alſo zu den Unſern; zu größerer Sicherheit aber mußt Du mir Dein Wort verpfänden, indem Du auf dieſes Crucifix hier ſchwörſt.

Der Wärwolf (zurückprallend): Gemach, gemach, Herr Pater! ich ſchwöre nicht mehr auf ein Crucifix. Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich noch ein Chriſt bin.

Bruder Johann: Wie, Spitzbube, was ſagſt Du da?

Der Wärwolf: Ja, St. Antoni's Feuer ſoll mich verbrennen, wenn ich mich noch an das halte, was die gnädigen Herren auch glauben. Ich kümmere mich nur noch um die heilige Jungfrau [1]) und an die glaube ich.

Bruder Johann: Das trifft ſich doch recht glücklich. Ich habe aber jetzt nicht Zeit, Dich zu bekehren; darum gib mir Dein Wort und ſchwöre, auf was Du willſt.

Der Wärwolf: Da iſt meine Hand, gebt mir die Eurige. Der Schwur da iſt ſo viel werth, als ein anderer; nicht wahr, Pater?

Bruder Johann: Ich rechne nun auf Dich. Du ſollſt bald noch mehr von mir erfahren, denn ich werde mit meinen Freunden zu Dir in den Wald kommen und daſelbſt Kriegsrath mit Dir halten.

Der Wärwolf: Thut das, Pater; ich ſtehe Euch zu jeder Stunde zu Dienſte. Gehabt Euch wohl.

(Beide ab.)

---

1) Es exiſtirt noch ein Fabliau, welches erzählt, daß ein Räuber durch Vermittlung der heil. Jungfrau dennoch in's Paradies gekommen ſey, weil er für ſie allein noch Ehrfurcht gehegt habe.

Zehnte Scene.

Ein Weg in der Nähe der Schloßgräben. Es ist Nacht.

Peter (allein, als Bauer verkleidet).

Peter: Ich will mir sie noch einmal in's Auge fassen, diese alten Thürme.... Ich bin ein Bauer, sie ist eine Dame von Adel! — Ich war von Aberwitz befallen; wie konnte mir nur einfallen, zu glauben?.... Wie mochte ich nur mein Auge zu Der erheben, um deren Hand sich die vornehmsten Barone und Bannerherren von Frankreich schlagen würden?.... Noch tönen mir ihre Worte in den Ohren, die ich für Liebesworte hielt, und doch sprach sie mit mir nur, wie sie mit ihrem Hunde gesprochen haben würde... Und die Börse da, die gab sie mir nur des Geldes wegen, das sie mir hernach geschenkt hat.... Und wenn sie mich allemal in ihr Kloset ließ, zu Zeiten und unter Umständen, wo sie sich vor einem adelichen Herrn gewiß geschämt haben würde, da that sie es sicher nur darum, weil ich in ihren Augen eine Art unvernünftigen Thieres war [1]. — Ich war für sie weniger als ein Hund... Ich war für sie nur ein Bauer! — Ha, bei diesem Worte fühle ich mein Blut wieder in mir aufwallen!.... Ich wollte doch, ich könnte alle diese stolzen Sporenträger auf Einen Schlag von der Erde vertilgen! — Und dieser Baron von Montreuil! Verflucht, daß er so glücklich ist, daß der Himmel alle seine Wohlthaten über ihn ausgegossen hat! Er ist von Adel.... Er wird ihr Gemahl wer-

---

1) Zu jener Zeit ließ sich nämlich eine Edeldame alle diejenigen Dienste von einem Manne leisten, wozu sie hart zu Tage eine Kammerfrau verwenden würde. Wir lesen in Tiran le Blanc folgende Stelle: Edle Dame, Ihr habt Eure Beinschiene verloren, Euer Page hat sie Euch schlecht angebunden! — Das erinnert an jene stolze Römerin der Kaiserzeit, welche auf die Frage, warum sie sich ihrem Sklaven nackt im Bade zeige, die Antwort gab: „Er ist ja kein Mann, er ist nur ein Sklave."

den! — Er ist von Adel, ist Ritter und Bannerherr .... Und ich, ich bin ein Bauer. — Er ist von Adel .... und dennoch reite ich besser, ich sitze fester im Sattel als Er! — Und wenn wir mit einander Lanzen brachen, wußte ich da nicht immer die meinige ihm in's Visir zu stoßen[1])? In einem Turnier hat er das Recht zu kämpfen nur, um sich in den Sand werfen zu lassen! und ich, ich darf nicht dort erscheinen, um zu siegen[2])! Montreuil, er ein Ritter?.... Ja, ein sauberer Ritter! er kann nicht lesen noch schreiben, und versteht sich auf Nichts, als auf Pferde. — Ich, ich besitze die Kunst der Troubadours, aber ich bin ein Bauer!... Himmlische Gerechtigkeit, warum kann ich ihn nicht hier vor der Klinge haben....

Bruder Johann (tritt auf): Holla, wer ist, der hier so emsig gestikulirt?

Peter: Der Stimme nach ist es der Pater Johann!

Bruder Johann: Bist Du es, Peter? Was machst Du hier zu dieser Stunde?

Peter: Ich verfluche mein Geschick, den Vater, der mich gezeugt hat, und den Himmel, der mich als Bauern geboren werden ließ.

Bruder Johann: Peter, es gibt noch manche Leute, die nicht minder leiden als Du; aber wer von ihnen noch einige Seelenstärke aufzuweisen hat, der klagt nicht den Himmel an und grollt und hadert mit ihm, sondern steht ihn vielmehr um Hülfe an.

Peter: Für meine Leiden gibt es keine Rettung mehr — man hat mich aus dem Schlosse fortgejagt.

---

1) Man zielte nämlich in den Turnieren beinahe allgemein auf den Helm; vergleiche darüber auch Froissart, z. B. die Beschreibung des Turniers von Calais.

2) Wer dem Westinspiele bei einem Turniere beiwohnen wollte, der mußte den Beweis beibringen, daß er von Adel sey.

Bruder Johann: Und das nennſt Du ein Unglück? Da brauchſt Du doch nicht mehr als Knecht zu dienen.

Peter: Ich habe lange Zeit mich mit dem Gedanken getragen, ich würde noch einmal in jenem Schloſſe dort glücklich ſeyn können.

Bruder Johann: Was haſt Du denn angeſtellt?

Peter: Verflucht ſey das Wiſſen, das ich von Euch erlernt habe! Es hat mich hochmüthig gemacht, und ich habe vergeſſen, daß ich nur ein Wicht, nur ein Hund war. Ich habe es gewagt, dem gnädigen Fräulein, das dort drüben wohnt, bemerklich zu machen, daß ich es liebe.

Bruder Johann: Heilige Jungfrau, das iſt ja in ihren Augen der allergrößte Hochverrath!

Peter: Sie hat mich aus ihrer Nähe verbannt, und ſchon morgen muß ich die Grenzen der Baronie hinter mir haben.

Bruder Johann: Und hatt Deiner ſtill alle das plumpe Vieh, das ſich einen Baron von Monteuil ſchelten laßt, die Dame heirathen?

Peter: O, redet mir nicht davon!

Bruder Johann: Ei, weißt Du es denn noch nicht?

Peter: Freilich, wohl weiß ich es; allein wenn ich daran denke, oder wenn man mir es ſagt, da packt mich die Luſt, den rothen Hahn auf's Dach des Schloſſes zu werfen.

Bruder Johann: Das wäre wenigſtens vernünftiger, als umherzugehen und das Maul zu hängen.

Peter (nach einer Pauſe). Warum ſollte ich noch länger ſolche Träume hegen?

Bruder Johann: Wer ſagt Dir denn, daß es Träume ſind, thörichter Junge?

Peter: Die Bauern hier haben Dreſchflegel, und würden es nie wagen, den Kopf emporzuheben und ihre Herren zur

Rechenſchaft zu ziehen für die grauſame Behandlung, die ſie erdulten müſſen.

Bruder Johann: Und doch hat man mir geſagt, daß ein paar tüchtige muthige Burſche nachgerade auf den Einfall gekommen ſind, ſie wären wohl ſtark genug, ſich ihrer Herren zu entledigen, und daß ſie ſchon ſtark daran ſind, auf dieſen Zweck hinzuarbeiten.

Peter: Was ſagt Ihr da? Iſt das wahr?

Bruder Johann: Wenn alle Leibeigenen der Barenie die Waffen ergriffen, wenn jenes Schloß im Feuer ſtünde, wenn Montreuil mit zerſchlagenem Schädel vor Dir läge und Du das Fräulein Iſabelle in Deinen Armen hielteſt.... Glaubſt Du, daß ſie alsdann noch Dir zurufen könnte: Zurück, Bauer!?

Peter: Was ſprecht Ihr da, Pater? Ihr bringt mein Blut wieder in Wallung.

Bruder Johann: Dieſe Herren von Adel ſind mit dem König Francus in unſer Land gekommen [1]): ſie haben unſre Väter mit ihren gepanzerten Pferden und ihren Rüſtungen von geſchmiedetem Eiſen beſiegt [2]): ſie haben uns zu Sklaven gemacht... Wenn wir aber jetzt zu den Waffen griffen, wenn wir ſie unſererſeits anfielen, glaubſt Du nicht, daß wir ihnen zeigen könnten, wie unſer altes galliſches Blut ebenſo gut iſt, als das ihrige?

Peter: Ja, beim heiligen Georg! Ich denke, wir könnten's ihnen beweiſen!

Bruder Johann: Wohlan denn, willſt Du zu Denen ſtoßen, die dieſes edle Werk zu unternehmen im Begriff ſind?

Peter: Ob ich will, ehrwürdiger Herr?.... Verfügt

---

1) Eine alte Sage will glauben machen, daß die alten Frankenkönige von Francus, einem Sohn des Trojanerkönigs Priamus, abſtammten.

2) Die alten Rüſtungen waren aus Drahtgeflecht, wie die Panzerhemden. Der Bruder Johann begeht hier einen merkwürdigen Anachronismus.

über mich mit Leib und Seele!... Allein auf welchen Grund hin thut Ihr mir denn dieſen Vorſchlag?

Bruder Johann: Was ich Dir ſage, könnte möglicherweiſe bald eintreffen, und wer weiß, ob nicht vielleicht noch das Fräulein Iſabelle v. Apremont das Weib von Peter Lambron wird!

Peter: Ha, bei'm heiligen Leutfried! Sagt mir nur, beſter Pater, wie ich das noch möglich machen könnte?

Bruder Johann: Komm' mit mir nach der Abtei, dort will ich Dir's ſagen; der Ort hier iſt nicht ganz ſicher. Unterwegs habe ich Dir ohnedies noch mancherlei Dinge mitzutheilen.

(Beide ab.)

Eilfte Scene.

Ein Pfad am Saume eines Forſtes.

Simon, Marcel (mit Aexten bewaffnet, ſitzen bei einem Holzhaufen). Renaud (tritt heftig auf).

Renaud (zu Simon): Da biſt Du ja! Haltſt Du es mit mir?.... Ja oder Nein....

Simon: Willſt Du denn aber durchaus nicht warten, bis wenigſtens der Pater Johann kommt?

Renaud: Nein, ich will nicht!.... Ich ſehe ſchon: Wer auf die Hülfe Anderer rechnet, der hat die Rechnung ohne den Wirth gemacht! Aber ich habe Gottlob noch hier meine Axt und meine beiden Arme, und das ſind meine beſten, ächteſten Freunde, — die ſollen mich nicht im Stiche laſſen.

Simon: Höre, Renaud! Wenn Du Dich wenigſtens nur noch eine Woche lang gedulden wollteſt!...

Renaud: Willſt Du es mit mir halten? Gieb Antwort!

Simon: Nun denn, in Gottes Namen ja, mag auch draus kommen, was da will! Man ſoll mir wenigſtens nicht nachſagen, daß ich meinen Schwager in der Stunde der Gefahr im Stich gelaſſen habe.

Renaud: Was Dich anbelangt, Mancel, ſo biſt Du mit uns gelaufen, ohne eigentlich zu wiſſen, was wir im Schilde führen... Du biſt auch eigentlich nur ein weitläufiger Vetter meiner Eliſabeth!... Sieh, wir wollen uns jetzt auf ein gefährliches Stück Arbeit einlaſſen, und Du kannſt Dich noch davon losſagen, wenn Du willſt... Ja, ich rathe Dir ſogar ſelber, es zu thun, ſo lange es noch an der Zeit iſt.

Mancel: Simon hat mir ſchon beiläufig geſagt, um was es ſich eigentlich handelt!... Ihr Beide wollt eine Gefahr beſtehen, und ich bleibe dabei und thue auch mit!... Komme auch, was da wolle, ich halte zu Euch!

Renaud: Meinetwegen denn! So magſt Du bleiben!— Sieh, da hab' ich ſchwarze Flöre mitgebracht, womit Ihr Euch das Geſicht bedecken müßt, damit Euch Niemand kennt!

Simon: Aber horch...

Renaud: Bah, thue, was ich Dir ſage!... Sobald die Geſchichte im Reinen iſt, ſchlagt ihr den Weg nach dem Sumpfe ein, und lauft aus Leibeskräften dem Dorfe zu, wo Ihr ſo wichtig thun müßt, als wäret Ihr gar nicht zum Hauſe hinausgekommen! — Um mich braucht Ihr Euch nicht weiter zu kümmern!

Simon (der in der Richtung nach dem Waldwege zu hinausblickt): Horch, Renaud, es kommt Jemand mit ihm!

Renaud: Ja, ein Pfaffe!

Mancel (tritt zu Renaud): Pox Blitz! Müſſen wir denn dieſen da auch umbringen?

Renaud: Ei behüte; der liebe Gott hat ihm eigens dieſen Prieſter zugeſchickt.

Simon: Um ihn zu retten?

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Renaud: Nein, um ihm Beichte abzunehmen und ihn auf den Tod vorzubereiten. — Der liebe Gott will nicht, daß ich auch seine Seele umbringe, und ihn in die ewige Verdammniß stürze.

Simon: Wenn uns aber der Priester erkennen sollte?

Renaud: Wenn Ihr die Flöre über dem Gesichte tragt, wie ich Euch gesagt habe, so wird Euch der Priester nicht erkennen können. — (Zu Simon), Deine Axt ist doch geschliffen?

Simon: Ei freilich!

Renaud (zu Mancel): Und die deinige?

Mancel: Ebenfalls!

Renaud: Führt keinen Streich auf ihn, als wenn er Widerstand leisten sollte! — Nur müßt Ihr hindern, daß uns der Pfaffe nicht davon läuft!... Ich will's selber auf mich nehmen, den Seneschall umzubringen.

Simon: Heilige Jungfrau, steh' uns jetzt bei, denn der Renaud macht mir erdentlich bange!

Renaud: Versteckt Euch jetzt einmal hinter den Holzhaufen da, damit sie Eure schwarzen Flöre nicht sehen! Sobald ich aber Miene mache, dem Seneschall sein Schwert wegzunehmen, müßt Ihr zum Vorschein kommen und mir helfen! — Aha, nun haben sie den Baumgang betreten.... Da kommen sie jetzt!

(Der Seneschall und der Abt Honore treten auf; Renaud schleift seine Axt, als ob er eben Holz geschlagen hätte.)

Der Seneschall (zum Abte): Ei behüte, hochwürdiger Herr! Die Bäume da, auf welche ihr Anspruch macht, sind unser Eigenthum, und wir haben Urkunden daheim, welche die Ansprüche meines gnädigen Herrn darauf nachweisen.

Der Abt: Gewiß, Ihr irrt Euch, Seneschall! und Ihr seyd etwas zu vorschnell zu Werke gegangen, als ihr sie umschlagen ließet. Gustach von Aprement, Gilbert's Großvater,

hat den ganzen Forst in einer eigenen Schenkungs-Urkunde der Abtei vermacht!

(Renaud, wie er den Seneschall in seiner Nähe sieht, entreißt ihm das Schwert; Simon und Manuel stürzen mit geschwungenen Aexten hervor.)

Renaud: Stirb, Seneschall! Du kommst nicht lebend von der Stelle!

Der Seneschall: Ha, Verrath!

Der Abt: Zu Hülfe! Helft! Hülfe!

Simon (mit abscheulich verstellter Stimme): Wenn Du einen Laut ausstößt, bist Du des Todes!

Der Abt: Habt Erbarmen!

Renaud: Seneschall, Du mußt sterben! — Hast Du heute früh eine Messe gehört?

Der Seneschall: Wie, Du bist's, Renaud? Willst Du einen wehrlosen Mann erschlagen?... Komm', nimm meine Börse und laß mir das Leben!

Renaud: Nichts da! Ich muß Dein Blut haben!

Der Seneschall: Was habe ich Dir denn gethan, Renaud?

Renaud: Denkst Du nicht mehr an Elisabeth? (Er deutet auf den Abt.) Da ist Dein Beichtiger! Rüste Dich jetzt zum Tode!

Der Seneschall: Ich schwöre Dir's, daß ich Dich freilassen will, wenn Du mir das Leben schenkst...

Renaud: Die Sonne sinkt. — Du siehst den Schatten von der Birke dort? so wie er auf diesen Stein hier fällt, mußt Du sterben!

Der Seneschall (zum Abte): Hochwürdiger Vater, legt Ihr für mich eine Fürbitte ein, daß er mir das Leben schenke!

Renaud: Denk' an Dein Seelenheil, Bursche! — Kommt, Gesattern, wir wollen uns ein Stück weit zurückziehen, damit er beichten kann, wenn er als Christ sterben will.

Der Seneſchall (zum Abt): Hochwürdigſter Herr! Machet doch nur einen Verſuch, dieſe Leute hier zu rühren!

Der Abt: Ich kann kaum reden; kaum können mich meine Kniee noch tragen...

Der Seneſchall (zu Simon und Manuel): Um's Himmelswillen, lieben Leutchen!... Erbarmt Euch doch meiner... Ich bin's überzeugt, Ihr ſeyd menſchlicher, Ihr ſeyd nicht ſo wild wie er!

Der Abt: Wenn Ihr Chriſten ſeyd, ſo thut ihm nichts zu Leide!

Der Seneſchall (zum Abt): Drohet ihnen doch mit dem Kirchenbann, hochwürdiger Herr... Das wird eher helfen!

Der Abt: Ich getraue mir's nicht... Sie würden mich vielleicht umbringen, wenn ich es thäte!

Der Seneſchall (zu den Bauern): Wenn Ihr mich meuchelmordet, wird der Baron von Arcement gewiß meinen Tod rächen. Wenn er Euch nicht ausfindig machen kann, läßt er gewiß je den zehnten Mann im ganzen Dorfe umbringen, und das Loos kann dann gerade Eure unſchuldigen Väter oder Eure Kinder treffen.... Der Herr Abt hier wird Euch mit dem Kirchenbann belegen....

Der Abt: Was ſchwatzt Ihr da, Seneſchall?... Meine beſten Herrn, ich habe kein Wörtchen geſagt....

Manuel: Der Schatten reicht ſchon bis an den Stein...

Der Seneſchall: Unmenſchen, Euer Herz iſt härter als dieſer Stein hier. Wie? kann Euch nichts Anderes zufrieden ſtellen, als mein Tod?... Ich ſchwöre Euch, daß ich das Land meiden oder Mönch werden will, wenn Ihr mir nur das Leben laſſet.... Wenn Ihr lieber wollt, will ich mein Hab' und Gut dahingeben, um ein Spital zu gründen.... aber um der heiligen Mutter Gottes willen.....

Manuel (ſchwingt die Axt): Der Schatten fällt ſchon auf den Stein!

Der Seneſchall (fällt dem Abte um den Hals): Erbarmen! Habt Mitleid, Renaud!... Hochwürdiger Herr! Herr Abt!

Der Abt: Schlagt mich nicht todt, lieben Leutchen! bringt mich nicht um, ich habe Euch ja nichts zu Leide gethan!

Renaud (ſchlägt den Seneſchall vor den Kopf): Fahre zur Hölle! Du wirſt Eliſabeth in Abraham's Schooße ſehen!

Der Seneſchall: Jeſus! Heilige Jungfrau, ſteh mir bei....

(Er ſtirbt.)

Der Abt (auf den Knieen): Heilige Jungfrau von Beauvais, komm mir zu Hülfe! — (zu Renaud). Ach, mein lieber Herr, ich weiß gewiß, Ihr könnt Euch nicht über mich beklagen...

Simon (leiſe zu Renaud): Er weiß, wie Du heißt; flüchte Dich nun raſch zum Wärwolf!

Renaud: Nein, ich will nicht; Du haſt ja gehört, was er geſagt hat: es wurde je der zehnte Mann des Dorfes erſchlagen werden, wenn der Mörder nicht bekannt würde!

(Er ſpricht leiſe mit Simon und Mancel.)

Der Abt (noch immer auf den Knieen): Allergnädigſter St. Leufried, wenn Du mir die Gunſt erweiſen willſt, daß ich noch heute Abend mit heiler Haut in Deine Abtei zurückkehren kann, ſo thue ich das Gelübde, Dir den ſchönſten Brokatrock machen zu laſſen, den man nur in ganz Flandern finden kann!

Simon (weinend zu Renaud): Armer Freund!

Renaud: Rettet Euch jetzt, Gevattern! Die Zeit iſt koſtbar!

Simon: Gib mir Deine Hand!

Renaud: Gehab Dich wohl, und Du auch, Mancel!... Wenn Ihr eines Tages.... (Er ſpricht leiſe mit ihnen.) ... ſo vergeßt mich nicht!

Simon: Gewiß, wir wollen Dich nie vergeſſen!

Renaud: So gehabt Euch denn wohl! — Halt, hört mich noch einmal an! (Leiſe.) Mein Hund... ſorgt Ihr für

ihn! — (Laut.) Fahret wohl, Gevattern! Dankt dem Wärwolf in meinem Namen für den Verſchub, den er mir geleiſtet hat!

Simon und Marcel: Leb wohl, wackerer, guter Burſch!

(Sie laufen davon.)

Renaud: Heda, ehrwürdiger Herr!...

Der Abt: Ich bin ein Diener der Kirche — ſeht hier meine Tonſur, Herr Wärwolf! Ihr würdet ein großes Verbrechen begehen, wenn Ihr Hand an die Perſon eines Geiſtlichen legtet, der ſich dem Herrn geweiht hat... — Du lieber Gott, was macht Ihr denn da?

Renaud (nimmt den Kopf des Seneſchalls, den er dieſem abgeſchlagen hat, in die Hand): Dein Rumpf ſoll behandelt werden, wie der eines Mörders! — (Zum Abte): Kommt, Herr, laßt uns gehen!

Der Abt: Gnade! Gnade! Herr Wärwolf; führt mich nicht mit Euch nach Eurer Höhle!

Renaud: Keineswegs; wir gehen von hier zunächſt nach dem Schloſſe Apremont.

Der Abt: Nach dem Schloſſe?...

Renaud: Kommt nur mit mir, Hochwürdiger!

Der Abt: Jeſus Maria, ich kann ja nicht gehen.

Renaud: So nehmt meinen Arm, und laßt Euch führen!

Der Abt: O, Himmel! — Nein ich kann ganz allein gehen... Allergnädigſter Herr St. Leufried! Bitt' für mich, ſey doch ſo gütig, und mach den Fürſprech des Abtes Deiner Abtei!

(Beide ab. 1).

---

1) In den erſten Jahren dieſes Jahrhunderts ermordeten vier ruſſiſche Bauern den Aufſeher ihrer Grundherrn unter denſelben Umſtänden, welche dieſe Scene beſchreibt. Sie lieferten ſich hernach ſelbſt dem Gouverneur der Provinz aus, um zu verhindern, daß man ihr heimathliches Dorf decimire, und man ſandte ſie in die Bergwerke von Nertſchinsk, nachdem man ihnen Naſe und Ohren abgeſchnitten hatte.

Zwölfte Scene.

Ein Gemach in Siwards Schloſſe.

Siward's Knappe, Brown, Guſtach v. Lancignac, Perducas d'Acuna.

Der Knappe: Entſcheidet Euch ſchnell, Ihr Herren Ritter! Ich hab' dem gnädigen Herrn verſprechen, ihm noch heute Abend Eure Antwort zurückzubringen!

Guſtach: Zehntauſend Franken, ſagſt Du?

Der Knappe: Ja, zehntauſend Franken!

Guſtach: Zehntauſend Wechſelfieber ſollen dem hündiſchen Aprement über den Hals kommen! Hat man je gehört, daß Einer zehntauſend Franken Löſegeld für einen armen fahrenden Ritter verlangt hat, deſſen ganzes Hab und Gut in ſeinem Sattel und ſeinem Roſſe beſteht?

Perducas: Ich bin um fünfhundert Gulden losgekommen, als mich der Herr v. Maulevrier in ſeine Krallen bekommen hatte, der doch das Geld ſo nöthig hat, wie ein Anderer!

Brown: Der Kapitän wird wohl wiſſen, daß wir hier nicht zehntauſend Franken aus dem Fenſter zu werfen haben!

Der Knappe (zu Brown): Freilich weiß er das, aber er hoffte, ſeine beiden edlen Freunde hier würden ſich mit Euch vereinigen, und etwas Geld für ihn zuſammenſchießen, um ihn aus ſeiner mißlichen Lage zu befreien!

Perducas: Beim Teufel, ich mag Siward wohl leiden; er iſt ein wackerer Ritter und ein guter Kamerad, aber zehntauſend Franken ſind denn doch auch verteufelt viel!

Der Knappe: Gerade deßwegen wendet er ſich an Euch!

Brown: Tod und Teufel! warum hat er mir nicht geglaubt, als ich ihm zurief, er ſolle Fersengeld geben!... Er will aber immer nur ſeinem eigenen Kopfe folgen — das hat er jetzt davon.

Der Knappe (zu Perducas und Eustach): Mein Herr meint, wenn jeder von Euch beiden Herren Rittern ihm ein Anlehen von tausend Thalern machen wollte ....

Perducas: Wie! Tausend Thaler? Tausend Thaler! Das sind ja dreitausend Franken, nicht wahr?

Brown: Just so viel!

Eustach: Das Jahr ist schlimm; die Ernte schlecht, der Teufel weiß, wo die Spitzbuben hier ihr Geld verstecken. Man findet hier fast nichts mehr zu thun!

Perducas: Mein Häuflein ist zahlreich und ich muß fürchten, daß der Geldmangel mich nöthigt, die Hälfte davon wegzuschicken!

Brown: Und ich habe keinen Heller überflüssig, wenn ich meine Bogenschützen vollends bezahlt habe!

Eustach: Pierre d'Estouteville, der alte Filz, hat mir erst vorgestern zweitausend Franken im Spiel abgelucht!

Perducas: Weil eben vom Verlieren die Rede ist.... Ihr kennt ja Alle mein Schlachtroß Pfirsichblüthe!

Eustach: Ei freilich, was ist's mit ihm?

Perducas: Seht, auf meinem letzten Ritte gegen Laon hin hat mir's ein Pächter, dem wir sein Vieh wegtrieben, mit der Mistgabel in die Wampe gestochen, daß es augenblicklich zusammenstürzte, und ich es nicht einmal wieder aufraffen konnte, denn der Spitzbube drang mit Hülfe von zwei Andern seines Gelichters hart auf mich ein, und setzte mir tüchtig zu. Heilige Jungfrau! Die Kerle zerdraschen mir den Rücken, als wenn ich ein Ambos wäre! zum Glück kamen meine Leute herbei, sonst hatten mir die Burschen noch den ganzen Harnisch voll Beulen geschlagen!

Eustach: Und Chandos? so hieß ja wohl Euer Pferd?

Perducas: Je nun, der armen Mähre war nicht mehr zu helfen! Ich hab' sie todtstechen lassen, und lasse mir die Haut jetzt gerben, um mir einen Sattel damit zu überziehen.

Ach der arme Chandos! Er wird mir noch lange in der Seele weh thun, wenn ich an ſeinen Verluſt denke!

Der Knappe: Es iſt freilich ein herber Verluſt, ein gutes Schlachtroß zu verlieren, das gebe ich zu! Um aber wieder auf den Gegenſtand zurückzukommen, um deſſentwillen ich hier bin, ſo hat der Baron von Apremont fernerhin meinem Herrn Siward den Vorſchlag gethan, er wolle ihm 5000 Franken an ſeinem Löſegelde nachlaſſen, wenn mein Herr einwillige, ihm ein ganzes Jahr lang mit ſeiner Schaar zu dienen [1]); und mein Gebieter hat mir drum den Auftrag gegeben, wenn ich mir etwan das Geld nicht verſchaffen könnte, Euch zu fragen, Meſſire Brown, ob Ihr etwa mit dieſer Bedingung einverſtanden ſeyd?

Euſtach: Ei ſieh da, das iſt ja ſchon ein Auskunftsmittel für Deinen Herrn!

Perducas: Fünftauſend Franken ſind aber verdammt wenig für ein ganzes Jahr!

Der Knappe: Nun, Meiſter Brown, wozu ſeyd Ihr entſchloſſen?

Brown: Verneweg heißt das ſich über uns luſtig machen, wenn man den Dienſt einer ganzen Compagnie wie die unſrige per Jahr nur auf 5000 Franken anſchlägt; dann weiß ich ja auch obendrein, wie es in ſolchen Fällen mit der Theilung der Beute zugeht: Apremont bekäme Alles, wir Andern gar nichts. Endlich aber geht der Waffenſtillſtand in ſechs Monaten zu Ende, und ächte Engländer wie wir ſind nicht im Stande, ſich auf ein ganzes Jahr in den Dienſt eines franzöſiſchen Barons zu verdingen.

Euſtach: Aber Siward ſcheint doch mit dieſem Vorſchlage einverſtanden zu ſeyn?

Brown: Meinetwegen denn! Der Kapitän kann thun, was ihm beliebt; er kann ſeine eigene Lanze und die aller der

1) Derartige Verträge waren nichts Seltenes.

Reißigen, die ihm etwa folgen wollen, verdingen. Was aber mich anlangt, so bin ich mein eigener Herr; wenn er in die Dienste des Herzogs der Normandie [1]) oder seiner Barone tritt, so suche ich augenblicks Messire John Chandos auf, unter dem ich mich schon zu Poitiers geschlagen; meine Bogenschützen werden mit mir ziehen, und der Kapitän Siward mag dann zusehen, was er ohne Bogenschützen anfangen kann. Wenn sogar auch alle seine Reißigen mit ihm zögen, so gebe ich doch mein Wort darauf, daß er ohne Bogenschützen in einem ganzen Jahre nicht tausend Franken verdient.

Der Knappe: Ist das Eure ganze Antwort, edler Herr?

Brown: Ja, mein hübscher Knappe. Es thut mir leid für den Kapitän, allein ich weiß nicht wie ich's angreifen soll, um ihm zu helfen. Wenn uns einmal ein französischer Baron in die Hände fällt, wollen wir ihn auswechseln.

Perducas: Der arme Siward! Auf diese Weise kann er lange in seinem Käfig bleiben!

Eustach: Man behandelt ihn doch wenigstens ordentlich, nicht wahr?

Der Knappe: Wie einen gefangenen Ritter, das ist genug gesagt; der Baron von Ayrement ist ein edler Herr, seine Küche ist ziemlich gut und sein Wein sticht den aus, den wir hier trinken.

Eustach: Dann thut mir's noch weniger leid um ihn!

Perducas: Sag' ihm, um ihn zu trösten, ich wolle ihm seinen Fuchswallachen abkaufen, falls er ihm feil sey, und wolle ihm bis zu sechshundert Franken [2]) darum geben.

---

1) Damals der Dauphin, der nachmalige König Karl V.

2) Die Preise der Pferde schienen damals in gar keinem Verhältniß zu den übrigen Lebensbedürfnissen gestanden zu haben. Ein Reißiger, dem der König ein Pferd im Werthe von 200 Franken gab, hatte keine höhere jährliche Löhnung, als die Summe von dreißig Franken.

Eustach: Und ich will auf das Gebiet Gilberts v. Aprement einen Einfall machen! Dein Herr soll sehen, daß ich meine guten Freunde nicht vergesse!

Der Knappe: Mein Herr wird auch sehr gerührt seyn von diesem Beweis Eurer Freundschaft. Ist es also Euer letztes Wort, daß Ihr kein Geld für mich habt?

Perducas: Bei'm heiligen Leib! Seit der Schlacht von Poitiers ist gar kein Geld mehr in Frankreich!

Brown: Heda, ihr Herren, laßt uns lieber von dem Ritte sprechen, den wir morgen insgesammt machen wollen, und da nichts besser dazu dient, Einen auf gute Einfälle zu bringen, als ein gut Glas Wein, so laßt uns in den Speisesaal hinüber gehen, und dort, um den Tisch gelagert, hinter den Humpen den Feldzugsplan bereden! — (Zu dem Knappen.) Heda, guter Freund, willst Du nicht mit uns auf die Gesundheit Deines Herrn trinken?

Der Knappe: Nein, ich kann nicht, er wartet auf mich, und es liegt eine gute Strecke zwischen hier und dem Schlosse Aprement.

Brown: Nun denn, glückliche Reise!

Perducas: Meinen Gruß an Siward! Vergiß mir ja den Fuchswallachen nicht! Ich gebe sechshundert Franken; kannst Du es behalten?

Eustach: Kommt, laßt uns einige Humpen leeren und dann zu Pferde.

(Alle ab.)

Dreizehnte Scene.

Der große Saal im Schlosse Apremont.

Gilbert v. Apremont, der Herr v. Montreuil, Siward, der Abt Honoré, Konrad v. Apremont, ein Procurator, Reisige und Bauern.

Gilbert v. Apremont: Nehmt Platz, Messire Siward, wenn es Euch Freude macht! Ihr sollt nun sehen, wie wir in Frankreich Gericht halten.

Siward: Recht gerne; ich bin recht begierig, zu sehen, wie sich ein so kecker Bursche aufführt.

(Beide setzen sich.)

Konrad (zu Gilbert v. Apremont): Nicht wahr, Papa, man legt ihn hernach auch auf die Folter?

Gilbert v. Apremont: Vielleicht, wir werden schon sehen!

Konrad: Recht so! Man legt den Kerl auf die Folter!

Gilbert v. Apremont: Wohlan denn, so laßt uns jetzt beginnen! — (Zu einigen Reisigen): Ihr da, führt mir jetzt den Gefangenen herein!

(Renaud in Ketten wird auf.)

Siward: Meiner Treu, ein stattlicher Bursche! der Kerl hat kräftige Schultern und schaut recht beherzt drein! Dem stünde es wohl an, einen Köcher an der Seite und den Bogen über der Schulter zu tragen!

Gilbert v. Apremont: Haben wir Dich nun, Du Scheusal? Und Du wagst es noch, die Augen gegen uns aufzuschlagen?

De Montreuil: Man sieht dem Burschen schon am Gesichte an, welcher Gräuel er fähig ist!

Der Abt: Mich schaudert ganz fieberisch, wenn ich ihn nur ansehe!

Gilbert v. Aprement (nachdem er leiſe mit dem Procurator geſprochen): Antworte mir nun, Spitzbube! Welcher Teufel hat Dir's eingegeben, unſern guten Seneſchall ſo bübiſch zu meucheln!

Renaud: Ich habe es Euch ja ſchon geſagt, er hatte meine Schweſter umgebracht!

Gilbert v. Aprement: Wie? iſt das auch ein Grund, daß ein Vaſall die Hand gegen ſeinen Herrn aufhebt?

Renaud: O ja, für mich war's Einer!

Gilbert v. Aprement: Er brüſtet ſich noch mit ſeinem Verbrechen! Gibt's denn wohl auch eine Strafe, die hart genug wäre für einen ſolchen Taugenichts? Nicht wahr, jetzt läßt Du den Kopf hängen und verſuchſt gar zu ſtemmen? Ja, ja, ich rathe Dir, thue wenigſtens, als ob Du Reue und Leid machteſt; aber glaube ja nicht, daß ich mich dran kehre! Ich weiß ja wohl, was ich davon zu halten habe. Du ſollſt ſchon ſehen, wozu das führen wird!

Renaud: Ich bereue es auch gar nicht!

Gilbert v. Aprement: Wie, Nichtswürziger! Du bereuſt nicht einmal? — Wofür haſt Du Dich denn dem Halsgerichte ſelbſt geſtellt?

Renaud: Weil ich fürchtete, es müßten ſonſt Unſchuldige für den Fehler eines Einzigen büßen. Ihr hättet vielleicht je den zehnten Mann des Dorfes umbringen oder Weiber und Kinder auf die Folter legen laſſen, wie dieß im vorigen Jahre zu Bourg-Neuf geſchehen iſt. . . . Da hab' ich mich denn ſelbſt geſtellt, um jedem Unglück vorzubeugen!

De Montreuil: Du Tölpel!

Gilbert v. Aprement (leiſe zu Siward): Ich ſchäme mich beinahe, daß ich es mit anſehen muß, wie dieſer erbärmliche Wicht von Bauer mehr Muth hat, als manche Edelleute haben!

Der Abt: Er iſt vom Teufel beſeſſen!

De Montreuil (zu Siward): Habt Ihr in England auch Burſchen von dieſem Schlage?

Siward: Bei St. Jürgens Speer, die Frechheit von dem Burſchen gefällt mir. Ich wünſchte, er wäre ein Engländer und ſteckte unter meinen Reiſigen!

Der Abt (leiſe): Gleich und gleich geſellt ſich gern!

Der Procurator (leiſe zu Gilbert v. Aprement): Erlaubt mir, gnädiger Herr, daß ich Euch jetzt bemerke, wie es ſchicklich wäre, ihn zu fragen, ob er nicht Mitſchuldige habe, maßen man dadurch ....

Gilbert v. Aprement: Ihr habt Recht, Meſſire. — (Zu Renaud): Haſt Du Mitſchuldige gehabt, Burſche?

Renaud: Ja, ihrer Zwei, aber ich will ſie nicht nennen!

Gilbert v. Aprement: Weißt Du nicht, daß ich Mittel habe, Dich zum Reden zu bringen?

Konrad: Ach, recht ſo! jetzt legt man ihn auf die Folter!

De Montreuil: Schweig, Kleiner, wir werden ſchon ſehen!

Gilbert v. Aprement: Haſt Du Dich bald beſonnen? Wirſt Du ſie mir bald nennen?

Renaud: Wie kann ich denn das? Die beiden Leute, welche mir geholfen haben, gehören zu des Wärwolfs Bande; ich kenne ſie nicht!

Gilbert v. Aprement: Ich kann Dich auf der Folter ſtrecken laſſen, wenn Du nicht geſtehſt!

Renaud: Ich könnte Euch auch dann nicht mehr ſagen!

Der Abt: Die beiden Manner, die ihm bei dieſem abſcheulichen Mord geholfen haben, waren ganz ſchwarz wie die Teufel, und es iſt wirklich wahr, daß er ihnen einen Auftrag an den Wärwolf mitgegeben hat!

Gilbert v. Aprement: Und was hat er ihnen denn aufgetragen, Vetter?

Der Abt: Ich kann mich nicht mehr darauf beſinnen; ich war ſo verwirrt, daß ich gar nichts gehört habe!

Gilbert v. Aprement (achſelzuckend): Je nun, Euer

Stand zwingt Euch ja auch gerade nicht, Herz im Leibe zu haben. — (Zu Renaud): Was haſt Du ihnen aufgetragen?

Renaud: Ich habe die beiden Burſchen gebeten, ihrem Hauptmann, dem Wärwolf, zu danken, daß er mir geholfen hat!

Gilbert v. Aprement: Woher kennſt Du denn den Schurken, der ſich den Wärwolf nennt?

Renaud: Ich habe ihn eines Tags im Walde angetroffen, wie ich gerade über den Tod meiner Schweſter ſo betrübt war. Da bat ich ihn, mir bei der Rache zu helfen, die ich eben bei mir ausdachte. Er hat mir's dann verſprochen und mir zwei von ſeinen Leuten mitgegeben.

Gilbert v. Aprement: Wo hält ſich der Wärwolf jetzt auf?

Renaud: Ich weiß es nicht; man ſagt, er wähle nie zweimal denſelben Ort zum Nachtquartier!

Gilbert v. Aprement: Das iſt buchſtäblich wahr. — (Zum Procurator): Meiſter Hugues, was ſagſt Du dazu?

Der Procurator: Der Fall iſt ganz klar, edler Herr; er geſteht den Mord ein, er bezeichnet ſeine Mitſchuldigen, die Zeugen beſtätigen ſeine Ausſage. Es bleibt nun nichts mehr übrig, als das Urtel zu fällen und die Strafe an ihm zu vollziehen!

Gilbert v. Aprement: So iſt es alſo nicht ſtatthaft, ihn auf der Folter zu befragen?

Der Procurator: Wenn der gnädige Herr es will, ſo kann er es freilich thun; allein der Menſch da hat Alles ausgeſagt, was uns zu wiſſen nöthig war!

Gilbert v. Aprement: Gut, ſo ſind wir alſo fertig!

Konrad: Wie, Papa? Läßt Du ihm denn nicht die peinliche Frage verlegen? Man hat mir doch geſagt, man werde den Kerl da auf die Wippe bringen?

Gilbert v. Aprement: Schweige, kleiner Schlingel!

Geh' in den Hof hinunter, und übe Dich im Bogenschießen, anſtatt Dich hier auf den Stühlen herumzutreiben, wo Du nichts verloren haſt! — Nun ſprich, Meiſter Hugues, was für einen Tod wollen wir über den Burſchen da verhängen?

Der Procurator: Das Herkommen will, edler Herr, daß man in derartigen Fällen den Schuldigen hänge, nachdem man ihm die Hand abgeſchlagen und die Zunge ausgeriſſen!

De Montreuil: Man ſollte ihn lebendig verbrennen!

Konrad: Ja, ja, das wäre hübſch! Ich habe ohnedem noch Keinen lebendig verbrennen ſehen!

Der Procurator: Das iſt nicht mehr im Brauche!

Der Abt: Wie, Ihr wollt ihn lebendig verbrennen? Was würdet Ihr dann erſt Demjenigen thun, der einen Geiſtlichen erſchlagen hätte?

Gilbert v. Apremont: Mein Vetter, der Abt, hat Recht; er trägt immer darauf an, daß die Privilegien des Klerus aufrecht erhalten werden. — Meiſter Hugues, ſtütze das Urtel nach Deiner Weiſe zu! Der Verbrecher hat Herz im Leibe, und ich kann mich einiges Mitleids mit ihm gar nicht erwehren. Zudem mag ich ein Geſchöpf Gottes nicht unnützer Weiſe leiden laſſen. Wenn ich einem tapfern Keuler lange genug nachgeſetzt bin, wenn er ſich tüchtig gewehrt und mehr als einem meiner Hunde den Wanſt aufgeriſſen hat, ſo gebe ich mir ebenfalls Mühe, ihn mit meiner Saufeder in's Herz zu treffen, daß er auf Einen Stoß zuſammenſtürzt. Der Kerl da hat meinen Seneſchall erſchlagen und ſoll nun aufgeknüpft werden, aber ich will, daß man ihn nicht verſtümmele, ehe er den Tod erleiden ſoll.

Renaud: Ich danke Euch ſchönſtens, gnädiger Herr!

Gilbert v. Apremont: Wir wollen ſehen, ob Du Deinen kaltblütigen Trotz noch beibehalten kannſt, wenn Du die Leiter hinanſteigen mußt?

(Ein Truchſeß des Herrn v. Apremont tritt ein.)

Der Truchſeß: Edler Herr, der Jagdhüter des Meſſire v. Batefol hat ſo eben einen ſchönen fetten Hirſch gebracht, den ſein Gebieter Euch zum Geſchenke ſchickt. Fräulein Iſabelle läßt fragen, wie Ihr ihn zubereitet haben wollt?

Gilbert v. Apremont: Frage dieſe Herren hier!

Siward: Iſt er fett?

Der Truchſeß: Er hat anderthalb Zoll hoch Fett unter der Haut!

Siward: Dann laß die Keule am Spieße braten. Ich kenne keinen beſſern Braten, wenn das Thier recht fett iſt!

Herr v. Montreuil: Ihr habt Recht, und dazu gehört eine grüne Brühe, mit tüchtig Gewürz!

Konrad: Und ich will einen Fuß vom Hirſche haben, daß ich mir einen Peitſchenſtiel daraus machen kann!

Gilbert v. Apremont: Du verdienſt ihn gar nicht, denn Du kannſt Dich ja kaum erſt auf dem Pferde halten!

Konrad: Ich will ihn auch gar nicht zum Reiten, ſondern nur um die Hunde zu prügeln!

Gilbert v. Apremont: Tummelt Euch, daß wir fertig werden; führt den Burſchen da hinaus, und laßt mich das Urtheil ſiegeln und unterzeichnen, ſobald es der Schreiber abgeſchrieben hat!

Renaud: Gnädiger Herr, erweiſt mir nur noch die Huld, und gewähret mir noch einen Beichtvater!

Gilbert v. Apremont: Einen Beichtvater? Und was willſt Du denn damit machen, verdammter Spitzbube! Hofft Du denn noch, Du könnteſt Dich mit dem Himmel verſöhnen?

Der Abt: Lieber Vetter, es gibt für jede Sünde Vergebung. Dieſer Menſch da bewahrt noch einige Ehrfurcht für die Diener der Kirche, und darum darf man ihm einen Beichtiger nicht verweigern!

Gilbert v. Apremont: Eine Stunde, bevor man

Dich, Meiſter Claude, dem Nachrichter übergibt, ſoll man Dir den Beichtiger des Schloſſes zuſchicken!

Renaud: Wenn's Euch genehm wäre, edler Herr, würde ich lieber den ehrwürdigen Pater Johann nehmen!

Gilbert v. Ayremont: Ich merke nachgerade, daß alle Tangenichſe der Gegend den Pater Johann kennen und bei ihm beichten!

Der Abt: Man muß freilich leider ſagen, daß der Pater Johann keine ſonderliche Zierde für unſre fromme Gemeinde iſt.

Gilbert v. Ayremont: Gewiß hat er in einer ſeiner Predigten den Burſchen da auf den teufliſchen Einfall gebracht, meinen Seneſchall umzubringen!

Renaud: Ich habe auf Niemandes Eingebung gehandelt, als auf meine eigene!

Gilbert v. Ayremont: Herr Abt, wenn ich an Eurer Stelle wäre, würde ich ein wachſameres Auge auf das Betragen dieſes Mönche haben. Er ſteckt mir immer bei den Bauern, und ich zweifle ſehr, daß er ihnen den Gehorſam gegen ihre Grundherren predigt. — (Zu Renaud.) Was Dich anbelangt, ſo ſollſt Du meinen Schleßpfaffen bekommen; ſey Du nur froh, daß man ſich noch um eine Seele wie die Deinige bekümmert. — Wann iſt der nächſte Markttag?

Der Procurator: Nächſten Dienſtag!

Gilbert v. Ayremont: Wohlan denn, Du Teufelskind! Rüſte Dich auf nächſten Dienſtag zur Heimfahrt! — Führet ihn jetzt hinaus!

(Renaud tritt ab.)

Konrad: Ein langweiliges Ding um dieſe lehensherrliche Gerichtsbarkeit! — Ich will jetzt lieber in die Küche gehen und mir meinen Hirſchfuß holen!

Gilbert v. Ayremont: Sage dem Kellermeiſter, er ſolle vier Korbflaſchen ſpaniſchen Wein heraufbringen!

Siward: Heda, Kleiner, heiße ihn lieber ſechſe bringen, als vier.

Gilbert v. Apremont: Sechſe?.... Meinetwegen denn: Ihr ſeyd ein verteufelter Schlaukopf und ein ſchlimmer Gaſt, Meſſire Siward!

Vierzehnte Scene.

Ein Gemach im Schloſſe Apremont.

Siward, ein Page.

Der Page (am Fenſter): All' das Land, bis zum Kirchthurm dort drüben, gehört dem gnädigen Herrn!

Siward: Meiner Treu, das iſt eine prachtvolle Baronie! Und der naſchhafte kleine Junge da, der nach Leckerbiſſen fragt, ſoll der Alles dereinſt erben?

Der Page: Ja, edler Herr!

Siward: Wie ſchade, daß das Fräulein vom Schloſſe nicht das einzige Kind des alten Herrn iſt! An dieſer Baronie da brauchte ſich eine Prinzeß nicht zu ſchämen, wenn ſie ſie zur Mitgift bekame!

Der Page: Je nun, was die Mitgift anbelangt, edler Herr, ſo wird die ſtattlich genug ſeyn, das dürft Ihr mir glauben. — Ihre Großmutter hat ihr im Artois eine Herrſchaft hinterlaſſen, die mehr als zehntauſend Goldgulden eintragen ſoll!

Siward: Und dieſe zehntauſend guten Goldgulden und das ſchmucke junge Weibchen ſoll alſo wohl der pausbäckige Bengel mit der grünen Feder davon tragen? Bei'm heiligen Jörg, ich wüßte Einen, dem Beides beſſer anſtünde!

Der Page: Herr von Montreuil iſt auch ſehr reich von ſeinem Vater her, und hat von ſeinem Oheim noch viel geerbt!

Siward: Um ſo ſchlimmer, denn er wird keinen edelmänniſchen Gebrauch davon machen: er iſt ein Lümmel!

Der Page: Ich muß Euch nun verlaſſen, edler Herr, und meinem Dienſt nachgehen!

Siward (gibt ihm Geld): Schönen Dank, lieber Junge, nimm das hier, und trinke meine Geſundheit! (Der Page entfernt ſich.) Zehntauſend Gulden Rente, Blitz, davon könnte man eine hübſche Schaar Reiſige unterhalten! Wenn ſich dann Gilbert mit mir verſtändigte, würden wir im ganzen Beauveiſis unumſchränkt herrſchen! Wenn er dann todt wäre, fiele Alles mir zu, denn der kleine Dummkopf da....

(Iſabelle und Marien treten auf.)

Iſabelle: Ihr ſchaut ſo traurig durch's Fenſter, ſchöner Herr Ritter! Es ſcheint, Ihr ſehnet Euch darnach, unſre alten Mauern zu verlaſſen, und wiederum an der Spitze Eurer Reiſigen durch unſer ſchönes Land zu reiten!

Siward: Nein, ſchönes Fräulein, ich dachte ſoeben nicht an meine Reiſigen; ich vergegenwärtigte mir vielmehr, um wie viel wohler mir wäre, wenn ich, den Falken auf der Fauſt, neben Fräulein Iſabelle dort unten durch's Land reiten könnte!

Iſabelle: Dieß Vergnügen könnt Ihr Euch leicht verſchaffen, Herr Ritter! Mein Vater will ſeine Gefangenen keines Zeitvertreibs berauben, der ihnen die Langeweile ihrer Gefangenſchaft erträglicher machen könnte!

Siward: Bei meinem Wort! Die Gefangenſchaft iſt angenehm, wenn man einen ſo hübſchen Gefangenwärter hat, wie Euch, mein ſchönes Fräulein!

Iſabelle: Und werden wir denn noch lange das Vergnügen haben, Euch hier im Schloſſe zu behalten, edler Herr?

Siward: Ich glaube, ja ich hoffe ſogar, daß mir noch eine Zeitlang das Glück zu Theil werden wird, in Eurer Nähe zu weilen, ſchöne Dame, denn ich kann mich noch nicht mit Eurem Vater über das Löſegeld verſtändigen. Er verlangt von

mir die Manzien eines Königs, und meine eigene Börse sammt der meiner Freunde vermag sie nicht zu erschwingen!

Isabelle (lachend): Ach, edler Herr Ritter, wenn die jungen Fräulein in England um Eure Gefangenschaft wüßten, so bin ich überzeugt, daß sie ihre goldene Ringe und Spangen verkaufen würden, um Meister Siward zu befreien!

Siward: Wenn die jungen Fräulein meiner Heimath die Schloßherrin gesehen haben würden, die mich hier gefangen hält, sie würden sie wohl glauben, daß ich sie vergessen habe!

Isabelle: Wie, Herr Ritter! Habt Ihr ihnen keinen bessern Begriff von Eurer Beständigkeit zu geben vermocht?

Siward: Ach, schöne Dame, welcher Amadis könnte da noch standhaft bleiben, wenn er in Eure schönen Augen geschaut hat! Die ganze Tafelrunde...

Isabelle: Aha! Genug der Schmeicheleien! Daran erkennt man Euch, ihr Herren fahrenden Ritter; wenn Ihr nicht mehr durch's Land stürmen und Vieh und Pferde wegtreiben könnt, dann thut Ihr uns die Ehre an, an uns arme Weiber=leut zu denken, und gebt Euch Mühe, uns durch Eure süßen Worte zu lehren!

Siward: Ach, wir armen fahrenden Ritter! Die ganze Welt ist uns aufsässig. Die Damen lachen über uns, weil wir, die wir Jahr aus Jahr ein die Pickelhaube auf dem Kopfe und die Tartsche am Arm durch's Land reiten, nicht die Zeit gewinnen, die süße Sprache der Minnehöfe zu lernen. Ritter, welche sich häufiger in weiche Seide, als in den Stahlharnisch kleiden, gewinnen das Herz der Damen, das sie uns nicht mit der Lanze in der Faust abzugewinnen wagen würden!

Isabelle: Was die Sprache der Liebe anlangt, Herr Ritter, so zeigt Ihr ja dennoch, daß Ihr Zeit genug hattet, sie zu lernen!

Siward: Wolle der Himmel, ich könnte Euch noch beredter erscheinen, als ich es vermag!

Isabelle: Laßt uns davon abbrechen, mein lieber Messire Siward! Ihr wißt ja, daß ich verlobt bin, und ich hätte den zärtlichen Aufspielungen gar kein Gehör schenken sollen, die Ihr vorhin an mich verschwendet habt!

Siward: Ihr seyd verlobt, mein schönes Fräulein? Ist es denn ein ganz unwiderrufliches Bündniß?

Isabelle: Unwiderruflich? — keineswegs!

Siward (meinet bei Seite): Recht so, gewonnen Spiel! — (Laut.) So wäre es also möglich....

Isabelle (fällt ihm in's Wort): Ich kann das Verlöbniß noch auflösen — aber nur unter einer kleinen Bedingung....

Siward: Und wie lautet diese?... Ich bitt' Euch, redet, um's Himmelswillen!

Isabelle: Die Bedingung ist, daß wenn ich nicht den Herrn v. Montreuil heirathen will, meine Herrschaft im Artois, die mein ganzes Vermögen ausmacht, mir verloren geht und meinem Vetter zufällt.

Siward (bei Seite): Verdammt!

Isabelle: Was ist Euch denn, edler Herr Ritter? Ihr scheint ja ganz verlegen, ganz bestürzt!

Siward: Weil ich... Das heißt... Man ist doch sehr übel daran, wenn man... Je nun, die Bedingung war mir recht auffallend... — Es scheint mir, die Mahlzeit verspäte sich heut ungewöhnlich, und mich verlangt ordentlich darnach, das Wildpret zu kosten, das man Euch zugeschickt hat!

Isabelle: Die Tischglocke wird sogleich läuten!

Siward: Da sehe ich eben den Herrn von Apremont über den Gang schreiten, der mir zuwinkt... Ihr entschuldigt mich wohl, schönes Fräulein...

(Er geht ab.)

Isabelle: Hahaha! Sieh nur, wie ihm das Courmachen auf einmal vergangen ist. Das Mährchen, das ich ihm

aufband, hat ihm den Faden ſeiner Komplimente vor dem Munde abgeſchnitten!

Marion: Der Herr Ritter da iſt wahrſcheinlich ſehr keck, daß er nach der Hand eines Fräuleins trachtet, das eine ſo ſchöne Herrſchaft beſitzt! So'n Räuberhauptmann, der nichts im Vermögen hat, als ſeine Mähre und eine alte Rüſtung!

Iſabelle: Schweig, Du Thörin! Meſſire Siward iſt ein Edelmann, und es ſchickt ſich nicht für Dich, ihm etwas Uebles nachzureden!

Marion: Der ein Edelmann? — Der iſt um kein Haar beſſer, als alle die Freibeuter ſeines Gelichters, die ſich gleich Wappen malen laſſen, wenn ſie nur zehn oder zwölf ſolcher bewaffneten Streiche zuſammengebracht haben! — Meiner Treu, da möchte ich mir lieber von dem armen Peter den Hof machen laſſen, den Ihr fortgejagt habt, Fräulein!

Iſabelle: Ich glaube mich zu erinnern, daß ich Dir's bereits verboten habe, in meiner Gegenwart fürder dieſes Menſchen zu erwähnen!

(Beide ab.)

Fünfzehnte Scene.

Eine Lichtung in einem Forſte mit einer großen Eiche in der Mitte. Es iſt Nacht.

Bruder Johann, Simon, Mancel, Barthelemy, Thomas, Morand, Gaillon, der Wärwolf, Bauern, Räuber.

Der Wärwolf (zu Bruder Johann): Ehre, dem Ehre gebühret; ehrwürdiger Vater, ſetzt Euch hier unter dieſe Eiche, auf dieſen Bund Stroh. Das iſt zwar lange nicht ſo ſchön, als eine der ſchön geſchnitzten Kirchenſtühle, wie Ihr ſie in Eurer

Abtei habt; allein es iſt Alles, was wir Euch bieten können. — (Zu den Andern.) Was Euch anlangt, Leutchen, ſo laßt Euch rathen, es gerade ſo zu machen, wie ich! — (Er lagert ſich auf den Boden und die Andern folgen ſeinem Beiſpiel.) Ihr braucht nicht zu fürchten, daß man Euch überrumple, ich habe ſelbſt meine Wölfe ausgeſtellt, die wohl auf ihrer Hut ſeyn werden; der wäre nicht auf den Kopf gefallen, der ſie hintergehen wollte!

Bruder Johann: Meine lieben Leutchen und wackern Gevattern und Landsleute, ich habe Euch hier an dieſem Orte verſammelt, damit wir uns bereden, in welcher Weiſe wir zu Werke gehen wollen. Ich lade nun Jeden von Euch ein, mir ſeinen Rath zu geben und ſeine Anſicht offen zu äußern. Vor Allem aber laßt uns erfahren, wie's mit unſern Brüdern in den andern Dörfern ſteht! — Wo ſind denn unſre Leute von Genets!

Thomas: Hier ſind wir, hochwürdiger Vater! Ich ſoll Euch und Euch Andern, meine lieben Herren und Freunde, von Seiten meiner Brüder ſagen, daß alle wackern Leute von Genets, Lehensmänner, wie Hörige, bereit und erbötig ſind, Meſſire Philipp v. Batefol, unſerm Grundherrn, den Hals umzudrehen und Euch nöthigenfalls unſere Hülfe zu leihen, wenn Ihr es bei Euch ebenſo machen wollt. Fragt nur die drei Männer da, die auch zu Genets zu Hauſe ſind, ob ich auch nur ein unwahres Wörtchen geſagt habe!

Drei Bauern: Nein, was Das anbelangt, ſo hat er ganz recht! Es wäre uns 'ne wahre Luſt, den Grundherrn kalt zu machen!

Bruder Johann: Habt Ihr Waffen?

Thomas: Ja, faſt ſo viel wir brauchen. Ich habe ein paar Schwerter und Piken gekauft, und Alles gut eingewickelt, damit es nicht roſte, in einem Loch unter einem Felſen verdeckt!

Bruder Johann: Das iſt recht. — (Zu den andern Bauern.)

Ihr hier ſeyd glaub' ich von Bernilly und Ihr von Lafource; und Ihr? . . .

Ein Bauer: Wir ſind von Val-au-Germier!

Bruder Johann: Was für Nachrichten habt Ihr uns zu bringen?

Ein Bauer: Alles iſt gerüſtet; die Anführer ſind ſchon gewählt. Wir ſchlagen los, ſobald Ihr's haben wollt!

Zweiter Bauer: Wir ſind auch mit Waffen verſehen!

Dritter Bauer: Beſtimmt uns nur den Tag, und wir rücken in's Feld!

Bruder Johann: *So viel mir ſcheint*, habt Ihr Alle den beſten Willen, nun einmal *loszuſchlagen*. So habt Ihr mit uns alſo nur noch zu berathen, wie wir uns auf die beſte Weiſe des Adels und der Grundherren dieſer Gegend entledigen! — Weiß irgend Einer von Euch in dieſer Hinſicht einen Vorſchlag zu machen?

Der Wärwolf (*ſpringt auf*): Wölfe... Ich wollte ſagen, lieben Freunde! Ihr wißt Alle, daß die Burg Aprement die ſtärkſte im ganzen Beauveiſis iſt. Wir Leute nun, die zu dieſem Leben gehören, haben das ſchwerſte Geſchäft auf dem Halſe, und mir ſcheint, Ihr Andern, die Ihr nur ein paar Menſchen todt zu ſchlagen, und ein paar unbewehrte Häuſer niederzubrennen habt, könntet uns füglich an die Hand gehen, wenn wir vor's Schloß Aprement rücken.

Thomas: Das wollen wir auch thun, und es koſtet Euch nur ein Wort, wenn Ihr hundert wehrhafte Mannen aus unſerm Dorfe wollt!

Simon: Das wird ſich dann ſchon von ſelbſt finden; was wir aber zuvörderſt wiſſen müſſen, iſt, wie wir es anſtellen ſollen, um in's Schloß hineinzukommen, und an welchem Tage?

Morand: Mir ſcheint, ehrwürdiger Pater . . . und verehrte Geſellſchaft, die ich hiemit grüßen will . . . mir ſcheint, es wäre beſſer gerathen, wenn wir noch einige Zeit zuwarteten, bis

alle Bauern im ganzen Beauvoisis ſich für unſre Verbindung erklärt haben werden. Wir wüßten alsdann zum wenigſten, wie ſtark wir zuſammen wären ...

Der Wärwolf: Tod und Teufel, warum ſollten wir noch länger warten? Wir ſind ſchon ſtark genug, drum laßt uns jetzt beginnen; den Andern wird der Muth ſchon wachſen, wenn ſie den ſchönen Anfang bei uns ſehen, und wenn wir ihnen mit dem guten Beiſpiel vorangehen. Drum iſt mein Rath: Die Streitkolben in die Höhe und drein geſchlagen! Sengt und brennt, würgt und ſchlagt zu, und ſchont das Kind im Mutterleibe nicht!

Simon: Ueber dem, meine lieben Leutchen, iſt ein Mann, den ihr Alle gern habt, mein Schwager Renaud aus Ayrement, dermalen im Kerker und auf dem Punkt, hingerichtet zu werden ... es wäre doch eine Schande für uns, wenn wir ihn ohne Hülfe umkommen laſſen würden!

Barthelemy: Ja, Renaud hat's wohl um uns verdient, daß wir uns ſeiner ein Bischen annehmen!

Marcel: Ihr wißt ja Alle, wie edelmüthig er ſich benommen hat. Als er den verdammten Seneſchall erſchlagen hatte, hat er ſich ſelber dem Grundherrn ausgeliefert, damit ſeine Landsleute nicht in Gefahr kämen oder gar auf die Folter gelegt würden!

Der Wärwolf: Das iſt ein Prachtkerl, bei'm leibhaften Teufel! Schon um ihn zu befreien, ſollten wir den Adel von ganz Frankreich umbringen. — Wißt Ihr was, laßt uns ſchon Morgen zu den Waffen greifen, im hellen Haufen zum Schloß hinaufziehen, und verſuchen, ob wir nicht die Thore einſtoßen können und ...

Merand: Warum nicht gar, haſt Du die Wache und die Zugbrücke vergeſſen?

Barthelemy: Wenn wir aber zum Exempel in der morgenden Nacht eine Ueberrumpelung verſuchen würden ...

Renaud: Da brauchten wir Leitern, um die Mauern zu erſteigen, und wir haben noch keine.

Gaillon: O ja, ich habe zu Hauſe eine Leiter, an der ich in unſerm Speicher hinaufſteige, die will ich gerne verleihen!

Renaud: Dummkopf, Deine Leiter iſt kaum fünfzehn Fuß hoch, und die Mauern haben ihrer vierzig!

Barthelemy: Je nun, bei'm Blut unſrer lieben Frau! So wollen wir denn Leitern machen, und alle Stangen im Walde ſchlagen . . .

Renaud: Wie willſt Du es aber verhindern, daß man es bemerke?

Simon: Und zudem haben wir dazu nicht einmal mehr Zeit. Renaud ſoll nächſten Dienſtag, am Markttage, hingerichtet werden!

Barthelemy: Dann ſoll mich der Henker holen, wenn ich weiß, wie wir es anſtellen ſollen!

Der Wärwolf: Wenn Gilbert oder ſeine Tochter das Schloß verließen, könnten wir vielleicht . . . .

Bruder Johann: Ihr wißt alſo gewiß, daß Renaud nächſten Dienſtag hingerichtet werden ſoll?

Simon: Ja, nächſten Dienſtag!

Bruder Johann: Und auf dem Marktplatze?

Simon: Eben dort; ich habe mit eigenen Augen geſehen, wie man dort ſchon den Galgen aufſchlägt!

Bruder Johann: So müſſen wir ihn am Dienſtag befreien. Er wird auf dem Markte höchſtens von zwei Dutzend Bewaffneten bewacht werden und Gilbert ohne Zweifel der Hinrichtung perſönlich anwohnen, er liebt derartige Schauſpiele. Die Gelegenheit wäre günſtig; wir hätten ebenes Feld, hundert auf einen Mann, da könnte der Erfolg nicht lange ſchwanken!

Der Wärwolf: Meiner Treu, das wäre ein Rath, der ſich hören ließe, und den auch nur Pater Johann auffinden konnte!

Bruder Johann: Sobald die Reißgen die Zugbrücke paſſirt haben werden, ſtürzen hundert von Euch, die ſich hinter Merands Hauſe in einen Hinterhalt gelegt haben müſſen, auf die Thore zu und es wird im erſten Augenblick der Ueberraſchung gar nicht ſchwer halten, ſie zu ſprengen. Auf jeden Fall wollen wir uns der Perſon Gilberts verſichern, und wenn er einmal in unſern Klauen iſt, werden wir des Schloſſes bald Meiſter werden!

Simon: Und Merand wird zugleich befreit werden!

Alle: Der Pater Johann hat Recht ſo muß man's angreifen!

Barthelemy: Wenn Ihr wollt, nehme ich es auf mich, die Thore zu überrumpeln!

Bruder Johann: Gut; Du, Merand, kannſt Dich ihm anſchließen, und Peter, der ſogleich hieher kommen wird, ſoll Euch Beiſtand leiſten; er kennt alle Winkel im Schloſſe, und kann Euch zum Führer dienen. — Du, Frank, mußt Dich mit Deinen tapfern Wölfen am Saume des Waldes halten, um auf das erſte Zeichen alsbald bei der Hand zu ſeyn!

Der Bärwolf: Tauſend Teufel! Auf mich ſollt Ihr nicht lange warten dürfen!

Bruder Johann: Thomas, Du verläßt Genets am frühen Morgen mit Deinen hundert Mannen; da es zum Markttag ſeyn wird, kann Eure Anzahl keinen Verdacht erregen. — Verſteckt Eure Waffen in Körben von Streb! — (Zu andern Bauern.) Ihr, meine Freunde, bleibt zu Hauſe und verſichert Euch des Meſſire v. Batefol! Unterlaßt aber ja nicht, zum Zeichen Eures Sieges auf Eurer Kirchthurmſpitze ein Reisbündel anzuzünden, damit wir hier das Feuer ſehen!

Ein Bauer: Ich ſchleife mein Streitart alle Tage, mein Streich wird nicht fehl gehen!

Bruder Johann: Ihr, meine guten Freunde von Laſource, von Bernuly und Val-an-Germier, ſchickt uns Eure wehrhaften Leute, und macht daheim Alles nieder, was Wappen

am Rocke trägt. Vergeßt aber auch nicht, uns Euren Erfolg dadurch anzuzeigen, daß Ihr auf hohen Orten Feuer anzündet!

Ein anderer Bauer: Ich will zu Euch ſtoßen, mein Bruder mag daheim bleiben!

Dritter Bauer: Und ich will Euch ſechszig herzhafte Burſchen zuführen, die den Teufel nicht fürchten!

Morand (ſpringt vom Boden auf): Stille, ich höre Geräuſch! Wir ſind entdeckt!

Der Warwolf: Haſenfuß! Siehſt Du denn nicht, daß es einer meiner Wölfe iſt?

Morand: Das wohl, aber es ſind ja noch andere Leute bei ihm!

Bruder Johann: Das iſt ja Peter, es ſind lauter Freunde von uns. Ich habe ſie nach Beauvais geſchickt, um dort Waffen zu kaufen, die ſie nun hieher bringen!

(Peter tritt auf mit einigen Bauern, welche Waffen tragen.)

Peter: Seht, da haben wir Waffen genug, um den zahlreichſten Heerhaufen von ganz Frankreich wehrhaft machen zu können.

Bruder Johann (zu Peter): Was gibt es Neues zu Beauvais.

Peter: Meſſire Enguerand de Bouſſies hat nicht mehr als vierzig Reiſige und hundert Bogenſchützen zur Hand; damit wird er gegen uns nichts ausrichten können!

Bruder Johann: Hat es Aufſehen erregt, daß man Dich ſo viel Waffen aufkaufen ſah?

Peter: Keineswegs, ich kaufte ja früher häufig welche für den gnädigen Herrn zu Beauvais ein. Ueberdieß verſieht ſich heut zu Tage jeder mit Waffen, weil ſo viele Abenteurer und Gaudiebe das Land durchſtreichen!

Der Warwolf (leiſe zu ſeinem Lieutenant): Ich ſage Dir, dieſer weggelaufene Reiſige da hat 'ne Fratze, die mir ganz und gar nicht behagt!

Bruder Johann: Alles rüſtet ſich jetzt auf's Feſt.... am Dienſtag ſoll der Tag ſeyn, wo wir ...

Renand (leiſe zu Bruder Johann): Glaubt Ihr, daß man dem Peter trauen darf?

Bruder Johann (leiſe): Unbedingt, ſo gut wie mir ſelber. — (Laut.) Sprich, Peter, wie viel Köpfe beziehen gewöhnlich die Wache am Schloßthore?

Peter: Niemals mehr als ihrer zehn. Die Hälfte iſt meiſt unbewaffnet, liegt auf den Bänken auf der Bärenhaut oder vertreibt ſich die Zeit mit Schlafen und Spielen!

Bruder Johann (zu den Andern): Hört Ihr's nun? — Peter, Du mußt Dich mit hundert Mann von dieſem wackern Volke des Schloßthores und der Zugbrücke zu bemächtigen ſuchen, während wir Renand befreien wollen. Ich will Dir ſpäter meinen Plan noch ausführlicher mittheilen!

Peter: Ich will's, meine Freunde! Zuvor aber ſchwört mir, daß Ihr den Frauen kein Leid zufügen wollt!.... Nicht die mindeſte Unfläthigkeit oder Beleidigung gegen....

Der Wärwolf: Was kohlt der Burſche da? Will uns der entlaufene Knappe von Gilbert Befehle geben? Was von Adel iſt, hat das Leben verwirkt, und iſt verurtheilt!

Peter: Ja, von Dir verurtheilt, Du wüthiger, blutdürſtiger Wolf! Aber glücklicherweiſe ſind nicht alle dieſe wackern Leute hier Deines Gelichters!

Der Wärwolf: Gib Acht, Du ſchmucker Minneſänger, daß ich Dir nicht gleich ein Liedchen vorſinge, und den Takt dazu mit einem Streitkolben auf Deinen Kopf ſchlage!

Peter (zieht den Degen): Komm' heran, Du Schurke!

Bruder Johann: Halt ein, Frank! Was ſoll dieſer Zwiſt in einer Verſammlung, wie die unſrige? Weißt Du noch nicht, daß das Edelfräulein v. Apremont eine gütige wohlthätige Dame iſt? Iſt irgend Einer unter Euch, der das Gegentheil behaupten könnte?

Die Bauern: Nein, kein Einziger! Wehe dem, der ihr ein Haar auf dem Haupte krümmt!

Der Wärwolf: Meinetwegen denn; so mag's ihr für dieß Mal noch hingehen! Aber laßt uns jetzt wenigstens tüchtig an die Arbeit gehen!

(Er ſetzt ſich wieder; Peter ſteckt ſeinen Degen wieder ein.)

Morand: Wir laſſen uns in ein großes Unternehmen ein, deßhalb ſollten wir unſerer Truppe auch einen Namen geben!

Der Wärwolf: Morand hat Recht, und ich wollte Euch bereits deßhalb einen Vorſchlag machen. Freunde und Gevattern, Ihr wißt, daß ich zuerſt den Herren den Krieg erklärt habe; drum dächt' ich, wär's auch billig, wenn ich von Rechtswegen unſerm Bunde einen Namen ſchöpfen dürfte. Ich könnte den Vorſchlag machen, Ihr ſolltet Euch Wölfe nennen, das iſt ein Name, der bereits guten Ruf hat, allein er könnte zu Eiferſucht und Reibungen unter uns Anlaß geben. Drum wollen wir einen andern Namen wählen. Wir wollen uns die Genoſſenſchaft der wüthenden Bären nennen, oder meinetwegen auch die Bruderſchaft vom Tode; das wird einen guten Effekt machen, zumal mit einem ſchwarzen Banner und zwei weißen Galgen darin!

Peter: Pfui, wie abſcheulich! Das wäre ein eigentliches Feldzeichen für Räuber!

Der Wärwolf: Peter, Du willſt durchaus, daß ich Dir noch zur Aber laſſe! Du biſt zu lebhaft, als daß wir in Ruhe mit einander plaudern könnten!

Bruder Johann: Gebt Frieden! Ich befehle es Euch abermals, ſeyd ruhig. Die Namen, welche uns unſer Freund Frank in Vorſchlag bringt, können durchaus nicht für eine ſo heilige Sache paſſen. Was wollen wir denn? — Von der Tyrannei der adeligen Herren befreit ſeyn, und freie Gemeinden bilden. Drum wollen wir uns die Genoſſenſchaft der Gemeinden nennen, und was das Feldgeſchrei anlangt, könn-

ten wir einen beſſern Namen wählen, als den des Schutzheiligen dieſer Gegend, des heiligen Leutfried?

Die Bauern: Ja, ja! Die Gemeinden! Die Gemeinden! St. Leutfried! St. Leutfried!

Der Wärwolf: Einen heiligen Namen? Ihr dauert mich, Ihr Tölpel!

Bauern: Die Gemeinden! Freiheit! Leutfried! Leutfried!

Der Wärwolf: Nun ja, meinetwegen Leutfried! Es gibt noch eine andere Art, dem Feldgeſchrei Ehre zu machen: Leutfried! Leutfried! Schlagt zu, Leutfried! Mord und Tod, Leutfried!

Bruder Johann: Wer von Euch verſteht ſich darauf, das Horn zu blaſen!

Gaillon: Ich verſtehe es leidlich, ehrwürdiger Vater, und meine Schweineheerde — Gott ſchütze uns Alle — würde mein Horn auf eine halbe Meile unterſcheiden können!

Bruder Johann: Wohlan denn, ſo wirſt Du blaſen, ſobald ich Dir den Befehl dazu gebe! — Du, Frank, haſt auf dieſes Zeichen herbeizueilen, und Peter, Barthelemy und die Andern müſſen alsdann das Schloßthor angreifen!

Alle: Amen!

Morand: Der Morgenſtern geht auf; wir werden kaum noch Zeit bekommen, nach Hauſe zurückzukehren!

Bruder Johann: Verzieht nur noch einen Augenblick, lieben Freunde! Ich habe mit Schmerz bemerkt, daß ſich bereits Spuren von Zwietracht in Euern Reihen zeigen. Zwei Männer unter Euch, die Beide tapfer und der Sache der allgemeinen Wohlfahrt ſehr ergeben ſind, ſcheinen noch ein paar allzu heftige Worte, die ſie in einem Augenblick des Zorns wechſelten, bitter im Sinn zu führen. Die Eintracht aber iſt unſre erſte Pflicht, lieben Leutchen! Ehe wir auseinandergehen, ſollen ſich Peter und Frank noch die Hände drücken wie zwei Brüder!

Peter: Ich? . . .

Alle: Ja, sie sollen Freunde seyn!

Der Wärwelf: Meinetwalben denn! Aber er soll sich's nicht beifallen lassen, sich in die Brust zu werfen wie ein Edelmann!

Peter: Und Du könntest Deine . . .

Bruder Johann (fällt ihm in die Rede): Stille, Peter! Gebt Euch jetzt die Hände, und laßt Alles vergessen und verziehen seyn!

(Peter und der Wärwelf reichen sich die Hand.)

Der Wärwelf (zu Peter): Du hast ein kleines weißes Pätschchen, wie 'ne Weiberhand!

Peter: Dafür ist Deine Hand roth und rauh genug, Wärwelf!

Der Wärwelf: Deß rühm' ich mich auch!

Bruder Johann: Ehe wir diesen Ort verlassen, laßt uns auch noch beschwören, daß wir uns am Dienstag Morgen nach dem Frühgebet getreulich auf dem Markte einfinden wollen!

Alle (heben die Hand empor): Wir beschwören es!

Bruder Johann: So sey denn der Segen Gottes und unsers allergnädigsten Herrn St. Leutfried mit Euch Allen! Am Dienstag werden wir uns wieder vereinigen, um uns nie mehr zu trennen!

(Alle ab.)

Sechszehnte Scene.

Die Zelle des Bruders Johann in der Abtei St. Leutfried.

Bruder Johann, Peter.

Peter: Das Gemenge unter unsern Verschworenen gefällt mir nicht. Wenn Ihr meinetwegen lauter sanfte, menschliche Leute hattet, wie Simeon oder Morand, dann möchte es noch

hingehen; aber dieſer Trunkenbold Gaillen und Frank, dieß Unthier! . . . ich kann nicht ohne Beben an alle die Unmenſchlichkeiten und Grauſamkeiten denken, die er ſchon begangen hat. Und hat er nicht obendrein mit ſeiner ganzen Truppe dem lieben Gott abgeſchworen?

Bruder Johann: Frank war tief beleidigt worden; ich weiß es, daß er ſich fürchterlich dafür gerächt hat, allein all' ſeine Grauſamkeit war im Grunde doch nur ein Werk ſeiner Rache. Und zudem darf man in einer Zeit, wie die unſrige, in der Wahl nicht allzugenau ſeyn. Frank hat Muth und einen guten Arm; ſein Beiſtand iſt daher durchaus nicht zu verachten!

Peter: Wenn ſich aber alle dieſe Spitzbuben zu Herren aufwerfen können, werden ſie ſchlimmer ſeyn als reißende Thiere!

Bruder Johann: Bin ich nicht ihr Hauptling, und glaubſt Du etwa, ich werde mir keinen Gehorſam bei ihnen zu verſchaffen wiſſen? Nur um ihre Wuth zu zügeln, habe ich eingewilligt, ihr Anführer zu werden!

Peter: Gebe der Himmel, daß Ihr damit zu Stande kommt!

Bruder Johann: Laßt uns zunächſt daran denken, wie wir unſerer Unternehmung den gewünſchten Erfolg verſchaffen. Man wird jetzt gleich zum Frühgebete läuten. Hilf mir nur dieß Panzerhemd anlegen und meine Kutte darüber werfen. Dieſe Meſſe ſoll die letzte ſeyn, die ich, hier wenigſtens, noch mit anhören will. Du mußt mich alsdann auf dem Marktplatz erwarten, mit dieſem Bart und dieſem Mantel hier wird Niemand Dich erkennen können!

Peter: Die Glocke läutet! noch nie hat mein Herz ſo ſehr gepocht, wenn ich einer Gefahr entgegenging, als in dieſem Augenblick!

Bruder Johann: Wir können nicht mehr zurück. Heute Abend ſind wir entweder frei oder aufgeknüpft. Was mich an-

langt, ſo werde ich mein Möglichſtes thun, um nicht gehangen zu werden. Folge meinem Beiſpiel, und denke ſtets an den Lohn, der Deiner wartet!

(Die Glocke läutet.)

Peter: Jeſus!

Bruder Johann: Gehab' Dich wohl! Wenn die Kirche zu Ende iſt, ſtoße ich wieder zu Dir!

(Beide ab.)

Siebenzehnte Scene.

Der Marktplatz im Dorfe Apremont. In der Mitte ſteht ein Galgen aufgeſchlagen. In einiger Entfernung bemerkt man die Burg.

Simon, Morand, Mancel, Barthelemy; eine Menge Bauern.

Barthelemy (leiſe zu Morand): Du biſt bleich, Gevatter; fürchteſt Du Dich etwa?

Morand: Der Pater Johann kommt noch immer nicht!

Simon: Gaillon iſt eben fortgegangen, um ihn zu holen!

Morand: Weißt Du ſchon, ob man Nachrichten von Thomas hat?

Barthelemy: Sieh', da biegen ein paar Karren ſo eben in die lange Gaſſe ein! Das ſind die Unſern!

Mancel: Barthelemy, Du ſollteſt ſchon mit Morand auf Deinem Poſten ſeyn!

Morand: Laß uns noch ein wenig warten. Noch Niemand verläßt das Schloß, und ich fürchte faſt, ſie wittern droben Unrath!

Barthelemy: Behalte Deine Gedanken für Dich, und ſetze nicht auch Andere in Schrecken. Es iſt jetzt nicht Zeit, den Haſenfuß zu ſpielen!

Mancel: Die Glocke hat noch nicht geläutet; für jetzt brauchen wir noch nichts zu fürchten!

Gaillon (tritt ein): Der hochwürdige Pater folgt mir auf dem Fuße. Er ſagt, der gnädige Herr v. Ayrement habe die Gicht, und werde der Hinrichtung nicht beiwohnen!

Morand: Alle Teufel, das ändert die Sache bedeutend!

Barthelemy: Keineswegs, wir wollen ihn aus dem Bette holen und von ſeiner Gicht kuriren.

Morand: Ich bitte Dich, ſprich nicht ſo laut!

Mancel: Schau nur, Simon, iſt das nicht Thomas von Genets, der dort drunten auf jenen Karren geſtiegen iſt?

Simon: Meiner Treu, er iſt's! Er ſieht mir juſt aus, als hätte er in ſeinem Lande einen tüchtigen Streich vollführt. Ich will gleich zu ihm gehen und mit ihm reden.

(Er entfernt ſich; das Arme-Sünder-Glöckchen beginnt zu läuten.)

Morand (bekreuzt ſich): Heilige Jungfrau! Da läutet nun ſchon das Glöckchen zur Hinrichtung.

Barthelemy: Ich möchte doch wiſſen, woran Renaud in dieſem Augenblicke denkt. Ich wette, er ahnt gar nicht...

Morand: Stille jetzt! — Aha, die Zugbrücke wird herabgelaſſen.

Bruder Johann (tritt auf; leiſe): Nun, meine Kinder, wie ſteht's? Iſt Jeder von Euch gerüſtet?

Barthelemy (ſchlägt ſeinen Kittel bald auseinander und zeigt den Griff eines Schwertes): Seht Ihr das hübſche Werkzeug da?

Bruder Johann (leiſe): Recht ſo, mein Sohn! Verſtecke es aber nur noch ein Paar Minuten!

Morand: Da kommt die Proceſſion eben den Berg herab!

Bruder Johann: Friſch auf! Geh' auf Deinen Poſten, Barthelemy! Bei'm erſten Stoß in's Horn...

Barthelemy: Ja, ja, ich verſtehe Euch ſchon, ehrwürdiger Herr!

Bruder Johann: Geh' mit ihm, Merand!

Merand: Gebt mir noch Euern Segen, hochwürdiger Vater!

Bruder Johann: Geh', fürchte nichts, der gnädige Herr St. Leufried wird Euch helfen!

Merand: Amen!

Barthelemy: Und wo iſt Peter?

Bruder Johann: Dort drunten; ſieh, Jener, der ſich in den Mantel geſchlagen, und Dir jetzt winkt, ihm zu folgen.

(Merand und Barthelemy entfernen ſich.)

Mancel (zu Bruder Johann): Seht Ihr den Rauch dort unten, ehrwürdiger Pater? Das ſind unſre guten Freunde in Laſource!

Bruder Johann: Recht ſo! Das kommt gelegen!

Simon (tritt auf): Habe ſo eben Thomas geſprochen, hochwürdiger Herr; Meſſire de Batefol hat...

(Er führt mit der Hand um den Hals.)

Bruder Johann: Um ſo beſſer!

Simon: Thomas hat unterwegs den Wärwolf geſehen; er iſt gerüſtet, den Bogen geſpannt, den Köcher voller Pfeile!

Bruder Johann (zu Simon): Du haſt eine ſtarke Stimme, Du mußt den erſten Schrei thun. — Gaillon, haſt Du Dein Horn bei Dir?

Gaillon: Da iſt es, Hochwürdiger! Ich habe heute früh ſchon ein paar Krüge ausgeſtochen, um mir die Kehle geſchmeidig zu machen. Hei, wie will ich zum Tanze blaſen!

Mancel (zu Bruder Johann): Seht, Herr Pater, dort iſt noch ein anderer Rauch zu ſehen!

Ein Bauer (tritt auf; zu Bruder Johann): Bei uns iſt Alles zu Ende, hochwürdiger Herr, und da kommen wir nun, um Euch zu helfen!

Bruder Johann: Stille jetzt! Der Augenblick kommt heran.

(Thomas tritt auf und führt einen Karren voll Stroh herein.)

Thomas: Wer will mein Stroh kaufen? Der Karren da iſt viel Geldes werth!

Simon: Eine Lanzenſpitze ſieht unter dem Stroh hervor, ich will ſie wieder hineinſtecken?

(Es treten auf: Herr v. Montreuil, Siward, Konrad, ſein Hofmeiſter, alle Vier zu Pferde, alsdann Renaud, der Scharfrichter, ein Ausrufer, Reißige.)

Herr v. Montreuil: Bahn frei!

Konrad: Macht Platz, Geſindel!

Der Hofmeiſter: Macht Platz für den gnädigen Herrn Konrad v. Aprement!

Siward (deutet auf Thomas): Der Bauer da hat einen guten Einfall; auf ſeinem Karren hat er den ſchönſten Platz, um die Hinrichtung anzuſehen!

Konrad (lachend): Hahaha! Wenn man dem Burſchen das Stroh unter dem Leibe anzünden könnte, während er noch darauf liegt, — Blitz! wie würde das ihn zappeln machen!

Der Hofmeiſter: Ei, ei, was für ein drolliger Einfall! Ihr ſeyd ein Schelm, Monſeigneur! — Aber ſeht Ihr nicht, gnädiger Herr, daß dieß Stroh muthmaßlich Eurem Herrn Vater gehört, und daß Ihr ſo gewiſſermaßen Euer Eigenthum verbrennen würdet, wenn man es anzündete?

Konrad: Bah, das gilt mir gleich! Ich wollte gerne all' dieß Stroh dahingeben, um nur die Miene dieſes Burſchen zu ſehen, wenn er ſich ſchmoren fühlt!

Der Ausrufer: „Auf Befehl des hochmächtigen gnädigen Herrn und Edelmanns, Meſſire Gilbert, Barons „v. Aprement, thut man kund und zu wiſſen Allen, denen „zu wiſſen Noth iſt, daß nun an der Perſon des hier „gegenwärtigen Renaud, Leibeigenen und Lehensmannes „von Aprement, das peinliche Recht wird vollzogen wer„den, weil er geſtändig und überwieſen iſt, einen Mord „begangen zu haben an der Perſon des Meſſire Thomas „Gatigny, des Seneſchalls von beſagtem Meſſire Gilbert,

„Baron v. Apremont! Schauet daher zu, Ihr Leute,
„und nehmet Euch ſein Beiſpiel zu Herzen!"

Renaud (auf dem Schaffot): Ich bitte Euch Alle, lieben Freunde und Leute aus dieſem Ort! betet jetzt für das Heil meiner Seele!

Bruder Johann: Friſch auf, Gaillon, ſtoße tüchtig in Dein Horn! Freiheit! Leutfried!

Simon und Mancel: Leutfried! Freiheit den Gemeinden! Leutfried!

(Gaillon ſtößt in's Horn, alle Bauern wiederholen das Feldgeſchrei. Die Einen werfen ſich auf die Reiſigen, die auf dem Schaffote ſtehen, und entwaffnen ſie; die Andern ziehen die verſteckten Waffen unter dem Stroh der Körren hervor. Der Wärwolf und ſeine Leute treten auf. Allgemeiner Tumult.)

Herr v. Montreuil: Die Bauern empören ſich. Laßt uns nach dem Schloſſe zurückſprengen!

(Er eilt im Galopp davon.)

Thomas (ergreift Konrad): Halt, kleine Viper! dageblieben! Du ſollſt für Deinen Vater bezahlen!

Konrad: Ach, lieben Freunde, thut mir doch nichts zu Leide! — (Zu ſeinem Hofmeiſter:) Vertheidige mich doch, guter Freund!

Der Hofmeiſter (zu den Bauern): Verſchont doch das edle Blut von Apremont!

Thomas: Da, das iſt für das edle Blut von Apremont!

(Er bringt Konrad um.)

Der Wärwolf: Komm, Burſche, das iſt für Dich! Fahre mit ihm in die Hölle!

(Er erſchlägt den Hofmeiſter; man wirft das Schaffot um, und Renaud wird befreit.)

Simon (zu Renaud): Endlich, lieber Junge, ſehe ich Dich wieder! Komm', gib mir noch einen Kuß!

Mancel: So, jetzt nimm dieſe Armbruſt und ziehe mit uns, es muß Ernſt aus der Sache werden!

(Alle drei entfernen ſich in der Richtung der Burg.)

Siward (von bewaffneten Bauern umgeben): Heda, Ihr Herren, ich bin kein Verwandter von Meſſire Gilbert. Ich bin ſein Todfeind und zudem noch ſein Gefangener, wenn Ihr mich nicht befreien wollt.

Ein Bauer: Schlagt ihn todt, er iſt ein Edelmann!

Zweiter Bauer: Bringt ihn um, 's iſt ſo ein Buſchklepper von der Landſtraße, ſo ein Landſchaden, Stegreifritter und Klopffechter!

Dritter Bauer: Wir wollen den Pater Johann fragen, was wir mit ihm beginnen wollen. — (Zu Pater Johann.) Hochwürdiger Pater, da iſt ein Kerl, der ſich für einen Gefangenen des Gilbert v. Aprement ausgibt; ſollen wir ihn todtſchlagen?

Bruder Johann (zu Siward): Wer ſeyd Ihr?

Siward: Mein Name iſt Francis Siward, ich bin ein Engländer und war Gefangener des Barons v. Aprement.

Bruder Johann: Ihr befehligt eine Kompagnie Reiſiger, eine Freiſchaar?

Siward (verlegen): Ich ... habe ...

Bruder Johann: Ich weiß es gewiß. — (Zu den Bauern): Fügt ihm kein Leid zu. Zwei Männer ſollen ihn bewachen, während wir zum Sturme gehen. Vorwärts, meine Kinder, folgt mir!

(Barthelemy, Peter, Morand, Simon treten wieder auf.)

Barthelemy (zu Morand): Feigling, Memme, Dummkopf! Du allein biſt Schuld daran!

Morand: Du haſt eben ſo gut Ferſengeld gegeben, wie ich!

Peter: Wäret ihr vorgedrungen, wie ich es Euch geſagt habe, ſo wäre uns das nicht begegnet!

Bruder Johann: Was gibt es denn? Warum kommt Ihr ſo ſchnell wieder zurück?

Barthelemy (deutet auf Morand): Er iſt ſchuld daran, daß unſer Plan auf's Schloß fehlſchlug!

Der Wärwolf: Gebt mir! Ihr ſeyd Alle Memmen, mit Ausnahme von Barthelemy und Peter. — Wir waren ſchon auf der Zugbrücke, als dieſe verdammten Schurken hier das Maſtvieh, den Herrn v. Montreuil, ſammt einem halben Dutzend Reiſiger mit verhangtem Zügel auf's Schloß heranſprengen ſahen. Da verlieren die Burſchen auf einmal die Köpfe, purzeln über einander, und laufen um die Wette davon, ſo ſchnell nur ihre Beine ſie tragen können. Kurzum, die Zugbrücke wird aufgezogen, und es hätte wenig gefehlt, ſo wären wir noch mitgefangen worden.

Peter: Und Montreuil kam noch mit ſeinen Leuten in die Burg hinein.

Bruder Johann: Tröſten wir uns, lieben Kinder! In ein paar Tagen muß das Schloß in unſre Hände fallen. Man muß es ſogleich von allen Seiten umſtellen, und Sorge tragen, daß keine Lebensmittel hineinkommen. — Meſſire Siward, tretet vor, ich habe mit Euch zu reden!

Siward: Gebt mir die Freiheit, denn Ihr ſeht ja wohl, daß ich ſo gut wie Ihr mit dem Herrn v. Ayrement Krieg führe.

Bruder Johann: Wohlan denn, Kapitan, geſetzten Falles, wir ließen Euch die Freiheit, werdet Ihr dann auch billig genug ſeyn, oder Euch mit Eurem Ritterworte verpflichten, dieſe Wohlthat niemals zu vergeſſen?

Siward: Ihr braucht mir nur zu ſagen, auf welche Weiſe ich Euch dafür erkenntlich ſeyn ſoll.

Bruder Johann: Das Landvolk aus der Gegend hier hat zu den Waffen gegriffen, um ſich ſeine Freiheit zu erringen, und für die Grauſamkeit ſeiner Grundherren zu rächen, zumal an Gilbert v. Ayrement, Eurem Feinde. Wir würden nun mit Vergnügen ſehen, daß Ihr gemeinſchaftliche Sache mit uns machtet, und Eure Reiſigen zu unſern Bogenſchützen ſtoßen ließet. Ihr wißt ja, daß die Herren von Adel in dieſer Gegend reich ſind, und alle Beute ſoll ehrlich getheilt werden.

Siward: Bei St. Jörgen, das heißt klug gesprochen! Ich wollte Euch schon aus freiem Triebe meine Dienste anbieten, aber Ihr seyd mir zuvorgekommen. Diesen Augenblick noch reite ich weg, und schon morgen soll mein Fähnchen neben Eurem Feldzeichen auf diesem Platze hier aufgepflanzt seyn.

Bruder Johann: Gebt mir Eure Hand darauf! — (Zu den Bauern): Seht, Kinder, da zählen wir einen Freund mehr. Der tapfere Hauptmann Siward steht zu uns!

Peter (bei Seite): Abermals ein Rekrut nach Art des Wärwolfs.

Bruder Johann: Verschiebt Eure Abreise noch einen Augenblick, Kapitän! Ich möchte Euch noch über die Belagerung der Burg um Rath fragen. — Barthelemy, stelle Du Dich mit Deinen Leuten dem Gatterthore gegenüber, und schießt mit Euren Armbrüsten und Bogen auf Alles, was Euch zu Gesichte kommt; sorgt dafür, daß sogleich große Feuer angezündet werden, um die Signale unserer Freunde zu erwidern. — Du aber, Peter, gehe, und zeige diesen wackern Leuten hier, wie man Faschinen macht! Ihr müßt im Walde so viel hauen, daß man die Gräben ausfüllen kann. — Laßt uns keine Zeit verlieren; die Weiber und Kinder sollen Erde und Steine herbeitragen, und Alles mit Hand anlegen! — (Zeite zum Wärwolf): Du aber begib Dich jetzt mit Deinen Wölfen nach dem Kloster! Du kennst ja meine Absichten.

Der Wärwolf: Ja, ja, sie sollen an mich denken! Ob mit oder ohne Tonsur, was kümmert's mich!

(Geht ab.)

Siward: Da liegt ein Dutzend erschlagener Reisigen, die köstliche Dienste thun, um einen Graben auszufüllen.

Thomas: Recht so. Vorwärts, schleppt sie hinauf und schleudert sie in die Gräben!

Siward: Nehmt Thüren und Tische, und macht Euch damit Schutzwände gegen die Pfeile! Soll ich Euch angeben,

wie Ihr Gilbert einen tüchtigen Streich ſpielen könnt. Nehmt Hanf, tränkt ihn in Pech, umwickelt damit die Spitzen Eurer Pfeile, und ſchießt ſie angezündet auf die Ställe des Schloſſes; es liegt viel Futter dort aufgehäuft, das ein hübſches Feuerchen abgeben wird.

Bruder Johann: Er hat Recht, thut, wie er Euch befehlen! Nur raſch an Eure Arbeit!

Ein Bauer (zeigt Bruder Johann ein Menſchenhaupt): Das iſt der Kopf von Meſſire Philipp v. Batefol!

Bruder Johann: Schon gut, trage ihn hinauf zum Schloſſe und ſtecke ihn dem Thore gegenüber auf einen Pfahl!

Siward: Philipp v. Batefol? Bei Rolands Schwert, das freut mich herzlich! Der Schurke hat einſt einen meiner Bogenſchützen hängen laſſen.

Ein Bauer (zu Bruder Johann, dem er nun ein Frauenhaupt hinbietet): Seht dieſen Kopf hier, ehrwürdiger Herr! Er gehörte einſt der Dame v. Bernilly. Die wunderſchönen Haare! wollt Ihr keine davon, um Euch einen Fliegenwedel daraus machen zu laſſen?

Bruder Johann: Pfui, das iſt ja entſetzlich. Das Haar iſt ja noch voller Blut!

Siward: Schade um ſie, ſie war nicht ſonderlich hübſch. — Bah, es werden noch immer genug Weiber übrig bleiben für ehrliche Leute!

Bruder Johann: Laßt uns an die Gräben hinaufgehen; wir wollen unſre Runde drehen machen, Kapitän, und Ihr ſollt mir Euren Rath geben!

(Beide ab.)

Achtzehnte Scene.

Ein innerer Hof im Kloſter St. Leutfried. Die Thore iſt ſorgfältig abgeſperrt. An der Seite liegt ein Haufe Waffen aller Art [1].

Der Abt Honoré auf den Knieen vor dem Schrein des heil. Leutfried; Bruder Ignaz, Bruder Goderan, Mönche, eine Schaar Bauern, Lehensleute und Vaſallen der Abtei.

Bruder Ignaz (zu den Bauern): Friſch auf, lieben Kinder, ermannt Euch! vertheidigt die, die Euch Brod geben. Helft uns die Nichtswürdigen zurücktreiben, die ſich gegen ihre Herren empört haben!

Bruder Goderan (zu den Bauern): Kommt her, liebe Leutchen, bewaffnet Euch! Hier ſind Waffen aller Art, bedient Euch ihrer als tapfere Männer!

Bruder Ignaz: Ja, ich bin's überzeugt, ſie werden Alle Herz zeigen, ſie werden unſers Vertrauens nicht unwürdig ſeyn. Nicht wahr, lieben Kinder, Ihr wertet unſre heiligen Reliquien und dieſes heilige Haus bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen?

Bruder Goderan (leiſe zu Bruder Ignaz): Sie geben gar keine Antwort — ein ſchlimmes Zeichen!

Bruder Ignaz (zu den Bauern): Ich frage Euch, meine Kinder, ob Ihr uns vertheidigen wollt? Unſer lieber Freund, der gnädige Herr v. Arrement, wird zudem bald mit allen Rebellen fertig werden, und unſre Abtei alsdann nichts mehr zu fürchten haben.

Einige Bauern: Ja, wir wollen Euch vertheidigen!

Andere Bauern (leiſe untereinander): Gilbert von Arrement iſt todt — ſie haben ihn erſchlagen!

---

1) Die Klöſter außerhalb der Städte waren damals mehr oder minder befeſtigt und zu waffenfähigen Plätzen gemacht.

Bruder Ignaz (tritt zum Abt): Herr Abt, sprecht Ihr ebenfalls mit ihnen und ermahnt sie, daß sie ihre Schuldigkeit thun! (Der Abt geht seine Antwort, aus scheint in die Betrachtung der Reliquien ganz versenkt). Verstehst Ihr mich nicht, Herr Abt? Ihr müßt mit Ihnen reden, sage ich: wer weiß, wohin dieser Aufstand noch führen kann? Erwägt doch nur, daß diese Bauern sich für uns schlagen sollen, man muß ihnen daher Muth einflößen. — (Bei Seite): Ich glaube, er ist taub, der Dummkopf! (Ab). Du wirst noch lange vor diesem Reliquienkästchen beten können, bis ich mit Bruder Johann gefertigt habe, bis Dir Hülfe wird; das kann uns nicht retten.

Bruder Geberan: Salvig kommt nicht wieder; er war auf Kundschaft ausgegangen, und ich fürchte fast, es ist ihm ein Unglück zugestoßen!

Bruder Ignaz: Man sollte an den Gouverneur von Beauvais, Meister Enguerrand de Beusses schreiben, daß er uns einige Reisige zu Hülfe schicke.

Ein Bauer (tritt zu einem seiner Gefährten): Hans, leih' mir doch einmal Dein Messer.

Zweiter Bauer: Da hast Du's — was willst Du denn damit machen?

Erster Bauer: Ich will die Sehne von dieser Armbrust da abschneiden, dann brauche ich mich ihrer doch nicht mehr zu bedienen.

Bruder Ignaz: Heda, lieben Leutchen, seid Ihr Alle nach Wunsch bewaffnet? Da sind ja noch Spieße, nehmt sie doch!

Dritter Bauer: Der Schaft an der Pike da ist ja ganz wurmstichig!

Bruder Ignaz: So nimm eine andere; — sieh, zum Beispiel diese hier!

Dritter Bauer: Ei behüte, an der da ist ja das Eisen ganz verbogen.

Bruder Ignaz: Deßhalb thut sie doch noch den Dienst.

Erster Bauer: Meine Armbrust hat keine Sehne mehr!

Bruder Ignaz: So suche Dir ein Stück Schnur, aber spute Dich!

Zweiter Bauer: An der meinigen ist auch die Schnur zerrissen gegangen.

Vierter Bauer: Und ich muß mir ebenfalls eine neue suchen!

Einige andere Bauern: Und ich auch.

(Sie treten auf die Thüre zu.)

Bruder Ignaz (macht sich ihnen in den Weg): Gemach, Gevatteren, wohin wollt Ihr gehen?

Die Bauern: Nach Hause, wir wollen uns bessere Waffen holen.

Bruder Ignaz: Nein, bleibt hier, lieben Leutchen; die Waffen, die Ihr hier habt, sind gut, und mit Gottes Hülfe und dem Beistand unsers allergnädigsten Herrn St. Leutfried werdet Ihr überdem ihrer nicht einmal bedürfen.

(Es wird heftig am Thore gepocht.)

Der Abt (spricht vor Entsetzen auf): O, mein Gott! Heiliger Leutfried, [illegible]!

Bruder Ignaz: Wer ist draußen?

Eine Stimme draußen: Macht auf, ich bin's, Sulpiz.

Bruder Ignaz: Oeffnet rasch! — (Zu Bruder Sulpiz, der mit verstörter Miene hereinrennt): Hella, was gibt's denn?

Bruder Sulpiz: Ach, meine lieben Freunde . . .

Bruder Ignaz: Sprich leise!

Bruder Sulpiz (zu den Bauern): Alles geht gut, Alles geht nach Wunsche, lieben Freunde! Der Herr v. Apremont hat die Empörer aus dem Feld geschlagen!

Die Bauern: Der heilige Leutfried und unsre edlen Herren sollen leben!

(Bruder Ignaz tritt auf den Abt zu, alle Mönche drängen sich um ihn, während die Bauern sich in den Hintergrund zurückziehen.)

Bruder Sulpiz: Nun iſt Alles verloren. Die Bauern haben ſich empört, Herr v. Apremont ſelbſt, wie man mich verſichert hat, erſchlagen worden ſeyn. Das ganze Beauvaiſis ſteht wider den Adel unter den Waffen.

Bruder Gederan: Dann wollen ſie wahrſcheinlich nichts von uns armen Mönchen, nicht wahr?

Bruder Ignaz: Gott gebe es!

Bruder Sulpiz: Was aber noch das Entſetzlichſte daran iſt, und mir kaum glaublich ſcheint, das iſt, daß Bruder Johann, der Schatzmeiſter unſerer Abtei, wie man ſagt, an der Spitze der Rebellen ſteht.

Bruder Ignaz und Bruder Gederan: Der Bruder Johann? Iſt das möglich?

Der Abt: Der Gottvergeſſene! Der Antichriſt! O, mein Gott, Du wirſt ihm doch nicht Deine Schäflein überantworten wollen?

Bruder Sulpiz (zu Bruder Ignaz): Da habt Ihr's nun; das iſt ja Dein Schützling, Ignaz! Was ſagſt Du nun dazu?

Bruder Ignaz: Ich bin ganz betroffen.

Bruder Gederan: Und ich ebenfalls, ich hätte ihn eines ſo fluchwürdigen Verbrechens nicht fähig gehalten!

Der Abt: Wohlan denn, meine Brüder! Das Einzige, was wir noch thun können, iſt, ſo ſchnell als möglich das Reliquienkäſtchen unſers allergnädigſten Herrn St. Leufried und ſo viel baares Geld zu nehmen, als wir irgend fortſchaffen können, und uns eiligſt nach Beauvais zu flüchten, ohne hinter uns zu blicken — ſonſt wird dieſer Philiſter über uns kommen, und uns Alle erſchlagen.

Bruder Gederan: Oho, die Gefahr iſt gottlob noch nicht ſo dringend.

Bruder Sulpiz: Zumal, da ich auf der Stelle einen Knecht um Beiſtand an Meſſire Enguerrand abgeſandt habe, ſo daß uns ſchleunigſt Unterſtützung werden wird.

Bruder Ignaz: Unsre Mauern sind hoch.

Der Abt: Ach, meine lieben Brüder, Ihr kennt diesen Sohn des Satans noch gar nicht! Dieser Gottlose könnte mit Hülfe seiner schwarzen Kunst unsre Mauern leichter über den Haufen werfen, als einen hölzernen Leuchter. Denket lieber auf Rettung und flüchtet Euch mit mir!

Bruder Ignaz: Sprecht leiser, Herr Abt! die Bauern könnten Euch hören.

Der Abt: (ergreift einen der Stäbe, mittelst deren das Reliquienkästchen getragen wird.) Frisch, tummelt Euch! Wer hilft mir diese kostbaren Reliquien hier tragen?

(Man hört draußen Lärmen und verworrenes Geschrei.)

Bruder Ignaz: Hört nur!

Der Abt: Consummatum est! Der Gottlose ist nun da!

(Er fällt auf die Kniee nieder.)

Bruder Sulpiz: Man pocht: Jesus Maria!

(Es wird mit heftigen Schlägen an die Thüre gepocht.)

Der Abt (mit tonloser Stimme): Vade retro, Satanas!

Bruder Ignaz: Wer pocht so ungestüm an die Thüre dieser heiligen Abtei?

Der Wärwolf (draußen): Oeffnet! in's Teufels Namen öffnet, oder ich schlage die Thüre ein!

Der Abt: Barmherziger Gott, gib mir den Muth, als Martyrer zu sterben!

Bruder Ignaz: Wenn Ihr Euch nicht auf der Stelle wieder zurückzieht, werden wir Euch mit Steinen und Pfeilen niederschmettern!

Der Wärwolf (draußen): Wir fürchten Eure Pfeile ebensowenig, als Euren Bannfluch! Oeffnet das Thor, oder ich lasse es einäschen!

Bruder Ignaz (zu den Bauern): Frisch auf, lieben Freunde, schießt durch die Schießscharten nach diesen Räubern!

Der Wärwolf (draußen): Vasallen dieses Klosters! wir

kommen, um Euch von der Knechtſchaft zu befreien; helft uns, wir ſind Eure Brüder! Ich bin Chriſtian Frank, ich will Euch befreien.

Der Abt: Der Wärwelf! Jeſus Maria!

Alle: Der Wärwelf!

Erſter Bauer: Ich werde mich nie unterfangen, nach dem Wärwelf zu ſchießen!

(Die Mehrzahl der Bauern entfernt ſich raſch vom Thore.)

Der Wärwelf: Ha, Ihr ſeht nun ſehen, was die Keule des Wärwelf's vermag! — (Er ſchlägt zu wiederholten Malen an die Thüre): Schleppt mir den großen Balken dort herbei. — Hieher, François, hieher, Petit Jean! — Gebt Acht, ſtoßt im Takte zu! Eins, Zwei, Drei! — (Man ſtößt heftig gegen das Thor, das zu berſten droht.) Hei, ſo iſt's recht! nur noch einen tüchtigen Puff! Eins, Zwei, drei! — Zugeſchlagen! —

(Eine Bohle der Thüre wird eingeſtoßen.)

Bruder Ignaz (ergreift eine Axt): Heute gilt's, ſich wacker zu wehren, ſonſt iſt's um uns geſchehen! — (Zu dem Abt und den andern Mönchen): Holla, folgt meinem Beiſpiel, und macht's wie ich, anſtatt zu beten und Euch zu bekreuzen, wie Weiber! — (Zu den Bauern.) Herbei, Ihr Leutchen, helft mir!

(Die Thüre wird eingeſtoßen, und der Wärwelf, von ſeiner Bande begleitet, tritt auf; alle Bauern und Mönche prallen bei ſeinem Anblick zurück. Er reißt den Speer aus Bruder Ignaz's Händen, zerbricht den Schaft, und ſchleudert die Waffe zu Boden.)

Der Wärwelf: Laß dieſe Waffe da den Männern, alter Glatzkopf! Freiheit den Bauern! Keine Leibeigenſchaft mehr! Friſch auf, Bauern! Stimmt mit ein in's Feldgeſchrei: Freiheit den Gemeinden!

Die Bauern: Freiheit! Keine Leibeigenſchaft mehr!

Der Wärwelf: Keine Leibeigenſchaft mehr! Keine Frohnen mehr! Keine Herren vom Adel mehr! Alles, was ſie hatten, gehört uns!

Die Bauern: Freiheit! Alles, was sie hatten, gehört nun uns!

Der Wärwolf: Recht so, Burschen! frisch drauf! Ehe wir aber plündern, wollen wir zuvor in aller Ordnung Gericht halten. — He, wo ist ein gewisser Heneré, der Abt dieses Klosters zu seyn vergibt?

Der Abt (bei Seite): Mein Gott, mein Gott! Ich fürchte mich zwar nicht vor dem Tode, aber ich fürchte, nicht heilig genug sterben zu können.

Der Wärwolf: Heda! will Niemand mir Antwort geben? An diesem Kittel da erkenn' ich jetzt den Bruder Heneré! — (Er packt ihn am Barte.) Ein sauberer Kerl für einen Abt, meiner Treu!

(Die Bauern lachen laut und höhnisch.)

Der Abt: O mein Gott! gib wenigstens, daß mein Märterthum nicht allzu lange daure!

Bruder Sulpiz (zum Wärwolf): Habt Erbarmen, Herr, mit den Dienern des Herrn!

Der Wärwolf: Schweig, Glatzkopf! — (Zu dem Abt) Eyrich, Kerl, wer hat Dir das Recht gegeben, oder die Frechheit verliehen, zum Nachtheile des ehrwürdigen Bruders Johann Dich zum Abt dieser Abtei machen zu lassen?

Der Abt (stammelnd): Ich ... ich bin ... ich habe ...

Der Wärwolf: Erkläre Dich deutlich, oder bei St. Jürgen, ich erwürge Dich!

Der Abt (deutet auf die Mönche): Diese hier haben mich erwählt!

Der Wärwolf: Die Andern sollen sogleich für diese Wahl mir Rechenschaft ablegen! — Aber sprich, nichtswürdiger Pfaffe, hast Du nicht gewußt, daß der Pater Johann zehnmal mehr werth war, als Du? Gib Antwort!

Der Abt: Tödte mich auf der Stelle!

Der Wärwolf (ſchwingt ſeine Keule): Dieſer Wunſch ſoll Dir erfüllt werden!

Die Mönche: Gnade, Gnade, Herr Kapitän!

Der Wärwolf: Sprich, Glatzkopf, ehe ich Dich umbringe, wo iſt der Schatz des Kloſters?

Der Abt: Er iſt das Eigenthum der Armen, aber — nehmt die Schlüſſel hier — Bruder Gebetan ſoll Euch gleichwohl hinführen!

Der Wärwolf: Ihr Mönche, zu wie viel ſeyd ihr in dieſer Abtei?

Der Abt: Ich glaube, es ſind zweiundachtzig oder dreiundachtzig.

Der Wärwolf: Ja, zweiundachtzig und ein halber! Da weiß der Dummkopf nicht einmal, wie ſtark ſeine Heerde iſt!

Der Abt: Zweiundachtzig . . .

Der Wärwolf: Ehrwürdige Väter, Ihr möget Euren Freunden ſchreiben, daß ſie mir für Jeden von Euch hundert Franken Löſegeld ſchicken, und zwar noch vor Ablauf eines Monats. Inzwiſchen bleibt Ihr hier in Eurem Taubenſchlage als meine Gefangenen. Bleibt dann das Löſegeld noch länger aus, ſo ſchneide ich einem Jeden von Euch ein Ohr ab, vierzehn Tage ſpäter verliert Ihr das andere Ohr, und nach abermals vierzehn Tagen den Kopf. Richtet Euch darnach, und nehmt Euch die Lehre zu Herzen! Ihr werdet mich hinlänglich verſtanden haben!

Mehrere Mönche: Unſere Familie iſt arm, und wir wiſſen nicht . . .

Der Wärwolf: Stille, ſag' ich! Schafft mir dieſe Schreihälſe da aus dem Geſicht! — (Zu einem Räuber.) Wilfried, verſichere Du Dich ihres Schatzes! — Petit Jean, ſperre mir den Haufen Schwarzkittel hier ein! Doch halt! Welcher von Euch Pfaffen heißt Ignaz? Gebt mir Antwort! Wer von Euch heißt Ignaz?

Ignaz (vortretend): Das bin ich, Kapitän; was willst Du von mir?

Der Wärwolf: Du kannst ohne Lösegeld ziehen, wohin Du willst! Danke dafür dem Vater Johann und dem Kapitän Frank, den man den Wärwolf nennt. Nimm Alles mit, was Dir gehört, und ziehe in Frieden!

Bruder Ignaz: Ich danke Dir, Hauptmann, aber gib mir auch eine Schutzwache, die mich nach Beauvais geleite, denn sonst . . .

(Die Mönche werden weggeführt.)

Der Wärwolf: Schon gut, ich will daran denken! — (Zu dem Abte): Was Dich anlangt, der Du zu dem fluchwürdigen Geschlechte der Apremont gehörst, so hast Du keine Schonung von uns zu gewarten. Ich will Dich vielmehr vor dem Schlosse Deines Vetters lebendig verbrennen!

Der Abt (fällt auf die Knie nieder): Ach, heilige Jungfrau! Ach, bester St. Leutfried, was für eine fürchterliche Strafe wollt Ihr mir bereiten!

Der Wärwolf: Jener große goldne Kasten dort ist vermuthlich der Reliquien-Schrein des heiligen Leutfried. Nehmt ihn, und bringt ihn nach dem Lager, er wird uns Glück bringen. — (Er stößt mit dem Fuße darnach.)

Der Abt (erhebt sich voll Wuth): Gottloser, Du schändest die heiligen Reliquien! So will ich Dich denn mit meinen eigenen schwachen Händen abstrafen!

(Er stürzt sich auf den Wärwolf, den er bei der Kehle ergreifen will, dieser aber schleudert ihn ohne Mühe zu Boden. Der Abt fällt auf den Reliquien-Schrein, den er in den Arm nimmt.)

Der Wärwolf: Ei, seht doch diesen Schöps, der so plötzlich in Zorn geräth!

Der Abt: Ich fürchte nun den Tod nicht mehr, ich will als Märtyrer sterben! So lange ich aber lebe, sollst Du diese Reliquien nicht mit Deinen frechen Händen entweihen!

Der Wärwolf: Laß den Schrein los, oder ich spalte Dir den Kopf!

Der Abt: Missethäter! Ruchloser! Ich verfluche Dich und den Bruder Johann, und thue Euch Beide in den Kirchenbann!

Der Wärwolf (lachend): Und ich zahle Dir hier die Spertel für den Bannfluch! — (Er zerschmettert ihm den Kopf mit seiner Keule.)

Der Abt: Jesus! — (Er stirbt.)

(Die Bauern murmeln.)

Einige Bauern: Ei seht doch, das ist zu arg! Den Abt auf dem Schrein des heiligen Leutfried umzubringen, das ist Kirchenraub! Das ist Gotteslästerung.

Der Wärwolf: Was wollen diese erbärmlichen Sklaven? Wer spricht von Gotteslästerung? Wer von Euch hat mir etwas zu sagen? Er trete hervor, er stelle mich zur Rede, und ich will ihm antworten!... (Pause. — Zu seinen Räubern.) Nehmt diesen Leichnam hier fort und werft ihn in ein Loch. Ihr aber führt den Schrein mit hinweg!

(Die Räuber zögern zu gehorchen.)

Ein Räuber: Aber bedenke doch, Hauptmann, es ist ja ....

Der Wärwolf: Wie, Feigling? fürchtest Du etwa, daß St. Leutfried, wiewohl er längst schon todt ist, Dir noch etwas zu Leide thue? Da, Dummkopf, sieh mir zu! — (Er hebt den Koffer auf.) Nun, willst Du jetzt angreifen? Du siehst, daß es nicht das Leben kostet! — (Die Räuber tragen den Schrein fort.) Geht nun, Kameraden, der Sieg ist unser, nun macht Euch lustig! Wir wollen jetzt in Saus und Braus leben! Der Weinkeller der Mönche ist wohlbestellt, wir wollen ihm einen Besuch abstatten!

Einige Bauern: Ja, wir wollen schmausen! Laßt uns im Wein der Mönche uns betrinken!

Ein Bauer: Gebt Acht, das Alles trägt böse Frucht. Ich ſchlage lieber vor, zu Meſſire v. Apremont hinüberzugehen und dort zu plündern.

Morand (tritt auf): Chriſtian Frank! Chriſtian Frank!

Der Wärwolf: Was willſt Du von mir?

Morand: Der Pater Johann ſchickt mich her, um Dir anzubefehlen, daß dem Abte kein Haar auf dem Haupte gekrümmt werde.

Der Wärwolf: Bei Mahom's Hörnern, Du kommſt ein wenig zu ſpät; indeß glaube ich, daß ich ihm kein Härchen gekrümmt habe; ſieh Dir ihn nur ſelbſt an!

(Er deutet auf die Leiche.)

Morand (ſich bekreuzend): Heilige Jungfrau! Was haſt Du gethan?

Der Wärwolf: Gehörte er nicht zu jener Race von Vipern? Wozu hätte ich ihn ſchonen ſollen? Glaubſt Du denn, die Welt gehe unter, wenn ein Pfaffe weniger darauf ſey? — Laß uns lieber im Refectorium ein paar Becher leeren!

(Er tritt mit Morand in's Kloſter; die Räuber und ein Theil der Bauern folgen ihnen, die Andern zerſtreuen ſich, und nur zwei Bauern bleiben noch bei dem Leichnam des Abtes zurück.)

Erſter Bauer: Denke Dir nur, Gevatter, erſt geſtern habe ich ihn noch die Meſſe leſen hören!

Zweiter Bauer: Mit einem einzigen Streiche hat er ihn maufetodt hingeſtreckt: das war unrecht von ihm!

Erſter Bauer: Ich glaubte anfangs, der Schrein würde ein Wunder an ihm gethan haben; wie ich aber ſah, daß nichts darauf geſchah, hat mir's wahrlich einen ſchlechten Begriff vom Abte gegeben.

Zweiter Bauer: Wir ſollten ihn eigentlich begraben.

Erſter Bauer: O ja, aber er hat da noch eine hübſche Kette um den Hals, die man meiner Treu ihm nicht in's Grab zu geben braucht.

(Er nimmt ihm die Kette ab.)

Zweiter Bauer: Wie, Du nimmſt dieſe Kette?

Erſter Bauer: Ei, warum denn nicht?

Zweiter Bauer: So? Ei nun, warum ſollte ich ihm alsdann nicht auch dieſe Geldbörſe hier abnehmen, deren Schnüre aus ſeinem Gürtel herausſehen?

Erſter Bauer: Seine Kleider ſind auch noch gut, die ſollten wir nicht verloren geben laſſen.

Zweiter Bauer: Nein, wir wollen ſie ihm abziehen und uns hernach drein theilen.

Erſter Bauer: Die Kutte da iſt von feinem Tuch, das gibt 'nen hübſchen Sonntagsrock für meine Grete.

Zweiter Bauer: Wir wollen drum loſen, wer von uns Beiden ihn bekommen ſoll.

(Sie plündern den Leichnam.)

Erſter Bauer: Bah, warum ſollen wir ihn einſcharren, dieſe Mühe ſollen ſich Andere geben.

Zweiter Bauer: Haſt Recht, Gevatter! 's iſt beſſer, wenn wir in Sicherheit bringen, was wir haben, denn man möchte es uns leicht ſtehlen. Die Burſchen, die ſich hier herumtreiben, ſehen mir nicht gar zu ehrlich aus.

Erſter Bauer: Wohl geſprochen, Gevatter! Laß uns lieber daran denken, wie wir unſre Beute in Sicherheit bringen!

(Beide ab.)

Neunzehnte Scene.

Ein Hügel, einige Meilen von Beauvais entfernt.

Enguerrand de Bouſſies, Floriment de Courſy, Ritter, Knappen, Reiſige.

Enguerrand (zu ſeinem Gefolge): Pflanzt dort auf jenem Ginſterbuſche mein Banner auf, und ſtoßt in die Trommete!

Floriment (zu seinen Knappen): Niemand, pflanze hier mein Banner auf! — (Zu Enguerrand de Boussac.) Messire Enguerrand läßt hier zum Lagerschlagen blasen, als ob er unser Hauptmann wäre?

Enguerrand: Potz Noth Gottes! Messire Floriment, bin ich nicht Gouverneur der Provinz?

Floriment: Allerdings, aber die Herren vom Adel, die sich gesammelt haben, um unserm Freund Gilbert v. Ayrement zu Hülfe zu eilen, haben noch nicht entschieden, daß Ihr auch auf diesem Ritte unser Feldherr seyn sollt!

Enguerrand: Das soll wohl heißen, daß Ihr nach dieser Ehre geizet, Messire Floriment?

Floriment: Und wenn dem so wäre?

Enguerrand: Bei'm Haupt St. Johannis des Täufers, ich möchte doch wohl wissen, wie es sich ausnehmen würde, wenn so viele tapfere Ritter ein Kind befehligte, das ich noch vor einigen Monaten als Page hätte haben können.

Floriment: Die Barone, welche von allen Seiten zu uns heranziehen, denken vielleicht, ein Ritter und Bannerherr, der mit dreizehn Fähnchen zum Heere stößt, sey des Oberbefehls würdiger, als ein alter Graubart von Ritter, den ich gestern Abend vor ein paar Bauern mit Stöcken das Pferd herumwerfen und Fersengeld geben sah. — Sagt mir, Messire Enguerrand, habt Ihr nicht gestern Abend Eure Sporen verdorben, da Ihr sie so schonungslos an Eurem Thiere gebrauchtet?

Enguerrand: Das ist Beleidigung, und ich will Euch mit den Waffen in der Faust beweisen, daß ich ein tapferer und kriegskundigerer Ritter bin, als Ihr!

Floriment: Thut das, sobald es Euch beliebt, und wo Ihr wollt! Nennt mir den Wahlplatz und ich werde meinen Schild neben dem Euern aufhängen lassen [1]).

1) Das heißt mit andern Worten: Ich nehme die Aufforderung an, und will Euch Genugthuung geben. Sobald nämlich eine Aufforderung erfolgt

Gugnerrand: Der Wahlplatz ſey hier, die Zeit morgen früh, meine Bedingungen: drei Gänge auf Lanzen, drei auf's Schwert und drei auf die Streitart: hier liegt mein Handſchuh!

Floriment: Und hier der meinige!

(Die Knappen heben die Handſchuhe auf. Sofort treten auf: Der Landvogt (Seneſchal) von Berin, Olivier Landon, Perceval de la Loge, Gautier de Saint-Croix, Ritter ꝛc.)

Der Seneſchal: Was gibt es, edle Herren! Ihr ſcheint ſehr aufgeregt?

Gugnerrand: Aufgeregt? Keineswegs, Seneſchal.

Floriment: Laßt uns keine Zeit mehr verlieren; wir wollen einen Anführer ernennen, und über das Kriegsgeſchrei für die Schlacht übereinkommen.

Olivier: Wer hat das zahlreichſte Gefolge unter ſeinem Banner?

Gugnerrand: Edle Herren, der König hat mich zum Gouverneur des Beauveiſis beſtellt!

Floriment: Zum Henker mit Eurem Gouvernement! Regiert Ihr Eure Stadt; wir brauchen keinen Gouverneur, wir brauchen einen Kriegshauptmann!

Gugnerrand: Unverſchämter! Ihr müßt den Befehlen des Königs gehorchen!

Floriment: Ich habe dreizehn Fähnlein unter meinem

---

war, wurden die Wappenſchilder oder die Liebespfänder Beider nebeneinander aufgehängt, denn in jenen ſchönen Zeiten des Ritterthums pflegte ein Ritter, der auf Abenteuer auszog, eine Kette, ein Armband oder etwas Derartiges, was er als Geſchenk von ſeiner Dame erhalten hatte, zu tragen. Die Aufforderung der andern Ritter beſtand nun darin, dem Gegner dieſe Zeichnung der Gunſt, um deren Willen er auf Abenteuer auszog (Les signes de son empriuse), wegzunehmen, — le délivrer, wie man es nannte. Daher kommt auch der Ausdruck: Délivrer un chevalier de trois coups de lance. Der Sieger hatte das Recht, ſich dieſe Liebespfänder anzueignen.

Banner, und werde Euch gehorchen, sobald der König Euch den Auftrag gegeben hat, die empörten Bauern zu bekriegen!

Der Seneschal: Um's Himmels willen, Ihr Ritter! zankt Euch nicht im Augenblick einer Schlacht. Ihr seyd Beide würdig, den Oberbefehl zu übernehmen, allein glaubt mir, Einigkeit thut uns vor Allem Noth — glaubt das einem alten Soldaten auf's Wort!

Olivier: Herr Seneschal, Ihr, der Ihr ja eine Bestallung von unserem erlauchten Herrn, dem Herzog von der Normandie, habt, seyd ihr unser Kriegshauptmann!

Perceval: Ja, er soll unser Anführer seyn!

Der Seneschal: Edle Herren, Ihr erweiset meinen weißen Haaren allzugroße Ehre! Ich habe nur wenige Soldaten unter meinem Banner, wählet lieber Einen von diesen tapfern Rittern hier!

Gautier: Nein, Seneschal! Ihr habt schon ein königliches Heer befehligt, Ihr müßt auch heute unser Anführer seyn!

Perceval: Ja, der Seneschal soll uns befehligen!

Olivier: Alle diejenigen, welche für den Seneschal stimmen, sollen ihre rechte Hand aufheben!

(Alle erheben die Hand, mit Ausnahme des Seneschals, Enguerrand's und Florimont's.)

Enguerrand: So ist's doch wenigstens nicht dieser unverschämte Fant!

Florimont: Nun wird uns wenigstens dieser Feigling nicht befehligen!

Olivier: Der edle Herr Seneschal ist unser Kriegshauptmann! Laßt nun die Banner und Fähnlein sein Banner begrüßen!

Gautier: Nun rasch an's Geschäft; was für einen Ruf nehmen wir zum Feldgeschrei?

Olivier: Es ist Sitte, daß man das Feldgeschrei des Feldhauptmanns zum Kriegsrufe annimmt.

Perceval: So muß man alſo rufen: Beaudouin dem Seneſchal!

Enguerrand: Edle Herren, der größte Theil unſerer Reiſigen und unſeres Kriegsgefolges kennt dieſen Ruf noch nicht: man ſollte daher einen annehmen, unter dem ſie ſchon gefochten haben!

Der Seneſchal: Ihr habt Recht, Meſſire Enguerrand. Ihr Herren Ritter, ich ſchlage Euch vor, zu rufen: Unſre liebe Frau von Bouſſies!

Florimont: Ich habe dreizehn Fähnchen unter meinem Banner, darum däucht es mir, als habe ich mehr Recht als irgend Einer, mein Feldgeſchrei vorzuſchlagen: De Courſy im rothen Löwen!

Gautier: O ja, er hat Recht; er führt dreizehn Fähnchen dem Heere zu!

Perceval: Was kümmern uns ſeine dreizehn Fähnchen? Der junge Burſche wird wohl warten können, bis ihm ein Bart gewachſen iſt, bevor er uns ſein Feldgeſchrei aufnöthigt!

Enguerrand: Der Ruf: Unſre liebe Frau von Bouſſies hat ſchon oft die Engländer erſchreckt!

Florimont: O ja, aber der Ruf hat, wie es ſcheint, nicht die Macht, Jacques Bonhomme zu erſchrecken!

Der Seneſchal: Laßt dieſen nutzloſen Streit ruhen, meine Herren! Jeder von Euch behalte für ſein Banner den eigenen Feldruf; allein Frankreich zu Ehren ſchlage ich vor, vor jedem Feldgeſchrei zu rufen: Montjoie St. Denis!

Alle: Montjoie St. Denis!

Der Seneſchal: Laßt uns nun unſern Angriffsplan entwerfen. Meſſire Olivier de Lauden und Meſſire Perceval de la Lege haben die Streifpartheien angeführt, und ſollen uns jetzt Rechenſchaft von dem ablegen, was ſie geſehen haben.

Olivier: Das wird bald geſchehen ſeyn. Die Schlachtordnung dieſer Landſtreicher iſt folgende: Zu ihrer Rechten läuft

ein tief eingeſchnittener Bach hin; ihre linke Flanke haben ſie mit ihren Karren gedeckt: ſie haben ſich in zwei Reihen aufgeſtellt und ihre Bogenſchützen an die Spitze vorgeſchoben.

Florimont: Dieſe Bauern äffen in der That unſere Kriegshauptleute nach — es iſt ein Afterbild von unſerer Kriegskunſt!

Der Seneſchal: Die Stellung, welche dieſe Bauern eingenommen haben, iſt ſtark und ſchwer zugänglich. Sie haben gewiß irgend einen engliſchen Fuchs bei ſich, der ihnen dazu gerathen, und ſie auf jenem Terrain aufgeſtellt hat.

Florimont: Wohlan denn, ſo wird's auch einigen Ruhm zu verdienen geben. Ich fürchte nur, ſie werden nicht auf uns warten wollen.

Der Seneſchal: Meſſire de Courſy, habt Ihr ſchon viele Schlachten mitgefochten?

Florimont: Meſſire Seneſchal, fragt Ihr mich, um Euch über meine Jugend luſtig zu machen?

Der Seneſchal: Ich ſpotte nicht, mein junger Mann. Ihr werdet heute einer Schlacht beiwohnen, und nicht einem Turnier auf ſtumpfe Lanzen. Ich kenne das Landvolk dieſer Gegend mit ſeinen langen Pfeilen und mächtigen Speeren. Glaubt mir, es wird einen heißen Tag geben!

Florimont: Wie, die Bauern ſollten ſich mit uns ſchlagen wollen? — Ei, geht doch, das will ich mir noch gefallen laſſen von dem bewaffneten Volk der Freiſchaaren, das ſich nicht entblödet hat, zu den Bauern zu ſtoßen.

Der Seneſchal: Meſſire Florimont, ich wünſche Euch, daß Ihr heute keine traurige Erfahrung über den Muth Eurer Landsleute machen möchtet!

(Der Wärwolf, von Kriegern bewacht, tritt auf.)

Ein Krieger: Meine edeln Herren, da bringen wir Euch einen Gefangenen, den wir ſoeben erwiſcht haben. Der vierſchrötige Burſche da hat uns ordentlich verhöhnt, und kam

ganz dicht in unſre Nähe; trotzdem aber hat er ſich doch wie wie ein Feigling ohne Kampf alsbald an uns ergeben, als wir ihn umzingelt hatten.

Der Seneſchal: Tritt heran, Bauer, und ſprich die Wahrheit, wenn Dir Dein Leben lieb iſt. Wie viel Köpfe zählt die Schaar der Bauern dort unten?

Der Wärwolf: Ei, ei, gnädiger Herr, was ſoll ich Euch denn darauf antworten?

Der Krieger (ſchlägt und bedroht ihn): Willſt Du gleich anders antworten, Spitzbube?

Der Seneſchal: Füge ihm kein Leid zu! Und Du, Bauer, höre mich an: wenn Du auf meine Fragen richtig antworteſt, will ich Dir das Leben ſchenken, und Du ſollſt noch überdem einen wollenen Mantel zum Lohn dafür erhalten.

Der Wärwolf: Monſeigneur, was kann ich Euch ſagen? wir ſind unſrer drei- bis viertauſend im allerhöchſten Fall. So iſt's, ſo wahr wir Alle hier ehrliche Leute ſind.

Der Seneſchal: Du willſt mich hintergehen, Spitzbube. Geſtern Abend waren Deine Spießgeſellen mindeſtens über achttauſend Mann ſtark.

Florimont: Ihr ſeyd alt, Seneſchal; und Eure Augen können ein Heer in Waffen nicht mehr überzählen! Es ſind gewiß nicht mehr als viertauſend Köpfe beiſammen!

Der Seneſchal: Meine Augen zeigen mir hier allerdings viertauſend Mann; aber meine Erfahrung ſagt mir, daß jene Sümpfe und Klüfte dort wenigſtens noch ebenſoviel beherbergen.

Der Wärwolf. O nein, gnädigſter Herr! Ihr habt uns ſo ſehr Furcht eingejagt, daß ſchon die Hälfte unſerer Leute entwichen iſt!

Florimont: Ich ſagte es ja zum Voraus, ſie werden uns noch Alle davon laufen! Friſch auf, meine Herren, wir wollen ſie angreifen!

Der Seneſchal (zum Wärwolf): Du ſchwatzeſt da die Rede nach, die Dir Dein Hauptmann angegeben hat; aber nimm Dich in Acht, Burſche, ich hätte große Luſt, Dir die Ohren abſchneiden zu laſſen!

Der Wärwolf: Ach, Monſeigneur, thut das nicht, das wäre ſchade!

Der Seneſchal: Wo ſind denn Deine Spießgeſellen?

Der Wärwolf: Ach, die Hälfte von ihnen iſt ſchon auf und davon gegangen, und auf die Andern darf man auch nicht mehr ſonderlich zählen. So haben wir jetzt nur noch die Engländer des Kapitäns Siward, der uns nicht hat verlaſſen können, weil er den Schenkel gebrochen hat; und die dort drunten, ſo etwa ihrer dreißig bis vierzig Pferde, das ſind die Navarreſen! Du lieber Gott, wenn's nur wenigſtens noch ihrer zweihundert wären!

Der Seneſchal: Du lügſt mit jedem Worte. Die hellen Rüſtungen, die dort im Sonnenſcheine gleißen, und die die ganze Mitte Eures Heerhaufens ausfüllen, deuten mir auf eine zahlreiche Schaar von den ausländiſchen Parteigängern.

Der Wärwolf: Haltet zu Gnaden, hochedler Herr, das iſt die Bande des Wärwolfs, ſammt der Hälfte der Bauern von Apremont. Die andere Hälfte iſt, wie Ihr wohl wißt, mit den Leuten von Genets unter den Hauptleuten Peter und Thomas vor der Burg Apremont zurückgeblieben, um im Lauf der Zeit das Schloß zu verbrennen.

Der Seneſchal: Woher haben denn die Bauern jene Sturmhauben genommen, die in der Sonne ſo hell blinken, und wie kommt es, daß ſie Pfähle vor ſich aufpflanzen, wie die Engländer?

Der Wärwolf: Was die Pickelhauben anlangt, Monſeigneur, ſo rührt dieß daher, daß die Bauern ſie mit Sand ſcheuern; — was aber die Pfähle anlangt, ſo denke ich, die Bauern thun's nur, weil ſie euch abhalten wollen, auf ſie los-

zureiten; aber ich fürchte immer, es hilft verdammt wenig gegen Eure guten Pferde.

Florimont: Heda, Seneſchal, was wollt Ihr denn von dieſem Dummkopf hier erfahren? Wozu die Zeit mit ſolchen Fragen vergeuden? ... Gebt das Signal, Herr Landvogt, und laßt uns die Bauern angreifen!

Der Seneſchal: Ich bin Euer Kriegsoberſter, und habe keine Befehle von Euch zu empfangen! — (Zum Wärwolf.) Höre, Burſche, wenn Du gelogen haſt, ſo wiſſe, daß der Strang Deiner wartet! Drum bedenke es wohl, ob Du mir nicht noch etwas zu ſagen haſt.

Der Wärwolf: Ich weiß nichts mehr, Monſeigneur; ich habe in Allem die Wahrheit geſagt!

Der Seneſchal: Führt ihn ab!

Der Wärwolf: Und wo bleibt denn mein wollener Mantel?

Der Seneſchal: Warte bis nach der Schlacht, ſo wird ſich's entſcheiden, ob Dir der Strang oder der Mantel zu Theil wird!

Der Wärwolf: Von welcher Farbe iſt der Mantel?

(Man führt ihn hinweg.)

Der Seneſchal: Was ſagt Ihr nun dazu, meine edlen Herren und Ritter?

Florimont: Mein Rath lautet: Laßt uns unverweilt zum Angriff blaſen!

Perceval: Dafür ſtimme ich auch!

Florimont: Laßt uns unſre Banner entfalten, die Speere ſenken, und dann im Galopp vorwärts!

Alle (mit Ausnahme des Seneſchals): Ja, vorwärts, in den Feind!

Der Seneſchal: Erlaubt mir, meine tapfern, edlen Herren, daß ich meine alte Erfahrung gegen Euren jungen Muth einſetze! Des Feindes Heereslinie iſt mit guten Bogenſchützen

beſetzt, die die Hälfte Eurer Pferde niederbolzen werden, bevor Ihr ihnen noch auf Speereslänge nahe rückt. Zudem hat es geſtern ſtark geregnet, der ganze Boden iſt aufgeweicht, und die Pferde werden bis zur Feſſel in den Koth einſinken; drum gienge mein Rath zunächſt dahin, es wäre beſſer, unſre Armbruſtſchützen voranzuſenden. Ihre Armbrüſte tragen weiter, als die Bogen der Bauern, und werden wohl bald die Reihen ihres ſchlecht bewaffneten Heeres lichten. Wir Andern und unſre Reiſigen wollen uns alsdann aus dem Sattel werfen, in dichte Haufen zuſammenſtellen, die Speere ausſtrecken, und fünf Mann hoch dicht gedrängt uns hintereinander ſtellen; auf dieſe Weiſe werden wir das Fußvolk, das wir voranſenden wollen, und die Verhut unterſtützen, und mit Gottes Hülfe den Rebellen bald den Todesſtoß verſetzen.

Florimont: Wie? wir ſollten uns von dem Pferde werfen, und hinter den Armbruſtſchützen drein zu Fuße kämpfen?

Olivier: Warum nicht gar? Vor Bauern aus dem Sattel zu ſteigen, rathet Ihr uns, als hätten wir's mit ſchwergerüſtetem engliſchem Fußvolk oder walloniſchen Reiſigen zu thun?

Perceval: Franzöſiſche Ritter müſſen zu Pferd fechten, wie ihre Ahnen es gethan!

Gautier: Franzöſiſche Ritter können gar nicht im Gemeng mit Armbruſtſchützen kämpfen [1]).

Der Seneſchal: Meine edlen Herren, denkt doch an die Schlacht von Poitiers!.... Im engliſchen Heere iſt der Ehrenplatz unter den Bogenſchützen!

Florimont: Zum Henker auch, was kümmern uns die Engländer und ihre Bräuche! Die franzöſiſche Ritterſchaft hat nicht nöthig, von irgend wem zu lernen, wie ſie ſich ſchlagen ſoll!

---

1) Dieſelbe Antwort gab Bayard, der bekannte Ritter ohne Furcht und Tadel, ſeiner Zeit dem Kaiſer Maximilian bei der Belagerung von Padua.

Der Seneſchal: Was werden uns die Pferde nützen in jener Art von Morast, wenn der Feind ſich zurückgezogen hat? Im offenen Kampfe und geordneter Schlachtlinie können wir ihnen nie die Spitze bieten.

Florimont: Ich bitte Euch, Seneſchal, laßt mich mit meinen Reiſigen allein dieſe Herde Bauern und Gauner auseinanderjagen. Ihr mögt dann hinterherkommen, und ſollt keine andere Mühe mehr haben, als die, die Bauern vollends totzuſchlagen, die wir niederwerfen werden.

Der Seneſchal: Junger Mann, glaubt einem Grauharte, der mehr ordentliche Schlachten erlebt hat, als Ihr ſtumpfe Lanzen gebrochen haben mögt!

Florimont: Was brauche ich dieſen Glauben? Ich verlaſſe mich auf mein Pferd und meine Sporen! Ich gelobe hier bei meiner Dame, bei allen wackern Rittern, und bei'm Reiher, deſſen Federn ich trage, daß ich mein Banner mitten im Lager der Rebellen aufſchlagen will!

Perceval: Und wir werden Euch Alle folgen!

Gautier: Mein Roß würde mich in voller Rüſtung durch einen Strom tragen!

Enguerrand: Meines Erachtens hat Meſſire Beaudouin Recht. Der Boden hier iſt nicht günſtig für einen Angriff zu Roſſe.

Olivier: Mein Pferd hat mich vierhundert Franken gekoſtet, und iſt mir, wenn ich Alles recht bedenke, zu lieb, als daß ich es durch den Pfeil eines Bauern buglahm gemacht wiſſen möchte!

Der Seneſchal: Ihr habt mich vorhin zu Eurem Kriegsoberſten ernannt, und mir ſteht nun das Recht zu, Gehorſam von Euch zu begehren. Die Armbruſtſchützen ſollen den Angriff beginnen, die Ritter und die Reiſigen abſitzen und ihnen zu Fuße folgen!

Florimont: Ich habe dreizehn Fähnlein unter meinem Banner, und werde nicht anders als zu Pferde kämpfen!

Gautier: Seht nur die Bauern dort an: unser Zögern hat sie schon so übermüthig gemacht, daß sie bereits ihre Bogenschützen vorausenden, um uns anzugreifen!

Florimont: Waffengefährten, sollen wir es dulden, daß die Bauern den ersten Pfeil abschießen? Entfaltet mein Banner, ich will dieses Gesindel unter den Hufen meiner Pferde zerstampfen!

Der Seneschal: Halt ein! Ich allein befehlige hier, und Niemand darf sich erlauben, ohne meinen Befehl anzugreifen. Eilt ab, edle Herren! — (Zu einem Offizier.) Ihr, mein Herr, bringt den Armbrustschützen den Befehl zum Vorrücken.

Der Offizier: Monseigneur, die Armbrustschützen haben vier Meilen in tiefem Koth zurückgelegt, und lassen Euch bitten, Ihr wollet sie nur ein Stündchen rasten lassen, bevor sie von Neuem zum Angriff vorrücken.

Florimont: Zum Henker auch, wirft dieses feige Gesindel sich auf, französischen Rittern Gesetze vorzuschreiben? — Bei'm heiligen Georg, laßt uns den Feind angreifen, und müßten wir darum diese Schurken hier unter die Hufen unserer Pferde treten [1])! Zu Pferde, meine Herren! Rührt Euch, mein Fähnlein! De Courcy im rothen Löwen!

Der Seneschal: Haltet ein, Messire Florimont, oder Ihr werdet uns Alle in's Verderben stürzen! Haltet ein, unbesonnener Jüngling! Ich befehle es Euch!

Florimont (wirft sich aufs Pferd): Ich nehme von Niemanden Befehle an, als von meiner Geliebten und vom Könige. — (Zu seinen Reitern.) Zu Pferde, meine Mannen! Senkt die Lanzen!

---

1) Eine derartige Unvorsichtigkeit und Tollkühnheit zog dem französischen Heere auch den Verlust der Schlacht von Azincourt zu.

De Courſy im rothen Löwen, und die ſchöne Matheline!

(Seine Trompeter blaſen, und er ſelbſt reitet mit ſeinem Gefolge davon.)

Gautier: Bei St. Denis und St. Jörgen, ich werde dieſen tapfern Ritter nicht im Stich laſſen, ich will ihm auf dem Fuße folgen: Sainte-Croix, voran!

(Reitet mit ſeinem Gefolge davon.)

Perceval: Mir nach, Ihr meine Mannen! Unſere liebe Frau von der Lege voran!

(Er reitet davon, und eine große Schaar von Rittern, welche der Seneſchal vergebens zurückzuhalten ſich bemüht, folgt ihm. Allgemeine Verwirrung. Der Wärwolf zu Pferde tritt auf.)

Der Wärwolf: Nun ſind ſie unſer! Sie ſind in die Falle gegangen! Jetzt will ich wieder zum Bogen greifen!

(Er ſagt im Galopp davon.)

Ein Reiſiger (zu Fuße den Wärwolf verfolgend): Haltet ihn! Faßt den Spitzbuben! Er hat meinen Gefährten erſchlagen, und mir mein Pferd geſtohlen.

(Tritt ab.)

Der Seneſchal (zu den Rittern und die bei ihm geblieben ſind): Die Unſinnigen! Sie verlaſſen mich, und wollen ſich kopfüber in jenen Moraſt ſtürzen, aus dem ſie nie wieder zurückkehren werden. Ihr, meine edlen Herren, Ihr wollt dem königlichen Banner Sieg verſchaffen; ſo folgt mir denn nun im Namen des heiligen Georg, und laßt uns das Unſere thun, damit wir wo möglich wieder gut machen, was ſie verſchuldet haben!

Olivier: Hört Ihr dieſes Geſchrei? Bei der Mimer unſerer lieben Frau, ſie reiten bei ihrem Angriff unſere eigenen Armbruſtſchützen zu Boden!

Der Seneſchal (ſchlägt ſich vor die Stirne): O über dieſe Unſinnigen, über dieſe Thoren!

Enguerrand: Seht nun hin, wie ſie ſchon jetzt im Kothe ſtecken, und die Bogenſchützen ſie niederſchießen, wie Vögel, die an der Leimruthe zappeln! — Heilige Jungfrau! Seht nur,

hin, wie jetzt von allen Seiten neue Scharen von Bogenſchützen zum Vorſchein kommen, die ſich zuvor verſteckt hatten. Seht nur, wie die Pferde des Meſſire de Coucy jetzt ſcharenweiſe unter ihren Pfeilen fallen. Ach, armer thörichter Jüngling, Du wirſt Deinen ritterlichen Stolz theuer genug bezahlen müſſen! Seneſchal, an Eurer Stelle würde ich ihn dort laſſen, wohin ihn ſeine Anmaßung und ſein Ehrgeiz gelockt haben.

Der Seneſchal: Pfui doch, Monſeigneur! — Laßt uns ihm zu Hülfe eilen, meine Ritter: er iſt zwar unbeſonnen, allein er hat doch Muth. Es wäre eine ewige Schande für uns, wenn wir ihn in dieſem ſchlimmen Stande zappeln ließen. Meſſire Enguerrand, ich bitte Euch, ſammelt ſo viel möglich unſrer zerſtreuten Armbruſtſchützen, und Ihr, Meſſire Olivier, folget mir! Laßt uns verſuchen, ob wir nicht durch den Sumpf dringen, wenn wir unſre Reißgen abſitzen und zu Fuße kämpfen laſſen. **Montjoie Saint-Denis**, zum Angriff!

Zwanzigſte Scene.

Ein kleiner Hügel in der Nähe des Schlachtfeldes. — Man hört aus der Ferne den Lärm der Schlacht.

Bruder Johann, Siward, Merand, Simon.

Bruder Johann: Laufe nach unſerer Wagenburg, Merand, und ſende unſern Leuten da vorne friſche Pfeile: die Köcher unſerer Bogenſchützen werden allmählich leer.

Merand: Das will ich ſogleich beſorgen.

(Rennt ab.)

Siward: Der Auftrag iſt ganz nach ſeinem Geſchmack; der liebt es auch nicht, den Stierkampf mehr aus der Nähe zu ſehen.

Simon (blickt in der Richtung des Schlachtfeldes hinaus): Taxt

dem lieben Gott und dem heiligen Leutfried, die adeligen Herren zanken dort im Sumpfe wie Vögel an der Leimruthe! Pfui, warum sind sie auch in die Falle gegangen!

Siward (zu Bruder Johann): Ei, wann werdet Ihr mir Urlaubniß geben, mich auch in den Handel zu mischen?

Bruder Johann: Diesen Augenblick, Kapitän! Thut jetzt einen kräftigen Einfall auf ihre Seite, aber weicht dem Mensch behutsam aus! Seht Ihr jenes Weiden- und Erlengebüsch dort unten? Jenseits desselben ist der Boden fest genug für Eure schwergepanzerten Reisigen. Nun frisch zum Angriff, Kapitän!

Siward: Ihr sollt gleich sehen, was ich zu leisten im Stande bin!

Bruder Johann: Haltet Euch zur Rechten von jenen zwei Pappelbäumen, habt Ihr alsdann festen Boden erreicht, so stürzet unbesorgt auf sie los, denn ich werde Euch mit meinen Pikenträgern tüchtig unterstützen.

Siward: Herbei Ihr Reisigen! Siward, Siward voran!

(Ab.)

Simon: Nun, und was sollen wir beginnen?

Bruder Johann: Sage Renaud, er solle sich nicht zu weit verwärts verlocken lassen, wenn er ihren linken Flügel verfolgt. — Hernach mußt Du sogleich zu mir stoßen, damit ich meine Speerträger verrücken lassen kann. Wir wollen nun der Heeresmacht des Herrschafts den Gnadenstoß geben.

Einundzwanzigste Scene.

Ein anderer Theil des Schlachtfeldes.

Der Seneschal, Olivier, Reisige (alle zu Fuß. Das Banner des Seneschals ist am Boden aufgepflanzt.)

Der Seneschal: Waffenbrüder, Ihr habt geschworen, dieses Banner hier vertheidigen zu wollen; seyd dieses Schwures eingedenk!

Olivier: Unsre Pferde sind dem Feinde in die Hände gefallen, — was soll aus uns werden?

Der Seneschal: Wir müssen siegen oder sterben. Brandnein dem Seneschal! Ach, wenn wir nur wenigstens hundert gute genuesische Armbrustschützen hier hätten — die würden den Feind in gebührender Ferne halten!

(Floriment zu Pierre, das Schwert in der Faust, mit zerrissenem Banner und von vor wenigen Kriegern begleitet, tritt auf.)

Der Seneschal (zu Floriment). Steht zu uns, Floriment! wir halten noch wacker Stand. — Nun, junger Mann, wollt Ihr in Zukunft einem alten Krieger glauben?

Floriment: Ach, Messire Seneschal, ich sehe es nun leider ein, daß durch mich Alles verloren worden ist; Ihr hattet Recht, mein tapferer alter Herr. Wollte Gott, ich wäre bei'm ersten Anlauf auf der Wahlstatt geblieben!

Der Seneschal: Wir wollen keiner Entmuthigung Raum geben, sondern Alle in'sgesammt unsere Bemühungen vereinigen, und unser Möglichstes thun, um die erlittene Scharte auszuwetzen; vielleicht gelingt es uns alsdann, uns mit Ehren aus der Schlinge zu ziehen. — Was ist aus Messire Gautier geworden?

Floriment: Er ist von einem Pfeile getroffen worden . . . Ach, Seneschal, ich habe es selbst mit angesehen, wie mehr als hundert Reisige von simpeln Bauern und Bogen-

ſchützen zuſammengeſchoſſen wurden, bevor ſie noch Hand an die Lanze legen konnten. Alle dieſe Tapfern haben um meinetwillen und durch meine Schuld den Tod erlitten!

Der Seneſchal: Ich hoffe noch, daß wir ... wenn Meſſire Gautier ... Doch gleichviel ... — (zu Floriment.) Ihr ſeid ja zu Pferd, Meſſire; lebt Ihr Meſſire Enguerrand nicht mehr?

Floriment: Der Feigling hat ſchon ſeit geraumer Zeit die Flucht ergriffen.

Der Seneſchal: So geſchehe denn Gottes Wille! Es bleibt uns keine Wahl mehr, als unſer Leben theuer zu verkaufen.

Floriment: Ja wohl, und rühmlich ſterben zu können iſt jetzt auch nur noch meine einzige Hoffnung. Aber Ihr, Herr Seneſchal, erhaltet Ihr dem König und dem Reiche ein Leben, das für Beide ſo koſtbar iſt. Nehmt Ihr mein Pferd, Meſſire; Es hat mich aus dem Sumpf gezogen und aus meiner Feinde Gewalt, und Euch wird es wohlbehalten nach Beauvais bringen.

(Er ſteigt vom Pferde.)

Der Seneſchal (drückt ihm die Hand). Tapferer junger Mann, ein Greis wie ich kann der Sache des Königs nicht viel mehr nützen! erhaltet Ihr ihm einen tapfern Ritter, dem es zwar an Erfahrung fehlte, der aber heute eine Erfahrung erworben hat, die ihm fünfzigjährige Dienſte kaum erſetzen könnten!

Floriment! Ich will meine Schande nicht erleben. Werft Euch ſchnell auf dieß Pferd, Herr Seneſchal; ſpäter wird Euch keine Zeit mehr dazu bleiben!

Der Seneſchal: Nein, nein, mein lieber Floriment! Ihr habt noch eine lange Reihe von Jahren vor Euch, um dieſe Niederlage zu rächen; — aber ich könnte vielleicht keine andere Gelegenheit mehr finden, auf einem Schlachtfelde zu ſterben!

Florimont: Bei'm heiligen Gott, ich werde hier bleiben! Besteigt Ihr dieß Roß, ehrwürdiger Herr, tragt diese Schärpe zu Matheline de Harvedanne, und sagt ihr...

Der Seneschal: Ich habe geschworen, das Banner des Königs zu vertheidigen, und ich will bei demselben aushalten, so lange ich nur noch einen Athemzug habe...

Florimont: Wohlan denn, so sterben wir zusammen! (Er tötet sein Pferd nieder.)

Der Seneschal: Was macht Ihr da?

Florimont: Es soll zum wenigsten von keinem gemeinen Bauern bestiegen werden. — Umarmt mich, mein Vater, und vergebt mir meine thörichte verderbliche Anmaßung!

Der Seneschal (umarmt und küßt ihn): Unglücklicher, wackerer Jüngling, Du beraubst Frankreich eines kühnen tapfern Ritters!

Florimont (zu seinen Reisigen): Rollt mein Banner auf; es ist nicht würdig, neben dem des Seneschals zu wallen. — Seht, meine Freunde, dieses hier müssen wir jetzt vertheidigen. Montjoie Saint-Denis. Beaudouin dem Seneschal!

Der Seneschal (schlägt das Zeichen des Kreuzes): Schließt jetzt die Reihen, sie rücken heran!

(Es treten auf: Brown, Siward, der Wärwolf, Abenteurer und Bauern.)

Brown: Laßt uns nur gewahren, meine tapferen Herren! rückt ja nicht vor, sonst spießt Ihr Euch an ihren Lanzen auf. Heran zu mir, Wärwolf! Das gibt ein hübsches Ziel für unsere Pfeile! Laß sehen, wer von uns Beiden am besten ein mailändisch Panzerstück wird durchbohren können!

Der Wärwolf: Ja, laß sehen, tapferer Engländer! Es gilt dem goldnen Helme dort!

(Gleicht; das Haar des Seneschals unterliegt nach einem harten, verzweiflungsvollen Widerstand.)

Der Seneſchal (zum Tode getroffen): Mein Gott, verzeih mir alle meine Sünden!

(Er ſtürzt zuſammen.)

Flerimont: Heda! Wagt denn Keiner, ſich mir zu nähern? Soll ich denn nicht ſterben können? — (Er ſtürzt von zwei Pfeilen getroffen zu Boden.) Ha, wenn es doch wenigſtens die Lanze eines Ritters wäre, die mich fällt ... Jeſus ...

(Er ſtirbt.)

Brown: Das war mein Geſchoß!

Der Wärwolf: Nein, in's Teufels Namen! der Schuß war mein!

Brown: Er ſtürzte zuſammen, als ich geſchoſſen hatte!

Der Wärwolf: Ich zielte ihm auf's Ohr, dort wo der Helm am dünnſten iſt.

Brown: Und ich auf's Herz!

Der Wärwolf: Meiner Treu, er hat einen Pfeil im Ohre, und einen im Herzen ſtecken. Glück auf, Kamerad, ich zolle Dir mein Lob!

Brown: Und ich Dir das meinige!

Olivier (zu Siward): Gnade, Herr Ritter; gebt mir Gnade!

Siward: Seyd Ihr von Adel? Seyd Ihr reich?

Olivier: Ja, Kapitän, ich kann Euch ein tüchtiges Löſegeld zahlen!

Siward: Ziehet Euren Handſchuh ab [1]), Ihr ſeyd mein Gefangener!

Der Wärwolf: Wie! was? ein Gefangener? Einen Edelmann gefangen nehmen? Bei Unſerer Lieben Frau, das dulde ich nicht. Stoßt ihn nieder, bei'm heiligen Alixantin!

(Er ſticht Olivier.)

1) Dieß war die Art, auf welche man die Ritter und Reiſigen als Gefangene bezeichnete, ſowohl, daß ſie dem Morde entgingen, als auch, damit der Sieger ſeine Gefangene durch den Handſchuh, den er bei ſich behielt, von den Gefangenen ſeiner Waffenbrüder unterſchied.

Siward: Wie? Du Spitzbube! Du wagſt es, meinen Gefangenen umzubringen?

Der Wärwolf: Wir ſchlagen uns nicht allein, um Geld zu gewinnen, ſondern mehr noch, um dieſe Race des Adels zu vertilgen. Es darf kein Quartier gegeben werden, verſteht Ihr mich, Kapitän?

Siward: Ich weiß nicht, was mich abhalten ſollte....

Simon (zum ers; zu Siward): Kapitän, der Vater Johann ſchickt mich nach Euch. Der Feind vertheidigt ſich noch in der Wagenburg, die er aus ſeinen Packwägen gebildet hat; es ſoll heißen, ſagt man, eine tüchtige Beute zu machen ſeyn.

Brown: Bei Judas' Bart, zerre Euch nicht lange um Lumpereien herum! Vorwärts, ſtürmt die Wagenburg!

Siward: Vorwärts, Kameraden!

Der Wärwolf: Zu mir heran, ihr Wölfe!

(Alle ab.)

Zweiundzwanzigſte Scene.

Das Schlachtfeld der aufrühreriſchen Bauern auf dem Schlachtfelde.

Brown, der Wärwolf (ihnen während beſtimmen).

Brown: Ich hab' Dir ſchon geſagt, mein Junge, wir können nun nicht mehr mit einander hadern. Wir haben mit einander aus demſelben Humpen getrunken; Du haſt mir Deinen Bogen gegeben, und Du führſt jetzt den meinigen. Beim Blitz, ich hätte ihn keinem Andern gegeben, und hätte er mir auch ſo viel Roſenobel dafür geboten, als ich je Pfeile damit abgeſchoſſen habe. Allein trotz alledem, mein tapferer Wolf, bin ich Dir doch herzlich böſe. Den Teufel auch, Du magſt mir ſagen, was Du willſt, Du hatteſt doch Unrecht! Du hätteſt den Herrn vom Adel nicht niederſtoßen ſollen, nachdem ihn der

Kapitän Siward einmal für ſeinen Gefangenen erklärt hatte. Das durfteſt Du gar nicht.

Der Wärwolf: Der Teufel ſoll mich holen, Kamerad, wenn ich mir die Hälfte von alledem von einem Andern ſagen ließe, als von Dir! — Ihr Engländer Alle betreibt den Krieg wie 'ne Art Handelſchaft.

Brown: Pox Hölle und Teufel, thun wir daran nicht ganz recht?

Der Wärwolf: O ja, auch ich ſehe es gerne, daß ich mit Schwert und Degen mir Geld verdiene. Aber ich haſſe die Herren vom Adel dermaßen, daß ich meines Bedünkens um das Vergnügen, Einen davon abſchlachten zu dürfen, auf die ganze Beute von dieſem Kriege verzichten würde!

Brown: Das Recht in eines Jeden Belieben. Weil Dir's aber Niemand wehrt, darin Deinem eigenen Sinn zu folgen, ſo mußt Du drüm Andern auch die Andern nach ihrem Belieben gewähren laſſen. Der Kapitän iſt teufelswild, und ſchwört, Du habeſt ihn um mehr als dreitauſend Franken gebracht.

Der Wärwolf: Was liegt mir daran! mir hat's für mehr als zehntauſend Franken Vergnügen gemacht. Bah, wer einmal todt iſt, den laß kalt ſein. Da, ſchau Dir einmal dieſe Keule hier an, Herr, ich habe dreiunddreißig Kerben in den Griff geſchnitten. Weißt Du nun, was das heißen ſoll?

Brown: Nein, das verſtehe ich nicht.

Der Wärwolf: Das heißt, daß ich für meinen Theil allein dreiunddreißig Herren vom Adel oder Edelknaben erſchlagen habe; und ich habe den Schwur gethan, nicht eher wieder in ein Bett zu liegen, als bis ich auf ein halbes Hundert von dieſen Burſchen gekommen bin. Hoffentlich ſoll mir mein alter Erbfeind, der Herr von Ayrement, bald eine Kerbe mehr für meine Keule liefern.

Brown: Nur drauf, mein Wölfchen! ſchlage Du todt, ſoviel Du willſt, aber laß Dir's nicht beigehen, die Gefangenen

Anderer anzubringen. Verſprich mir, mein Jüngelchen, daß Du das in Zukunft nicht mehr thuſt.

Der Wärwolf: Meinetwegen denn, ich bin ja Dein guter Freund! Dir will ich's wohl verſprechen, aber Deinem Hauptmann nicht, denn um den kümmre ich mich nicht ſo viel, als um einen zerbrochenen Pfeil.

Brown: Na, Du biſt ein wackerer Kerl; das heißt wohl geſprochen. Du biſt die Perle aller Franzoſen. Ich bin aber auch Dein guter Freund, der Henker ſoll mich holen! Sieh, Wärwolf, wir könnten uns eines Tages unter zwei feindlichen Bannern begegnen, aber bei'm heiligen Georg! wenn ich meinen Bogen gegen Dich ſpannen würde, — meiner Treu, der Schuß würde fehlen, drauf geb' ich Dir mein Wort.

Der Wärwolf: Gib mir einen Kuß, Gevatter; ſo! und nun laß uns noch Eins auf unſre Freundſchaft trinken.

Brown: Von Herzen gern, ich will Dir gleich eine ganze Pinte zutrinken!

Der Wärwolf: Gib mir den Humpen, Kamerad, daß ich dir Beſcheid thue. Wir ſind juſt wie St. Caſtor und St. Pollux, die zwei geſchickteſten Bogenſchützen und das beſte Freundespaar von der Welt!

Brown: St. Caſtor und St. Pollux, was waren denn das für Landsleute?

Der Wärwolf: Der Eine war ein Franzoſe, der Eine ein Engländer, juſt wie wir!

Brown: Na, auf ihre Geſundheit, ſie ſollen Beide leben!

Der Wärwolf: So! wenn nun noch ein Reſtchen Wein übrig geblieben iſt, ſo laß uns auf die Liga der Gemeinden und auf's Wohl des Pater Johann trinken.

Brown: Je nun, Dein Pater Johann gefällt mir nicht ſonderlich.

Der Wärwolf: Warum denn?

Brown: Ich seh's nicht gerne, daß so'n Pfaff in schwarzer Kutte wackere Leute im Harnisch befehligt.

Der Wärwolf: Nicht wahr, Du hättest lieber, daß uns so'n Ritter befehligte, der vom Kopf bis zu Fuß dicht in Eisen gekleidet ist, und gewaltig dicke thut, weil man ihn kaum mit einer Stecknadel stechen könnte?

Brown: Nicht doch, Du weißt ja, was ich von den geharnischten Burschen denke. Allein meiner Treu, der Schuster soll bei'm Leisten bleiben. So'n Glatzkopf und Kuttenhengst als General ist gar nicht nach meinem Guste, und der unsere will nicht einmal, daß man vom Heere weglaufe, um zu plündern. Dann will der Bursch uns hindern, ein Mädel auch nur anzurühren, damit Alles geschehe, was in einem regelmäßigen Kriege beobachtet wird. Zudem hält er uns von Zeit zu Zeit lange Predigten und Standreden, die ich gar nicht mag.

Der Wärwolf: Ei nun, ich für mein Theil laß ihn reden, und thu', was mir beliebt.

Brown: Wohin wird er uns denn noch führen? Will er denn nach dem alten Neste Ayrement zurückkehren?

Der Wärwolf: Vermuthlich wird er das; der alte Baron hält sich dort noch.

Brown: Wir thäten besser daran, wenn wir gerade auszögen und das Land vor uns plünderten; da hätten wir wenigstens einen Landstrich, der noch reich ist, und bei dem uns nicht bloß die Nachlese bliebe.

Der Wärwolf: Da kommt der Pater Johann; er soll uns nun selbst sagen, was Du von ihm wissen willst.

(Bruder Johann tritt auf.)

Bruder Johann: Frank, Du mußt Dich jetzt nach Ayrement begeben, und der Belagerung anwohnen, denn Thomas läßt mir sagen, Peter schone den Feind. Das muß nun aufhören: das Schloß muß genommen werden, und kein adelicher Herr darf mehr im Rücken unseres Heeres stehen bleiben.

Der Wärwolf: Ha, dacht ich's doch, daß dieser Peter ein Spitzbube iſt! Ich habe ihm auch von jeher nicht getraut.

Bruder Johann: Wir Andern wollen auf Beauvais zu marſchiren, denn ich habe in Erfahrung gebracht, daß wir dort gute Freunde finden werden, die nur auf unſere Ankunft warten, die Beſatzung zu verjagen, und uns die Thore der Stadt zu öffnen.

Brown: Ja, fort nach Beauvais! Bei'm Wetter, Pater, Ihr habt da einen trefflichen Einfall! Das iſt 'ne hübſche Stadt, wenn's auf's Plündern ankommt.

Der Wärwolf: Alle Teufel, wie ſchade, daß ich nicht dabei ſeyn darf!

Bruder Johann: Gib Dich nur zufrieden, das Heer ſoll Dir Deinen Antheil an der Beute aufheben. Spute Dich nur tüchtig, daß Du zur Belagerung von Apremont kommſt und gib mir bald Nachrichten von dort. Haben wir erſt Beauvais eingenommen, ſo will ich Dir im Nothfall gerne ein Tauſend tüchtiger Burſchen zum Beiſtande ſenden.

Der Wärwolf: Ihr ſollt bald von mir reden hören! — Fahr' wohl, Kamerad! — (Er drückt Brown die Hand und tritt ab.)

Brown: Gehab' Dich wohl! Viel Glück!

(Alle ab.)

Dreiundzwanzigſte Scene.

Beauvais. — Ein Gemach im Rathhauſe.

Coupeland, Mailly, Laguyard, Bourré, Schöffen und Bürger.

Coupeland: Und iſt die Nachricht wirklich wahr?

Mailly: Buchſtäblich wahr, Nachbar.

Laguyard: Meſſire Enguerrand de Bouiſſies iſt mit dem Reſt ſeiner Reiſigen durch die Stadt gezogen; ſie waren Alle

bis zum Tode müde, und einige davon ſchwer verwundet. Nun bleibt uns nichts mehr, als etwa noch hundert Armbruſtſchützen.

Beurré: Gewiß und wahr iſt es, daß die Sachen des Adels jetzt ganz ſchlimm ſtehen, denn Meſſire Enguerrand, der doch ſonſt ſo hochmüthig und ſtolz iſt, ließ heute früh recht erbärmlich das Maul hangen, wie man im gemeinen Leben ſagt. Auf der Gaſſe traf ich mit ihm zuſammen, und er hatte mich nicht ſobald geſehen, als er ſchon an die Mütze ſtach und auf mich zukam. Ach, mein lieber Beurré, ſagt er, wie gehts Euch? — Schön Dank, Monſeigneur, ſag' ich, 's geht Gottlob leidlich. — Und Eure Hausfrau? fragt er: Eure lieben Kleinen? — Je nun, auch leidentlich, Gott ſey Dank, ſag' ich. — Und das Gewerbe? — Je nun, ziemlich flau, ſag' ich; Ihr wißt ja, die Wolle ſchlagt auf. — Ach ja, lieber Freund, ſagt er, Ihr habt wohl auch ſchon ſonder Zweifel erfahren, daß im Apremont'ſchen drüben die Bauern aufgeſtanden ſind? Die Hauptleute der Freiſchaaren, Abenteurer und Landſchaden ſind zu ihnen geſtoßen. Geſtern ſind wir mit ihnen handgemein geworden, und ſie haben eine zahlreiche Schaar auf unſre liebe Stadt losgeſchickt, der nun die heilige Jungfrau gnädig ſeyn möge! — Wie? frag' ich, iſt das wirklich wahr? — Ja, ſagt er, ich will eben fortreiten und Entſatzmannſchaft und Hülfstruppen holen. Meine Bogenſchützen aber laſſe ich Euch hier. Zudem, ſetzte er noch hinzu, rechnet Seine Gnaden, der Herr Herzog, mit Beſtimmtheit auf Euch. Er kennt ſeine guten Bürger von Beauvais, und wartet nur auf einen Anlaß, um ihnen neue Freiheiten zu gewähren! — Drauf warf er ſich auf's Pferd, und ritt mit ſeinen Reiſigen und allem Adel, der noch in der Stadt war, von dannen.

Goupeland: Wie? Und dieſe erbärmlichen Bauern wagen es, auf unſere Stadt heranzurücken?

Mailly: Hat Meſſire Enguerrand nicht geſagt, ob die Bauern zahlreich ſeyen?

Lagnyard: Ich weiß aus guter Quelle, daß alle Dör-

ſer aufgeſtanden ſind. Sie haben die engliſchen und navarreſiſchen Kapitäne bei ſich; man nennt ſchon Siward, der aus der Haft entſprungen, Perducas, Euſtach v. Lancignac, den Baron Galas, und Gott weiß wie viele andere Landſchaden.

Bourré: Wenn ein Bär aus dem Holze bricht, laufen die Wölfe und die Füchſe mit ihm, um einen Antheil an der Beute zu bekommen.

Mailly: Wir aber vergeuden hier unſere Zeit. Die aufrühreriſchen Bauern rücken heran; ſie haben einiges Volk vor Meſſire Gilbert's Burg gelaſſen, allein alle Andern ſammt den Abenteurern und einem Mönche, der ſie führt, ziehen gen Beauvais heran.

Lagnyard: Bei Gott, der Fall iſt dringend, und wir haben nur hundert Bogenſchützen in der Stadt.

Bourré: Wir können aber die große Glocke läuten und die Zünfte bewaffnen!

Coupeland: Die Zünfte bewaffnen? — Gemach, ſo weit ſind wir Gottlob noch nicht! Peſtilenz, welch' ein thörichter Einfall wäre das, dem Pöbel Waffen in die Hände zu geben!

Lagnyard: Das Geſindel iſt uns nicht gewogen, und wenn es erſt die Waffen in der Hand fühlte, würde es uns bald Geſetze vorſchreiben wollen!

Mailly: Allerdings, aber dennoch müſſen wir zu einem Entſchluſſe kommen.

Bourré: Wollt Ihr Beauvais den Bauern in die Hände fallen laſſen?

Coupeland: Nein, wahrlich nicht.

Bourré: So müſſen wir wohl die Zünfte bewaffnen, daß ſie ſich für uns wehren. Oder wollen wir nicht lieber den Bauern Geld geben, daß ſie uns ungeſchoren laſſen? Sie ſagen ja, ſie haben es nur auf den Adel abgeſehen.

Coupeland: Das Patrizіat, wenn es ſo alt iſt, wie z. B. das meinige, iſt ſo gut, wie der Adel.

Mailly: Und wir sollen schon wieder Geld hergeben? wir sollen immer nur anszahlen? ...

Lagnyart: Es kostet sanre Mühe, einen Gulden zu verdienen; soll man ihn nun gleich, sobald man ihn in der Tasche hat, solchem Gesindel hingeben?

Bourré: Thut, was Euch gut dünckt, Gevattern; aber spntet Euch nur mit der Entscheidung!

Courcland: Wir wollen die ganze Kleinbürgerschaft auf die Mauern schicken; denn sie hat von den Bauern ebenso viel zu fürchten, als wir selbst. Wir aber wollen hier bleiben und unsre Befehle geben, oder wenn's Euch beliebt, auf den Thurm steigen und nachsehen, ob Jedweder an seinem Posten ist.

Bourré: Ich fürchte nur, die Bürger werden sich nicht sonderlich wacker halten; das Volk von den Zünften wäre besser zum Dreinschlagen.

Courcland: Man muß den Bürgern sagen, Seine Gnaden der Herr Herzog werde ihnen neue Freiheiten geben, wenn sie sich tüchtig halten.

Bourré: Schon recht, aber werden sie uns auch glauben? Der König, Gott segne ihn! hatte uns neue Privilegien und Verrechte dafür versprochen, daß wir die Stadt gegen den Engländer vertheidigten, aber Gott weiß, wir spitzen noch heute den Mund vergebens nach diesen Verrechten.

Courcland: Bah! bah! die Gefahr ist vielleicht nicht so dringend, als man sich vorstellt. Unsre Mauern sind hoch, und die Gräben mit Wasser gefüllt.

(Ein Bürger tritt ein.)

Mailly: Was gibt es? Was habt Ihr, Meister Mauclerc?

Der Bürger: Hochwürdiger Herr, man sieht 'ne große Staubwolke jenseits vom St. Johannisthore. Schon haben sich ein dreißig Plänkler etwa eine Bogenschußweite vom Thore gezeigt.

Bourré: Und unsre Armbrustschützen, was beginnen sie?

Der Bürger: Sie ſind mit etlichen Bürgern auf den Mauern; aber ſie drohen, wieder herabzukommen, wenn man ihnen nicht bald zu Hülfe eilt. Andrerſeits heben die Handwerker und die Leute von den Zünften bereits an zu murren und wildes Geſchrei auszuſtoßen, und reden ſchon davon, gemeinſame Sache mit den Bauern zu machen.

Coupeland: Heilige Jungfrau, das wäre das Allerſchlimmſte!

Mailly: Wie? Dieſe Halunken ſollten es wagen, ſich wider Die aufzulehnen, die ihnen Brod geben?

Laguyart: Meine Arbeiter ſind ſchon ſeit ſechs Wochen nicht mehr bezahlt worden, und ich fürchte faſt, ſie laſſen ſich zu einem dummen Streich verleiten.

Ein Thürſteher vom Rathhauſe (haſtig eintretend): Die Leute von den Zünften pochen drunten an die Thüre, und verlangen, mit dem Rath der Stadt zu reden.

Coupeland: Um ſo beſſer; ſie kommen wahrſcheinlich, um uns ihre Hülfe anzubieten, und man muß den wackern Leuten Waffen geben. Laßt ſie nur gleich eintreten!

(Ein paar Handwerksgeſellen und Arbeiter treten auf.)

Bourré: Heda, lieben Freunde! Ihr kommt wohl, meine Jungen, um uns wider unſre Feinde zu helfen? Ihr wollt uns wohl Eure Dienſte anbieten, nicht wahr?

Ein Arbeiter: Ja, Meiſter; aber zuvor möcht ich wohl ein Wörtchen mit Euch reden, wenn's die hochmögende Geſellſchaft erlaubt!

Mailly: Rede nur, Gevatter! Mach' gar keine Umſtände, guter Freund!

Coupeland: Reicht doch dem wackern Mann hier ein Glas Wein zur Stärkung.

Laguyart: Was macht Deine Frau, Gevatter?

Der Arbeiter: Sie liegt eben mit ihrem Siebenten in den Wehen.

Coupelaud: Ein wackerer Mann, der dem König sieben Kinder geschenkt hat. Wie viel Knaben habt Ihr darunter, guter Freund?

Der Arbeiter: Fünfe, mit Respekt zu melden, Meister!

Coupelaud: Du kommst gewiß, um Waffen von uns zu verlangen, nicht wahr?

Der Arbeiter (nimmt ein Glas Wein, das man ihm gebracht hat): Ich trinke auf's Wohl der ganzen ehrenwerthen Versammlung, hochmögende Herren!

Bourré: Danke, guter Freund. — Nun zur Sache!

Der Arbeiter: Je nun, Meister, die Wollkammer — mit Respekt zu vermelden, lieber Meister und ganze ehrenfeste Versammlung! — Die Wollkammer haben mich hieher gesandt, um Euch zu bitten .... Aber ich bin eigentlich nicht so keck, Euch Alles vorzutragen ...

Coupelaud: Redet nur, wackerer Mann!

Der Arbeiter: In Gottes Namen denn! — Seht, Meister, die Wollkammer — mit Respekt zu vermelden — verdienen täglich nicht mehr, als dreißig Heller, was im Grunde verdammt wenig ist, wenn man Weib und Kinder zu verhalten hat, wie unser Einer. Da geht es denn, Gott weiß es, knapp genug her, derentwegen ... schlagen wir Euch vor ... das heißt, wir bitten Euch, ... Ihr wollet uns in Zukunft sechzig Heller Tagelohn anstatt dreißig bezahlen.

Coupelaud: Sechzig Heller, Du Spitzbube? Sechzig Heller, anstatt dreißig!

Mailly: Wie? Du hast die Unverschämtheit, uns das in's Gesicht hinein vorzuschlagen?

Laguyart: Gebt mir 'ne Peitsche, sag' ich, daß ich ihn durchprügle!

Bourré (leise): Nur sachte, lieben Freunde, der Feind ist vor den Thoren! — (Zu dem Arbeiter). Du willst sechzig Heller Tagelohn, sagst Du?

Der Arbeiter: Das heißt, ich will's nicht allein, Meiſter, ſondern alle Wollkämmer ſammt und ſonders, vor Euer Ehren zu reden!

Coupeland: Ei Du Hallunke, ich hätte nicht übel Luſt, Dich dafür einſtecken zu laſſen!

Mailly: Man ſollte ihn hängen laſſen, um an ihm ein Exempel zu ſtatuiren.

Bourré: Heda, ihr Herren, es iſt jetzt nicht Zeit, Luftſchlöſſer zu bauen oder leere Drohworte zu wechſeln. — (Zu dem Arbeiter.) Entferne Dich auf einen Augenblick, mein wackerer Mann; es ſoll Dir dann alsbald ein Beſcheid werden!

(Der Arbeiter tritt ab.)

Coupeland: Sechzig Pfennige! Ich wollte, ſechzig Schock Teufel hätten ihn bei'm Kragen!

Bourré: Aber bedenkt doch, Nachbar!... Ei ſeht doch, was ſucht denn der Glöckner hier bei uns?

Der Glöckner (tritt ein): Hochmögende Herren, die Bauern rufen mit lautem Geſchrei Handwerker und Geſellen zum Aufſtande auf. Das reiſige Volk von den Freiſchaaren iſt abgeſtiegen, hat die Lanzen eingelegt, und rüſtet ſich zum Sturme. Alle krächzen wie die Raben nach Plünderung!

Bourré: Säumt nicht länger, Nachbarn; wir wollen gewähren, was ſie von uns verlangen.

Coupeland: Du liebe Zeit! Sechzig Heller! Das muß uns Alle endlich ruiniren!

Bourré: Wollt Ihr lieber Euch plündern und brandſchatzen laſſen?

Laguyart: Sechzig Heller! Es iſt viel, aber wir müſſen wohl in den ſauren Apfel beißen.

Mailly: In günſtigeren Zeiten ſollen ſie uns das wieder entgelten. Laßt nur jetzt dieſen Burſchen wieder hereinkommen!

(Der Arbeiter tritt ein.)

Bourré: Ihr ſollt in Zukunft ſechzig Heller Tagelohn

haben, guter Freund, aber begebt Euch jetzt nur haſtig auf die Mauern!

Der Arbeiter: Sechzig Heller iſt verdammt wenig, lieber Meiſter. Die Wollkämmer möchten gerne achtzig bekommen, wenn's Euch genehm wäre, Ihr Herren!

Coupelaud: Ha, verdammter Spitzbube, haſt Du nicht ſo eben noch nur ſechszig verlangt?

Der Arbeiter: Seht, Meiſter, das war ein Irrthum von mir. Ich hatte mich in der Summe geſtoßen, denn unſer Eins iſt nicht gewohnt, mit Geld zu verkehren.

Bourré: Fort auf die Mauern! Unſern Handel können wir ein andermal abſchließen!

Laguyart: Hört Ihr dieß Geſchrei?

Stimmen (hinter der Scene): Es leben die Zünfte! Nieder mit den Altbürgern! Greift zu den Waffen!

Coupelaud: O weh, ſie empören ſich!

Bourré: Nun ja, Ihr ſollt hinfort achtzig Heller Tagelohn bekommen!

Mehrere Arbeiter (ſtürzen mit Lärm und Geſchrei zur Thüre herein): Wir wollen zwölf Sous Tagelohn, und Wein anſtatt des Bieres, und die ganze Woche vollauf zu thun!

Coupelaud: Was ſagt Ihr da, Ihr Schurken?

Bourré: Nun iſt Alles aus — wir ſind verloren! Ich eile jetzt ſpornſtreichs nach Hauſe, damit ich wenigſtens noch etwas in Sicherheit bringen kann.

(Er ſtürzt hinaus.)

Die Arbeiter: Zwölf Sous, oder Plünderung! Plünderung!

Coupelaud: Der Strang ſoll Euch Allen werden, Ihr Taugenichſe!

Der Rottenmeiſter der Armbruſtſchützen (tritt auf): Hochmögende Herren, wir können nicht mehr länger allein die Mauern vertheidigen. Die Zünfte ſchleudern ſchon Steine nach

uns, und drohen uns zu steinigen, und viel waghalsige Gesellen bieten den Bauern schon Stricke und Leitern hinab.

Coupeland: Du lieber Gott, was sollen wir beginnen? — Ach, liebe heilige Jungfrau von Beauvais, ich gelobe Dir einen silbernen Leuchter, so hoch wie ich selber bin... wenn Du...

Die Arbeiter: Zwanzig Sous Tagelohn oder wir stecken Euch den rothen Hahn auf's Dach, und heben zu plündern an.

Coupeland, Mailly, Laguyart (Alle in einem Athem): Lieben Kinder! Lieben Leutchen! Guten Freunde!...

Die Arbeiter: Plündert! Plündert!

Coupeland: Lieben Kinder, so hört mich doch!...

Die Arbeiter: Plündert! Plündert! Nieder mit den Reichen! Schlagt die Altbürger todt!

Stimmen (hinter der Scene): Sie sind herein! Plündert! Steckt den Reichen den rothen Hahn auf's Dach! Plundert die Altbürger!

Coupeland, Laguyart, Mailly: Barmherziger Gott! Man will uns todtschlagen! Rettet Euch! Rettet Euch!

(Sie flüchten sich eiligst.)

Bauern und Abenteurer (hinter der Scene): Leutfried! Gewonnen Spiel! Plündert die Altbürger! Schlagt sie todt!

Die Arbeiter: Nieder mit den Bürgern! Plündert sie! Es leben die Zünfte!

(Alle ab.)

Vierundzwanzigſte Scene.

Ein Gemach im Schloſſe Apremont.

Gilbert v. Apremont (ſchwer verwundet und auf einen Stock geſtützt), Iſabelle.

Iſabelle: Kommt nur wieder herein, Vater: glaubt mir, Ihr ſeyd noch zu ſchwach, um die Stube zu verlaſſen.

Gilbert v. Apremont: Meine Wunde iſt nicht von Bedeutung, ich bin zu lange ſchon im Bett gelegen, und möchte jetzt einmal wieder dieſe Schurken ſehen.

Iſabelle: Aber Ihr könnt ja kaum gehen, Ihr könnt noch keinen Harniſch anlegen, und ihre Bogenſchützen ſind ſtets auf der Lauer!

Gilbert v. Apremont: Thut nichts, ich will nicht in meinem Bette ſterben. Mein Vater blieb bei Crecy, meine Ahnen ſind Alle auf einem Schlachtfelde geblieben ... Und ich, der letzte meines Hauſes, ſollte im Bette ſterben? — Mein Sohn! Mein armer Sohn! Ich hätte nie geglaubt, daß er mir vorangehen werde!

Iſabelle: Nur Muth, mein guter Vater! Noch iſt nicht Alles verloren, denn man ſagt, das Schloß könne ſich noch lange halten.

Gilbert v. Apremont: Ha, welch' ein Gedanke! Die Burg Gottfrieds v. Apremont ſoll den Bauern in die Hände fallen, weil es ihren Vertheidigern an Brod fehlt? Die Burg Apremont, vor der ſchon achtzig Fähnlein auf einmal ihr Volk gelagert, die zweitauſend Lanzen ſchon Widerſtand geleiſtet hat...

Iſabelle: Es bleibt uns noch etwas Mehl .... Unſre Freunde werden uns überdem bald zu Hülfe eilen.

Gilbert v. Apremont: Zu Hülfe? Die Bauern hatten nur allzuſehr Recht. Ich habe dem Kopf meines alten

Freundes, des Seneſchals, und ſein Banner deutlich erkannt. Die Landſchaden und die Abenteurer haben den Adel des Beauvoiſis geſchlagen, denn die Bauern hätten nie dem erſten Angriff der Ritter Stand halten können. Heilige Jungfrau! Hat man's ſchon erlebt, daß Ritter — denn jener Siward iſt ein Ritter — ſich zu den Bauern geſchlagen haben, um Edelleute hinzuwürgen!

Iſabelle: Wenn ihnen auch dieſer Sieg gewiß wäre, ſo haben ſie doch noch nicht Beauvais, die feſte Stadt genommen; und wenn ſie es wagen ſollten, vor die Stadt zu ziehen, und die Belagerung anzuheben, ſo werden ſie Seiner Gnaden dem Herrn Dauphin dadurch Zeit geben, ſeine Reiſigen und ſein Kriegsvolk zu ihrer Vernichtung und Aufreibung heranzuſenden.

Gilbert v. Aprement: Se. Gnaden der Herr Dauphin hat alle Hände voll zu thun, wenn er wieder Frieden in ſeinem Lande ſchaffen will; wenn der Verluſt und die Zerſtörung meiner Burg Frankreich retten könnte, ſo würde ich gerne Ja ſagen, und mich in das Unabweisbare ſchicken .... Aber leider!... — Tod und Hölle! Da ſchwatze ich nun wie ein Weib, anſtatt auf meinen Poſten zu gehen!

(Er ſchickt ſich zum Gehen an.)

Iſabelle: Bleibt doch, beſter Vater! Im's Himmels Namen, bleibet hier! — Was wollt Ihr denn draußen ſehen? Seht, da kommt ja Herr v. Montreuil, der ſo eben ſeine Runde gemacht hat!

(Herr v. Montreuil tritt auf.)

Gilbert v. Aprement (nachdem er ſich wieder in ſeinen Stuhl geſetzt hat): Nun, Montreuil, was gibt's?

Herr v. Montreuil: Heute Nacht ſind abermals fünf Andere von unſern Leuten an einem Strick in den Graben hinabgeſtiegen, und haben ſich zu den Rebellen geſchlagen!

Gilbert v. Ayrement: Ja, ja, ſie verlaſſen mich voll-ends Alle!

Iſabelle: Wir ſollten uns eher darüber freuen, Vater, denn wir haben nun hinfort fünf Mauler weniger zu ſtopfen!

Herr v. Montreuil: Das iſt kein Grund zur Freude für uns, denn die Bauern werden nun von ihnen erfahren, wie verzweifelt jetzt unſere Lage iſt!

Gilbert v. Ayrement: Sieht man noch nichts auf der Straße nach Beauvais?

Herr v. Montreuil: Noch gar nichts!

Gilbert v. Ayrement: Haben die Bauern irgend eine neue Bewegung gemacht? Untergraben ſie etwa die Mauern?

Herr v. Montreuil: Das will ich nicht hoffen!

Gilbert v. Ayrement: Ja, ja, ſie warten lieber, bis der Hunger uns ihnen wehrlos in die Hände liefert.

Herr v. Montreuil (nach langer Pauſe): Vielleicht könnten wir eine Capitulation von ihnen erlangen!

Gilbert v. Ayrement (mit ungeheuligem Feuer): Eine Capitulation? Was wagſt Du zu ſagen? Sollten Ritter, ſo lange ſie noch eine Spanne Leben und das Schwert an der Seite haben, ſich ſelbſt den Bauern in die Hände liefern?

Herr v. Montreuil: Ihr ſeyd der Burgherr, und ich muß Euch gehorchen. Wenn's Eure Abſicht iſt, hier zu ſterben, ſo will ich mit Euch ſterben; aber denkt an Eure Tochter!

Iſabelle: Ach beſter Vater, ich werde im Nothfall zu ſterben wiſſen; aber warum wollt Ihr ausſchlagen, was die Tapferſten annehmen würden.

Gilbert v. Ayrement (reicht ihr die Hand): Ich kenne Deinen Muth, mein liebes Kind! Aber Du verkennſt unſre Lage, gute Iſabelle. — (Schmerzlich zu Montreuil) Sie iſt ein Engel, Montreuil, und dieſen Engel wollte ich Dir an's Herz legen!

Herr v. Montreuil (nach langer Pauſe): Was ſollen wir nun beginnen?

Gilbert v. Apremont: Iſt vielleicht unter ihnen irgend ein Ehrenritter, dem wir unſere Degen übergeben könnten?

Herr v. Montreuil: Ich glaube kaum; dieſe ſind ſammt und ſonders nach Beauvais hinübergezogen.

Gilbert v. Apremont: Und Du verlangſt, Gilbert v. Apremont ſolle ſein Schwert den Bauern ausliefern?

Herr v. Montreuil: Denkt an Eure Tochter ...

Gilbert v. Apremont: Vermünſcht ſey der Tag, wo Deine Mutter Dich in die Welt ſetzte, unglückliches Kind!

Iſabelle: Es liegt aber kein Schimpf darin, daß man nach ſo tapferem Widerſtande ſich übergibt.

Herr v. Montreuil: Allerdings, ſelbſt die Ritterſitte erlaubt es.

Gilbert v. Apremont: Wer ſind die Anführer von dieſem Geſindel?

Herr v. Montreuil: Ein gewiſſer Burſche, den ſie den Marwolf nennen ...

Gilbert v. Apremont (voll Entrüſtung): Ein Meuchelmörder! Ein Strauchdieb, ein Räuber von Gewerbe!

Herr v. Montreuil: Und ein gewiſſer Thomas, ein Zimmermann von Genets, und Peter!

Gilbert v. Apremont: Der Schurke, der niederträchtige Abtrünnige! Dem ſollte ich mein Schwert übergeben? Den ſollte ich um Gnade bitten? .... Meinen einſtigen Knecht? Meinen Leibeigenen? Wie magſt Du es wagen, Montreuil, mir einen ſolchen Vorſchlag zu machen? ...

Iſabelle: Und doch wäre es möglich, daß dieſer Leibeigene, wenn er nicht ganz und gar ein Verworfener iſt, noch nicht alle Achtung und Liebe für ſeine einſtige Herrſchaft verloren hätte!

Gilbert v. Apremont: Der Elende, nie ſoll er den

Griff meines Schwertes berühren! Bevor ich mich einem ſolchen Schimpf unterwerfe, will ich lieber auf den Trümmern meiner Burg umkommen!

Herr v. Montreuil: Denkt an Eure . . .

Gilbert v. Ayrement: Nein, Du zeigſt mir vergebens meine Tochter: lieber will ich ſie im Nothfall mit eigener Hand tödten, als auf dieſe Weiſe meinen Stamm und meinen Namen beſchimpfen . . . .

Iſabelle: Ja, mein Vater, wenn Ihr ſterben wollt, ſo tödtet wenigſtens mich zuvor.

Gilbert v. Ayrement: Brav, mein Kind! Du allein hier unter uns haſt den Muth eines Mannes!

Iſabelle: Aber hieße das nicht unſerm Hauſe einen Schimpf anthun? . . .

Herr v. Montreuil: Mein geſtrenger Landesherr, der Herzog v. Berry, hat ſich in der verhängnißvollen Schlacht von Poitiers einem ſimpeln engliſchen Bogenſchützen übergeben.

Gilbert v. Ayrement: Du haſt Recht, ich weiß, daß er das gethan hat! — O mein Gott, wie ſehr weißt Du unſern Stolz zu demüthigen!

Herr v. Montreuil: Ein Chriſt ſoll dem Tod muthig entgegentreten, allein er ſoll ihn nicht aufſuchen!

Gilbert v. Ayrement: Ein Chriſt? . . . Du predigſt wie ein Pfaffe, aber nicht wie ein Ritter. Weder Dein Vater noch der meinige hätten ſo geſprochen, ſo fromm ſie auch Beide waren!

Iſabelle: Glaubt mir, beſter Vater, Montreuil ſpricht dennoch die Wahrheit!

Gilbert v. Ayrement (nach einer ſchmerzlichen Pauſe): So ſoll ich alſo ſelbſt hingehen und die weiße Fahne aufſtecken?

Herr v. Montreuil: Ich will Euch dieſe Mühe erſparen.

Isabelle: Hier ist eine weiße Schärpe, die dazu dienen kann.

(Herr v. Montreuil nimmt die Schärpe und geht hinaus.)

Gilbert v. Aprement: Wir ist, als sähe ich Gottfried von Aprement aus seinem Grabe steigen, um mich zu verfluchen und der Feigheit zu beschuldigen!

Isabelle: Gottfried von Aprement wäre selbst ein Feigling, wenn er Euch diesen Namen geben wollte, Vater!

Gilbert v. Aprement: Verfündige Dich nicht, meine Tochter! Halte das Andenken Deiner Väter in Ehren. Ich habe selbst gesehen, wie mein Vater, über und über mit Blut bedeckt, den Helm von der Streitaxt einer Kriegerin gespalten, sich dennoch weigerte, seinen Degen einem Bannerherrn zu überliefern . . . und ich . . . ich sollte? . . .

(Man hört draußen lauten Tumult und Geschrei.)

Isabelle: Hört Ihr dieses Feindengeschrei, Vater? Sie nehmen die Capitulation an!

Gilbert v. Aprement: Du irrst Dich, Kind, ich erkenne deutlich Ihr Kriegsgeschrei: Sie geben uns kein Quartier! (Er zieht aus.)

Isabelle: Herr von Montreuil.

Herr v. Montreuil (kommend): Die niederträchtigen, die verruchten Meuchelmörder! Auf eine Frieten-Kazze zu schießen!

Gilbert v. Aprement: Das habe ich vorausgesehen.

Herr v. Montreuil: Als ich in's Horn stieß, antworteten mir die ganze Bande des Waswelle durch einen Hagel von Pfeilen. Es ist ein Wunder, daß sie mir keinen Schaden gethan haben.

Gilbert v. Aprement: Nun müssen wir uns auf's Sterben vorbereiten.

Herr v. Montreuil: Das niederträchtige Gesindel!

Gilbert v. Aprement: Und nach einer Feigheit fer-

den zu müssen! Wir können nicht anders, Montreuil, als diesen Schimpf durch unsern Tod sühnen.

Herr v. Montreuil: Ich will mein Möglichstes thun, um wenigstens als Ritter zu sterben, und mein Leben theuer genug zu verkaufen! Aber Ihr, Messire, der Ihr verwundet seyd und wenig Kraft mehr . . . .

Gilbert v. Apremont: Meine Reisigen sollen mich auf einer Tragbahre von Lanzen tragen; das soll mein Todbette seyn . . . nur ein solches paßt sich für einen Sohn von Gottfried v. Apremont!

Herr v. Montreuil: Aber bedenkt doch . . . .

Gilbert v. Apremont: Sollen wir warten, bis uns der Hunger kraftlos diesen Geiern ausgeliefert hat? Nein, Montreuil, unsre Lebensmittel reichen kaum noch zu einer einzigen Mahlzeit. Morgen mit dem ersten Frühreihe wollen wir ausziehen; meine Reisigen sollen mich auf ihren Schultern hinaustragen; mein Banner soll vor mir her wallen, und bevor die Verräther ihren einstigen Herrn erschlagen haben, wird hoffentlich meine gute spanische Klinge mir noch einen wesentlichen Dienst gegen die Schurken leisten!

Isabelle: Aber was soll alsdann aus mir werden?

Gilbert v. Apremont: Dein Vater wird nie zugeben, daß jene Wüthriche Dich entehren.

(Er rüst ab.)

Isabelle: Es muß geschehen, ich beweine mein Loos nicht, denn eine höhere Macht waltet über meinem Schicksale; . . . aber mein armer Vater! er ist verwundet . . . wenn er ihnen lebendig in die Hände fiele? Ach, noch schwebt es meinem Blick vor, wie diese Ungeheuer den Kopf meines armen Bruders auf einer Lanzenspitze trugen! . . .

Herr v. Montreuil: Gilbert v. Apremont hat mich stets geliebt, er wollte mich zu seinem Tochtermanne machen; —

glaube mir, Fräulein, ich werde für ihn thun können, was er ſelber für mich gethan hätte, wenn ich verwundet geweſen wäre!

Iſabelle: Und was habt ihr mit ihm vor?

Herr v. Montreuil (zieht ſeinen Dolch halb aus der Scheide): Ich kann ihm ſeine Qual erſparen . . .

Iſabelle: Wie, Montreuil . . . Ihr würdet es wagen? . . . Ihr? . . .

Herr v. Montreuil: Es iſt der letzte Dienſt, den ein Ritter ſeinem Waffenbruder und Freunde in einem ſolchen Fall noch leiſten kann!

Iſabelle (nach einer Pauſe): Hört mich an, Herr v. Montreuil! Die heilige Jungfrau hat mir ſoeben einen Gedanken eingegeben, der vielleicht dazu dienen kann, meinen Vater und all die wackern Leute zu retten, welche dieſe Burg noch vertheidigen. Irgend Jemand muß ſich aber freiwillig zum Opfer hingeben, und das ſoll auch geſchehen. Die Tochter wird ſich gerne für ihren Vater dem Verderben weihen; es iſt ja ihre Pflicht!

Herr v. Montreuil: Was ſagt Ihr da?

Iſabelle: Wir waren verlobt, Vetter; ich habe von Euch dieſen Ring hier empfangen!

Herr v. Montreuil: Allerdings, aber ach! . . .

Iſabelle: Nehmt ihn zurück, wenn Ihr meinen Vater liebt, wenn ihr mich je geliebt habt!

Herr v. Montreuil: Weshalb ſoll ich ihn zurücknehmen? Was habt Ihr vor?

Iſabelle: Gebt mir mein Wort zurück, Montreuil, ich beſchwöre Euch auf meinen Knieen!

Herr v. Montreuil: Steht doch auf, Couſine, was beginnt Ihr denn?

Iſabelle: Ich bin für Euch verloren, Vetter! — Wir gehen Alle dem Verderben entgegen. — Wollt Ihr denn dieſen Ring nicht von mir zurücknehmen?

Herr v. Montreuil: O ja, ich nehme ihn wieder, denn ich errathe, daß Ihr ein Gelübde thun wollt, und ich will Euch gewähren laſſen. Zudem will ich Euch geſtehen, auch ich habe das Gelübde gethan, in ein Kloſter zu treten, ſobald ich den Gefahren entgehe, die uns jetzt von allen Seiten umlagern!

Iſabelle: Ich bin's zufrieden, Vetter; nehmt hier Euren Ring und betet für mich die Todtengebete, während ich in meiner Hauskapelle mich zu meinem Schritte vorbereiten will.

Herr v. Montreuil: Was wollt Ihr aber? . . .

Iſabelle: Ich bitte Euch, Montreuil, laßt mich gewähren! Kommt, reicht mir Eure Hand . . . wir bleiben doch Freunde, nicht wahr?

Herr v. Montreuil: Auf ewig!

Iſabelle: Ja, auf ewig. — Lebt wohl, Vetter!

(Sie entfernt ſich feierlichen Schrittes.)

Herr v. Montreuil: Was will ſie wohl beginnen? die heilige Jungfrau ſtehe ihr bei!

(Geht ab.)

Fünfundzwanzigſte Scene.

Peter's Hütte vor der belagerten Burg.

Peter, der Wärwolf.

Peter: Es iſt 'ne Schande! Hätten je Sarazenen ſich ſo betragen? Eine weiße Fahne, und Der, der ſie trägt, müſſen ſo gut reſpektirt werden, als das heilige Sakrament und der Prieſter, der es dem Volke vorhält!

Der Wärwolf: Ich ſchere mich den Henker um Eure Bräuche und Eure Geſetze, Ihr Herren Soldaten. Glaube nur Du ja nicht, daß Du hier disciplinirten Söldnern befehligſt;

wir haben zu den Waffen gegriffen, um unſre Freiheiten wieder zu erringen, und führen hier einen Krieg auf Leben und Tod.

Peter: Glaubſt Du, Du könneſt hier allein kommandiren und eine Capitulation abſchlagen, wie Dir's beliebt?

Der Wärwolf: Und meinſt Du wohl, Du habeſt das Recht, dieſe Capitulation uns aufzuzwingen, weil Du in Deiner Feigheit noch immer Diejenigen fürchteſt, die einſt Deine Herren waren? Was machſt Du hier? Warum biſt Du nicht vor Beauvais, wohin der Pater Johann Dich beſchieden hat?

Peter: Ich brauche Dir nicht Rechenſchaft über mein Betragen abzulegen, Du Strauchdieb; der Kriegsrath wird's Dir und Deinen Bewaffneten ſchon entgelten laſſen, denn ich werde dießmal dort Klage über Dich führen!

Der Wärwolf: Recht ſo, darauf will ich warten! Ja, ja, der Kriegsrath ſoll zwiſchen uns Beiden entſcheiden!

Peter: Bis jetzt bin ich noch allein Herr in meinem Quartier, und darum ſag ich Dir jetzt: Packe Dich aus meinem Zelte!

Der Wärwolf: Ich gehe ſchon, aber rechne darauf, daß ich jede Deiner Bewegungen überwache!

Ein Reiter (tritt ein): Ihr Herren Hauptleute, der hochwürdige Pater Johann und die edlen Häupter unſrer Liga thun Euch kund und zu wiſſen, daß ſie die Stadt Beauvais eingenommen haben; man hat die Stadt drei Tage lang geplündert, und nun zieht das Heer mit Kriegsgeräthe und Geſchütz heran, um auch dieſe Burg hier zu unterwerfen.

Peter: So iſt die Stadt alſo wohl mit Sturm genommen worden?

Der Reiter: Mit Nichten, die guten Leute haben uns ſelbſt Thür und Thor geöffnet. Blitz, das war hübſch, wie da die Bürger flehen, wie die Weiber Zeter ſchrieen, und der rothe Hahn auf den Dächern die Fittiche ſchüttelte! Ja, wir haben auch eine hübſche Beute an Geld und Geräthe davongeſchlagen,

der hundert feißen Bürger gar nicht zu gedenken, die wir mitgenommen haben, um ihnen ein tüchtiges Löſegeld abzuwacken!

Peter (bei Seite): O weh, in was für einen Abgrund habe ich mich geſtürzt!

Der Wärwolf: Nun, Du Bote! ſprich, werden unſre Leute bald hieher kommen?

Der Reiter: Die Reiterei folgt mir auf dem Fuße; Der Kapitän Siward führt ſelbſt den Vortrab, ihr kennt ja ſeinen Eifer!

Der Wärwolf: Recht ſo, daß wir das Geſchäft vom Flecke bringen. Gehab' Dich wohl, Du Knappe von Ayrement, dieſer Tage werde ich mit Dir eine Rechnung abmachen, an die Du zeitlebens gedenken ſollſt!

(Geht ab mit dem Reiter.)

Ein Bauer (tritt auf): Kapitän, die dicke Marion iſt ſo eben aus einem der Fenſter gehrunzen, um ſich uns zu übergeben. Wollt Ihr vielleicht mit ihr reden?

Peter: Laß ſie ſogleich herkommen!

(Marion tritt auf.)

Marion: Da biſt Du ja!.... Ach, verzeiht, Meiſtre Peter! Da ſeyd Ihr ja wunderſchön gekleidet! Faſt hätte ich Euch nicht mehr erkannt in dieſem ſchönen ſeidenen Rocke!

Peter: Du haſt Dich aus dem Schloſſe geflüchtet?....

Marion: Ja freilich, denn da droben gibt's nichts mehr zu nagen noch zu beißen! — (Sie winkt ihm bedeutſam mit der Hand.)

Peter (zu dem Bauern): Geh, laß uns allein! — Ihr leidet Hunger, ſagſt Du? — Warum habt Ihr denn keinen Ausfall gemacht, um das Vieh wegzutreiben, das man am Rand des Grabens weiden ließ?

Marion: Die Beſatzung der Burg war zu ſchwach dazu, und wir glaubten, Ihr wollet uns einen Hinterhalt legen. Aber leſt nur dieſen Brief hier!

Peter: Diesen Brief hier? ... an mich? ... und von der gnädigen Dame Iſabelle? ....

Marion: Das arme Fräulein! Es hat bitterlich geweint, wie es den Brief hier ſchrieb.

Peter: Darf ich meinen Augen trauen?

Marion: Leſt nur, dann werdet Ihr Euch wohl noch mehr verwundern!

Peter (nachdem er den Brief geleſen): Du lügſt, Marion, das hat Deine Herrin unmöglich ſchreiben können! — (Er lieſt von Neuem): „Meiner Peter, wenn Ihr meinem Vater, dem Herrn „v. Montreuil, und den andern Inſaßen der Burg freien Abzug „verſchaffen und dafür ſorgen wollt, daß ſie ungefährdet einen „ſichern Ort erreichen, ſo will ich mich Euch auf Gnade und Ungnade ergeben, und einwilligen, Euer Weib zu werden. — „Wollt Ihr dieſen meinen Vorſchlag annehmen, ſo beſchwöret „mir's bei Eurem Worte auf die heiligen Evangelien, welche die „Perſon bei ſich führt, die Euch meinen Brief übergeben wird.“

Marion: Das arme, unglückliche, edle Fräulein! ... Der alte Herr v. Arremont iſt verwundet, und ſie will ihm das Leben retten! ....

Peter: Die Unglückliche!

Marion: Hier iſt das heilige Buch; thut nun den Schwur, den man von Euch verlangt, Peter!

Peter: *Nicht doch, ich bin nicht ſo grauſam,* um ein ſolches Anerbieten anzunehmen.

Marion: Wie? Ihr wollt nicht einmal?

Peter: Ich will ſie retten, und ſollte ich ſelbſt darüber das Leben einbüßen. — Ich verlange von ihr nur eine einzige Gnade, daß ich noch hinfort ihr Knappe ſeyn darf! .... Ach Gott, ich kann, ich darf nicht mehr verlangen!

Marion: Ei doch, verlanget Geld, ſo viel Ihr wollt, und es ſoll Euch werden; aber Ihr habt mir nun verſprochen, ſie zu retten?

Peter: Allerdings, ich will ſogar für ſie ſterben, wenn's Noth thut. Höre mich einmal an! — Unſer Heer iſt bereits auf dem Marſche hieher, von Beauvais zurück. Morgen könnte ich nichts mehr für Euch thun; drum müßt Ihr noch heute Nacht die Burg verlaſſen!

Marion: Noch heute Nacht? Und wohin ſollen wir denn gehen?

Peter: Nach Senlis. Auf jenem Wege laufet Ihr am wenigſten Gefahr, auf eine Schaar der Unſern zu ſtoßen. Ich will alle Schildwachen entfernen, und wenn es der Wärwolf wagen ſollte, ſo will ich ihn ſelber angreifen, wenn's Noth thut ... Was liegt daran, wenn ich auch zu Grunde gehe? falls nur Ihr gerettet werdet! ... Kehre ſogleich zu Deiner Herrin zurück, und ſag' ihr ...

Marion: Ei, wie könnte ich denn zurückkehren, ohne daß mich Alles ſähe? — Schreibt's in einen Brief, was Ihr ihr zu ſagen habt, und ſchießet ihn mit einem Pfeile in die dritte Scheibſcharte des viereckigen Thurmes, ſo wird ſie ihn am ſicherſten erhalten!

Peter: Ich danke Dir, Marion, ziehe jetzt in Frieden, und mögen alle Heiligen ihre Schritte lenken! — Ich will ſogleich den Brief ſchreiben; komm' mit mir!

Marion: Glücklicherweiſe geht der Mond heute Nacht erſt ſpät auf!

(Beide ab.)

Sechsundzwanzigste Scene.

Ein enger Pfad mitten im Walde, in der Nähe der Burg Apremont. Es iſt dunkle Nacht.

Gilbert v. Apremont wird von Bewaffneten in einer Sänfte getragen. Iſabelle, Herr v. Montreuil, Reiſige, ſchwer verwundet, ein Bauer, der zum Führer dient.

Der Bauer: Meiſter Peter kann noch nicht zu Euch ſtoßen, er iſt beim Wärmeiß und hilft die Erſteigung des leeren Schloßes leiten. — Die Nacht iſt dunkel, und fördert unſer Beginnen.

Herr v. Montreuil: Nur vorwärts, nur rüſtig zugeſchritten! Um's Himmels willen! laßt uns keinen Augenblick mehr verziehen. Wir haben wohlgethan, unſre Rüſtungen auszuziehen, denn wir haben noch einen langen Weg vor uns, bis zu Tagesanbruch!

Gilbert v. Apremont: Ach, mein armes Schloß!

Iſabelle: Vorwärts, nur vorwärts!

Ein Reiſiger: Ich höre Pferdegetrappel und Waffengeklirr im Walde vor uns.

Der Bauer: Ich will einmal nachſehen, was es iſt, wartet auf mich!

Herr v. Montreuil: Keinen Schritt von der Stelle, Du Spitzbube! Wenn wir verrathen und entdeckt ſind, ſtoße ich Dir dieſen Dolch hier durch den Leib!

Gilbert v. Apremont: Jn's Himmels Namen, ſchweigt! Laßt uns den Pfad hier verlaſſen und uns in die Büſche ſchlagen!

Herr v. Montreuil (leiſe): Das Geräuſch kommt immer näher, ich höre verworrene Stimmen!

(Der Zug hält ſich auf, und die Eingetretenen fangen an, ſich im Geräuſch zu verſtecken.)

Eine Stimme: Halt, wer da?

Gilbert v. Apremont (leiſe): Haltet Euch ſtille!

Die Stimme: Heda, Ihr dort drüben, ſchickt die Vorhut vor! — Wer da?

Gilbert v. Apremont (leiſe zu dem Bauern): Antworte ihnen mit der Loſung der Aufſtändiſchen!

Der Bauer: Die Gemeinden! Leutfried!

Die Stimme: Was für ein Dorf?

Der Bauer: Genets!

Eine andere Stimme: Heda, Thomas! Thomas von Genets, gib mir Antwort!

Der Bauer: Thomas iſt nicht hier. Wer ſeyd Ihr?

Die erſte Stimme: Wer Ihr auch ſeyd, bleibt ſtehen! Vorwärts, Ihr Andern dort drüben!

Gilbert v. Apremont: Wir ſind verloren. — Ueberlaßt mich meinem Schickſale und rettet Euch! Montreuil, Dir befehle ich meine Tochter an!

Iſabelle: Nein, Vater, ich verlaſſe Euch nicht!

Herr v. Montreuil: Rette Euch, Couſine, wir wollen ihn auf unſern Schultern weiter tragen!

Gilbert v. Apremont (zu Iſabelle): Fliehe, oder Du zwingſt mich, Dich umzubringen!

Die erſte Stimme: Da ſind ſie! Schießet, Ihr Bogenſchützen!

Gilbert v. Apremont (zieht ſeinen Degen): Tritt heran, Iſabelle! . . . (In demſelben Augenblick, wo er ſie niederſtoßen will, wird er von einem Pfeil getroffen.) — Ha! . . . Montreuil! . . . tödte das arme Kind! — (Er ſtirbt.)

Herr v. Montreuil: Ha, daß wir jetzt unſere Rüſtungen hier hätten!

Iſabelle (auf den Knieen): Tödtet mich, Vetter!

(Siward tritt mit Brown und den bewaffneten Bauern auf.)

Siward: Leutfried! Leutfried! Schlagt ſie todt, macht ſie nieder! Hexa, was machſt Du hier, Du dicker Schweinehirt?

(Er greift Montreuil an, ſchlägt ihn nieder, und ergreift Iſabelle.)

Iſabelle: Im Namen Gottes und ſeiner heiligen Mutter, habt Erbarmen mit mir!

Siward: Fürchte nichts, mein Kind. Biſt Du hübſch, meine Kleine?

Iſabelle: An Eurer Rüſtung glaube ich zu ſehen, daß Ihr ein Ritter ſeyd; erbarmt Euch, edler Herr, der Tochter eines Ritters!

Siward: Bei'm Teufel! Es iſt meine hübſche Wirthin! Habt keine Furcht vor mir, holdes Fräulein, die Schönen haben ſich noch nie über mich zu beklagen gehabt.

(Er nimmt ſeinen Helm ab.)

Iſabelle: Wie? Ihr ſeyd es, Monſeigneur de Siward? Nun, ich vertraue mich Eurem Ritterworte und Eurer Ritterehre an!

Siward: Fürchtet nichts, mein Fräulein; ich werde gegen Euch artiger ſeyn, als Ihr es gegen mich waret. Ihr habt mir nur einen Platz in Eurem Schloſſe gegönnt, ich aber gedenke Euch einen Platz in meinem Bett zu geben. (Er küßt ſie.)

Iſabelle: Um Gotteswillen, Monſeigneur, was beginnt Ihr?

Siward: Schreie nicht ſo, meine Kleine! Es hilft Dich nichts mehr. — Brown, führe Du unſre Leute nach der Burg; es läßt ſich dort 'ne tüchtige Beute machen. In dem grünen Saale liegt der Schatz verſteckt; Edmond ſoll Dich hinführen. Ich habe vorhin dort drunten im Waldgrunde eine Hütte geſehen . . . In einer Viertelſtunde will ich wieder zu Euch ſtoßen! Louis, Derrick, Ihr folget mir!

Brown: Er iſt noch immer der Alte! Vorwärts, Jun-

gens, zur Burg hinauf, Ihr ſollt gute Beute machen! Der Kapitän will ſeinen Roſenkranz beten!

(Seward wirft ſich wieder aufs Pferd, und ſeine Knappen ſchieben die ohnmächtige Iſabelle vor ihm in den Sattel. — Brown zieht mit den Bauern und den Engländern ab, nachdem die Erſchlagenen geplündert worden ſind.)

Siebenundzwanzigſte Scene.

Vor einer verlaſſenen Hütte mitten im Walde. Es iſt Nacht.

Derrick, Louis, drei geſattelte Pferde hütend.

Louis: Ich hab', weiß Gott, ſchon manche Stadt plündern ſehen, aber noch nie iſt mir ein Weibergeſchrei ſo ſehr zu Herzen gegangen wie dieſes.

Derrick: Bah, mein Junge, das kommt daher, daß Du noch nicht vom rechten Teige biſt. Satan könnte vor mir allen elftauſend Jungfrauen Gewalt anthun und ich würde darum doch noch keine Miene verziehen.

Louis: Du hartgeſottener Sünder! Du alter Gottesläſterer! Gib Acht, Deine Gottloſigkeit wird noch Unheil über Dich bringen!

Derrick: Das wollen wir erſt ſehen!

Louis: 's iſt aber ein Fräulein von edler Abkunft!

Derrick: Um ſo beſſer, der Kapitän iſt ja auch von Adel!

Louis: Das kann ihr einigermaßen zum Troſt gereichen!

Derrick: Ei freilich, ſie wird's auch gar nicht verſchweigen.

Louis: Meiner Treu, ich hätte den Kapitän eines ſo ſchlechten Streiches gar nicht für fähig gehalten!

Derrick: Bah, der hat ſchon Anderes geleiſtet. Nun aber wird er etwas alt, und ſeine Haare werden ſchon ziemlich dünne und grau; heutzutage iſt er lange nicht mehr ſo wild, wie zur Zeit, da wir Mennes belagerten.

Louis: Was hat er denn damals gethan?

Siward (rein plötzlich aus der Hütte heraus): Führt mir mein Pferd vor!

Derrick: Da iſt es, Kapitän!

Siward: Da drinnen liegt ein Weib, das Ihr in's Dorf tragen müßt. Macht ihr eine Sänfte von Lanzen und Euren Mänteln, verpflegt ſie gut und bedenket, daß Ihr mir mit Eurem Kopfe für ſie haften müßt!

Derrick: Ganz gut, Kapitän!

(Alle ab.)

Achtundzwanzigſte Scene.

Ein Gemach im Schloſſe Aptremont.

Siward, Iſabelle.

Iſabelle: Laßt mich Eure Kniee umfaſſen, Siward! Laßt Euch auf den Knieen erbitten!

Siward: Ich bitte Dich, ſteh' auf, meine Kleine!

Iſabelle: Nein, laßt mich in dieſer Stellung vor Euch verharren. Ihr habt mich zur unglücklichſten aller Frauen gemacht, nun müßt Ihr mir noch eine Gnade erweiſen, wenn Ihr mir nicht den Tod geben wollt!

Siward: Sprecht, meine ſchöne Dame; aber ich bitte Euch, ſetzt Euch zuvor!

Iſabelle: Wenn noch irgend etwas Ritterſinn und Menſchlichkeit in Euch iſt, Sire Kapitän, ſo erbarmt Euch eines unglückſeligen Weibes, das Ihr der Schande entreißen könnt, wenn Ihr nur wollt. Wenn Ihr ein Menſch und ein Chriſt ſeyd, ſo reicht mir vor einem Prieſter Eure Hand, und verſchmäht es nicht, mich zu heirathen!

Siward (erſtaunt): Ich ſoll Euch heirathen?

Iſabelle: Als Preis dieſer Gunſt lege ich Euch alle meine Beſitzungen im Artois, Alles was meinem Vater gehörte, Alles was ſich noch aus ſeinem Vermögen, das er und ſeine Ahnen in minder ungünſtigen Zeiten aufgeſpeichert, retten läßt, zu Euren Füßen, Monſeigneur, und will mich für glücklich erachten, wenn Ihr es nur annehmen wollt . . .

Siward: Meine ſchöne Dame! . . .

Iſabelle: Im Namen unſeres Heilandes, ſchlagt mir dieſe Bitte nicht ab!

Siward: Warum ſollte ich ſie Euch abſchlagen? — (Bei Seite): Alle Teufel, wie ungeſchickt habe ich mich doch benommen! (Laut): Der Vorzug, den Ihr mir geben wollt, iſt mir ſehr ſchmeichelhaft.

Iſabelle: Ihr willigt alſo ein, mir Euren Namen zu geben, Meſſire?

Siward: Auf mein Ritterwort, ich thue es von Herzen gern, denn Ihr wißt ja, daß dies von jeher mein ſehnlichſter Wunſch war!

Iſabelle: Nun habe ich aber noch eine Bitte an Euch: Erlaubt mir, mich alsbald nach der Trauung in ein Kloſter zurückzuziehen, und zwar zur Aebtiſſin von Saint-Denis, meiner Verwandten! Ich fühle, daß ich nicht bei Euch leben könnte, da Ihr der Mörder... Ich wäre nur eine Laſt für Euch bei dem unſteten abenteuerlichen Leben, das Ihr führet!

Siward: Es wird mich freilich viel Ueberwindung koſten, meine ſchöne Dame, mich von Euch zu trennen . . .

Iſabelle: O laßt Euch erbitten, gnädiger Herr! . . .

Siward: Wenn Ihr es denn verlangt... ſo willige ich ein, aber erſt in einiger Zeit.

Iſabelle: Und nun die letzte Bitte, die ich an Euch richten werde, Meſſire Siward? . . . Wenn ich . . . wenn ich einen Sohn gebäre, ſo erlaubt mir, daß ich ihn erziehe, erlaubt mir,

daß er den Namen Ayrement führe; das Leben, das ich Euch als Mitgift zubringe und deſſen Erbe er nach Euch ſeyn wird, berechtigt ihn dazu.

Siward: Der Name Siward iſt ſo gut wie ein anderer. Meinethalben aber mag er Ayrement heißen, ich will nichts dawider einwenden. Was ſeine Erziehung anbelangt, ſo ſperre ich mich nicht dawider, daß Ihr ihn Euer Wiſſen beibringt, holde Dame; allein wenn er ſechszehn Jahre alt iſt, ſollt Ihr ihn mir zuſenden, damit ich ihn die Lanze führen lerne und ihn zu einem tüchtigen Kriegsmanne heranziehe.

Iſabelle: Ich werde ſogleich die Urkunde über die Schenkung meiner Güter an Euch aufſetzen!

Siward: Wir reden davon, wie wir unſern Sohn erziehen wollen, und ſind noch nicht einmal gewiß, ob wir ... Je nun, Ihr mögt Euch in das Kloſter zurückziehen, ich will nichts dagegen einwenden; aber ſoll ich auch nächſten Winter, wenn der Krieg zu Ende ſeyn wird, ohne Weib bleiben? ſoll ich Euch auch alsdann entbehren?... Ihr verſteht mich wohl, man verzichtet doch nicht gerne auf einen ſo leckern Biſſen wie Ihr ...

(Er ergreift ihre Hand.)

Iſabelle: Laßt mich, Siward! Ihr wißt, Euer Schwert iſt noch blutig ...

(Sie bricht von Neuem in Weinen aus.)

Siward: Gebt, meine Schöne, beruhigt Euch!.. Vergebt mir, daß ich Euch von ſolchen Dingen rede!... (Bei Seite): Ich will ſie nur weinen laſſen; hernach werden wir ſchon ſehen, was zu thun iſt!

Iſabelle: Laßt uns einen Prieſter kommen... wir müſſen uns beeilen, denn ich fühle, daß ich unwohl werde...

Siward: Das thut mir leid um Euch, aber ich hoffe, es wird nicht von Dauer ſeyn. Beruhigt Euch nur!... Soll ich vielleicht den Pater Johann bitten, daß er unſre Ehe einſegne?

Iſabelle: O nein ... nicht doch! Nur dieſen Prieſter nicht, denn er flößt mir Grauſen ein.

Siward: Wohlan denn, wollt Ihr vielleicht einen wackern Irlander von den ſchwarzen Brüdern, der der Beichtiger und Feldpfaffe meiner Compagnie iſt?

Iſabelle: Wenn er die Würden empfangen hat, ſo laßt ihn meinethalben rufen!

Siward (zu einem Knappen): Heda, Louis, hole den Pfaffen her: ſcheuere ihn vom Schmutze, laß ihn ſeine ſchöne Soutane anlegen, und ſage ihm, er ſolle mit ſeinem Buche zur Schloßkapelle kommen! — Ich will ſogleich meine guten Freunde Euſtach v. Lancignac und Perducas d'Acunha aufſuchen, die uns zum Altare führen ſollen. — Ihr ſeyd ſehr bleich, meine liebe Iſabelle! Wollt Ihr nicht einige Erfriſchungen zu Euch nehmen?

Iſabelle: Ich werde noch immer Kraft' genug haben, mich nach der Kapelle zu begeben!

Siward: Derrick, hole mir ein Glas Würzwein für die edle Dame, bring' auch einen Bogen Pergament und eine Feder mit! — Nun will ich meine Freunde aufſuchen, um ſogleich wieder bei Euch zu ſeyn.

(Geht ab.)

Neunundzwanzigſte Scene.

Ein anderes Gemach im Schloſſe Apremont.

Bruder Johann, Peter.

Peter: Das Wetter ſoll mich erſchlagen, wenn ich mich nicht dafür an ihm räche!

Bruder Johann: Unſinniger, wohin willſt Du?

Peter: Er iſt im Schloſſe, ich will ihn aufſuchen und ihn umbringen!

Bruder Johann: Bleibe da, Peter! um des Gelingens unſerer heiligen Unternehmung willen muß man den Frieden zwiſchen uns und unſern Verbündeten aufrecht erhalten.

Peter: Verwünſcht ſey Eure heilige Unternehmung! zum Henker mit dem, der mich darein verwickelt hat!

Bruder Johann: Um eines Weibes willen ſetzeſt Du Dich der Gefahr aus, die glänzende Laufbahn Dir verſchloſſen zu ſehen, die ſich ſchon vor Deinen Blicken eröffnete! Für ein Weib willſt Du Deinen Schwüren ungetreu werden!

Peter: Nur für ſie hab' ich das Schwert gezückt! — Glaubt Ihr denn, ich kümmere mich um Eure Freiheiten? Tod und Teufel! Ich bin ſchon meineidig geworden, als ich meinen Herrn verrieth; ich bin ein anderer Judas, und meiner Verdammung gewiß, und ich ſollte mich nicht rächen dürfen?

(Er ſtürzt hinaus.)

Bruder Johann: Er hat ſich mir entwunden, und zwiſchen den Bauern und den Abenteurern, die ſich bereits gegenſeitig haſſen, wird nun offene Fehde ausbrechen; — ich muß ihn mit Güte oder mit Gewalt zurückhalten... Aha, da kommt mir der Wärwolf ganz gelegen!

(Trin ab.)

Dreißigſte Scene.

Der große Hof in der Burg Apremont. Die Thüre der Kapelle im Hintergrund ſteht offen.

Siward, Perducas d'Acunha, Euſtach v. Lancignac, Reiſige von den Freiſchaaren und Bauern treten eilends aus der Kapelle.

Siward (zu ſeinem Knappen): Tummelt Euch, beſcheidet den Pater Johann zur Stelle hieher! Er wird ihr einen Balſam geben können, von dem ſie ſich wieder erholt!

Perducas: Ich fürchte, ſie braucht ihn gar nicht mehr!

Siward: Auf jeden Fall ſeyd Ihr Zeugen, daß wir nach dem Brauch der Kirche einander angetraut worden ſind!

Perducas: Bei St. Antoni's Haupte, das will ich vor dem Papſte beſchwören!

Euſtach: Wir können's Alle bezeugen, daß ſie erſt zuſammenbrach, als ob ſie Krämpfe hätte, nachdem ſie Ja geſagt.

Peter (hinter der Scene). Getraut? mit Siward getraut? Hölle und Teufel! ...

Stimmen (hinter der Scene): Haltet ihn auf, haltet ihn!

Peter (das bloße Schwert in der Hand, ſtürzt herein): Steh', Verräther, Du ſollſt von meiner Hand ſterben!

Perducas: Hollah, was will der Trunkenbold von uns?

Peter (wirft ſeinen Handſchuh Siward in's Geſicht): Schmach über Dich, Du Memme! Ich ſpucke Dir in die Fratze! Zieh' vom Leder oder ich ſtoße Dich nieder!

Siward: Was will denn dieſer Lümmel?

Mehrere Bauern: Er iſt von Sinnen; man muß ihn entwaffnen!

Peter: Zurück, ihr Leute! Wer mir nahe tritt, büßt es mit dem Leben!

Siward: Wie? Du willſt mich zum Zweikampf fordern, Du ...

Peter: Leg Dich aus, Du Schurke!

Siward: Du wäreſt eigentlich nicht werth, daß ich Dir dieſe Ehre anthue. — (Er zieht ſein Schwert): Bahn frei! Gebt Raum und freies Spiel!

(Sie legen ſich aus; jetzt treten auf: Bruder Johann und der Wärwolf, dieſer mit der Streitkolbe in der Hand)

Bruder Johann: Legt die Waffen nieder, Kinder, Ihr ſteht vor einer Kapelle!

Der Wärwolf: Alle Donner! Zwei Hauptleute von der Liga ziehen die Schwerter gegen einander?

Peter (zu Siward): Wenn alle Deine Strauchdiebe mit Dir wären, Du müßtest dennoch sterben!

Alle: Reißt sie auseinander! Nehmt ihnen die Waffen weg!

Der Wärwolf: Nieder mit den Waffen! Der Erste, der das Schwert hebt, wird von mir niedergestreckt!

Siward: Laßt uns, laßt uns!

Der Wärwolf (schlägt Peter zu Boden): Nimm das, ich bin Dir's schon lange schuldig!

Peter: Ha!

(Er stirbt.)

Siward (zum Wärwolf): Potz Blut und Tod! Warum legst Du Dich in Sachen, die Dich nichts angehen?

Der Wärwolf (hebt seine Streitkolbe): Aha, Du willst sie wohl auch verkosten?

Brown (fällt ihm in den Arm): Gemach, Gevatter, es ist genug für heute!

Bruder Johann: Haltet ein, meine Kinder! Laßt keinen Zank unter Waffenbrüdern aufkommen. Senke Deine Keule, Frank, und Ihr, Kapitän, steckt Euer Schwert wieder in die Scheide!

Siward: Hat man je erlebt, daß Einer sich in einen Zweikampf mischte, wenn freie Bahn und freies Spiel begehrt war?

Bruder Johann: Dieser Zwist muß aufhören, um so mehr, als der Urheber davon bereits dafür gebüßt hat. — Gott schenke ihm eine fröhliche Urständ!

Eustach (untersucht Peters Leiche): Bei Mahom's Barte, das war ein guter Streich! Er hat ihm das Hirn bis zum Unterkiefer eingeschlagen.

Der Wärwolf: Ich theile nie mehr als einen Streich aus.

Perducas (schwingt zur Probe des Wärwolfs Streitkolbe): Alle Wetter, Gevatter, Ihr habt da ein hübsches Spielzeug!

Siward: Ehrwürdiger Vater, da drinnen in der Kapelle

liegt eine Dame, die Eurer Hülfe bedarf; ich bitte Euch, geht hinein zu ihr!

Bruder Johann: Iſabelle von Ayrement?

Siward: Ja, ſo hieß ſie ſonſt: nun aber heißt ſie Iſabelle Siward!

Bruder Johann: O Himmel!

(Er eilt nach der Kapelle.)

Einunddreißigſte Scene.

Das Lager der Aufſtändiſchen bei der Burg Ayrement. Man hört Trompetengeſchmetter, ſieht beladene Wagen mit Gepäck vorüberziehen und alle Rüſtungen zum Abzuge treffen.

Der Wärwolf, Brown.

Brown: Endlich höre ich das langſt erſehnte Zeichen zum Aufbruch; ich fürchtete faſt, wir ſollten bis zum jüngſten Tage hier liegen bleiben.

Der Wärwolf: O ja, ich höre wohl die Zinken Eurer Freiſchaaren und das Horn meines Lieutenants; aber der Henker weiß, ob das die Bauern vom Flecke bringen wird!

Brown: Der Pfaffe hat ja bereits das große Banner entfalten laſſen; wir ziehen nach Meaux.

Der Wärwolf: Wir ſollten ſchon dort ſeyn; aber dieſe verdammten Bauerntölpel wollen nicht aus ihrem Gau heraus. Morand, Simon, Renaud und die Andern reden davon, wieder zu ihrem Pfluge zurückzukehren.

Brown: Armſeliges Geſindel! Der ganze Ehrgeiz eines Bauers beſchränkt ſich darauf, ein ſchönes Joch Stiere und einen tüchtigen Miſthaufen zu haben. Bei'm Henker, ſie wären nicht mehr werth, als daß man ſie in ihrem Miſte erſtickte!

Der Wärwolf: Da war's mit mir ein Anderes; ich hatte

bald Pflug, Schmiedeeſſe und Alles vergeſſen, wie ich einmal das Kriegerleben verkoſtet hatte.

Brown: Und Renaud, ſagſt Du, will auch zu ſeinem Miſthaufen zurückkehren?

Der Wärwolf: Er hat mir's verhin ſelbſt geſagt; ich hielt ihn früher für einen beherzten Burſchen, wegen ſeines Handels mit dem Seneſchal, allein der Kerl hat nie Muth, als wenn's an ihn kommt, wie an einen Andern das Fieber!

Brown: Da kommt er eben mit Barthelemy daher.

Der Wärwolf: Um ſo beſſer, man muß die Burſche betrunken machen, um ihnen Herz in den Leib zu jagen. Heda, Renaud! Gevatter Renaud!

Brown (winkt ihnen mit einer Flaſche): Kommt her, ihr Beiden! Trinkt mit uns den Steigbügeltrunk!

Renaud (tritt heran): Recht gerne, Herr Kapitän! der hochwürdige Vater Johann will alſo wirklich nach Meaux ziehen und den Adel aus der Stadt werfen, der ſich dahin geflüchtet hat?

Barthelemy: Eure Geſundheit, Kameraden! Ich weiß nicht, ob wir noch ſo zahlreich ſeyn werden wie jetzt, wenn wir dort ankommen!

Brown: Weßhalb denn?

Barthelemy: Merand und die Hälfte der Leute von Arrement wollen daheim bleiben.

Brown: Die Memmen!

Der Wärwolf: Man muß die Schurken hindern, daß ſie ſo von unſerm Heere weglaufen!

Renaud: Herch, Frank, dieſe wackern Leute haben ſich ſo gut geſchlagen wie Du, ſo lange ſie vor dem Feinde ſtanden. Jetzt aber, wo uns keine Gefahr mehr droht, wollen ſie wieder zu den Ihrigen nach Hauſe, denn zudem iſt's ja auch an der Zeit, die Ernte zu beſorgen.

Der Wärwolf: Pox hundertdauſend Teufel! Die ſollen

ihre Ernte im Felde ſtehen laſſen. In den Hôtels von Paris und Meaux wird's genug einzuheimſen geben.

Renaud: Es muß aber doch Jemand da ſeyn, der die Felder beſtellt!

Brown: Meinetwegen, aber ſie ſollen das dem Geſindel überlaſſen!

Barthelemy: Wen verſteht Ihr denn eigentlich unter dem Geſindel?

Renaud: Und was wollte man wohl machen ohne den Landmann? Ohne die Bauern könntet Ihr nicht leben, Herr Degenſchütze!

Brown: Jeder Mann, der Herz im Leibe hat und einen Bogen in der Fauſt führen kann, ſoll Getreide und Hafer weder ſäen noch ernten, ſo lange er aus den Truhen ſeiner Feinde Brod für ſich und Hafer für ſein Pferd holen kann!

Renaud: Ihr thut ordentlich, als hättet Ihr alle friedliebenden Leute zu Feinden!

Der Wärwolf: Nimm Dich in Acht, Renaud! Sey mir ja nicht grob gegen meinen guten Freund, den Engländer, hörſt Du? — Jetzt ſoll auch einmal der Adel für uns arbeiten, die ſtolzen Herren ſollen Miſt tragen, ihre Weibſen ſollen unſer Korn ſchneiden und die Butten tragen. Das muß zum Todtlachen ſeyn, wenn wir zuſchauen, wie ſie ſich über den Boden beugen und Schwielen in ihre feinen weißen Pätſchchen bekommen, wenn ſie die Sichel führen ſollen.

Barthelemy: Der Gedanke wäre nicht ſo übel, und wir Andern wollten uns inzwiſchen ſchon in ihren Schlöſſern gütlich thun!

Renaud: Wenn Ihr ſo fortfahret, wie Ihr's begonnen habt, werdet Ihr wohl bald ſelber im Felde arbeiten müſſen. Es wird wohl nächſtens kein einziger Adeliger mehr im ganzen Beauvoiſis übrig ſeyn!

Der Wärwolf: Das wollen wir ſchon ſehen! — Aber ſprich, Renaud, Du willſt uns wohl auch verlaſſen?

Renaud: Nein, ich kann nicht; ich hab's dem Pater Johann zugeſchworen, daß ich ihm überallhin folgen wolle.

Brown (zu Barthelemy): Und Du, Gevatter! haſt Du Deine derben Arme da auch nur dazu beſtimmt, Deinen Miſthaufen umzukehren? Man möchte drauf ſchwören, ſie ſeyen zu nichts Anderem geſchaffen, als das Schwert zu führen.

Barthelemy: Schaut, Herr, ich hab' mir vorgenommen, nur noch ſo lange beim Heere zu bleiben, bis wir Paris geplündert haben; bis dahin hab' ich mir entweder ein kleines Gütchen zuſammengebracht, oder mir den Schädel einſchlagen laſſen!

Der Wärwolf: Das heiß' ich geſprochen wie ein Mann! Laß uns zuſammen trinken, Kamerad! Dein Wohl, Barthelemy!

(Man hört Tumult und verworrenes Geſchrei hinter der Scene.)

Renaud: Oho, oho! woher rührt denn dieß Getöſe?

Barthelemy: Das ganze Lager iſt in Aufſtand begriffen!

(Es treten auf: Bruder Johann mit einer Truppe von den Freiſchaaren, und Morand mit einer Schaar Bauern.)

Bruder Johann: Ihr müßt uns nach Meaux folgen, ihr Bauern! ich befehle es Euch unter Androhung des Kirchenbanns!

Morand: Oho, Herr Pater! dieſe Bannflüche fürchten wir nicht mehr. Ihr habt uns ſelber gelehrt, daß man ihrer gar nicht zu achten braucht, und daß noch Keiner dran geſtorben iſt!

Bruder Johann: Wenn Ihr mir ungehorſam ſeyn wollt, wenn Ihr dem großen Banner nicht folget, ſo werde ich Euch dazu zu zwingen wiſſen!

Morand: Erinnert Euch nur, ehrwürdiger Vater, daß Ihr uns ſelber Zeit ſelbſt geſagt, wir würden alle Freiheit haben zu thun, was uns gut dünkt. Warum ſollten wir jetzt nicht bei Euch bleiben, wenn es uns zu bleiben gut dünkte? Aber Ihr wißt ja wohl, nun iſt es nöthig, unſre Felder zu beſtellen!

Bruder Johann: Eure Weiber können das Feld bebauen!

Merand: Und wenn irgend ein Stegreifritter das Land durchzieht, wer soll alsdann unsre Weiber vertheidigen?

Bruder Johann: Wir haben das ganze Land von Stegreifrittern gesäubert. Ihr habt von ihnen nichts zu fürchten!

Merand: Thut nichts. Ich bin kein Soldat von Hause aus; ich habe nun den Krieg satt, und will zu Hause bleiben.

Bruder Johann: Saarlerisches Gesindel! Erbärmliche Bauern! Gibt es kein anderes Mittel, mit Euch fertig zu werden, als durch Züchtigung? — Der Erste, der seine Fahne verlassen wird, soll als Verräther aufgeknüpft werden!

Der Wärwolf: Gut gesagt!

Merand: Aufgeknüpft? Wer seyd Ihr denn, daß Ihr uns hängen lassen wollt? Wer gibt Euch das Recht dazu?

Renand: Schweige, Merand. Rühre die Andern nicht auf.

Bruder Johann: Ich bin Euer Feldhauptmann; Ihr habt mich gewählt, und müßt mir auch gehorchen!

Merand: Es ist wahr, wir haben Euch zu unserm Feldhauptmann gemacht; wohlan denn, nun aber wollen wir Euch absetzen.

Bruder Johann: Unverschämter! — (Zu den Reisigen von den Freiheuren): Heda, ihr Herren, helft mir diesen frechen Empörer züchtigen!

Siward: Wohlan denn, zieht vom Leder!

(Er springt mit einigen Reisigen herzu, um Merand zu verhaften.)

Merand (zu den Bauern, die ihn begleiten): Zu Hülfe, liebe Freunde! Stellt Euch mir zur Seite!

Simon (zu Bruder Johann): Pater Johann, wir sind Euch Alle gut; allein thut ja Merand nichts zu Leide, sonst nehmen wir Alle für ihn Partei und ziehen wider Euch zu Felde.

Renand (zu Bruder Johann): Hochwürdiger Vater, laßt ihn

in sein Dorf heimziehen; ein halsstarriger Soldat, der des Krieges satt ist, hilft uns nichts.

Bruder Johann: Nein, nein; man muß ein Exempel für die Andern statuiren.

Edward: Laßt mich nur gewähren. Ich will diesen Bengeln schon militärische Disciplin beibringen. Schlagt drein, Reißig!

Brown (zu seiner Partei): Soll ich ihm einen Pfeil durch den Leib jagen? dann wird der Hader bald zu Ende seyn.

Der Wärwolf: Schieße, Kamerad! Ich war der Memme da von jeher gram!

Renaud (zu Brown, der seinen Bogen spannt): Halt ein, oder Du bist Schuld daran, daß die Hälfte der Unsern unter dem Schwert unserer Brüder fällt!

Simon: Sollen wir's zugeben, daß dieser Engländer einen von den Unsern mißhandelt? Schlagt drein, Kameraden, auf die Engländer!

Marcel (zu Renaud): Der heilige Leutfried vergebe Dir's, Renaud! Ich fürchte, Du verhängst noch ein großes Unglück über uns!

Thomas (zu den Bauern): Ihr Leute von Nyerement, Ihr dürft auf uns rechnen, falls die Engländer Euch angreifen.

Eine Menge Bauern: Ja, wir wollen die Leute von Nyerement nicht im Stiche lassen! Die Ehre von Frankreich muß aufrecht erhalten werden! Nieder mit den Engländern! Montjoie Saint-Denis!

(Großer Tumult.)

Renaud (zu seiner Partei): Hochwürdiger Vater, seht nur, was für ein Zwist sich daraus entspinnt; gebt ihnen doch in etwas nach.

Marcel (zu Renaud): Die Schwerter sind gezückt und da spannt man bereits die Bogen. Geh', Renaud, Du solltest nicht so eigensinnig seyn!

Renaud (nachdenkend): Ich will ja gerne in Alles einwilli-

gen, was man mit Recht von mir verlangen kann, aber Ihr möcht's dem dicken Engländer dort wehren, daß er mit Pfeilen nach mir schießt.

Marcel: Lieben Leute, gebt Frieden! Schickt Euch in einander!

Menaud: Nieder mit den Waffen! Bei'm heiligen Landfried, es soll sich kein Zwist in die Liga der Gemeinden einschleichen!

Merand: Ich will keinen Mord auf mein Gewissen nehmen. Darum bin ich jetzt auch bereit, noch bis zum St. Johannistag zu bleiben, wenn der hochwürdige Vater damit zufrieden ist.

Bruder Johann: Wich' eine Schmach, wenn ein Feldhauptmann mit seinen Kriegern unterhandeln muß!

Eiward (zu Bruder Johann): Es ist hier die verkehrte Welt, aber diesmal sind wir nicht die Thoren!

Perducas: Sie sind ihrer zwanzig auf Einen von den Unsrigen, sie werden rasch mit uns fertig werden, wenn wir ihnen ihren Willen nicht thun. Ja, wenn wir wenigstens noch zu Pferde wären!

Bruder Johann (nach einer Pause): Da diese edlen Hauptleute mich darum ersuchen, will ich ihm meinetwegen vergeben. Er soll noch bis zum St. Johannistage Dienste thun und sich alsdann mit Seinesgleichen zurückziehen dürfen, wenn auch noch Feinde im Felde blieben; es werden noch immer wackere Leute genug bei mir bleiben. — (Bei Seite): Wenn ich sie nur einmal aus ihrer Heimath fortlocken kann, will ich schon Mittel zu finden wissen, um sie an so früher Rückkehr zu verhindern!

Menaud: Frieden! Frieden! Es. Landfried soll leben! Nach Meaux! Schnell auf den Weg!

Alle: Nach Meaux! Laßt uns nach Meaux ziehen, damit der Krieg ein Ende nimmt!

Perducas (zu Eiward): Seht Ihr nun, was man dabei

gewinnt, wenn man hierin verwandelten Bauern hilft? da wollen sie schon auseinander laufen, ohne zu bedenken, daß die Herren vom französischen Adel noch eine Armee zu Paris haben.

Simon: Ihr habt leider Recht! Man hat den gleichen Dank davon, wenn man einem Esel den Kopf wäscht, als wenn man einem Bauern gefällig ist!

(Beide ab.)

Zweiundvierzigste Scene.

Das Lager der Waffenbrüderschaft auf dem Wege nach Meaux. — Das Zelt des Hauptraths.

Bruder Johann, Hauptmann der Bauern und der Freischaaren.

Bruder Johann: Ihr seht nun selbst, sie kommen, um mit uns zu unterhandeln. Wenn Jeder nach Hause gegangen wäre, hätten sie sich wieder ein Herz gefaßt und uns Alle einzeln erschlagen!

Simon: Ich kann's nicht in Abrede ziehen. Aber laßt uns erst sehen, was sie eigentlich von uns verlangen.

Bruder Johann: Laßt sie eintreten!

(Jean de Bellisle und Meister Jurain Langeyrant treten auf.)

Bruder Johann: Wer seid Ihr, meine Herren, und was ist Euer Begehr bei dem obersten Rath der Gemeinden?

Jean de Bellisle: Edler erlauchter Kapitän. Ich heiße Jean de Bellisle, und bin Diener im Haushalte des Königs. Dieß hier ist der gelehrte Meister Jurain Langeyrant, ein Doktor der Rechte, und wir Beide sind von meinem durchlauchtigen Herrn, dem Herzog der Normandie und Regenten dieses Reiches abgefertigt, um wegen des Friedens mit Euch zu unterhandeln.

Langeyrant: Das heißt, um Eure Klagen anzuhören und Euch im betreffenden Falle Recht zu schaffen.

Jean de Billiole: Die Briefe, die wir für Euch mitbringen, werden Euch das noch näher erklären.

(Er übergibt dem Bruder Johann verſchiedene Briefe.)

Langeyrant (zu Jean de Billiole): Meſſire Jean, Ihr wißt ja, daß ich zu ihnen ſprechen muß. Meine Rede iſt fertig, laßt mich nur gleich beginnen.

Jean de Billiole (leiſe): Gott gebe ſeinen Segen dazu, aber glaubt mir, Ihr werdet gut thun, wenn Ihr Eure Rede abkürzt.

Langeyrant: Hm! Hm! Hm!

(Er nimmt die Mütze ab und gräbt damit drei Mal, bevor er ſich dann wieder das Haupt, räuſpert ſich und ſchiebt ſeine langen Aermel zurück.)

Bruder Johann: Fangt nur an, wir ſind ganz Ohr.

Langeyrant: Herr Feldhauptmann und meine Herren! „Anaxagoras, der zu ſeiner Zeit Philoſoph und Arzt Dionyſius des Erſten, Königs von Sicilien war, ward eines Tages von beſagtem Dionyſio befragt um dasjenige, was ſeines Bedünkens das Nothwendigſte und Nützlichſte für die Wohlfahrt eines Reiches ſey; darauf antwortete er und ſprach, zur öffentlichen Wohlfahrt ſeyen zwei Dinge nöthig und ein drittes unentbehrlich . . .“

Morand (zu Renaud): Verſtehſt Du ihn?

Simon: Was will er uns denn eigentlich ſagen?

Der Wärwolf: Spricht er denn wirklich franzöſiſch mit uns?

Bruder Johann: Zur Sache, Herr Doktor!

Langeyrant: Wollt Ihr nun wiſſen, meine Herren (er nimmt dabei die Mütze ab), von was Art dieſe drei Dinge ſind? Nach dem Urtel des beſagten Philoſophen Anaxagoras waren ſie . . . primo ein guter König; secundo ein fruchtbares Erdreich; tertio der Friede, id est das gute Einverſtändniß zwiſchen dem Könige und ſeinem Volke. Vielleicht aber, meine Herren (er nimmt wieder die Mütze ab), werdet Ihr mir in die Rede fallen

und entgegenhalten, besagter gelehrter Philosophus seye nur ein ungläubiger Heide gewesen, sintemalen er die falschen Götter anbetete und in Sachen der Religion gänzlich ungelehret, toto coelo, tota via aberrans, unbekannt mit den Bräuchen und Befehlen unserer heiligen Mutter der Kirche und mit der erhabenen Lehre unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi! — (Er nimmt die Mütze ab und bekreuzt sich; der Bruder Johann und alle Anwesenden thun dasselbe.) — Was aber das anbelangt, meine edlen Herren — (er wiederholt bei diesen Worten stets die obigen Geste bis zu Ende.) Was meinet Ihr wohl, welch eine Antwort ich Euch auf Euern Einwurf geben würde? — Eine höchst bündige; und ich werde sie folgendermaßen beweisen . . . Hm! Hm! Hm! — Allerdings, meine edlen Herren, war besagter Anaxagoras ein ungläubiger Heide und als solcher verdammt wie ein Kind des Teufels. Allein nichts deste weniger, meine edeln Herren, war seine Antwort wider den König Dionysius mit göttlichem Zuthun ganz weise, imo der heiligen Schrift entsprechend, und das will ich beweisen. — Quomodo? sic: was für Dinge sind der öffentlichen Wohlfahrt nütze? Primo. — Denn was besaget die heilige Schrift? Dominatur hominum justus dominatur in timore Dei, sicut lux aurorae, oriente sole, mane absque nubibus, rutilat et sicut pluviis germinat herba de terra . . .

Der Wärwolf: Nein, das ist zu arg!

Simon: Ich glaube, er will uns mit mächtigen Zauberformeln beheren.

Siward: Wenn er fortfährt, so schlafe ich zur Stelle ein.

Bruder Johann: Welch ein langweiliger Redner; zur Sache, zur Sache!

Langeyrant (fährt unter stets wachsendem Tumulte fort wie folgt): Secundo, sagte Anaxagoras, ein fruchtbares Erdreich. Das zu beweisen bin ich gar nicht um Gründe verlegen. Sagte nicht Gott selbst zu Abraham: ich will dein Geschlecht segnen und dir das Land Canaan geben? — Jedennoch, quid

fuit, das Land Canaan? wenn nicht ein fruchtbares Erdreich — Quae revera fuit lacte et melle, ut ex his fructibus...

Simon: Nieder mit dem Doktor!...

Der Wärwolf: Er will uns beberen, ich will ihn todtſchlagen.

Thomas: Wir wollen ihn in Kochfleiſch zerhacken, wenn er nicht ſein Maul hält.

Bruder Johann: Erbärmlicher Schwätzer, könnt Ihr uns nicht in zwei Worten ſagen, was Ihr uns mitzutheilen habt?

Langeyrant: Ei wohl, Herr Feldhauptmann und meine edeln Herren! Allein ich bin noch Eingangs meiner Rede.

Bruder Johann: So magſt Du ſammt Deiner Rede zu allen Teufeln gehen! — (Zu Jean de Belleiſle), Edler Herr, könnt Ihr uns nicht in zwei Worten ſagen und verſtändlich auseinanderſetzen, was dieſem da nicht in zwanzigtauſend Worten gelänge?

Langeyrant (zu Jean de Belleiſle). Laßt uns gehen.

Jean de Belleiſle: Recht gerne; aber erlaubt mir zuvörderſt die Frage an Euch zu richten, im Namen Monſeigneurs, des Herzogs der Normandie, aus was Gründe Ihr eigentlich die Waffen ergriffen habt?

Bruder Johann: Weiß er das noch nicht? Weßhalb führt denn der Löwe Krieg mit dem Menſchen, als weil der Menſch ihn zuerſt angegriffen hat! Die Bauern von ganz Frankreich haben gegen die Herren vom Adel die Waffen ergriffen, weil die adeligen Herren ſie als Feinde behandelt haben.

Langeyrant: Laßt mich ihm antworten, ich habe ein paar Gründe in Bereitſchaft, die ihn bald zum Schweigen bringen ſollen!

Jean de Belleiſle: Nein, Meiſter Iwein, verliert kein Wort mehr! Eure Antwort iſt ganz gerecht, ehrwürdiger Vater, allein warum habt Ihr nicht ſo viel Zutrauen zu dem Herrn Herzog von der Normandie, daß Ihr ihm Eure Beſchwerden

vorgetragen hättet? Es betrübt ihn sehr, daß er nicht darum gewußt hat, denn er wünscht nichts sehnlicher, als Kleine und Große unter seinen Unterthanen zufrieden zu stellen: Ihr wißt ja wohl, in Frankreich ist der König stets der König für's Volk!

Bruder Johann: Seht Ihr dies Schwert hier, Herr Ritter? das hat uns zu unserm Recht verholfen und unsre Sache besser geführt, als ein Gänsekiel, durch das Schwert wollen wir auch alle Leibeigenen in Frankreich befreien.

Bauern: Ja, ja, wir wollen sie Alle frei machen!

Barthelemy: Wir wollen, Alle Franzosen sollen adelig werden!

Der Wärwolf: Mit Ausnahme der Adeligen, es soll an Jeden die Reihe kommen!

Jean de Bellisle: Bei der Messe, ehrwürdiger Vater; Ihr habt da 'ne hübsche spanische Klinge, und Ihr wißt Euch, wie es scheint, Ihrer eben so gut zu bedienen, wie eines Abtkreuzes. Aber vergönnt mir die Frage: Könnte man deßfalls nicht auch in Verhandlung mit einander treten, könnte man darum nicht Alle Leibeigenen Frankreichs frei machen, ohne daß es gerade nöthig wäre, daß die eine Hälfte des französischen Volkes die andere erwürgte?

Simon: Der kommt doch endlich mit einem vernünftigen Vorschlag.

Thomas: Den versteht man doch auch.

Renaud: Laßt ihn anstreben.

Bruder Johann: Ich sehe schon, worauf Ihr eigentlich abzielt, Monseigneur! Aber glaubt mir, Ihr werdet uns mit Euren vergoldeten süßen Worten nicht dazu bewegen, die Waffen niederzulegen!

Jean de Bellisle: Hört mich nur an, meine guten Leute! Hört mich an, lieben Landsleute, und urtheilet selbst, ob ich Euch hintergehen will. Der durchlauchtige Herr Herzog läßt Euch auffordern, ihm Eure Beschwerden freimüthig kund zu

thun; er will Euch zu Eurem Rechte verhelfen. Er wird Euch Alles gewähren, was Ihr von ihm verlangen wollt, denn ich bin überzeugt, Ihr werdet nichts begehren, als was Euch von Rechtswegen zukommt.

Der Wärwolf: Ich verlange, daß der König mich zum Baron macht, sonst...

Bruder Johann: Schweig stille, Wärwolf!

Renaud: Er soll die Frohnen abschaffen, soll uns vollständige Freiheit geben.

Die Bauern: Ja, keine Frohnen mehr! Freie Gemeinden! Freiheiten!

Jean de Bellisle: Wenn das all' Euer Begehren ist, so bin ich im Voraus überzeugt, daß man Euch ohne Schwierigkeit willfahren wird. Wenn man sich von beiden Seiten freimüthig ausspricht, so kann man sich auch ohne Mühe verständigen. Es ist besser, man erörtert seine Beschwerden gegenseitig auf vertrauliche Weise, als daß man es gleich zum Dreinschlagen kommen läßt. Gott sey Dank, da wird der Friede bald wieder hergestellt seyn. — Seyd Ihr gute Franzosen? — Ja. — Nun, dann werdet Ihr auch Frankreich nicht den Engländern überantworten wollen. — Nein. — Wenn Ihr aber Eure Edelleute erschlaget, so erschlaget Ihr eben so viele Kriegsleute; es ist gerade, als wenn das Fußvolk die Reißgen erschlüge. — Sind die Bauern in Frankreich einmal im Frieden mit dem Adel, wer wird uns alsdann angreifen wollen? — Niemand. — Wessen Faust wäre stark genug, um einen Köcher mit vierundzwanzig Pfeilen zu zerbrechen? — dessen ist wohl Niemand im Stande. Simson selbst oder auch jener baumstarke Mann dort (er deutet auf den Wärwolf) würde sich daran Schwielen in die Hände drücken, ohne damit zu Stande zu kommen. — Schlagt aber den Köcher zusammen, schüttelt die Pfeile heraus, und ein Kind kann einen um den andern zerbrechen. Trennt den Adel von den Bauern, so wird der Engländer über den Ersteren herfallen und leichtes

Spiel mit ihm haben, und die Bewältigung des Andern wird ihm auch nicht viele Mühe machen. Sind die Franzosen vereinigt, so haben sie nichts zu fürchten; sind sie uneinig, so sind sie der Beschimpfung und Unterjochung durch den nächsten Besten ausgesetzt.

Der Wärwolf: Der Kerl da weiß zu reden.

Simon: Laßt uns Frieden machen, und hinfort einig seyn!

Thomas: Ja, laßt uns Frieden machen.

Die Bauern: Den Frieden begehren wir!

Simard: Sind diese Memmen schon des Krieges müde? Vergeßt Ihr ganz, Ihr Bengel, daß wir noch das ganze Land Meaux vor uns haben, das vor Gelde strotzt, und das wir nach Herzenslust ausplündern können?

Bruder Johann: Was für Gewähr stellt Ihr uns zum Beweise dafür, daß Alles redlich erfüllt werden wird, was Ihr uns versprecht?

Simon: Ja, ja, das ist der wichtigste Punkt!

Jean de Belliste: Verlangt alle Garantieen, die Ihr wollt! ... Das königliche Wort, zum Beispiel ... Und zudem bringt Ihr mich fast zum Lachen mit Eurem Begehren von Garantieen; seid Ihr nicht die Stärkeren? Es stehen ja dreihundert Bauern auf einen einzigen Edelmann im Felde. — Laßt uns einen Waffenstillstand schließen, schickt Eure Abgesandten nach dem Louvre, und wir werden Alles nach Wunsche zu Stande bringen!

Bruder Johann: Ihr verlangt einen Waffenstillstand, weil Ihr mit andern Worten Zeit gewinnen wollt, um eine Armee zusammenzubringen, und uns zu Euren Gunsten zu überfallen.

Jean de Belliste: Man sagt's mit Recht den Mönchen nach, sie seyen mißtrauisch! — Wir haben keine Lust, zum zweiten Mal wider Euch in den Krieg zu ziehen. Bleibt aber

über die Dauer des Waffenstillstandes unter der Fahne, wenn Ihr das verzieht. Nur überschreitet die Oise nicht. Das ist Alles, was wir von Euch verlangen; sollte das zu viel verlangt seyn?

Siward: Nein, nein, keinen Waffenstillstand! Er will nur Zeit gewinnen, und uns um die Beute bringen, die wir noch machen werden!

Perducas: Laßt uns über die Oise verdringen! Wir wollen nach Meaux ziehen, dort werden wir Alle reich!

Jean de Bellisle: Diese Herren wünschen den Krieg, und ich weiß, aus welchem Grunde. Die Schlösser, die sie plündern, sind nicht die ihrigen; das Korn, das die Hufen ihrer Pferde zerstampfen, wächst nicht auf ihrem Grund und Boden. Sie wissen, daß wenn der Friede kommt, der Siegreiftritter nur noch ein Räuber ist, auf den der Strang wartet, und das kann ihnen noch blühen, ob sie gleich Edelleute sind.

Siward: Sollen wir nicht diesen Schurken die Ohren abschneiden?

Perducas: Er nennt uns Räuber?

Bruder Johann (zu den Abenteurern): Haltet ein, meine Herren! Er hat ein freies Geleite von mir.

Simon: Aber es ist wahr, was er sagt. Das ganze Land ist verheert, und das Malter Gerste hat um zwei Sous aufgeschlagen.

Barthelemy: Die Abenteurer verheeren Alles mit Feuer und Schwert.

Morand (leise): Sie sind noch eher unsre Feinde, als die Herren vom Adel.

Der Wärwolf: 's ist leider wahr, daß wer hinter ihnen kommt, nichts mehr vorfindet.

Renaud: Warum haben wir sie auch in unsre Sache gezogen?

Bruder Johann: Stille, sag' ich Euch; gleichviel, ob

Franzosen oder Engländer, wir sind alle Brüder in der der heil. Liga der Gemeinden!

Morand (leise): Ja Brüder, aber wie Kain und Abel.

Siward (bei Seite): Sie sind zwar jetzt die Stärkeren, allein sie sollen mir's noch entgelten.

Jean de Bellisle: Nun, meine Freunde, entscheidet Euch jetzt; wollt Ihr Frieden oder Krieg?

Die Bauern: Den Frieden, den Frieden!

Jean de Bellisle: Wohlan denn, bis wir den Frieden schließen können, wollen wir einen Waffenstillstand von drei Monaten bedingen, während dessen wir alle unsere Zwistigkeiten beilegen können!

Die Bauern: Ja, wir wollen einen Waffenstillstand! Wir wollen nach Hause! Man muß die Ernte einheimsen!

Bruder Johann: Ich werde niemals zugeben, daß man einen Waffenstillstand von drei Monaten schließt; Herr Gesandter, Ihr versteckt Eure Ränke nicht genug.

Jean de Bellisle: Ich bin nachgiebig; so soll denn der Waffenstillstand einen Monat dauern, und nicht länger. Seyd Ihr damit zufrieden?

Die Bauern: Wir sind's einverstanden! Das ist ein wackerer Ritter, das.

Bruder Johann: Je nun, ich will Ja sagen. — Wir wollen in den Waffenstillstand willigen, wenn man uns die Stadt Meaux in die Hände liefert. Das soll für uns eine Garantie seyn, daß Ihr uns Eure Versprechungen haltet.

Jean de Bellisle: Ei, meine guten Freunde, Ihr findet zu Meaux nichts mehr als unglückliche Frauen, die vor Furcht halb todt sind. Was braucht Ihr erst eine Stadt zur Sicherheit für Euch? Ihr sollt ja Geißeln haben, so viel Ihr deren nur begehrt.

Siward: Wir müssen Meaux haben, das ist sicherer.

Bauern: Ei, was kümmert uns Meaux?

Simon: Wir sind schon weit genug von Hause entfernt.

Morand: Gute Geißeln sollen uns genügen.

Bauern: Frieden! Waffenstillstand wollen wir!

Bruder Johann (zu den Bauern): Ihr seht ja, er will uns hintergehen; er verweigert uns die Garantieen, die wir von ihm begehren.

Jean de Bellisle: Ich habe Euch schon gesagt, lieben Leutchen, die Gräfin v. Meaux ist mit ihren Damen allein noch in der Stadt, und hat keinen einzigen Reisigen in ihrem Gefolge. Es ist eine gute mildthätige Dame, wie Ihr Alle wißt; ich bitte Euch im Namen des heiligen Leutfrieds, Eures Schutzpatrons, laßt sie in Frieden in ihrer Stadt!

Die Bauern: Wir sind schon zufrieden, wenn Ihr uns nur Geißeln gebt!

Bruder Johann: Aber bedenkt doch!

Die Bauern: Geißeln und den Frieden!

Bruder Johann: Nun ja denn, Herr Ritter, was für Geißeln wollt Ihr uns geben für die Sicherheit der Abgeordneten, die wir an den Hof schicken werden?

Jean de Bellisle: Nehmt zunächst mich selbst, und laßt Euch das zum Beweise dienen, daß ich Euch nicht hintergehen will. Mir liegt an meinem Halse ebenso viel, als jedem Andern. Meister Langeyrant soll auch hier bleiben, und wenn Euch ein Ritter und ein Gelehrter noch nicht genügen, so wird man Euch noch zwei biedre Ritter aus edlem Hause geben.

Die Bauern: Seht, das ist ein wackerer Ritter! Ja, ja, laßt uns Waffenstillstand und den Frieden schließen!

Jean de Bellisle: Nun, ehrwürdiger Pater, Ihr scheint ja der Feldhauptmann des Heeres zu seyn? wollt Ihr nicht nach Paris reisen, um dort den Frieden zu schließen?

Bruder Johann: Nein, Monseigneur; ich bin kein Freund vom Reisen, und wenn man Euch auch den Kopf ab-

ſchlüge, würde er doch nicht ſo gut auf meinen Rumpf paſſen, wie mein eigener.

Jean de Bellisle: Handelt ganz nach Eurem Belieben. Sendet, wen Ihr wollt; ich für meinen Theil bleibe hier. Hoffentlich habt Ihr doch auch einen trinkbaren Wein hier zu Lande?

Simon: Ei ganz gewiß, Herr Ritter, den beſten, den Ihr wollt.

Jean de Bellisle: Meinetwegen denn, laßt mein Gepäcke nach Eurem Lager ſchaffen, und ſchafft mir tüchtig Wein her, denn ich habe ſo viel geſprochen, daß mir die Kehle ganz vertrocknet iſt!

Die Bauern: Gebt Euch nur zufrieden, wackerer Herr Ritter, Ihr ſollt hier gut gehalten werden!

Bruder Johann: Aber auch genau bewacht!

Jean de Bellisle: Es fällt mir nicht im Schlafe ein, Euch zu verrathen, und ſo brauche ich auch keinerlei Befürchtungen zu hegen.

(Er entfernt ſich mit Langeyrant.)

Simon: Gehe Du nach Paris, Morand, Du biſt ein Pfiffikus!

Morand: Geh' Du nur ſelbſt: der Pater Johann bleibt auch hier, und da will ich ihm Geſellſchaft leiſten.

Thomas: Wenn Ihr wollt, will ich hingehen; was brauche ich denn zu fürchten?

Bruder Johann: Wenn Ihr das wollt, ſo mag's drum ſeyn; ohnedieß iſt ja an Gefahr gar nicht zu denken. Ueberlegt Euch jetzt nur die Bitten und Beſchwerden, die Ihr bei Hofe vorlegen wollt. Morgen wollen wir dann unſere Abgeordneten nach Paris abſenden. Außerdem aber kann ich Euch nur wiederholen: Bleibt beiſammen, trennt Euch nur jetzt nicht, denn gerade während eines Waffenſtillſtandes und im Augenblick, wo

man den Frieden machen will, muß man unter der Fahne bleiben und wohlgerüſtet ſeyn.

Simon: Ihr wißt aber, daß die Hälfte von unſerm Volke in acht Tagen nach Hauſe muß, um die Erntegeſchäfte zu beſorgen!

Bruder Johann: Es mag drum ſeyn, aber nach Verlauf einer Woche müſſen ſie wieder bei'm Heere eintreffen!

Morand: Verlaßt Euch drauf, es ſoll nicht vergeſſen werden.

Bruder Johann: Kommt heute Abend Alle in mein Quartier, damit ich Euch die Bedingungen kund thun kann, die ich dem Herzog von der Normandie vorſchlagen will. —

(Alle ab, bis auf Siward, Perducas, d'Acunha und Euſtach v. Lancignac.)

Perducas: Nun, Siward! So müſſen wir wohl jetzt allein bleiben. Die Bauernlümmel wollen durchaus Frieden machen!

Siward: Iſt das meine Schuld? Wie ſollen wir ſie hindern?

Euſtach: Der ungelegene Frieden ruinirt uns Alle.

Siward: Ich für meinen Theil habe den Frieden noch nicht geſchloſſen. Wenn ſie damit zu Stande kommen, kehre ich nach meiner Burg zurück, und nehme meine Streifzüge wieder auf, wie ich vordem gethan.

Perducas: Wohlgeſprochen; zudem geht ja der Waffenſtillſtand zwiſchen England und Frankreich bald zu Ende, und da werden wir mit Gottes Hülfe bald von Neuem zu thun bekommen!

Euſtach: Dann gibt's doch auch etwas Ruhm zu holen, und hübſche Waffenthaten auszuführen.

Perducas: Und franzöſiſche Barone zu brandſchatzen.

Siward: Und Dörfer und Städte zu plündern.

Perducas: Bah, das Handwerk iſt noch nicht ſo ſchlecht, daß wir es aufgeben ſollten!

(Alle ab.)

Dreiunddreißigſte Scene.

Ein Gemach in dem Hauſe, worin Jean de Belliſle gefangen gehalten wird.

Jean de Belliſle (ſitzt am Tiſche); Siward (das Schwert unter'm Arm, tritt auf.)

Siward (hochmüthig): Ihr wünſcht mich zu ſprechen, Meſſire de Belliſle?

Jean de Belliſle (ſteht auf): Ja, Meſſire de Siward! Ich wünſchte ſchon lange ein Geſpräch mit Euch unter vier Augen; aber ich bitte Euch, nehmt Euch einen Stuhl, denn ich habe Euch gar mancherlei mitzutheilen. Vor Allem muß ich Euch um Entſchuldigung bitten wegen gewiſſer ehrenkränkender Ausdrücke, deren ich mich thörichter Weiſe gegen das edle Gewerbe bediente, von dem Ihr lebt.

Siward: Wenn Ihr nicht unſer Geißel waret, edler Herr, ſo hätte ich dieſe Worte aufgenommen, wie ſie es eigentlich verdient hätten.

Jean de Belliſle: Als ich ſo ſprach, redete mein Mund nicht, was mein Herz dachte; allein es war meines Amtes, zu den Bauern zu reden, ich mußte ihnen ſchmeicheln, und mich ihrer plumpen Sprache anbequemen. Ihr ſeht, mein tapferer Ritter, daß ich unumwunden mit Euch rede; jene beleidigenden Worte lagen durchaus nicht in meiner Abſicht. Heilige Jungfrau! ſollte ich mir beikommen laſſen, ſo von Rittern Ihres Zeichens zu reden, welche dermalen noch die einzigen und glorreichen Stützen der freien irrenden Ritterſchaft ſind? Ich bitte

Euch nochmals um Vergebung, und um die Erlaubniß, hiemit Euren Groll und Euren Arm in ſüße Bande ſchlagen zu dürfen.

(Er legt ihm ein koſtbares Armband an.)

Siward: Heiliger Jörg! Wie ſchön iſt das, welche herrliche Arbeit, welche prächtigen Rubinen! Ha, Meſſire de Belliſle, was fällt Euch ein?

(Er drückt ihm verbindlich die Hand.)

Jean de Belliſle: Ich habe es einſt in einem Turnier gewonnen: ich hatte geſchworen, es nur einem tapfern waffengeübten Ritter zu verehren, und als ſolchen habe ich Euch zu Niort kennen gelernt!

Siward: Wie? Ihr habt alſo das Turnier zu Niort noch nicht vergeſſen?

Jean de Belliſle: Wie könnte ich es vergeſſen! Ein ſo herrliches Feſt, an dem die ſchönſten Damen Antheil nahmen, und wo die herrlichſten Waffenthaten geſchahen! — Wir waren Beide unter den Stechenden, und ich erinnere mich noch wohl, wie Ihr ſo feſt im Sattel ſaßet, daß Ihr abſteigen mußtet, um den Zuſchauern zu beweiſen, daß Eure Waffen nicht an die Rüſtung Eures Roſſes angeſchraubt ſeyen [1]).

Siward: Ja, bei Gott! dort habe ich dem Herrn v. Joigny den Arm durchrannt, und man behauptete, ich habe mich verfehlt [2]); allein Euer Oheim, der einer der Turniermärſchälle und Kampfrichter war, ſprach ſo gut zu meinen Gunſten, daß mir's frei hingieng. Wäre er nicht geweſen, ich hätte Roß und Rüſtung eingebüßt [3]).

1) Ein ſchottiſcher Ritter, der an einem Turnier auf der Londoner Brücke Theil nahm, erſchien ſo feſt im Sattel, daß ihn das Volk abzuſteigen zwang, um zu ſehen, ob er ſich nicht an's Roß feſtgebunden.

2) Nämlich gegen die Regeln des Turniers, das ausdrücklich beſagte, die Kämpfer dürften nur auf die Mitte des Leibes ſtechen — entre les quatres membres — weil dies am wenigſten gefährlich für den Einzelnen war; wenigſtens galt dieſer Brauch in Frankreich.

3) Dieß war die gewöhnliche Strafe, wie aus Froiſſart's Beſchreibung des Turniers von Calais noch zu erſehen iſt.

Jean de Bellisle: Nun denn, mein tapferer Ritter, so erweist mir die Ehre, heute bei mir zu speisen; — wir wollen als alte Bekannte mit einander zechen, und von wackern Waffenthaten reden.

Siward: Von Herzen gerne.

Jean de Bellisle: Ich will Euch Euren Freund Messire Perducas d'Acunha dazu einladen. Denn wenn tapfere Ritter keinen Lanzenstoß mehr wechseln, thun sie am besten daran, bei fröhlichem Gelage den Humpen kreisen zu lassen!

Siward: Beiläufig gesagt, unser Waffenstillstand neigt sich ja zu Ende. Wie kommt es, daß wir keine Nachrichten mehr von unsern Abgesandten erhalten?

Jean de Bellisle: Das weiß ich Euch nicht zu sagen. Das Begehren und die Ansprüche dieser Bauern sind so lächerlich, daß ich zum Voraus dafür einstehe, sie werden nichts bezwecken. Aber lassen wir das jetzt; wenn Ihr mir die Ehre Eurer Gesellschaft noch länger gönnen wollt, so laßt uns von Dingen reden, die für uns interessanter sind. Seit ich hier bin, habe ich noch keine Gelegenheit gehabt, mich mit einem Edelmann zu unterhalten; mein ganzer Umgang bestand in ein paar Bauern, den langweiligsten Menschen von der Welt.

Siward: Ja, meiner Treu, der Umgang mit den Bauern ist für Leute unseres Standes nichts weniger als unterhaltend und angenehm, und ohne die navarresischen und gascognischen Edelleute hätte mich die Langweile längst schon umgebracht.

Jean de Bellisle: Es möchte noch hingehen, wenn Ihr von dem Bauernvolke auch bezahlt würdet, wie Ihr es verdienet!

Siward: Bezahlt? Glaubt Ihr denn, Herr Ritter, wir dienen in einem königlichen Heere? — Man theilt die Beute, und wir bekommen unsern Antheil, allein das ist auch Alles.

Jean de Bellisle: Das ist nicht viel, und wenn

Euch eine tüchtige Schaar Reiſiger gegenüber ſtünde, würde die Beute noch geringer ausfallen.

Siward: Ich fürchte faſt, Ihr habt Recht.

Jean de Bellisle: Unter uns geſagt, der Krieg wird bald wieder anheben. Mein durchlauchtiger Herr, der Herzog von der Normandie, wird ſich gewiß nicht auf die aberwitzigen Bedingungen einlaſſen, welche dieſe Bauern ſtellen!

Siward: Hm, hm.

Jean de Bellisle: Dann ſollte mir's leid thun für Euch, wenn Eure Parthei unterliegt, wie es wohl kommen wird. Der Landhauptmann von Buſch, unter dem Ihr, glaub' ich, auch gedient habt, iſt aus Deutſchland zurückgekehrt, und treibt ein tüchtiges Heer zuſammen. Die Empörer können uns nur eine kleine Handvoll Reiſiger entgegenſetzen, die dem geübten Kriegsvolk des Landhauptmanns nicht lange Stand halten wird; müßt Ihr das nicht ſelbſt zugeben? Alsdann werdet Ihr Euch mitten unter einer Horde aufrühreriſcher Bauern befinden, an die Ihr Euch, um mit ſoldatiſchem Freimuthe zu reden, gar nicht hättet anſchließen ſollen.

Siward: Ihr habt wohl recht, Herr Ritter; allein ſie haben mich aus der Gefangenſchaft befreit, und ich habe mich mit ihnen vertragen müſſen, ehe ich noch darüber nachdenken konnte, was ich eigentlich gethan.

Jean de Bellisle: Iſt es denn ſchon zu ſpät, daß Ihr Euch wieder von ihnen losſagt?

Siward: Ich weiß nicht, ob ich Euch recht verſtehe ... Sprecht einmal mit mir friſch von der Leber weg, wie ein Soldat zum andern, ſo werden wir, denk' ich, uns ſchneller verſtändigen!

Jean de Bellisle: Wohlan denn, wenn Ihr dieſe aufſtändiſchen Bauern verlaſſen, wenn Ihr wieder zur Fahne Eures Feldhauptmanns ſtoßen wollt, dürft Ihr auf den Dank unſres durchlauchtigen Herrn Herzogs rechnen!

Siward: Bah, das ſind nur eitle ſchöne Worte; aber mit Worten allein unterhält man keine Compagnie Landſchaden!

Jean de Bellisle: Was würdet Ihr aber dazu ſagen, wenn der durchlauchtige Herzog von der Normandie über die ganze Dauer dieſes Feldzuges Eure Schaar in ſeine Dienſte nähme, Eure Leute bezahlte wie franzöſiſche Reiſigen und dem Hauptmann einen lebenslangen Gehalt von hundert Thalern auszahlte?

Siward: Ich würde mich gern entſcheiden, wenn der Herzog mich zum Bannerherrn erheben wollte; ich habe Knappen genug in meinem Dienſte, um Bannerherr werden zu können.

Jean de Bellisle: Ich kann Euch auf Ritterwort die Zuſage geben, daß Ihr das Alles erlangen ſollt. Wünſcht Ihr vielleicht ſonſt noch etwas?

Siward: Auf Ehre nein; Ihr geht ſo edel gegen mich zu Werke, daß ich Euch unmöglich widerſtehen kann. Rechnet auf mich!

(Sie reichen ſich die Hand.)

Jean de Bellisle: Eure Compagnie beſteht, wie mich däucht, aus fünfzig Lanzen- und hundert Bogenſchützen?

Siward: Es ſind hundertundvierzig Bogenſchützen, die zwar nicht eigentlich unter meinem Befehl ſtehen, wenn ſie auch meinem Fähnlein folgen; allein wenn der Landhauptmann von Buſch Euer Heer beſehligt, werden ſie mir gerne folgen.

Jean de Bellisle: Hier habt Ihr 'nen blanken Gulden, die Löhnung für ſie auf einen Monat, und hier ſind hundert Thaler für Euch.

Siward (nachdem er das Geld gezählt hat): Ihr geht ſo raſch und pünktlich zu Werke, daß Ihr gar nichts zu wünſchen übrig laßt.

Jean de Bellisle: Wollt Ihr mir dagegen nicht auch ein paar Worte ſchriftlich geben? Wollt Ihr keine Verpflichtung unterzeichnen?

Siward: Was das Unterzeichnen anbelangt, edler Herr Ritter, so wird's damit wohl sein Bewenden haben, denn ich kann nicht schreiben; allein ich will mein Kreuz unter Eure Handschrift malen und mein Siegel daneben drücken, sobald Ihr es nur befehlt!

Jean de Bellisle: Meinetwegen denn. Der Landshauptmann wird in ein paar Tagen nach Meaux kommen, dann könnt Ihr zu seinem Heere stoßen.

Siward: Ja, edler Herr! Auf Ritterwort, das soll dann sogleich geschehen.

Jean de Bellisle: Ich hätte Euch deßfalls noch einige Vorschläge mitzutheilen, wenn ich mich mit Euren Freunden, den Hauptleuten der Freischaaren, verständigen könnte. Ich werde mir alle Mühe geben, sie für meine Sache zu gewinnen, und ich führe einen schönen Vorrath blanker Gulden und Rosenobel bei mir!

Siward: Ei, edler Herr, ich stehe Euch für sie alle ein, wie für mich selbst!

Jean de Bellisle: Verschafft mir nur Gelegenheit, sie zu sprechen; — sobald die Zeit da ist, wo wir unsere Anschläge ausführen sollen, müßt Ihr mir eine Strickleiter verschaffen, um von hier zu entkommen, denn die Klugheit verbietet mir, so lange unter den Bauern zu bleiben, bis unsere Reisigen wider die Empörer heranrücken!

Siward: Ihr sollt nicht nur die Strickleiter, sondern auch Pferde und Führer haben, wenn Ihr deren bedürft!

Jean de Bellisle: Schönen Dank, es wird Alles nach Wunsche gehen!

Siward: Ich werde Euch Pertucas und Eustach von Lancignac herbringen, und ich zweifle nicht, daß Ihr gleichfalls mit ihnen zufrieden seyn werdet!

Jean de Bellisle: So geht denn in Gottes Namen, und kommt bald wieder.

Vierunddreißigste Scene.

Das Lager der aufrühreriſchen Bauern.

Simon, Morand, Mancel.

Simon: Laßt mir den da unangefochten; der iſt aus einem ganz andern Teige, als unſere Herren von ehedem. Der ſchwatzt Euch von der Ernte und den Feldarbeiten, als hätte er zwanzig Jahre lang die Pflugſchaar geführt.

Mancel: Und immer hat er ein Späßchen bereit, um mit uns zu lachen.

Morand: Bei alledem erfahren wir doch durchaus nichts von unſern Abgeordneten, die wir des Friedens wegen nach Paris geſandt haben; der Himmel weiß, was aus ihnen geworden iſt! Hauptſächlich bin ich um den armen Thomas in Sorgen.

Simon: Bah, was brauchen wir zu fürchten? Haben wir nicht die fremden edlen Herren als Leibbürgen und Geißeln in den Händen? Nicht wahr, Leibbürgen nennt ſie der Pater Johann?

Mancel: Morand denkt ſtets an nichts Anders, als an Unheil.

Morand: Das iſt auch das Sicherſte hienieden auf der Welt!

(Man hört Trompetenſchall und Feldruf aus der Ferne.)

Simon: Man ſtößt in's Horn, da muß etwas begegnet ſeyn.

Renaud (ſtürzt herein): Wißt Ihr ſchon die ſaubere Neuigkeit.

Simon: Welche?

Renaud: Die Herren vom Adel haben ein Heer zuſammengebracht; ſie haben mehr als zehntauſend Reiſige bei ſich, und der Landhauptmann von Buſch — Gott verdamme den Heiden und ſeinen verteufelten Namen! — führt ſie an. Das

ganze Heer iſt im Anzuge wider uns, und wir erleben vielleicht morgen ſchon eine Schlacht.

Morand: Jeſus Maria! Dann iſt's um uns geſchehen!

Mancel: Das iſt nicht möglich, Renaud, woher haſt Du die Nachricht?

Renaud: Von Frank, der ihre Streifreiter und Verhut geſehen, und mit ihnen geplänkelt hat; der Kampf war ſo hart und raſch, daß ſie uns ein Dutzend Leute ſchwer verwundet haben, worunter auch den jungen Toyneau, dem ſie den Schenkel bis auf den Knochen durchhauen haben.

Morand: Bei des Heilands Leiden! wir ſind verrathen, wir haben keine Hoffnung auf Rettung mehr! . . . .

Simon: Ich will in der Hölle brennen, wenn ich mich nicht an dieſem treubrüchigen tückiſchen Ritter räche! Toyneau iſt ein Bruder von meiner Taufpathe!

(Es entſteht ein großer Tumult im Lager. Bruder Johann, Siward und der Wärwolf treten auf.)

Bruder Johann: Wir ſind verrathen, der Schurke iſt entſprungen.

Siward: Heda! Holla! Derrial! Louis! bringt mir meinen Fuchſen herbei, reicht mir meine Waffen! ich will ihn einholen, und wäre er in der unterſten Hölle!

Der Wärwolf: Zu Pferde! Zu Pferde!

Morand: Wer iſt denn entwiſcht?

Der Wärwolf: Kein Anderer, als Jean de Belliole, der mit Euch ſo ſchön that! — Und die Gensdarmen des Königs ſind gegen uns im Anmarſch.

Siward: Zu Pferde, Warwolf! Offenbar iſt er nach dem Walde zu entwiſcht.

Der Wärwolf: Nein, ich habe Spuren von Hufſchlägen an der Quelle bemerkt. Offenbar hat er einen Umweg gemacht, um uns irre zu führen.

Siward: Ich ſage Dir, er hat den Weg nach dem

Walde eingeſchlagen: einer meiner Leute hat einen Reiter in den Wald biegen ſehen.

Bruder Johann: Suche Jeder von Euch auf ſeiner Seite. — Ihr da, Ihr begebt Euch zu Euren Schaaren. — In einer Stunde müſſen wir auf dem Marſche ſeyn.

(Simard und der Wärwolf entfernen ſich.)

Morand: Das iſt ein großes Unglück, Pater Johann!

Mancel: Man ſagt, der Feind ſey zahlreich.

Simon: Wie haben ſie es nur angeſtellt, um über die Marne zu ſetzen?

Bruder Johann: Geht und rühret Euch, anſtatt ſolche thörichten Fragen an mich zu richten!

(Geht ab.)

Simon: Ich habe ihn noch nie ſo betroffen und verwirrt geſehen.

Morand: Das ſind ſchlimme Zeichen!

Mancel: Kommt, laßt uns unſere Rüſtungen treffen!

Morand: Kein Zweifel mehr, mit dem Pater Johann geht's zu Ende; er verzweifelt jetzt an ſich ſelber.

Simon: Bah, das ſagſt einſtweilen nur Du.

Mancel: Wenn das Heer des Königs uns angreift, werden wir damit fertig werden, wie wir es mit dem des Seneſchalls geworden!

Morand: Dort ſehe ich Raben nach Morgen zu. Gebe Gott und die heilige Jungfrau, daß wir ihnen kein Aas liefern!

Simon: Ei, Du ewiger Unglücksprophet!

(Alle ab.)

Fünfunddreißigſte Scene.

Eine Ebene bei Meaux. — Die Schlacht hat begonnen, und da und dort liegen ſchon Todte und Verwundete umher. — Der Wärwolf mit ſeinen Bogenſchützen ſtänkelt gegen die Vorhut des Feindes.

Der Wärwolf, Wölfe und Bogenſchützen.

Der Wärwolf (ſchießt einen Pfeil in den Schaft ſeiner Lanze): Abermals einen geliefert! Hoffentlich kommt' ich heute noch auf mein halbes Hundert. Heda, ihr Jungen, ſchlagt Euch in das Gebüſch zur Rechten und zielt mir brav auf die Bogenſchützen des Königs. Sie werden Euch ſo wenig Widerſtand leiſten, als die Dambirſche im Beauveiſis!

(Bruder Johann zu Pferde und einige andere Hauptleute treten auf.)

Bruder Johann: Ein wackerer Anfang, tapferer Wolf! Zeigt nur heute noch Muth, und der Krieg iſt zu Ende.

Der Wärwolf: Was mich anlangt, ſo werde ich mich nicht ſchonen, darauf dürft Ihr Euch verlaſſen. Allein wie ſteht es jetzt auf Eurer Seite?

Bruder Johann: Ganz gut, ich fürchte die Meiſigen des Landshauptmanns nicht. Auch die Freiſchaaren und Landſchaden ſtehen auf unſerm rechten Flügel, und rächen ſich, dem Feind das Bad zu gefegnen; nun will ich ſehen, wie es auf dem linken Flügel ſteht.

(Er entfernt ſich.)

Der Wärwolf: Binde mir eine neue Sehne an meinen Bogen, Jean. — Heda, Ihr dort drüben, ſpart Eure Pfeile; Ihr ſchießt ja aus viel zu großer Ferne! Rückt weiter vor, immer weiter, bis Ihr ihnen das Weiße im Auge ſehen könnt. — Recht ſo, Jungens, zielt nur gut! — Ei ſeht nur, wie jener dicke Armbruſtſchütze zuſammenzuckt. — Wo Teufels ſteckt denn jetzt Meiſter Brewn? Der Feind zieht ſich auf ſeine

Hauptschaar zurück, und die englischen Bogenschützen wären uns jetzt recht von Nutzen. — Ich will ihm doch einmal ein Signal geben! — (Er stößt in sein Horn.) Ich wette, er zecht irgendwo herum; so lange er nur noch eine volle Flasche auftreiben kann, will er nichts von der Arbeit hören!

(Ein Horneuf antwortet aus der Ferne dem Signale des Wärwolfs, und gleich darauf tritt Brown auf.)

Brown: Wolf, mein Kamerad! Willst Du jetzt zu den Engländern übergehen?

Der Wärwolf: Ich, wozu denn?

Brown: Jetzt ist's um Euch geschehen, so stark Ihr auch noch seyd; Ihr seyd verrathen!

Der Wärwolf: Was willst Du damit sagen?

Brown: Wir verlassen Euer Herr. Es geschieht zwar wider meinen Willen, aber der Landhauptmann von Busch war ehedem mein Feldhauptmann. — Es thut mir nur leid um Dich; — aber komme zu uns, werde ein Engländer!

Der Wärwolf: Zum Teufel mit Deinen Engländern! Aber zum Wetter, erkläre Dich doch deutlicher!

Brown: Lebe wohl! Weise den Engländern nur meinen Bogen vor, und sage ihnen, Du habest ihn vom Hauptmann Brown.

(Tritt ab.)

Der Wärwolf: Halt, warte doch! Er läuft, als ob ihm der Teufel auf der Ferse wäre! Ich will's doch gleich dem Pater Johann sagen. Ich verstehe eigentlich noch nicht recht, was er mir gesagt hat, allein der Pater wird wohl daraus klug werden. Wilfried, führe Du unsere Leute an, und plänkle vorsichtig mit dem Feinde.

(Er eilt hinweg.)

Sechsunddreißigste Scene.

Ein Wald. — Es ist Nacht.

Bruder Johann, der Wärwolf, Morand, Simon, Barthelemy, Gaillon, aufrührerische Bauern.

(Bruder Johann steht hinwärts an einen Baum gelehnt; die Andern sitzen oder liegen um ein Feuer am Boden, und verzehren gierig ein spärliches Mahl. — Einige davon sind verwundet, und Alle scheinen erschöpft von Strapazen.)

Der Wärwolf: Dreiundvierzig Köpfe! An einem einzigen Tage dreiundvierzig der wackersten Bogenschützen zu verlieren, die je eine Sehne gespannt! Das Wetter erschlage die Landschaden und Freischaaren, die uns verrathen haben! . . . .

Simon: Der Teufel drehe dem Hauptmann den Hals um!

Morand (halblaut für sich): Und dem Satansmönche ebenfalls, der uns Alle zur Schlachtbank geführt hat!

Der Wärwolf: Du bist noch immer der Alte, Vater Morand. Wenn es Streiche hagelt und Pfeile regnet, schweigst Du, und versteckst Dich; allein am Küchenfeuer sieht man Dich ganz gewiß wieder und hört Dein hohles Gekrächze. Alle Donner, Morand ist todt, und das war der einzige beherzte Bursch unter Euch!

Morand: Du führst nun ein großes Maul, und bist ebenso rasch gelaufen, wie die Andern!

Der Wärwolf: Mach' mir den Kopf nicht warm, Morand; ich bin ohnedem heute nicht guter Laune. Es ist mir 'ne Kleinigkeit, Dir Deinen dicken Schädel einzuschlagen, wenn Du mich aufbringst.

Morand: Du wirst auch über jedem Bettel böse.

Der Wärwolf (springt auf): Heda, ihr Wölfe! Seyd Ihr bald mit Eurem Essen fertig? Gottes Blitz, wenn man Euch so langsam kauen sieht, sollte man meinen, Ihr säßet bei

einem Hochzeitschmause! Macht Euch auf die Beine, Ihr Schlingel! Wir haben noch ein gut Stück Weges vor uns, ehe wir unsere Wälder erreichen!

Simon (zu Morand heiß). Du, sieh Dir 'mal den saubern Maulhelden an; er meint immer noch dem Landhauptmann zu nahe zu seyn!

Bruder Johann (zuerst). Wir wollen nun das Lager abbrechen!

Simon (heiß). Das nennt er ein Lager?

Bruder Johann: Frank, Du mußt mit Deinen wackern Bogenschützen die Nachtwache bilden; bis Morgen sind wir alsdann in Sicherheit jenseits der Oise, und können dort den Krieg von Neuem beginnen.

Morand (heiß). Er hat also noch nicht genug.

Der Wärwolf: Meine Bogenschützen und ich werden unsern Rückzug ganz allein antreten.

Bruder Johann: Was sagst Du da? — Gehorche, wenn ich Dir befehle.

Der Wärwolf: Gemach, Vater Johann, hört mich vielmehr an! Ihr seyt unser Feldhauptmann geworden, aber der Henker mag wissen, wie und warum. Ehe Ihr kamet, war ich ganz frei, und konnte thun, was mir beliebte. — Ich habe Euch seither aus allen Kräften geholfen, ich und meine Leute haben wahre Wunder für Euch gethan; aber jetzt steckt Ihr im Drecke, und habt alle Eure Leute, die Euch noch geblieben sind, hineingeführt . . . Dießmal mögt Ihr nun schon zusehen, wie Ihr Euch selber herausgiebt. Bei Mahoms Barte, ich handle nun auf eigne Faust; gehabt Euch wohl!

Bruder Johann: Ich habe mich in Dir bitter getäuscht; ich hielt Dich für einen Soldaten, aber Du bist nur ein Räuber. Du hast es nur auf die Beute nach dem Siege abgesehen, aber nun . . . .

Der Wärwolf: Nun? . . . Hättet Ihr mich in mei-

nen Waldern gelaſſen, ſo führte ich jetzt noch an der Spitze von hundert tüchtigen wackern Burſchen, und wäre frei, wie der Vogel in der Luft, anſtatt daß Ihr in Eurer Art Krieg zu führen beinahe uns alle ſammt und ſonders an den Strang geliefert habt. Doch genug davon, — gehabt Euch wohl!

Bruder Johann: Wohlan denn, ziehe von hinnen, erbärmlicher Feigling! Ich bleibe hier bei dieſen wackern Leuten, und hoffe, mit ihnen noch unſere Feinde beſiegen zu können!

Der Wärwolf (höhniſch): Das wünſch' ich Euch von Herzen, Hochwürdiger!

Bruder Johann: Wiſſe aber, Du Schurke, daß ich Dich hängen laſſen werde, wie einen Räuber, wenn Du Dich in beſſern Zeiten je wieder bei meinem Heere ſehen läßt.

(Der Wärwolf ſtößt kräftig in ſein Horn, ſammelt den Reſt ſeiner Mannſchaft um ſich, und ſchlägt ſich mit ihm in den Wald.)

Morand: Meiner Treu, der Wärwolf thut Recht; wir ſind rechte Narren, daß wir noch länger bei dem verdammten Herrenmeiſter bleiben.

Bruder Johann: Du, Simen, und Du, Gaillon, mußt jetzt den Reſt unſerer Bogenſchützen um Euch ſammeln; Ihr ſollt mit mir die Hinterhut befehligen.

Gaillon: Danke ſchönſtens für Eure Hinterhut! Sollen wir uns noch zu Kochfleiſch zerhacken laſſen? Da wären wir rechte Narren!

Simon: Pater Johann . . . Pater Johann . . .

Morand (leiſe zu Simon): Wie? Willſt Du ihm denn Folge leiſten?

Bruder Johann (zu Simon): Du zauderſt noch?

Simon: Mein Seel, unſer Heer iſt nun aufgelöst; jetzt muß Jeder für ſich ſelber ſorgen, und den Nachtrab mögen die Lahmen und Hinkenden bilden!

Barthelemy: Wollt Ihr uns denn noch immer commandiren?

Bruder Johann: Wer von Euch wagt es, mir den Gehorsam aufzusagen? Du Gaillon? rede!

(Er packt Gaillon an der Kehle.)

Gaillon: Ich? .... O nein, Pater Johann! .... Aber ich denke ....

Simon: Ihr allein tragt die Schuld, daß Alles so gekommen ist, Pater Johann!

Gaillon: Ihr habt uns hieher in die Patsche geführt!

Barthelemy: Ihr habt uns zur Empörung angestachelt ....

Morand: Habt uns gegen unsre guten Herren aufgehetzt.

Bruder Johann (springt auf ihn zu): Was sagst Du, Elender?

(Morand (springt entsetzt zurück.)

Simon: Wir haben uns auf Euch verlassen.

Gaillon: Ihr habt uns hinwürgen lassen, wie Schafe!

Morand (zu den übrigen Bauern): Wenn Ihr Herz im Leibe hättet, Ihr Tölpel, wäre er nicht länger unser Feldhauptmann!

Simon: Ihr seyd nicht mehr unser Anführer!

Barthelemy: Ihr habt uns verrathen!

Die Bauern: Verrath! Verrath!

Morand: Wißt Ihr nicht mehr, wie er den hochwürdigen Abt von Apremont hat umbringen lassen?

Mehrere Bauern: Das hat uns Allen Unglück gebracht!

Bruder Johann: Feiges Gesindel! Ihr wagt es, eine Anklage gegen mich zu erheben? Ihr wagt es, Euch wider mich aufzulehnen? Habt Ihr so schnell schon vergessen, daß Ihr ohne mich nur Sklaven wäret? Habt Ihr vergessen, daß Ihr nur durch mich, durch mich allein, Eure Herren besiegt, und Euch ihrer Güter bemächtigt habt? Ist es meine Schuld, wenn Eure Feigheit Euch nun Unglück zuzieht? Unglückliche,

hätte ich Euch Eurem eigenen Geschicke und Eurer eignen Kraft überlassen, so hienget Ihr Alle längst schon an den Galgenpfeilern. Wenn Ihr aber jetzt . . . .

Barthelemy: Hört nicht auf diesen Verräther! . . . .

Gaillon: Laßt ihn nicht weiter reden!

Morand: Er soll sterben, der Abtrünnige!

Simon: Wir wollen ihn umbringen, wie er den Abt von Arrement umbringen ließ!

Alle: Er soll sterben! Er soll sterben!

Morand: Wir wollen ihn dem Feldhauptmann oder dem Baron von Bellisle überliefern!

Bruder Johann (zieht das Schwert): Heran, Ihr Memmen! Kommt heran! Ich fürchte Euch nicht. Welcher von Euch will es wagen, die Hand an seinen Feldhauptmann zu legen?

Die Bauern: Bringt ihn um! Er muß sterben! — Nieder mit dem Pfaffen!

(Bruder Johann wird rücklings von einem Pfeile getroffen; er faßt zusammen, richtet sich aber augenblicklich auf, und lehnt sich knieend an einen Baum.)

Bruder Johann: Das ist Eurer werth, Ihr Elenden . . . Ihr erschlaget mich meuchlings . . . .

Stimmen (hinter der Scene): Die Gensdarmen des Königs kommen!

Bruder Johann: Ha, nun werde ich gerächt werden! . . . Fort, Ihr Verräther . . . Ihr entgeht . . . ihren langen Speeren nicht . . . — Galgen . . . und Rad . . . harren Euer . . . Ich verfluche Euch . . . Ich thue Euch . . . in den Kirchenbann . . . und weihe Euch der ewigen Verdammniß!

(Er stirbt.)

Morand: Rette sich, wer kann!

Verworrene Stimmen: Wir sind umzingelt; rettet Euch! Rettet Euch!

Etliche Bauern: Wer ſoll unſer Hauptmann ſeyn! Simon! Simon!

Simon: Laßt uns fliehen, ſonſt ſind wir verloren!

Reiſige (hinter der Scene): Montjoie Saint-Denis! für den Landhauptmann, für den Landhauptmann! Schlagt ſie nieder! Erwürgt ſie!

Alle: Rettet Euch! Rettet Euch!

(Allgemeine Flucht und Verwirrung.)

Biographiſche und literariſche Notizen

über

Proſper Mérimée.

Notiz über Prosper Mérimée.

Nachdem am 27. Januar 1844 ein jäher Tod einen der liebenswürdigsten Schriftsteller Frankreichs, einen der tiefsten Sprachforscher und gelehrtesten Bibliographen in der Person von Charles Nodier dahingerafft, und abermals einen Stuhl in der Akademie erledigt hatte, wurde dieser an Prosper Mérimée übertragen, der sich durch seine Romane, dramatischen Arbeiten und Sittenschilderungen, sowie durch die seltene stylistische Vollendung all' seiner Schöpfungen die gegründetste Anwartschaft auf diese Ehre errungen hatte. Diese Auszeichnung, welche die Augen von ganz Europa von Neuem wieder einem Schriftsteller zuwandte, der wegen seiner spärlicheren Production, und weil er nicht mit der Dampfkraft eines Dumas oder Sue arbeitete, sondern statt der lose verknüpften episodischen Feuilleton-Romane lieber in der Form vollendete, vollkommen abgerundete Kunstwerke liefert — außerhalb Frankreich bei Weitem nicht so bekannt ist, und den Ruhm genießt, den er nach seiner literarischen Bedeutung verdiente. Der Feuilleton-Roman erdrückt ohnedies das eigentliche moderne Epos, weil dieses sich nicht wie jener den politischen und socialen Tendenzen der Gegenwart so leicht anbequemen kann, und es genügt

im heutigen Frankreich, einen Schriftsteller in unverdiente Vergessenheit zu bringen, wenn er der Mode sich nicht anbequemt oder aus literarischer Gewissenhaftigkeit ein längeres Stillschweigen beobachtet. Daher rührt es denn auch, daß er in Deutschland bis jetzt noch weit geringere Würdigung gefunden hat, als manche andere Literatoren des Tages, wie Honoré de Balzac, Frédéric Soulié, Emil Souvestre, Alexander Dumas, u. A. m. Mérimée verdient aber besonders von seiner ernsteren Seite aufgefaßt zu werden, und wird daher durch unsre Ausgabe sich auch bald die zahlreichsten und wärmsten Freunde verschaffen. Der tiefere Gehalt seiner Werke, gegenüber von denen aller neueren französischen Romanschreiber — höchstens etwa Sue, Nodier, Reybaud, Méry und Victor Hugo ausgenommen — wird ihm seine alten Freunde noch erhalten, und neue gewinnen, wenn die allzuproductiven Modepilze längst vergessen und verklungen sind.

Von Seiten der innern Begabung und der Vielseitigkeit seines Talents steht Mérimée über den meisten seiner Zeitgenossen; hierin hat er sogar etwas mit Göthe gemein: den Erfolg nämlich, womit er sich in den meisten poetischen Kunstformen versucht, und poetischen Gebilden, die auf räumlich oder zeitlich entferntem Boden spielen, das Gepräge der sprechendsten Lokalfarbe und Originalität aufgedrückt hat, — einen Vorzug, den er hauptsächlich seinen gründlichen und fleißigen Studien in der Länder- und Völkerkunde und in der fremden Literatur verdankt.

Auch eine liebenswürdige feine Ironie macht ihn Göthe außer dem Streben nach rein realistischem Boden seiner Dichtungen ähnlich, und die kecke Spottsucht, womit er die Spürnasen der Kritiker seines Vaterlandes auf die feinste Weise zu mystificiren wußte, hat zum rascheren Bekanntwerden seines vielseitigen Talentes nicht wenig

beigetragen. Namentlich hat er hierin die Unzulänglichkeit gründlicher Literatur-Studien bei den meisten französischen Kritikern nachgewiesen, und seine Mystifikation so gelungen durchgeführt, daß er mit seinen morlackischen Volksliedern, die er unter dem Titel „La Guzla“ edirte, auch deutsche Fachgelehrte gründlich zu täuschen vermochte.

Prosper Mérimée ist geboren zu Paris im Jahre 1800; sein Vater bekleidete ein angesehenes Amt im Justizwesen, und bestimmte den Sohn, der seine Bildung in den besten Unterrichts-Anstalten von Paris empfing, ebenfalls zum Studium der Rechte, gegen welche der junge Prosper inzwischen von jeher ziemliche Abneigung an den Tag legte. Bei seinen Studien waren es auch namentlich die der politischen und der Rechtsgeschichte, welche ihn zumeist anzogen. Die Frauen waren es, welche seine spätere Laufbahn entschieden; mit den liebenswürdigsten geselligen Talenten begabt, Meister einiger neuern Sprachen, z. B. der Englischen, Italienischen und Spanischen, in der Literatur der Heimath wie der Fremde ungewöhnlich belesen, unabhängig, durch verwandtschaftliche Beziehungen in die geselligen Kreise der höheren Stände berufen, nahmen sich geistreiche liebenswürdige Damen seiner an, und lockten ihn auf die Bahn der journalistischen Literatur, welche unter der Restauration jungen Talenten so raschen und lohnenden Succeß versprach. Mérimée ließ sich zwar als Advokat aufnehmen, vernachläßigte aber die undankbare Praxis, verzichtete auf's Plaidoyer, und führte ein unabhängiges bequemes Leben, der politischen Journalistik, der Poesie und dem Studium der Künste und Kunstgeschichte sich widmend. Als nach der Juli-Revolution sein Vetter, Graf d'Argout, wieder in's Ministerium berufen wurde, ward er zuerst dessen Kabinetssekretär, später erster

Sekretär im Handelsministerium und darauf Chef du Bureau im Marine-Ministerium. Im Jahr 1835 legte Vitet, der geniale Dichter der Barricades, die Sinecure als Inspecteur-général des monumens historiques de France nieder, welche Guizot zur Versorgung politischer Poeten und Publicisten geschaffen hatte, und man übertrug Mérimée, als Vitet's glücklichstem Rivalen, diese Stelle. Aber auch er legte diese Stelle schon nach zwei Jahren zu Gunsten Batout's nieder, und nahm wieder ein Amt in einem der Ministerien an, worin er sich auch seither erhielt.

Mérimée hat sich im politischen Leben noch nie entschieden einer oder der andern Partei angeschlossen, sondern sich stets über denselben zu erhalten gesucht, indem er, unabhängig, wie er vom Hause aus und aus eigenstem innerem Antriebe ist, als feiner Skeptiker im Sinne des Charivari jede Partei in der Camera-lucida seiner treffenden Ironie beleuchtet, und ohne persönlich, ohne animos zu werden, die Auswüchse des Lebens und Treibens der politischen Parteien einer treffenden Analyse vom Standpunkte eines Horaz oder eines Rabelais aus unterwirft. Von diesem Bestreben legen z. B. Zeugschaft ab die niedliche politische Komödie „die Unzufriedenen“ (im sechsten Bande unserer Ausgabe), und verschiedene kleinere Zeitungsartikel in den Oppositionsblättern von 1827—40.

Was Mérimée besonders auszeichnet, sind, wie wir schon oben gesagt haben, sein scharfer Verstand, seine Kenntniß der Menschen, der Geschichte und der Sitten, sein kecker Witz, der kein Vorurtheil schont, sein klarer Blick für die Leidenschaften und Thorheiten der Gegenwart wie der Vergangenheit, und der kräftige, klare, bündige Styl, der seine Prosa in der Erzählung wie im Drama zu einer der wirksamsten und ausdrucksvollsten

macht. Alle seine poetischen Gebilde haben die Wirklichkeit zum Boden und zum Hintergrunde; aber dennoch hat die poetische Begabung alle diese Stoffe so durchdrungen und geläutert, daß Fiction und Realität im schönsten Gleichgewichte stehen, und dem Leser schwer machen, das Eine vom Andern zu trennen und zu unterscheiden.

Die Zeit, worin er mit diesen eigenthümlich aufgefaßten und vollendeten Dichtungen hervortrat, war für ihn eine äußerst günstige, und der Umstand, daß er sich der Gebrechen bewußt war, die die Literatur der Vergangenheit, der Classicismus Racine's und Anderer, eben so gut hatte, als die im Werden begriffene Romantik in den Schöpfungen Victor Hugo's, Casimir Delavigne's u. A. m., spricht für sein richtiges ästhetisches Urtheil eben so günstig, als für seinen Verstand. Die rein ideale Welt der sogenannten klassischen Literatur Frankreichs ward vom Volke im Allgemeinen eben so wenig verstanden, als die kühnen Gebilde von Victor Hugo's Phantasie, und es mußte ein Mittelweg existiren, der allen oder wenigstens den vorurtheilsfreien Lesern gefiel. Diesen suchte Mérimée zu ergründen. Bei dem ersten Versuche, welchen er mit dem pseudonym erschienenen **Théâtre de Clara Gazul, Comédienne espagnole (Paris 1825)** machte, mischte sich indessen noch die Ironie in's Spiel, denn er gedachte der sogenannten klassischen Kritik Eins aufzubinden. Er bekannte sich nur zum Uebersetzer unter dem Namen Joseph L'Estrange, und selbst die gründlichsten wissenschaftlichen Kritiker giengen in die Falle, und riefen mit Entzücken: „**Ah, comme cela ressemble à Caldéron!**“ Die Halbgebildeten riefen es nach und das Buch ward stark gelesen. Daß eine Frau, eine Spanierin, so über den Klerus richten, daß sie die Leidenschaften in dieser Weise dem Leser vorführen sollte, war zwar Manchem

etwas unglaublich, aber diese kleinen dramatischen Arbeiten hatten dabei doch etwas so Originelles, Lokales, daß man sie unmöglich für eine Mystifikation ansah, sondern in gutem Glauben für eine Uebersetzung nahm. — Eine unverbürgte Anekdote, die ein französisches Blatt vor etlichen Jahren mittheilte, erzählt sogar, daß sich einige spanische Flüchtlinge in Paris davon haben irreführen lassen, und das Original kennen zu lernen wünschten. Eine spanische Dame bat in einer Soiree Mérimée um das Original. — „Es existirt nur im Manuscripte," soll er geantwortet haben, — „aber das Eine Stück davon, welches ich noch in Händen habe, steht Ihnen gerne zu Diensten, meine Gnädige; ich werde es Ihnen morgen übersenden!" — Aus dieser Abendgesellschaft heimkehrend, soll sich Mérimée an den Schreibtisch gesetzt, und eines der kleinern Stücke dieser Sammlung in's Spanische übersetzt haben, und zwar ohne so auffallende Verstöße gegen Grammatik und Technik, daß er damit sogar einen Baccalaur zu täuschen vermochte, bis er selbst gutmüthig den bergenden Schleier zerriß.

Nicht minder gelang die Täuschung mit der zwei Jahre später erschienenen Sammlung angeblicher illyrischer Volkslieder unter dem Titel: La Guzla, ou Choix de poésies illyriques, recueillies dans la Dalmatie, la Bosnie, la Croatie et l'Herzegowine, für deren Verfasser er einen gewissen Hyacinth Maglanowitsch nannte. Die Kritik begrüßte diese Kleinigkeit als „eine höchst gelungene, treffliche Uebersetzung, welche den zarten Duft des Originals und der slavischen Volkslieder überhaupt nicht verwische." Goethe entlarvte, als die Guzla von einem Herrn Gerhard in's Deutsche übersetzt und äußerst rühmend beurtheilt worden war, die Mystifikation, was indeß kein Verdienst war, da ihm Mérimée selber den

Betrug eingeſtanden hatte. Außer dieſem deutſchen Kenner des Slawenthums hatten ſich noch Dr. Bowring in London und der bekannte ruſſiſche Byron, Alexander Puſchkin, bei dem Herausgeber nach dem Original erkundigt, was er ſelber in ſeiner Vorrede zu dem betreffenden Theil ſeiner geſammelten Werke (Paris, bei Charpentier 1842) Band I. Seite 347 ff. mit großer Selbſtbefriedigung und vielem Humor erzählt. — Er ſagt dort als Vorrede zu der neuen Ausgabe der Guzla: „Im Jahr 1827 war ich Romantiker; und wir warfen der klaſſiſchen Schule vor, ſie kenne in ihren Gebilden die Lokalfarbe nicht; ihre Griechen ſeyen keine eigentlichen Griechen, ihre Römer nicht die alten Römer. Was wir unter Lokalfarbe verſtanden, war das, was man im ſiebenzehnten Jahrhundert unter den Sitten verſtand, die volksthümliche und hiſtoriſche Originalität eines Volkes. — Wir bewunderten von der lyriſchen Poeſie überhaupt nur, was das älteſte und eigenthümlichſte Gepräge eines Volkes trug: die Romanzen vom Cid, die Geſänge Oſſians, die Balladen von der ſchottiſchen Grenze däuchten uns, ihrer Lokalfarbe wegen, unübertroffene Meiſterwerke. — Ich brannte vor Begierde, dieſe Lokalfarbe an Ort und Stelle einzuſehen, wo ſie noch exiſtirte, weil ſie nicht mehr überall vorkommt; aber zur Reiſe fehlte mir damals die Hauptſache, das Geld; und da es weit billiger war, Reiſepläne zu machen, ſo ergieng ich mich mit meinen Freunden in einer Unmaſſe ſolcher. Wir wollten bei unſern Reiſen nicht der großen Heerſtraße der Touriſten folgen. — J. J. Ampère und ich wollten gerade die Straßen vermeiden, auf welchen die Engländer ab- und zuſtrömen; wir wollten Florenz, Rom und Neapel im Fluge paſſiren, uns in Venedig alsdann nach Trieſt einſchiffen, und von hier aus die dalmatiſche Küſte bis nach Raguſa bereiſen.

Der Plan war originell, genußversprechend, neu — aber die Hauptsache fehlte: das Geld. Um dieses zu erschwingen, beschlossen wir die Beschreibung unserer Reise zu entwerfen, ehe wir sie noch gethan, und uns hernach an Ort und Stelle zu überzeugen, ob wir in unsern Schilderungen auch der Wahrheit nahe gekommen seyen. Leider aber kamen wir auch von dieser neuen Idee zurück. — Bei dem Projekte, das uns eine Zeitlang viel Vergnügen verschaffte, hatte mir Ampère, der in allen Sprachen Europa's zu Hause ist, den Auftrag gegeben, die originellen Volkslieder der Illyrier zu sammeln, — mir, der ich der totalste Ignorant in dieser Sprache war. Zur Vorbereitung darauf las ich Abbé Fortis' Reise in Dalmatien und ein statistisches Werk über Illyrien, schnappte ein paar slawische Worte auf, und schrieb in vierzehn Tagen die vorliegende Balladensammlung, welche geheimnißvoll in Straßburg gedruckt wurde, und das Portrait sammt Noten und Notizen über das Leben des Autors beigegeben erhielt; das Geheimniß ward getreulich bewahrt, und der Erfolg ganz unerwartet. Freilich wurde kaum ein Dutzend Exemplare davon abgesetzt, und das Herz blutet mir noch, wenn ich an den armen Verleger denke, der die Kosten dieser Mystifikation tragen mußte; allein je weniger das Büchlein in Frankreich gelesen wurde, desto begieriger ward es im Auslande verschlungen, und die competentesten Richter ließen mir Gerechtigkeit widerfahren. — Zwei Monate nach Erscheinen der Guzla schrieb mir Dr. Bowring, der Verfasser einer trefflichen slawischen Anthologie, um das Original meiner Verse; und ein gewisser deutscher Gelehrter, Namens Gerhard, sandte mir zwei dicke Bände slawischer Dichtungen in einer deutschen Uebersetzung sammt der der Guzla zu, die er in Versen bearbeitet hatte, weil er, wie er mir schrieb, unter meiner Prosa leicht das

Metrum der illyrischen Verse entdeckt habe; er verlangte von mir noch weitere Balladen, um einen dritten Theil seiner Sammlung daraus zu machen*). — Alexander Puschkin endlich übersetzte Einiges daraus in's Russische, und erinnerte mich dadurch an den in's Spanische zurückübersetzten „Gil Blas" und an die Lettres d'une religieuse portugaise; welche ebenfalls in's Portugiesische übertragen wurden..."

Im Jahr 1828 erschien ferner noch „La Jaquerie, scènes féodales; suivie de la famille de Carvajal. — Wenn die Jaquerie ein Versuch war, die dramatische Poesie in Viet's Manier zu bereichern, und in der objectiven Schilderung des französischen Bauernkriegs manche Anklänge an Göthe's „Götz v. Berlichingen" zeigt, womit sich auch einzelne Scenen wegen ihrer trefflichen drastisch-wirksamen Auffassung und Behandlung messen können, — so war die „Familie Carvajal" nur abermals ein Versuch, die mit Victor Hugo's Dramen und Romanen aufgekommene Behandlung menschlicher Leidenschaften und die beliebt werdende Literatur der Greuel, der empörendsten Verbrechen, durch größtmögliche Ueberbietung und Rabelais'sche Uebertreibung und Verzerrung an den Pranger zu stellen, wie bei uns in Deutschland Hauff und Börne um dieselbe Zeit Mißbräuche und Modelaster rügten und verhaßt machten, und von diesem Gesichtspunkte aus, den der Verfasser schon in der Vorrede dazu ironisch genug angegeben hat, kann man denn vom moralischen Begriffe aus Mérimée dieses Stück noch hingehen lassen.

*) Sollte dieß wahr seyn, so könnten diese Gedichte nichts Anderes seyn als die 1826—28 bei Barth erschienenen Gedichte W. Gerhard's unter dem Titel: „Wila; serbische Volkslieder und Heldenmährchen." 4 Theile.

Sein Roman: „**1572**, Chronique de Charles IX.“ (Paris 1829), womit wir unter dem Titel: „Die Bartholomäus-Nacht“ unsere Ausgabe einleiteten, hat ebensoviel Tadel als Bewunderung geerntet. Er gesteht in der Vorrede selbst, seine neuen Ansichten über die Ursachen der Bartholomäus-Nacht, und über die sittlichen und socialen Zustände des sechszehnten Jahrhunderts haben aus der Lektüre der meisten und bedeutendsten Memoiren jener Zeit diese eigenthümliche Wendung genommen; er glaube in den Anekdoten einer Epoche den sichersten Schlüssel zur Schilderung der Sittengeschichte zu finden, und die anekdotischen Züge, welche sich in den angezogenen Memoiren der damaligen Zeit vorfänden, entschuldigten auch vollkommen den Standpunkt, auf welchen er sich gestellt, und die Charaktere, die er geschaffen habe. — Wenn er nun mit schonungsloser Offenheit die Entsittlichung jener Zeit aufdeckt, so geschieht dieß wenigstens mit Geist, mit Frische, mit Lebendigkeit und Anmuth, und ohne ein Haschen nach obscönen und lasciven Gruppen, Bildern und Scenen. Kaum irgend ein Produkt der neuern französischen Literatur liest sich so gut und so anmuthig, als dieses kleine Chronikenbildchen, und die einzelnen Personen, die üppige und doch so bigotte Gräfin Turgis, die Herren vom Hofe, die hugenottischen Brüder, der König selber, kurzum das ganze Detail steht in der direktesten Verwandtschaft und Harmonie zum Ganzen. Vom Standpunkte der Poetik und Aesthetik aus ist der kleine Roman vollendet, — die Moral wird freilich ihren Stab darüber brechen wollen.

Die menschlichen Leidenschaften überhaupt spielen eine große Rolle in Mérimée's Werken; sie sind die Federn, welche Alles bewegen, die Räder, welche den Gang der Begebenheiten hervorrufen; das Pathos der Liebe mit all

seinen Auswüchsen und Verirrungen ist die stete Losung in seinen Werken. Am schönsten und vollkommensten wirkt dieses Pathos in dem tiefergreifenden Sittenbilde: La double méprise (Paris 1833), die doppelte Verachtung (der Uebersetzer unserer Ausgabe hat den Mißgriff begangen, diese Novelle „der doppelte Mißgriff" zu betiteln); es ist ein psychologisches Gemälde von tiefster Wahrheit, dem Leben entnommen, ein treues Abbild der Folgen geistiger und Alters-Mesalliancen. Der Charakter von Julie de Chaverny ist wunderbar lieblich gedacht, ihre innern Schicksale sind wahrscheinlich und die Katastrophe erschütternd und versöhnlich.

Am bekanntesten wurde und am meisten Beifall errang die unter dem Titel Mosaïque (Paris 1833) erschienene Sammlung von Novellen und Erzählungen, welche bis dorthin in verschiedenen Journalen zuerst abgedruckt gewesen waren. Einige davon wie „Matteo Falcone" und „Tamango" gehören zu dem Besten, was die Erzählungsliteratur der Franzosen geliefert hat, und sind wahre Tragödienstoffe, mit unvergleichlicher Gedrungenheit und Kürze in der schönsten, fließendsten, markigsten Prosa erzählt. Die Gestalten und Charaktere der Helden dieser Erzählungen sind ebenso lebenswahr als von Poesie durchduftet, und ihre Schicksale durch Erfindung und Verlauf gleich fein, verständig und lieblich gedacht. Sie ergreifen den unbefangensten naivsten Leser, wie den höchstgebildeten Kritiker, wie das mit den meisten Göthe'schen Dichtungen ebenfalls der Fall ist.

An Göthe's „Kunst und Alterthum" erinnern Mérimée's „Notes d'un Voyage dans le Midi de france," die wegen ihres archäologischen und kunstgeschichtlichen Materials, das sich hier in den Vordergrund drängt, sich zur Aufnahme in unsre Sammlung nicht eigneten. Ein

Gleiches gilt von seiner Voyage dans l'Ouest de France, welche im Jahr 1836 und 1837 erschienen, während er noch den Posten eines General-Inspectors der öffentlichen Denkmäler bekleidete.

Eine neuere Frucht der größeren Reise, die er 1830 nach Spanien unternommen, die höchst originelle und frische Novelle „Carmen," welche an Leben und drastischer Schilderung zu dem Ausgezeichnetsten seiner Feder gehört, haben wir alsbald nach ihrem Erscheinen unserer Sammlung einverleibt.

Mérimée scheint überhaupt neuerdings das lange beobachtete Schweigen brechen zu wollen, und verspricht demnächst größere Arbeiten auf dem Felde des Romans, welche wir seiner Zeit unserer Ausgabe einverleiben werden, und welche hoffentlich das Interesse rechtfertigen, welches unsere Leser schon nach dem seither Geleisteten an Mérimée's Talent nehmen werden.

K. G.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN